This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,751

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

25 (1895)
26 (1896)

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER, JOSEF SZOMBATHY, DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXV. BAND.

(Der neuen Folge XV. Band.)

Inv. Nr. 2195 (6)
Jahrg. 1895, 1896.

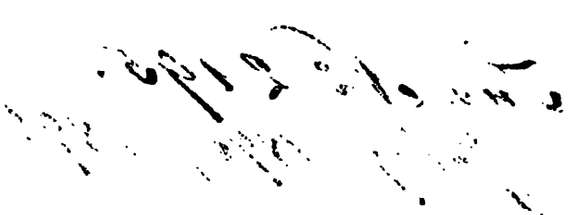
Mit 325 Text-Illustrationen.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1895.

GN
2
.A1
V.25-26



INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Schroeder, Dr. L. v. Ueber die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde. Antrittsvorlesung . . . 1

Leder, Hans. Ueber alte Grabstätten in Sibirien und der Mongolei 9

Wlislocki, Heinrich v. Die Lappenbäume im magyarischen Volksglauben 17

Weinzierl, Robert Ritter v. Die neolithische Ansiedlung bei Gross-Czernosek a. d. Elbe. (Mit 81 Text-Illustrationen) 29

Weissenberg, Dr. S. Ueber die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. (Mit 15 Text-Illustrationen) 50

Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. III. Der Hausrath des oberdeutschen Hauses. (Mit 41 Text-Illustrationen) 56

Weisbach, Dr. A. Die Salzburger. (Mit 3 Kartenskizzen) 69

Bünker, J. R. Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). (Mit 102 Text-Illustrationen) 89

Hoverka Edler v. Zderas, Dr. Oskar. Verzierungen der Nase. (Mit 27 Text-Illustrationen) 155

Bartels, Dr. Max. Ueber einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. (Mit 3 Text-Illustrationen) 177

Weinzierl, Robert Ritter v. Entgegnung auf Herrn Dr. M. Much's Kritik meiner Publication „Die neolithische Ansiedlung von Gross-Czernosek". (Mit 3 Text-Illustrationen) 189

Heif, Dr. M. Das Urnenfeld bei Borstendorf in Mähren. (Mit 36 Text-Illustrationen) 194

Weisbach, Dr. A. Die Bosnier. (Mit 4 Kartenskizzen und 8 Tabellen) 206

Literaturberichte.

Bannwarth, Dr. E. Anthropologische Wandtafeln. Nr. I. Orthognather Brachycephale 188

Bartels, Dr. Max. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Zwei Bände 240

Baumann, Dr. Oskar. Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisclaverei-Comités in den Jahren 1891—1893 27

Seite

Baumgartner, Alexander. Das Râmâyana und die Râmâliteratur der Inder 26

Bédier, Joseph. Les Fabliaux. Deuxième édit 182

Bobrinski, Graf Alexei. Kurgane und zufällige archäologische Funde in der Nähe von Smela . . . 85

Bois, Jules. Le Satanisme et la Magie. Avec une étude de J. K. Huysmans 181

Calliano, Gustav. Prähistorische Funde in der Umgebung von Baden bei Wien 22

Jastrebow, W. N. Materialien zur Ethnographie Neurusslands 87

Jerusalem, Wilh. Die Urtheilsfunction. Eine psychologische und erkenntnisskritische Untersuchung . 182

Keenen, Konstantin. Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden 85

Köstler, Karl. Handbuch der Gebiets- und Ortskunde des Königreiches Baiern. I. Abschnitt. Urgeschichte und Römerherrschaft bis zum Auftreten der Bajoarier. 1. Theil 184

Kraus, Franz. Höhlenkunde. Wege und Zweck der Erforschung unterirdischer Räume 187

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Zweite Auflage. Berlin 1894 186

Much, Dr. M. und Fischer, Ludwig Hans. Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer aus Oesterreich-Ungarn 185

Post, Dr. Albert H. Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 26

Ranke, Prof. Dr. Johannes. Der Mensch. Zweite Auflage. II. Band 21

Richlý, Heinrich. Die Bronzezeit in Böhmen 184

Schmidt, Emil. Reise nach Südindien 26

Steinen, Karl von den. Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingú-Expedition 1887—1888 . . . 20

Steinmetz, Dr. S. R. Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe 24

Strakosch-Grassmann, Gustav. Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn. I. Bd. 22

Zibrt, Dr. Čeněk. Seznam pověr a zvyklostí pohanských z VIII. věku. (Indiculus superstitionum et paganiarum) 24

Sitzungsberichte.

Seite

Ausschuss-Sitzung am 8. Januar 1895 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Schriftentausch . . . . . [1]
Monats-Versammlung am 8. Januar 1895 . . . . . [1]
1. **Haberlandt, Dr. M.** Animismus im Judenthum [1]
2. Discussion hierüber (Heger, Gomperz, Haberlandt) . . . . . [3]
3. **Török, Dr. Aurel v.** Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Moriz Benedikt in Wien . . . . [4]
4. **Benedikt, Dr. Moriz.** Antwort auf den vorhergehenden offenen Brief des Herrn Prof. Dr. Aurel v. Török . . . . . [9]
5. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [13]
Fest-Sitzung am 12. Februar 1895 zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens . . . . . [17]
1. **Andrian-Werburg, Ferdinand Freih. v.** Festrede [17]
2. **Benndorf, Dr. Otto.** Das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . . . . [24]
3. Begrüssung durch Deputationen . . . . . [29]
4. Eingelangte Adressen . . . . . [32]
5. Eingelangte Telegramme . . . . . [33]
6. Eingelangte Glückwunschschreiben . . . . [34]
7. Nominirung von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern . . . . . [35]
8. Schlussrede des Präsidenten . . . . . [35]
Anhang . . . . . [36]
I. Präsidenten der Gesellschaft . . . . . [36]
II. Vice-Präsidenten der Gesellschaft . . . . [36]
III. Secretäre der Gesellschaft . . . . . [36]
IV. Rechnungsführer der Gesellschaft . . . . [36]
V. Cassiere der Gesellschaft . . . . . [36]
VI. Ausschussräthe der Gesellschaft . . . . . [36]
VII. Verzeichniss der Mitglieder, welche der Gesellschaft seit 25 Jahren angehören . . . [37]
VIII. Vorstand und Mitglieder am 25. Jahrestage, 13. Februar 1895 . . . . . [37]
IX. Verzeichniss der Comités . . . . . [44]
X. Verzeichniss der in den bisher erschienenen Bänden I—XXIV der Mittheilungen enthaltenen Abhandlungen . . . . . [45]
Ausschuss-Sitzung am 6. März 1895 . . . . . [51]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [51]
2. Arbeiten im Jahre 1895 aus dem Fond für praktische Arbeiten . . . . . [51]
3. Rechnung über die Kosten der Stiftungsfeier [51]
4. Vorschlag zur Wahl eines Ehrenpräsidenten . [51]
5. Schlussrechnung für 1894 und Voranschlag für 1895; ferner Rechnungsabschluss für die Innsbrucker Versammlung . . . . . [51]
6. Delegirung des Secretärs Franz Heger als Vertreter zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Münchener anthropologischen Gesellschaft . . . . . [52]
7. Beitrag des Ministers für Cultus und Unterricht zur Herausgabe der Publicationen . . [52]
8. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [52]

Seite

9. Comité des Ingenieur- und Architekten-Vereines für die Erforschung des deutschen Bauernhauses; Delegirung Prof. Dr. Meringer's . . [52]
Jahres-Versammlung am 12. März 1895 . . . . . [52
1 Mittheilung des Vorsitzenden . . . . . [52]
2. Rechnungsabschluss für 1894 . . . . . [52]
3. Wahlen für den Ausschuss . . . . . [52]
4. Wahl des Ehrenpräsidenten, zweier Ehrenmitglieder und eines correspondirenden Mitgliedes . . . . . [53]
5. **Benedikt, Dr. Moriz.** Anthropologische Mittheilungen über Schädel und Gehirn des Mädchenmörders Schneider . . . . . [53]
6. **Marchesetti, Dr. C. v.** Uebersicht über seine Ausgrabungen im Jahre 1894 . . . . . [53]
7. **Moser, Dr. L. Karl.** Bericht über seine Thätigkeit in den Jahren 1893 und 1894 auf anthropologisch-prähistorischem Gebiete im österreichischen Litorale . . . . . [54]
8. **Hörmann, Konstantin.** Ueber die im Jahre 1894 vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo durchgeführten Arbeiten und Forschungen . . . . . [54]
9. **Palliardi, Jaroslav.** Bericht über seine Thätigkeit im Jahre 1894 . . . . . [56]
10. **Kivaña, Jos.** Ueber seine volkskundlichen Forschungen im Jahre 1894 . . . . . [57]
11. **Franc, F. X.** Ueber seine in den Jahren 1893 und 1894 auf Rechnung der Stadt Pilsen vorgenommenen Ausgrabungen . . . . . [58]
12. **Richlý, Heinrich.** Ueber seine Forschungen im südöstlichen und südlichen Böhmen im Jahre 1894 . . . . . [60]
13. **Weinzierl, Robert Ritter v.** Vorläufiger Bericht über seine Grabung in den Monaten Juli und August auf dem südöstlich von Lobositz gelegenen Lösshügel . . . . . [62]
14. **Zawiliński, Roman.** Bericht über Arbeiten und Forschungen in Galizien im Jahre 1894 . . [62]
15. **Pisko, Julius.** Volksmedicin in Nordalbanien . [63]
16. **Stratimirović, Georg v.** Das illyrische Achselband . . . . . [64]
17. **Tappeiner, Dr. Franz.** Zur Ethnographie und Anthropologie der Resianer (Provinz Udine) . [66]
18. **Schroeder, Dr. Leopold v.** und **B. Knapp.** Ueber das Hexenbraten . . . . . [67]
Ausschuss-Sitzung am 9. April 1895 . . . . . [68]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [68]
2. Bericht über die 25jährige Stiftungsfeier der Münchener Anthropologischen Gesellschaft . [68]
3. **Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v.** Dankschreiben für seine Wahl zum Ehrenpräsidenten [68]
4. Beschluss über die Excursion nach Bosnien-Hercegovina . . . . . [68]
Monats-Versammlung am 9. April 1895 . . . . . [68]
1. Mittheilung des Vorsitzenden über die beschlossene Excursion nach Bosnien-Hercegovina [68]
2. **Heernes, Dr. Moriz.** Ueber die Anfänge der Kunst [68]

Seite

Monats-Versammlung am 14. Mai 1895 . . . . . [68]
1. **Hoernes, Dr. Moriz.** Die neolithische Station von Butmir . . . . . [68]
2. **Haberlandt, Dr. Michael.** Bilder vom japanisch-chinesischen Kriegsschauplatze und über die Zaubermuster der Orang Sêmang . . . . . [69]

Ausserordentliche Versammlung am 28 Mai 1895 . . [69]
1 Begrüssung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Therese von Baiern durch den Vorsitzenden [69]
2. **Szombathy, Josef.** Ueber die Tumuli von Fischau [69]
3. **Haberlandt, Dr. Michael.** Die indische Frau . [69]

Bericht über die Excursion nach Znaim am 15. und 16. Juni 1895. Von Dr. Wilhelm Hein . . . [70]

Geschenke für die Bibliothek . . . . . [74]

Bericht über die Excursion nach Bosnien und der Hercegovina. Von F. Heger . . . . . [83]

Monats-Versammlung am 12. November 1895 . . . . [90]
1. **Andrian, Dr. F. Freih. v.** Nachruf auf Dr. H. Post [90]
2. Drei Vorträge über die čecho-slavische ethnographische Ausstellung in Prag 1895 [90]
Marko, Dr. M. Zur Geschichte und Charakteristik der Prager ethnographischen Ausstellung . [90]

Seite

Meringer, Dr. R. Die čechisch-slavische ethnographische Ausstellung in Prag, speciell in Bezug auf das čechische Haus und seine Geräthe. (Mit 9 Text-Illustrationen) . . . [98]
Heger, Franz. Die Ethnographie auf der Ausstellung in Prag (mit Ausnahme des Hauses und dessen Einrichtung) . . . . . [105]
Bancalari, Gustav. Discussion . . . . . [110]

Ausschuss-Sitzung am 16 November 1895 . . . . . [111]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [111]
2. Bericht über die Excursion nach Bosnien . . [112]
3. Druckkostenantheil für den Innsbrucker Congressbericht . . . . . [112]
4. Schriftentausch . . . . . [112]
5. Verwendung des Fondes für praktische Arbeiten im Jahre 1895 . . . . . [112]
6. Beitrag Sr. Majestät zu dem Fonde für praktische Arbeiten . . . . . [112]
7. Siebzigjährige Geburtsfeier von Dr. W. Gremplер [112]

Monats-Versammlung am 10. December 1895 . . . . [112]
Müller, Dr. David Heinrich. Die Grundgesetze der arsemitischen Poesie und die Chöre der griechischen Tragödie . . . . . [112]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v. Literaturberichte 20, 181, 182
— Festrede . . . . . [17]
— Schlussworte bei der Festfeier . . . . . [35]
— Dankschreiben für seine Wahl zum Ehrenpräsidenten . . . . . [68]
— Nachruf auf Dr. H. Post . . . . . [90]

Bancalari, Gustav. Discussion bei dem Vortrage über die Prager ethnographische Ausstellung . . . [110]

Bartels, Dr. Max. Ueber einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. (Mit 3 Text-Illustrationen) 177

Benedikt, Dr. Moriz. Antwort auf den offenen Brief des Herrn Prof. Dr. Aurel v. Török . . . . . [9]
— Anthropologische Mittheilungen über Schädel und Gehirn des Mädchenmörders Schneider . . . [53]

Benndorf, Dr. Otto. Das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha. (Mit 4 Text-Illustrationen) . . [24]

Bugiel, W. Literaturbericht 87

Bünker, J. R. Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). (Mit 102 Text-Illustrationen) 89

Dittel, Dr. Leopold Ritter v. Begrüssung . . . . . [31]

Franc, F. X. Ueber seine in den Jahren 1893 und 1894 auf Rechnung der Stadt Pilsen vorgenommenen Ausgrabungen . . . . . [58]

Gomperz, Dr. Theodor. Discussion bei dem Vortrage „Animismus im Judenthum“ . . . . . [3]

Grempler, Dr. Wilhelm. Begrüssung . . . . . [29]

Seite

Haberlandt, Dr. M. Literaturberichte 24, 26, 27
— Animismus im Judenthum . . . . . [1] [4]
— Bilder vom japanisch-chinesischen Kriegsschauplatze und über die Zaubermuster der Orang Sêmang . . . . . [69]
— Die indische Frau . . . . . [69]

Handlirsch, A. Begrüssung . . . . . [31]

Hauer, Dr. Franz Ritter v. Begrüssung . . . . . [29]

Heger, Franz. Literaturbericht 240
— Discussion bei dem Vortrage „Animismus im Judenthum“ . . . . . [3]
— Bericht über die Excursion nach Bosnien und der Hercegovina 1. bis 16. September 1895 . . . [83]
— Die Ethnographie auf der Ausstellung in Prag (mit Ausnahme des Hauses und dessen Einrichtung) . . . . . [105]

Hein, Dr. Wilhelm. Bericht über die Excursion nach Znaim am 15. und 16. Juni 1895 . . . . . [70]

Helf, Dr. M. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren. (Mit 36 Text-Illustrationen) 194

Hoernes, Moriz. Literaturberichte 22, 85
— Ueber die Anfänge der Kunst . . . . . [68]
— Die neolithische Station von Butmir . . . . [68]

Hörmann, Konstantin. Ueber die im Jahre 1894 vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo durchgeführten Arbeiten und Forschungen [54]

Heverka Edler v. Zderas, Dr. Oskar. Verzierungen der Nase. (Mit 27 Text-Illustrationen) 155

Seite

Inama-Sternegg v. Literaturbericht 184
— Begrüssung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Therese von Baiern . . . . . [69]
Karrer, Felix. Begrüssung . . . . . [31]
Kivaña, Josef. Ueber seine volkskundlichen Forschungen im Jahre 1894 . . . . . [57]
Leder, Hans. Ueber alte Grabstätten in Sibirien und der Mongolei 9
Lorenz von Liburnau, Dr. Josef Roman Ritter. Begrüssung . . . . . [31]
Marchesetti, Dr. C. v. Uebersicht über seine Ausgrabungen im Jahre 1894 . . . . . [53]
Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. III. Der Hausrath des oberdeutschen Hauses. (Mit 41 Text-Illustrationen) 56
— Die čechisch-slavische ethnographische Ausstellung in Prag, speciell in Bezug auf das čechische Haus und seine Geräthe. (Mit 9 Text-Illustrationen) . [98]
Meurer, Julius. Begrüssung . . . . . [32]
Moser, Dr. L. Karl. Bericht über seine Thätigkeit in den Jahren 1893 und 1894 auf anthropologisch-prähistorischem Gebiete im österreichischen Litorale [54]
Much, Dr. M. Begrüssung . . . . . [30]
Müller, Dr. David Heinr. Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie und die Chöre der griechischen Tragödie [112]
Müller, Dr. Otto. Rechnungsabschluss für das Jahr 1894 [52]
Müllner, Alphons. Begrüssung . . . . . [32]
Murko, Dr. M. Literaturbericht 24
— Zur Geschichte und Charakteristik der Prager ethnographischen Ausstellung im Jahre 1895 . [90]
Pallardi, Jaroslav. Bericht über seine Thätigkeit im Jahre 1894 . . . . . [56]
Pisko, Julius. Volksmedicin in Nordalbanien . . . . [63]
Ranke, Dr. Johannes. Begrüssung . . . . . [29]
Richlý, Heinrich. Ueber seine Forschungen im südöstlichen und südlichen Böhmen im Jahre 1894 . [60]

Seite

Schroeder, Dr. L. v. Ueber die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde. Antrittsvorlesung 1
— Ueber das Hexenbraten . . . . . [67]
Sieger Dr. Robert. Begrüssung . . . . . [32]
Stache, Dr. Guido. Begrüssung . . . . . [30]
Stieda, L. Literaturbericht 85
Stratimirović, Georg v. Das illyrische Achselband . [64]
Szombathy, Josef. Literaturberichte. 21, 22, 184, 185, 186, 187, 188
— Ueber die Tumuli von Fischau . . . . . [69]
Tappeiner, Dr. Franz. Mittheilung zur Ethnographie und Anthropologie der Resianer (Provinz Udine) . . [66]
Török, Dr. Aurel v. Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Moriz Benedikt in Wien . . . . . [4]
Virchow, Prof. Dr. Rudolf. Begrüssung . . . . . [29]
Waldeyer, Prof. Dr. Wilhelm. Begrüssung . . . . . [29]
Weinzierl, Robert Ritter v. Die neolithische Ansiedlung bei Gross-Czernosek an der Elbe. (Mit 81 Text-Illustrationen) 29
— Entgegnung auf Herrn Dr. Much's Kritik meiner Publication „Die neolithische Ansiedlung von Gross-Czernosek". (Mit 3 Text Illustrationen) 189
— Vorläufiger Bericht über seine Grabung in den Monaten Juli und August 1894 auf dem südöstlich von Lobositz gelegenen Lösshügel . . . . , [62]
Weisbach, Dr. A. Die Salzburger. (Mit 3 Kartenskizzen) 69
— Die Bosnier. (Mit 4 Kartenskizzen und 3 Tabellen) 206
Weissenberg, Dr. S. Ueber die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. (Mit 15 Text-Illustrationen) 50
Wieser, Dr. Franz Ritter v. Begrüssung . . . . . [32]
Wlislocki, Heinrich v. Die Lappenbäume im magyarischen Volksglauben 17
Zawiliński, Roman. Ueber Arbeiten und Forschungen in Galizien im Jahre 1894 . . . . . [62]

Inv. No 2195.
GEWER ESC...
IN WIEN

Ueber die

Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde.

Antrittsvorlesung

von **Dr. L. v. Schroeder,** a. o. Professor an der Universität Innsbruck.

Die Anfänge der Indologie in Europa und der mit ihr und aus ihr emporgewachsenen vergleichenden Sprachwissenschaft sind schon so oft geschildert worden, dass dieselben auch in weiteren Kreisen allgemein bekannt sein dürften. Weniger bekannt ist dagegen wohl die weitere Entwicklung der erstgenannten Wissenschaft, das Hervorwachsen noch anderer vergleichender Disciplinen aus derselben und der daraus sich ergebende, noch in beständigem Wachsthume begriffene Gewinn für die allgemeine Völkerkunde. Ueber diese Entwicklung und über die Beziehung der Indologie zur allgemeinen Völkerkunde sei es mir darum verstattet, in dieser Stunde einige Worte zu sagen. Liegt doch nichts näher als die Behandlung dieses Gegenstandes beim Antritte eines Lehramtes, welches nach der Bestimmung einer hohen Regierung die Indologie unter gleichzeitiger Berücksichtigung der allgemeinen Völkerkunde vertreten und demgemäss zwischen beiden Forschungsgebieten eine vermittelnde Stellung einnehmen soll.

Die erste Periode unserer indologischen Forschung, welche sich vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis etwa in die Mitte der Vierziger-Jahre des laufenden Jahrhunderts erstreckt, ist vor Allem durch zwei Umstände charakterisirt: 1. die fast ausschliessliche Richtung dieser Forschung auf die dem indischen Mittelalter entstammenden Werke der eigentlichen Sanskritliteratur, und 2. den engen Zusammenhang dieser Forschung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Die ältere indische Sprache, in welcher die ganze grosse Literatur der Veden abgefasst ist und welche nur missbräuchlich oft auch Sanskrit oder vedisches Sanskrit genannt wird, lag damals noch so gut wie ganz ausserhalb des Gesichtskreises der Forscher; und auch die jüngeren Dialekte, wie Prakrit, Pali u. A., mit ihrer reichen und ausgebreiteten Literatur erfuhren nur geringe Berücksichtigung. Das eigentliche Sanskrit, die classische Sprache des indischen Mittelalters, mit seiner Literatur, den grossen Epen, den originellen und zum Theil durchaus genialen Dramen, den lyrischen und gnomischen Schöpfungen, den Fabel- und Märchenwerken, der hochbedeutsamen Grammatik und Lexikographie, Philosophie und Rechtswissenschaft, bildete das Studium der Pioniere unserer Wissenschaft und fand zum Theile bereits damals mustergiltige Bearbeitung. An die Engländer Colebrooke, Jones und Wilson schlossen sich die Deutschen A. W. v. Schlegel, Bopp, Lassen, Böhtlingk u. A. mit ihren grossen Leistungen an. Aus jener Zeit schreibt es sich her, wenn auch noch heutzutage die Indologen meistentheils schlechtweg Sanskritisten genannt werden, obgleich diese Bezeichnung genau genommen viel zu enge ist.

Aus diesem Sanskritstudium aber entsprang unmittelbar und als Frucht desselben die vergleichende Sprachwissenschaft, welche, ausgehend vom alterthümlichen und durchsichtigen Bau der Sanskritsprache, die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen erweist. Den geistreichen Versuchen Friedrich v. Schlegel's folgte Franz Bopp, gerüstet mit gründlicher Kenntniss des Sanskrit, und wurde der eigentliche Schöpfer der vergleichenden Grammatik. Ihn ergänzte bald nach der etymologischen Seite Pott und für's germanische Sprachgebiet Jakob Grimm, während Wilhelm v. Humboldt die Sprachwissenschaft über die Vergleichung hinaus auf die Höhen philosophischer Betrachtung erhob. Die glänzenden Resultate dieser Forscher erregten die allgemeinste Bewunderung und trugen nicht wenig dazu bei, das Aufblühen der Sanskritstudien zu fördern.

Einer Wissenschaft, die so Grosses im Gefolge hatte, öffnete sich überall Thür und Thor, und auch die lange andauernde Abneigung der classischen Philologie war nicht im Stande, den siegreichen Fortgang zu hemmen. Sanskritforschung und vergleichende

Sprachwissenschaft standen zusammen und stützten sich gegenseitig; darauf beruhte zum grossen Theile ihr beiderseitiger rascher Erfolg.

Etwa um die Mitte der Vierziger-Jahre vollzieht sich ein Umschwung in den indologischen Studien, indem die meisten hervorragenden jüngeren Kräfte jener Zeit sich der Erforschung der so eminent wichtigen Veden, der ältesten Literatur der Inder, zuwandten.

Dies schwierige Gebiet war von der Forschung bis dahin noch fast unberührt gelassen, denn auch die diesbezüglichen Arbeiten Colebrooke's und Rosen's sind nur als erste Versuche zu bezeichnen. Da war es vor Allem der berühmte französische Gelehrte Burnouf, der die Bedeutung des Veda erkannte und durch seine Vorlesungen am Collège de France das Studium desselben anregte. Im Jahre 1846 erschien seines grossen Schülers Rudolf Roth epochemachende Abhandlung „Zur Literatur und Geschichte des Veda", und damit beginnt die Aera der Vedenforschung in Europa.

Roth, Max Müller, Benfey, Weber, Whitney, Ad. Kuhn, Aufrecht — das sind die grossen Namen, welche in dieser Epoche zunächst hervortreten, und diesen Männern schliessen sich im Laufe der Zeit eine lange Reihe jüngerer Forscher an.

Die nächstliegende Aufgabe war die Herausgabe der vedischen Texte, vor Allem der sogenannten Saṃhitâs, der Hauptbücher der vier Veden. Der Rigveda, das älteste und wichtigste dieser Werke, wurde sammt dem grossen einheimischen Commentar des Sâyaṇa von M. Müller herausgegeben, ohne denselben von Aufrecht. Die Saṃhitâ des Sâmaveda gab Benfey mit Uebersetzung und Glossar heraus, die des Atharvaveda Roth im Vereine mit seinem Schüler Whitney, dem jüngst verstorbenen Begründer der indologischen Forschung in Amerika. Von den fünf uns bekannten Versionen des Yajurveda veröffentlichte Weber zwei, und zwar die jüngeren, Vâjasaneyi-Saṃhitâ und Tâittirîya-Saṃhitâ. Eine dritte, ältere, die sogenannte Mâitrâyaṇî-Saṃhitâ, wurde später von mir herausgegeben. Noch sind zwei übrig, die Saṃhitâ der Kaṭha- und der Kapishṭhala-Kaṭha-Schule, mit deren Herausgabe ich zur Zeit beschäftigt bin. Erst wenn auch diese Bücher im Drucke erschienen sind, werden alle uns bekannten vedischen Saṃhitâs veröffentlicht sein.

Damit aber ist die vedische Literatur noch lange nicht erschöpft. An die Saṃhitâs schliessen sich als nächstjüngere Schicht die umfangreichen Brâhmaṇas, weiterhin die Âraṇyakas und Upanishaden, die Çrâuta- und Gṛihya-Sûtras an, grösstentheils Werke rituellen und theologischen, zum Theil aber auch philosophischen Charakters, deren Herausgabe schon viel Zeit und Arbeit in Anspruch genommen hat, aber noch keineswegs zum Abschlusse gebracht ist.

Die Herausgabe der Texte aber ist nur der erste und nicht einmal der schwierigste Theil der Aufgabe. Es galt und gilt noch, ein möglichst vollkommenes Verständniss des schwierigen Inhaltes der vedischen Bücher zu gewinnen. Mit dieser Arbeit der Interpretation, des Uebersetzens und Erklärens, der lexikalischen und grammatischen Aufhellung der Texte sind zahlreiche Forscher seit den Vierziger-Jahren beschäftigt und doch ist ein Ende dieser Arbeit noch gar nicht abzusehen.

Das hervorragendste Verdienst um die Interpretation des Veda hat sich unstreitig Roth erworben, und zwar hauptsächlich durch den vedischen Theil des grossen Petersburger Wörterbuches. Neben ihm aber arbeiteten auf dasselbe Ziel hin Männer wie A. Kuhn, M. Müller, Muir, Grassmann, Ludwig, Bergaigne, Geldner, Pischel, Oldenberg u. A. A. Ludwig veröffentlichte eine vollständige Uebersetzung des Rigveda und eine ebensolche verdanken wir auch Grassmann, der zudem noch ein vortreffliches Wörterbuch zum Rigveda herausgab. Das Studium der vedischen Grammatik wurde durch Benfey, Whitney, Delbrück, Lanman, Bloomfield u. A. gefördert; an der Aufhellung des complicirten Rituals arbeiteten Weber, Haug, Hillebrandt, Bergaigne, Garbe, Knauer u. A.; die Mythologie des Veda wurde zuerst namentlich von A. Kuhn und M. Müller, dann von Hillebrandt, auch Bloomfield, Bradke u. A. behandelt, während die allgemeinen Culturverhältnisse der vedischen Zeit an H. Zimmer einen talentvollen Bearbeiter fanden.

Hinter der regen Arbeit auf dem neu erschlossenen vedischen Gebiete musste naturgemäss das Studium der eigentlichen Sanskritliteratur zeitweilig zurücktreten; aber dasselbe ging darum doch ruhig weiter und machte sich im Verlaufe der Zeit mit der ganzen ihm gebührenden Bedeutung neben den vedischen Studien wieder geltend. Rechnen wir die zweite Periode der indologischen Forschung von der Mitte der Vierziger-Jahre bis in die Gegenwart, so weist diese Zeit auch auf dem Gebiete der eigentlichen Sanskritliteratur zahlreiche Leistungen allerersten Ranges auf. So vor Allem Böhtlingk's Antheil an dem grossen Petersburger Wörterbuche, diesem imposanten Thesaurus der altindischen Sprache; so ferner die von wahrhaft staunenswerther Beherrschung

der indischen Literatur zeugenden zahlreichen Arbeiten Bühler's; so eine lange Reihe von Arbeiten Weber's, Stenzler's, Kielhorn's, Kern's u. A. In den Siebziger- und Achtziger-Jahren erwachsen diesem Gebiete immer neue Mitarbeiter: allen voran Hermann Jacobi und Richard Pischel, weiter Jolly, Cappeller, Deussen, Garbe, Zachariae, Holtzmann, Hopkins, M. A. Stein, Franke, Liebich u. A.

Eine überaus bedeutsame Erweiterung erfuhr die indologische Forschung gleichzeitig durch die Ausdehnung der Arbeit auf das Gebiet der jüngeren Dialekte, vor Allem der eminent wichtigen Pâli- und Prakritliteratur. Auch auf diesem Gebiete war Burnouf (neben Lassen) bahnbrechend. Neben ihm und nach ihm arbeiten in der gleichen Richtung Männer, wie Childers, Fausböll, Spence Hardy, de Alwis, Weber, Ernst Kuhn, Pischel, Jacobi, Oldenberg, die beiden Goldschmidt, Leumann u. A. Sie erschliessen uns den im Pâlidialekt abgefassten wichtigsten Theil der Literatur des Buddhismus und ebenso die bedeutsamsten Denkmäler der Prakritliteratur, neuerdings namentlich auch die grosse Literatur der Jaina-Secte.

Dazu kommt dann noch das in seiner hohen Wichtigkeit immer mehr hervortretende, zuerst und vornehmlich von den Engländern gepflegte Studium der indischen Inschriften, auf welchem Gebiete sich aber auch Deutsche, wie Bühler und Kielhorn, sehr hervorgethan haben.

So wird gegenwärtig auf allen Gebieten — dem des Veda, des Sanskrit, der jüngeren Dialekte und der Inschriften — gleichmässig mit regstem Eifer gearbeitet. Wir dürfen von einer Blüthezeit der indologischen Forschung reden, die in erfreulichstem Fortgange begriffen ist.

Jedes Jahr bringt uns tiefere Einsicht in die Sprache und Literatur, die Grammatik, Rhetorik und Poetik, die Mythologie und Philosophie, das Recht und endlich auch die früher fast hoffnungslos angesehene Geschichte der Inder.

Neben der so immer reicher sich entfaltenden Indologie und durch dieselbe, insbesondere durch die vedischen Studien beständig gestützt und gefördert, ging die vergleichende Sprachwissenschaft ihren Gang weiter, zunächst in ruhig vorschreitender Entwicklung, bis — nach dem Tode von Bopp und Schleicher — in den Siebziger-Jahren eine Krisis eintrat, welche des Näheren zu schildern ich hier nicht unternehmen kann. Eine gewisse Ernüchterung charakterisirt dieselbe. Viele der bisherigen Resultate wurden über Bord geworfen. Ein Zug von Skepsis, ein Streben nach immer exacterer Behandlung der Probleme macht sich geltend, namentlich bezüglich der Laute und Lautgesetze. Die Arbeit der Forscher wurde bei dem massenhaft anwachsenden Materiale immer schwieriger und complicirter und — nach Vorwegnahme der nächstliegenden wichtigsten Resultate — naturgemäss immer weniger lohnend.

Umsomehr Achtung verdienen die Männer, welche unter solchen ungünstigeren Bedingungen dieser Wissenschaft neuen bedeutenden Gewinn zu erarbeiten gewusst haben. Unter ihnen treten durch grosse Leistungen Johannes Schmidt und Karl Brugman am meisten hervor. Einen Zuwachs erfuhr die vergleichende Sprachforschung auch durch die namentlich von Delbrück geförderte vergleichende Syntax.

Die vergleichende Methode, welche, zuerst an den indogermanischen Sprachen geübt, zu so glänzenden Resultaten geführt hatte, wurde inzwischen auch auf andere Sprachfamilien angewendet — die semitische, die ugrofinnische u. a. m.; und man schritt weiter zur vergleichenden Betrachtung auch solcher Sprachen und Sprachgruppen vor, welche untereinander in keinem genealogischen Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Man suchte die hauptsächlichsten Typen des menschlichen Sprachbaues festzustellen und einen allgemeinen, durch die Vergleichung vertieften Ueberblick über alle Sprachen der Erde zu gewinnen. So entwickelte sich aus der vergleichenden Sprachforschung die allgemeine Sprachwissenschaft, als deren hervorragendste Vertreter Heinrich Steinthal und Friedrich Müller bezeichnet werden müssen. Die allgemeine Sprachwissenschaft aber ist ein wesentlicher und sehr wichtiger Theil der allgemeinen Völkerkunde, welche so grossen Gewinn mittelbar der Indologie verdankt; denn aus dem Sanskritstudium erwuchs die vergleichende Sprachforschung und aus dieser erst die allgemeine Sprachwissenschaft.

Neben der Sprachwissenschaft aber erwachsen in der zweiten Periode der indologischen Forschung, und zwar aus dieser heraus, noch eine Reihe anderer vergleichender Disciplinen, welche theils schon jetzt der allgemeinen Völkerkunde bedeutenden Gewinn bringen, theils in der Zukunft solchen abzuwerfen versprechen.

Das Studium des Veda erschloss uns die Götterwelt der Inder in ihrer ältesten Gestaltung und die naheliegende Vergleichung der hier sich zeigenden mythologischen Gebilde mit denen der anderen indo-

germanischen Völker führte bald zur Begründung der vergleichenden Mythologie, als deren eigentlicher Schöpfer Adalbert Kuhn anzusehen ist, dessen Arbeit rücksichtlich der germanischen Völker durch Jakob Grimm auf das Reichste ergänzt ward. Wie man auf dem Wege der Vergleichung urindogermanische Sprachformen construirte, so versuchte man nun auf die gleiche Weise urindogermanische Mythologie zu eruiren — ein Streben, das, an sich durchaus berechtigt, auf diesem einer exacten Behandlung weit weniger günstigen Gebiete leider vielfache Irrungen und Missgriffe im Gefolge hatte, welche den Credit der jungen Wissenschaft in der Folge schwer schädigen sollten. Die Krisis der Ernüchterung, welche seit den Siebziger- und Achtziger-Jahren bezüglich der vergleichenden Mythologie platzgegriffen, trägt hier einen viel tiefgreifenderen Charakter, wie bei der vergleichenden Sprachforschung — ja, es fehlt nicht an Stimmen, welche, wie Otto Gruppe, dieser Wissenschaft überhaupt die Berechtigung der Existenz absprechen wollen. Die Vertreter dieses Standpunktes schiessen nach der entgegengesetzten Richtung ebenso weit über das Ziel hinaus wie Diejenigen, welche in jedem Märchen gleich urindogermanische Mythologie entdecken wollen. Auf eine Widerlegung der extremen Gruppe'schen Richtung kann ich mich hier natürlich nicht einlassen. Ich gebe dieselbe in meinen Vorlesungen über vergleichende Mythologie und Religionsgeschichte der indogermanischen Völker. Nur so viel sei bemerkt, dass Gruppe von der ganz willkürlichen, unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzung ausgeht, das indogermanische Urvolk habe überhaupt gar keine Religion und Mythologie besessen — eine Behauptung, die durchaus im Widerspruche steht mit der Thatsache, dass wir bis jetzt kein Volk der Erde kennen, welches bei einigermassen gründlicher Untersuchung sich als wirklich bar aller Religion und Mythologie erwiesen hätte.

Und so viel steht unter allen Umständen fest, dass die Arbeit der vergleichenden Mythologie eine Fülle von Material zusammengebracht hat, welches für die allgemeine Völkerkunde von der grössten Bedeutung ist. Die vergleichende Mythologie ist, wie ich in mehreren Arbeiten gezeigt zu haben glaube, auch für die classische Archäologie nicht ohne Werth, insoferne sie die Kunstmythologie befruchtet und vertieft, während sie wiederum von Seiten der Archäologie reiche Belehrung und Anregung empfängt. Es liesse sich ferner an mehr als einem Beispiele zeigen, wie die Missachtung der vergleichenden Mythologie direct Schaden bringt und den Gesichtskreis beengt [1]). Und hinsichtlich der Methode der vergleichenden Mythologie ist der grosse Fortschritt nicht zu verkennen, welcher vor Allem durch die Arbeiten Wilhelm Mannhardt's angebahnt ist. Das Vorzügliche derselben aber besteht in der möglichst weit ausgedehnten und zugleich quellenmässig kritischen Zusammenstellung der verwandten mythologischen Gebilde und abergläubischen Vorstellungen. Wir werden es uns auch in der Zukunft nicht nehmen lassen, durch Vergleichung das Alte und Aelteste resp. das der indogermanischen Urzeit Angehörige festzustellen; aber wir wissen jetzt, dass das Letztere, das Urindogermanische, von bescheidenerem Umfange ist, als man früher glaubte, und mehr als früher rechnen wir bei der Vergleichung: 1. mit von einander unabhängigen analogen Bildungen und 2. mit der Uebertragung von einem Volke zum anderen. Und wir sind weiter durch die hochinteressanten Resultate der immer kräftiger aufblühenden allgemeinen Völkerkunde zu der Erkenntniss gelangt, dass wir in dem, was sich als urindogermanisches Erbe bezeichnen lässt, schon zwei übereinander gelagerte Schichten wohl zu unterscheiden haben: nämlich 1. eine ältere Schicht von primitiven Vorstellungen, die sich in überraschender Gleichartigkeit über den ganzen Erdball verbreitet findet und als allgemein menschlich anzusehen ist, und 2. eine darüber liegende Schicht jüngerer Bildungen, welche den Indogermanen speciell angehört.

Und hiemit ist das wichtigste Moment für die Weiterentwicklung unserer Wissenschaft bereits angedeutet. Denn damit auch die vergleichende Mythologie, gleich der vergleichenden Sprachforschung, zu einer Disciplin der allgemeinen Völkerkunde, einer allgemeinen Wissenschaft der Mythologie und natürlichen Religion auswachse, mussten und müssen noch andere allgemeine Studien fördernd und ergänzend hinzutreten. Die Erforschung der Religion und Mythologie der Naturvölker, wie sie namentlich von E. B. Tylor, Andrew Lang u. A. gepflegt ist, hat bereits reichen Gewinn in dieser Richtung ge-

[1]) Beachtung dieses Gebietes der Forschung hätte Pischel vor seiner Gleichsetzung des Gandharven mit dem Embryo bewahrt, deren Unhaltbarkeit schon Hillebrandt gezeigt hat; und solche Beachtung hätte Geldner dazu verhelfen können, den Urvaçi-Mythus tiefer in seinem Wesen und Zusammenhange zu verstehen, d. h. als sogenannte Schwanjungfrauensage, als welche ich ihn schon vor dem Erscheinen von Geldner's Untersuchung erwiesen zu haben glaube.

bracht; desgleichen so einschneidende principielle Erörterungen, wie die über die Bedeutung des Seelencults, welcher, wenn auch von einigen Forschern, wie namentlich Julius Lippert, in seiner Bedeutung übertrieben, doch gegenwärtig als etwa gleichberechtigte Wurzel religiöser und mythologischer Vorstellungen neben die früher fast allein beachtete animistische Personification der Naturphänomene getreten ist. Die historisch-philologischen und die anthropologischen Studien müssen sich die Hand reichen, damit wir das Ziel einer allgemeinen Wissenschaft der Mythologie und natürlichen Religion erreichen, und viel hat bis dahin noch zu geschehen; wenn aber das Ziel erreicht ist, wird man der aus der Indologie entsprossenen vergleichenden Mythologie trotz aller Missgriffe den Dank nicht vorenthalten, den sie verdient.

Mythologie ist älteste Poesie. Wäre es aber nicht möglich, so lässt sich fragen, dass ausser gewissen mythologischen Erzählungen auch sonst noch poetische Schöpfungen der indogermanischen Urzeit sich nachweisen liessen? Das ist an sich nicht undenkbar. Und in der That machte A. Kuhn es für gewisse uralte Sprüche, sogenannte Segen, wahrscheinlich, dass dieselben der indogermanischen Urzeit entstammten. Es ist auch sogar dem urindogermanischen Verse nachgespürt worden. Männer wie Adolf Holtzmann und Jakob Grimm hielten es für möglich, dass gewisse Elemente des Epos resp. der Thiersage in die Urzeit zurückreichten. Man könnte dasselbe von so weit verbreiteten Sagenstoffen wie der Rostem-Suhrab-Hildebrand-Sage vermuthen. Aber man bewegt sich da doch in vagen Vermuthungen. Die Forschung wandte sich zum Glücke bald einem greifbareren und dankbareren Objecte zu, nämlich der durch Vergleichung zu ermittelnden, in historischer Zeit erfolgten Uebertragung gewisser literarischer Stoffe von einem Volke zum anderen. Auch hier ging der Anstoss wieder von der Indologie aus. Theodor Benfey war es, der in seiner berühmten Einleitung zur Uebersetzung des Pantschatantra zeigte, wie die indischen Fabeln und Märchen auf verschiedenen Wegen über den Orient und Occident hin gewandert sind, und damit inaugurirte er eine neue Wissenschaft, die vergleichende Literaturwissenschaft, welche zunächst hauptsächlich den Wanderungen der Fabel- und Märchenstoffe zugewendet blieb, ohne Anderes darum auszuschliessen. Durch so hervorragende Forscher wie Reinhold Köhler und Felix Liebrecht erfuhr diese Wissenschaft die reichste Förderung, während sie gegenwärtig wohl in Ernst Kuhn ihren bedeutendsten Vertreter hat.

Die Wanderung der erwähnten literarischen Gebilde ist nicht an irgend welche Völkerfamilien oder Rassen gebunden; wir haben es darum hier schon mit einer neuerstehenden Disciplin der allgemeinen Völkerkunde zu thun. Die Erforschung dieser Wanderungen sollte aber naturgemäss ergänzt werden durch die Untersuchung solcher Erzählungsstoffe, welche, aus allgemein menschlichen Prämissen hervorgehend, sich selbstständig unter den verschiedensten Völkern der Erde entwickelt haben. Ich erwähne beispielsweise nur die sogenannten Werwolfsagen, welche aus dem über die ganze Erde verbreiteten uralten Glauben hervorgehen, dass die Seelen nicht nur verstorbener, sondern auch noch lebender Menschen unter Umständen in Thierleiber eingehen und eventuell Schaden stiften können. Wenn ferner an die über die ganze Erde verbreiteten Geräthe der Steinzeit sich bei den verschiedensten Völkern aller Erdtheile ganz ähnliche Sagen vom „Donnerstein“ anknüpfen, der im Gewitter herabgefallen sein soll, wenn bei einem indianischen Stamme sich eine Sage findet, die derjenigen von den Symplegaden zum Verwechseln ähnlich sieht, wenn Missionäre uns von einem Volke Kameruns, das bisher mit Europäern keinerlei Berührung gehabt hatte, berichten, es erzähle von einem gewissen See, daselbst sei vor Zeiten eine Stadt in Folge einer bestimmten Verschuldung versunken [1]) — ein Gegenstück der in zahllosen Varianten bei uns verbreiteten

[1]) Vgl. „In's Innere von Kamerun. Eine Missionsreise. Basel, Verlag der Missionsbuchhandlung“ (ohne Jahr; die Reise wurde im Sommer 1893 vom Missionär Autenrieth ausgeführt). S. 12 heisst es daselbst nach einer Schilderung des „weissen Berges“ und des romantisch gelegenen „Didiasees“, dessen Wasser 26° R. bei 19° R. in der Luft hatte und etwas wie Ebbe und Fluth zeigte: „Kein Wunder, dass ein so merkwürdiger See der Gegenstand wunderbarer Sagen geworden ist. So erzählt man sich, dass vor Zeiten an seiner Stelle eine Stadt stand, deren Häuptling streng an der Befolgung seiner Befehle hielt, und dass Gott selbst einschritt, wenn solchen nicht genau nachgelebt wurde. So gab er einmal bei Antritt einer Reise seinem Weibe den Befehl, das Feuer des Herdes nicht mit Wasser auszulöschen. Da der Hausherr lange wegblieb, so begann die Frau diesen Befehl zu vergessen und schüttete einmal Wasser in's glimmende Feuer. Da ahndete Gott den Ungehorsam des Weibes durch ein schreckliches Strafgericht. Die Stadt versank in die Tiefe, die sich rasch mit Wasser füllte und den heutigen See bildet. Die ganze Gegend blieb seither unbewohnt und der See heisst fortan Di-dia, d. h. er ist verlassen. Heute noch sollen scharfblickende Augen tief unter dem Wasser die Stadt sehen können.“

Geschichte von der versunkenen Stadt, Burg u. dgl: —, so sind damit und mit ähnlichen Thatsachen der Forschung interessante Probleme aufgegeben. Auch die Untersuchung der Gesetze, nach denen die gebundene Rede bei den verschiedensten Völkern der Erde sich aufbaut, und vieles Andere noch würde in das Bereich einer vergleichenden Literaturwissenschaft (resp. einer vergleichenden Wissenschaft der Poesie) gehören. Entwickelt und ausgebaut ist in dieser Wissenschaft bis jetzt aber nur die vorher erwähnte Erforschnng der Märchen- und Fabelwanderungen, zu welcher die Indologie den Anstoss gegeben.

Aber noch nach ganz anderen Richtungen hin sollte die Indologie sich fruchtbar erweisen.

Die hauptsächlich auf sprachliche Thatsachen gestützte, zuerst von Ad. Kuhn nachhaltig angeregte (von Pictet ziemlich ausschweifend, von O. Schrader neuerdings kritisch behandelte) Untersuchung der allgemeinen Culturverhältnisse der indogermanischen Urzeit regte Kenner des Rechtes dazu an, auf dem Wege der Vergleichung den ältesten Bestand indogermanischen Rechtslebens zu erforschen. Aus diesem Streben, im Vereine mit allgemein ethnologischen Untersuchungen, entsprang die vergleichende Rechtswissenschaft, welche, hauptsächlich von Bachofen, Bernhöft, G. Cohn, Kohler, Leyst und Post gefördert und von der Indologie immer neu befruchtet, nun schon seit einer Reihe von Jahren (von 1878 an) über eine besondere angesehene Zeitschrift verfügt. Auch auf diesem Gebiete griff man in dem ersten Enthusiasmus weiter aus, als eine nüchterne Betrachtung zugestehen kann: aber auch vor der strengsten Kritik bleibt eine Reihe wichtiger und interessanter Thatsachen bestehen. Dahin gehört die Feststellung bestimmter, schon bis in's Detail hinein wohlgeordneter Verhältnisse in der Familie der Urindogermanen; die Familie aber bildet die Grundlage des Rechtsstaates. Dahin gehört ferner der namentlich von Emil Schlagintweit und Kaegi gelieferte Nachweis des Gottesurtheiles für die indogermanische Urzeit, welcher durch Kohler's weiterführende Untersuchung die allgemein ethnologische Beleuchtung erhielt; und ebenso auch der zuerst von Roth angebahnte (von Bühler und mir weiter gestützte) Nachweis der Wergeldsitte für jene Zeit, der durch die wesentliche Uebereinstimmung des Sühnpreises für den Todtschlag eines edlen Mannes bei Indern, Germanen und Slaven besonders interessant wird, und zwar besteht dieser Preis in 100 Kühen resp. einem praeter propter entsprechenden Geldwerthe[1]).

Die vergleichende Rechtswissenschaft ist vom Anfange an eine Disciplin der allgemeinen Völkerkunde gewesen, da sie durch Bachofen's Arbeit über das Mutterrecht (1861) gleich in dieser Richtung geführt wurde. Dieser allgemein ethnologische Charakter der Wissenschaft tritt namentlich in den zahlreichen Arbeiten Kohler's in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft deutlich hervor. Die Untersuchungen über das indogermanische Recht, durch die Indologie immer neu befruchtet, spielen dabei aber naturgemäss fortdauernd eine hervorragende Rolle.

Von dem Rechte nur durch eine flüssige Grenze geschieden, steht die Sitte da, mit grosser Zähigkeit oft uraltes Culturgut durch die Jahrtausende hindurch erhaltend. Die Untersuchung der altindischen Hochzeitsbräuche von Haas und Weber veranlasste den letztgenannten Gelehrten zur Anziehung einer Reihe frappanter Parallelen in den Hochzeitsbräuchen anderer indogermanischer Völker, die auf uralt-indogermanische Sitte schliessen lassen. Diese Untersuchung, die auch von Winternitz neuerdings mehrfach ergänzt ist, wurde von mir weiter fortgeführt und durch Vergleichung der bezüglichen Sitten der finnisch-ugrischen und anderer Völker in das Gebiet der allgemeinen Völkerkunde hinübergeleitet. Es stellte sich durch die Vergleichung heraus, dass wir eine lange Reihe von Hochzeitsbräuchen als urindogermanische anzusehen haben und dass die meisten dieser Bräuche auch bei den finnisch-ugrischen Völkern sich nachweisen lassen, während bei anderen Völkern der Erde nur sporadisch einer oder einige dieser Bräuche auftreten, aus der allgemein menschlichen Veranlagung hier wie dort selbstständig entsprossen, während zwischen Indogermanen und Ugrofinnen, wie die lange Serie der Uebereinstimmungen beweist, ein uralter näherer Zusammenhang bestanden haben muss, nicht genealogischer, aber historischer Art. Ich hoffe, diesen Gegenstand noch einmal in umfassender Weise behandeln zu können. Damit ist aber nur ein Theil eines weiten Gebietes bearbeitet; auch andere Sitten und Bräuche wollen ebenso behandelt sein, zunächst in vergleichender und historisch-kritischer Weise innerhalb der genealogisch ver-

[1]) Bei den Indern sind es 100 Kühe, bei den Germanen ein ungefähr entsprechender Geldwerth, wie Roth gezeigt hat; bei den alten Russen ein fast genau 100 Kühen entsprechender Geldwerth, wie ich nachgewiesen habe im „Festgruss an Roth", S. 49 f.

wandten Völker, dann unter vergleichender Hinzuziehung möglichst vieler Völker der Erde; so die Todten- und Bestattungsbräuche, die Sitten und Bräuche bei Schwangerschaft, Geburt und anderen Familienereignissen, bei gewissen Krankheiten und Unglücksfällen, beim Eintreten bestimmter Omina und Portenta; Sitten und Bräuche beim Essen und Trinken, beim Waschen, Sichreinigen und anderen täglichen Verrichtungen, bei der Arbeit und Nahrungsgewinnung, wie Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Hausbau, verschiedenen Handarbeiten, Handwerken u. s. w.; die Bräuche bei gewissen Abschnitten des Jahres, wie Sonnwendbräuche u. dgl. m., bei Eiden und Abschluss von Bündnissen, bei Krieg und Friedensschluss u. dgl. m. Solche Vergleichung wird, wie bei den Hochzeitsbräuchen, manche interessante Völkerzusammenhänge offenbaren, wie auch manche Uebereinstimmung dort, wo an directen genealogischen oder historischen Zusammenhang nicht gedacht werden kann. Auch hier wird die primitive Urschicht von den darüber gelagerten späteren Gebilden nach Möglichkeit zu scheiden sein. Unendlich viel Material für solche vergleichende Untersuchungen findet sich in den Archiven der anthropologischen, ethnologischen, geographischen und folkloristischen Gesellschaften, in ethnographischen, geographischen, archäologischen und anderen Werken und Zeitschriften aufgespeichert, und Bücher, wie z. B. Richard Andree's „Ethnographische Parallelen", desgleichen manche Arbeiten von J. Grimm, Mannhardt, Liebrecht, Tylor, Waitz, Bastian, Freiherr v. Andrian u. A., sind interessante Vorstudien und Anfänge dieser im Werden begriffenen Disciplin der allgemeinen Völkerkunde, welche man füglich wohl als allgemeine vergleichende Ethologie oder Sittenkunde bezeichnen dürfte. Eine Fülle von Arbeit ist hier noch zu leisten, eine Fülle interessanter Fragen zu beantworten. Die Erforschung der altindischen Sitten und Bräuche dürfte dabei aber auch in Zukunft eine hervorragende Rolle spielen, insbesondere wenn dieselbe durch gründliche Untersuchung der noch heute in Indien zu beobachtenden Sitten und Bräuche ergänzt wird, wie das z. B. durch Grierson für das Gebiet von Behar geschehen ist.

Dreierlei wird bei dieser wie bei den verwandten vergleichenden Disciplinen stets nach Möglichkeit deutlich auseinander zu halten sein: 1. das, was die genealogisch verwandten Völker aus der Urzeit mitgebracht haben; 2. was dann weiter in analoger Weise bei den verschiedenen Völkern selbstständig sich entwickelt hat, ohne Einwirkung von aussen; und 3. was durch Uebertragung von einem Volke zum anderen gewandert ist. Es ist nicht immer leicht, ja oft nicht möglich, diese Scheidung klar durchzuführen, aber das Streben sollte stets daraufhin gerichtet sein.

Das Problem der Hochzeitsbräuche, vergleichend behandelt, führt, wie ich gezeigt habe, auf alte Zusammenhänge der indogermanischen mit den finnisch-ugrischen Völkern, welche auch durch die sprachlichen Untersuchungen Tomaschek's, Anderson's, Koeppen's u. A. wahrscheinlich gemacht werden. Es kommt dieser Nachweis auch weiter mit in Betracht bei Entscheidung der Frage nach dem ursprünglichen Wohnsitze der Indogermanen, und zwar spricht derselbe für die jetzt von den meisten Forschern gebilligte Annahme einer europäischen Urheimat dieser Völkerfamilie; denn nur in Europa. und zwar in Osteuropa, können aller Wahrscheinlichkeit nach Indogermanen und Ugrofinnen längere Zeit als nahe Nachbarn gelebt und sich gegenseitig beeinflusst haben.

Auch diese Frage nach den ursprünglichen Wohnsitzen der Indogermanen ist zuerst durch die Indologie angeregt; auch an ihr ist die allgemeine Völkerkunde wesentlich mit interessirt, denn die Erforschung der uralten Wanderungen und Verschiebungen der Völkerfamilien und Menschenrassen gehört ja in ihr Bereich. Es sind dies aber schwierige und dunkle Fragen; sie gehören zu den letzten, die wir zu erledigen haben, und es wäre zu wünschen, dass die Forschung zunächst sich der weiteren systematischen Sammlung, Sichtung und vergleichenden Bearbeitung des so überreich vorhandenen Materiales annimmt, und zwar in allen von mir charakterisirten vergleichenden Disciplinen, unter denen ich die vergleichende Ethologie als die jüngste, noch am meisten der Pflege bedürftige dem Interesse besonders empfehlen möchte.

Solcher Pflege und solchen Interesses bedürfen sie übrigens aber fast alle noch gar sehr, denn von ihnen allen steht eigentlich nur die vergleichende Sprachwissenschaft in ihrer Existenz ganz gesichert da; die anderen haben noch um dieselbe zu kämpfen.

Das gilt vielleicht am meisten von der vergleichenden Mythologie, die, wie ich schon erwähnt habe, vielfach und schwer angefochten und bedroht ist. Und gefährlicher noch als die directe Anfeindung ist dieser Wissenschaft die stillschweigende starke Abneigung, der sie in weiten und massgebenden Kreisen begegnet. Indessen, irre ich nicht, so sind Anzeichen dafür vorhanden, dass sich in dieser Hin-

sicht eine Wendung zum Besseren vorbereitet, und ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Krisis im Laufe der Zeit glücklich überwunden wird. Hat die vergleichende Mythologie, wie nicht zu leugnen, durch eigene Fehler und Uebereilungen ihre Stellung und ihr Ansehen selbst erschüttert, so ist es jetzt ihre Aufgabe, durch ruhige, beharrliche und vorsichtige Arbeit ihre Stellung wieder zu befestigen, ihr Ansehen wieder zu gewinnen. Von den Gegnern aber dürfen wir fordern, dass sie unsere Arbeit nicht einfach ignoriren, sondern prüfen, wenn auch mit strengster Kritik. Das kann nur läuternd und fördernd wirken. Das Interesse aber, das die allgemeine Völkerkunde an diesen Studien hat, wird ihnen, so hoffe ich, nachhaltig zugute kommen.

Die vergleichende Rechtswissenschaft ist mit ihrer Existenz naturgemäss wesentlich auf das Interesse angewiesen, das sie in den Kreisen der Rechtskundigen und Rechtslehrer findet. Diesen Kreisen aber liegen, zufolge einer starken, ganz andersartigen Tradition, die allgemein ethnologischen, vergleichenden Gesichtspunkte im Ganzen ziemlich ferne und die junge Wissenschaft hat darum noch immer mit einer recht weit verbreiteten Gleichgiltigkeit und Geringschätzung zu kämpfen, mehr als mit offenbarer Feindseligkeit.

Wir dürfen aber hoffen, dass mit der Zeit das Interesse in immer weiteren Kreisen erwachen und die junge Wissenschaft fördern wird.

Für die vergleichende Literaturwissenschaft und die vergleichende Sittenkunde ist meine Hoffnung aber zu einem guten Theile auf den Einfluss und die Arbeit der anthropologischen, ethnologischen und folkloristischen Gesellschaften gegründet, die zu unserer Zeit an so vielen Orten emporgewachsen und gediehen sind.

Schon jetzt ist ein reiches Material an Märchen, Sagen, Liedern und Sprüchen, Sitten und Bräuchen aller Art gesammelt. Es ist nun weiter darauf hinzuwirken, dass nicht nur solche Sammlung systematisch weiter fortgesetzt, sondern auch die vergleichende Bearbeitung und Verwerthung dieses Materiales in grösserem Massstabe angeregt und gefördert wird. Und wir dürfen, glaube ich, in dieser Beziehung mit gutem Muthe und ruhigem Vertrauen der Zukunft entgegensehen.

Viel wird dabei aber darauf ankommen, dass die Vertreter der historisch-philologischen Disciplinen immer mehr Fühlung gewinnen mit den allgemein ethnologischen Studien[1]) und dass andererseits die allgemeine Völkerkunde immer mehr lernt, aus den historisch-philologischen und archäologischen Forschungen ihr Gebiet zu bereichern und zu vertiefen.

Ein gegenseitiges verständnissvolles Sichunterstützen wird und muss hier zu den schönsten Resultaten führen.

So mögen denn alle diese Studien unter dem Schutze der hohen Regierungen und in der Pflege der zunächst dabei interessirten gelehrten Gesellschaften kräftig gedeihen und aufblühen, solches Gedeihen und solche Blüthe namentlich aber auch der Indologie erhalten bleiben, welche sich nach so vielen Richtungen schon als fast unerschöpflich fruchtbar erwiesen hat.

[1]) Bemerkenswerth in dieser Richtung ist H. Oldenberg's neu erschienenes Buch „Die Religion des Veda", Berlin 1894.

Ueber alte Grabstätten in Sibirien und der Mongolei [1]).

Von **Hans Leder.**

Hat der aus dem europäischen Russland kommende Reisende den dicht bewaldeten „Gürtel der Erde", wie der Ural von den alten Russen genannt wurde, überschritten und ist in die weitgedehnte westsibirische Niederung eingetreten, durch welche die Wässer des Osthanges des Ural einerseits und die des Altaigebirges andererseits durch das Irtisch-Ob-System in mächtigen Adern dem nördlichen Eismeere zuströmen, so begegnen daselbst häufig seinem Blicke jene charakteristischen Hügel, die, bald nur vereinzelt, bald in Gruppen beisammen liegend, über das ganze genannte ungeheure Gebiet unregelmässig verstreut sind.

Ihr Auftreten in der fast ganz ebenen Gegend ist auch dem jetzigen, sonst ziemlich indolenten Bewohner dieser Landstriche, dem russischen oder tatarischen Bauer und Colonisten, so auffallend, dass er für sie überall die Bezeichnung „Tschudskije Bugri" oder noch deutlicher „Tschudskije Kurgani" anwendet, was zu deutsch „Tschudische Grabhügel" bedeutet.

Unter „Tschuden" versteht er ein ihm weiter gänzlich unbekanntes Volk, von dem er nur weiss, dass es einst vor Zeiten dieselben Gegenden bewohnte, die er jetzt inne hat, das aber bis auf die geringen Reste, die es in seinen allerdings nicht leicht zu übersehenden Grabstätten zurückgelassen hat, scheinbar spurlos von der Erde verschwunden ist.

Der Horizontalschnitt dieser Tumuli ist entweder ein Kreis oder eine Ellipse mit fast geraden Langseiten, wonach die Form des ganzen Hügels zwischen einem stumpfen Kegel und einem Ellipsoid oder Prisma schwankt.

Die Grössenverhältnisse derselben sind sehr verschieden. Man begegnet solchen von kaum Manneshöhe und dann wieder solche, die schon ganz ansehnliche Hügel bilden, die man leicht versucht sein könnte, für natürliche zu halten, wenn sie sich nicht durch ihre Regelmässigkeit und ihren Aufbau deutlich als künstliche, als Menschenwerk documentirten.

Viele von ihnen, namentlich jene, die in der Nähe der sibirischen Hauptstrasse liegen, sind ganz oder zum Theile abgegraben, indem man das Material, stets nur Erde ohne Beimengung von Steinen, welch' letztere hier in der Regel gänzlich fehlen, zur Aufschüttung des Weges verwendete.

Ob man hiebei auf bemerkenswerthe Funde gestossen, ist mir nicht bekannt. Ernste Versuche von fachkundiger Seite aus zu ihrer Aufschliessung scheinen aber bisher noch nicht gemacht worden zu sein; es wäre denn, dass die Resultate solcher Bemühungen im Tobolskischen Provinzialmuseum, das zu sehen ich keine Gelegenheit hatte, ein verborgenes Dasein führen.

Die Tschudenhügel finden sich zahlreicher nur in den fruchtbareren Landstrichen des genannten Gebietes, in der Nähe von Wasserläufen oder Seencomplexen, überhaupt dort, wo reichlicher Graswuchs, also Weide, vorhanden ist, was darauf schliessen lässt, dass man es in den Erbauern derselben jedenfalls mit einem nur nomadischen Volke zu thun hat, das noch keinerlei Spuren von festen Wohnsitzen und anderer sichtbarer, cultureller Thätigkeit hinterlassen konnte.

Die Grenze ihrer Verbreitung nach Norden zu fällt fast ganz genau mit der heutigen nördlichen Grenze der Culturzone in Westsibirien zusammen, welche von Westen nach Osten durch den Verlauf der Flüsse Tura und Tobol, den Irtisch von der Stadt Tobolsk über Tara bis an den Om und hierauf durch eine Linie über Kolywan nach Tomsk, Atschinsk und Krasnojarsk gegeben ist.

Nördlich von dieser durch die Natur selbst gezogenen Demarcationslinie, bis zu welcher noch Getreidebau möglich ist, beginnen zwischen den Niederläufen des Ob und Jenisei die bis an das Eismeer reichenden Tundren, in welchen nur Renthiernomaden, wie die Wogulen und Ostjaken, ein kümmerliches Dasein fristen können, während östlich vom Jenisei über die dort befindlichen Berg- und Hügellandschaften sich die „Taiga", der sibirische Urwald, ausbreitet, in welchem der muthige Tunguse sein wildes Jäger- und Fischerleben führt.

Nach Süden und Südosten zu ist eine Verbreitungsgrenze unserer Tschuden-Kurgane schon nicht mehr festzustellen möglich. Sie werden nämlich dort nicht nur noch häufiger angetroffen, so am oberen Irtisch, dann im Westen und Norden des Altai und am Jenisei, sondern es treten da neben den einfachen Hügeln

[1]) Nach einem in der Section für Ethnologie und Anthropologie der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894 gehaltenen Vortrage.

auch vielfach neue Formen auf, wie Gräber mit Steinplatten belegt oder durch Steinsäulen ausgezeichnet, auf denen öfter runenartige Schriftzeichen angebracht sind; auch sogar Kistengräber sollen vorkommen, welches Alles zusammen auf mehrere nach und neben einander aufgetretene Völkerschaften und auf deren verschiedene Culturen schliessen lässt.

Auch machen sowohl die einen wie die anderen selbstverständlich nicht Halt an der heutigen politischen Grenze, sondern treten in die benachbarte chinesische Mongolei über, wo wir sie später am Nordrande der Gobi wieder begegnen werden.

In allen den obigen Gegenden, vorzüglich aber im Kreise von Minusinsk am Jenisei, wurden zuerst und am eifrigsten systematische Ausgrabungen vorgenommen und die aufgefundenen Gegenstände in den örtlichen Sammlungen niedergelegt, aber auch nicht früher, als bis schon ein guter Theil der Gräber, und zwar gerade der vielversprechendsten, von Abenteurern und Goldsuchern geplündert und das Erbeutete nach allen Richtungen verstreut, durch Einschmelzen vernichtet oder, was nicht aus Edelmetall bestand, achtlos bei Seite geworfen worden war. Waren es doch eigentlich erst diese Leute, die durch den Verkauf ihrer Goldfunde die Aufmerksamkeit auf diese Fundstätten gelenkt hatten.

Gegenwärtig liegen in den Museen von Tomsk mit seiner jungen Universität, von Krasnojarsk und besonders in dem von Minusinsk, das von einem eifrigen und intelligenten Bürger dieser Stadt gegründet wurde, aber auch in dem von Petersburg, ganz ansehnliche Reihen von ethnographisch und archäologisch wichtigen Gegenständen verschiedenster Art aus Stein, Bronze und Gold. (Minusinsk zählte 1892 unter im Ganzen 38.011 Nummern aus Anthropologie, Ethnographie und Archäologie allein 10.893 Nummern.)

Von der rechten Thalseite des Jenisei an beginnen auf unserer Wanderung nach Osten die nördlichen Ausläufer des mächtigen sajanischen Gebirgszuges, der in einem grossen Bogen vom Altai bis an den Baikal reicht, unseren Weg zu kreuzen.

Sowohl das Hauptgebirge selbst, als wie auch dessen nördliche Abdachung waren stets und sind jetzt noch bis auf den schmalen, künstlich offen gehaltenen Streifen, durch den der heutige Verkehr sich bewegt, ganz mit undurchdringlichem Urwalde bedeckt.

Gebirge und Wald mussten darum jederzeit nach dieser Richtung ein unübersteigliches Hinderniss für die aus den centralasiatischen Hochsteppen verdrängten oder nach Ausbreitung strebenden Völkerwogen sein und was dennoch von ihnen gewaltsam oder zufällig in sie hinein gerieth, blieb auch darin hängen und verlor in dem harten Kampfe mit der Ungunst der Verhältnisse einen vielleicht schon früher besessenen Anflug von Cultur.

Die Sojoten und Karagassen, Angehörige des sonst unter allen seinen Nachbarn so verhältnissmässig hochstehenden und bildungsfähigen Turkstammes, sind mit den schon seit unbestimmbarer Zeit in die unwirthlichen Tundren der Lena verschlagenen Jakuten die nördlichst wohnenden und zugleich einzigen unvermischt gebliebenen Repräsentanten dieser Völkerfamilie, die an den Wanderungen derselben nach dem Westen nicht theilgenommen haben, sondern in ihren allerdings von Niemandem bedrohten Ursitzen zurückgeblieben sind.

Diese Stämme sind es nun, welche noch vielfach bis zum heutigen Tage, auf dem denkbar niedersten Bildungs- und Entwicklungsniveau stehend, mit beständig wechselndem Aufenthaltsorte, ohne andere Wohnung als den „Balagan", das rasch und roh aus Baumrinde gegen die Wetterseite zu aufgeführte Schutzdach, und mit den primitivsten Waffen versehen, die düsteren Wälder durchstreifen, fast ausschliesslich nur von dem unsicheren Ertrage der Jagd ihr und der Ihrigen elendes Dasein fristend.

Darum auch enthält diese ganze Strecke keinerlei Anzeichen ehemaliger Besiedlung durch Menschen.

Erst an der Angara, dem mächtigen Baikalausflusse, welcher als solcher nur eine Fortsetzung der von den uralt besiedelten, wald- und weidereichen Bergen und Hochsteppen des Kentei und Changai herabkommenden Selenga ist, begegnen wir sie wieder.

An den Ufern dieses Stromes, unterhalb Irkutsk, sind während den letzten Jahren allsommerlich auf Anregung und auf Kosten der ostsibirischen Abtheilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft unter Leitung ihres Conservators Ausgrabungen vorgenommen worden, deren Ergebnisse in den Sammlungen der genannten gelehrten Gesellschaft in Irkutsk hinterliegen.

Es finden sich da, neben zahlreichen Steinwerkzeugen und bisher noch ungedeuteten Arbeiten aus Knochen und Mammuthzähnen, besonders viele Gegenstände aus Kupfer, die durch ihre sorgfältige Arbeit und die auf ihnen angebrachten Ornamente, in denen die Spirale am häufigsten wiederkehrt, einen nicht ungünstigen Schluss auf die erreichte Kunstfertigkeit und den Geschmack ihrer Verfertiger zulassen.

Ausser auf Waffen und Werkzeuge beziehen sich die meisten der letzterwähnten Fundstücke auf die Verwendung als Geschirre und Schmuck für Pferde. Daraus wird man wieder nicht ohne Grund auf ein vorwiegendes Reitervolk schliessen dürfen, und zwar liegt es nahe, hiebei vielleicht an einen Zweig der grossen mongolisch-tungusischen Rasse zu denken, was unter Anderem auch durch eine Reihe relativ wohlerhaltener Schädel, die mit ausgegraben wurden, noch mehr unterstützt, ja fast zur Gewissheit gemacht wird.

In Transbaikalien finden sich, über das ganze steppenartige Gebiet verbreitet, zahlreiche Grabstätten von demselben Hauptcharakter, einfache, mässig hohe Erdhügel mit breiter Basis, ohne Steine oder sonstige Auszeichnungen.

Hier sind jedoch vorerst nur am Tschikoi wenige schüchterne Ausgrabungsversuche gemacht worden und befinden sich die erhaltenen Fundstücke einstweilen in dem erst kaum gegründeten und noch mit Schwierigkeiten kämpfenden Museum von Troitzkosawsk-Kiachta. Doch lassen sich bereits bei dem Wenigen, was ich dort sah, gewisse Unterschiede wahrnehmen, die entweder auf verschiedene Epochen oder aber auf verschiedene Völker hinweisen, und in der That bestätigte mir der derzeitige Conservator der Sammlungen, dass die Gegenstände nicht nur von verschiedenen Fundorten stammen, sondern dass auch diese letzteren selbst sich deutlich in Aussehen und Anlage von einander unterschieden. Worin dieser Unterschied aber eigentlich bestand, ist mir nicht mehr genau erinnerlich.

Als eine auf unserer bisherigen Wanderung neue Erscheinung treten in Transbaikalien die auch aus anderen Theilen Asiens, und zwar vorwiegend aus den weiten Steppengebieten, zwischen Altai und Kaspisee bis zum Kaukasus bekannten und bisher noch immer so räthselhaften Monolithe auf, welche unter dem Namen „Kameni-babi“ oder Steinweiber bekannt sind.

Auf dem Marktplatze von Troitzkosawsk ist ein solches Steindenkmal pietätvoll auf seinem ursprünglichen Standorte stehen gelassen worden; ja, man hat es so wenig berührt, dass man den Stein nicht einmal aus seiner geneigten Stellung, in die er durch seitliches Einsinken seines Fusses gekommen, wieder aufgerichtet hat.

Es überraschte mich die Säule auf den ersten Blick durch die auffallende Uebereinstimmung mit einem ganz ähnlichen solchen Denkmal, das ich vor Jahren im Kaukasus am Nordfusse des Elbrus gesehen hatte.

An Ort und Stelle trug ich mir über die hier befindliche „Baba“ folgende Notiz in mein Reisetagebuch ein: „Der über den Boden hervorragende, leicht nach der Seite geneigte und noch übermannshohe Theil des Steines ist vierseitig prismatisch zugehauen. Die Vorder- und Rückseite ist doppelt so breit als die Seitenflächen. Auf den beiden ersteren sind sowohl vorne als hinten die rohen Umrisse einer menschlichen Figur zu erkennen und in der unteren Partie des Steines scheint ein Versuch zur Andeutung des Faltenwurfes der Kleider gemacht worden zu sein. Im obersten Theile erkennt man die Absicht, ein menschliches Antlitz zu bilden; Stirne und Nase sind deutlich erkennbar vorhanden, ebenso die Stellen für die Augen, die zwar selbst fehlen, die man sich aber leicht ergänzt und die seinerzeit vielleicht gemalt oder sonst wie nachgebildet und aufgesetzt sein mochten. Schriftzeichen sind auf dem Steine keine zu entdecken, denn die fast auf der ganzen Oberfläche wahrnehmbaren, leicht eingekratzten, kleinen, spiraligen und fragezeichenähnlichen Figuren können wegen ihrer Uebereinstimmung und Gleichartigkeit unmöglich als Buchstaben oder Silbenbilder angenommen werden, sondern sind nur als eine Art Verzierung zu betrachten.“

Im Südosten der Provinz, besonders am Onon, ebenso auch am Argun, der in der Mongolei den Namen „Kerulun“ führt, finden sich ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleicher Steindenkmäler oder Säulen sehr viele; ja, es gibt Stellen, wie z. B. in der Nähe des Sees Balsin [1]), wo sie in grosser Zahl beisammen vorkommen.

Der russische Archäologe Kusnetzow zählte dort im Sommer 1892 nicht weniger als 73 aufrechtstehende Steine. Es sind das übrigens dieselben, welche schon Messerschmidt im Jahre 1724 und später wieder Pallas 1772 sahen und beschrieben.

[1]) Es ist dies dieselbe Localität, die bei Ssetzen „Baldschune“, bei den Buraten „Baldschina“ heisst und die in der Geschichte Temudschin Tschingis-Chan's eine hervorragende Rolle spielt. Hier barg er in Zeiten der Gefahr, als er noch nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Stammeshäuptling war, seine Familie und sein Gut und hier trank er mit seinen Brüdern und verwandten Häuptlingen das mit Pferdeblut vermischte Wasser des Sees, zum Zeichen der unlösbaren Verbindung unter einander. Von dem bald darauf durch ihn und seine Verbündeten erfochtenen entscheidenden Siege über Tului, den Uang-chan der Karaït, datirt der Aufschwung seiner Macht, die ihn endlich zur Weltherrschaft führen sollte.

Hier, sowie anderwärts, sind sie bald aus Sandstein, bald aus Granit oder auch aus Schiefer, je nach der leichteren Beschaffung der einen oder der anderen Gesteinsart in der Nachbarschaft, und die meisten sollen mehr oder weniger sorgfältig bearbeitet sein.

An vielen von ihnen, besonders an solchen, die an hervorragenden Punkten, wie an Wegen, Bergpässen, auf der Spitze von Hügeln u. dgl., stehen, sieht man Inschriften angebracht, in denen man aber meist lamaische Gebetsformeln, vor Allem die geheimnissvollen Tarni-Worte: „Om-mani-bot-mechom" erkennt, die also jedenfalls erst in recenter Epoche angebracht wurden, als der Lamaismus auch in diesen Ländern Aufnahme und Verbreitung gefunden hatte. Thatsächlich geniessen noch heute so manche dieser Punkte von der indigenen Bevölkerung eine besondere Verehrung, zu denen sie wallfahrtet und dort Opfer darbringt.

Kaum weniger selten scheinen in diesem Lande solche Orte zu sein, die man als Lagerplätze oder Ansiedlungen einer Bevölkerung ansehen muss, die ziemlich ausschliesslich noch in ihrem Steinzeitalter lebte, denn die Funde von solchen Geräthen, als Pfeilspitzen, Messer, Aexte und durchlöcherte Steine, Mörserkeulen, Mahlsteine u. dgl., sind ziemlich zahlreich und der schon genannte russische Reisende Kusnetzow gibt in seinem Berichte an die geographische Gesellschaft in Irkutsk (1893) eine ganze Anzahl von „Niederlassungen von Menschen der Steinzeit" an, an denen er die obigen Gegenstände sammelte und welche er in dem Museum von Nertschinsk deponirte.

Unter „Menschen der Steinzeit" ist aber in Transbaikalien doch wohl jedenfalls etwas Anderes zu verstehen, als mit derselben Bezeichnung auf dem alten Culturboden Vorderasiens und Europas gemeint und verstanden wird, und schwerlich ist dabei für unsere Gegend an eine sehr weit zurückliegende Zeit zu denken.

Ich glaube kaum allzu sehr fehlzugehen, wenn ich hier beiläufig die Vermuthung ausspreche, dass die heutigen Bewohner dieser Landestheile, die Dauren und Buraten, die directen Nachkommen jener Urbewohner selbst sind, die uns die Anzeichen ihrer Existenz und ihrer damaligen Cultur in den obigen Mustern hinterlassen haben, und dass die Zeit der Errichtung der Steinsäulen wie der Hügelgräber etwa ein oder höchstens anderthalb Jahrtausende von der Gegenwart zurückliegen möge. Vor den eben erwähnten Völkerschaften bewohnten aber höchst wahrscheinlich die jetzigen Jakuten, die von jenen nach Norden an die Lena verdrängt wurden, die Landschaften um den Baikal und standen also damals noch mit ihren Stammverwandten, den Urjänchen am Kossogolsee, und durch diese mit den südlicheren Uigur in directer Verbindung [1]).

Uebrigens fühle ich mich nicht berufen, bei unserer bis heute noch so mangelhaften Kenntniss der Vorgeschichte der hier in Betracht kommenden Länder und Völker diese Ansicht als unanfechtbar hinzustellen; aber ich wurde auf sie geleitet einmal durch die Thatsache, dass diese Völker unter dem Namen der „Bede-hor" und „Tata", der „nordischen Barbaren", von chinesischen Quellen als um jene Zeit gerade hier, zwischen dem Baikal und dem Kerulun wohnend, erwähnt werden, und andererseits, dass ich selbst Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie noch jetzt in entlegenen, abgeschlossenen Gegenden, z. B. im östlichen Sajangebirge, am Irkut und Kitoi und anderwärts, gar nicht selten Steingeräthe, wie Mörserkeulen aus Nephrit in hölzernen, selbstgefertigten Mörsern, Handmühlen, Pfeilspitzen und Aehnliches, neben kupfernen und den vor noch nicht gar langer Zeit durch die Russen eingeführten eisernen Einrichtungs- und Gebrauchsgegenständen üblich sind.

Was aber die Bestattungsweise und die Aufführung von Hügeln oder Kurganen über den Leichnamen hervorragender oder fürstlicher Personen anbelangt — denn nur um solche und nicht auch um alles gewöhnliche Volk handelt es sich doch wohl dabei —, haben wir ein sicheres historisches Zeugniss in dem Berichte des Geschichtsschreibers seiner Familie und seines Volkes, des Fürsten Ssanang Ssetzen [2]), über die Bestattung seines berühmten Vorfahren, des Welteroberers Tschingis-Chan.

Derselbe erzählt daselbst unter Anderem, dass, nachdem der Gross-Chan, auf einem Kriegszuge gegen China begriffen, in dem Gebirge Leupan im August 1227 gestorben war, sein Leichnam auf einem zweiräderigen Karren von der Stadt Turmegei oder chinesisch Ning-hia durch die Gobi nach Norden geführt wurde, um dort, an dem Orte seiner Geburt [3]), am Nord-

[1]) Der Name des Sees ist jakutisch, in welcher Sprache „Bai" = reich und „Kal" = Wasser bedeutet; Baikal also heisst „Reiches Wasser" oder „Reicher See", nach seinem Ueberflusse an Fischen.

[2]) Ssanang Ssetzen Shung Taidschi, Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses. Aus dem Mongolischen übersetzt von J. J. Schmidt, St. Petersburg 1829.

[3]) Als der Ort, an dem Tschingis-Chan zur Welt kam, wurde das heutige Delun-Boldok, am Ufer des Onon, nahe

hange des Kenteigebirges beigesetzt zu werden. Auf dem Wege dahin wurden Alle, die zufälligerweise dem Trauerzuge begegneten, als Todtenopfer unbarmherzig niedergehauen und endlich an dem Orte „Jeke Uetek“ über der auf dem Karren verbleibenden Leiche ein Steingewölbe und über diesem ein hoher Erdhügel, ein Kurgan, errichtet, nachdem noch vorher die Leiber von 40 geschlachteten Mädchen und der Cadaver seines Lieblingspferdes mit in das Grabmal gelegt worden waren. Um den Hügel wurden acht weisse Jurten zur Anbetung und Verehrung der Manen des grossen Todten aufgestellt. Dessen Nachfolger mussten sich vor dem Hügel verbeugen und empfingen daselbst die Investur.

Marco Polo berichtet, dass auch diese letzteren hier in ähnlicher Weise begraben wurden. Das mag für die erste Zeit richtig sein, kam dann aber wohl bald ausser Uebung, nachdem sich in den von den Mongolen eroberten Ländern selbstständige Reiche bildeten, deren Herrscher bald eigene Dynastien gründeten und sich von dem Gross-Chan, der in der Ebene von Karakorum seine ständige Residenz hatte, unabhängig machten.

Dort, in den weiteren Umgebungen der Ruinen dieser eben genannten alten uigurischen Stadt am oberen Orchon, besonders in der Nähe des jetzigen grossen buddhistischen Klosters Erdeni-Dzu, das von dem Fürsten Abatai-Saïn-Chan, einem Tschingis-Chaniden, gegründet und von dessen Nachkommen bis auf die Gegenwart als Familienheiligthum und Erbbegräbniss fortgesetzt erhalten wird, findet man in der Steppe, am Fusse des Gebirges, ziemlich viele vereinzelte Grabhügel zerstreut liegen, welche in Gestalt, Grösse und Herstellungsweise ganz mit denen im Kentei und an der Tola übereinstimmen, mithin also wohl als demselben Volke und auch derselben Zeit angehörig betrachtet werden können.

Es gibt jedoch in der nördlichen Mongolei noch einige andere Typen von Grabstätten, welche, allen Anzeichen nach, viel älter als die obigen zu sein scheinen und auch gewiss anderen Ursprunges sind.

Ich begegnete denselben das erste Mal während meiner Reise von Urga an den Orchon auf der Passhöhe des mir von den Eingeborenen als „Tarbagat“ bezeichneten Gebirges, nahe an den Quellen eines Flüsschens mit Namen Dshirgalantui oder „Thal des Ueberflusses“.

Wir betraten, aus südöstlicher Richtung kommend, nach einem in seinem letzten Theile ziemlich steilen Aufstiege eine weitgedehnte, wellenförmige Hochebene, an deren Anfang, hart am Rande beginnend, etwa ein Dutzend von gleich hohen Hügeln sich befanden, die durch ihre auf den ersten Blick erkennbare sorgfältige Herstellung unsere Aufmerksamkeit fesselten.

Bei näherer Besichtigung zeigte sich jeder derselben als ein stumpfer Kegel von über 1 m Höhe und ungefähr 16 m Umfang an der kreisförmigen Basis.

Der Hügel war zunächst nur aus blosser Erde aufgeführt und dann erst über und über mit mittelgrossen, runden Steinen dicht gepflastert worden. Jedes Grab umgab ein zwar verschieden grosser, in allen Fällen aber immer noch recht ausgedehnter Hof von in die Erde in ununterbrochener Linie eingesetzten und nur wenig über dieselbe hervorragenden, mehr als kopfgrossen Steinen, unter denen, sich in genau abgemessenen Abständen wiederholend, mehr als doppelt so grosse sich befanden, die eine Abwechslung hervorbrachten, ähnlich wie die verschieden grossen Perlen eines Rosenkranzes.

Meist war für diese äusserste Umfassungslinie die Kreisform gewählt worden, doch bemerkte ich auch mehrere Rechtecke, die sich dann auch immer durch ihre besondere Grösse auszeichneten und in deren Inneren als weitere Verzierungen, um den centralen Kern herum symmetrisch gruppirt, noch verschiedene runde und rechtwinkelige Figuren angebracht waren, die, in manchen Fällen durch Pflasterung noch mehr hervorgehoben, im Ganzen den Eindruck einer ganz hübschen Musterung hervorbrachten.

Mit Ausnahme eines einzigen, und zwar des grössten rechteckigen Hofes war bei allen übrigen dieser geschlossen durch eine ununterbrochene Linie und nur bei dem erwähnten grössten Rechteck erschien die südliche Schmalseite in der Mitte gebrochen und die beiden Hälften nach innen gedrückt. so dass an dieser Stelle gleichsam ein sich verschmälernder Eingang entstand, welcher direct zu dem Grabhügel hinleitete.

Diese Kurgane führen bei den Mongolen den Namen „Kürükzur“ und wagen sie nicht, dieselben zu berühren, weshalb denn auch sämmtliche sich in dem besten Erhaltungszustande befinden, umsomehr, als auch der zerstörende Einfluss der Atmosphärilien an den durch solide Pflasterung geschützten Hügeln fast wirkungslos vorübergeht.

der russisch-chinesischen Grenze gelegen. von J. A. Jurensky nachgewiesen. (Sapiski der ostsibirischen Abtheilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft, Irkutsk 1856.)

Ueber das Volk, das sie dem Andenken seiner verstorbenen Führer oder Fürsten errichtete, und über die Zeit ihrer Entstehung wissen die jetzigen Bewohner gar keine Auskunft zu geben. Als sicher darf man aber annehmen, dass diese Gräber einem Stamme angehören, welcher einst das Dshirgalantuithal und die angrenzenden, für Nomaden sehr wohl geeigneten Landschaften bewohnte, und dass man von jenen aus die Leichen auf das Gebirge übertrug, um sie hier auf dem entlegenen sterilen Plateau, das von den Lebenden nur selten besucht sein mochte, beizusetzen.

Weit im Westen von diesem Begräbnissplatze, und zwar erst in einer Mindestentfernung von über 200 km, traf ich später auf noch viel grossartigere Gräberfelder, die, dem ersten Eindrucke nach, mit dem von dem Tarbagat beschriebenen nur wenig Verwandtschaft zu haben schienen.

Es fehlte zwar auch in dem Lande zwischen diesen zwei Punkten keineswegs an alten Grabhügeln, so die bereits erwähnten bei Erdeni-Dzu, dann am Dshirmantai und anderen Orten; aber es waren das durchgängig die kunstlosen, einfach aus Erde aufgeschütteten Kurgane, wie wir sie bereits in Transbaikalien, am Onon, Argun, an der Tola und dem Orchon kennen gelernt haben und die ich geneigt bin, den alten Mongolen vor und bis kurz nach der Zeit ihres Aufschwunges zu ihrer beherrschenden Stellung und ihrer bald darauf erfolgenden Vermengung mit anderen Völkern zuzuschreiben.

Es war am Ortu-Tamir, im centralen Changai, als ich einst, durch eingetretenes Hochwasser, das meinen Weg überfluthete, zu einem Umwege über die Berge gezwungen, bei der Wiederannäherung an den Fluss an eine Stelle auf einem kleinen, sanft geneigten Plateau gelangte, die durch mehrere, jetzt ganz übergraste Schutthaufen, dann durch daneben befindliche, regelmässig begrenzte Gruben im Boden und endlich durch offenbar erst in neuerer Zeit zu einer Art Monument aufgerichteter, bearbeiteter Steine, von denen einer sogar mit schönen und ganz regelmässigen Sculpturen versehen war, sich unzweifelhaft als ein Ort zu erkennen gab, an welchem einstmals irgend welche Bauten gestanden haben müssen, die entweder als menschliche Wohnstätten oder auch zu anderen Zwecken gedient haben mochten. Kaum 100 Schritte weiter oberhalb erreichten wir den niederen Pass, von welchem aus sich uns ein überraschender Anblick darbot.

Das Thal lag als eine 150—200 m breite und etwa $^1/_2$ km lange Engschlucht zu unseren Füssen da, auf drei Seiten von wildem, mit einzelnen düsteren Nadelbäumen besetztem Gefelse oder steilwandigen Berglehnen begrenzt, während die vierte Seite fast ihrer ganzen Länge nach von einer hohen, schwarzen, senkrecht abstürzenden Felswand gebildet wurde, so dass es schien, als ob von und nach da unten weder ein Aus- noch Eingang vorhanden wäre.

Der rechten Thalseite entlang oder, von unserem Standpunkte aus, zu unserer Linken schossen die trüben Fluthen des durch die starken Regen der letzten Zeit zum tosenden Bergstrome gewordenen Tamir im selbstgegrabenen, engen Felsenbette thalwärts, an den so vielfach vorhandenen Hindernissen zerstiebend und den weissen Gischt hoch aufspritzend.

Zwischen dem aufgeregten Flusse und der gegenüberliegenden schwarzen Felsenwand aber war die schmale, ebene Thalsohle ganz eingenommen und bedeckt von einer grossen und dicht gedrängten Menge von hohen, oft aus ganz gewaltigen Blöcken aufgethürmten Steinhaufen, die sich bei näherer Besichtigung unzweifelhaft alle als Grabmäler, errichtet dem Andenken der unter ihnen ruhenden Todten, erwiesen.

Wer diese wohl waren? Wer vermöchte das zu entscheiden bei dem vollständigen Mangel eines sicheren Anhaltspunktes; denn so eifrig ich auch danach spähte, nirgends war auch nur die geringste Spur von einer Inschrift, eines Zeichens, auch nicht einmal aus späterer, buddhistischer Zeit, die doch sonst auf keinem irgend bemerkenswerthen Punkte hierzulande zu fehlen pflegen, oder sonst etwas Anderem, das eine Deutung zugelassen hätte, zu entdecken, mit alleiniger Ausnahme des schon erwähnten sculpturenbedeckten Steines von den Ruinen des nahen Plateaus, welcher aber gerade durch sein ganz isolirtes, mit allem Uebrigen nicht harmonirendes Vorkommen eher verwirrend als aufhellend wirkte. Nichts als die kunstlosen Steinhaufen, die aber wieder ein jeder ihren Steinkreis oder Hof besassen, ganz ähnlich jenen, die wir schon von früher her kennen, was doch auf eine gewisse Verwandtschaft beider hindeutet. Nur ist hier Alles roher und primitiver, obwohl unstreitig massiger und grossartiger.

Nach äusseren Merkmalen zu urtheilen, müssen diese megalithischen Denkmäler ein sehr beträchtliches Alter aufweisen, da besonders die näher zur Felswand zu gelegenen, die offenbar die ältesten waren, sich ganz mit dichten, zusammenhängenden Flechtenschichten bedeckt zeigten, und auf einzelnen hatten sich sogar Nadelbäume angesiedelt, die schon Zeit

gefunden hatten, sich zu starken Bäumen zu entwickeln.

Wenn man annimmt, wie es wahrscheinlich ist, dass dieses grosse Gräberfeld zur Bestattung der Glieder einer einzigen oder doch höchstens nur weniger Familien von Stammeshäuptlingen oder Fürsten der in der Nähe der Todtenstadt ansässig gewesenen Tribus gedient haben wird, so muss man auch schliessen, dass dieser für seinen Zweck sehr gut gewählte Ort durch einen relativ langen Zeitraum hindurch benützt wurde.

Auf dasselbe deutet auch die oben erwähnte, unmittelbar hinter dem östlichen Thalrande gelegene, kaum mehr als 300 m von den Gräbern entfernte Ansiedlungsspur hin, die wahrscheinlich nichts Anderes war, als der Ort, wo die Wohnungen der Hüter des geweihten Thales standen und wo vielleicht auch der Tempel sich erhob, in welchem die Culthandlungen und Opfer für die Ruhe der dort unten Schlummernden dargebracht wurden.

Auf diese und viele andere Fragen, die sich hier aufdrängen, könnte nur die wissenschaftliche Durchforschung der Gräber selbst eine befriedigende Antwort geben. Leider ist aber die Vornahme derselben noch auf so lange ganz unmöglich, als die für das ganze chinesische Reich geltenden, nach meinen eigenen Erfahrungen aber gerade in den Nordprovinzen Mandschurei und Mongolei mit ganz besonderer Strenge gehandhabten Gesetze bestehen bleiben, welche die Verletzung und Durchwühlung des Bodens mit einem Instrumente, sei es zu welchem Zwecke immer, auf das Allerentschiedenste verbieten und die dawider Handelnden mit dem Tode bedrohen.

Die Chinesen, als Herren dieser Länder, werden wohl niemals geneigt sein, von diesen Bestimmungen, die in letzter Linie eigentlich gegen die unbefugte Goldsucherei gerichtet sind, abzugehen, und bis einmal ein Anderer hier gebietet, hat es wohl noch seine guten Wege. Die Gräberfelder und Kurgane des Changai dürften also noch für sehr lange hinaus ihre Geheimnisse bewahren.

Als ich im Verfolge meiner Reise später das Hauptgebirge durch den schmalen und tiefen Einschnitt des Chuchu-Daba-Passes überschritten hatte und der Querfurche des Tuin-gol abwärts folgte, war ich in eine Gegend mit von der Nordseite sehr merkbar abweichendem Natur- und Landschaftscharakter eingetreten. Dort herrschte noch deutlich der Einfluss Sibiriens, hier aber that sich die Nähe der Gobi kund.

Da es jedoch im Allgemeinen keineswegs an Wasser mangelte, Rinnsale und Quellen nicht nur im Gebirge, sondern auch in den hügeligen Gegenden an dessen Fusse noch reichlich vorhanden waren, so fehlte es begreiflicherweise denn auch nicht an einer zahlreichen lebenden Population und ebenso waren auch die Anzeichen einer früheren, mit der gegenwärtigen in Abstammung und Lebensweise wohl nicht identischen Urbevölkerung nichts weniger als selten.

Sie zeigten sich mit jenen auf der Nordseite befindlichen im Grossen und Ganzen übereinstimmend, indem sie ebenfalls entweder Erdhügel oder, wo das Material dazu reichlich vorhanden war, grosse Steinpyramiden bildeten, die wieder bald von runden, bald von rechteckigen Höfen umgeben waren, von denen auch hier merkwürdigerweise wieder diese letzteren im Gegensatze zu den runden oft auffallend grosse Ausdehnung hatten.

Andererseits aber traten doch hier manche dort drüben nicht beobachtete Besonderheiten auf. So waren die geschlossenen runden Höfe gewöhnlich wieder von einem äusseren Kranze, aus kleinen Steinkreisen gebildet, umgeben. Die viereckigen Höfe hatten bisweilen in den zwei nördlichen Ecken hohe Säulen eingesetzt, und noch weiter gegen Osten zu, an der Taza, sah ich eine Gruppe von mehreren Pyramiden, denen der geschlossene Hof schon ganz fehlte und wo er dagegen nur noch durch vier aufrechtstehende, die vier Ecken eines Quadrates markirende, sehr hohe Steine angedeutet war.

Endlich wurden auch Einzelgräber immer häufiger, bei denen nur ein einziger, zu Häupten steckender Monolith vorhanden war. Bei solchen fehlte der Hügel aus Erde oder Felsstücken dann gänzlich und es war das Grab entweder nur mit Platten gedeckt oder aber eine Umfassung durch auf der schmalen Kante stehende, platte Steine hergestellt, die eine rechteckige Fläche umschlossen, nicht um Vieles länger und breiter, als bei den Gräbern unserer modernen Friedhöfe jetzt üblich ist.

In keinem Falle war an den verwendeten Steinen auch nur die geringste Andeutung einer Schrift oder Zeichnung wahrzunehmen; fast sämmtliche befanden sich im Gegentheile in genau der Form und dem Zustande, in denen sie gefunden oder auch gebrochen worden waren, und nur ausnahmsweise war einmal eine Spur einer rohen, unvollkommenen Bearbeitung zu erkennen.

Obwohl, wie erwähnt, keineswegs selten, sondern eher sogar recht häufig, waren alle diese verschiedenen

Arten von Gräbern auf der Südseite des Gebirges doch niemals mehr in grösserer Zahl auf einem bestimmten engen Raume beisammen, sondern höchstens nur in kleineren Gruppen von 3—5 oder 6 anzutreffen, oder gar nur vereinzelt in der Steppe, in einsamen Thälern, an Berghängen und Hügeln regellos herum verstreut.

Ich enthalte mich, auf die grosse äussere Aehnlichkeit und selbst Uebereinstimmung dieser prähistorischen Denkmäler mit solchen in Indien, in Mittel- und Westasien und selbst in einigen Theilen Europas hinzuweisen und daraus hypothetische Folgerungen zu ziehen, bis nicht durch zahlreiche Fundgegenstände und deren Vergleichung untereinander von dort und hier sichere oder doch mehr oder weniger begründete Schlüsse möglich sind. Hinweisen aber möchte ich doch darauf, dass gerade das Gebirgsland, das von dem Changai im Süden, dem Kentei im Osten, dem Sajan und Altai im Norden und Westen begrenzt ist, nach Allem, was wir bis jetzt über die Vorgänge und Völkerbewegungen in diesem Theile Central-Hochasiens wissen, als die eigentliche Urheimat der turkischen Sprach- und Völkerfamilie anzusehen ist, von welcher aus sie sich nach Südwesten, Westen und Nordwesten über Tibet, Indien, Turkestan und Westsibirien bis in's nördliche Russland fächerförmig ausbreiteten.

Ist es da nicht bis auf Weiteres vielleicht gestattet, die eben besprochenen Grabstätten der Mongolei mit einem Theile dieses Volkes in wahrscheinlichen ursächlichen Zusammenhang zu bringen?

Nachfolgenden Geschlechtern erst ist es vorbehalten, auch hierin vollständige Klarheit zu schaffen. Einstweilen begleiten unsere besten Wünsche die Bemühungen der russischen Sibirier, in ihrem Lande ein möglichst vollständiges, wissenschaftlich werthvolles Materiale zusammen zu bringen und sicher für die Zukunft zu bewahren.

Auf diese Schätze aber schon jetzt die europäischen Forscher aufmerksam zu machen, war der Hauptzweck der obigen Ausführungen, denn in kurzer Zeit schon wird es Jedermann leicht möglich sein, mit verhältnissmässig geringem Aufwande an Zeit und Kosten den alten und grössten Continent von dem äussersten westlichsten Punkte Europas an bis zu den entlegensten Gestaden des Stillen Oceans an der Ostküste Asiens auf den eisernen Schienen wie im Fluge zu durcheilen.

Die Lappenbäume im magyarischen Volksglauben.

Von **Heinrich v. Wlislocki** (Budapest).

Soweit uns alte Geschichtsquellen und besonders die vergleichende finno-ugrische Sprachforschung der Neuzeit einen Einblick in das innere Leben der alten Magyaren gewähren, lässt sich mit aller Bestimmtheit sagen, dass das Magyarenvolk vor der Annahme einer positiven Religion eine Naturreligion besessen habe, deren Kernpunkt der Opferdienst gewesen ist. Die Opfergabe ist eben ein Zeichen der menschlichen Abhängigkeit vom launischen Willen der gefürchteten unsichtbaren Mächte. Die an Bäume gehängten Lappen sind eben auch ein Rest der alten Opfergabe, dargebracht den Baumgeistern bezw. dem im Baume zeitweilig hausenden Krankheitsgeiste, um bereits eingetroffenes oder bevorstehendes Unglück abzuwenden.

In Krankheitsfällen und bei anderen Gelegenheiten Lappen an Bäume zu hängen, ist, wie unser hochverehrter Meister Richard Andree [1]) nachgewiesen, ein weitverbreiteter Brauch; jedoch ist ein Abschluss in dieser Sache noch lange nicht erreicht und eine Schlussfolgerung aus der Verbreitung der Lappenbäume auf ethnologische Verhältnisse wäre noch zu verfrüht. Vor Allem muss auf das örtliche Vorkommen der Lappenbäume ein besonderes Gewicht gelegt werden, weil erst nach Feststellung ihrer Verbreitung aus dem diesbezüglichen Materiale weiter gebaut werden kann.

In Folgendem habe ich alle bislang bekannt gewordenen Belege für die Verbreitung der Lappenbäume im Kreise des magyarischen Volkes zusammengestellt, um damit ein Scherflein zur Lösung der Frage nach ihrer Verbreitung beizutragen.

Wer zur rechten Zeit, d. h. wenn der Wassergeist gut aufgelegt ist, sich im Völgyer Brunnen oder in der Quelle bei Ipoly-Födémes badet, dem wachsen die fehlenden Glieder nach; als Gabe für den Wassergeist lässt man dort Kleidungsstücke und Haupthaare auf Bäumen zurück, die neben der Quelle stehen [2]). Auf Bäume, die in der Nähe der Torjaer Schwefelhöhle „Büdös“ und der Höhle „Sugás“ bei Sepsi-Szent-György stehen, hängen Kranke abgetragene Kleidungsstücke auf, damit sie ihres Siechthumes los werden [1]). Einer Quelle in der Nähe des Potharder Berges wird die Eigenschaft zugeschrieben, dass ihr Wasser „jeden Kopfschmerz“ heile, wenn der Leidende sich in der Quelle das Haupt badet und dann seine Kopfbedeckung an einen Baum hängt und dort zurücklässt [2]). Wer aus der bei Ikafalva (Siebenbürgen) befindlichen Quelle „Gágókút“ trinkt, erlangt eine besonders grosse Körperkraft, wenn er einen Lappen von seinem Hemdärmel an einen der in der Nähe befindlichen Bäume hängt. Das Wasser dieses Bronnens ist der Sage nach aus dem Blute der dort in der Heidenzeit gefallenen Helden entstanden. Vor Jahren warf noch Jeder, der von diesem „Blut-Wasser“ (vér-víz) trank, einen Stein „als Erinnerung an die Helden“ an den Fuss des Berges [3]). In der Nähe des Curortes Tusnád befindet sich ein Sumpf, der „Csukástó“. In der Charfreitagsnacht füllt sich der Sumpf mit klarem, reinem Wasser, in welchem sich unzählige gekrönte Schlangen baden. Wer zu dieser Zeit Wasser aus dem Sumpfe schöpft, kann damit jeden Stein sofort in Gold verwandeln, doch muss er alle seine Kleidungsstücke an die in der Nähe befindlichen Bäume hängen, sonst tödten ihn die Schlangen [4]). In der Nähe des berühmten siebenbürgischen Wallfahrtsortes Csik-Somlyó liess sich vor vielen Jahren an der Stelle, wo jetzt die Salvator-Capelle steht, vom Himmel eine goldene Leiter herab. Noch vor einigen Jahren hing jeder kranke Wallfahrer einen Lappen an einen der „heiligen“ Bäume, um sich seines Siechthumes zu entledigen [5]). Im magyarischen Volksglauben heisst es, dass die heilige Maria den Gläubigen besonders in Gebüschen zu erscheinen pflegt. Vom „heiligen Bronnen“ bei Csovánka (bei Budapest) erzählt die Sage, dass die heilige Maria in der Nähe des Bronnens im Buschwerke einem Schäfer erschienen sei. Die Leute strömten nun auf diese Nachricht zum Bronnen, Kranke badeten sich im Wasser und genasen. Seither

[1]) **Ethnographische Parallelen und Vergleiche**, Stuttgart 1878, S. 58; vgl. auch Nyrop in der „Dania“, I, 2 ff.

[2]) Ipolyi, Magyar mythologia (= magyar. Mythologie), Pest 1854, S. 203.

[1]) Herrmann Ant., A hegyek kultusza Erdély népeinél (= Höhencult bei den Völkerschaften Siebenbürgens), Klausenburg 1893, S. 23.

[2]) Orbán B., Székelyföld leirása (= Beschreibung des Szeklerlandes), I, 115; vgl. Herrmann, a. a. O., S. 38.

[3]) Orbán, a. a. O., III, 97.

[4]) Vgl. Herrmann, a. a. O., S. 38.

[5]) S. Kővárv, Erdély régiségei (= Siebenbürgens Alterthümer), S. 107.

ist dieser Bronnen ein Wallfahrtsort der Kranken, die daselbst an Bäume und Büsche Kleidungsstücke hängen und dort zurücklassen [1]).

Nach magyarischem Volksglauben können gewisse Krankheiten dadurch geheilt werden, dass man gebrauchten Verband oder den Lappen, womit man den kranken Körpertheil bedeckt hat, an Bäume hängt.

Gegen Augenweh mischt man Safran mit Milch und wäscht damit das Auge; den dazu verwendeten Lappen aber hängt man Abends an einen knospenden Baum mit den Worten: „Im Namen des Vaters, bei der Liebe des Sohnes, der Segen des heiligen Johannes breite sich hierüber aus! Die Milch der gebenedeiten Jungfrau Maria wasche, wasche, wasche ab dies Leid!“ (Az atyának nevében, fiunak szerelmében, szent Jánosnak áldása terjedjen reá! Boldogságos szüz Mária teje mossa le, le mossa, mossa le ezt a bajokat!)

Gegen Fieber hängt der siebenbürgische Csángó-Magyare seine Unterhose an einen Baum, die er neun Tage hindurch stets nur dann angezogen hat, als ihn das Fieber zu beuteln begann. Hat Jemand bei den Szeklern das „heisse“ Fieber, so nimmt einer seiner Angehörigen vor Sonnenaufgang das Leintuch des Kranken weg, entkleidet sich und läuft dann, in's Leintuch gehüllt, auf einen Berg, wo er das Leintuch an einen Baum gehängt zurücklässt, indem er die Formel ruft: „Höre, Berg (oder Baum), höre! N. N. schüttelt das heisse Fieber, nimm es von ihm und gib es dem, der mein Rufen hört!“ (Halljad hegy, halljad! N. N.-et a forró láz rázza. Vedd el töle és add annak, ki a kiáltásom hallja) [2]).

Wer ein Geschwür hat, umkreist dasselbe mit einem rothen Apfel, den er dann an den Ast eines Baumes spiesst [3]). Bei den Szeklern wird ein „böses“ Geschwür also vertrieben: Die Besprecherin nimmt neun Stückchen Brot und umkreist mit jedem Stückchen das Geschwür, wobei sie jedes Mal spricht: „Als unser Herr Christus auf Erden wandelte, traf er einen frommen Wirth an, eine böse Wirthin, Steinbett, Schimmel-Brot! Dieses Uebel soll dem Körper des N. N. gerade so nicht schaden können, wie das Steinbett unserem Herrn Christus nicht geschadet hat!“ (Mikor Krisztus urunk itt a földőn járt, talált jámbor gazdát, hamis asszonyt, kő ágyat, penészes kenyeret! Ez a nyavalya N. N.-nek ugy ne árthasson a testin, mint Krisztus urunknak nem árthatott a kő ágy.) Dann werden die neun Brotstückchen an die Aeste eines Baumes gesteckt.

Hodenanschwellung wird durch Áuflegen eines Leinsamenbreies und Trinken von Steinöl geheilt. Nimmt man den Brei herab, so lässt man den kranken Körpertheil von einem Hunde lecken und spricht dabei dreimal: „Der heil. Geist ging in die Jungfrau Maria und kam heil heraus; heil. Geist, nimm das Ueble von mir!“ (A szent lélek szüz Máriába mene és épen kijöve, szent lélek, vedd rólam a roszat.) Den Brei sammt dem Lappen, auf den man ihn geschmiert hat, hängt man vor Sonnenaufgang an einen Baum.

Canthariden, Hanfsamenblüthen und Hasenhoden soll man, in Eselsmilch gekocht, jeden Freitag vor Sonnenaufgang gegen Impotenz trinken und sprechen: „Herr Freitag ging in den Wald und traf dort die Frau Samstag. Er sprach: Lass' dich umarmen! Frau Samstag stiess ihn von sich und sprach: Dürrer Ast bist du; wenn du wieder grünst, komme zu mir! . . . Gib mir die Kraft, Ast, ich gebe dir meine!“ (Péntek ur az erdőbe mene és ott találta Szombat asszonyt. Mondá: Hádd öleljelek meg! Szombat asszony magától ellökte, mondá: Száraz ág vagy; ha ismét zöldülsz, gyere hozzám! . . . Ág, adj nekem eröt; neked adom az enyémet!) Dies hat man jeden Tag zu sprechen und dabei sein Wasser abzuschlagen, indem man vorher die Bindschnur der Unterhose geknüpft hat.

In Gyalu (Siebenbürgen) gibt es einen berühmten Zauberer und Volksarzt, der kinderlosen Frauen unter Anderem folgendes Mittel anräth: Bei Vollmond soll die betreffende Frau einen Lappen, auf dem sie ihre letzten Menses aufgefangen hat, an einen Baum hängen und dabei die Worte sprechen: „Baum, ich gebe dir mein Blut, gib mir deine Kraft, damit ich mit meinem Blute Kinder ernähre!“ (Fa, neked adom véremet, add nekem erödöt, hogy véremmel gyermeket neveljek.) Will ein Kind nicht gedeihen, so trägt die Mutter sein Hemdchen auf einen Berg, wo sie es entweder mit einem Pflock an die Erde spiesst oder es an einen Baum nagelt [1]). Hühnern, die schlecht legen, und Kühen, die sich schwer melken lassen, nagelt man in Südungarn einige Schwanzfedern bezw. Schwanzhaare an einen Baum.

Gegen Kopfschmerzen verbinde man den Kopf mit einem in Essig getauchten Lappen, den

[1]) Herrmann Ant. in der Zeitschrift „Turisták lapja“ (= Touristen-Blatt), I, Nr. 4.

[2]) Vgl. Kozma, Mythologiai elemek a Székely népköltészetben ét népéletben (= mythol. Elemente in der Szekler Volksdichtung und Volksleben), S. 37.

[3]) S. Kálmány, Szeged népe (= Szegeds Volk), I, 114.

[1]) S. Herrmann, a. a. O., S. 23.

man am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an einen Baum hängt und dabei die Worte spricht: „Petrus sprach: Mein Kopf thut mir weh! Jesus sprach: Er thut dir nicht mehr weh!“ (Péter mondá: A fejem fáj! Jézus mondá: Nem fáj többé!) [1]).

Damit die Pocken oder „schwarzen“ Blattern keine Narben hinterlassen, legt man während der Krankheit einen mit Milchrahm oder frischer Butter bestrichenen Lappen auf das Antlitz des Kranken. Der Lappen wird jeden Tag durch einen neuen ersetzt, der alte aber mit den Worten auf einen Baum geworfen: „Nimm und stopfe damit deine Fussspur zu!“ (Vedd és dugd be vele lábad nyomát!)

Bei Rückenschmerz geht bei den Szeklern der Leidende an drei Morgen vor Sonnenaufgang zur Kirche, wo er jedes Mal drei Vaterunser und drei Mariengrüsse betet und sich dann an vier in der Nähe der Kirche befindliche Bäume den Rücken mit den Worten anreibt: „Dann soll mich der Rücken wieder schmerzen, wenn ich mich hier wieder anreibe!“ [2]). (Akkor fájjon az én derekam, mikor ismét ide dörzölöm!) Am dritten Morgen hängt der Leidende den Rückentheil seines Hemdes an einen der vier Bäume.

Gegen Zahnweh legt man gekochten Salbei in einem Säckchen auf die Wange. Das Säckchen wird am nächsten Morgen an den Ast eines Baumes mit den Worten gebunden: „Baum, dann soll mich der Zahn schmerzen, wenn dich deine Zähne schmerzen!“ (Fa, akkor fájjon a fogam, ha a tiéd is fáj!)

Bei herrschenden Epidemien werden nicht nur Pferdeköpfe, sondern auch Hemden auf Bäume gesteckt. Ebenso werden in einigen magyarischen Gegenden Siebenbürgens die Kleider Derjenigen, welche in der Fremde verstorben sind, entweder auf Bergen vergraben [3]) oder dort an Bäume gehängt, damit der Todte, heimkehrend, nur bis zu dem betreffenden Baume und nicht weiter vordringen könne und so auch seine Hinterbliebenen nicht quäle [1]). Erscheint im Klausenburger Comitate ein Todter den Hinterbliebenen im Traume gar oft, so wickelt man Erde von seinem Grabe in einen Lappen eines seiner zurückbehaltenen Kleidungsstücke und hängt ihn an einen dem Grabe des betreffenden Todten zunächst stehenden Baum.

Lappen, die man früher einmal in Weihwasser getaucht hat, hängt man in der Gegend von Makó bei anhaltender Dürre an Bäume, um Regen zu erhalten.

Nicht nur bereits eingetroffenes, sondern auch bevorstehendes Unglück kann nach einem Belege durch Lappen, die man auf Bäume hängt, abgewendet werden. In einigen Gegenden herrscht der Brauch, dass, wenn der Namenstag einer Person auf einen Freitag fällt, dieselbe etwas von ihrem Blute und Speichel auf den Lappen eines ihrer abgetragenen Kleidungsstücke wischt und diesen Lappen dann verbrennt. Es heisst, dass die betreffende Person dadurch auch das ihr bis zu dem Tage, wo ihr Namenstag wieder auf einen Freitag fällt, bevorstehende Unglück verbrenne. Im Südosten Siebenbürgens hängt man bei dieser Gelegenheit solche Lappen vor Sonnenaufgang an einen Baum. Verschwindet der Lappen bis zum nächsten Sonnenaufgang vom Baume, so verschwindet auch das bevorstehende Unglück [2]).

Aus den bislang bekannten und hier mitgetheilten Belegen für die Lappenbäume ergibt es sich nun, dass dieselben nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch beim Todtencult eine Rolle spielen, indem auch im magyarischen Volksglauben ursprünglich die Bäume als Sitz der Krankheitsgeister sowohl, als auch als zeitweiliger Aufenthaltsort der herumirrenden Seele gedacht wurden.

---

[1]) Vgl. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870. S. 73.

[2]) Aehnlich bei Kálmány, a. a. O. III., 159; der Kranke reibt sich an den vier Ecken der Kirche.

[3]) Herrmann, a. a. O. S. 31.

[1]) Aehnlichen Zweck hat der finnische Ahnenbaum; vgl. darüber Grigorieff im „Internat. Archiv f. Ethnographie“ 1893, VI. Bd., S. 174.

[2]) S. Herrmann, Der volksthümliche Kalenderglaube in Ungarn, in der „Ztschr. des Vereines f. Volkskunde“ 1894, Heft 3, und Wlislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, München 1893, S. 69.

Literaturberichte.

1.

Karl von den Steinen: Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingú-Expedition 1887—1888. Berlin 1894.

Die erste Expedition des Herrn Karl von den Steinen hatte sich bekanntlich auf dem Batory bewegt. Die zweite, an welcher die Herren Karl und Wilhelm von den Steinen, Dr. Ehrenreich und Prof. Dr. Peter Vogel theilnahmen, brachte die östlicheren Seitenflüsse des Schingú-Stromes, den Kulischu und den Unterlauf des Kuluëne zur Durchforschung. Es wurden dabei am linken Ufer dieser Flüsse vier bis dahin völlig unbekannte Dörfer der Bakaïri entdeckt, ausserdem Ansiedelungen der Mehinakú, Yaulapiti, Kamayurá, Aëto. Am rechten Ufer wohnen Nahuquá, Trumai, Suya, Kayapó. Durch Unterstützung des Präsidenten der Provinz Matto grosso gelang es ausserdem, einige Paressis zur Untersuchung in Cuyabá gestellt zu erhalten. Endlich wurden noch die Bororó am St. Lorenzo besucht. Dieser gegenwärtig so sehr zusammengeschmolzene Indianerstamm von Matto grosso hat bekanntlich unserem Natterer 1827 eine in ihrer Art einzige Sammlung geliefert, welche eine Zierde des k. k. naturhistorischen Museums bildet.

Völlige Vertrautheit mit dem Gegenstande und eine seltene Umsicht in dem Verkehre mit den Eingeborenen haben dieser Expedition eine weit reichere Ausbeute an anthropologischem und ethnographischem Materiale gesichert, als der ersten. Die Messungen hatte Dr. Ehrenreich übernommen. Wir finden zahlreiche Beobachtungen über die Behandlung von Haut und Haar, über Sexualia, über die Culturzustände der Schingú-Stämme, über ihre Werkzeuge, Waffen, Geräthe und Industrie. In mustergiltiger Weise werden in den Capiteln X und XI die Kunst (Zeichnung, Ornamentik, plastische Darstellung und Keramik), die Maskenornamentik und der Tanzschmuck vorgeführt. Die in diesen Capiteln mitgetheilten Thatsachen erweitern in erwünschtester Weise unsere Anschauungen über primitive Kunst; sie bestätigen vielfach die Auffassung Grosse's über die Grundlage des geometrischen Stils, eine Auffassung, welche allerdings zum Theile aus den Arbeiten von Steinen und Ehrenreich herausgewachsen ist. Noch schlagender wirkt der Nachweis zahlreicher Culturdifferenzirungen der einzelnen Volksgruppen und des Antheiles, den die Frauen an denselben genommen haben. Die Frauen sind die Trägerinnen des Feldbaues, der Töpferkunst, der Mehlbereitung. Aus der Stammeslegende der Bakaïri vermuthet Karl von den Steinen, dass sie ihren Ackerbau Weibern der Nu-Aruak verdanken. Weder Bakaïri, noch Nahuquá, noch Mehinakú nebst Verwandte, weder Auëto, noch Kamayurá hatten ursprünglich Steinbeile; sie erhielten sie von den Trumai (S. 203), welch' letztere — im Gegensatze zu allen übrigen seit undenklicher Zeit Feldbau treibenden Schingú-Stämmen — erst in neuerer Zeit den Ackerbau aufgenommen haben. Die Züchtung der Mandioka ist ein Werk der metalllosen Südamerikaner. Die Darstellung von berauschenden Getränken aus Mais oder Mandioka war am oberen Schingú bis jetzt noch unbekannt, während die mit Europäern in Berührung gekommenen Südamerikaner dieselbe nur zu gut kennen. Die Nu-Aruak sind die alleinigen Träger der Töpferkunst und der damit verbundenen Keramik. In Guyana handeln allerdings die Karaiben mit Töpfen; sie scheinen diese Kunst von den Aruak gelernt zu haben. Dagegen hatten die Bakaïri und Nahuquá Trinkschalen und Kalebassen aus Kürbis, welche den „Töpferstämmen" mangelten, von diesen bezogen und in Thon nachgemacht wurden — eine Erfindung, welche in die sesshafte Zeit fällt. Die Pfeife ist nach Karl von den Steinen in Südamerika, wie die Angel (S. 210, 235) modernen Ursprungs. Dass die Banane erst nach der Ankunft der Europäer eingeführt wurde, fand der Verfasser auch in den Erfahrungen der zweiten Expedition bestätigt. Die Tragweite dieser durch gewissenhafte Detailstudien ermittelten gegenseitigen Beeinflussung der einzelnen Volksgruppen für das Verständniss der südamerikanischen Culturentwicklung ist ungemein gross. In solchen Specialaufnahmen liegt die Zukunft der beschreibenden Ethnographie. Das von Karl von den Steinen eifrig geförderte Studium der brasilischen Sprachen hat überdies auch den Einblick in die Zusammenhänge der vier grossen Völkerfamilien, welche das angegebene Gebiet im Norden des La Plata zwischen den Cordilleren bis zum Atlantischen Ocean bewohnen, wesentlich vertieft. Die Suya und Kayapó gehören zu den Gēs, die Auëto und Kamayurá zu den Tupis, die Mehinakú, Waurá, Kustenaú, Yaulapiti zu der von Karl von den Steinen bereits nach der ersten Expedition neu aufgestellten Gruppe der Nu-Aruak, endlich die Bakaïri und Nahuquá zu den Karaiben. Die bekannte Hypothese des Verfassers über die Herkunft der Karaiben aus dem Süden hat durch die zweite Expedition eine ganz auffallende Kräftigung erhalten. Die Bakaïri sind aber nicht etwa als die Reste des unveränderten karaibischen Grundvolkes, als Repräsentanten des karaibischen Urzustandes, aufzufassen. Diese Auffassung wird dem Verfasser ganz unberechtigterweise in die Schuhe geschoben. Ein Blick auf S. 402 f. genügt, um zu beweisen, dass Herr Karl von den Steinen gerade im Gegentheile die Bakaïri als vom Norden her in cultureller Beziehung beeinflusst betrachtet.

Besondere Aufmerksamkeit hat Karl von den Steinen auch dem Geistesleben der Schingú-Völker in seinen verschiedenen Aeusserungen geschenkt. Trotz seiner unleugbaren Begabung für den Verkehr mit den Eingeborenen hat er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes dieses schwierige Gebiet nicht erschöpfen können. Doch bieten seine Beobachtungen viele neue Details und jedenfalls wichtige Analogien. Die eigentliche Bedeutung der Couvade wird wohl künftighin kaum mehr in Zweifel gezogen werden können. Die Ausführungen über Zauberei, die Zählkunst, die Farbenwörter liefern werthvolle Anhaltspunkte für die Völkerpsychologie. Wir erkennen

deutlich, dass die Bakaïri unter den Schingú-Völkern die geringste Geistesentwicklung besitzen, obgleich dieselben von verschiedener Seite beeinflusst erscheinen. An einen geistigen Urzustand ist somit auch hier nicht zu denken. Karl von den Steinen's Betrachtungen über Wissenschaft und Sage der Bakaïri bieten immerhin ein willkommenes Gegengewicht gegen die noch immer vielfach geübte Uebertragung höherer Vorstellungen in die niederen Geistesstufen, wodurch das Verständniss der letzteren unendlich erschwert wird. Die primitiven Auffassungen jedes Naturvorganges als Einzelnhandlung, der Thiere als dem Menschen völlig gleichwerthige Personen, der Sonne und des Mondes als Federnbälle, der Milchstrasse als Trommelbaum, der Sterne als Körner, Löcher, Netzknoten, Pflöcke der alten Bakaïri oder als Thiere des Himmels, des nächsten Nachbars der Erde, u. s. w., können gar nicht concret genug aufgefasst werden, wenn man die Producte der niederen Mythologie richtig würdigen will. Allerdings reicht dies zur wissenschaftlichen Erklärung derselben nicht aus. Karl von den Steinen hat selbst auf die fortwährende Differenzirung der Traditionen aufmerksam gemacht, welche dadurch entsteht, dass die wichtigsten Träger derselben, die Frauen, vielfach fremden Stämmen angehören. Wie viele andere Momente treten da noch hinzu, welche die Nothwendigkeit umfassender Vergleichung als unerlässliches Postulat einer inductiven Sagenforschung begründen! Derselbe Gesichtspunkt gilt auch bezüglich der allgemeinen Betrachtungen des Verfassers über Zauberei und die Seelenvorstellung der Bakaïris. Die Vergleichung beseitigt jeden Zweifel an dem Vorhandensein der allgemein giltigen Seelenvorstellung bei den Bakaïris, welche im Anblasen des Säuglings während der Couvade, der Wolke, der Pfeile und Maisstampfer durch Keri und Kame, zur Aeusserung gelangt. Dass das Tabakblasen des modernen Zauberers ursprünglich damit nichts zu thun hat, hat Karl von den Steinen treffend hervorgehoben. Dies letztere ist offenbar fremde Importwaare.

Es wird nicht verkannt werden dürfen, dass Schärfe und Vielseitigkeit der Beobachtung, umfassende Verwerthung des eigenen und fremden Materiales, sowie geistvolle Auffassung dem vorliegenden Werke eine fundamentale Bedeutung für die südamerikanische Ethnographie sichern. Mögen diese Arbeiten recht bald in demselben Sinne und mit derselben Methode fortgesetzt werden! **v. Andrian.**

2.

Ranke, Prof. Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. II. Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 748 Abbildungen im Texte, 6 Karten und 9 Farbendrucktafeln, von Dr. F. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894. Lex.-8°, XII + 676 S.

Ohne bisher bei irgend einer unserer Culturnationen einen halbwegs ebenbürtigen Rivalen gefunden zu haben, steht dieses grossartige Werk nun nach der Vollendung seiner ersten Häutung neu vor uns, in vielen Theilen mit wesentlichen Ausgestaltungen und manchem werthvollen Zuwachs bereichert. Die erste Auflage hatte sich bereits durch die vollendete Wissenschaftlichkeit und pädagogische Klarheit in der Disposition des Stoffes, durch die umfassende, keinen Nebenzweig vernachlässigende und alle Hauptmomente hervorhebende Beherrschung unseres Wissens, durch die von strenger Kritik und objectivster Wahrhaftigkeit überwachte Zusammentragung der weit, manchmal bis an die Grenze der Unauffindbarkeit zerstreuten Fachliteratur, welche doch an keiner Stelle die von den eigenen grossen wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers geprägte Eigenartigkeit überwucherte, sowie endlich durch die schöne, anziehende Darstelluug an den ersten Platz in unserer Literatur, an welchem die gründliche Facharbeit mit der popularisirenden Richtung zusammentrifft, gestellt. Eine Reihe von Errungenschaften hat seitdem diesen Gipfelpunkt wieder höher geschraubt und die zweite Auflage versäumte nicht, die neuen Stufen, welche dahin führen, in organischer Angliederung in sich aufzunehmen, ohne die bewährte Eintheilung zu verändern oder das gelungene Gefüge des Ganzen auch nur an einer Stelle zu lockern. Um einige dieser Weiterausgestaltungen des zweiten Bandes anzumerken, sei auf die Absätze über die Entwicklung der einzelnen Gesichtstheile, Ohr, Nase und Mund, über den Rumpf, die allgemeine äussere Körpergestalt des Menschen, über die natürlichen und künstlichen Schädeldeformationen hingewiesen. Mit gleichbleibender Gewissenhaftigkeit sind an den entsprechenden Stellen die neuen Aufnahmen über die Grösse und das Körpergewicht der Schulkinder, die neuesten Publicationen über die Feuerländer und die Ausgrabungen am Schweizersbild bei Schaaffhausen verwerthet. Ein ansehnliches Capitel ist den Mammuthjägern von Předmost bei Prerau gewidmet und der Verfasser kommt nach der Vorführuug der Funde und der Darlegung der verschiedenen, gerade in unseren „Mittheilungen" so ausführlich behandelten Ansichten zu dem mit unseren Anschauungen übereinstimmenden Schlusse, dass der diluviale Europäer doch eine unumstössliche Thatsache der Wissenschaft bleibt. Die Schlusscapitel, Anfänge einer Chronologie der jüngeren prähistorischen Epochen und Rückblick auf die jüngeren vorgeschichtlichen Epochen, runden die zweite Hälfte des Bandes, welche die archäologische Entwicklung des mitteleuropäischen Menschen der in der ersten Hälfte dargelegten somatischen Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes gegenüberstellt, zu einem vollständigen Lehrgebäude ab. Hand in Hand mit dieser textlichen Vervollkommnung geht auch die illustrative, durch welche der Band um einige interessante, mit den bisherigen Bildern auf gleicher Kunsthöhe stehende Zeichnungen und eine Farbendrucktafel (die griechischen Gefässe aus dem Klein-Aspergle) bereichert wurde, sowie die technische, durch welche wieder ein Prachtstück der Druckerkunst, das dem berühmten Bibliographischen Institute zur grössten Ehre gereicht, geschaffen wurde. Auf diese Art behauptet die neue Auflage mit voller Sicherheit den hervorragenden Platz, welchen alle Fachgenossen dem Werke bei seinem Erscheinen angewiesen haben und welchen das gebildete, bücherkaufende Publicum auch in seiner Weise anerkannt hat. Die charakteristische Wirkung derartiger Meisterwerke liegt darin, dass sie in gleichem Maasse einerseits die Resultate der gelehrten Arbeit sichten und festlegen und andererseits dieselben unter das Volk verbreiten. So schaffen sie den sonst unerreichbaren Rapport zwischen dem Fachgelehrten und seinem Volke. Indem sie das geläuterte Wissen hinaustragen, werben sie Mitarbeiter. Nirgends ist diese

Rolle wichtiger, als in unseren Disciplinen, welche so sehr auf die Mitarbeiterschaft des ganzen Volkes angewiesen sind. Ranke's Werk hat nach dieser Richtung ganz Besonderes geleistet und wir zweifeln nicht, dass die zweite Auflage auch in dieser Beziehung die erste noch übertreffen wird.

J. Szombathy.

3.

Calliano, Gustav: Prähistorische Funde in der Umgebung von Baden. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in Baden bei Wien. Wien und Leipzig, 1894. 145 S. mit 158 Textabbildungen. 8°.

Der durch seine vielbelobten Sagenforschungen bekannte Verfasser hat sich in den letzten Jahren mit Erfolg der Aufsuchung prähistorischer Funde in der Umgebung Badens gewidmet und durch sein Beispiel einen kleinen Stab von Mitstrebenden um sich gesammelt. Den vereinten Bemühungen dieser Herren verdanken wir bereits einige sehr interessante Fundserien. Die diesbezüglichen Fundgeschichten, die Beschreibung der einzelnen Localitäten und die Vorführung der Objecte bilden den werthvollen Theil des Buches. Der Fachmann muss den Funden aus dem Winschloche, von der Ansiedelung an der Hildegardenruhe, aus der Königshöhle und von der durch unser verdientes Mitglied J. Hofmann entdeckten und untersuchten Ansiedelung auf der Malleiten seine volle Beachtung widmen. Besonders die beiden letztgenannten Localitäten sind hochwichtig und verdienen eine weit bessere Publication. Der nachsichtigsten Beurtheilung aber bedarf die „gelehrte Bearbeitung", welche der Herr Verfasser nach ganz ungenügender Vorbereitung seinen werthvollen Funden angedeihen lässt. Diese Nachsicht wird jedoch sehr erschwert durch das geradezu hässliche, gegen die „Herren vom grünen Tische" gerichtete polemische Rankenwerk, mit welchem die ganze Darstellung durchflochten ist.

Referent, welcher ja selber bisher der Prähistorie weit mehr mit Pickel und Spaten als mit der Feder gedient hat, steht dem Ausgräber Calliano sehr sympathisch gegenüber und beglückwünscht ihn zu seinen schönen Erfolgen; die Tendenz des vorliegenden Buches aber muss er mit Bedauern verwerfen. Es ist ja sehr richtig: „Immer strebe zum Ganzen"; jedoch „kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schliess' an ein Ganzes dich an".

J. Szombathy.

4.

Strakosch-Grassmann, Gustav: Geschichte der Deutschen in Oesterreich-Ungarn. I. Bd. (Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 955.) Wien, Verlag von Karl Konegen, 1895. 551 pp. 8°.

Für die Leser dieser Zeitschrift wird es genügen, wenn wir das Erscheinen des ersten Theiles einer gross angelegten Arbeit über einen so bedeutenden Gegenstand, wie die Geschichte der Deutschen in unserem heimatlichen Reiche, kurz anzeigen und einige Worte über jene Partie hinzufügen, welche in das Fach des Prähistorikers einschlägt. Das Erstere thun wir mit grosser, das Letztere mit etwas geringerer Befriedigung. Schon ganz von vorneherein muss sich der Anthropologe freuen, die Geschichte eines grossen, staatlich geeinigten Ländergebietes, wenngleich mit Beschränkung auf ein Volk desselben, vom ethnographischen Gesichtspunkte aus betrachtet zu sehen, und in dieser Hinsicht wird das Werk, wenn es vollendet vorliegt und sonstigen Anforderungen genügt, einen hohen Werth beanspruchen dürfen. Es soll in 4—5 weiteren Bänden die Erzählung bis zur Gegenwart fortführen. Der erste Band zeigt das Ringen der germanischen Völker in den Donauländern mit den Römern und den Zusammenbruch der römischen Herrschaft in diesem Gebiete, dann im zweiten Capitel das Verschwinden der älteren deutschen Stämme, die Ansiedelung allophyler Völker und die Begründung des bajuvarischen Deutschthums in den Ostalpen zur Zeit des merovingischen und karolingischen Frankenreiches. Im dritten bis fünften Buche soll die fernere mittelalterliche Geschichte der Ostalpendeutschen und der Deutschen in den böhmischen, polnischen und ungarischen Ländern, im sechsten und siebenten die Reformation und die Ereignisse bis zum Tode Karls VI., im achten der Zeitraum von 1740 bis 1848 (erneuerter Aufschwung des deutschen Volksthums) und im neunten die jüngste Periode dargestellt werden. Ein grosser, rühmlicher Plan, würdig der selbstbewussten Individualität, welche der Autor in vielen seiner Aeusserungen zu erkennen gibt.

Im gegenwärtigen Stadium dieser Publication dürfen wir uns wohl zunächst an die Schilderung der „ältesten Zeiten" halten. Als echter Historiker verzichtet der Autor darauf, etwa die ethnographisch-culturhistorische Basis zu zeigen, welche „die ältesten germanischen Wanderungen nach dem Südosten" angetroffen haben, und geht nach wenigen, den Kelten gewidmeten Worten in medias res mit den Bastarnen, Kimbern und Teutonen (S. 1—11), worauf über 200 Seiten (12—223) der Geschichte und Cultur der donauländischen Germanen während der Römerzeit gewidmet werden. Hier muss der Abschnitt über die Cultur der Germanen (S. 188—223) als besonders wichtig bezeichnet werden, weil darin viele sprechende, erst in relativ junger Zeit gewonnene Zeugnisse für eine früher noch kaum versuchte zusammenfassende Darstellung verwerthet erscheinen. Leider steht der Autor diesem Material gegenüber nicht entfernt auf der Höhe des heutigen Wissens. Er berühmt sich in der Einleitung, dass seine Darstellung „bis auf die letzte Zeile einzig und allein der Ausdruck der eigenen Ueberzeugungen und der eigenen Beurtheilung der Quellen sei". Was die „Ueberzeugungen" betrifft, so ist es selbstverständlich, dass kein Gelehrter eine Darstellung vortragen wird, die seiner (wie immer gewonnenen) eigenen Ueberzeugung zuwiderläuft; „eigene Beurtheilung der Quellen" ist aber in fremden Wissenschaften eine gefährliche Sache, wie das Beispiel dieses in der Archäologie höchst mangelhaft bewanderten Historikers zeigt. So vergleicht derselbe (S. 188) die Germanen im Norden der Donau mit den „Indianern Nordamerikas, wie sie Cooper's Lederstrumpfgeschichten schildern, die nur darum ein sesshaftes Leben führten, weil das Heer des Reiches sie an jedem Vorrücken nach Süden hinderte". (Die falsche Relativverbindung ist nicht etwa ein vereinzelter Lapsus calami, denn gleich auf der nächsten Seite steht z. B. der Satz: „In den folgenden Blättern soll nun in knappen Umrissen gesagt werden, was wir hierüber wissen, unter Benützung auch dessen, was über das Thun und Treiben der genannten Völker im Donauthale während des VI. Jahrhunderts überliefert ist; denn dieses ist, so lange sie sich nicht

jedes auf einst römischem Boden angesiedelt hatten, sehr conservativ geblieben.“)

Diesseits der römischen Reichsgrenze sieht er ein Land, „dessen Volk (?) damals das scharfsinnigste Rechtssystem der Erde schuf, auf der anderen ein Volk, das Menschenopfer darzubringen und aus den Schädeln der Erschlagenen zu trinken pflegte“. Bei solchen Vorstellungen scheidet ihm die Donau freilich „culturelle Gegensätze, die überhaupt nicht grösser sein könnten“. Aber es werden auch Denkmäler angeführt. Aus der Verschmelzung der Markomannen und Kelten in Böhmen erklärt es der Autor, dass stilistische Unterschiede zwischen den Arbeiten vorrömischer und römischer Zeit nicht zu erkennen seien, wobei er sich auf Wocel beruft, der solche Unterschiede allerdings noch nicht kannte. Als Beweis für einheimische Metalltechnik in römischer Zeit werden „Gussformen für Bronze- und Eisengegenstände“ angeführt, und dabei auf Hampel's „Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn“, Taf. I—V, hingewiesen. Herr Strakosch-Grassmann glaubt also, dass man im Alterthum Gusseisen gekannt habe[1]), und citirt, obwohl ihn schon der Titel des Buches davon hätte abhalten sollen, Funde, die von den römischen und römerzeitlichen um mehr als ein halbes Jahrtausend getrennt sind. (Die Anführung ist übrigens auch insoferne unrichtig, als l. c. Taf. I keine Gussformen abgebildet sind.)

Unter diesen Umständen wundert es uns weniger, dass der Depôtfund von der Riesenquelle bei Dux (S. 201) aus der Früh-La Tène-Zeit in die römische versetzt wird. Das ist doch nur ein Fehler von circa 4—5 Jahrhunderten. Unter den einheimischen Bronzen aus römischer Zeit werden sodann natürlich auch „jene schönen Dolche und Schwerter mit verziertem Griffe“ angeführt, „wie sie in besonders prächtigen Stücken, am zahlreichsten im heutigen Ungarn auf dem linken Ufer der Donau, aber auch in Böhmen und Mähren gefunden wurden“. „Es waren dies sicher nur fürstliche Waffen und manche von diesen mag ob ihres Besitzers lange berühmt gewesen sein bei allen Nachbarvölkern, wie die Waffen Alboin's, des Longobardenkönigs, der um 567 aus Ungarn nach Italien gezogen ist . . . u. s. w.“ Als ob je ein solches Schwert in einem sicher keltischen, geschweige denn römerzeitlichen germanischen Grabe gefunden worden wäre! Der Verfasser meint aber nicht etwa alte Erbstücke aus der Bronzezeit, was man als Phantasie in einem Romane noch gelten lassen könnte, sondern sagt ausdrücklich: „Die Uebereinstimmung der Form und Ausführung dieser Schwerter mit Funden aus anderen einst von Kelten beherrschten Ländern ergibt, dass dieselben in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch in den germanischen Ländern von keltischen und anderen nichtgermanischen Handwerkern erzeugt wurden[1]).“

Aeusserungen dieser Art, welche vor 50 oder 100 Jahren ihrem Urheber keine Unehre gebracht hätten, muss man heute ernstlich rügen. Man möchte fragen, wozu denn eigentlich prähistorische Forschung getrieben und in Büchern und Vorträgen gelehrt wird, wenn dann sattelfeste Historiker in kostspieligen Werken sich solche Blössen geben und dergestalt ihrer „eigenen Ueberzeugung und Quellenbeurtheilung“ Ausdruck leihen. Die tiefere Ursache solcher wissenschaftlicher Unfälle, die sich mit der Zeit nothwendig mehren müssen, liegt aber nicht in dem subjectiven Belieben Einzelner (wir wären sonst mit Schweigen darüber hinweggegangen), sondern zum Theile auch in der äusseren Lage der anthropologischen Disciplinen. Jede Wissenschaft darf beanspruchen, dass man ihr ein eigenes Bildungsprincip zuerkennt, welches zunächst in der Summe der Cardinalfragen, die sie aufwirft, und in dem Geiste, der diese Fragen dictirt und sich auf sie beschränkt, bestehen muss. Jede einzelne Wissenschaft kann daher die Nebenfragen, die ihr von einer anderen gestellt werden, nur in ihrem Geiste, d. h. dem Anscheine nach ungenügend, beantworten. Daraus folgt, dass ohne tieferes Eingehen auf das Wesen einer Wissenschaft von derselben kein Nutzen zu ziehen ist. Daran leidet heute die Anthropologie. Sie muss es sich gefallen lassen, von den Vertretern anderer Fächer nach den Diensten, die sie ihnen leistet, d. h. in den meisten Fällen ungerecht beurtheilt zu werden[2]). Wer die Unbefangenheit hat, sie nach ihren eigenen Gesetzen zu prüfen, wird sich selbst belohnt fühlen und auch Andere vor Schaden behüten.

M. Hoernes.

---

[1]) Noch ärgere Unkenntniss verräth die Vorstellung, dass man brauchbare Beile, Messer, Sicheln u. s. w. aus Roheisen überhaupt giessen könne. Diesen Grad von Unwissenheit sollte doch schon die Mittelschule beheben. Die Frage, ob im Alterthume Gusseisen bekannt war, ist heute wohl als entschieden anzusehen (vgl. Blümner, Technik und Terminologie, IV, S. 355 ff.); dennoch nimmt neuerdings Sittl (Classische Kunstarchäologie, I, S. 210) an, dass Gusseisen, „wie es scheint“, den Phönikern bekannt gewesen und sich erst spät über das römische Reich verbreitet habe. (S. 21 spricht er von Eisenarbeiten, welche dem Schmelztiegel verfielen, und citirt Anm. 10 die kilikischen Seeräuber – erste Hälfte des letzten Jahrhunders v. Chr. –, welche planmässig Bronze und Eisen zur Anfertigung von Waffen sammelten. Solche Nothwaffen werden doch nicht aus Gusseisen gewesen sein!)

[2]) Ein Beispiel aus der Fachliteratur der classischen Archäologie mag dies erhärten. In der oben citirten „Classischen Kunstarchäologie“ von Prof. K. Sittl finden wir Bd. I, S. 430 f., die Sätze: „Wir knüpfen hier das Prähistorische an, weil dasselbe in einer Geschichte keinen Platz findet. Es ist ein provisorischer Name, welcher nur anzeigt, dass man vorläufig die Gegenstände nicht einzureihen wisse.“ Wenn der Autor bei Beurtheilung der einschlägigen Literatur, von der er doch umfassende Verzeichnisse anlegt, den richtigen Standpunkt eingenommen hätte, würde ihm ein so kurzsichtiger Ausspruch wohl nicht entschlüpft sein. Er hätte gelernt, dass die prähistorische Forschung ihre Gegenstände gar wohl einzureihen weiss, wenn auch nicht in das von der Geschichtsforschung aufgestellte Schema. Die unmittelbare Folge solcher Auffassungen ist dann die „Einreihung“ der Bronzezeitfunde unter die Denkmäler der Römerzeit und ähnliche Missgriffe.

5.

Zíbrt, Dr. Čeněk, Seznam pověr a zvyklostí pohanských z VIII. věku. **(Jndiculus superstitionum et paganiarum.)** Nr. 2 der Rozpravy (Abhandlungen) der böhmischen Kaiser Franz Josefs-Akademie der Wissenschaften, Kunst und Literatur in Prag, Jahrg. III, Classe I, 1894. 8°, 176 S.

Der Verfasser, Docent der Culturgeschichte an der Prager böhmischen Universität, ist bereits durch eine Reihe von culturgeschichtlichen und folkloristischen Abhandlungen und Aufsätzen bekannt[1]). Anfangs widmete er besondere Aufmerksamkeit seiner Heimat, folgte aber bereits da der vergleichenden Methode und lieferte auch schon zwei vergleichende folkloristische Studien. Auf diesem Gebiete suchte er sich nun eine grössere Aufgahe, indem er es unternahm, eine neue Erläuterung zu den 30 Capitelüberschriften des viel commentirten Jndiculus superstitionum et paganiarum aus der Zeit Karl des Grossen (Codex Palatinus Nr. 577) zu schreiben. Seinen „von den bisherigen Arbeiten etwas abweichenden Standpunkt" präcisirt der Verfasser in folgender Weise (S. 8): „Es ist allgemein anerkannt, dass der Jndiculus wichtige Nachrichten über die europäische Cultur am Anfange des Mittelalters bietet. Ausserdem hat er aber auch eine grosse, unleugbare Bedeutung für die Entwicklung der menschlichen Cultur überhaupt. Die Gebräuche und Aberglauben, welche der Jndiculus tadelt und als heidnisch erklärt, finden sich bei sorgfältigerem Studium noch in unserer Zeit in der europäischen Volkstradition, allerdings in abgeschwächter und veränderter Form, und wir finden dieselben Gebräuche und Anschauungen bis jetzt bei uncivilisirten Völkern, bei primitiven Stämmen in einer mehr conservirten, ursprünglicheren und jenen heidnischen Gebräuchen, welche die Kirche am Anfange des Mittelalters verbietet, näheren Form. . . . Daraus ersieht man, wie aus dem gleichen Antriebe zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in dem menschlichen Denken offenbar durch denselben Vorgang Vorstellungen, Erklärungen, verwandte, ja identische Erscheinungen entstanden sind und entstehen."

Von diesem vergleichenden Standpunkte aus commentirt daher der Verfasser den Jndiculus nicht blos auf Grund der gleichzeitigen, sondern auch späterer historischen Quellen, sowohl westeuropäischer als slavischer, und durch Vergleichung mit den Volksmeinungen und Gebräuchen, die noch jetzt bei den westeuropäischen und slavischen Völkern vorhanden sind. Wie man sieht, ist der Verfasser auch über den neuesten Erklärer des Jndiculus hinausgegangen, denn A. Saupe (Der Jndiculus . . . Leipzig 1891) erläutert denselben „aus zumeist gleichzeitigen Schriften". Die Hauptbedeutung des Zíbrt'schen Werkes liegt aber offenbar in der Heranziehung des reichhaltigen slavischen Materiales, das den westeuropäischen Forschern wegen der Unkenntniss der Sprache meist verschlossen bleibt. Natürlich berücksichtigt Zíbrt vor Allem die böhmische Culturgeschichte und Volkskunde, zieht aber auch die der übrigen Slaven ausgiebig und verständnissvoll in Betracht. Zu den meisten Capiteln (ganz leer gehen nur IV, V, XVIII und XXX aus, die Bedeutung des XXIV. ist auch Zíbrt unklar geblieben) wird eine Fülle von slavischen Beispielen aus alter und neuer Zeit beigebracht oder es wird mit weiser Beschränkung auf die vorhandene Literatur hingewiesen. Da das Studium des „Volksthums" bei allen Slaven seit ihrer „Wiedererweckung" im Vordergrunde steht, so gibt es zur Erläuterung der im Jndiculus erwähnten Meinungen und Gebräuche nicht blos ungemein viel slavisches Rohmaterial, sondern auch gehaltvolle Monographien, namentlich in der polnischen und russischen Literatur. Von den neueren Erscheinungen auf diesen Gebieten vermisse ich nichts Wesentliches, in den älteren wäre allerdings eine grössere Nachlese möglich. Bezüglich vieler Gebräuche könnte der Verfasser auf so leicht zugängliche Mittel verweisen, wie es die Wörterbücher von Vuk Karadžić (serbisch) und Dalj (russisch) sind. Da er weiss, wie das slavische Material den westeuropäischen Gelehrten schwer zugänglich ist, so hätte er wohlgethan, wenn er auch die russischen Arbeiten über die Völker des Kaukasus, des Urals und Asiens berücksichtigt hätte, umsomehr, als er kleine Anläufe dazu hie und da macht; es wäre immerhin leichter, das einmal gesammelte und gesichtete Material sich übersetzen zu lassen, als es erst zu suchen.

Das hübsch ausgestattete Werk Zíbrt's ist jedenfalls auch ein Beweis, dass die hauptsächlich nach polnischem und russischem Muster nun auch in Böhmen und Mähren blühende Folkloristik, die im „Český Lid" ein tüchtiges Organ hat, und die vielen ethnographischen Localausstellungen, welche eine allgemeine in Prag für das Jahr 1895 vorbereiten, keine nationale Spielerei sind, denn es gibt Männer mit einem weiten Gesichtskreise, die das richtige Verständniss für solche Unternehmungen wecken. **Dr. M. Murko.**

[1]) Wir geben die Titel seiner selbstständig erschienenen Werke in deutscher Sprache wieder:

Die altböhmischen Abschwörungsbräuche, Aberglauben, Feste und Volksunterhaltungen, insoferne schriftliche Denkmäler bis auf unsere Zeit von ihnen berichten. Prag, 1889.

Aberglauben und Zaubereien der Jäger in den alten Zeiten in Böhmen. Písek, 1889.

Blätter aus der bömischen Culturgeschichte. Prag, 1891.

Der Hausgeist in der altböhmischen Volkstradition (Bibliothek des „Český Lid", I.). Prag, 1891.

Der Umgang mit dem Pferd in der Weihnachts- und Faschingszeit. Eine vergleichende folkloristische Studie. Prag, 1893.

Das Hinaustragen des „Todes" und seine Erklärungen. Prag, 1893.

6.

Steinmetz, Dr. S. R.: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe. Nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht. 2 Bde. Leiden und Leipzig, 1894. Lex.-8°.

Die vorliegenden umfangreichen Studien, welche aus einer Doctordissertation des Verfassers hervorgewachsen sind, bedeuten in methodischer Hinsicht geradezu ein Ereigniss für die junge Wissenschaft der Ethnologie, welche gerade wegen der unzulänglichen Methode und mangelhaften Kritik von den Schwesterwissenschaften bis auf die letzte Zeit nicht als ebenbürtig angesehen worden ist. Ich stehe nicht an, auszusprechen, dass in vorliegendem Werke die gründlichste und gewissenhafteste Behandlung, die ein ethnologisches Thema überhaupt bislang gefunden hat, vorliegt. Die Grundsätze seiner Methode entwickelt der Verfasser in der überaus lesens-

und beherzigenswerthen Einleitung (Vol. I, p. XI—XLV), in welcher einerseits das Verhältniss von Ethnologie und Ethnographie in musterhaft klarer Weise auseinandergesetzt und andererseits die Beziehungen der Ethnologie zur Culturwissenschaft, zur Geschichte und Rechtswissenschaft ausserordentlich scharf beleuchtet werden.

Der Verfasser befolgt nach Tylor's Vorgang (On a Method of Investigating the Development of Institutions. Journ. Anthr. Instit. XVIII. 1889) die statistische Methode, welche sich nicht begnügt, das Vorkommen gewisser Sitten und Anschauungen bei mehreren oder vielen Stämmen und Völkern zu constatiren, sondern welche auf Auszählung der constatirten Fälle — die möglichst vollständig erhoben werden — bei genauer Betrachtung der dawidersprechenden Fälle und Beobachtungen dringt. Die unvergleichlich höhere Wissenschaftlichkeit dieses Verfahrens gegenüber dem in der Ethnologie noch vielfach befolgten, nach welchem zum Belege einer culturgeschichtlichen These einige Musterbeispiele ausgewählt werden, springt wohlthuend das ganze lange Buch hindurch in die Augen. Es ist durchaus ehrliche, tief gründliche Forschung, die hier betrieben wird, welche ein würdiges Seitenstück zu der mit Recht stets gerühmten Akribie und Kritik der philologischen Disciplinen darstellt. Die guten Früchte einer so strengen Behandlungsart unserer ethnologischen Themata werden nicht ausbleiben, wie sie auch auf dem speciellen Gebiete, das der Verfasser sich zur Bearbeitung erwählt hat, auf das Schönste hervortreten. Es ist in Rücksicht auf das Meritorische interessant, die Ergebnisse Steinmetz' mit denen Post's zu vergleichen, welcher in dem soeben erschienenen zweiten Bande seiner „Ethnologischen Jurisprudenz" ebenfalls die ethnologischen Formen des Strafrechtes dargestellt hat. Während Post in seiner bekannten Weise lediglich eine Classificirung des Materiales in dessen verschiedenen ethnologischen Abwandlungen gibt, ohne sich irgendwie in eine entwicklungsgeschichtliche oder psychologische Untersuchung einzulassen, ist es Steinmetz in erster Linie überall um das wirkliche Verständniss der Entstehung primitiver Straf- und Racheformen und ihrer psychologischen wie sociologischen Basis zu thun. Post erklärt in seiner Auseinandersetzung über die Rache § 58 (S. 235) dieselbe mit kurzen Worten als einen mit der menschlichen Art verknüpften Naturtrieb; damit ist er fertig. Steinmetz liefert nicht nur durch seine schöne psychologische Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht die psychologische Unterlage für seine Untersuchungen, sondern erforscht in der gründlichsten Weise die ganze Reihe primitiver Formen der Rache, von der völlig ungerechten, keineswegs auf den schuldtragenden Theil zielenden impulsiven Abwehr und Racheaction bis zur systematischen Blutrache der Geschlechtsgenossenschaften (die Urrache S. 299—355, die Blutrache S. 361—395). Derselbe wesentliche, methodische wie meritorische Unterschied waltet in der Behandlung der übrigen Capitel vor, wie dem Compositionswesen (Post, §§ 59—77; Steinmetz, I, S. 406—475). Diese Nebeneinanderstellungen genügen völlig, den überlegenen Charakter der Forschungsweise Steinmetz' klarzustellen.

Dass bei so viel Besonnenheit und Thatsachenkenntniss trotzdem manche Aufstellungen und Hypothesen des Verfassers discussionsfähig bleiben, ist wohl selbstverständlich. Ich werde mir erlauben, auf einige solcher Dinge, die meines Erachtens eigene und wiederholte Untersuchung verdienen, hinzuweisen.

Eine solche Aufstellung des Verfassers, die nicht als Ergebniss einer diesbezüglich angestellten Nachforschung, sondern als Behauptung auftritt, ist zunächst die Meinung des Verfassers (S. 141), dass die Tödtung dasjenige Verbrechen gewesen sei, welches in primitiven Verhältnissen allererst zur Erwiderung herausgefordert habe. Das ist, glaube ich, durchaus nicht der Fall gewesen. Weiberraub, Eigenthumsverletzung, Körperbeschädigung dürften dem egoistischen Menschen innerhalb der Horde jedenfalls öfter und früher begegnet sein, als Tödtung innerhalb der Horde; ausserhalb derselben im Verhältnisse von Horde zu Horde ist allerdings die Tödtung vielleicht eine ebenso häufige Verletzung gewesen, als Weiberraub oder Eigenthumsbeschädigung, aber sie dürfte kaum so früh und unfehlbar zur Rache geführt haben, als letztere Unthaten, da das Rachebedürfniss für die Tödtung der Stammesangehörigen niemals so gross gewesen sein dürfte, als dasjenige des Gatten oder des Eigenthümers. Jedenfalls erfordert es eine eigene Untersuchung, welche primitivsten Formen des Unrechtes es sind, die zuerst zur Rachehandlung herausgefordert haben.

S. 186 ist von den Trauerhandlungen der Marager (Melvilleninsel) bei Bestattungen Verwandter die Rede; ganz richtig wird das Ausreissen der Achselhaare, das Abbrennen der Brusthaare u. dgl. mehr auf den Seelencult bezogen (Anm. 1). Dagegen führt nun der Verfasser selbst die Thatsache an, dass die Eingeborenen beim Abschiede von einem ihnen sehr theueren Weissen sich bis auf's Blut schlugen, um daran die Vermuthung zu knüpfen, dass es sich auch bei jenen Trauersitten doch wohl um direct physiologische Aeusserungen des Schmerzgefühles handeln könnte. Da diese Beobachtung für die Erklärung der Schmerz- und Trauerhandlungen sehr wichtig ist, verweile ich bei derselben, um zunächst den Umstand, dass sich die Marager im Trennungsschmerze bis auf's Blut schlugen, als associative Handlung zu erklären. Es war ihnen von den Trauersitten, die ursprünglich eine ganz bestimmte Ratio der Abwehr und Opferhandlung hatten, zur unverlierbaren Gewohnheit geworden, sich im Schmerze zu schlagen — auch wenn es einmal nicht einen Todesfall galt. Jedenfalls bedürfte es einer eigenen Untersuchung, was im Ausdrucke der Gemüthsbewegungen reflexiv, was ursprünglich ideell veranlasst und rudimentär erhalten ist.

In dieser Weise anregend wirkt die ganze lange Untersuchungsart des Verfassers, an der wir ebensosehr seine Gründlichkeit als seinen Scharfsinn bewundern müssen. Der Aufbau seiner Forschungen zeigt in der That die ausserordentliche Umsicht des grossen Völkerkenners, der den innigen Zusammenhang von socialer Organisation, religiösen Ideenbildungen und psychologischen Eigenthümlichkeiten der primitiven Gesellschaft vollständig überblickt und bei jedem Einzelprobleme sich gegenwärtig hält. Die evolutionistischen Principien sind überall mit vollem Rechte der Leitstern des Forschers gewesen.

Ein besonderes Wort des Dankes glaubt der Referent dem Verfasser dafür zu schulden, dass er sein Werk — zum grossen Nutzen und Vortheil eines weitaus grösseren Leserkreises — nicht in seiner holländischen Muttersprache, sondern deutsch verfasst hat. So wenig correct sein deutscher Stil ist, so sehr imponirt das unermüdete Streben, sich in dem fremden Idiom zu grösster Deutlichkeit und Eindringlichkeit der Darstellung zu erheben.

Wir dürfen den Holländern nicht minder wie dem Verfasser zu einer derartigen wissenschaftlichen Leistung aufrichtig Glück wünschen. In Steinmetz scheinen seine Landsleute einen vielversprechenden Ersatz für den viel zu früh verblichenen Wilken erhalten zu sollen; mögen sie die grosse, frische und unverbrauchte Kraft bald an eine ihrer würdige Stelle setzen, von wo aus sie zu wirken vermag, was sie kann. Und das wird viel sein. **Haberlandt.**

7.

Schmidt, Emil: Reise nach Südindien. Mit 39 Abbildungen im Texte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1894. VIII + 314 pp. 8°.

Ethnographische Werke über Südindien sind in der deutschen Literatur überaus spärlich vorhanden; die Missionärberichte, die Bücher von Karl Graul und wenige andere sind Alles, was wir über die südliche Hälfte der indischen Halbinsel in deutscher Sprache hatten. Vorliegendes Buch des bekannten Leipziger Anthropologen, der auf einer ethnographischen Forschungsreise im Winter 1889/90 den Süden Indiens in Kreuz- und Querzügen durchzogen hat, füllt also thatsächlich eine oft empfundene Lücke unserer Reiseliteratur aus. Es ist auf das Interesse eines weiteren Leserkreises berechnet: es hat „die Natur Südindiens, wie sie einem für das Grosse und Schöne empfänglichen Sinne erscheint, nicht weniger als das Leben der Menschen und ihre Sitten zu schildern versucht" (S. IV). Wir müssen es uns versagen, auch nur andeutungsweise in die reichen Mittheilungen über die alten Culturstätten Südindiens, wie Tutikorin, Trawankor, Madura, Triwandram u. s. w., und die Geschichte und Cultur jener mächtigen drawidischen Reiche, wie sie uns der Verfasser aus eigener Anschauung und einem ersichtlich sehr gründlichen Studium der Quellen an die Hand gibt, einzugehen; wir können an dieser Stelle nur von den eigentlichen ethnographischen Studien und Ergebnissen des Reisenden, die sich auf niedrig stehende Aboriginer-Stämme beziehen, Notiz nehmen. Einige Proben hievon hat der Verfasser ja bereits im „Globus" und im „Archiv für Anthropologie" veröffentlicht; hier findet man die breitere Schilderung. So die ethnographische Beschreibung der Kanikar (S. 77—85), die durch ihre Baumwohnungen bekannt geworden sind, der Kader und Malser in den Anämaläbergen (S. 205 ff.), der Todas in den westlichen Nilgiri (S. 230—238), der Kurumbar (S. 240 ff.), endlich der im östlichen Nilgiri sesshaften Kotas und Badagas. Wir waren über alle diese primitiven Drawida-Stämme, in denen, anthropologisch betrachtet, noch manches weddaische Element erhalten sein mag, durch Jagor's Reisen berichtet, abgesehen von den Nachrichten in den indischen Gazetteers, die in Europa noch viel zu wenig benützt werden. E. Schmidt's Beobachtungen ergänzen dieses Material in dankenswerther Weise. Auch die Abbildungen von Individuen der obengenannten Stämme, zumeist nach Originalaufnahmen des Verfassers reproducirt, sind sehr willkommen. Wir hätten dem so inhaltreichen Buche nur eine andere Anordnung gewünscht. Die gewählte, welche der Reiseroute des Verfassers folgt und tagebuchartig die Eindrücke des Reisenden bunt durcheinander bringt, erschwert es dem Leser sehr, zusammenhängende Vorstellungen zu gewinnen und ein in allen Theilen klares Culturgemälde Südindiens zu bilden. Eine sachlich gegliederte Schilderung, zu der sich etwa das Muster der H. Schlagintweit'schen Darstellung angeboten hätte, wäre unseres Erachtens weitaus vorzuziehen gewesen. Auch hätte sich eine deutlichere Scheidung der unmittelbaren Beobachtungen des Verfassers und der Studienergebnisse aus anderweitigen Quellen empfohlen. Indessen müssen wir auch so dem thätigen und kenntnissreichen Verfasser Dank wissen für die werthvolle Bereicherung unserer gerade auf diesem Gebiete so armen deutschen Reiseliteratur. **Haberlandt.**

8.

Baumgartner, Alexander: Das Râmâyana und die Râmâliteratur der Inder. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung.

Das Râmâyana gehört zu den dichterisch wie ethnographisch beachtenswerthesten Dichtungen des alten Indien. Seinem Inhalte nach enthält es eine Menge noch ungehobenen ethnographischen Stoffes, der zum Theile freilich erst von seiner mythischen Hülle zu befreien ist, um wissenschaftlich brauchbar zu werden. In seiner Geschichte, welche tiefe Spuren in der volksthümlichen Production Indiens bis auf die moderne Zeit zurückgelassen hat, ist es sicherlich die einflussreichste Schöpfung der Inder, die weit über den Boden Indiens hinaus gewirkt hat, nordwärts bis in die Thäler von Kaçmir gedrungen ist und ostwärts bis in die Sundainseln sich erstreckt hat. Der Ethnograph des östlichen Asien kann in der That einer genauen Kenntniss des grossen Epos nicht entrathen. Auch ohne Sanskritist zu sein, wird ihm durch vorliegendes Werk eine genaue und kritisch gesicherte Kenntniss des Râmâyana und seiner literarhistorischen Geschichte an die Hand gegeben. Neben einer mit aller wünschenswerthen Genauigkeit hergestellten Analyse des Inhaltes, die bereits auf die neuesten Untersuchungen der Indologen, wie Adolf Weber und Hermann Jacobi, Rücksicht genommen hat, erhalten wir die Reflexe des Râmâyana in Mahâbhârata und der Pûrâna-literatur, in den buddhistischen Jâtakas (Daçaratha-jâtaka), in der Kunstdichtung eines Kâlidâsa und Bhartrihari (Bhatti-Kâvya), in der Prâkritliteratur (Setu-bândha), ferner in der antiken Dramatik (eines Bhavabhuti), die eine lange Nachfolge in der späteren Production hatte und in den Yâtrâs oder Volksschauspielen ausmündete. Auch in den verschiedenen Volkssprachen Indiens taucht das Râmâyana als häufigstes Sujet auf und die Beschäftigung mit ihm spielt im heutigen Volksleben Indiens noch immer eine grosse Rolle, wie religiöse Uebungen, Feste, der öffentliche Vortrag des Gedichtes durch Rhapsoden (Kâthakas) u. A. m. beweisen. Ueber diese lange, bedeutungsvolle Geschichte gibt Baumgartner's Werk gründliche und verlässliche Aufschlüsse. Da es von einem Mitgliede der Societas Jesu herrührt, wird uns ein gewisser leiser Zug frommer Strenge in Urtheilen über indische Culturverhältnisse nicht verstimmen. **Haberlandt.**

9.

Post, Dr. Albert H.: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. 2 Bde. Oldenburg und Leipzig.

Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes von Post's Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz ist ein lange gehegter Wunsch der Sociologen, welche in dem ersten Bande dieses Werkes eine so schätzbare grundlegende Codificirung des

Gentilrechtes besassen, in Erfüllung gegangen. Es ist in vorliegendem Bande nunmehr auch die spätere Rechtsentwicklung des Personen- und Familienrechtes, des Straf- und Vermögensrechtes in analoger Weise zur Behandlung gelangt. Man kennt Post's Arbeiten. Sie sind in erster Linie Sammlung und Classificirung der Erscheinungen. Eine übersichtliche Gruppirung der Thatsachen, die freilich manchmal bis zu starrer Architektonik der Begriffe getrieben scheint, ist ihr Inhalt und Verdienst. Von einer Erklärung oder entwicklungsgeschichtlichen Ableitung der Erscheinungen ist weder bei Post noch bei Kohler, den beiden Hauptpflegern der „ethnologischen Jurisprudenz", die Rede, wie dies Dr. S. R. Steinmetz in seinen ausgezeichneten „Studien zur ersten Entwicklung der Strafe", die oben zur Besprechung gelangten und insbesondere methodisch ein Ereigniss für die Sociologie bedeuten, S. XXVIII f. treffend ausgeführt hat. Steinmetz bemängelt auch mit Recht, dass die Literaturangaben Post's für die niedrigen Völker sich auf die losen Erwähnungen des Verfassers in früheren Werken und einige meist bekannte Bearbeitungen beschränken. Es liegt hier ein tieferer Fehler der Post'schen Methode vor. Es trifft ihn durchaus der Tadel Grosse's: „Die Anfänge der Kunst", S. 31 ff., dass die Ethnologen noch viel zu wenig darauf Acht haben, stets nur die Völker einer und derselben socialen Entwicklungsstufe untereinander zu vergleichen. Wenn man die Quellenbelege Post's für die von ihm geordneten Erscheinungen daraufhin prüft, wird man dieses Mangels seiner Methode gewiss lebhaft inne werden.

Von diesen Bedenken abgesehen, liegt in dem angezeigten Werke ein wahrhaft monumentales Zeugniss von der Beherrschung der Thatsachen, die ausserordentlich geschickt — wenn auch freilich oft allzu schematisch — angeordnet sind, vor. Die Wichtigkeit des Werkes scheint mir indessen mehr für den Juristen als für den Ethnologen zu bestehen. Jenen macht das Werk Post's in ausserordentlich übersichtlicher und conciser Weise mit dem ethnologischen Fundament der vergleichenden Jurisprudenz bekannt; diesen wird kaum in den Thatsachen, noch weniger in ihrem Verständnisse etwas Neues dargeboten werden. Die Sociologie ist bereits über den Standpunkt der Stoffsammlungen hinausgelangt: wir fordern Erklärungen. **Haberlandt.**

10.

Baumann, Dr. Oscar: Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisclaverei-Comités in den Jahren 1891—1893. Berlin 1894, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer. XIV, 385 S. Gross-8°.

Die Expeditionsreise, welche unser Mitglied Dr. Oscar Baumann zur Erforschung des nördlichen Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1891—1893 ausführte, hat bekanntlich die bedeutsamsten geographischen Ergebnisse gehabt, über welche an zwei Stellen (Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin, und Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, XXXVI, 263 ff.) vorläufige Berichte enthalten sind. Hand in Hand mit der geographischen Erforschung so ausgedehnter, bisher gänzlich unbekannter Gebiete ging nun aber auch ihre ethnographische Aufklärung, die zu keinen geringeren Ueberraschungen und nicht minder wichtigen Ergebnissen geführt hat, als jene. Bei der Raschheit, mit der Dr. Baumann seine Expedition führte, sind es zwar naturgemäss in erster Linie nur die grossen Grundzüge der ethnographischen Gliederung, welche direct zur Beobachtung kamen, während über alles Detail Erkundigungen und Aufsammlungen genügen mussten; aber auch so ist das Bild der Ethnographie der von unserem Reisenden durchwanderten Ländergebiete ein äusserst reiches und dankenswerthes, geeignet, Licht zu werfen auf den Zusammenhang der grossen Völkergruppen im Inneren Afrikas, ihre historische Schichtung und Wanderungszüge. Es sind eben in ethnologischer Hinsicht zumeist classische Gebiete, die Dr. Baumann aufgefunden hat, in primitiver Originalität auf tiefer Lebensstufe verharrend, die gegenseitige Beeinflussung noch überall, wo sie stattgefunden, auf's Deutlichste verrathend, mit Angehörigen der verschiedensten Stämme besiedelt, so dass auch das Sprachenbild jener Gebiete als ein äusserst buntes erscheint. Ueberdies gewährt eine grosse, an 3000 Nummern befassende Sammlung von ethnographischen Objecten aus dem Gebiete sämmtlicher von der Expedition berührter Völker, die in den Besitz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergegangen ist, die anregende Grundlage zu weiterer Untersuchung des von Dr. O. Baumann dargelegten ethnographischen Gemäldes.

Die Reiseroute der Expedition führte von Tanga quer durch das Massaigebiet über Aruscha zum Victoria-Njansa, dessen Nachbargebiete im Süden und Osten durch ein weitmaschiges Routennetz explorirt wurden. Von der Bukumbibucht erfolgte der Weitermarsch nach dem Westen durch das Urundiland nach dem Tanganyika, von wo durch Süd-Urundi, Unyamwesi nach Tabora, dann durch die Landschaften Ussure und Turu nach Irangi marschirt wurde, wo wieder die südliche Massaisteppe beginnt, welche nach einem neuerlichen Besuche von Umbugwe in südlicher Richtung durchquert wurde. Bei Pangani betrat die Expedition nach vierzehnmonatlichem Marsche wieder die Küste.

Die zahlreichen Völker, die auf diesem Gebiete besucht und erforscht wurden, schildert Dr. Baumann nach zwei grossen Gruppen, die allerdings nach geographischen Gesichtspunkten zusammengefasst sind, und zwar: 1. als Völker des abflusslosen Gebietes und 2. Völker des Nilquellgebietes. Während die letzteren durchwegs der grossen Bantufamilie angehören, wenn auch anthropologisch die Watussi sicherlich zu den Hamiten zu stellen sind, ist die ethnographische Gliederung des ersteren Gebietes eine äusserst bunte, der auch in linguistischer Beziehung eine erstaunliche Mannigfaltigkeit entspricht. Als Urbewohner der abflusslosen Gebiete vermuthet Baumann wohl mit Recht den niedrig stehenden Stamm der Wanege, deren Sprache an Schnalzlauten reich ist (siehe Anhang VII, S. 368) und die mit den Watwa von Urundi vermuthlich zusammenhängen. Unter den eingewanderten Völkern hamitischer Zugehörigkeit fand der Reisende in den Wafiomi physisch und linguistisch reine Hamiten, die einen der ältesten, am meisten vorgeschobenen Zweige des hamitischen Stammes darstellen, während die Wanyaturu, die Bewohner der Landschaft Turu, eingewanderte Bantustämme sind, die durch die Waschaschi mit der grossen Gruppe der Nyansavölker zusammenhängen.

Drängten diese von Nord nach Süd, so erfolgte die Einwanderung der Wagogovölker in umgekehrter Richtung, mit welchen die Wataturu zugleich auftreten, während die Massai, der räuberische Hirtenstamm, zuletzt kommen. Dies in den Hauptzügen das von Baumann sehr übersichtlich gezeichnete ethnographische Bild des abflusslosen Gebietes.

Die Völker der Nilquellgebiete, welche sprachlich sämmtlich zur Bantugruppe gehören, zerfallen anthropologisch in Hamiten und Neger. Erstere sind durch den herrschenden weitverbreiteten Stamm der Watussi in höchst charakteristischer Weise vertreten. Letztere, mit der Unterschicht einer Pygmäenbevölkerung, den Watwa mit ihren Verwandten, in westliche und östliche Nyansavölker mit entgegengesetzter Wandertendenz geschieden, sind besoders in Urundi und Ruanda für den Ethnographen ein wahrhaft classisches Völkermaterial, von welchem unser erster Beobachter allerdings bereits sehr werthvolle Nachrichten mitgebracht hat, die indessen erst ein genaueres Studium finden müssen, um ihren ganzen ethnologischen Reichthum der Forschung auszufolgen.

Die ethnographischen Schilderungen unseres Reisenden sind als sachkundig und gewissenhaft viel zu bekannt, als dass es ihres Lobes besonders bedürfte. Unterstützt werden sie durch zahlreiche vortreffliche Abbildungen, die sich auf die Sammlungsobjecte des Reisenden beziehen. Es wäre höchst dankenswerth, wenn Dr. Baumann ein ostafrikanisches Typenalbum auf Grund seiner Sammlungen und der anderer Reisender nach Art der „Artes Africanae“ von Schweinfurth herausgeben würde; er wäre wie kein Anderer dazu geeignet, den ethnographischen Besitz Deutsch-Ostafrikas, der durch die geänderten Verhältnisse dort sehr rasch alterirt und verwirrt werden dürfte, für alle Zeiten in seiner geographischen Vertheilung festzulegen. **Haberlandt.**

Die neolithische Ansiedelung bei Gross-Czernosek an der Elbe.

Von **Robert Ritter v. Weinzierl** in Prag [1]).

(Mit 81 Text-Illustrationen.)

Die vorliegende Publication hat nicht den Zweck, allgemein in neolithischen Siedelungen vorkommende Funde bildlich darzustellen, noch zu beschreiben, sondern greift nur die wichtigsten Momente jahrelanger Forschung zusammen. Indem ich die Lage des Ortes mit Zuhilfenahme einer Skizze beschreibe und ein allgemeines Culturbild unserer damaligen neolithischen Bevölkerung entwerfe, werde ich mich eingehender mit den bisher gefundenen Gräbern und deren Inhalt beschäftigen.

Diese Siedelung ist um so interessanter, als hier in eigenthümlicher, immerhin bestimmter Anordnung Gräber vorkommen, die aber in ihrer Art doch grundverschieden sind.

Seit mehr denn zehn Jahren habe ich die Abgrabungen genau verfolgt und seit dem Jahre 1889 grössere Grabungen auf eigene Kosten vorgenommen, welche in ihrer Ausdehnung und Aufeinanderfolge am Situationsplane (Fig. 2) mit römischen Ziffern der Reihenfolge nach, wie sie vorgenommen wurden, verzeichnet sind.

Die Grundbesitzer Herren Franz und Nicolaus Parthe und Hausmann aus Gross-Czernosek haben mir in zuvorkommender Weise die Grabungen gestattet; dem unermüdlichen Freunde Herrn Lehrer Emil Henke aus Lobositz verdankt meine Sammlung viele Objecte dieses Fundortes, sowie die gediegenen photographischen Aufnahmen.

Herr Dr. Matiegka in Prag besitzt ebenfalls von diesem Fundorte eine kleine Collection Artefacte, welche er mir vollständig zur Verfügung stellte. Allen genannten Herren spreche ich meinen besten Dank aus.

* * *

Wir haben es bei dieser Localität mit der neolithischen Periode der Steinzeit zu thun.

Die Elbe fliesst von Leitmeritz an in einem grossen, westwärts gerichteten Bogen an Lobositz vorbei. Unterhalb dieser Stadt tritt ihr der Gebirgsstock des Lobosch entgegen, der sie zwingt, ihren Lauf wieder nach Norden zu nehmen, welche Richtung bei Gross-Czernosek wieder geändert wird. (Siehe die Kartenskizze Fig. 1.) Zwischen den Orten Czalositz und Gross-Czernosek und dem Flusse befindet sich eine weite Ebene. Diese Ebene findet nördlich ihren Abschluss durch die Abdachungen der mächtigen Kreideablagerungen des Gebirgsstockes Radobil. An diesen Abdachungen, zwischen dem Dorfe Gross-Czernosek und der Nordwestbahnstation, befinden sich mehrere Kalksteinbrüche (in Fig. 1 mit *a* bezeichnet), welche in ihren Profilen deutlich die Spuren der alten Nieder-

[1]) Herr Dr. M. Much war so freundlich, diesen Aufsatz durchzusehen. Er theilt über denselben Folgendes mit: „So dankbar wir die in diesem Berichte enthaltenen Forschungsergebnisse hinnehmen, so ist es doch nicht möglich, hier auch das Bedenken zu verhehlen, welches gegen die Aufstellung des Verfassers, dass nämlich die Fundstelle in ihrer Gesammtheit und die Brandgräber im Besonderen der jüngeren Steinzeit angehören, sich uns aufdrängt. Bisher hat man überhaupt nur in sehr seltenen Fällen Brandgräber in der Steinzeit beobachtet; wo ein Anschein dafür vorliegt, bedarf es also im Vorhinein einer eingehenden Prüfung, um ihn als Thatsache zu bestätigen. In Böhmen insbesondere scheint der Gebrauch des Verbrennens des Leichnams während der Steinzeit unbekannt gewesen zu sein, ja man nimmt allgemein an, dass er erst während des zweiten Abschnittes, der Bronzezeit, Eingang gefunden habe. Rechnet man dazu die keineswegs geringen Bronzefunde, die graphitirten Gefässe, so gelangt man zur Annahme, dass Ansiedelung und Gräber zwar bis in die Steinzeit zurückreichen, doch auch bis in die Bronzezeit hineingreifen. Uebrigens hat keines der vermeintlichen Brandgräber zweifellose Leichenbrandreste geliefert."

Die Redaction.

lassungen vor Augen führen (Fig. 3)[1]). Eine sanfte, niedere Abfallskuppe bilden die nebeneinanderliegenden Felder der genannten Grundbesitzer, auf denen ich seit mehreren Jahren Nachgrabungen veranstalte.

Im Jahre 1858 wurde von *D* aus (Fig. 2) nordwärts der Steinbruch des Herrn F. Parthe mit regelmässigem Abbau geöffnet, im Abbaue des Herrn Hausmann wurde schon seit 1833 gearbeitet. Alsbald stiess man bei *A* auf Gräber, die in ziemlich grosser Anzahl vorgekommen sein sollen, und zwar in dem Steinbruche links vom Eingange *D*[1]). Rechts sollen nur wenige Gräber gewesen sein. Eines dieser linksseitigen Gräber enthielt eine grosse Zahl von gebohrten Zähnen (Wolf oder Hund) und Nachahmungen in Hirschhorn und Bein. (Es sollen etwa 30 Nachahmungen und 10 echte Zähne gefunden worden sein.) Diesen

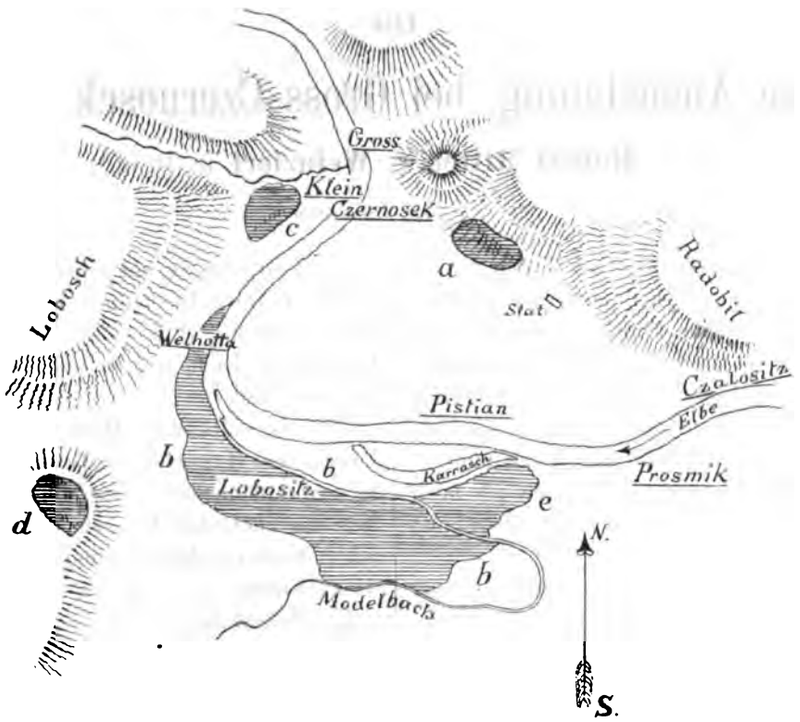


Fig. 1. Kartenskizze der neolithischen Ansiedelungen bei Lobositz.

Fund verwahrte lange Jahre Frau Wirthschaftsräthin Ossumbor, welche aber alle „Zähne" vertheilte, und so

[1]) Die auf der Kartenskizze gleichmässig schraffirten Flächen bei *b*, *c*, *d* und *e* sind ebenfalls neolithische Ansiedelungen. (Weinzierl, R. v., Die Ansiedelungen der neolithischen Culturepoche in und um Lobositz. Mit einer Karte. Böhm.-Leipa 1894. — Derselbe: Eine neolithische Ansiedelung der Uebergangszeit bei Lobositz an der Elbe. Mit Illustrationen. Berlin 1894; bezieht sich auf die vorhin erwähnte Ansiedelung *e*.) Auf der östlichen Abdachung des Radobil, gegen die Stadt Leitmeritz zu, sind im Gebiete der dort im Betriebe stehenden, grossen Ziegeleien vielfach neolithische Artefacte gefunden worden. Die Funde sind zerstreut; ich besitze von dort: bearbeitete Knochen, einen Steinmeissel und ein Fragment einer gebohrten Steinaxt nebst einigen rothen, prachtvoll ornamentirten Scherben. Erwähnenswerth ist eine in der Ziegelei des Herrn Lopata circa 1882 gefundene. rothe, durchaus schön ornamentirte, glockenförmige Urne, ähnlich jenen von Markovic, Smichow etc. Wohin dieselbe kam, ist mir nicht bekannt. Die bedeutende neolithische Niederlassung bei und in Lobositz (*b*, *b*) zieht sich von Prosmik längs des Flussarmes, bei Lobositz sich erweiternd, bis gegen das Dorf Welhotta, an dem Modelbache aufwärts sich abzweigend. Von diesen Stationen besitze ich den grössten Theil der Funde. Elbeabwärts — von Welhotta — finden wir eine Unterbrechung und oberhalb dem Dorfe Klein-Czernosek (*c*) wiederum eine kleinere, neolithische Besiedelung, von welcher ich den grössten Theil der Funde in meiner Sammlung eingereiht habe. Von den Fundorten Lobositz und dem letztgenannten besitzt Herr Dr. Matiegka in Prag ebenfalls eine Collection, sowie auch einige Gefässe und Artefacte Herr Hanamann jun. in Lobositz besitzt. Einige typische Objecte, die seinerzeit im Besitze des Herrn Fz. Tschinkel jun. waren, sind verschollen.

[1]) So viel ich von diesen Gräbern ermitteln konnte, wären es nach Angabe des Vaters des Besitzers Hocker gewesen. Er äusserte sich darüber: „Gräber sind viele gewesen; dabei waren Urnen. und zwar viele grosse, ferner viele, grösstentheils gelochte Pfriemen in der Asche; ebenso fanden wir viele Geweihstücke vom Hirschen, Knochen und rohe Scherben in der Asche."

erhielt ich ebenfalls einen „echten“ und drei „unechte“.

Im Sommer 1894 habe ich in der Reiser'schen Ziegelei, südöstlich von Lobositz, neolithische Skeletgräber mit „liegenden Hockern“ aufgedeckt. Ein Frauengrab enthielt einen reichen Schmuck von gebohrten Muschelschalenscheibchen und eine Menge von gelochten Hundezähnen, sowie eine grössere Anzahl in Bein „nachgeahmter Zähne“. Ein zweites Grab war in der Mitte bei *e* eine Tiefe bis 2·2 m erreicht, nach den Punkten *c* und *d* aber bis zu 25 cm abnimmt.

Diese mächtige Holzaschenlage mag wohl dadurch entstanden sein, dass der undurchdringliche Urwald niederbrannte und so auf diese Weise der Wohnplatz freigemacht wurde, denn in dieser Aschenlage, der Culturschichte, finden wir erst die Gräber, Feuerherde, Schmutzgruben etc. eingebettet.

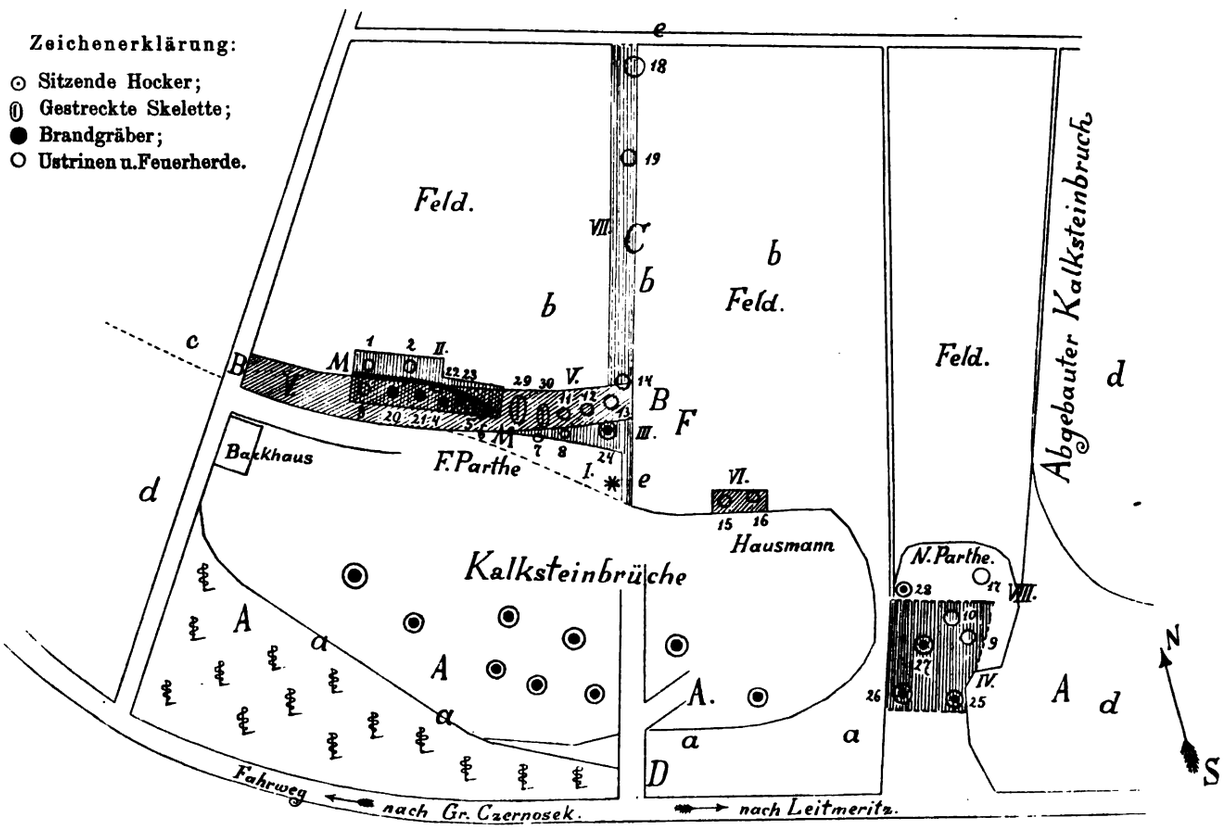


Fig. 2. Situationsplan der neolithischen Ansiedelung von Gross-Czernosek (1 : 1500).

ebenso ausgestattet, nur dass, ausser einer grossen Anzahl „unechter“, ein einziger echter, gelochter Zahn und einige solcher Muschelschalenscheibchen nebst zwei schönen, typischen, primitiv ornamentirten Urnen (Becher und Topf-Amphore) beigegeben waren.

Von *a* an steigt das Terrain plötzlich bis auf 10 m Höhe, in *b* seinen höchsten Punkt erreichend und nach *c* und *d* sich west- und ostwärts gleichmässig abflachend. Diese ganze flache Kuppe, die nördlich von diesen drei Feldern sich der Radobilabdachung anschliesst, deckt eine Lage von Holzasche mit abwechselnden, abgeschwemmten Erdschichten, welche

Fig. 3 stellt eine Totalansicht des Steinbruches dar und zeigt die nach Westen hin abnehmende Culturschichte. Die an den Plänerkalkwänden stehende Person bezeichnet uns etwa die Mitte des Steinbruches; die Aschenlage oberhalb dieser und nach rechts hin erreicht hier seine grösste Mächtigkeit.

Die Ackerkrume (Fig. 4 [*a*]) ist 0·20—0·30 m stark, daran schliesst sich die verschieden tiefgehende Culturschichte [*b*] von 0·25—2·20 m Mächtigkeit, welche, wie gesagt, oft von abgeschwemmten Erdschichten durchzogen ist und welche bis zum Mergel [*c*] reicht. Oft sind die Gräber und Feuerherde bis

in den Mergel eingebettet. Unter diesem befinden sich die mächtigen Ablagerungen des Plänerkalkes [*d*].

Die ganze Ansiedelung bietet ein interessantes Bild; die Feuerherde, Schmutzgruben etc. sind am dichtesten auf dem höchsten Punkte (Fig. 2 bei *F*) und verziehen sich nach allen Seiten hin.

Die Gräber sind Flachgräber, haben eine ganz bestimmte Anordnung und liegen mehr oder weniger in zwei Zonen (Fig. 2 *AA*—*BB*), sitzende Hocker, gestreckte Skelette und Brandgräber nebeneinander.

In der Zone *A* finden wir nur Skeletgräber mit sitzenden Hockern, währenddem am Gipfel in Zone *B* Brandgräber, gestreckte Skelette und ein aufrechter Hocker nebeneinander folgen [1]).

Interessant ist die Anordnung von Brandgräbern und Feuerherden längs einer Mauer [1]), die ich 1889 ausgrub und auf die ich später in ausführlicher Weise zurückkomme.

Die Tiefe der Gräber, Feuerherde und Schmutzgruben ist sehr verschieden, die Funde resp. Beigaben waren meist nur gering. Während die Ustrinen mehr oder minder eine längliche (in der Regel birnförmige) Gestalt haben und bis an die Sohle der Culturschichte eingebettet sind, erscheinen die Brandstellen flach, bei geringer Tiefe oft einen Durchmesser von

Fig. 3. Totalansicht der Steinbrüche von F. Parthe und Hausmann.

[1]) In Zone *AA* fand ich bei der Grabung IV drei sitzende Hocker, Nr. 25, 26, 27; später wurde noch Nr. 28 gefunden.

In Zone *BB*, wo meine Grabung II mit V theilweise sich deckt, fand ich die Brandgräber 20. 21, 22 und 23; daneben die Skeletgräber 29 und 30 und in Grabung III den aufrechten Hocker 24.

In „Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale, Halle 1891", finden wir eine vorzügliche Arbeit und ein reiches Materiale unter gleichen Verhältnissen.

[1]) Ueber die Mauer hielt ich 1889 einen Vortrag in der Societas Physiocratica Bohem. Pragae, worüber die „Bohemia" einen längeren Artikel brachte, worin von „Würk- und Webstuhlgerüsten" die Rede ist — ein sinnstörender Druckfehler; soll natürlich heissen: Wirtel und Webstuhlgewichte.

4 m haltend, oft parallel, schichtenweise übereinander gestellt (Fig. 5).

Die Sohle derselben ist rothgebrannt, daher deutlich gekennzeichnet durch anhaltendes Feuer. Auch fand ich mehrere Male Feuerherde, die ganze Schichten von Flussmuschelschalen enthielten [1]), die grösstentheils getheilt, gelocht, vielfach aber noch zusammenhängend waren (Fig. 6).

Dieses grosse Muschelschalenlager (circa 1500 Stück) beweist, dass die Flussmuschel zur Nahrung diente; der Zusammenhang mit dem Feuerherde lässt sich dahin erklären, dass die Muscheln angeröstet, leicht geöffnet und so genossen wurden.

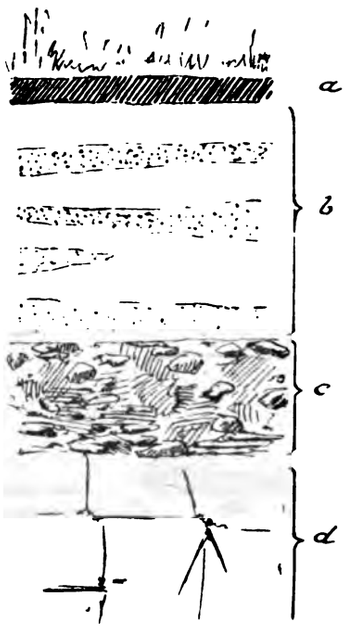


Fig. 4. Geologischer Durchschnitt.

Der in Fig. 6 bis in den Mergel eingebettete Feuerherd ist noch mit Herdsteinen bedeckt und über diesen liegt eine mächtige Schichte *a a* von Flussmuschelschalen.

Tiefe des Herdes 2·20 m unter der Ackerkrume, Herddurchmesser 1·5 m. Die bedeutende Tiefe dieser Culturschichte weist auf das hohe Alter innerhalb der Ansiedelung hin.

[1]) In der grossen neolithischen Niederlassung (Fig. 1 *b*) in Lobositz (Reiser'sche Ziegelei) fand ich wiederholt grosse Lager von solchen Muschelschalen, immer aber nur bei Feuerherden, einzelne in Gräbern. Aber auch in den Urnengräbern mit Leichenbrand (der älteren Bronzeperiode) fand ich wiederholt in der Todtenasche einige Muschelschalen und constatirte ich zwei verschiedene Arten von Unio.

Die Funde in den Schmutzgruben (Ustrinen) sind nicht bedeutend und bestehen meist nur in Bruchstücken, ausser etwa zufällig in die Asche und in die Abfälle gelangten ganzen Gegenständen. Asche mit vielen, oft grossen Brocken Holzkohle wechselt mit Erdschichten ab. In der ganzen Aschenlage finden sich zerstreut Urnenscherben von rohen, ungeglätteten, nicht ornamentirten bis zu den schönst ornamentirten, geglätteten, aus grauem, auch rothem und gelblichem Thone bestehenden, ja selbst geschwärzten Gefässen. Leider finden sich immer nur kleine Fragmente, so dass man auf die Form oft nicht schliessen kann.

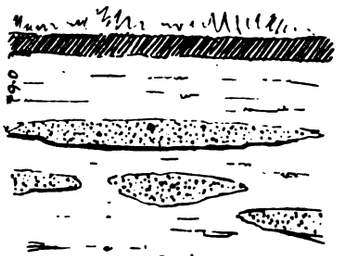


Fig. 5. Uebereinanderliegende Feuerherde.

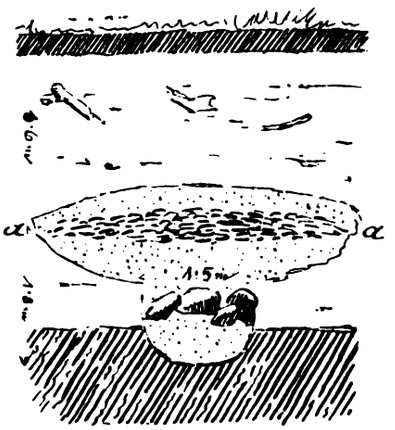


Fig. 6. Tiefer Feuerherd mit Muschelschalenhaufen.

Ich bilde von der grossen Collection von Scherben, die ich besitze, nur die typischesten Formen ab (Fig. 7—16).

Abgesehen von den rohen, mit Finger- und Nageleindrücken (Tupfenleisten) versehenen Formen (Fig. 7—9), zeigen uns die vorliegenden typischen Formen in Fig. 11—16 ein vollendetes Ornament, das uns den prähistorischen Töpfer in seiner ganzen Intelligenz vorführt. Fig. 10—11 bestehen aus grauem Thon, aussen geglättet, Fig. 12 und 14 aus röthlichem Thon und geglättet, während Fig. 13, 15 und 16 geschwärzte Scherben sind. Beachtenswerth ist eine Scherbe, deren Aussenseite das Bandornament, an dessen Basis sich die bekannten schraffirten Dreiecke und an die sich wieder zahnähnliche Striche anschliessen. Die Innenseite hat wieder das Band und unterhalb

desselben zwei Reihen Buckel (etwa so gross wie eine halbe Erbse), die abwechselnd übereinander stehen.

Die in dieser Ansiedelung häufig und an der „Oberfläche" gefundenen, schön graphitirten Scherben sind zeitlich sehr verschieden und gehören der Bronzezeit an. Unsere Ansiedelung hat die Bronzecultur entschieden in sich nicht aufgenommen; wie wir später sehen werden, sind die wenigen Bronzeartefacte nur „Streufunde" und wurden immer nur unmittelbar unter der Ackerkrume gefunden. Ausserdem besitzt Herr Dr. Matiegka noch ein reiches Scherbenmaterial, darunter auch sogenannte Durchschläge.

Das Bandornament dieser Gefässbruchstücke unterscheidet sich wesentlich von den anderen, da es aus sehr feinen, eingefurchten, eng aneinander stehenden Linien besteht, während die übrigen Muster tief ausgeglättete Rillen besitzen [1]). Noch wäre zu Fig. 11 zu bemerken, dass hier selbst der äussere

Die Technik der Freihandtöpferei ist eine vorgeschrittene, der Geschmack weist auf eine gewisse Cultur des Volkes hin, denn die mit grosser Geschicklichkeit geformten Näpfchen, Schalen, Becher, Urnen, Töpfe etc., die angebrachten Ornamente etc. zeugen von einem gewissen ausgebildeten Kunstsinn. Während die rohen Scherben, aus einem Gemisch von Thon und grobem Quarzsand bestehend, nicht geglättet sind, ohne Ornament — meist ist nur der Rand mit Nageleindrücken versehen —, wurde zu den Todtengefässen (Urnen, Schalen) und sonstigen Näpfchen geschlemmter Thon mit feinem Sand verwendet. Diese sind meist mehr oder weniger geglättet, geschwärzt, mehr oder weniger gebrannt. Das Material der Gefässe ist sehr verschieden. Während ich grösstentheils Gefässe von grauem Thone, gar nicht oder nur sehr schwach gebrannt erhielt, fand ich besonders die Schalen mit und ohne Henkel aus rothem, fein geschlemmtem, gebranntem

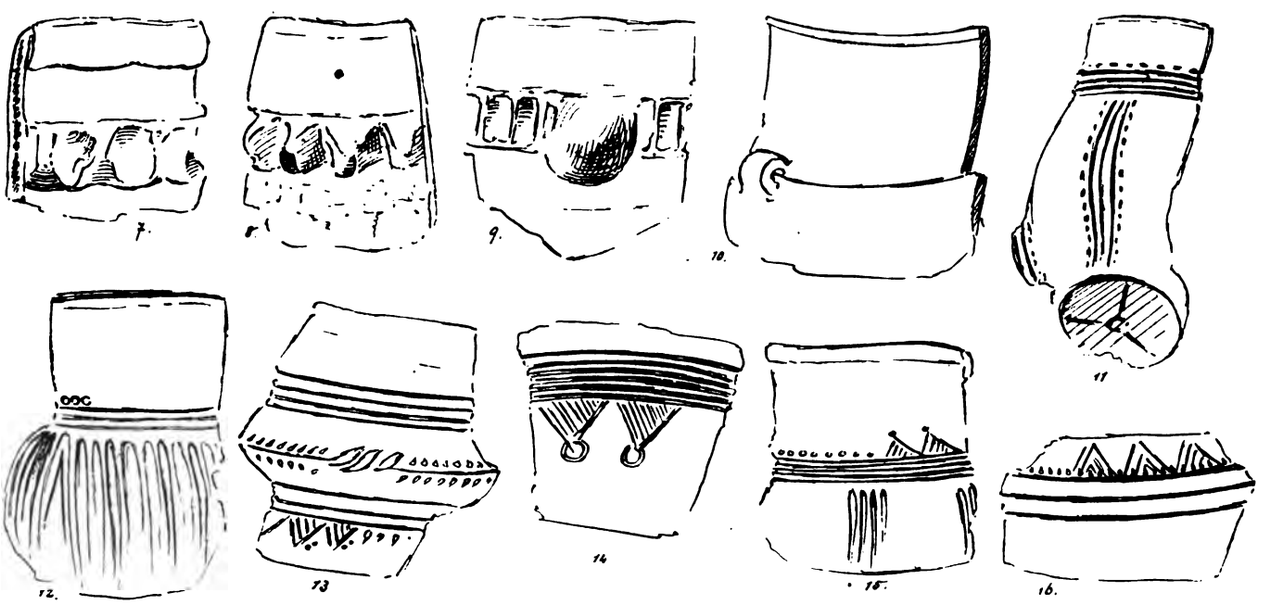


Fig. 7—16. Haupttypen der ornamentirten Scherben ($^1/_4$ nat. Gr.).

Boden ornamentirt ist; von einem centralen Ringe laufen bis zur Peripherie drei radiale Linien aus. So mannigfaltig die Gefässformen, die Ornamente sind, so mannigfaltig sind auch die Henkel, immer aber zierlich, proportional dem ganzen Gefässe und entsprechen den aus anderen neolithischen Stationen bekannten Formen. Die Henkel sind in der Regel bei grösseren Gefässen „verzapft" (Fig. 17 *a*), nicht wie es der Töpfer heute macht, nur aufgesetzt. Eine eigenthümliche und typische Form unserer neolithischen Ansiedelungen, sowohl am rechten als am linken Ufer der Elbe, sind die Grabgefässe mit horizontalem Henkel (Fig. 17 *b*), der aber immer nur einer und derselben Urnenform entspricht (Fig. 72 und 75) [2]).

Thone. Fig. 18—20 sind eine rohe Knetarbeit (nur 20 ist aussen geglättet), aus graugelbem Thone bestehend. Fig. 21, 22 und 24 sind gut ausgeführte Formen, ziemlich starkwandig, aus grauschwarzem Thone, wovon Fig. 21 geschwärzt ist und sich durch den kugeligen Bauch auszeichnet. Fig. 23, 25 und 26 sind Schalen aus rothem Thon, wovon Fig. 23 besonders dünnwandig ist; alle drei Formen sind gut gebrannt. Eine Becherschale besitzt überdies an ihrem grössten Umfange das bekannte Bandornament [1]).

Eine Amphora aus grauem Thone, schwach gebrannt und wenig geschwärzt, hat an ihrem grössten Umfange das Zickzackband (Fig. 27), abwechselnd mit dem verticalen Bande, am

[1]) Scherben, die nur das Bandornament tragen, kommen sehr mannigfaltig in allen Varianten der Anordnung vor; die Schnurkeramik ist hier nur sehr selten vertreten.

[2]) Auch in Lobositz habe ich, und zwar schon früher, an zwei Orten den horizontalen Henkel vertreten gefunden, mit ganz derselben Urnenform. In den Gräbern von Gross-Czernosek, wie wir später sehen werden, fand ich zwei solche typische Gefässe, die ich der Eigenartigkeit wegen als „Lobositzer Typus" bezeichnet habe. (Weinzierl, R. v., Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz. Mit 23 Illustrationen. Wien 1894, S. 145.)

[1]) Götze, Die Gefässformen und Ornamente etc. Halle 1891.

Grunde des Halses (Höhe der kleinen Henkel) abgeschlossen mit einem horizontalen Bande. Ein Bodenfragment hat das horizontale Band als Abschluss über dem Boden und in seinem Umfange viermal das dreigezackte Band. Beide Formen gehören schon dem Ausgange der neolithischen Zeit an.

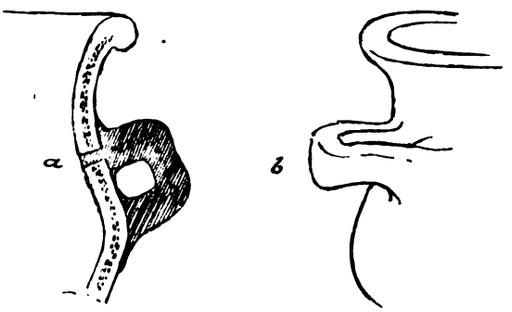


Fig. 17. *a* Durchschnitt eines verzapften Henkels, *b* Ansicht eines Henkels von Lobositzer Typen.

Die Töpferei war Hausindustrie, daher die Näpfe, Schalen, Töpfe, Urnen, Schüsseln etc. je nach Verbrauch und eigener Kunst und eigenem Geschmacke verfertigt wurden. In den Todtengefässen finden wir eine gewisse Uebereinstimmung der Formen und Anordnung. Hier sind wohl die bestimmten Gebräuche beim Todtencultus massgebend gewesen. Ich bilde die Todtengefässe bei Beschreibung der Gräber ab; dieselben sind nicht formenreich und wiederholen sich in ihren Formen in den Gräbern immer wieder. Das Material ist gleichartig — grauer Thon — schwach gebrannt. Die Verzierung beschränkt sich meist auf ein paar parallele Striche, Bänder bildend, welche ober der grössten Weitung des Gefässes vorkommt, oder aber diese umzieht, oder mit einem Zickzackbande combinirt ist.

Fig. 27. Amphora mit Bandornament ($^1/_4$ nat. Gr.).

Die Grössendimensionen sind sehr verschieden und fand ich Scherben von rohen und auch geglätteten Gefässen, welche wohl einen Durchmesser von 1—1·2 m gehabt haben mussten. Demgemäss ist natürlich auch die Dicke der Wandung eine beträchtliche [1]).

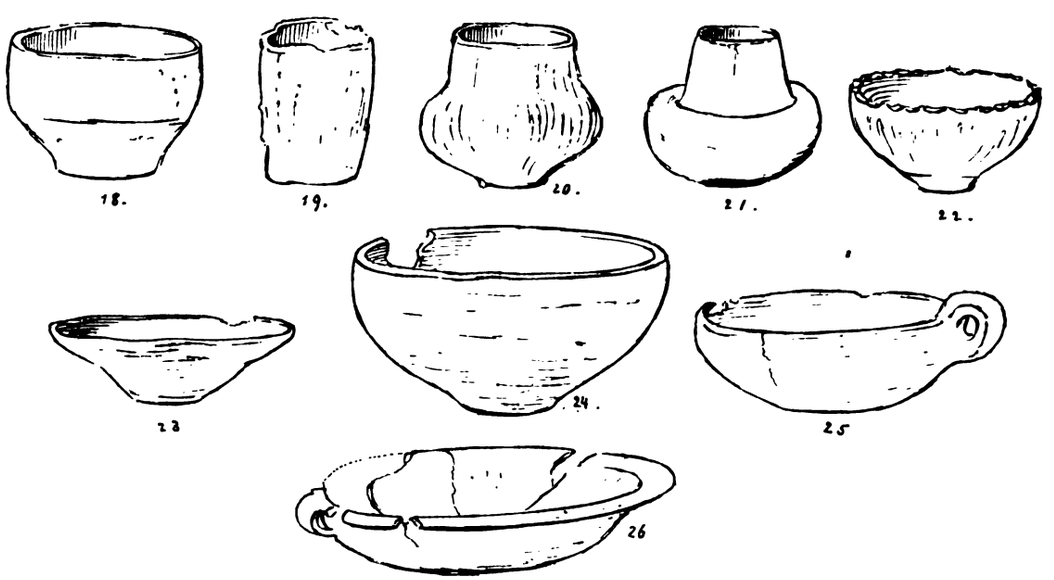


Fig. 18—26. Verschiedene einzeln gefundene Gefässe ($^1/_4$ nat. Gr.).

[1]) Dr. Matiegka in Prag besitzt ebenfalls einige Gefässe und eine Collection Scherben von Gross-Czernosek nebst anderen Artefacten, unter Anderem aber eine Schale von sonderbarer Form. Dieselbe gleicht der Schale Fig. 25, nur ist an Stelle des Henkels die Wandung nach oben erweitert, woran sich ein winziges Henkelchen befindet; ferner eine flache Tellerschale, die aus einem Topffragment hergestellt ist, indem der Rand roh abgeschliffen wurde. Eine kleine, gebrannte, rothe Vase, die

Die Weberei, ein ebenso wichtiger Zweig der Hausindustrie, documentirt sich in unseren prähistorischen Ansiedelungen in mehrfacher Weise. Der neolithische Mensch mag wohl noch das warme Thierfell zum Schutze gegen Wind und Wetter und besonders im Winter getragen haben, doch verstand er schon die Pflanzenfaser in entsprechender Form zu verweben. Ueberall, wo nur eine kleine Culturschichte zu Tage tritt, findet man Wirtel, die im Principe immer dieselbe Form besitzen und auch in der Grösse nicht viel von einander abweichen. Der einfache oder doppelte „Conus" ist vorherrschend, die ornamentale Verzierung mannigfaltig, so dass nie ein Stück dem anderen gleicht. Zumeist sind die Wirtel aus Thon, lufttrocken oder leicht gebrannt — scharf gebrannte liegen mir auch vor —, seltener aus Stein, vielfach auch aus Urnenscherben verfertigt, am Rande rund zugeschliffen und gebohrt. Ich bilde von den wichtigsten Typen

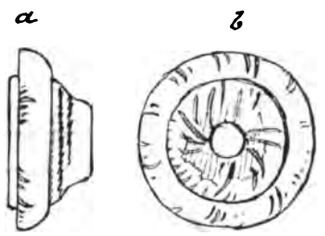


Fig. 28. Wirtel mit Schnurornament (1/2 nat. Gr.).

der grossen Menge in unserer Siedelung gefundener Wirtel nur einen ab (Fig. 28) und bemerke, dass dieser Wirtel, aus scharf gebranntem Thone bestehend, in seiner Vorderansicht *b* ein eigenthümliches radiales Strichornament zeigt, während derselbe, von der Seite besehen (*a*), an der Stelle der Verjüngung mittelst einer Schnur (Anfang und Ende ersichtlich) eine primitive Verzierung erhielt.

Webstuhlgewichte, die ich von anderen Orten in vielfacher Form besitze, fand ich hier nur in einer Hauptform in drei verschiedenen Grössen [1]). Die Grundform ist die abgestutzte Pyramide, in dem oberen Drittel quer durchlocht. Eines dieser hier gefundenen vierkantigen Webstuhlgewichte hat auf einer der Breitflächen ein mit einem Instrumente tief ausgewetztes, grosses „Kreuz". Unter diesen aus Thon gebrannten Gewichten befinden sich solche, deren Masse mit Getreidespreu durchsetzt ist.

Horn und Bein wurden sorgfältigst verarbeitet, und zwar zu Werkzeugen, Waffen oder Ziergegenständen. Von Werkzeugen besitze ich einige Glätter (Fig. 29—31) [1]) und eine grosse Anzahl von Pfriemen aus Knochen und Hirschhorn (Fig. 32—35). Interessant ist ein Spatel (Fig. 36), offenbar der eines Töpfers, der, aus einem Schulterblatte erzeugt, deutliche Spuren von Abnützung zeigt. Die Pfriemen sind entweder aus kleineren ganzen Knochen verschiedener Thiere oder aus Knochensplittern hergestellt. Die Handhabe der grösseren ist mehr oder weniger zugearbeitet, die Spitze ist sorgfältig geschärft resp. zugeschliffen. Während die „Glätter" oder sonstigen messerähnlichen Instrumente (Fig. 35) ihre Verwendung beim Abhäuten

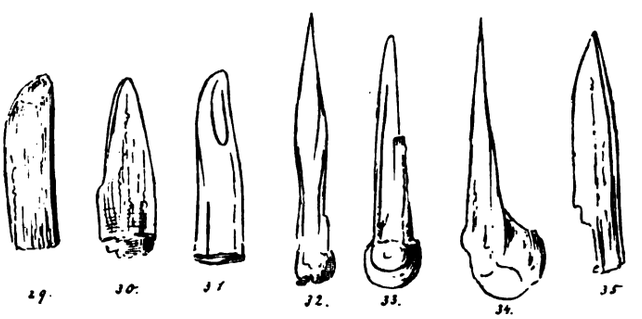


Fig. 29—35. Einige Glätter und Pfriemen aus Hirschhorn und Knochen (1/2 nat. Gr.).

oder Präpariren der Häute und Felle fanden, sind die Pfriemen nichts Anderes als die Vorfahren der Nadel, mit deren Hilfe sich der neolithische Mensch Löcher im Zeuge oder bearbeiteten Felle vorgestochen und dieselben auf diese Art dann zusammengenäht hat. Freilich kommen auch ausserordentlich stumpfe pfriemenartige Instrumente vor (Lanzenspitzen), die diesem Zwecke nicht gedient haben konnten (Fig. 37) [2]). Der in Fig. 38 abgebildete „Stempel" zur Erzeugung von Ringelchen auf Gefässen verdient Erwähnung, da solche „Stempel" ziemlich selten vorkommen. Derselbe kam mir als Streufund vor und ist aus geglättetem Hirschhorn hergestellt. Bogen und Pfeil war dem neolithischen Menschen die einzige Fernwaffe im Kampfe um's Dasein gegen seine vordringenden

man mit griechischen Formen vergleichen kann (8 cm hoch) und die nebst einem gekneteten Schälchen aus grauem Thone und einer grossen graphitirten Topfurne mit eingezogenem Boden in einer Ustrine gefunden wurde, gehört einer jüngeren Zeit an.

[1]) Dr. Matiegka besitzt von hier mehrere Webstuhlgewichte; eines hat die Form eines abgestutzten Kegels mit einer kreisrunden Basis (Höhe 15 cm). Unter den vierkantigen Webstuhlgewichten fand ich ähnlich den meinen vier Grössen, und zwar solche von 9, 12, 15 und 18 cm Höhe mit quadratischer Basis.

[1]) Fig. 29 und 30 bestehen aus Hirschhorn, alle anderen Stücke sind Knochenartefacte.

[2]) Fig. 37 besteht aus gut geglättetem Knochen. Streufund.

unfriedlichen Nachbarn; daneben diente sie hauptsächlich, um seine primitive Küche mit dem nöthigen Wildbraten zu versehen. Die sehr häufig gefundenen Knochenreste vom Rind, Schwein, der Ziege, dem Hirsch, Reh etc., von verschiedenen Raubthieren, Vögeln und Fischen sind Zeugen der mannigfaltigen Fauna der damaligen Zeit, deren Fleisch einen grossen Theil der Nahrung der damaligen Menschen ausmachte.

Fig. 36. Töpferspatel oder Glätter (1/5 nat. Gr.).

Fig. 37. Lanzenspitze (?) aus Bein (1/4 nat. Gr.).

Fig. 38. Ringelstempel (1/4 nat. Gr.).

Mannigfaltig sind die Pfeilspitzen, deren sich der Jäger bediente (Fig. 39—47). Von dem primitivsten Knochensplitter, dessen Spitze blos geschärft ist, bis zur schön geschnitzten, gelappten Pfeilspitze aus Hirschhorn kommen deren ziemlich viele vor. Die Hirschhornpfeilspitzen kommen sowohl mit rundem als auch mit vierkantigem Stiele vor[1]).

erzeugt wurden. Feuerstein kommt in unmittelbarer Nähe nicht vor und ist nach unserer Ansiedelung importirt worden. Ich besitze von hier Pfeilspitzen in drei Grössen, darunter die primitivste, platte, dreieckige Form; unsere Spitze bildet mit ihrer ungeflügelten Herzform die einfachste Form unter den bekannten Typen[1]). Nebst einem typischen Messerchen aus Feuerstein (das an den Schneiden deutliche Gebrauchsabsplitterungen zeigt) besitze ich von der Station noch viele Feuersteinspäne, die wohl auch theilweise als Messer und Schaber gedient haben mögen.

Zu den Hausgeräthen zähle ich theilweise noch die Meissel[2]) aus Stein, wiewohl sich hier keine Grenze ziehen lässt, welcher Meissel speciell als Beil etc., welcher nur als Vertheidigungsmittel gedient haben mag. Fig. 51 ist ein schönes, geglättetes Meisselchen aus grau-grünem Schiefer, das gewiss nur zu häuslichen Zwecken gedient hat, wie auch der Meissel Fig. 50, der auf einer Seite flach, auf der anderen Seite zu einer scharfen Schneide zugeschliffen ist. Fig. 48 scheint beiden Zwecken gedient zu haben und ist, von der Seite gesehen, nur in der Mitte verdickt und an beiden Seiten zugeschliffen, während Fig. 49 eine massive, keilförmige Vertheidigungswaffe vorstellt. Uebrigens zeigt die abgebrauchte Schärfe, welche mit drei Hieben auf einen festen Gegenstand bedeutende Lücken er-

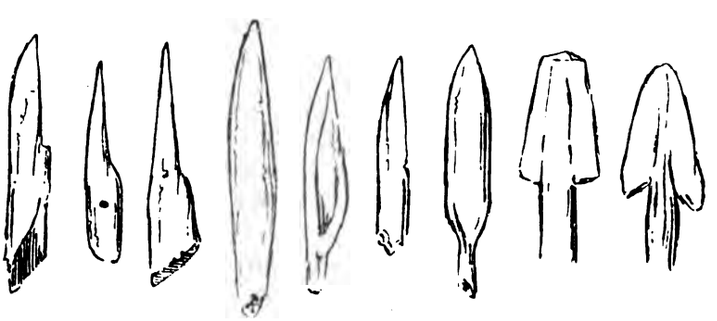


Fig. 39—47. Pfeilspitzen aus Knochen und Hirschhorn (1/3 nat. Gr.).

Seltener finden sich hier Pfeilspitzen aus Feuerstein, welche nebst Messerchen etc. an Ort und Stelle hielt, dass dieser Meissel thatsächlich in Verwendung gestanden hat.

Die häufig vorkommenden, aus Kalkstein gearbeiteten, unfertigen und fertigen, angebohrten und

[1]) Dr. Matiegka besitzt von hier eine solche Pfeilspitze, die nur einen Flügel hat. Diese geflügelten Horn- oder Beinpfeilspitzen kommen so ziemlich in allen neolithischen Stationen vor, wenn auch immer nur sehr selten. Derselbe bildet in seiner Abhandlung: „O pravěkém užívání nástrojů a zbraní přištípených z kostí nebo parohů s přídatkem o zbraních jedových". „Český lid", Jahrg. II, Nr. 3/4, viele primitive Formen von Pfeilspitzen von der Station Gross-Czernosek ab.

[1]) In Nilsson, Steinalter des skand. Nordens, finden wir Taf. 3 einige Typen, darunter auch unsere einfache Pfeilspitze, sowie in Montelius, Svenska fornsaker, Atlas I, Stenlåldern och Bronslåldern, Fig. 59—64, die nordischen Typen mit unserem Grundtypus abgebildet.

[2]) Götze, Gefässformen etc., S. 5.

durchbohrten Netzsenker vervollständigen den Hausrath und sind der deutlichste Beweis nebst den vielfach vorkommenden Fischknochen, dass der nahe Fluss mit seinen ausgebreiteten Ufersumpfungen der Küche manche Barbe, Schleihe, Karpfen, Hechte etc. geliefert hat[1]).

Von Hausgeräthen wären noch zu erwähnen die überall vorkommenden Reib- und Mahlsteine aus Granit oder Sandstein. Die Mahlsteine dienten zum Zerkleinern (Schrotten) des Getreides. Einmal stiessen die Arbeiter in meiner Abwesenheit auf verkohlte Weizenkörner, wovon sie mir leider nur wenige übergaben. Das Weizenkorn unterscheidet sich auffallend von dem heutigen durch seine sehr gedrungene, kurze, an den Spitzen stark abgerundete Gestalt[2]). Die Reibsteine, meist sehr abgenützt, dienten zum Schleifen der Steinwaffen und Geräthe, die kleineren Reibsteine aus feinem Sandstein zum Schleifen oder Schärfen der Horn- und Beininstrumente und Waffen. Ein Polirstein aus Phonolith, an seinen Längskanten stark ausgeschliffen, und ein kleiner, beiderseits angebohrter Wetzstein aus Schiefer wurden ebenfalls gefunden.

Als Hauptvertheidigungsmittel können wohl beim neolithischen Menschen nebst dem Bogen und Pfeil, sowie der Lanze, die Hämmer oder gebohrten Aexte angesehen werden. Diese bestehen aus Stein oder Hirschhorn und standen beide in Verwendung. Das frische Horn wurde praktisch zu Hämmern als Vertheidigungswaffe verwendet[3]), und zwar zumeist der starke Theil am Kronenende. Die Schaftlöcher sind gebohrt oder viereckig ausgemeisselt. Die mit viereckigen Schaftlöchern versehenen Hämmer (Fig. 52) sind in der Regel polirt, während die gebohrten grösstentheils die rauhe Structur des Hirschhorns an sich tragen. Von gebohrten Hirschhornhämmern besitze ich von hier zwei Stück; der eine ist vollkommen fertig, mit zugehackter Bahn und Schneide (Fig. 53), während der zweite noch keine zugearbeitete Schneide hat. Ein drittes Exemplar mit rundlich durchgemeisseltem Schaftloche besitze ich als Fragment. Sämmtliche Hämmer sind Streufunde.

Von gebohrten Steinwaffen[1]) besitze ich ausser einer prachtvollen Hammeraxt aus schwarzem Stein (Fig. 54) nur Fragmente, die den allgemein bekannten Typen entsprechen. Das eine Fragment entspricht jenen rohen Formen mit beiderseitig stumpfem Bahn- und Schneidenende, eines jenen mit quadratischer Bahn und querstehender Schneide, das dritte hat denselben Typus wie Fig. 54, nur dass hier noch von der Schneide zum Schaftloche Kanten angeschliffen sind. Das vierte entspricht der vollkommensten Form, gleichmässig rund geschliffen, die Bahn knopfförmig erweitert, und endlich ein Fragment eines Hammers (?) aus Kalkstein, das sowohl oben wie unten und am Bahnende zweimal angebohrt ist. Diese Bohrungen sind

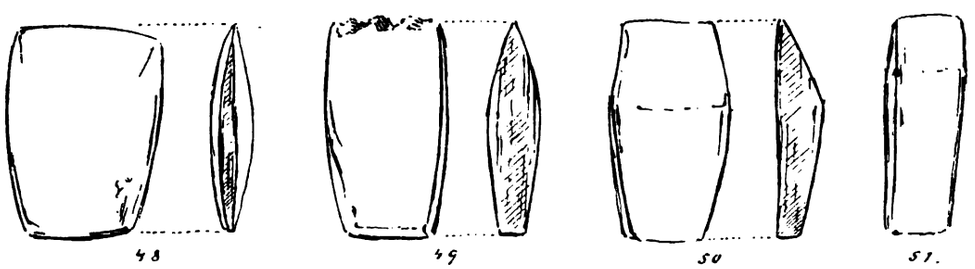


Fig. 48—51. Beile und Meissel aus Stein (1/2 nat. Gr.).

[1]) Von Fischresten beobachtete ich vielfach Knochen und besitze einen wohlerhaltenen Unterkiefer einer Barbe und eines Hechtes.

[2]) In den neolithischen Stationen bei Lobositz und Klein-Czernosek fand ich ebenfalls Weizen und an letzterem Orte mit Korn gemischt (30:70); doch ist dieses Weizenkorn wesentlich verschieden von dem oben erwähnten.

[3]) In Lobositz wurde bei einem Hausbaue eine Feldhacke gefunden, bei welcher die Stange als Handhabe und die zugespitzte Augensprosse als „Hacke" diente. Ebenso gibt es Feldhacken, die verhältnissmässig lang, keilförmig zugespitzt und im oberen Drittel durchbohrt oder mit einem viereckigen Schaftloche versehen sind.

[1]) Dr. Matiegka besitzt nur einige Fragmente von Hämmern, Aexten und Meisseln. So viel den Besitzern erinnerlich, ist hier früher nur ein grosser, schöner, gebohrter Steinhammer gefunden worden. Auch in dem östlich von hier nebenan liegenden herrschaftlichen Kalksteinbruche, wo die Culturschichte ebenfalls zu Tage tritt, soll vor vielen Jahren ein gebohrter Steinhammer gefunden worden sein. Dieser Fundort bildet den östlichen Ausläufer unserer Station und sind die Funde in der weniger mächtigen Culturschichte sehr spärlich.

nicht mit Knochen, sondern mit einem Holzstocke vorgenommen worden [1]).

Dass diese Steinartefacte auch an Ort und Stelle fabricirt wurden, beweisen die öfters in unberührter Aschenlage gefundenen Bohrkerne. Das phallusähnliche Fragment (Fig. 55), aus grau-grünem Schiefer geschliffen, kann wohl auch ein Theil eines „Zier-

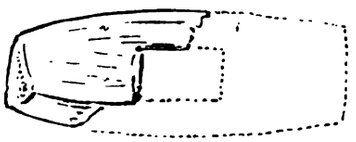


Fig. 52. Hammer aus Hirschhorn mit viereckigem Schaftloch (1/3 nat. Gr.).

hammers" gewesen sein; einer Vertheidigungswaffe ist wohl die Zierlichkeit des Stückes nicht entsprechend [2]).

Von Schleudersteinen besitze ich ein schönes Exemplar aus Kiesel mit einer tiefen Rille zum Befestigen der Schnur. Ein ebenfalls im Aschenlager gefundener flacher, ovaler Kieselstein mit an der

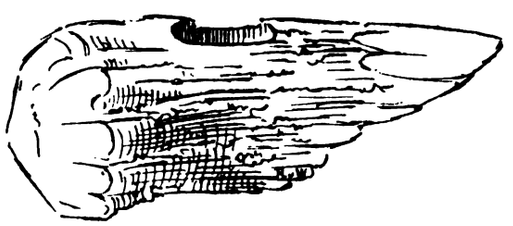


Fig. 53. Hammer aus Hirschhorn mit klonisch gebohrtem Schaftloche (1/3 nat. Gr.).

einen Oberfläche ausgehämmertem Loche verdient der Erwähnung.

Von Schmucksachen, als Hausindustrie, betrachte ich gebohrte Zähne, Beinnadeln, geschnitzte Bein- und Horngegenstände etc. und sonstiges Gehänge. Diejenigen Schmucksachen, die in Gräbern vorkamen, werde ich später abbilden und beschreiben. Als Streufunde kamen vor: ein am Wurzelende durchbohrter Reisszahn eines Raubthieres von hohem Alter; ein in der Mitte durchbohrter, der Länge nach geborstener Reisszahn vom Hunde; ein Fragment aus geglättetem Hirschhorn, der Quere und der Länge nach mit eingeritzten Strichen und Sternen als Abschluss ver-

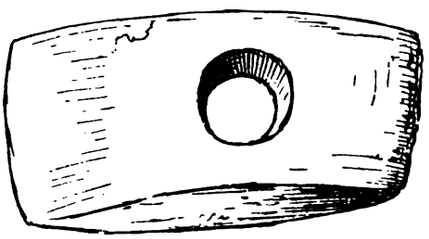


Fig. 54. Hammeraxt aus Stein (1/3 nat. Gr.).

sehen. An der Bruchstelle sowie unterhalb mit ovaler Bohrung versehen, die kreuzweise angebracht ist, verläuft das polirte Stück gebogen, gegen die Spitze zu sich verengend und vor derselben etwas verdickt;

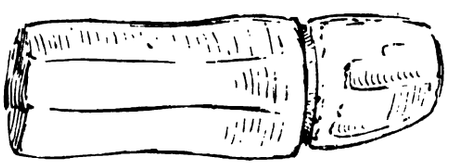


Fig. 55. Phallusförmiger Gegenstand aus Stein (2/3 nat. Gr.).

beide Seiten sind gleich ornamentirt (Fig. 56) [1]); ein Fragment einer geglätteten, flachen Beinnadel mit den bekannten Ringeln und Punkten (Fig. 57); ein grosser, starker Hauer eines Wildebers, auf dem Wurzelende gleichmässig zugeschnitten, der offenbar noch gebohrt und dann als Halsgehänge paradiren sollte [2]). Zu den Streufunden gehören die noch häufig vorkommenden Hirschhornabfälle, bei denen jedes Stück deutliche Spuren einer Bearbeitung zeigt.

Selbstredend finden sich auch hier in all' den Schmutzgruben nur Fragmente von Knochen, da sie ja des Markes wegen alle zerschlagen worden sind. Diese Knochensplitter, die grösstentheils zu Pfriemen, Pfeilspitzen etc. verarbeitet wurden, finden sich in Menge, mehr oder weniger spitz geworden durch Schlag und Bruch. Interessant ist ein Röhrenknochenfragment, das beiderseits ausgeschnittene Löcher hat.

[1]) „Kalksteinhämmer", die unmöglich als Waffe gedient haben konnten, da das Materiale sehr weich ist, können, ihres seltenen Vorkommens wegen, als Hoheitszeichen angesehen werden. Von der neolithischen Station Lobositz besitze ich ein schönes Exemplar (9 cm lang) mit abgeflachtem Bahnende und querstehender Schneide, beiderseits stark ausgebaucht, einseitig konisch gebohrt. Dasselbe wurde bei einem Hocker nebst zwei Gefässen gefunden. Ein diesem ganz gleiches Stück besitzt Herr Dr. Matiegka aus der neolithischen Nekropole bei Jentschitz nächst Lobositz. (Niederle Lubor, Dr., Lidstvo v době předh. etc. Prag 1893, S. 170)

[2]) Im Constanzer Rosgarten-Museum fand ich bei meinem vorjährigen Besuche einen hölzernen, geschnitzten Phallus von beträchtlicher Grösse; das vorliegende Fragment ist diesem sehr ähnlich.

[1]) Ein ebensolches Fragment, jedoch vierkantig und nicht ornamentirt, besitze ich aus den Culturschichten von Přemyšleni bei Rostok in der Nähe von Prag.

[2]) Einen derartig gebohrten Eberzahn fand ich in Lobositz in der neolithischen Ansiedelung am Flussarme Karrasch.

Mit dem aus Thon geformten, gestielten und wenig gebrannten Löffel (Fig. 58) will ich die wichtigsten Streufunde beenden.

Dass diese Bevölkerung im Tauschverkehre nach allen Richtungen, speciell nach dem Norden und Süden hin, stand, ist anderen Ortes vielfach erörtert worden. Die bisher beschriebenen Fundobjecte sind sämmtlich Localerzeugnisse; der Flint, obgleich in rohem Zustande nicht um Gross-Czernosek vorkommend, wurde in Knollen hiehergebracht und an Ort und Stelle zu Pfeilspitzen, Messerchen, Schabern etc. ver-

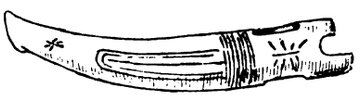


Fig. 56. Ornamentirtes Artefact aus Hirschhorn (1/2 nat. Gr.).

arbeitet. Bernstein, fast in allen grösseren neolithischen Siedelungen vorkommend, mitunter in grosser Menge, kam hier nur selten und in rohen Stücken vor.

Kupfer- und Bronzeartefacte kommen hier nur in den obersten Schichten, unmittelbar unter der Ackerkrume, als Streufunde vor und sind zeitlich

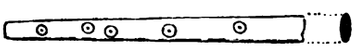


Fig. 57. Geglättete und verzierte Beinnadel (1/2 nat. Gr.).

verschieden von den neolithischen Funden. Unsere Ansiedelung war lange vor dem Eingange der Bronzecultur verödet, in dieser aber, sowie die ganze Fläche bis über den östlich gelegenen herrschaftlichen Steinbruch hinaus, bis in die La Tène-Periode weniger dicht, vielleicht auch nur zeitweilig besiedelt. Nebst vielen Scherben bronzezeitlicher Keramik besitze ich von hier drei Pfriemen, zwei Nadeln, Draht und noch einige Fragmente. Alle diese Gegenstände wurden, an der ganzen Oberfläche zerstreut, in einer Tiefe von höchstens 40 cm gefunden [1]).

Der eine Pfriemen, ohne Heft, ist sonst ganz; er war jedenfalls in Verwendung gestanden und ist durch die Verdickung des Rostes in der Mitte angedeutet, wie tief das flache Ende im Hefte stak.

Die eine Nadel hat einen kantigen, dicken Kopf, der am oberen Theile mit schwer erkennbaren, parallelen Kreisen verziert ist. Die abnorme Länge der anderen Nadel (32 cm) ist ebenso auffallend, wie der „herabgerutschte" Kopf, der nicht aus Bronze ist, sondern aus einem von der Patina vollständig zersetzten, organischen Stoffe besteht. Diese, wie gesagt, nur als Streufunde vorgekommenen Bronzeartefacte, sowie der kleine Depôtfund [1]) stehen sonst in keinerlei Zusammenhang mit der neolithischen Siedelung, noch mit den Gräbern. Der Czernoseker Bronzedepôtfund ist einzelner Artefacte wegen in eine jüngere Zeit zu stellen, die zeitlich weit verschieden von der Cultur unserer Ansiedelung ist. Das krugförmige, aussen rauhe Thon-

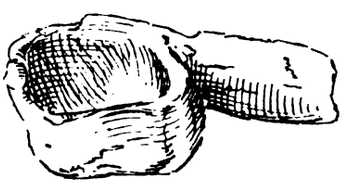


Fig. 58. Thonlöffel (1/2 nat. Gr.).

gefäss (Höhe 21 cm, Durchmesser 15 cm) ist seines dem Boden nahestehenden Ausflussloches wegen als ein Läuterungs- oder Gussgefäss für Bronze anzusehen. Als Schmelzkessel konnte dieses Gefäss unmöglich verwendet worden sein, da es doch zu dünnwandig ist. Unsere neolithischen Bewohner, die also schon lange vor Einbruch der Bronzecultur ihre Ansiedelung verliessen, müssen hier eine geraume Spanne Zeit als friedliche Jäger und Fischer gehaust haben. Ihre Hütten, die aus Hürden verschiedenen Geflechtes bestanden [2]), hatten sie auf der ganzen Abfallskuppe aufgeschlagen und die Bestattung ihrer Todten in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnstätte vorgenommen.

Die Gräber, welche in zwei Zonen angeordnet erscheinen, zerfallen in zwei Kategorien:

A. Skeletgräber und

B. Brandgräber.

A. Die Skeletgräber entsprechen zweierlei Bestattungen:

[1]) Dr. Matiegka acquirirte hier einen kleinen Depôtfund von Bronzen, und zwar von ganzen, ungebrauchten Geräthen, Schmuck und Bruchstücken, bestehend aus einem Palstab, einer ganzen Sichel und mehreren Bruchstücken, zwei gedrehten Meisseln, einer Ahle mit Knochenheft, welches von der Patina vollkommen grün gefärbt ist, einem Messer, mehreren Haarnadeln, darunter solche mit grossem, flachem Kopfe, mit Strichelornament versehenen Armringen, die noch nicht zusammengebogen sind, mehreren Bruchstücken und Rohbronze. Geborgen war dieser Depôtfund in einem rohen Gefässe, circa 1·20 m tief, bei * im Situationsplane, Fig. 2.

[1]) Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Wien 1894, S. 15, werden mehrere in Thongefässen untergebrachte Depôtfunde Böhmens aufgezählt, wie auch solche ziemlich allgemein vorkommen.

[2]) Gebrannte Lehmklumpen, die noch die Abdrücke der Zweige des Hürdengeflechtes zeigen, mit denen letztere zum Schutze gegen Regen, Wind und Kälte überschmiert waren, fand ich viele; sehr häufig fand ich selbe in den Stationen bei Lobositz auf dem linken Elbeufer.

a) die ältesten Gräber mit sitzenden Hockern,

b) Gräber mit gestreckten Skeletten

und endlich folgen die Brandgräber B als die jüngsten unserer Siedelung.

So viel ich bei den Leuten ermitteln konnte, müssen die in Zone *A A* seinerzeit ausgegrabenen Skelette alle sitzende Hocker gewesen sein, da, soweit es den Befragten erinnerlich war, die Maasse mit jenen in Fig. 63 etc. stimmten, weil ich sie bei Ausgrabung der letzteren zum Vergleiche herangezogen hatte. Wir könnten also die Zone *A A* als den Begräbnissort einer Zeitperiode ansehen, die jedenfalls als älteste nicht mit der zusammenfällt, welcher die Zone *B B* angehört, ausser Grab 24.

Die Zone *B B*, liegende Skelet- und Brandgräber enthaltend, gehört der nächstälteren und der jüngsten Zeit an. Die beiden Skeletgräber 29, 30 sind jedenfalls älter, schon weil bedeutend tiefer liegend, während die an der Mauer (*MM*, Fig. 2) liegenden Brandgräber der jüngsten Periode unserer Niederlassung angehören.

Im Jahre 1889 rigolte ich jenes Stück Feld, das mit II in Fig. 2 bezeichnet ist. Bald nach Beginn der Grabung (*a*) stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von circa 50 cm auf geordnet übereinander gelegte Kalksteinplatten (Fig. 59), welche, in östlicher Richtung (13·15 m) verlaufend, vierfach übereinander gelegt, eine Mauer von 50 cm Höhe und gerader Wand bildeten. Unter derselben befindet sich noch eine Aschenlage (Fig. 60 *c*) von 20 cm, die mit der oberen Lage *b* gleiche Beschaffenheit hat, während erst mit *d* die felsenfeste Mergelschichte beginnt; *a* bildet die selten über 20 cm tiefe Ackerkrume.

Von *a* (Fig. 59) aus grabend, verlief die Mauer in gerader, östlicher Richtung bis *b*, wo dieselbe eine 80 cm tiefe Nische bildete, bis *c* weiter in derselben Richtung gerade verlaufend und von hier südöstlich abbiegend und inendend. Nördlich der Mauer stiessen wir zunächst auf die Ustrine *A* (1), welche, von kesselförmiger Gestalt, einen Durchmesser von 1·1 m bei gleicher Tiefe hatte. In derselben, angefüllt mit Holzasche, vielen Holzkohlenstücken, angebrannten form-

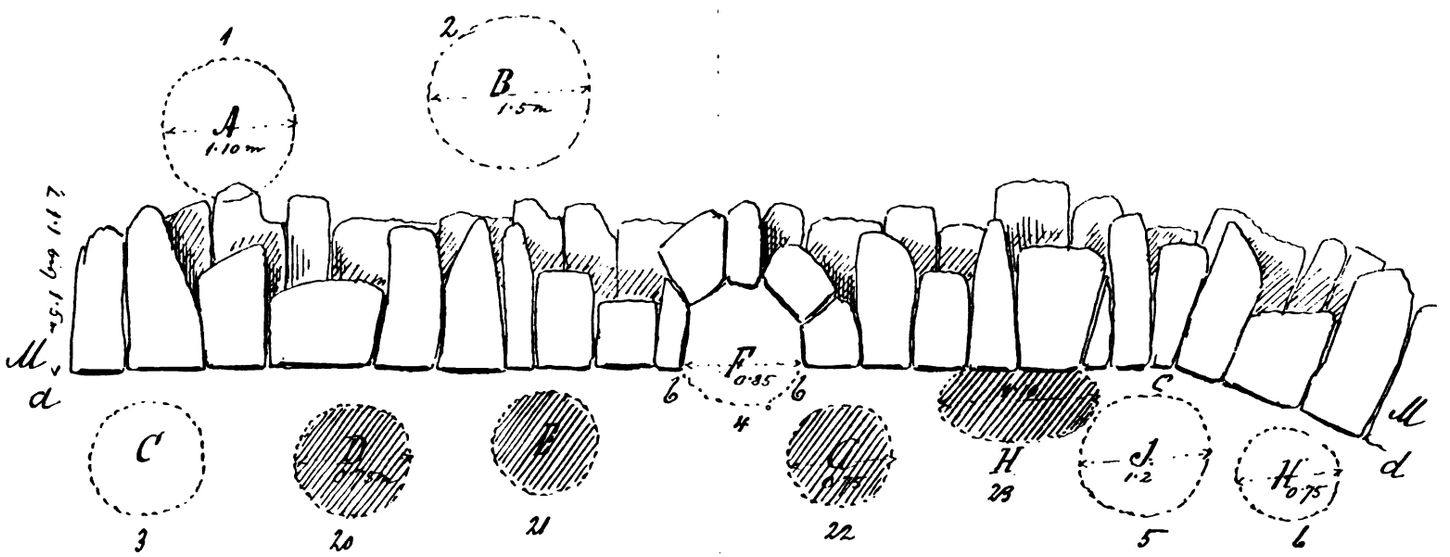


Fig. 59. Einfriedungsmauer einer neolithischen Begräbnissstätte mit Leichenbrand.

losen Lehmklumpen, Knochenfragmenten von Säugethieren, fand sich ein kleines, ampelförmiges Gefäss aus grauem Thone und ungebrannt, hie und da zerstreute Scherben und einige Flussmuschelschalen. Gleich bei Beginn der Grabung fanden die Arbeiter unter der zweiten Platte einen grossen Bohrkern. 4 m östlich von dieser Ustrine stiessen wir auf die zweite *B* (2). Die Funde waren nebst derselben Ausfüllung (Durchmesser 1·5 m) etwas reicher; eine aus Hirschhorn geschnitzte, noch nicht polirte, unfertige Pfeilspitze mit vierkantigem Stiele (Fig. 46), ein geglättetes, kleines, wenig gebranntes Gefäss (Fig. 20) und ein an beiden Seiten angebohrter, runder Kalkstein (Netzsenker). In dieser Richtung wurde die Grabung noch 6 m weit fortgesetzt, ohne auf ein Culturloch zu stossen, und dann die Grabung längs der Südseite der Mauer begonnen. Dr. Matiegka hatte schon früher

C (3), *D* (20) und *E* (21)[1]) ausgegraben und mir folgendes Resultat bekanntgegeben:

C (3) Ustrine mit folgendem Inhalt: Scherben, Asche, rothgebrannte Lehmstücke, flacher Schieferstein, Knochen von einem Säugethiere.

D (20) enthielt weissliche Asche, Scherben mit einigen Steinen bedeckt, Muschelschalen und Knochen.

E (21) (Fig. 61) einzelne Steine als Einfassung, Thonschlacken, gelbgebrannte Ziegelstücke (?) mit Eindrücken, Schlacken, rohe Scherben, Thierknochen und Muschelschalen[2]).

In *D* und *E* sehen wir jedenfalls Brandgräber, wovon *E* ziemlich reich erscheint und die Verbrennung nicht am Bestattungsorte selbst, sondern in *n* geschah, nach dem grossen Quantum von Asche zu schliessen und der durch ein mächtiges Feuer rothgebrannten

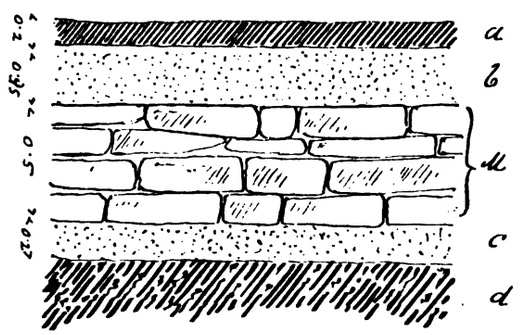


Fig. 60. Profil der Mauer.

Sohle. *D* hatte einen Durchmesser von 0·75 m und war (vom Centrum an gerechnet) von *C* 2·6 m, von *E* 3 m entfernt, bei ziemlich gleichem geringen Abstande von der Mauer.

In östlicher Richtung weitergrabend, stiessen wir zunächst auf die obenerwähnte, regelmässig geformte „Nische" *F* (4), die einen Durchmesser von 0·85 m hatte. Dieselbe glich in ihrem Inhalte einem Brandherde, wo durch lange Zeit ein intensives Feuer unterhalten wurde. Nebst Holzasche, Knochenfragmenten und wenig Scherben fanden sich: ein rundlich zugeschlagener Kalkstein, ein sechseckig zugeschlagener Senker und ein zweispitziger Pfriemen aus Bein. Die Sohle war mit der der Mauer gleich. Unmittelbar daranstossend, fanden wir das Brandgrab *G* (22) (Fig. 62). Innerer Durchmesser 0·75 m, Tiefe (innere) 0·40 m. Von mehreren grossen Feldsteinen (4) umgeben, lagen die Urnen (1 und 2) zusammengedrückt und von weisslicher Leichenasche (3) dicht umgeben. Die grosse Urne (1) enthielt zunächst die Urne (2), in welcher ich noch Scherben von vier bis fünf kleineren Urnen constatirte.

Keines dieser Todtengefässe liess sich auch nur annähernd zusammensetzen, da die „Splitter" viel zu klein und aus ganz rohem, ungeglättetem Materiale

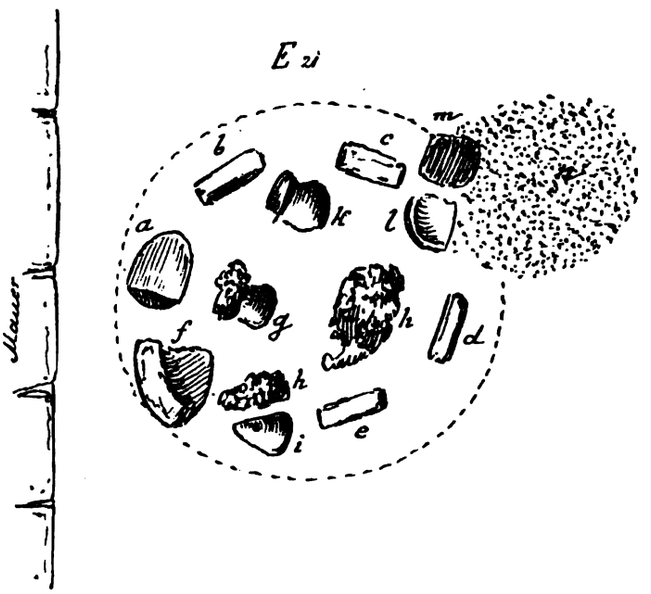


Fig. 61. Neolithisches Brandgrab mit nebenliegendem Verbrennungsherd (Draufsicht).

bestanden. Am Grunde dieses Grabes lag ein kugelig roh zugeschlagener Kalkstein. Der äussere Umkreis (5) war von Holzasche, vermengt mit grossen Holzkohlenbrocken, gebildet.

In einer Entfernung von 3·5 m stiessen wir auf das Brandgrab *H* (23), das sich an die Mauer vollkommen anlehnte und in seiner ovalen Form einen Längendurchmesser von 1·10 m und einen Querdurchmesser von 0·65 m hatte, 30 cm unter die Sohle der Mauer reichend. Inhalt: viel weissliche Asche, Thierknochenfragmente, einige Muschelschalen. Am Grunde dieses Grabes lagen, von Steinen umgeben, einige rohe Gefässscherben, ohne jede Anordnung. In der oberen Aschenlage fand ich eine gelappte, stumpfe Pfeilspitze aus Hirschhorn mit rundem Stiele (wie Fig. 47), einen rundlich zugeschlagenen, nicht ge-

[1]) Die in den Klammern befindlichen Zahlen beziehen sich übereinstimmend mit Fig. 59 auf den Situationsplan Fig. 2.

[2]) Fig 61, Erklärung der Situation: *a* ein halber Mahlstein aus Porphyr, *b*, *c*, *d*, *e* Ziegel (?) aufrechtstehend, *f* gebrannter Lehm, *g* Gefässscherbe mit anhaftender Thonschlacke, *h*, *h* Thonschlacken, *i* kegelförmiges Webstuhlgewicht, am oberen Ende quer durchbohrt, *k* Gefässfragment, *l* grosse Urnenscherbe, *m* Lehmkuchen gebrannt und *n* weisse Asche, 20 cm tiefer liegend als *E* (21).

bohrten Netzsenker aus Kalkstein und einen massiven Löffelgriff (?) aus gebranntem Thone.

Beim Weitergraben stiessen wir in einem Abstande von circa 20 cm auf den Brandherd *I* (5), dessen Durchmesser 1·20 m, die Tiefe 0·75 m und die Entfernung von der Mauer 0·25 m war. Inhalt: Holzasche, wenig Scherben, Thierknochenfragmente, ein Eberzahn, ein Wirtelfragment aus einem Scherben und gebohrt und ein Gefässfuss aus gebranntem Thone.

Von hier ab bildet die Mauer einen stumpfen Winkel und biegt sanft gegen Südost ab. Das Aschenloch *K* (6) war der Schluss der Grabung. Durchmesser 0·75 m. Inhalt wie früher nebst Fragmenten von zwei Bärenzähnen und in der obersten Lage, nahe der

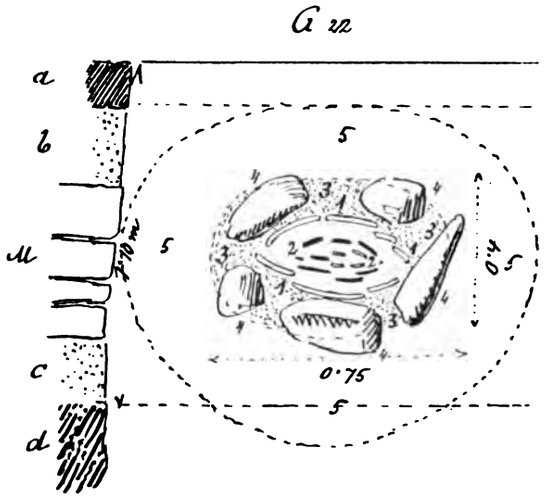


Fig. 62. Neolithisches Brandgrab mit Urnen, Leichenbrand und Steinumlage (Profil).

Ackerkrume (jedenfalls in keinem Zusammenhange mit diesem Culturloche), ein Bronzenadelfragment.

Betrachten wir nun die ganze Situation, so finden wir, dass diese niedrige, regelmässig aufgeführte Mauer keine Schutzmauer, sondern eine Einfriedungsmauer der Begräbnissstätte war und gleichzeitig wohl dazu diente, um die abstürzenden Regenwässer abzuhalten. Die dichte Aufeinanderfolge der Brandgräber und Feuerherde (Opferfeuer) illustrirt recht anschaulich einen Begräbnissort unserer Niederlassung in seiner jüngsten Phase und beweist, dass dieser Ort durch lange Zeit heilig gehalten wurde und nur zu diesem Zwecke gedient haben muss. Westwärts von *a* (Fig. 2) ist die Grabung noch nicht fortgesetzt worden und hoffe ich, über eine später einmal vorzunehmende Grabung seinerzeit berichten zu können. In *d* (Fig. 59) endet die Mauer plötzlich.

Die Abgrabung III, 1891 (Fig. 2), konnte nicht sorgfältig vorgenommen werden, da die Aschen- und Bodenlage möglichst schnell herabgestürzt werden musste, um den Steinbrechern Raum zu schaffen.

Die Ustrine 7 (Fig. 2) enthielt bei gewöhnlicher Tiefe nichts Bemerkenswerthes. In der obersten Bodenlage der Umgebung wurde eine Bronzenadel mit Kopf 0·40 m tief gefunden.

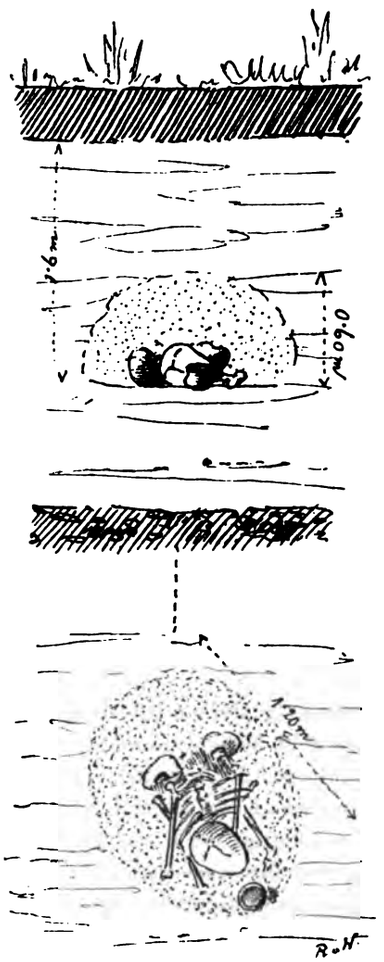


Fig. 63. Sitzender Hocker (♀) mit kleiner Topfurne.

Die (Fig. 5) übereinander gelagerten Feuerherde enthielten in der Holzaschenlage einen Netzsenker aus Kalkstein, einen angebohrten kleinen Schleifstein aus Schiefer, ein Hammerfragment aus Kalk, ein Hirschhornhammerfragment mit rundlich ausgemeisseltem Schaftloche und zwei kleine Knochenpfriemen.

Im weiteren Verlaufe der Abgrabung, die von der Spitze in östlicher Richtung hin vorgenommen wurde, fanden sich ein Steinhammerfragment, Wirtel aus Kalk,

Pfriemen, ein gelochter Röhrenknochen, eine Pfeilspitze aus Bein (wie Fig. 47), ein Töpferspatel (Fig. 36), Hammerfragment aus Hirschhorn, geglättet, mit viereckig ausgemeisseltem Schaftloche (Fig. 52), ein durchbohrter Zahn, ein Steinhammerfragment, ein kleiner Napf, schlechte, lufttrockene Knetarbeit, und seitwärts, unmittelbar unter der Ackerkrume, eine prachtvolle, gebogene Bronzenadel und etwas Bronzedraht. Nahezu in der Ecke, aber 1·60 m tief, stiessen die Arbeiter auf ein Grab, dessen ovale, backofenähnliche Form einen Längsdurchmesser von 1·20 m hatte und in sich 60 cm hoch war (Fig. 63). Der Hocker, ein Weib im Alter von 30—40 Jahren im Norden sitzend, war mit dem Kopfe nach vorne (also südlich) so tief geneigt, dass dieser zwischen den Füssen lag. Etwa 20 cm vor dem Schädel stand der einfache Napf, dessen Henkel abgebrochen ist, ohne

Fig. 64. Kleine Topfurne von einem sitzenden Hocker (1/3 nat. Gr.).

jedes Ornament, aus grauem Thone, aussen schwach geglättet (Fig. 64).

Die mittelmässig starken Knochen waren gut erhalten, gingen aber leider verloren; nur den Schädel, welcher wohlerhalten ist, habe ich meiner Sammlung eingereiht; dieser ist kräftig gebaut, hatte ursprünglich fast alle Zähne, die an der Krone flach abgeschliffen sind, und eine verhältnissmässig hohe, gewölbte Stirne.

Die Maasse des Schädels: Länge 17·3 cm, Breite 13·0 cm, ergeben einen Index = 75·15; die des Gesichtes: Höhe 12·4 cm, Breite 12·9 cm, ergeben einen Index = 104; also einen schwach mesocephalen Schädel, währenddem alle anderen mir vorliegenden Schädel von Männern dolichocephal sind.

Nebst den genannten Funden wurden in der herabgefallenen Asche noch viele Thierknochenfragmente, Muschelschalen und ornamentirte, wie rohe Scherben aufgelesen. Ebenso erhielt ich ein schönes Flintmesserchen, eine Pfeilspitze aus graugelbem Flint [1]), mehrere Hirschhornfragmente etc.

[1]) Ich fand bisher unter den Flintartefacten nur den grauweiss gebänderten und graugelben Feuerstein vertreten.

Im Jahre 1892 ging ich daran, die Culturschichte des neu angelegten Steinbruches des Herrn Nicolaus Parthe gründlich zu untersuchen; die Grabung wurde von der Ecke bei 25 (Fig. 2) begonnen und aufwärts fortgesetzt. Gefunden wurden zunächst drei sitzende Hocker (25, 26, 27) und bei späterer Abgrabung der Hocker 28. Die Humusschichte ist hier längs des ganzen Viereckes viel mächtiger, ebenso tiefer gelegen als der vorige Ort und von diesem circa 50 m östlich entfernt. Die Aschenlage ist hier bedeutend mehr mit Bodenlagen durchsetzt, Gräber und Feuerherde von einander entfernter; die Tiefe dieser nicht über 1·30 m bei einem Durchmesser von 1—1·20 m.

Der zunächst gefundene Hocker 25 (Fig. 2) hatte, bei ebensolcher zusammengeknickter Lage wie der vorherige, total verwitterte Knochen, so dass sich keine Messung vornehmen liess. Beigaben hatte er keine.

Fig. 65 und 66. Becherurnen von einem sitzenden Hocker (1/3 nat. Gr.).

Der Hocker 26 (Fig. 2), in ähnlicher Lage, hatte ebenso schlecht erhaltene Knochen, doch soll er nach Osten zu gekrümmt gewesen sein. Als Beigaben fanden sich in der Rumpfgegend zwei schöne Becher, ganz erhalten, beide geschwärzt. Fig. 65 ist ampelförmig, mit geradem Halse und trägt unter demselben zwei gegenüberstehende Zapfen, hat einen kugeligen Bauch, während Fig. 66 eine schöne, schlanke Becherform mit geschweiftem Halse zeigt, mit sehr tief gesetztem Henkel und winzigem Boden. Beide Gefässe bestehen aus grauem Thone und sind massiv.

Das zwischen beiden nordwärts etwa 4 m entfernt gelegene Grab 27 (Fig. 2) ist seiner Beigaben wegen wohl das interessanteste. Der Hocker, ein starker, kräftig entwickelter Mann, sass gekrümmt nach Südosten zu. Die Knochen sind zum Unterschiede von den vorigen durchwegs gut erhalten und stark calcinirt [1]). Schädel stark dolichocephal, kräftig entwickelt mit stark platt abgebrauchten Zähnen. Alter etwa 40 bis

[1]) Die früheren Skelette hatten morsche, gar nicht calcinirte Knochen; darauf mag wohl auch die gute Erhaltung dieses Hockers zurückzuführen sein.

50 Jahre. Schädelmaasse: Länge 19·8 cm, Breite 13·3 cm, Index = 67·17; Gesichtsmaasse: Höhe 13·9 cm, Breite 12·8 cm, Index = 92.

Inmitten der Rumpfknochen beim Becken lagen zwei prachtvoll geschnitzte Platten aus Bein (Fig. 67), kaum 3 mm stark und an der Oberfläche schwach convex gebogen. Zwischen ihnen lag ein stumpfer

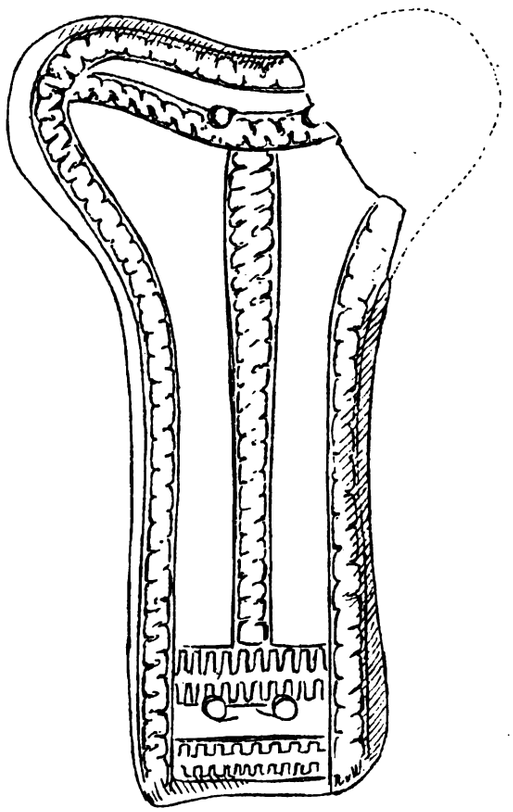


Fig. 67. Geschnitzte Gürtelzunge aus Bein (nat. Gr.).

Beinknebel, der offenbar, wie die beiden Zierplatten, zum Gürtel gehörte [1]).

Beide Gürtelzungen sind defect, doch ergänzen sie sich gegenseitig; während die Innenseite schwach concav und ausgeschliffen ist, trägt die Aussenseite ein durch Ausstechen erzeugtes Bandornament, welches, parallel mit dem Rande der Platte laufend, quer durch die Mitte bis zu einem Parallelabschlusse am nierenförmigen Theile verläuft. Der schmale Theil ist mit zwei steilen Zickzackquerbändern abgeschlossen, zwischen welchen zwei gebohrte Löcher, wie sie auch am breiten Ende angebracht sind, offenbar zur Befestigung mittelst Sehnen oder Bindfaden am Gürtel dienten. Die ausgewetzten Befestigungslöcher, sowie die Zierfläche der nahezu ganzen Platte zeigen deutliche Abnützungsspuren, ein Beweis, dass dieselben lange im Gebrauche gewesen und den Gürtel geschmückt haben mussten.

Bei fortgesetzter Grabung kam man auf das Hockergrab 28 (Fig. 2), dessen Tiefe 1·20 m, der Durchmesser nach Angabe des Besitzers kaum 1 m betrug. Inhalt: morsches Skelet, ein Thierknochen, wenige rohe Scherben eines kleinen Gefässes. Am Grunde des Grabes, wie auch ober dem Skelete einige grosse Feldsteine.

Bei der Abgrabung IV kamen als Streufunde vor: einige kleine Gefässe, rohe Knetarbeit, Feuersteinspäne, Hirschhornfragmente, diverse Pfriemen, Fragmente von Steinmeisseln, Wirtel, Netzsenker, fertige und roh zugehauene, viele Knochen von Säugethieren und wenig Scherben, ein kleines, polirtes Steinmeisselchen, ein ornamentirtes Fragment aus polirtem Hirschhorn (Fig. 56) und der eingangs erwähnte, stark abgenützte Schleif- oder Polirstein.

Der sehr breite und wenig tief gelegene Feuerherd 10 (Fig. 2) enthielt in der ober der stark rothgebrannten Sohle angehäuften Asche nichts als Holzkohlenstücke und Thonschlacken; möglich, dass hier die Gefässe am offenen Feuer gebrannt wurden.

In der Schmutzgrube 9 (Fig. 2) wurde ausser den gewöhnlichen Abfällen nur ein Gefäss mit tief eingebauchtem Boden gefunden.

Weiter aufwärts in der nichtschraffirten Abgrabung VIII verschwanden nahezu die Feuerherde; die Aschenlage war mehr mit herabgeschwemmtem Boden durchsetzt und die Ustrinen fehlten ganz. In der obersten Schichte wurden einige Bronzenadelfragmente und ein dünner, ineinander gewundener Bronzedraht gefunden. Aus der abgestürzten Culturschichte erhielt

[1]) Lange wusste ich mir diese geschnitzten Platten nicht zu deuten und versandte ich eine Photographie an alle hervorragenden Forscher. Vor Allem war es Herr Custos Szombathy am k. k. Hofmuseum in Wien, der mich auf den einzigen, bis jetzt bekannten, ähnlichen neolithischen Fund im Königsberger Prussia-Museum gütigst aufmerksam machte. Herr Professor Heydeck in Königsberg übersandte mir denn alsbald seine Publication nebst Photographien des im Jahre 1873 in dem Wäldchen Kaup bei Wiskiauten gemachten, ganz ähnlichen Fundes, der dort in einem Grabhügel an einem liegenden Hocker gemacht wurde. In seinem Begleitschreiben setzt Herr Professor Heydeck hinzu: „Schon jahrelang habe ich auf gut erhaltene Parallelfunde gewartet.“ — Herr Dr. L. Lindenschmit correspondirte noch kurz vor seinem Tode (Jänner 1893) über diesen Gegenstand mit mir. Seiner Liebenswürdigkeit verdanke ich eine gute Copie der im Mainzer R. G. Central-Museum bewahrten Nachbildung des Königsberger Fundes. Seinem Ersuchen, meine Zierplatten zur Nachbildung nach Mainz zu senden, leistete ich gerne Folge.

ich noch die Gegenstände: den prachtvollen Axthammer (Fig. 54), den Meissel mit einseitigem Anschliff (Fig. 50), eine Feuersteinpfeilspitze, einige Pfriemen, ein winziges Schüsselchen aus grauem Thone, Wirtel, ein vierkantiges Webstuhlgewicht, verschiedene Hirschhornfragmente und eine vierkantige, spitze Lanzenspitze aus Bein (Fig. 37), Pfriemen aus Hirschhorn etc.

Ostwärts angrenzend ist der abgebaute Theil des herrschaftlichen Steinbruches, wo ich aus der Asche der Wand selbst den Fig. 38 abgebildeten Stempel herausnahm [1]).

Die Grabung V wurde 1893 von Osten nach Westen durchgeführt. In dem Theile bis zu der seinerzeit ausgegrabenen Mauer wurde aufgedeckt: ein Brandherd 13 (Fig. 2), zwei Ustrinen 11 und 12, ein Grabbett mit vier ausgestreckten Skeletten und reichen Beigaben 29, und ein Grab mit einem Skelet 30. Die Mächtigkeit der Aschenlage (Culturschichte) ist ebenso wie in Grabung III, aber in der Ecke gegen die spätere Grabung VII etwas zunehmend.

Hochinteressant ist das aufgedeckte „Grabbett" 29 (Fig. 68) [1]) mit vier Skeletten, welche ausgestreckt auf dem Rücken lagen, und zwar so, dass Nr. 1, 2, 3 mit dem Kopfe im Süden (Gesicht gegen Osten gewendet), die Füsse nach Norden gestreckt, und zwischen 2 und 3 Nr. 4 derart gebettet war, dass dessen Füsse bis an die Becken dieser reichte, währenddem der obere Rumpf mit dem Schädel frei nach Norden zu lag, das Gesicht gegen Osten gewendet. Alle vier Skelette lagen in einer Ebene, in einer birnförmigen Mulde (Daraufsicht Fig. 68 *b*), 30 cm tief im Mergel gebettet. Rechnen wir die Tiefe der Culturschichte mit 2 m und die Humusdecke mit 30 cm hinzu, so hatte dieses gemeinschaftliche Grab die enorme Tiefe von 2·6 m, also über 1 m tiefer, als die westlich daranstossende Mauer. Die Daraufsicht zeigt uns, dass ein kleiner Wall von grossen und kleinen Feldsteinen die Längsseite im Westen begrenzte, aber

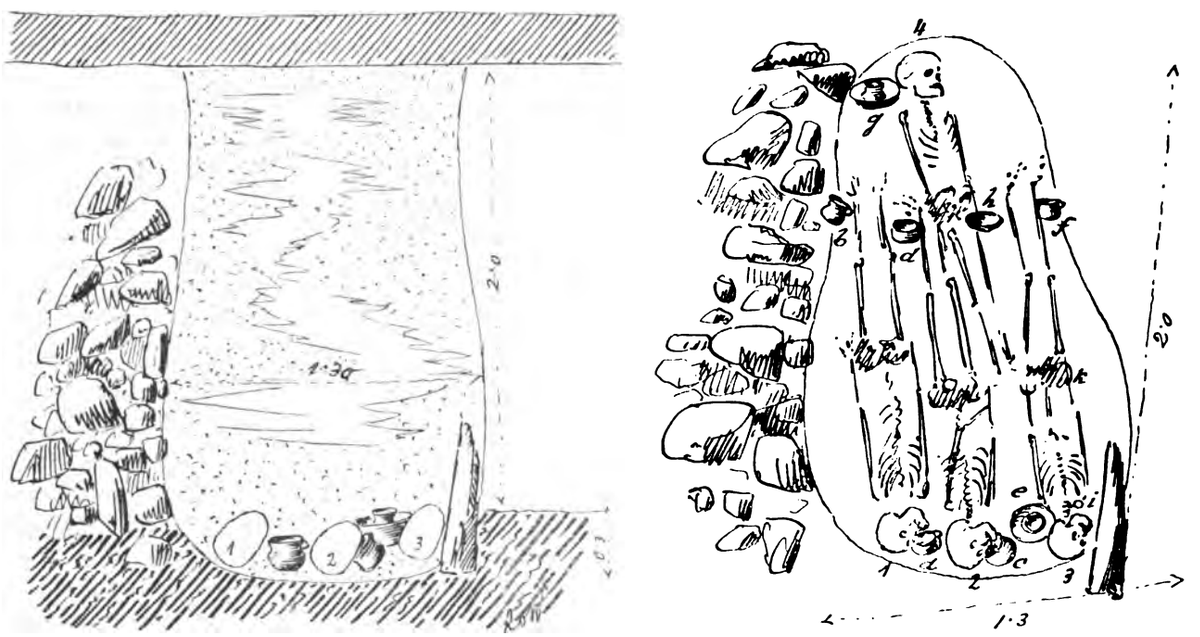


Fig. 68 *a* und *b*. Grabbett mit vier horizontal gestreckten Skeletten. *a* Durchschnitt. *b* Daraufsicht.

[1]) In dem genannten herrschaftlichen Kalksteinbruche, der in weiter Ausdehnung abgebaut ist und dessen Steinmassen das hauptsächlichste Materiale zum Baue des Leitmeritzer Actienbräuhauses lieferten, soll überhaupt nur sehr wenig gefunden worden sein. Eine vor Jahren gefundene gebohrte Steinaxt ist verloren gegangen. Im Jahre 1876, so erzählte mir ein Arbeiter, sollen fünf Skeletgräber gefunden worden sein; ausser den morschen Knochen enthielten dieselben nur Urnenfragmente; ein Skelet soll eine „Waffe" bei sich gehabt haben. Dieser Steinbruch bildet den östlichen Ausläufer unserer Niederlassung.

[1]) Bei Götze, Die Gefässformen etc., finden wir in der Tabelle der Grabformen S. 12 unter 39 einen ganz ähnlichen Fundbericht: Vier Skelette O—W, auf dem Rücken liegend — mit dem Unterschiede, dass drei mit dem Kopfe im Osten, eines im Westen lag. Beigaben: 10—12 Gefässe, zum Theile mit Schnurverzierung etc. — hier ebenfalls 10 Gefässe, jedoch mit theilweiser Bandverzierung, ganz in ihrer Form der Zusammenstellung S. 46 (Götze) entsprechend.

auch, wie im Profil ersichtlich ist, mauerartig aufgebaut war. Es liegt nun nahe, dass diese Skeletgräber viel älter sind, als die vorbesprochene Mauer, welche erst viel später aufgeführt wurde, und zwar so weit, bis man an die Scheidewand unserer Grab-

Fig. 69 und 70. Topfurnen mit Bandornament vom Skelet II (1/3 nat. Gr.).

stätte stiess und diese vielleicht noch erhöhte. An der anderen Längsseite finden wir nur bei dem Schädel 3 eine aufrechtstehende grosse Kalksteinplatte. Der grösste Querdurchmesser des Grabbettes ist 1·3 m. Jedem Skelet waren Todtengefässe beigegeben, und zwar regelmässig bei Kopf und Fuss niedergestellt. Nur Nr. 3 hatte ausserdem noch zwei kleine Zierstücke aus Bein. Während 1 und 2 knapp nebeneinander liegen, war zwischen 2 und 3 ein kleines Intervall gelassen worden, um 4 gleichzeitig bestatten zu können. Wir haben es hier offenbar mit einer gleichzeitigen Bestattung zu thun, und zwar mit vier Männern im kräftigsten Alter.

Die Knochen waren trotz ihrer kräftigen Ausbildung ziemlich morsch, die Schädel gut erhalten, doch wurden leider die Schädel 3 und 4 total zerschlagen, so dass ich blos 1 und 2 erhielt.

Skelet 1. An der rechten Seite des Schädels stand die einfache, gehenkelte, schwach geschwärzte Urne (Fig. 71), beim linken Fusse die grössere Urne

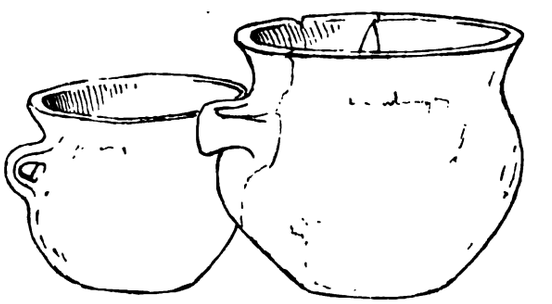


Fig. 71 und 72. Topfurnen vom Skelet I (1/4 nat. Gr.).

(Lobositzer Typus) aus grauem Thone mit horizontalem Henkel (Fig. 72).

Schädel kräftig, wohl erhalten, Unterkiefer fehlt. Maasse: Länge 18·7 cm, Breite 13·6 cm, Index = 72·73. Dolichocephal.

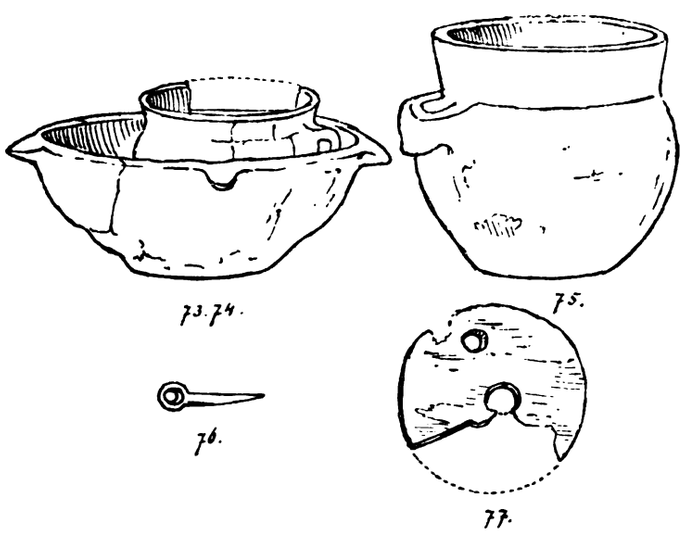


Fig. 73—77. Topfurnen und Schüssel vom Skelet III (1/4 nat. Gr.), ferner Beinschmuck (1/3 nat. Gr.).

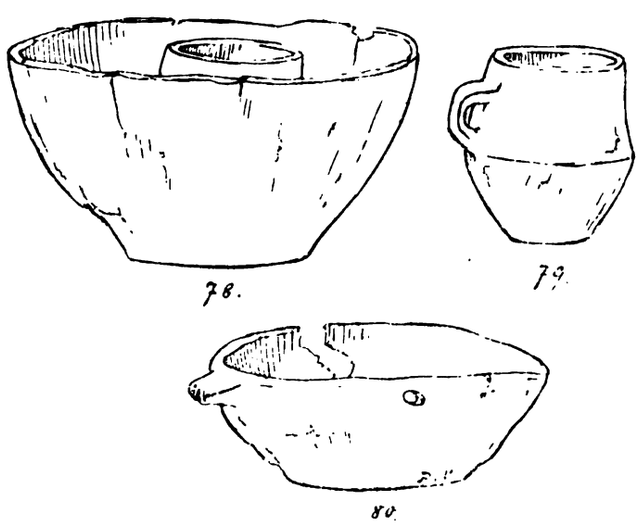


Fig. 78—80. Schüsseln und Henkelbecher vom Skelet IV (1/4 nat. Gr.).

Skelet 2. Schädel ebenso kräftig, wohl erhalten, Unterkiefer fehlt. Maasse: Länge 20·4 cm, Breite 13·5 cm, Index = 66·18. Stark dolichocephal.

Rechts vom stark nach Osten geneigten Schädel stand die graue Urne (Fig. 69), gehenkelt, ober der grössten Weitung mit einigen schwach getieften, parallelen Strichen längs des Umfanges bandartig geziert. Bei den Füssen, wie bei 1, stand die grössere

gehenkelte Urne (Fig. 70) und mit demselben Ornament versehen wie Fig. 69. Materiale grauer Thon.

Skelet 3. Schädel vollständig zertrümmert; an dessen linker Seite stand die Schüssel (Fig. 73) aus grauem Thone mit vier Nabelfortsätzen am Rande und in derselben die gehenkelte, scharf gebrannte, kleine Urne (Fig. 74). Neben dem rechten Fusse stand die grössere Urne (Fig. 75) [Lobositzer Typus] aus grauem Thone. In der Halsgegend lag das zierliche Gehängsel mit kreisrundem Loche (Fig. 76), aus Bein geschnitten, und an der rechten Hüftenseite die gebrochene, dünne, gelochte Beinscheibe (Fig. 77) [1]).

Skelet 4. Schädel vollständig zertrümmert. An seiner rechten Seite stand die Schüssel (Fig. 78), in welcher sich das zierliche, gehenkelte Gefäss (Fig. 79) befand. Beide wenig geschwärzt. Die Schüssel ist ein Fragment eines grossen Topfes, der Rand roh zugeschliffen.

Da die Füsse dieses Skeletes zwischen 2 und 3 eingezwängt lagen, so stellte man das für die Füsse

Fig. 81. Gegliederter Henkelbecher von einem tiefliegenden Skelet ($^1/_3$ nat. Gr.).

bestimmte Beigefäss, die Schüssel (Fig. 80), in die Beckengegend. Diese Schüssel besteht aus rothem Thone, ist schwach gebrannt und hat nebst einem gekerbten Fortsatze ein gebohrtes Loch nahe dem Rande.

Noch muss bemerkt werden, dass, wie im Profil ersichtlich ist, die Form des Grabes deutlich abgegrenzt erschien und starke Aschenlagen bis an die Ackerkrume hinaufreichten.

4 m ostwärts von dieser Grabstelle zeigte sich wieder ein ovales Grab mit einem Skelet, mit dem Schädel im Süden liegend (Gesicht gegen Osten), die Füsse gegen Norden gestreckt.

Schädel wohl erhalten, kräftig, Unterkiefer fehlt. Maasse: Länge 18·1 cm, Breite 13·2 cm, Index = 72·93. Schwach dolichocephal (Weib).

[1]) Zwei solche stärkere, gelochte und mit radialen Tupfen gezierte Schmuckstücke aus Bein und Hirschhorn befinden sich in der Collection Dr. Matiegka's; sie wurden in der Aschenlage gefunden.

Links vom Schädel stand das gehenkelte, schwach geglättete, geschwärzte Beigefäss (Fig. 81).

In der Ustrine 11 (Fig. 2), welche 1 m tief war und einen Durchmesser von 50 cm hatte, wurde nebst Holzasche, Knochenfragmenten und Scherben ein unfertiger Hirschhornhammer gefunden, von dem früher die Rede war.

In der darauffolgenden Schmutzgrube 12 (Fig. 2) wurde nebst dem gewöhnlichen Inhalte ein kleines Gefäss, Hirschhornfragmente, Pfriemen, Feuersteinsplitter etc. gefunden.

Der Brandherd 13 (Fig. 2) enthielt bei grosser Ausdehnung über seiner rothgebrannten Sohle eine mächtige Aschenlage, in welcher viele Knochen und zwei Schädel vom Schwein (mit aufgeschlagenem Hinterhaupte), zwei Nagezähne vom Biber, Schädel eines Rehes, Unterkiefer vom Hund, Stirnzapfen vom Rind, kleine, vierkantige Webstuhlgewichte, Wirtel, Netzsenker etc. gefunden wurden. Ausserhalb der Aschenlage, nahe dem Feuerherde, wurde nebst vielen Holzkohlenstücken der verkohlte Weizen gefunden. Ueber die Fläche hin zerstreut fanden sich noch verschiedene Artefacte, darunter, nahe der Oberfläche, ein Bronzepfriemen und das Gefäss Fig. 27, der Uebergangsperiode angehörend.

In dem westlichen Theile der Abgrabung V, gegen den Weg zu, wurden in der bis gegen 30 cm (bei *c*, Fig. 2) abnehmenden Culturschichte nur wenige Artefacte zerstreut gefunden, darunter der prachtvolle Hammer (Fig. 53) aus Hirschhorn, einige Pfriemen und ein Wirtel; hie und da kam ein kleiner Feuerherd vor.

Versuchsweise nahm ich hierauf eine kleine Abgrabung auf dem Felde des Herrn Hausmann vor (VI). Aufgedeckt wurden die Schmutzgruben 15 und 16 (Fig. 2), die nebst Holzasche, Scherben, Knochenfragmenten, Flussmuschelschalen nur wenige Pfriemen aus Bein, Thonwirtel und den an der Oberfläche bearbeiteten Kieselstein ergaben.

Nach der Ernte 1893 unternahm ich die Umgrabung VII (Fig. 2), die in einer Länge von 44 m bei einer Breite von 2·45 m von Norden gegen V durchgeführt wurde. Die Tiefe der Aschenlage ist fast durchgehends 2·20—2·50 m.

Das Resultat dieser Grabung entsprach nicht den Erwartungen, denn ich hoffte, bei dieser langen Erdbewegung auf eine neue Gräbergruppe zu stossen. Andererseits aber fand ich, dass über die ganze Ausdehnung des Feldes die Culturschichte in derselben Mächtigkeit verbreitet ist.

Bald nach begonnener Grabung wurde der Brandherd 18 (Fig. 2) blossgelegt, doch konnte nur die eine Hälfte durchsucht werden, da die zweite Hälfte unter das nachbarliche Feld reicht. In einer Tiefe von 1·20 m war, bei einer Aschenhöhe von 30 cm und einem Durchmesser von 2 m, dieser Brandherd gebettet. In und um denselben wurden gefunden: Wirtel, Thonlöffel (Fig. 58), Glätter aus Hirschhorn und der phallusähnliche Gegenstand (Fig. 55) aus Stein. Im weiteren Verlaufe der Grabung zeigten sich weder Schmutzgruben noch Brandherde; erst in einer Entfernung von 17 m stiess man auf den unter Fig. 6 beschriebenen Herd mit seinem mächtigen Muschellager. Am Ende der Grabung wurde die Ustrine 14 aufgedeckt.

Während der ganzen Grabung war der Boden mit mächtigen Aschenlagen durchsetzt und kamen bei jedem Spatenstich in allen Tiefen Artefacte zum Vorschein.

Ausser einer Unzahl von allerlei typisch-neolithischen Gefässscherben fanden sich noch: Wirtel, Steinmeisselfragmente, Pfriemen, Netzsenker aus Kalkstein, meist in unfertigem Zustande, die Schüssel Fig. 24, kleine, ungebrannte Näpfchen, die Beinnadel Fig. 57, der Schleuderstein aus Kiesel etc., eine grosse Menge von Säugethierknochen, ein Rehgeweih und Hirschhornfragmente. Ebenso wurde in der tiefsten Lage ein langer, muldenförmig ausgeschliffener Mahlstein aus Porphyr gefunden.

Ich beabsichtige, in dieser Ansiedelung weitere Grabungen zu unternehmen, über deren Resultat ich seinerzeit berichten werde.

Um nun einen Ueberblick über die gesammten Funde dieser neolithischen Ansiedelung zu gewinnen, wird es nothwendig sein, diejenigen, die mir vorliegen, summarisch zusammen zu fassen.

Gräber wurden bisher 11 untersucht; davon waren:

1. 5 Gräber mit sitzenden Hockern,
2. 2 Gräber mit 5 gestreckten Skeletten und endlich
3. 4 Gräber mit Leichenbrand.

In den Gräbern wurde gefunden:

bei 1. 3 Gefässe nebst Bruchtheilen von solchen und geschnitzte Zierstücke aus Bein;

bei 2. 11 Beigefässe und 2 Zierstücke aus Bein und

bei 3. wurden hier jedesmal Gefässe nachgewiesen.

Die menschlichen Ueberreste bestehen in fünf erhaltenen Schädeln.

Ausser diesen Todtengefässen kamen noch als Streufunde 33 ganze Gefässe (Urnen, Näpfe, Schalen, Schüsseln) nebst einigen typischen Fragmenten und einer grossen Menge Scherben vor.

An Schmuckgegenständen fanden sich:

10 diverse aus Bein,
6 gebohrte Thierzähne und
1 Stück Bernstein (roh).

Hausgeräthe sind vertreten durch:

6 diverse Werkzeuge aus Horn und Bein,
1 Werkzeug aus Stein,
41 verschiedene Pfriemen aus Hirschhorn und Knochen,
5 Webstuhlgewichte,
17 Wirtel verschiedener Grösse und Form,
1 Löffel aus Thon
diverse Mahl- und Reibsteine, sowie auch Schleif- und Polirsteine und Klopfer.
Getreide (Weizen).

Vertheidigungs- und Jagdwaffen:

3 Pfeilspitzen aus Feuerstein,
15 Pfeilspitzen aus Horn und Bein,
1 Schleuderstein aus Kiesel mit Rille,
4 Hirschhornhämmer mit Schaftloch,
6 gebohrte Hämmer oder Aexte aus Stein,
8 Meissel aus Stein.

Ferner noch diverse Utensilien und Fragmente:

12 fertige und unfertige Netzsenker aus Kalkstein,
2 Feuersteinmesser,
1 Feuersteinschaber,
diverse Feuersteinabfälle etc.

Die Fauna ist vertreten durch

1. zahme Thiere:
   Pferd (selten),
   Rind (zwei Arten),
   Schwein,
   Ziege und Hund;
2. Waldthiere:
   Bär,
   Wildschwein,
   Hirsch,
   Reh,
   Biber,
   Geflügel;
3. Wasserthiere:
   Fische (Hecht, Karpfen und Barbe) und Muscheln.

Vorwiegend sind das Rind, Schwein und der Hirsch vertreten; diese haben selbstredend die Hauptnahrungsquelle gebildet und den Menschen ausserdem noch reichlich mit warmer Kleidung versorgt, wie auch Material zu Waffen und Hausgeräthen geliefert.

Der Hund, des Menschen treuer Begleiter, ist hier wenig vertreten; selten kommen Pferd, Bär, Ziege und Reh vor. Vom Biber fand ich blos zwei Nagezähne im tiefen Aschenlager.

Ueber die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten.

Von **Dr. S. Weissenberg,** Elisabethgrad, Russland.

(Mit 15 Text-Illustrationen.)

In der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 17. Januar 1891 zeigte Virchow einen verzierten Nephritring von Erbil, Mesopotamien, welcher seiner eigenthümlichen Form wegen verschiedene Deutung erfahren hat[1]). Virchow selbst war geneigt, in ihm einen Zehenring, wie sie in Indien gebraucht werden, zu sehen. Die übrigen an der Debatte Theilnehmenden bezeichneten ihn als einen zum Bogenspannen gehörigen Ring; aber auch hier waren die Meinungen getheilt: während die Einen denselben als zum Schutze der linken, den Bogen haltenden Hand vor dem Rückschlage der freigelassenen Sehne bestimmt betrachteten, wollten die Anderen in ihm einen Schutzring für den Daumen der rechten, den Bogen spannenden Hand erkennen. Diese Controverse veranlasste v. Luschan, in einer der nächsten Sitzungen der genannten Gesellschaft einen längeren Vortrag über die verschiedenen Arten des Bogenspannens zu halten[2]), wodurch er nicht nur Klärung in die aufgeworfene Frage über die eigentliche Bestimmung ähnlich gebauter Ringe gebracht hat, sondern auch ohne Zweifel auf Viele zum weiteren Studium auf dem noch ziemlich dunklen Gebiete der Bogenhandhabung anregend gewirkt hat.

Eigenthümlicherweise wurde die Art des Gebrauches des Bogens sowie der dazugehörigen Vorrichtungen von den meisten Reisenden völlig ignorirt und nur selten kann man Angaben darüber in den Reisebeschreibungen finden. Eine nachahmenswerthe Ausnahme bildet das Werk der Gebrüder Sarasin: „Die Weddas von Ceylon", in dem dieselben nicht nur eine genaue Beschreibung der Art der Bogenspannung, sondern auch zwei treffliche Illustrationen zur Veranschaulichung derselben geben. Die Versäumniss derartiger Beobachtungen ist um so bedauerlicher, als der Bogen — diese bis vor Kurzem noch einzige Kriegs- und Jagdwaffe vieler Völker, an deren Vervollkommnung sie ohne Zweifel stetig gearbeitet haben — jetzt immer mehr und mehr verdrängt wird. Hand in Hand damit geht die traurige Thatsache, dass auch in den grössten Museen neben Tausenden von Bogen und Pfeilen nur einzelne wenige mit ihnen doch sonst organisch verbundene Schutzmittel für die Hände oder irgend welche andere Vorrichtungen aufgespeichert sind. Ich war daher freudig überrascht, als ich während eines kurzen Aufenthaltes in Petersburg in den dortigen Museen eine verhältnissmässig grosse Zahl von Schutzvorrichtungen beim Bogenschiessen vorfand, und glaube ich aus obigen Gründen, dass eine kurze Beschreibung derselben nicht ohne Interesse sein wird. Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Herren W. v. Bock, Custos an der mittelalterlichen Abtheilung der kaiserlichen Eremitage, und F. Russow, Custos am ethnographischen Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, bin ich im Stande, Photographien von den in Rede stehenden Gegenständen vorzulegen, wofür ich diesen Herren auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

Ringe zum Bogenspannen.

a) Cylinderförmige.

1. Burjätisch, aus weissem, halbdurchsichtigem Stein mit einem erbsengrossen, grünen Fleck. Die Ränder sind etwas schräg nach aussen abgerundet, so dass auf der einen Seite die innere, auf der anderen die äussere Kante hervorsteht. Die innere Fläche des kreisrunden Ringes ist flach, die äussere ausgehöhlt. Der Ring hängt an einem hemdartigen Kleidungsstücke (s. Fig. 82).

2. Chinesisch, aus Knochen, mit wie bei 1. nur in geringerem Maasse abgerundeten Rändern, aber geradlinigen Seitenwänden. Der Ring zeigt in der Mitte eine Gebrauchsspur (?) in Form eines dunklen, rings herum laufenden Striches von 3 mm Breite (s. Fig. 83).

3. Chinesisch, aus milchweissem, aus dünnen Schichten zusammengesetztem Gestein, zeigt im All-

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XXIII, 1891, Verhandlungen S. 81.

[2]) Ibid., S. 670.

gemeinen die Form von dem vorigen; ist an einen kleinen seidenen Beutel mit zerschnittenen Arekanüssen angebunden (s. Fig. 84).

Fig. 82.

Fig. 83.

Fig. 84.

Fig. 85.

Fig. 82—85. Cylinderförmige Spannringe.

4. Mangunisch (Mangun-Oltscha), von Knochen. Ein plumper, wenig bearbeiteter Ring von schwach elliptischer Form, Ränder gerade abgeschnitten, äussere Wand wahrscheinlich durch den Gebrauch etwas ausgehöhlt [0·5 mm] (s. Fig. 85).

Maasse der Ringe	Lichtweite	+	Wandstärke	Höhe
1.	22 mm		34 mm [1])	25 mm
2.	21 „		30 „	24 „
3.	23 „		31 „	28 „
4.	20 „		34 (31) mm	20 „

b) An einer Seite zungenförmig ausgezogene.

Diese Ringe haben im Allgemeinen die Form des eingangs erwähnten, von Virchow in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft demonstrirten Ringes. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, dass sie an der einen Seite eine zungenförmig abschüssige Verlängerung zeigen und in Folge dessen einen schiefen Canal mit ungleichen Lichtweiten bilden. Die erwähnte Verlängerung ist aber häufig nur eine virtuelle, indem die Schnittflächen einiger hieher gehöriger Ringe parallel sind und nur durch die grössere innere Aushöhlung und ihre entsprechende äussere Abrundung der einen ursprünglich massiveren Wand der Schein eines über die Fläche des Ringes hervorragenden Vorsprunges erweckt wird.

5. Ein knöcherner Ring aus den Trümmern von Sarai (ehemalige Hauptstadt der Kiptschaken); hat die eben beschriebene Form mit parallelen Grenzflächen, aber verschieden dicken Wänden. Die Aus-

[1]) In der Mitte der Aushöhlung 28 mm.

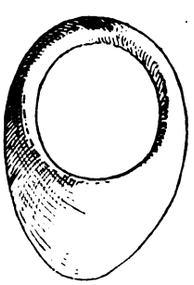


Fig. 86.

Fig. 87.

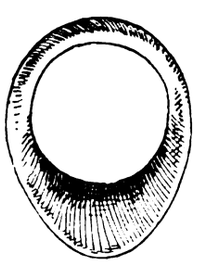


Fig. 88.

Fig. 89.

Fig. 90.

Fig. 91.

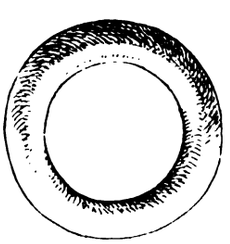


Fig. 92.

Fig. 93.

Fig. 86—93. An einer Seite zungenförmig ausgezogene Spannringe.

höhlung ist schief, an der Seite, wo der Ring am dicksten ist, mehr als an der gegenüberliegenden, wodurch an der ersteren grössere Fläche gewonnen wird und eine scheinbar grössere Höhe entsteht (s. Fig. 86).

6. Fragment eines knöchernen Ringes aus Sarai; nur die abschüssige Wand mit einem Ornament aus Kreisen (s. Fig. 87).

7. Knöcherner Ring aus Sarai mit einer innen ausgehöhlten, aussen aber nicht entsprechend abgerundeten, starken Verdickung (s. Fig. 88).

8. Knöcherner Ring aus Sarai mit kleiner, aussen dachförmig abgerundeter Zunge (s. Fig 89).

9. Kinderring von derselben Form wie der vorige, aus Knochen, Sarai (s. Fig. 90).

10. Bronzering aus Sarai von derselben Form wie 8, mit einem knopfartigen Ansatze an der schmäleren Seite. Die Zunge ist von innen nur theilweise ausgehöhlt (s. Fig. 91).

Fig. 94. Gegenstand aus Bronze.

11. Weil aus Sarai stammend, ist hieher vielleicht auch der folgende knöcherne Ring (s. Fig. 92) von runder Form mit kreisförmig abgerundeten Wänden zu rechnen. Innen zeigt derselbe an der Stelle, wo die Nummer angeklebt ist, eine geringe Abflachung.

12. Ein Prachtring aus hellgrauem Nephrit, mit verhältnissmässig langer Zunge. Seine Oberfläche ist von feinen Goldschnüren kunstvoll umsponnen; letztere bilden in regelmässigen Abständen von einander Nester, in welche Rubine eingebettet sind. Die abschüssige Wand ist innen schwach convex und zeigt ein in Gold eingelegtes, verwickeltes geometrisches Ornament. Der Ursprung des Ringes ist unbekannt; im Kataloge ist er als turkomanisch bezeichnet (s. Fig. 93).

13. In diese Gruppe gehört vielleicht auch der unter Fig. 94 abgebildete Gegenstand aus Bronze. Er besteht aus einer gebogenen, ziemlich kräftigen Platte, die sich gegen das eine Ende hin etwas verjüngt und an der Kuppel dachförmig umbiegt. Am anderen Ende vereinigt eine schmale Spange beide Ränder der Platte, die sich von da an nach aussen zungenförmig zuspitzen. Das Ganze kann man als einen Ring wie Nr. 10 + ein Stück, welches das ganze Nagelglied schützen soll, betrachten. Das betreffende Exemplar passt vortrefflich für die Endphalange meines Daumens, wobei der zungenförmige Vorsprung noch einen Theil der zweiten Phalange deckt. Es wurde von Castrén in der Umgebung von Minussinsk, am Jenissei, gefunden und trägt die Bezeichnung „Nähring".

Maasse der Ringe:

	Grösste Lichtweite oben	unten	Länge der abschüssigen Wand	Höhe der gegenüberliegenden Wand
5.	21 mm	36 mm	15 mm	9 mm
7.	25 „	35 „	—	9 „
8.	23 „	34 „	14 „	8 „
9.	16 „	27 „	15 „	5 „
10.	20 „	22 „	9 „	6 „
11.	23 „	27 „	—	7 „
12.	24 „	36 „	21 „	9 „

Die Ringe 1—6 und 13 befinden sich im ethnographischen Museum, 7—12 in der Eremitage.

Dass die oben beschriebenen Ringe zum Spannen des Bogens gedient haben, steht ausser Zweifel. Die nach den obigen Tabellen fast identischen Maasse sämmtlicher Ringe sprechen wohl dafür, dass sie alle einem und demselben Zwecke gedient haben müssen. Dass sie für den Daumen eines erwachsenen Mannes passen, gibt einen weiteren Fingerzeig für die Art ihres Gebrauches. Es fällt dann auf, dass sämmtliche Ringe entweder reinen Mongolen oder wenigstens mongoloiden Völkern angehören und steht dies in Verbindung mit der eigenthümlichen Art des Bogenspannens der mongolischen Völker. In dem oben erwähnten Vortrage von v. Luschan beschreibt dieser die mongolische Art des Spannens folgendermassen:

„Der Daumen wird von innen nach aussen um die Sehne herumgelegt und spannt diese nur mit Hilfe des um den Daumennagel herumgelegten Zeigefingers, der gleichzeitig den Pfeil zu halten hat.

Diese anscheinend höchst unbeholfene Spannung findet sich fast durch ganz Asien, jedenfalls überall in Ostasien; sie war früher auch in Persien und bei den Türken verbreitet. Sie erfordert viel Uebung, bevor sie mit Sicherheit gehandhabt werden kann, ist aber, wenn einmal erlernt, eine sehr angenehme, weil sie bei grosser Leistung wenig Kraftanstrengung erfordert. Natürlich bedingt sie einen Hilfsapparat, einen Schutzring für den Daumen, der sonst beim Spannen der Sehne zu stark angegriffen werden würde."

Diejenigen also, die auf solche Weise den Bogen spannen, müssen einen Schutzring für den Daumen der rechten Hand haben, und dazu eignen sich sehr gut die von Virchow, v. Luschan und mir beschriebenen Ringe.

Als weiteren Beweis möchte ich den Umstand anführen, dass die hier beschriebenen Ringe die Bezeichnung „zum Spannen des Bogens dienend" tragen und rührt dieselbe in den Fällen 1—4 von solchen Männern, wie Castrén und v. Schrenck, die den directen Gebrauch der Ringe wahrscheinlich beobachtet haben, her. Bei v. Schrenck: „Reisen und Forschungen im Amurlande", Band III, Lieferung 2, ist auf Tafel XLV, Fig. 5, ein plumper, dickwandiger „Daumenring zum Spannen des Bogens" abgebildet. Leider habe ich aber im Texte weder eine Beschreibung des betreffenden Ringes noch der Art seines Gebrauches finden können.

Aber den besten Beweis für die Deutung der in Rede stehenden Ringe als Spannringe glaube ich in Wien gefunden zu haben. Dort nämlich im kunsthistorischen Museum, Saal XII, befinden sich mehrere Bilder von Jan Vermayen (1500—1559), die des Kaiser Karl V. Kriegszug nach Tunis (1535) illustriren. Auf dem dritten Bilde: „Goleta wird belagert", steht im Vordergrunde ein Türke, der einen Pfeil abschiesst. Die Art der Bogenspannung ist leider nicht ganz deutlich; was aber auffällt, ist ein den hier abgebildeten entsprechender Ring, den der Türke auf dem Daumen der seltsamerweise linken spannenden Hand trägt. Da der Maler Zeitgenosse der Kämpfe war, so scheint mir sein Zeugniss entscheidend zu sein.

Was die verschiedenen Formen der Ringe anbelangt, so sind sie insoferne beachtenswerth, als sie entschieden auf ethnographischer Unterlage ruhen. Wie aus der obigen Beschreibung hervorgeht, lassen sich ja hauptsächlich zwei Formen unterscheiden: erstens cylinderförmige und zweitens zungenförmig verlängerte. Die ersteren werden, wie es scheint, nur von echten Mongolen (Chinesen, Burjäten u. s. w.) oder, geographisch gesprochen, in Ostasien gebraucht, während die letzteren eine Eigenthümlichkeit der Turkvölker oder der Westasiaten sind. Dabei scheinen mir die cylindrischen die älteren zu sein, während die türkischen eine weitere Entwicklung darstellen. Die letzteren erreichen dasselbe Ziel bei weniger Masse und sind jedenfalls bequemer, da sie einen grösseren Theil des Fingers freilassen und so eine grössere Beweglichkeit desselben gestatten. Hier möchte ich auch auf die Besonderheit des Bronzeringes — ich meine den knopfartigen Ansatz an demselben (Fig. 91) — aufmerksam machen, der eine Parallele in einem von Virchow in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 20. Juni 1891 vorgelegten Silberring unbekannter Herkunft (er wurde in Serbien von einem Händler gekauft) hat[1]). Ob derselbe als blosse Verzierung zu betrachten ist oder irgend einen praktischen Zweck gehabt hat, muss einstweilen unentschieden bleiben. Virchow will in seinem Falle im Knopfe oder der Scheibe, wie er diese Bildung nennt, eine Verstärkung der Löthstelle des Silberringes sehen. Vielleicht ist diese Bildung mit dem ziemlich langen Dorne an einigen von v. Luschan beschriebenen Ringen (l. c. Fig. 8 und übrigens auch Fig. 7) verwandt. Dass die Spannringe nicht immer nur für praktische Zwecke angefertigt wurden, scheint mir aus dem oben unter Nr. 12 beschriebenen Prachtringe hervorzugehen (Fig. 93). Er hat die gewöhnliche Form der Turkringe, ist aber wegen des Filigranornamentes und der Rubine absolut nicht zu gebrauchen, da beide dem Drucke kaum Widerstand haben leisten können; übrigens bietet die Oberfläche des betreffenden Ringes gar keinen freien Platz für die Sehne. v. Luschan gibt nach Professor Grube an, dass seit Einführung der Feuerwaffen in der chinesischen Armee der Spannring dort zu einem militärischen Rangabzeichen geworden ist. Wahrscheinlich wurden aber die Spannringe auch schon vor den Feuerwaffen zu verschiedenen Abzeichen gebraucht, so z. B. vielleicht als Ehrenzeichen für gute Schützen, oder vielleicht auch als Lieblingsanhängsel (ist doch die Waffe auf einer gewissen Entwicklungsstufe das theuerste Gut) von reichen Schützen getragen. Ich erinnere in dieser Beziehung, dass der Ring 1 an ein Hemd und 3 an einen Beutel befestigt ist. Auch habe ich in Berlin im Museum für Völkerkunde zwei schöne chinesische Ringe an zierliche Tabaksbeutel angebunden gesehen.

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, dass die türkischen Spannringe vielleicht auch ein archäologisches Interesse darbieten, indem dieselben in manchen Fällen als Leitobjecte dienen können. Während der jahrhundertelangen Kämpfe Europas mit den Türken konnte mancher Spannring zufällig oder absichtlich in Gräber oder dergleichen gerathen. Wie oben angegeben ist, wurden die Ringe 5—11 in den Trümmern von Sarai gefunden, der Hauptstadt der Kiptschaken an der Achtuba (einer der Wolgaarme), die im XIII. Jahrhundert gegründet und Ende des XV. zerstört wurde. Dies ist jedoch ein für mich fremdes Gebiet und

[1]) Z. f. E., Bd. XXIII, 1891, Verhandl. S. 486.

wollte ich diese Frage nur andeuten. Nicht unerwähnt möchte ich aber lassen, dass im Germanischen Museum zu Nürnberg unter Nr. 678, Saal XXXII, ein mongolischer Bogen nebst einem zungenförmigen Schutzringe aus Knochen und einer gravirten Schutzplatte, den unten folgenden ähnlich, ebenfalls aus Knochen ausgestellt ist. Der beiliegenden Zeichnung nach soll, so viel ich mich bei der ungünstigen Aufstellung orientiren konnte, der Ring zum Schutze der linken Hand vor dem Anschlage der Sehne dienen, was aber nach dem Vorhergehenden entschieden falsch ist. Der Verfasser des Wegweisers spricht sich über die Zugehörigkeit der betreffenden Gegenstände sehr vorsichtig aus. „Auch der Handbogen fand noch Verwendung in Maximilians Armee und die Armbrust ebenfalls, doch sind in unserer Reihe keine solchen, die wir gerade der Zeit Maximilians zutheilen müssten", sagt er [1]); das Ganze macht aber eher den Eindruck einer Trophäe, vielleicht einem gefallenen Türken entnommen.

Fig. 95.

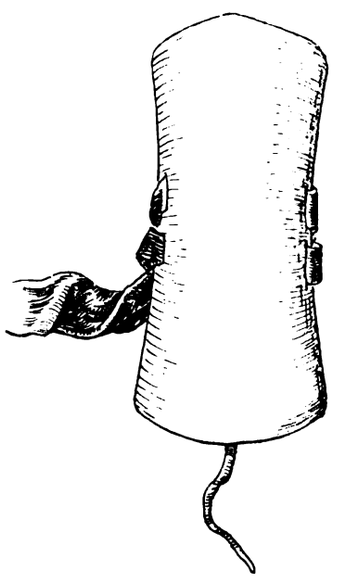


Fig. 96.

Fig. 95—96. Schutzplatten.

Schutzplatten.

Die grosse Kraft, mit der der Pfeil bei der mongolischen Art des Spannens losgelassen wird, muss einen starken Rückschlag der Sehne zur Folge haben und bei der Flachheit des mongolischen Bogens muss die Sehne denselben treffen. Dadurch entsteht die Nothwendigkeit eines Schutzes für die linke den Bogen haltende Hand. Dieser besteht meistens in einer mehr oder minder grossen Platte, die auf dem Mittelhandknochen des Daumens der linken Hand getragen und um das Handgelenk oder den Daumen befestigt wird. Im Petersburger ethnographischen Museum befinden sich drei solche Platten:

1. Tungusisch, Mitte des laufenden Jahrhunderts. Eine knöcherne, gebogene, geometrisch ornamentirte Platte In der Mitte der Längsseiten je zwei Löcher, durch die ein Riemen, welcher zur Befestigung dient, durchgezogen ist.

2. Tungusisch, Ende des vorigen Jahrhunderts. Eine ebensolche Platte aus Eisen oder Stahl, mehrfach durchlocht; wahrscheinlich ein gefundenes und weiter verarbeitetes Metallstück. Der Riemen ist nicht ganz in der Mitte durch je ein Loch an jeder Seite durchgezogen und trägt 17 blaue (japanische?) Glasperlen (Fig. 95).

3. Tchuktschische Schutzplatte ohne alle Ornamente von im Allgemeinen derselben Form wie 1 und 2 (Fig. 96).

[1]) Die kunst- und culturgeschichtlichen Sammlungen des Germanischen Museums, Nürnberg, 1894, S. 51.

Alle drei Knochenplatten decken sehr bequem meinen Metacarpus I, wobei sie noch nach beiden Seiten etwas vorstehen. Sie zeigen folgende Maasse:

Maasse der Schutzplatten:

	Grösste Länge	Breite in der Mitte
1.	85 mm	43 mm
2.	112 „	45 „
3.	100 „	37 „

Ausser der oben schon erwähnten Schutzplatte in Nürnberg habe ich noch ähnliche Platten (drei Stück), aus Nepal stammend, im Berliner Museum für Völkerkunde gesehen. Uebrigens wird die linke Hand häufig auch beim afrikanischen Bogen geschützt und besitzt letzteres Museum schöne Belege dafür, so z. B. die von Stuhlmann mitgebrachten Schutzkissen.

Anhangsweise erwähne ich noch eine Scheibe mit centralem Loche aus Jakutsk von graugrünem Nephrit, die wahrscheinlich mit dem Bogenschiessen in Verbindung stand. Wenigstens lässt sich noch so viel aus der nicht mehr ganz gut leserlichen Aufschrift in russischer Sprache schliessen: „Kreis . . . . . zum Zielen beim Schiessen (?) mit dem Bogen.“ Sie könnte also vielleicht eine Zielscheibe gewesen sein, die wegen ihres hohen Werthes nur bei Festschiessen gebraucht werden konnte. Die Scheibe ist fast kreisrund und misst 103 auf 100 mm bei einer Dicke von nur 2 mm; der Durchmesser des centralen Loches beträgt 28 mm.

Studien zur germanischen Volkskunde[1]).

III.

Der Hausrath des oberdeutschen Hauses.

Von **Dr. Rudolf Meringer,** k. k. a. o. Professor an der Universität Wien.

(Mit 41 Text-Illustrationen.)

In einer Beziehung hat die Erforschung des oberdeutschen Bauernhauses uns schon heute eine Enttäuschung bereitet. Die zum Vorschein gekommenen Formen bieten nicht jene Fülle von Erscheinungen, wie man sie wohl erwartet hat, sondern sind auf wenige Typen zurückführbar. Die Unterschiede haben sich als mehr äusserliche erwiesen, sie sind nicht tief innerlicher Art[2]).

Das oberdeutsche Haus, zu dem auch das Alpenhaus gehört, ist in seiner ursprünglichsten Gestalt einelementig. Ich verstehe unter einem einelementigen Hause (vgl. Bd. XXIII, S. 165) das nur aus Herdraum bestehende; als zweielementig gilt mir das Haus, welches Herdraum und Ofenraum besitzt; so ist ein dreielementiges das, bei dem noch Flur oder Kammer, ein vierelementiges, bei dem Flur und Kammer noch hinzukommen.

Der Herdraum war einst Wohn-, Schlafraum und Küche. Das ist auf den Alpen bei den Sennhütten noch oft genug zu sehen. Dieser Grundform des Hauses scheint auch ein besonderer Herd zuzukommen, ein Steinhaufen, von Balken umrahmt; die für den sonstigen offenen Herd charakteristischen Geräthe fehlen hier.

Eine weitere Entwicklungsstufe ist das zweielementige Haus. Zum Herdraum tritt der Ofenraum. Stube und Küche sind von jetzt ab die charakteristischen Gelasse. Der Herdraum hat aufgehört, Wohnraum zu sein. Das sind Stube und Kammer. Indem vom Herdraume der Herd, vom Ofenraume die Lagerstätten abgetrennt wurden, entstanden Flur und Kammer. So sind die geräumigeren oberdeutschen Häuser vierelementig geworden, d. h. sie haben viererlei Gemächer mit verschiedener Bestimmung für die Beherbergung des Menschen.

Dass der Flur des oberdeutschen Hauses die Stelle des alten Herdraumes innehabe, wie Henning und nach ihm die meisten Forscher angenommen haben, und dass die Küche erst späterer Entstehung ist, ist eine Annahme, die wohl in dieser Form und Allgemeinheit wird kaum aufrecht erhalten werden können. Der Flur verräth sich allerdings bei einigen Grundrisstypen als der frühere Sitz des Herdes — dann ist also der Herd wirklich verlegt worden —, bei anderen Typen aber als Theil des ursprünglichen Herdraumes, während wieder in anderen Fällen seine Entstehung mit dem Herdraume in gar keiner Verbindung gestanden zu sein scheint. Die in Oberdeutschland (Steiermark, Tirol) für ihn keineswegs seltene Bezeichnung „Laube" muss für uns eine nachdrückliche Warnung sein, hier Alles in derselben Weise erklären zu wollen.

Die Frage, nach welcher dieser Arten der Flur bei jedem einzelnen Typus entstanden ist, kann nicht allgemein deductiv, sondern nur im speciellen Falle für jede Gegend im Besonderen durch eindringende Forschung beantwortet werden. Um zu zeigen, wie ich mir die richtige Lösung denke, will ich ein Beispiel geben, ohne aber im Stande zu sein, diese Annahmen beweisen zu können. Bei dem sogenannten fränkischen Typus (Mitte Flur, rechts und links Wohnräume und auch Küche) halte auch ich es für möglich, dass der heutige Flur einst die Küche beherbergte, und habe das auch von dem Ausseer Durchgangshause hervorgehoben (d. Mittheil. Bd. XXI, S. 130). Da

---

[1]) Vgl. Band XXI, S. 101; Band XXII, S. 101; Band XXIII, S. 136; Band XXIV, S. 92.

[2]) Von verschiedenen Seiten ist mir Material zur Bearbeitung zugekommen. Eine sehr werthvolle Sammlung von Notizen, Ausschnitten, Recensionen u. s. w. verdanke ich Herrn Dr. Alexander Peez, der als einer der ersten Deutschösterreicher sich mit Hausforschung befasst hat. Ich werde in dem Maasse, als sich meine eigenen Studien ausdehnen, das Material Peez's benützen, um es sodann seinerzeit der Anthropologischen Gesellschaft zugleich mit meinen Sammlungen von Geräthen und Schriften zu übergeben.

Eine sehr interessante Arbeit über das Haus im Böhmerwalde hat auf mein Betreiben Förster Adolf Schimann eingesendet. Es wird Sache der Anthropologischen Gesellschaft sein, die Form zu finden, in der das Wichtige aus dieser und anderen mir vorliegenden Schriften mitgetheilt werden kann.

gegen scheint mir bei dem „Eckflurhause“ (d. Mittheil. Bd. XXIII, S. 164, Fig. 158) der Flur blos durch Theilung entstanden zu sein [1]), und so heisst auch dieser Raum in den Bauernhäusern östlich von Pottendorf gegen Ungarn „Vorkuchl“ [2]). Vgl. dazu die entsprechenden Grundrisse bei J. R. Bünker, Mittheil., Bd. XXIV, S. 118, 120, 123. Bei dem Seitenflurhaus (d. Mittheil. Bd. XXIII, S. 164, Fig. 160) kann

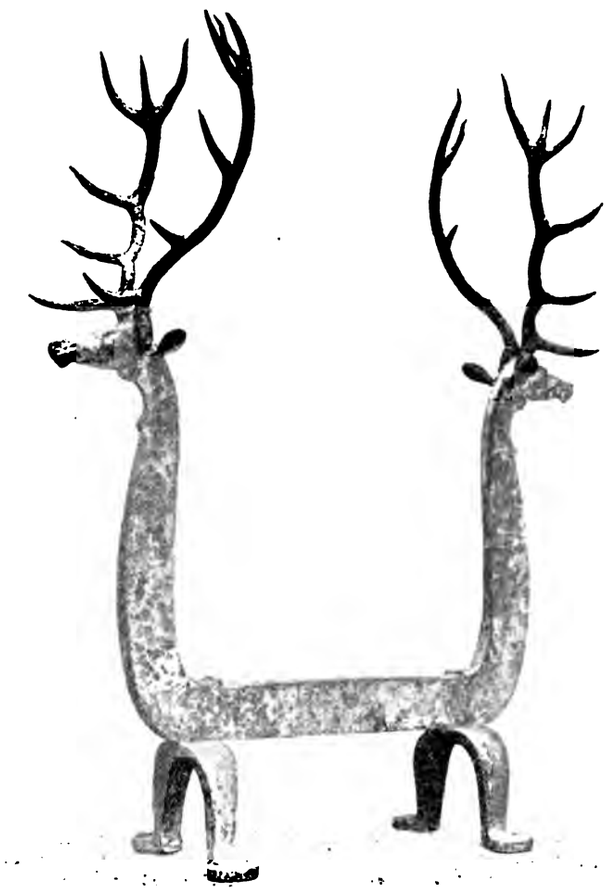


Fig. 97. Ein Feuerbock.

ich an regelmässige Abhängigkeit des Flurs von der Küche am wenigsten glauben. Hier gibt sich der Flur nach Lage und Material als junger Zuwachs. Bemerken will ich noch, dass im Herzen Tirols auch bei der dreitheiligen Anlage, wo der Flur die Mitte des Hauses einnimmt, dieser den Namen „D' Lab'n“ führt. Die Slawen haben vielfach das germanische „Laube“ zur Bezeichnung des Vorhauses entlehnt.

Die Häuser bei Henning, Deutsches Haus, S. 12, Fig. 3, S. 14, Fig. 5, sind nicht geeignet, meine Ansicht zu widerlegen. Der Wohntract in ihnen ist deutlich das alte zweielementige Haus, das durch Anlage einer Kammer zum dreielementigen geworden ist.

Dass „Flur“ und „Herdraum“ derselben Herkunft seien, hat auch Henning, der beredte Anwalt des Flurs (Deutsches Haus, S. 140), nicht erwiesen. Erwiesen scheint mir bis jetzt nur zu sein, dass der Flur in einigen Gegenden sich an der Stelle befindet, wo ursprünglich der Herdraum war; aber wenn Jemand der Meinung wäre, dass der Flur in allen Fällen uns die Stelle zeigt, wo einst der Herd stand, so hielte ich das für eine durch nichts gerechtfertigte Verallgemeinerung.

G. Bancalari hat („Globus“, Bd. LXV, Nr. 9) die Häuser der Ostalpen in zwei Gruppen getheilt: in eine nördliche mit entwickelter Stube und verkümmertem Flur und in eine südliche mit entwickeltem Flur („Herdraum als Hauptwohnraum“) und nebensächlichen unheizbaren Kammern.

Die letztere Gruppe ist zweifellos die Vorstufe der ersteren. Der Flur, d. h. besser der Herdraum, ist nicht „entwickelt“, sondern noch Wohnraum, neben dem Schlaf- und etwa Vorrathskammern aufkommen. In der nördlichen Gruppe ist die Stube da. Ich möchte nicht von einer „entwickelten“ Stube reden, wenigstens nicht in dem Sinne, dass sie einen Ofen erhalten hat; denn ohne Ofen gibt es überhaupt keine „Stube“. Und neben dem Herdraume, in dem nur mehr gekocht wird, ist oft ein „Flur“ vorhanden. In dieser Form möchte ich mir erlauben, die Meinung des verdienten Hausforschers mir zu eigen zu machen.

Es ist bekannt, dass das „oberdeutsche“ Haus Menschen- und Thierwohnung trennt. Bancalari hat nun versucht, das „Tirolerhaus“ zu reconstruiren, in seiner idealen Grundform herzustellen: ein Blockbau, vorne Küche, Stube, Kammer, rückwärts Stall, Alles unter demselben Dache. Die Grundform des steirischen Hauses ist wohl zweifellos gefunden: Küche und Stube nebeneinander, das Vieh abseits in einem Stalle (vgl. d. Mittheil., Bd. XXIII, S. 143 und 164). Und diese Grundform unterscheidet sich von der tirolischen, wenn man dort noch die Kammer als unursprünglich streicht, nur dadurch, dass die Thier-

[1]) Was auch R. Henning, Das deutsche Haus (S. 13), natürlich nicht entgangen ist.

[2]) Den Namen „Vorkuchl“ berichtet mir Ernst v. Lieben von den Bauernhäusern am Plattensee.

behausung an die Menschenwohnung nicht unmittelbar herangerückt ist [1]).

Der Fall ist ein typischer. Auch sonst verschwinden bei den genetischen Fragen der volksthümlichen Haustypen die Unterschiede, je weiter man zurückgeht. Nur im Detail unterscheiden sich die einzelnen Häuser in den Alpen. Man muss aber sehr genau vorgehen, wenn man hier einen Typus definiren will. Die Einzelheiten des Schmuckes und die Art der Anordnung der Räume, der Combination von Menschen- und Thierbehausung sind die eigentlichen Unterschiede. Man darf sich nicht durch den äusseren Eindruck beirren lassen. Ein Tirolerhaus sieht anders aus als ein steirisches. Genaue Analyse ergibt sie aber als identisch.

Die ethnischen Bezeichnungen der Haustypen sind gewiss ganz verfehlt. Im sogenannten fränkischen Hause wohnen z. B. Germanen, Romanen und eine Anzahl slawischer Stämme, vor Allem Čechen, Polen, Rutenen. Da muss es denn meist als ein verzweifeltes Beginnen erscheinen, einzelne einfache Typen mit bestimmten geschichtlichen Völkern in ursächlichen

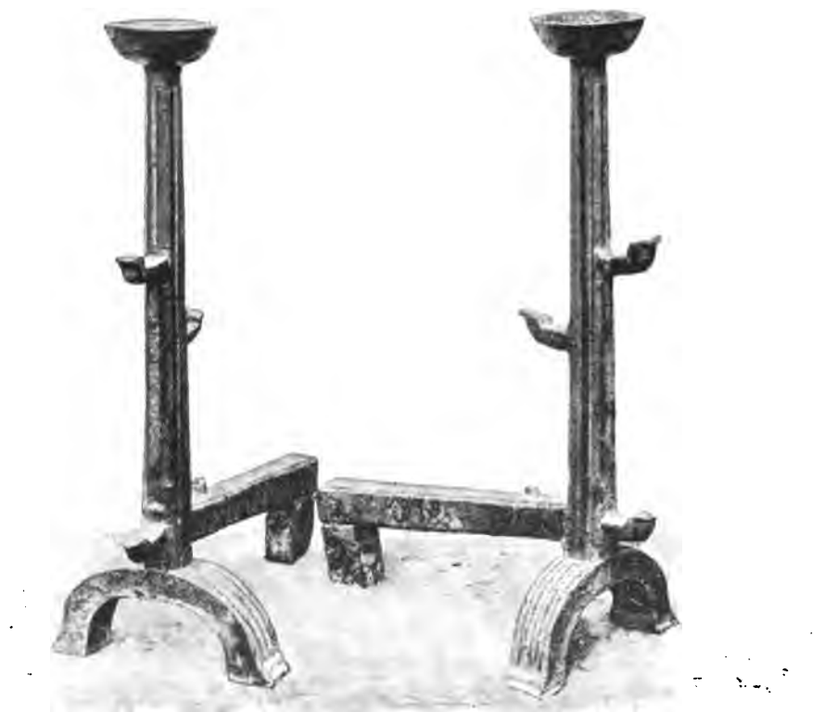


Fig. 98. Ein Paar dreibeiniger Feuerböcke.

Zusammenhang zu bringen, und ich finde bis jetzt viele Vermuthungen, aber nicht einen einzigen Beweis eines derartigen Zusammenhanges.

Wie das oberdeutsche Haus im Wesentlichen überall gleich ist, so auch der Hausrath. Ja, dieser in erhöhtem Maasse. Man kann sagen, dass dieser zäher ist als die Hausform, dass man oft in jungen Häusern den alterthümlichen Hausrath finden kann. Es muss in Erstaunen setzen, zu sehen, dass die Einrichtung von Stube und Küche in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Kärnten, Steiermark und Tirol so gut als identisch ist. Die wichtigsten Geräthe der Küche und der Stube haben nicht nur ihre wenigen und unwesentlichen Modificationen unterworfenen Formen,

[1]) Nur ein Thier wird im oberdeutschen Hause in der Wohnung des Menschen selbst geduldet: das Huhn. Das ist in Tirol Brauch, aber auch im Böhmerwalde, wie ich der oben erwähnten Arbeit Ad. Schimann's entnehme. Es wird wohl überall so sein, wo man die Hühner vor den Raubvögeln schützen muss. Sie haben dann ein eigenes Schlupfloch in der Thür oder neben ihr in der Mauer und hausen merkwürdigerweise unter dem Herde oder in einer abschliessbaren Nische der Wand auf dem Herde.

A. Schultz berichtet (Höfisches Leben, S. 97) von herrschaftlichen Küchen, welche zwei Etagen hatten, in deren unterer Schweine, Gänse und anderes Geflügel jederzeit zum Schlachten bereit standen. In Schloss Reifenstein bei Sterzing in Tirol ist ein grosser Schweinekoben mitten in der Küche.

sondern, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, auch ihren festen, unveränderlichen Platz.

Damit stehen wir vor einer Thatsache, welche Erklärung heischt. Dass der Historiker bei so starrer Tradition am liebsten auf verhältnissmässig hohes Alter solcher Einrichtungen schliessen möchte, wird nicht unberechtigt erscheinen.

Mit wenigen Worten sei es erlaubt, das Gesagte im Einzelnen in Bezug auf die verschiedenen Geräthe aufzuführen.

In der Mitte der Küche stand, und steht in vielen Fällen heute noch, der Herd. Von zwei Culturperioden erzählt er dem aufmerksamen Beobachter. Einer älteren Periode

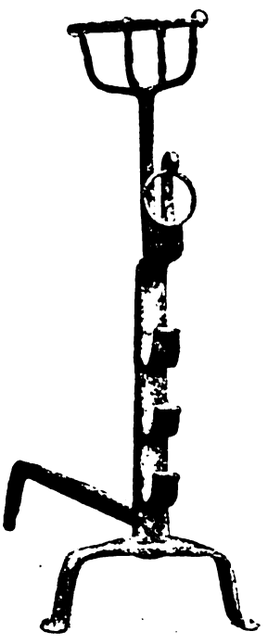


Fig. 99. Ein dreibeiniger Feuerbock.

gehört der Holzknechtherd [1]) an, der nicht gemauert, ohne Eisengeräthe ist, wenn man die Pfannen nicht etwa zu den Herdgeräthen zählen will. Eine Art Uebergangsform von diesem zu dem gemauerten Herd hat Herr Oberingenieur J. Eigl in Salzburg gefunden und dem Anthropologen-Congresse 1894 vorgelegt.

Der jüngere, gemauerte, offene Herd hat zwei sehr bezeichnende Geräthe, den Feuerbock, auf welchem das brennende Holz liegt, und den Dreifuss, welcher die Gefässe über das Feuer hält. Dass der erstere uralt ist, dass man ihn prähistorisch nennen kann, scheint jetzt wohl gerne eingeräumt zu werden, und es hat mich mit lebhafter Befriedigung erfüllt, dass seinen ältesten Schicksalen von berufener Seite gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde (Dr. Moriz Hoernes, Zur prähistorischen Formenlehre. Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, Bd. I, Nr. 3, 1893). Der Freundlichkeit des Herrn Professor Dr. Rudolf Henning verdanke ich die Kenntniss, dass das Berner Museum einen uralten Feuerbock besitzt (Zahl 13.830), der aus der Sihl gezogen wurde. Ein anderer prähistorischer, mit zwei Vogelköpfen verzierter in den

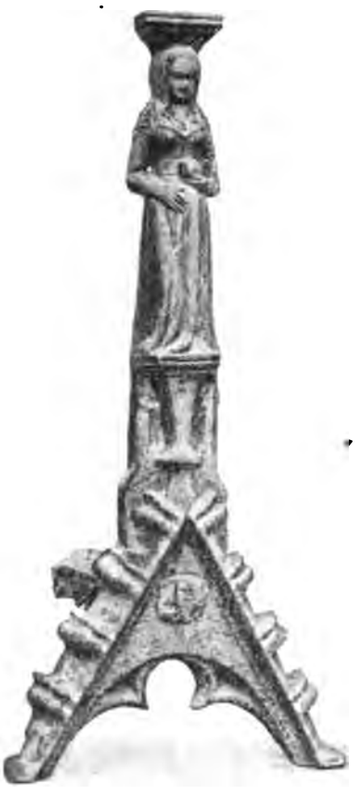


Fig. 100. Ein dreibeiniger Feuerbock.

Monum. antichi pubbl. p. c. d. Reale Accad. dei Lincei. Milano. Vol. IV. Atlante. Siehe Taf. 12, Fig. 21.

Die Form des Feuerbockes unterliegt nicht viel Veränderungen [1]). Seine einfachste Form (vgl. Hoernes, a. a. O. Fig. 56) findet sich noch oft genug; dagegen ist die mit Thierköpfen versehene Form (vgl. Hoernes,

[1]) D. Mittheil., Bd. XXIII, S. 143.

[1]) Unter mehreren Hundert Feuerböcken, die ich gesehen, waren blos zwei untypische. Den einen habe ich in d. Mittheil. XXIII, S. 163, Fig. 147, skizzirt; den anderen fand ich in einem Dorfe in der Nähe Sterzings; er hatte an dem Ende des linken senkrechten Stabes ein Loch und darin war ein Ring.

Fig. 58, 59, 27) heute im Bauernhause nicht mehr anzutreffen, wenn anders uns nicht ein glücklicher Fund etwa eines Besseren belehrt; doch besizt Se. Excellenz Hans Graf Wilczek einen prächtigen Feuerbock, der auf beiden Seiten mit Hirschköpfen und Geweihen geziert ist. Aus welcher Zeit das köstliche, fast mannshohe Stück herrührt, ist leider nicht an-

Fig. 101. Ein dreibeiniger Feuerbock.

nähernd zu erkunden. Es soll aus der Donau gefischt sein (Fig. 97). Wann der Feuerbock zur Aufnahme des Bratspiesses eingerichtet wurde, ist nicht bekannt; doch wird sich das wohl noch an der Hand alter Bildwerke feststellen lassen. Seine heutige Ausrüstung zeigt die Rudimente dieser Adaptation. Meine allerdings recht der Nachsicht bedürftigen Bilder von Ausseer Feuerrössern in d. Mittheil., Bd. XXI, zeigen die Grenzen,

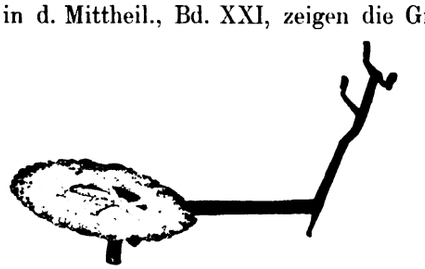


Fig. 102. Ein Pfanneisen.

in welchen seine Formengebung sich bewegt. Gegenwärtig gehört es schon zu den Seltenheiten, dass man eine Ahnung von der einstigen Bestimmung der Bratspiesslager am Feuerbocke hat.

Der Feuerbock oder das Paar Feuerböcke hat seinen Platz in der Mitte des Herdes.

In Italien scheint die Geburtsstätte des dreibeinigen Bockes zu sein. Vom alten vierbeinigen Bock hat er die Bratspiesslager übernommen, die sich auch auf der inneren Seite des senkrechten Ständers befinden, was beim vierbeinigen Bock niemals vorkommt

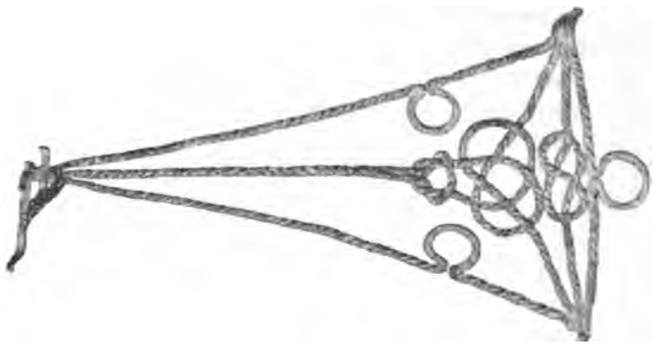


Fig. 103. Ein Pfanneisen (Draufsicht).

(Fig. 98). Zu oberst findet man Eisenkörbe (vgl. XXIII, S. 177, Fig. 171 und Fig. 99) und Schalen (Fig. 98), welche manchmal durch Messingknäufe ersetzt

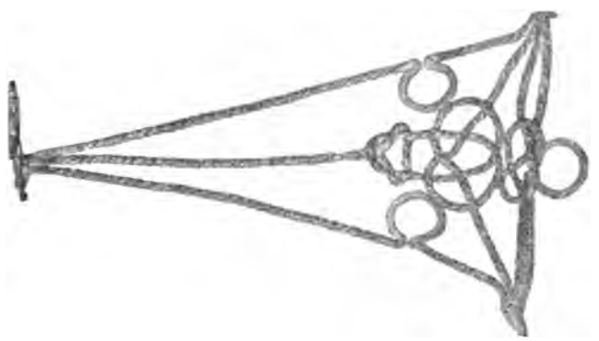


Fig. 104. Ein Pfanneisen (Draufsicht).

sind. Wozu die ersteren dienen, ist mir nicht bekannt, wird sich aber gewiss noch eruiren lassen. Vielleicht sind es Beleuchtungsvorrichtungen, um darin Kienspäne oder Pech zu brennen.

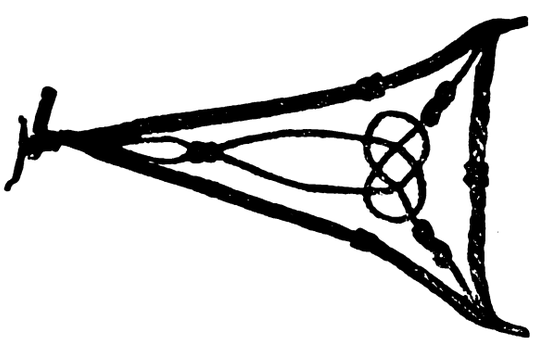


Fig. 105. Ein Pfanneisen (Draufsicht).

Auch der Dreifuss ist alt. Aber unbedingt jünger als der Feuerbock ist wenigstens die Gestalt des Dreifusses, welche man heute im oberdeutschen Hause findet. Seine Geschichte ist offenbar mit der Geschichte

der langstieligen Pfannen auf das Engste verknüpft; doch fehlt es hier noch an den Vorstudien, um zu einer näheren Einsicht zu gelangen.

Ueber dem Feuer hängt, mittelst einer Kette an einem drehbaren Galgen befestigt, der Kessel, in welchem das Nutzwasser erwärmt wird. Alle drei Dinge, Kessel, Kesselreiter und Kette, sind

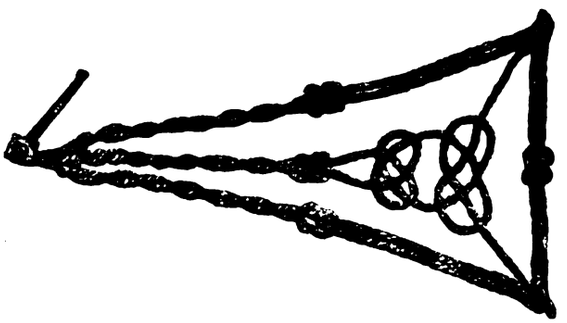


Fig. 106. Ein Pfanneisen (Draufsicht).

typisch geformt und gestatten dem subjectiven Geschmacke nicht viele Aenderungen.

Der Form der thönernen Gefässe, welche auf dem Herde verwendet werden, ist bis jetzt noch zu wenig geachtet worden, und es wäre sehr zu wünschen, dass diesem Uebelstande bald abgeholfen wird. In Tirol spielen heute noch bauchige, dreibeinige Kessel aus Glockenspeise („d'Haffn") eine Rolle. Manches

115, geben ein ganz gutes Bild der Grenzen der Variationsfähigkeit dieses Geräthes. Die beiden Extreme sind das runde Pfannbrett (a. a. O., Fig. 114) und das dreieckige (a. a. O., Fig. 115). Die beiden Formen finden sich aus Holz und Eisen überall nebeneinander (vgl. Fig. 102—109). Wo in der Stube gegessen wird, hat das Pfannbrett seinen Platz in der Stube.

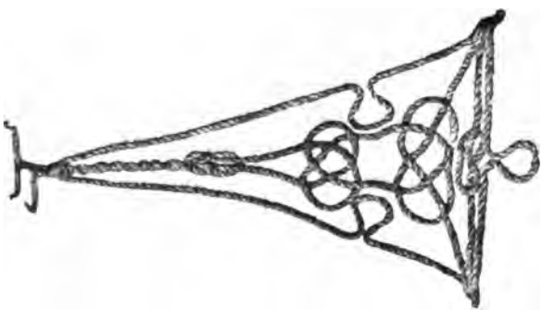


Fig. 107. Ein Pfanneisen (Draufsicht).

Beim Essen selbst spielt der Löffel die grösste Rolle. Gabel und Messer treten dagegen ganz zurück, sind auch schwerlich überall in genügender Anzahl vorhanden. Die Form der Schüsseln und der Teller bedarf noch weiterer Beobachtung.

Wenn aus irgend einem Grunde im Freien gekocht wird, dann wird eine Art Grubenfeuer angemacht, worüber Bd. XXI, S. 152, zu vergleichen ist. Im Hause

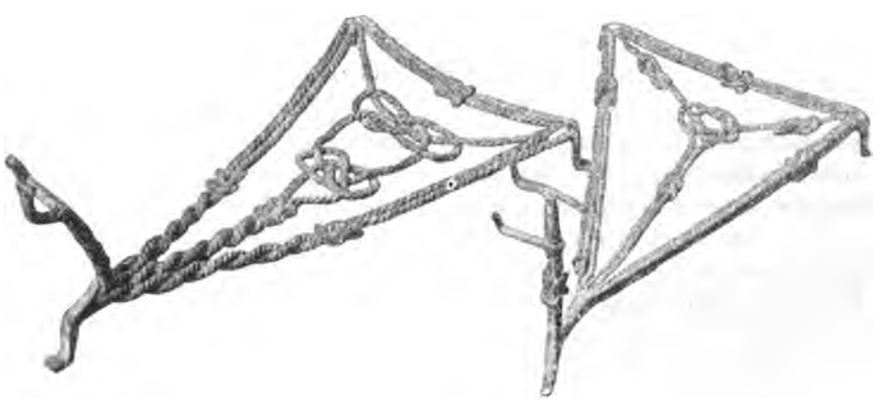


Fig. 108 und 109. Zwei Pfanneisen (Perspectivische Ansicht).

Haus bewahrt noch ganze Sammlungen solcher kostbarer Stücke.

Ist das Essen in der Küche fertig, so wird der Tisch mit einem Linnen bedeckt und auf diesen das hölzerne oder eiserne Pfannbrett („Pfannknecht" etc.) gestellt. Darauf kommt dann die aus der Küche gebrachte Pfanne, aus der Alle essen. Das „Pfannbrett" ist im Wesentlichen seiner Form nach fest. Meine Abbildungen in d. Mittheil. Bd. XXI, Fig. 111 bis

selbst fehlt es nie an einem wirklichen Herde, aber er erhebt sich in alten Gebäuden gelegentlich kaum mehr als 25 cm über den Boden.

Noch ein Geräth der Küche ist von durchaus gleichbleibender Form, der Aufbewahrungsort für Teller und Schüsseln, „Tellerrem", „Zinnasn" [1]) u. s. w.

[1]) Herr J. R. Bünker sagte mir, es heisse Zinnasn und er deute es als Zinn-asn, wie ich in d. Mittheil. Bd. XXI, S. 106 und 107, Anm. 1, „Witosn", „Spanosn" nachgewiesen

genannt. Die in d. Mittheil. Bd. XXIII, Fig. 118, leider mangelhaft skizzirte Form (es fehlt das Wandbrett, so dass die Stellage rückwärts offen erscheint, was sie nicht ist) gibt ein ungefähres Bild von diesem Gegenstand, der seit fast dreihundert Jahren sich kaum geändert zu haben scheint.

Ich glaube, man kann behaupten, dass die Küche viel später mit Fenstern versehen wurde als die Stube. Dass diese einst blos Oberlicht hatte, würde die Analogie des nordischen Hauses anzunehmen nahelegen. Küchen, welche einfach gar kein Fenster haben, kann man heute noch oft genug sehen. Man findet es bei einfachen, zweielementigen Häuschen (aus Holz oder Stein), wo man durch die Hausthür sofort in die Küche eintritt. Es bleibt eben die Thür offen, so lange nicht das Herdfeuer brennt. Ich habe aber datirte dreihundertjährige Steinhäuser in Tirol gesehen, deren Küchen nur durch den Schlot, der gerade über dem Herd durch das ganze Oberstockwerk des Hauses führte, Licht empfingen. Ein Fensterlein zur Seite war vor nicht langer Zeit mühselig aus der starken Mauer herausgebrochen worden.

Auch in der Stube waltet eine strenge, alte Ueberlieferung, die dem Einzelnen nicht viel Spielraum gestattet. Form und Platz der einzelnen Möbel sind bestimmt. Das Wort Möbel ist übrigens bei der volksthümlichen Stube kaum anwendbar, denn „beweglich“ ist in der Stube nur der Tisch, alles Andere ist fest und auch der Tisch ist in alten Häusern von solcher Grösse und Arbeit, dass er gewiss in Jahren seinen Platz nicht sehr verändert hat.

In der Mauerecke (so will ich die Ecke zwischen den fensterlosen Wänden nennen) steht der Ofen, ein Kachel- oder Steinofen. Der erstere scheint mir der im alten oberdeutschen Hause erbgesessene zu sein. Dagegen muss es allerdings auffallen, dass man im mittleren Tirol so häufig den Steinofen, den gemauerten Ofen, antrifft. Ich habe schon an anderer Stelle mir die Bitte erlaubt, dem Ofen, dem Wohlthäter des Hauses, Aufmerksamkeit zu schenken. Nur durch recht viele Erfahrungen über ihn kann das Geheimniss seiner Herkunft vielleicht einigermassen gelüftet werden. In Steiermark und Kärnten kann man heute noch sehr alterthümliche Kachelöfen mit concaven und convexen Kacheln finden. Den ehrwürdigsten habe ich in Aussee gesehen (vgl. d. Mittheil. Bd. XXI, S. 120). Ich habe a. a. O., Bd. XXIII, S. 166, Verschiedenes zusammengestellt und habe es als Möglichkeit angesehen, dass der Kachelofen mit dem römischen Hypokaustum in verwandtschaftlicher Beziehung steht. In einem Vortrage im österreichischen Museum (vgl. Mittheil. d. österr. Mus. Neue Folge. IX. Jahrg. 1894, S. 22) habe ich aber auf die weitere Möglichkeit verwiesen, dass der Kachelofen mit dem Backofen nahe verwandt ist. Form und Bestimmung (im

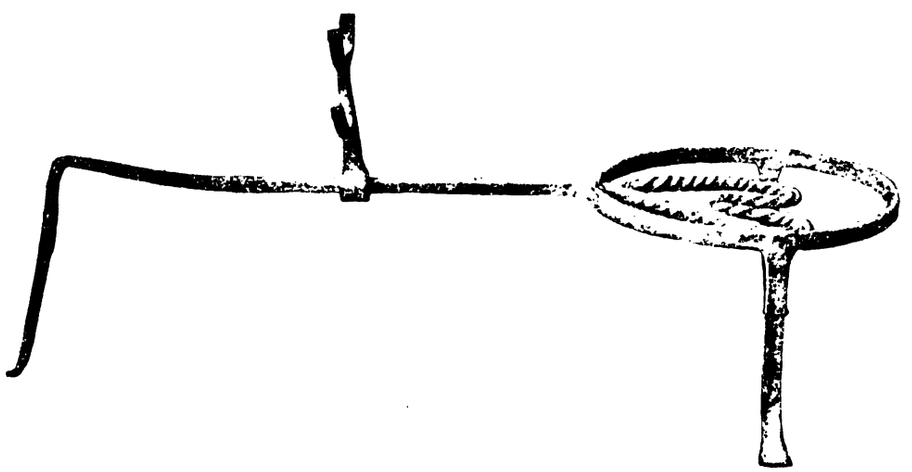


Fig. 110. Ein Dreifuss.

habe. Aber ich bin doch wieder sehr bedenklich geworden; denn ich kann kaum glauben, dass ich mich bei dem Worte verhört habe, denn Zimmasn wurde mir mehrfach genau vorgesagt. Dann aber wird das Wort nur mit einem Accente gesprochen, nämlich Zímmasn, durchaus nicht mit der Art der Betonung von Compositis. Ich kann vorläufig die Sache nicht aufklären. Das a. a. O., S. 107, Anm. 1, erwähnte Dosn (d. h. D'osn) findet sich auch als Dasn (mit hellem a-Laute) in Tirol. Auch dort fand ich Leute, die nicht wussten, ob das Wort Asn oder Dasn heisse. Man vergleiche die ähnliche Episode, welche ich in d. Mittheil. Bd. XXIII, S. 156, berichtet habe.

Kachelofen wird noch oft genug auch gebacken) gestatten es, zu glauben, dass der Kachelofen ein Backofen mit künstlichem Mantel sei. Die antike Kunstfertigkeit, aus Gefässen („Kacheln“) eine Wölbung

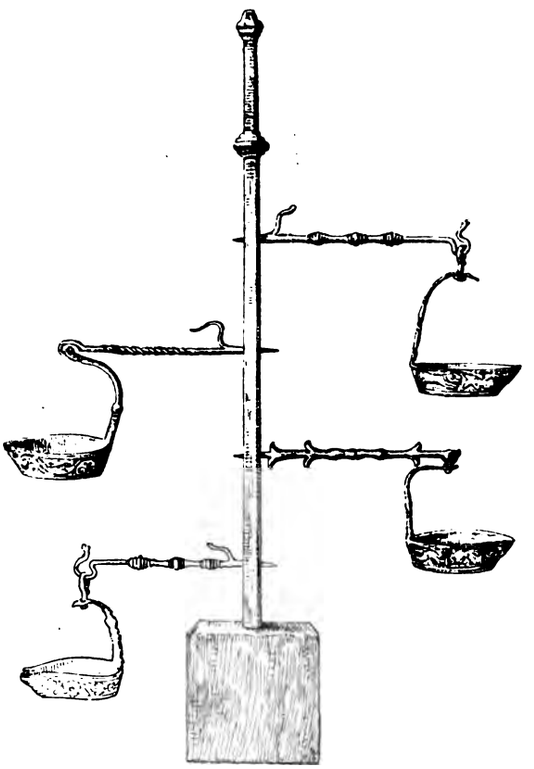


Fig. 111. Ein Ständer mit Bergmannslampen.

herzustellen, habe ich in vollkommen laienhafter, aber hoffentlich doch nicht ganz verfehlter Weise in d. Mittheil. Bd. XXIII, S. 172, zur weiteren Erklärung herangezogen. Auf den Gedanken einer Verwandtschaft mit

Fig. 112. Votivbild einer Kuh mit Kalb.

dem Backofen ist auch Hofrath E. Herrmann gekommen. Er denkt sich den von der Küche in die „Stube“ hineinragenden Backofen (neben dem aber ein Herd vorhanden sein muss) als ältesten Zimmerofen.

Um den Ofen herum sind allerlei heimliche Ruheplätze, was noch am besten in Tirol zu sehen ist. Das Holzgerüste [1]), das ihn umgibt, auf dem die nassen Gewänder getrocknet werden, trägt zu oberst ein Bett aus durchlöcherten Holzlatten (damit die Wärme besser hindurchziehen kann) mit einem hölzernen Kopfkissen. Der Kopf des Liegenden ist der Mauer

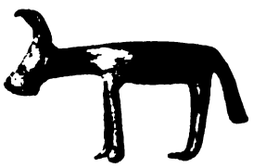


Fig. 113. Votivbild eines Rindes.

abgewandt. Das Bett heisst „Ofenbrukn“. Es verdient ausdrückliche Erwähnung, dass dieses Holzbett mit Holzkissen die älteste und einfachste Form des Bettes überhaupt darstellt, natürlich abgesehen von der Anordnung über dem Ofen.

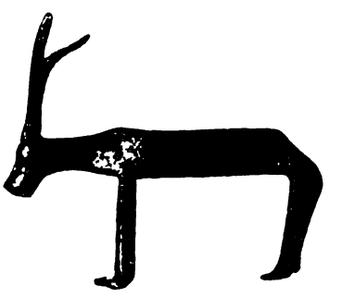


Fig. 114. Votivbild eines Rindes.

Neben dem Ofen ist eine Wandnische, nicht minder freundlich zum Ausruhen einladend, die „Ofenhöhl“, und vor dem Ofen stehen zwei Bänke, auf denen verschiebbare Holzkopfkissen zeigen, dass auch hier noch Platz für müde, wärmesuchende Wegfahrer zu finden ist. Jedes nächstbeste Bauernhaus in Tirol zeigt

Fig. 115. Votivbild eines Rindes.

solche Fälle. Schloss Reifenstein bei Sterzing beweist, dass der Ritter vergangener Zeiten es nicht besser hatte, als heute der Bauer.

Diese Ruhelager um den Ofen und über ihm sind wohl — scheint es mir — genug Anzeichen, wo

[1]) Es heisst in Steiermark „Ofenglana“, in Tirol „Ofengschal“. Das mittelalterliche Schlafzimmer hatte ein „Rick“, an dem die Kleider aufgehängt wurden.

einst im oberdeutschen Hause, nachdem es zweielementig geworden war, geschlafen wurde: um den Ofen herum, wie früher um den Herd herum, vielleicht auch in strenger Jahreszeit über oder auf dem Ofen.

Die Ofenbank ist nur ein Theil der Bank, die um die ganze Stube herumläuft, allseitig in fester

Fig. 116. Votivbild einer Kuh mit Kalb.

Verbindung mit der Holzwand. Vor ihr steht in der Fensterecke (der Ecke, welche von den beiden mit Fenstern versehenen Wänden gebildet wird) der Tisch, dem Ofen diagonal gegenüber. Vierbeinige Stühle sind im Bauernhause selten, und wo sie vorkommen, tragen sie ganz modernes Gepräge [1]). Alt scheint nur die

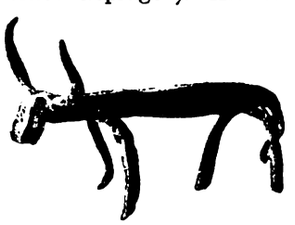


Fig. 117. Votivbild eines Rindes.

Bank zu sein und etwa niedere, dreibeinige Schemel. Unter der Bank sieht man oft Verschläge, deren Decke eben das Sitzbrett der Bank ist, geeignet, verschiedene Dinge zu verwahren.

Gepolstertes Mobiliar kennt das volksthümliche Haus auch heute noch kaum. Man behilft sich (wie

Fig. 118. Ein Votivthier.

es in alten Zeiten Regel war) durch auf das Holz gelegte Kissen und Ledersäcke.

[1]) Dazu stimmt vollkommen die Behauptung A. Schultz's Höfisches Leben, 1, S. 66, dass in den Burgen Stühle wohl nur selten zum täglichen Gebrauche da waren. Der Sitz für einen Einzelnen war — so scheint es — überall ein Ehrensitz, für Feierlichkeiten aufgespart. Im oberdeutschen Bauernhause ist er gewiss verhältnissmässig spät erst in Gebrauch gekommen. Auch den Faltstuhl — eine Form des Sessels, die gewiss alt ist — erinnere ich mich nicht, irgendwo angetroffen zu haben.

In der Fensterecke ist zumeist ein Altar zu sehen, ein Kreuz mit Heiligenbildern und Blumensträussen. Der heilige Geist schwebt als weisse Taube über dem Tische. Wenn in der Stube gegessen wird, so ist das Gesicht der vor der Mahlzeit Betenden

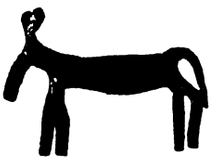


Fig. 119. Ein Votivthier.

gegen das Crucifix gewendet. Mais und andere Feldfrüchte sieht man noch mehrfach auf dem Altar, wohl gewiss als Opfer gedacht.

Ein in die Wand eingelassenes Kästchen („Wondkastl") verwahrt die Kostbarkeiten des Hauses, die

Fig. 120. Ein Votivrind.

Schriften und Rechtsurkunden, die Hausapotheke, vielleicht auch Baargeld, das aber im Bauernhause rar genug ist. An den Wänden kann man noch eine Stellage mit dem besseren Geschirre (Teller, Schüsseln), auch eine andere gelegentlich mit Büchern, religiösen und profanen, sehen.

Fig. 121. Votivbild eines Schweines mit Jungen.

Neben der Thür, durch welche man eintritt, ist ein Weihwasserkessel. Hier auch eine Standuhr.

Eine einheitliche Art der Beleuchtung der Stube im oberdeutschen Hause vermag ich nicht nachzuweisen. Ich kenne drei verschiedene Geräthe. Die Kienspanlampe habe ich in d. Mittheil., Bd. XXI, S. 149, Fig. 186, 187, abgebildet. Eine Anzahl „Spanleuchter" sind in d. Mittheil., Bd. XXIII, skizzirt (darunter ist aber

der von Fig. 101 falsch gezeichnet). Dann gab es in Tirol eine „Lutschérn“ (lat. lucerna), deren Spur ich auch in der Form der Bergmannslampe, a. a. O., Bd. XXIII, Fig. 97, fand. Leider ist die Zeichnung von Fig. 97 nicht ganz richtig, da bei dem Gefässe vorne die

Fig. 122. Votivbild eines Pferdes.

Ausbuchtung für den Docht fehlt (Fig. 111). Von den Leuchtern für Kerzen sei hier abgesehen.

Das charakteristische Geräth der Kammer ist das Bett. Sonst findet man nur Truhen, für die Wäsche und die Gewänder bestimmt. Der Stehkasten, der Spint, eignet dem Bauernhause offenbar noch nicht seit langer Zeit.

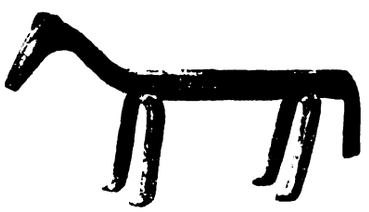


Fig. 123. Votivbild eines Pferdes.

Es scheint mir ziemlich sicher zu sein, dass auch das Bett noch vor nicht langer Zeit kein Möbel, d. h. unbeweglich war. In unseren Sennhütten, wie im alten nordischen Hause kann man das noch sehen. Das Bett ist ursprünglich in fester Verbindung

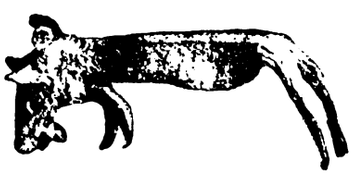


Fig. 124. Votivbild eines Stieres (?).

mit der Wand, wie heute noch die Bank, und hat sich erst später von der Wand losgelöst.

Die einfachste Form des Bettes ist das aus Latten hergestellte, mit einem hölzernen Kopfkissen versehene. Auf dem Boden selbst wird auch im ärmsten Hause nicht geschlafen. Diese Scheu ist allgemein und mag wohl begründet sein. Etwas dem mittelalterlichen Spannbrett (Schultz, Höfisches Leben, I, S. 70 ff.) Entsprechendes habe ich nicht gesehen.

Auch die Truhe scheint mir nichts Anderes gewesen zu sein, als ein Verschlag unter der Bank, dessen rückwärtige Seite die Zimmerwand war. Eine spätere Form ist dann die freie Bank (mit Lehne sogar, wie auf Schloss Reifenstein zu sehen), deren

Fig. 125. Votivbild einer Kuh (?).

Sitzbrett der Deckel des unteren Depositoriums ist. Die letzte Entwicklungsstufe ist erst die freie, selbstständige Truhe, die aber immer wieder gerne auch zum Sitzen verwendet worden zu sein scheint, wie alte Bilderwerke zeigen.

Waschtische sind im älteren Bauernhause unbekannt. Ein kleines, zinnernes Becken ist Alles, was

Fig. 126. Votivbild eines Schweines.

vorhanden ist. In der guten Jahreszeit wäscht sich der Bauer überhaupt beim Brunnen.

Für den Flur ist gar kein Geräthe eigentlich kennzeichnend. Man findet in ihm bald dies, bald das. So ist er aber wenigstens negativ deutlichst charakterisirt. G. Bancalari hat im „Ausland“ (1891, S. 722) den Ausspruch gethan, er habe keinen Raum gefunden, der nicht mindestens hinlänglich

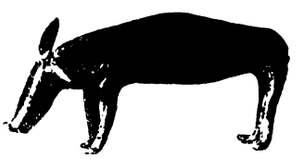


Fig. 127. Votivbild eines Schweines.

beleuchtet gewesen wäre. Nun, der Flur ist das dann, wenn die Thüre offen bleibt, wie im Sommer. Aber Flur und — wie gesagt — die Küche sind sehr häufig äusserst wenig beleuchtet; sie haben entweder gar keine oder nur winzige Fenster. Von den Vorrathskammern gilt dasselbe.

Worin bis jetzt gar nichts geschehen ist, das ist das Studium der Technik, in welchem die Geräthe hergestellt sind. Eine aufmerksame Betrachtung lehrt da bald grosse Unterschiede er-

kennen. Am leichtesten bei den Eisensachen. Man kann sofort ein nach den alten Traditionen hergestelltes Geräthe von einer neueren Schleuderarbeit unterscheiden. Der alte, brave Schmied macht möglichst viel aus einem Stück Eisen, er weiss das Abstehende

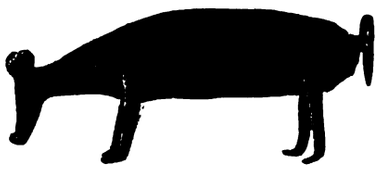


Fig. 128. Votivbild eines Schweines.

durch Abtrennung von dem Kern zu gewinnen; der moderne, flüchtige Arbeiter flickt und schweisst zusammen und verklopft dann, so gut es eben geht.

Noch wäre des Locus zu gedenken. Er ist fast überall im Bauernhause anzutreffen. Entweder als kleines Häuschen neben dem Mist oder im Hause

Fig. 129. Votivbild eines Schweines.

selbst. In Tirol sieht man ihn oft aus einem oberen Geschosse balconartig hervorragen, sei es nun ein Holz- oder ein Steinhaus, also dieselbe Einrichtung noch heute, welche bei den alten Burgen so oft unser Befremden wachrufen (A. Schultz, Höfisches Leben, S. 85).

Die heutigen Reproductionen in den Arbeiten über das Haus sind ganz unzulänglich. Eine getreue, auf

Fig. 130. Votivbild eines Schweines.

photographischer Grundlage beruhende Wiedergabe würde auch die Herstellungstechnik klar machen. Aber die Forschung muss noch mit billigen Bildern auskommen. Da wird wohl bald Wandel geschaffen werden müssen.

Es ist nothwendig, der Geschichte der Geräthe energisch nachzugehen. So einfach sie zu sein scheinen, so schwer hat sie jedenfalls der Mensch errungen. Ein Stück Culturgeschichte ist hier aufzurollen, das Jeden anziehen muss, der erreichbare Ziele liebt, statt nach den schwersten und höchsten Dingen die

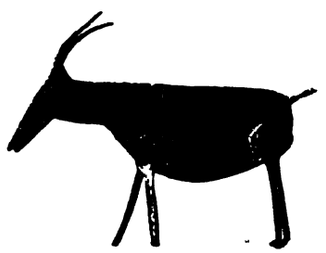


Fig. 131. Votivbild eines Rindes (?).

Hand auszustrecken und in schwindelndem und nebelhaftem Ahnen sich zu gefallen. Jene Dinge sind ebenso wichtig, als vieles Andere, was unsere Zeit mit Fleiss und Schweiss studirt, und wenn hier das

Fig. 132. Votivbild eines Rindes.

Vorbild unserer Grossen fehlt, die dem Kleinen die Pflicht abnehmen, sein Arbeitsgebiet zu vertheidigen, so sei die Frage erlaubt, ob man etwa zweifeln könne, dass ein J. Grimm an solchen Bestrebungen den freudigsten Antheil genommen hätte?

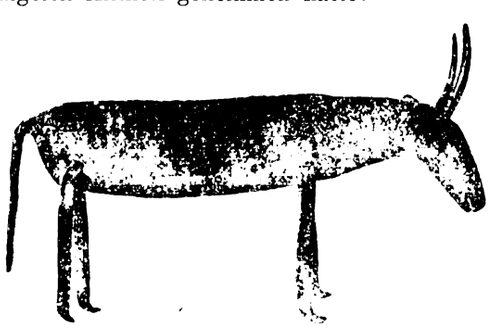


Fig. 133. Votivbild eines Rindes.

Wenn jemals ethnische Schlüsse aus dem volksthümlichen Bau gezogen werden sollen, dann muss Haus und Inhalt genau erforscht sein. Es muss geschehen, wenn nicht einmal eine hellere Zukunft uns der gröbsten Fahrlässigkeit, der unverzeihlichsten Pietätlosigkeit mit Recht bezichtigen soll.

Da ist es eine wahre Freude, auf einen Mann hinzuweisen, der längst in stiller Weise Hausgeräthe sammelte. Mit beneidenswerthem Blicke hat Seine Excellenz Herr Hans Graf Wilczek vielleicht als Erster die Wichtigkeit dieser Dinge erkannt und sie zum Nutzen späterer Erforschung zusammengetragen.

Umsomehr wäre es alsdann zu beklagen, wenn jetzt bei dem grossgeplanten Unternehmen der Beschreibung des Bauernhauses (von dem man nun hört)

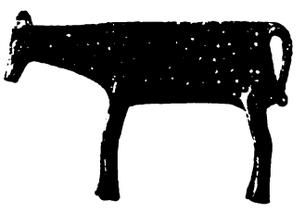


Fig. 134. Votivbild eines Schafes.

dem Hausrathe nicht die genügende Beachtung geschenkt werden würde. Eine solche Arbeit wäre eine halbe, und wie leicht wäre es, sie gleich ganz zu machen. Was oben von Geräthen angegeben ist, müsste skizzirt werden. Es ist begreiflich, dass der Architekt und Ingenieur das in's Auge fasst, was niet- und nagelfest ist. Aber er muss doch dem Alterthumsforscher glauben, dass das Hausgeräth, der eigentliche Inhalt des Hauses, zur Charakteristik ebenso wichtig ist, als Grundriss und Aufriss. Und Niemand könnte den Hausrath besser aufnehmen, als der Künstler.

Fig. 135. Votivbild eines Schafes.

Noch eine Frage harrt der genauen Beantwortung: Inwieweit decken sich oberdeutsche Hausformen und oberdeutscher Hausrath? Das altniedersächsische Haus scheint einen grösstentheils anderen Hausrath zu haben (wie wohl auch das nordische), einen anderen Herd, keinen Feuerbock, keinen Dreifuss, aber einen ähnlichen Kessel und eine Art der Befestigung für diesen, welche wohl auch in Oberdeutschland einst zu finden war. Vgl. d. Mittheil., Bd. XXI, Fig. 150[1]). Der Kachelofen findet sich im Norden so gut wie in den Alpen, der Tisch steht im Norden in der Ecke wie im sächsischen und oberdeutschen Hause und auch die feste Bank findet sich überall.

Jene Summe von Geräthen und Einrichtungsstücken, welche ich oberdeutschen Hausrath nenne, ist natürlich nicht auf einmal zusammengekommen. Hoffentlich wird es noch an der Hand der alten Bild-

Fig. 136. Votivbild eines Pferdes.

werke gelingen, die einzelnen Geräthe einigermassen zu datiren.

Auch in Bezug auf den geläufigen Ausdruck „Haustypus" bedarf es noch der Verständigung. Wenn G. Bancalari anregt, eine Typenkarte für die süddeutschen Länder anzustreben, so wäre ich der Letzte, der sich dagegen stellte. Nein, ich glaube, dass das Unternehmen recht werthvoll wäre. Aber ich möchte, dass auch noch eine andere Betrachtungsweise berechtigten Raum fände.

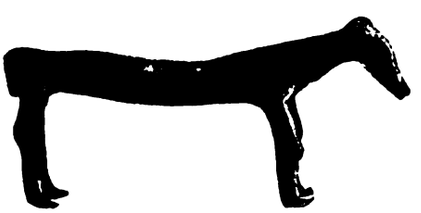


Fig. 137. Votivbild eines Pferdes.

„Typus" ist immer eine Summe von Eigenthümlichkeiten, die eine Hausform von einer anderen unterscheidet, also immer etwas Relatives. Wir brauchen etwas Positives, wir müssen alle Einzeleigenschaften einer Hausform und seines Inhaltes kennen und müssen sie definiren können. Die feste Basis der Kenntniss sind die klar erkennbaren Details des Aeusseren und Inneren. Jedes Einzelne muss beschrieben, sein Verbreitungsgebiet festgestellt werden. Dann kann man einen „Typus" auch klar und deutlich definiren, d. h. kann zum Zwecke der Eintheilung Vorschläge machen, was man als Haupttypen gelten

[1]) Dasselbe Zahneisen findet sich auch im alten nordischen hölzernen Hause. Es hängt hier von einem in der Wand befestigten Balken herab, der an den Kesselreiter des oberdeutschen Hauses erinnert. Das Zahneisen ist so eingerichtet, dass der Kessel niedriger und höher gehängt werden kann. Dasselbe erreicht man jetzt bei uns mit der Kette, die in einen Doppelhaken endet, den man in einen höheren Ring einfügen und so den Kessel heben kann.

lassen (wo die bedeutendsten Differenzen sind) und was man als Uebergangsformen ansehen will.

Auch ich möchte eine Karte haben. Aber mein Ideal der Karte wäre so: Für jede einzelne wichtige Eigenschaft des Hauses denke ich mir eine Linie in diese Karte eingetragen, welche zeigt, dass innerhalb dieser Linie die Häuser die erwähnte Eigenschaft zeigen. Und so auch für alle wichtigen Hausgeräthe.

Ich denke mir also eine Linie für die Region des Steinbaues, des Holzbaues (d. h. mit überwiegendem Steinbau, Holzbau); in letzterer eine Abtheiluug für Ständerwerk und Schrotwerk; eine Linie für Einheitshäuser (um dieses glückliche Bancalari'sche Wort zu gebrauchen) und für Gehöfte; eine Linie für Walmdächer, für offene Giebel u. s. f. u. s. f., und so auch Linien, innerhalb welcher die einzelnen Küchengeräthe sich finden, die einzelnen Stubengeräthe.

Nicht zwei dieser Linien würden zusammenfallen, aber die Karte wäre trotz des Gewirres von sich umfangenden, durchkreuzenden und wieder sich gar nicht berührenden Curven sehr lehrreich. Um das Haus eines beliebigen Punktes meiner Karte genau zu bestimmen, brauche ich nur zu sehen, innerhalb welcher Kreise oder Curven der Punkt liegt.

Auch rein linguistische Gesichtspunkte müssten so verwerthet werden; ich meine die Ausdehnungsbezirke gleichwerthiger Benennungen. Vor Allem wäre es lehrreich, die Bezirke, wo man „Stube“ und wo man „Zimmer“ sagt, genau abzugrenzen. Wichtig wäre auch, zu wissen, ob es Gegenden gibt, wo man zwar „Zimmer“, aber „Badstube“ sagt!

Es handelt sich um die relative Chronologie der beiden Wörter.

„Zimmer“ ist eine viel allgemeinere Bezeichnung, die blos die Herstellung aus Holzbalken bedeutet, während „Stube“ schon auf die Thätigkeit des Ofens hinweist. Meine Combinationen über δόμος und litauisch námas in d. Mittheil. Bd. XXI, S. 131, rechte Spalte, Anm. 1, bitte ich zu streichen [1]).

Man hört leider öfters die Frage, wohin denn eigentlich die Erforschung des volksthümlichen Hauses ziele. Sonderbare Frage. Als ob eine Wissenschaft das wüsste. Die Wissenschaft hat ihren Namen vom Wissen und die Hausforschung will möglichst viel vom Hause und seiner Geschichte wissen. Die Geschichte jedes Raumes und jedes Geräthes ist die Aufgabe der Hausforschung. Wer solchen Bestrebungen den Werth abspricht, der bleibe doch nur bei seiner Meinung, man wird sich darüber trösten. Aber die Hausforschung setzte sich auch ihr Ziel hoch genug! Das muss verlangt werden, damit nicht vielleicht Jemand glaube, die jetzigen Arbeiter wüssten nicht, dass der richtige Hausforscher noch nicht erstanden ist. So wollen wir wenigstens für ihn zusammentragen.

Meine Illustrationen erheischen noch einige Bemerkungen. Fig. 97—111 sind im Besitze Seiner Excellenz des Herrn Hans Grafen Wilczek, der die grosse Güte hatte, mir auch von den Gegenständen Fig. 97—101 durch Herrn Dr. W. Burger Photographien anfertigen zu lassen.

Alle anderen Bilder sind nach Photographien des Herrn Custos J. Szombathy angefertigt. Auch ihm gebührt mein bester Dank.

Die Votivthiere (Fig. 112—137) gehören der Sammlung des Joanneums in Graz an. Herrn Director Karl Lacher bin ich für die freundliche Ueberlassung der interessanten Stücke zu grossem Danke verpflichtet.

Die Thiere zeigen recht verschiedene Bildung. Sehr alterthümlich in ihrer Formengebung sind Fig. 112—125; Fig. 126—130 sind jünger. Fig. 131 ist ein elendes Ding ohne Tradition, aber nicht ohne Witz. Fig. 128, 130, 132, 133, 135 sind flach und nähern sich schon den aus Blech geschnittenen Votivgaben. Fig. 136 ist stark durch die modernen Holzspielwaaren beeinflusst. Fig. 137 ganz missglückt.

Tradition ist in vielen Fällen nicht zu verkennen. Man beachte den gedrehten Schwanz des Schafes (Fig. 134, 135 und Bd. XXIII, Fig. 177) und die Art, wie sein wolliges Vliess angedeutet wird. Auch die Borsten des Schweines und sein Schweif werden traditionell wiedergegeben; vgl. Fig. 126, 127, 128, 130. Fig. 129 ist sehr einfach und stellt sich an Fig. 178 in Bd. XXIII. Sehr eigenthümlich sind Fig. 124 und 125, bei denen man wirklich nach der Gestalt eher an Schweine als an Rinder denken könnte. Technisch sind aber gerade diese zwei Stücke sehr lehrreich. Die Grösse der Votivbilder schwankt zwischen 8 cm und etwa 20 cm.

[1]) Sehr beklage ich die das Maass des Erlaubten übersteigenden Fehler auf den Reproductionen des St. Gallener Planes. Bd. XXIII, S. 174 ff. Sie fallen dem Zeichner zur Last. Die Linien sind richtig, aber ärgerliche Schreibfehler finden sich. An Correctur war nicht zu denken, weil die Zeichnungen auf Kornpapier hergestellt waren.

Die Salzburger.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

(Mit 3 Kartenskizzen im Texte.)

Das kleine Gebirgsland Salzburg gehörte ebenso wie Ober- und Niederösterreich zu Noricum und war von keltischen Römern (unter Anderen den Alaunern an der unteren und mittleren, den Ambisontiern an der oberen Salzach) bewohnt, welche dem romanisirenden Einflusse ihrer Beherrscher sich willig fügten, ohne aber ihr Keltenthum aufzugeben.

Trotz der Auswanderung der Romanen zur Zeit Odoaker's muss doch ein beträchtlicher Theil derselben zurückgeblieben sein und sich auch längere Zeit während der Besiedelung durch die Baiern erhalten haben.

Im Lungau, der heutigen Bezirkshauptmannschaft Tamsweg, wo jetzt noch so manche Berg-, Thal-, Fluss- und Ortsnamen ihren slavischen Ursprung verrathen, hatten sich Slaven (Winden oder Slovenen) angesiedelt, ja längs der Salzach, wenn auch nur in vereinzelten Niederlassungen, weiter abwärts verbreitet. (Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich. Leipzig 1879.)

Das jetzt nur von Deutschen bewohnte Ländchen zerfällt in vier Bezirkshauptmannschaften: Salzburg Land im Norden (im Nachfolgenden immer die Stadt mitbegriffen), Zell am See im Westen (Pinzgau), Tamsweg im Osten (Lungau) und St. Johann (Pongau), zwischen diesen darin gelegen.

Den nachstehenden Untersuchungen, nach denselben Richtungen vorgenommen, wie bei den Deutschen Niederösterreichs und den Oberösterreichern, von welchen dieselben eine Fortsetzung bilden, sind durchgehends Soldaten im Alter von 21—23 Jahren unterzogen worden, wozu nur verschwindend wenig ältere Männer kamen.

Für die Vornahme dieser Untersuchungen bei den einzelnen Truppenkörpern spreche ich hier der eifrigen Bereitwilligkeit der Kameraden, Regimentsärzte Doctoren Emil Della Torre, Theodor Fessler, Peter Lonauer und Edmund Queiss, meinen wärmsten Dank aus.

I. Körperlänge.

Die durchschnittliche Körperlänge der 670 Männer erreicht mit 1676 mm genau jene der Niederösterreicher (1678 mm), übertrifft daher die der Oberösterreicher (1667 mm) und bewegt sich im Einzelnen zwischen den Extremen von 1550 mm bei drei Blondhaarigen und einem mit braunem Haare und 1870 mm bei einem Blonden.

Darunter befinden sich 47 mit Staturen von 1599 mm abwärts, also 7·01 % kleine, 362 mit Staturen zwischen 1600 und 1699 mm, demnach 54·03 % mittelgrosse, und 261 mit einem Wuchse von 1700 mm und darüber, daher 38·95 % grosse Männer; unter letzteren zählen wir noch 10 übergrosse (1·49 %), nämlich mit einer Körperlänge von 1800 mm und mehr.

Im Vergleiche mit Oberösterreich sind unter den Salzburgern ansehnlich weniger kleine (Oberösterreich 10·29 %) und mittelgrosse (60·22 %), dafür mehr grosse Männer (Oberösterreich 29·47 %), wogegen mit den Deutschen Niederösterreichs hierin mehr Uebereinstimmung herrscht, unter welchen fast ebenso wenig kleine (7·42 %), wohl etwas mehr mittelgrosse (58 %), aber um ebensoviel weniger grosse Staturen (34·5 %) vorkommen.

Die im Ganzen seltenen übergrossen Gestalten sind in Salzburg und Oberösterreich in gleicher Verhältnisszahl vorhanden, freilich in geringerer als in Niederösterreich (2·51 %).

Unter diesen drei Ländern finden sich demnach in Salzburg die wenigsten kleinen und mittelgrossen, die meisten Männer grosser Statur.

Die einzelnen Staturen vertheilen sich sehr ungleich:

155 cm	4	160 cm	22
156 „	9	161 „	35
157 „	6	162 „	37
158 „	12	163 „	33
159 „	16	164 „	37
	47	165 „	39
		166 „	45
		167 „	36
		168 „	32
		169 „	46
			362
170 cm	49	180 cm	7
171 „	44	181 „	1
172 „	33	184 „	1
173 „	32	187 „	1
174 „	25		10
175 „	18		
176 „	20		
177 „	11		
178 „	9		
179 „	10		
	251		

Die grösste Zahl der Individuen fällt auf die Staturen von 170 cm (49), 169 cm (46), 166 cm (45) und 171 cm (44), also keineswegs auf die der Durchschnittszahl entsprechende von 167 cm. Die unterhalb 169 cm liegenden Körperlängen, sowie auch die zwei nächsten oberhalb 171 cm sind nahezu mit derselben Individuenzahl (einige 30) vertreten, während die übrigen, ganz besonders die kleinsten und grössten, blos in sehr geringer Anzahl vorkommen.

Von den einzelnen Bezirken hat Tamsweg (65♂ 1681 mm) und Zell am See (162♂ 1680 mm) die grösste Durchschnittsstatur, Salzburg (Stadt und Land, 357♂ 1676 mm) eine kleinere und St. Johann (86♂ 1669 mm) die kleinste, deren Gebiet sich also gerade zwischen jene mit der grössten einschiebt.

In den angrenzenden Bezirken Oberösterreichs, Gmunden (1669 mm), Vöcklabruck (1664 mm) und Braunau (1664 mm), ist die männliche Bevölkerung kleineren Wuchses, wiewohl die Gmundener jener des Bezirkes St. Johann genau gleichen und der Bezirk Salzburg mit den entlegeneren Bezirken Ried, Wels (1672 mm) und Schärding (1679 mm) übereinstimmt. So kommt es, dass unsere Salzburger im Allgemeinen den Bewohnern der Hochgebirgsbezirke in Oberösterreich (1665 mm) an Wuchs vorangehen, aber jenen des oberösterreichischen Hügellandes südlich der Donau (1672 mm) vollständig gleichen.

II. Farbe der Haare.

Mit rothen Haaren gibt es blos 12 Männer (1·79%), mit blonden 132 (19·7%), die an Häufigkeit weit übertroffen werden von den hellbraunen (221 = 32·98%) und ganz besonders von den braunen Haaren (295 = 44·02%), welche so wie in Ober- (42%) und Niederösterreich (53%) die verbreitetsten unter allen sind; schwarzes Haar besitzen nur 10 Männer (1·49%).

Nehmen wir die einzelnen Farbentöne zusammen, so ergeben sich 144 Männer mit lichten (21·49%), dagegen 305 mit dunklen Haaren (45·51%).

In den drei südlichen Bezirken Tamsweg (12 = 18·46%), St. Johann (16 = 18·60%) und Zell am See (29 = 17·90%) gibt es gleich viel, im Bezirke Salzburg (sammt Stadt, 87 = 24·36%) aber mehr lichte Haare.

Nicht so mit dem dunklen Haare, welches in St. Johann (30 = 34·88%) viel seltener vorkommt, als in Tamsweg (29 = 44·61%), Zell am See (76 = 46·91%) und Salzburg (170 = 47·61%).

Die Mischfarbe der hellbraunen Haare ist in ihrer Verbreitung grösseren Schwankungen unterworfen; denn in Salzburg (100 Männer) erreichen sie blos 28·01%, in Zell am See (57 Männer) schon 35·18%, in Tamsweg (24 Männer) 36·91%, in St. Johann (40 Männer) aber mit 46·51% ihre grösste Dichtigkeit.

Die lichten Haare sind sonach viel gleichmässiger als die dunklen, die hellbraunen jedoch am ungleichmässigsten vertheilt.

Was die rothen Haare anbelangt, sind dieselben in Salzburg (1·79%) ebenso selten wie in Ober- (1·73%) und Niederösterreich (1·37%), die blonden (19·7%) genau so zahlreich wie im Lande unter der Enns (19·42%) und damit viel seltener als im nachbarlichen Oberösterreich (33·5%), während wieder die hellbraunen (32·98%) ansehnlich häufiger vorkommen, als in Ober- (20·9%) und Niederösterreich (23·54%). Braune Haare (44%) sind wohl etwas häufiger als in Oberösterreich (42%), jedoch seltener als in Niederösterreich (53%); schwarzhaarige Männer (1·49%) sind in Salzburg ebenso selten, wie im Lande ob der Enns (1·84%), damit auch seltener als in Niederösterreich (2·68%).

Dementsprechend besitzt Salzburg (21·49%) ebensowenig lichthaarige Männer wie Niederösterreich (20·8%), damit zugleich viel weniger als Oberösterreich (35·23); dafür hat Salzburg die meisten hellbraunen Haare (Oberösterreich 20·9%, Niederösterreich 23·54%). Bezüglich der Häufigkeit der dunklen Haare stimmt Salzburg (45·51%) mit Oberösterreich (43·85%) fast ganz überein, beide aber weit hinter Niederösterreich (55·65%) zurückbleibend.

In den drei anstossenden Bezirken Oberösterreichs, Gmunden, Vöcklabruck und Braunau, gleicht die Zahl der Blonden jener in Salzburg; die hellbraunen Haare jedoch sind dort spärlicher, die dunklen häufiger, beides besonders in Gmunden.

Nehmen wir die mittleren Körperlängen in Betracht, welche bei den verschiedenen Haarfarben vorkommen:

		Salzburg	Oberösterreich	Niederösterreich
Haare		Millimeter		
Rothe	12♂	1695	1652	1690
Blonde	132♂	1666	1665	1680
Hellbraune	221♂	1677	1667	1680
Braune	295♂	1680	1671	1677
Schwarze	10♂	1674	1655	1680
Lichte	144♂	1669	1664	1681
Dunkle	305♂	1679	1670	1676

so sehen wir, die wenigen rothen und schwarzen ihrer geringen Zahlen wegen ausser Acht lassend, dass die blonden Salzburger den niedrigsten Wuchs (1666 mm)

haben, die hellbraunen (1677 mm) etwas grösser, die braunhaarigen (1680 mm) die grössten, sonach im Allgemeinen die mit dunklem Haare (1679 mm) denen mit lichtem (1669 mm) an Statur überlegen sind.

Dies stimmt genau mit Oberösterreich überein, wogegen in Niederösterreich die lichthaarigen (1681 mm) etwas grösser sind, als die mit dunklem Haare (1676 mm).

Ueberhaupt sind die lichthaarigen Deutschen Niederösterreichs grösser, als die in den zwei anderen Ländern, die an Wuchs einander ganz gleichen, während die dunkelhaarigen in Salzburg am grössten, in Oberösterreich am kleinsten sind.

Gekrauste Haare sind in Salzburg die grösste Seltenheit, da blos 1 Mann (0·14%) mit braunem Haar und grauen Augen damit verzeichnet ist, dasselbe also in verschwindender Anzahl vorkommt, noch seltener als in Ober- (1·25%) und in Niederösterreich (1·92%).

III. Farbe der Augen.

Männer mit blauen Augen gibt es nur 124 (18·59%), dagegen 234 (34·29%) mit grauen; graubraune Augen haben 173 (25·82%), hellbraune 50 (7·46%) und braune 89 (13·28%); schwarze und grünliche Augen kamen unter unseren Salzburgern nicht vor, bei welchen demnach die vorherrschende Augenfarbe die graue und nach ihr die graubraune ist, gegen welche die übrigen beträchtlich zurücktreten.

Die Augenfarbe ist in den einzelnen Bezirken sehr ungleich. Die blauen sind am zahlreichsten in St. Johann (19 = 22·09%) und Tamsweg (13 = 20%), minder in Salzburg (67 = 18·76%), am seltensten in Zell (25 = 15·48%); die grauen wieder haben ihr Maximum in Tamsweg (29 = 44·61%), denen sich Zell (64 = 39·51%) und Salzburg (133 = 37·25%) anschliessen, ihr Minimum in St. Johann (8 = 9·3%).

Lichte Augen gibt es daher die meisten in Tamsweg (64·61%), weniger in Salzburg (56%) und Zell (54·99%), die wenigsten in St. Johann (31·39%).

Mit der Anzahl graubrauner Augen geht St. Johann (36 = 41·86%) allen anderen weit voran, die unter einander ziemlich übereinstimmen, indem Zell (44) 27·16%, Salzburg (79) 22·12% und Tamsweg (14) 21·53% besitzt.

Die dunklen Augen finden sich am öftesten in St. Johann (23 = 26·74%) und Salzburg (78 = 21·84%), minder oft in Zell (29 = 17·9%), am seltensten in Tamsweg (9 = 13·84%); dieselben variiren also in den Bezirken weniger als die lichten und graubraunen.

Der Bezirk Tamsweg hat also die meisten lichten und wenigsten dunklen Augen, jener von St. Johann die wenigsten lichten, aber meisten graubraunen und dunklen.

In ganz Salzburg sind die blauen Augen viel seltener als in Ober- (33%) und Niederösterreich (26·2%), die grauen viel häufiger (Oberösterreich 19·6%, Niederösterreich 16%), beide Nuancen jedoch als lichte zusammengenommen (358 = 53·42%) ergeben, gleichwie in den beiden genannten Ländern, ein weites Ueberwiegen derselben über die dunklen Augen (139 = 20·74%), blos mit dem Unterschiede, dass Salzburg unter diesen drei Ländern die meisten lichten (Oberösterreich 52·63%, Niederösterreich 42·15%) und wenigsten dunklen Augen (Salzburg 20·74%, Oberösterreich 23·7%, Niederösterreich 31·55%), Niederösterreich die wenigsten lichten und meisten dunklen Augen hat. Oberösterreich und Salzburg stehen hierin einander viel näher als Niederösterreich.

Ueberall finden sich weitaus mehr lichte Augen als lichte Haare und wieder mehr dunkle Haare als solche Augen.

Die Mischfarbe der Augen, die graubraune, kommt im ganzen Gebiete in nahezu gleicher Anzahl (Salzburg 25·82%, Oberösterreich 23·36%, Niederösterreich 26·3%) vor.

Daraus ersehen wir bezüglich dieser drei Länder eine Zunahme der lichten Augen von Ost nach West bei gleichzeitiger Abnahme der dunklen.

Haare	Zahl	Augen							
		blaue		graue		graubraune		dunkle	
			%		%		%		%
Rothe	12	4	33·33	2	12·66	3	25·00	3	25·00
Blonde	132	41	31·06	57	43·18	28	21·21	6	4·54
Hellbraune	221	46	20·81	92	41·62	49	22·17	34	15·38
Braune	295	31	10·50	82	27·79	92	31·18	90	30·50
Schwarze	10	2	20·00	1	10·00	1	10·00	6	60·00
Lichte	144	45	31·25	59	40·97	31	21·52	9	6·25
Dunkle	305	33	10·81	83	27·21	93	30·49	96	31·47

In Betreff der Combinationen zwischen Augen- und Haarfarbe ergibt die vorstehende Tabelle das weit überwiegende Vorkommen der blauen Augen bei rothen (33·3%) und blonden Haaren (31%), das seltenste bei braunen (10·5%); hellbraunes (20·8%) und schwarzes Haar (20%) haben gleich oft blaue Augen und stehen damit in der Mitte zwischen den vorgenannten Extremen.

Auch die grauen Augen finden sich am öftesten bei blondhaarigen (43·18%) und diesen zunächst bei Männern mit hellbraunem Haar (41·62%), am seltensten sowohl bei den schwarz- (10%) als bei den rothhaarigen (12·66%).

Dagegen gibt es die meisten graubraunen Augen bei den Männern mit braunem Haar (31·18%), bei allen anderen nahezu dieselbe ansehnlich geringere Anzahl.

Die dunklen Augen wieder sind am seltensten bei Blonden (4·54%) und in steigender Menge bei den Männern mit hellbraunem (15·38%), braunem (30·5%) und schwarzem Haar (60%).

Die lichten Augen combiniren sich also vorzüglich mit lichtem Haar, die dunklen und auch die graubraunen mit dunklem.

Wenngleich dies mit den Untersuchungen in den zwei Nachbarländern übereinstimmt, muss doch hervorgehoben werden, dass bei den Salzburgern die blauen und graubraunen, bei den Deutschen in Ober- und Niederösterreich dagegen die grauen Augen gleichmässiger auf die einzelnen Haarfarben vertheilt sind; die dunklen Augen verhalten sich in dieser Beziehung überall vollkommen gleich.

	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich
Blaue Augen	1692 mm	1671 mm	1680 mm
Graue Augen	1671 „	1666 „	1675 „
Graubraune Augen .	1673 „	1664 „	1678 „
Dunkle Augen . . .	1676 „	1655 „	1678 „
Lichte Augen . . .	1678 „	1669 „	1678 „

Was die Statur der Männer mit den verschiedenen Augenfarben anbelangt, finden wir jene mit blauen Augen (1692 mm) ganz wie in Ober- und Niederösterreich wohl als die grössten, aber alle übrigen von gleicher Grösse; nimmt man blaue und graue Augen als lichte zusammen (1678 mm), so verschwindet auch dieser Unterschied, genau wie bei den Niederösterreichern, indem auch die dunklen und graubraunen Augen mit der gleichen Statur einhergehen. In Oberösterreich sind die lichtäugigen Männer höher gewachsen (1669 mm), als die dunkeläugigen (1655 mm), alle aber kleiner als die gleichfarbigen in Salzburg.

IV. Farbe der Haut.

Haare	Zahl	Hautfarbe									
		weiss		gelblich		bräunlich		hellbraun		braun	
			%		%		%		%		%
Rothe	12	7	58·33	5	41·66	—	—	—	—	—	—
Blonde	132	94	71·21	28	21·21	7	5·30	3	2·27	—	—
Hellbraune	221	145	65·61	47	21·26	21	9·50	8	3·61	—	—
Braune	295	179	60·67	58	19·66	51	17·28	4	1·35	3	1·01
Schwarze	10	5	50·00	1	10·00	4	40·00	—	—	—	—
Summe . .	670	430	64·17	139	20·74	83	12·38	15	2·23	3	0·44

Weisse Haut besitzen 430 Männer (64·17%), also die überwiegende Zahl, obgleich doch weniger als in Oberösterreich (69%) und besonders in Niederösterreich (71·9%); gelbliche 139 (20·74%), genau so viele wie in den genannten beiden Ländern.

Mit bräunlicher Haut finden sich wohl nur 83 (12·38%), aber doch mehr als im Lande ob (9·2%) und unter der Enns (6·7%), ebenso rücksichtlich der Individuen mit hellbrauner (15 = 2·23%) und brauner Haut (3 = 0·44%), so dass in Salzburg gerade die dunkleren Hautfarben (die drei letzten zusammen 101 = 15·07%) häufiger auftreten, als in Ober- (10·67%) und in Niederösterreich (7·41%). Blos die im Hochgebirge gelegenen Bezirke Oberösterreichs (14·7% dunkelhäutige) gleichen fast genau den Salzburgern.

Obwohl die weisse Hautfarbe bei allen Haarschattirungen in überwiegender Mehrheit, mindestens die Hälfte der Individuen umfassend, auftritt, lassen sich doch einige Unterschiede nachweisen; denn

unter den Blonden gibt es die meisten (71·21%), unter den schwarzhaarigen die wenigsten (50%) mit weisser Haut; zwischen beiden reihen sich, an die ersteren anschliessend, die Männer mit hellbraunem Haar (65·61%), nach diesen mit weniger weisshäutigen (60·67%) die braunhaarigen und erst hinter diesen, dem Befunde bei den Ober- und Niederösterreichern (90 und 95%) gar nicht entsprechend, die wenigen rothhaarigen Männer (58·33%) ein, welche bei den genannten im Gegentheile die meisten Individuen mit weisser Haut zählen.

Ueberhaupt treten in Salzburg die Unterschiede im Vorkommen der weissen Haut bei den verschiedenen Haarfarben keineswegs so grell hervor, wie in den zwei anderen Ländern.

Die gelbliche Hautfarbe vertheilt sich fast gleichmässig auf die Individuen mit blondem (21·21%), hellbraunem (21·26%) und braunem Haar (19·66%); die wenigen mit rothem und schwarzem Haar bilden hier die Gegensätze (erstere 41·66%, letztere 10%), aber umgekehrt, wie in den zwei anderen Ländern.

Männer mit bräunlicher Haut sind unter den Rothhaarigen keine, unter den Blonden 5·3%, etwas mehr bei den hellbraunen Haaren (9·5%), noch mehr bei jenen mit braunen (17·28%) und die meisten bei solchen mit schwarzen Haaren (40%), genau wie in Ober- und Niederösterreich.

Die wenigen mit hellbrauner und brauner Hautfarbe sind zu spärlich, als dass man auf ihr Zusammenfallen mit einzelnen Haarfarben näher eingehen könnte.

Wenn wir die drei dunkelsten Hautfarben zusammenfassen, kommen wir zu demselben Schlusse, wie in den zwei Nachbarländern, nämlich: Je lichter die Haarfarbe, desto weniger, je dunkler die Haarfarbe, desto mehr Individuen mit dunkler Haut.

Die Statur der Dunkelhäutigen, ausschliesslich der gelblichen Farbe, beziffert sich mit 1674 mm, entspricht also dem allgemeinen Mittel (1676 mm), wie auch in Oberösterreich, wo sie übrigens etwas kleiner sind (1668 mm); in Niederösterreich bleiben sie (1670 mm) hinter der allgemeinen Mittelzahl (1678 mm) ein wenig zurück; in allen drei Ländern besitzen die Dunkelhäutigen ungefähr die gleiche Körperlänge.

Sondern wir die Dunkelhäutigen in solche mit dunklem Haar (62) und solche mit hellbraunem und blondem (39), so erscheinen die ersteren so wie in Oberösterreich höheren Wuchses (1678 mm), als die letzteren (1668 mm).

V. Typen.

Typus		Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich
Heller	104♂	15·52%	26·56%	14·22%
Dunkler	96♂	14·32 „	17·68 „	23·25 „
Lichter Misch- . .	9♂	1·34 „	2·35 „	2·87 „
Hellbrauner Misch-	172♂	25·67 „	15·25 „	17·49 „
GraubraunerMisch-	173♂	25.82 „	23·53 „	26·16 „
Dunkler Misch- . .	116♂	17·31 „	14·49 „	15·86 „
Mischtypen	470♂	70·14 „	55·75 „	62·52 „
Reine Typen . . .	200♂	29·85 „	44·24 „	37·47 „

Mit Ausnahme des grünlichen Mischtypus treffen wir alle früher aufgestellten Typen bei unseren Salzburgern, bei welchen der helle Typus (15·52%) den dunklen (14·32%) nur wenig überwiegt, was in Oberösterreich viel stärker ausgesprochen ist (26·56% gegen 17·68%); in Niederösterreich aber fanden wir den dunklen Typus (23·25%) weit zahlreicher als den hellen (14·22%).

Aehnlich wie in den beiden anderen Ländern sind die Mischtypen viel zahlreicher, ausgenommen den lichten (lichte Haare, dunkle Augen), den seltensten unter allen (9 = 1·34%); viel häufiger schon ist der dunkle (dunkle Haare mit lichten Augen, 116 = 17·31%), der häufigste aber der hellbraune (solche Haare mit allen Augenfarben ausser der graubraunen, 172 = 25·67%) und graubraune (derlei Augen mit allen Haarfarben, 173 = 25·82%).

Demnach haben wir unter den Salzburgern blos 29·85% Männer der zwei reinen Typen, nicht einmal ein Drittel, indem alle übrigen 70·14% den verschiedenen Mischtypen angehören, ein Befund, im Allgemeinen übereinstimmend mit dem in Ober- und Niederösterreich; freilich sind in diesen zwei Ländern die reinen Typen zahlreicher, die Mischtypen minder zahlreich, besonders in Oberösterreich; Niederösterreich steht in dieser Beziehung zwischen den beiden ersteren Ländern.

Rücksichtlich des hellen und dunklen Typus, sowie der Mischtypen zusammengenommen findet sich in den einzelnen Bezirken eine hervorhebenswerthe Einförmigkeit, indem deren Zahlen nur wenig auseinandergehen:

	Tamsweg	St. Johann
Heller Typus	(7) 10·76%	(11) 12·79%
Dunkler Typus	(9) 13·84 „	(12) 13·95 „
Mischtypen	(49) 75·38 „	(63) 73·25 „
	Zell	Salzburg
Heller Typus	(18) 11·11%	(68) 19·04%
Dunkler Typus	(18) 11·11 „	(57) 15·96 „
Mischtypen	(126) 77·77 „	(232) 64·98 „

In Oberösterreich ist der helle Typus am stärksten, in Niederösterreich am spärlichsten, hier dagegen der dunkle Typus am zahlreichsten, in Salzburg am

wenigsten vertreten; bezüglich der einzelnen Mischtypen differiren dieselben sehr wenig, blos rücksichtlich des hellbraunen, der in Salzburg am öftesten, in Oberösterreich am seltensten vorkommt, hier aber doch mehr an Niederösterreich sich annähert.

Die Verbreitung des reinen, hellen Typus in diesen drei Ländern ist eine höchst ungleichmässige, wie das beistehende Kartenschema Fig. 138 zeigt, in welchem der helle Typus mit seiner abgerundeten Procentzahl als Zähler, der dunkle als Nenner angegeben sind.

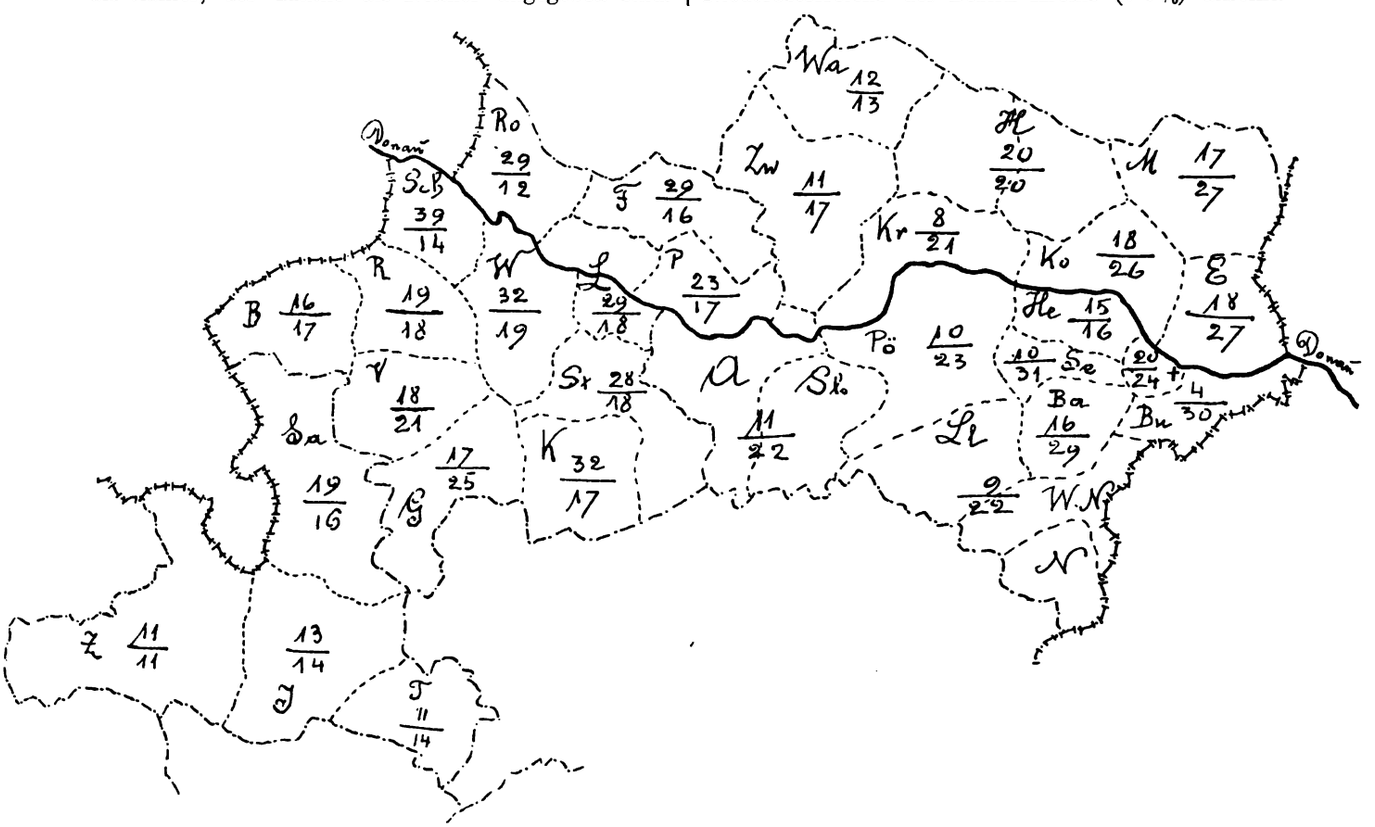


Fig. 138 $\left(\frac{\text{Heller Typus}}{\text{Dunkler Typus}}\right)$.

NB. Die beigesetzten Buchstaben bezeichnen die Bezirkshauptmannschaften: für das Land Salzburg: Sa Stadt und Land Salzburg, Z Zell am See, J St. Johann, T Tamsweg; für Oberösterreich: B Braunau, V Vöcklabruck, G Gmunden, K Kirchdorf, St Steyr, W Wels, R Ried, Sch Schärding, Ro Rohrbach, F Freistadt, P Perg, L Linz (Stadt und Land); für Niederösterreich: Zw Zwettl, Wa Waidhofen a. d. Th., H Horn und Hollabrunn, M Mistelbach, E Enzersdorf, Ko Korneuburg, Kr Krems, A Amstetten, Sb Scheibbs, Pö St. Pölten, Ll Lilienfeld, WN Wiener-Neustadt, N Neunkirchen, Ba Baden, Bu Bruck a. d. L., Se Sechshaus, He Hernals und + Wien.

Das Gebiet seiner grössten Dichtigkeit (23—39%) im grössten Theile von Oberösterreich beiderseits der Donau, mit alleiniger Ausnahme der südwestlichen Bezirke, schliesst sich im Osten an Niederösterreich an, wo er nur 10—19, freilich im Stadtgebiete Wiens 20% erreicht, und im Südwesten an die oberösterreichischen Bezirke Ried, Braunau, Vöcklabruck und Gmunden nebst Salzburg mit gleicher geringen Betheiligung (10—19%); endlich gibt es noch im Südosten eine Reihe von Bezirken (Lilienfeld, Neunkirchen, Wiener-Neustadt und Bruck a. d. L.) mit einer Minimalzahl (3·9—9%), an welche sich im Inneren Niederösterreichs der Bezirk Krems (7·0%) anreiht.

Der reine, dunkle Typus dagegen ist keineswegs so bedeutenden Abständen unterworfen; er hat, entgegen dem hellen, in Niederösterreich sein Gebiet dichtester Verbreitung (20—30%), mit Ausnahme der zwei nordwestlichen Bezirke Waidhofen a. d. Th. und Zwettl (12 und 11%), welche hierin ganz übereinstimmen mit Oberösterreich und Salzburg (11—18%). Hier bilden wieder die Bezirke Gmunden und Vöcklabruck (25 und 21%), die Niederösterreich gleichen, eine Ausnahme.

So lässt sich behaupten, dass in diesen drei Ländern der helle Typus in seiner Verbreitung von Ost nach West, zugleich auch von Süden nach Norden

zunimmt, der dunkle Typus aber in den gleichen Richtungen abnimmt.

	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich
	Millimeter		
Heller Typus	1672	1666	1681
Dunkler Typus	1681	1667	1678
Lichter Mischtypus . . .	1687	1665	1680
Hellbrauner Mischtypus	1678	1670	1679
Graubrauner Mischtypus	1673	1664	1678
Dunkler Mischtypus . .	1678	1674	1674

Die einzelnen Typen unterscheiden sich in Salzburg rücksichtlich ihrer Körperlänge mehr von einander, als in Ober- und Niederösterreich; den niedrigsten Wuchs (1672 mm) besitzt in Salzburg der helle Typus, den höchsten der lichte Mischtypus (1687 mm); dem ersteren schliesst sich an der graubraune (1673 mm), hellbraune und dunkle Mischtypus (1678 mm), dem letzteren der dunkle Typus (1681 mm), der daher den hellen übertrifft. In den beiden anderen Ländern haben die zwei reinen Typen gleiche Statur.

Blos der dunkle Mischtypus besitzt in den drei Ländern dieselbe Körperlänge; alle übrigen haben verschiedene, und zwar der helle in Niederösterreich die grösste, in Oberösterreich die kleinste, der dunkle Typus und der lichte Mischtypus in Salzburg die grösste und gleichfalls in Oberösterreich die kleinste, der hellbraune und graubraune Mischtypus in Niederösterreich die grösste, in Oberösterreich die kleinste, wo also von jedem Typus die Minimalstatur vorkommt.

VI. Kopfmaasse.

Ihr Kopf hat im Mittel die grösste Länge von 185 mm und grösste Breite von 153 mm, welche beiden Durchmesser von jenen der Ober- (186 und 154 mm) und Niederösterreicher (186 und 153 mm) kaum als verschieden anzunehmen sind.

Im Einzelnen variirt die Kopflänge zwischen den weit auseinander liegenden Extremen von 165 mm (ein Brachycephalus mit braunem Haar und graubraunen Augen) bis 204 mm (ein Dolichocephalus mit braunem Haar und hellbraunen Augen), die Kopfbreite nicht weniger zwischen 135 mm (hellbraunhaariger Dolichocephalus mit blauen Augen) und 171 mm (braunhaariger Brachycephalus mit graubraunen Augen).

Beide Kopfmaasse geben den Index von 827, genau wie bei den Oberösterreichern und kaum verschieden von jenem der Deutschen in Niederösterreich (822); demnach sind auch die Salzburger im Allgemeinen ebenso brachycephal, wie die Deutschen in den beiden Nachbarländern, mit welchen sie freilich an der unteren Grenze der Brachycephalie zu stehen kommen.

In den vier Bezirken weichen diese Maasse nur sehr wenig von einander ab: Salzburg 185 und 154 mm, Index 832, St. Johann 184 und 154 mm, Index 836, Tamsweg 186 und 154 mm, Index 827, und Zell a. S. 185 und 152 mm, Index 821; aber die männliche Bevölkerung ist doch im südwestlichen und südöstlichen Zipfel minder brachycephal, als in den übrigen Landestheilen.

Index	Rothe Haare			Blonde Haare				Hellbraune Haare				Braune und schwarze Haare				Summe
	lichte	graubraune	dunkle	blaue	graue	graubraune	dunkle	blaue	graue	graubraune	dunkle	blaue	graue	graubraune	dunkle	
	Augen															
73	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	1	1	4
74	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	2	6
75	—	—	—	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	1	5
76	—	—	—	1	—	1	—	—	1	1	1	—	5	3	3	16
77	—	—	—	3	2	2	—	—	2	1	—	1	2	3	4	20
78	—	—	—	—	1	2	1	3	9	2	2	3	4	3	10	40
79	—	—	—	2	2	2	—	3	3	4	1	—	6	7	3	33
80	—	1	1	1	7	1	—	5	10	6	2	3	5	8	11	61
81	1	—		5	4	5	—	3	13	5	5	6	10	13	10	80
82	2	—	1	8	8	3	2	8	16	6	2	2	13	7	10	88
83	—	1	—	6	8	3	1	5	6	6	3	4	6	9	6	64
84	—	1	—	3	2	1	—	4	6	5	3	3	6	9	17	60
85	2	—	—	4	5	1	—	2	6	4	1	5	10	7	9	56
86	—	—	1	1	6	2	2	6	7	4	3	1	6	5	3	47
87	—	—	—	2	6	1	—	1	3	3	5	3	1	9	2	36
88	—	—	—	1	2	1	—	—	1	2	2	1	5	3	2	20
89	1	—	—	—	2	2	—	1	2	—	—	—	1	2	—	11
90	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	2	1	1	1	—	9
91	—	—	—	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	1	6
92	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	2	1	5
93	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	3

Wie die beiden Durchmesser ist auch der Breitenindex bei den einzelnen Individuen ähnlich weit schwankend wie in den zwei anderen Ländern, nämlich von 736 bei einem Manne mit braunem Haar und graubraunen Augen, bis 935 bei einem ebenfalls braunhaarigen mit grauen Augen.

Selbstverständlich sind die einzelnen Indices keineswegs in gleicher Anzahl vertreten; die grösste Zahl der Individuen (88) fällt auf den Index von 82 und 81 (80 Männer), wie in Oberösterreich, welchen sich die Indices von 83 (64♂), 80 (61♂) und 84 (60♂) anschliessen, dann nimmt die Zahl der Individuen eines jeden Index beträchtlich ab hinauf bis zum Index von 87 (36♂) und hinab bis zu dem von 78 (40♂), um bei den weiteren noch rascher sich zu vermindern, so dass auf die extremsten Indices nach beiden Seiten hin nur wenig Individuen entfallen, und zwar mehr auf das extremste Brachy- (34) als Dolichocephalie (15).

Mithin zählen wir unter den 670 Salzburgern 124 mit einem Kopfindex von 799 abwärts, also 18·5% Dolichoide, weiters mit Indices von 800 bis 819 141 (21·04%) als Mittelformen und 405 (60·44%) Brachycephali.

Ich habe mich in der Eintheilung der Kopfformen auf diese drei beschränkt, in der Meinung, je weniger Unterabtheilungen, desto weniger Willkür bezüglich ihrer Abgrenzung. Ausserdem aber kommt noch der wichtige Umstand dazu, dass wir es hier mit dem K o p f e zu thun haben, nicht mit dem macerirten Schädel, und dass daher die vereinbarte Unterabtheilung der letzteren auf die ersteren keine Anwendung finden kann, weil der Index des Kopfes mit dem des Schädels keineswegs zusammenfällt. — Die Köpfe mit Indices von 799 abwärts machen unbestreitbar immer den Eindruck von mehr oder minder länglicher Gestalt, werden daher nach Ranke's ganz rationellem Vorgange als Dolichoide bezeichnet, wogegen die Köpfe mit Indices von 800—819 als Uebergangs- oder Mittelformen betrachtet werden müssen, weil ihr Index nach Abzug der Weichtheile sie entweder zu den Dolichoiden oder vielleicht auch zu den schmälsten Brachycephalen einreihen würde.

Eine Abtrennung von Hyper- und Subformen bei den Brachy- und Dolichocephalen der Lebenden halte ich für ganz unangezeigt, weil ja zweifellos jedem Typus eine gewisse Schwankungsweite innerhalb derselben Gestalt eigen sein muss und man keineswegs berechtigt ist, etwa auf Grund wenig verschiedener, in dieselbe grosse Abtheilung fallender Indices bei einer Reihe von Individuen derselben Nation auf Verschiedenheit der Rasse zu schliessen.

Ganz eigenthümlich vertheilen sich die Kopfformen auf die einzelnen Bezirke: Zell a. S. hat die meisten Dolichoiden (47 = 29·01%), bedeutend weniger schon Salzburg (56 = 15·68%), noch weniger Tamsweg (9 = 13·84%) und St. Johann (12 = 13·95%). Bezüglich der Brachycephali steht St. Johann mit 69·76% (60♂) obenan, dann folgt Tamsweg (63 = 66·15%) und Salzburg (222 = 62·18%) und zuletzt mit den wenigsten Zell a. S. (80 = 49·38%), wo sie nicht ganz die Hälfte aller ausmachen.

Die Mittelformen finden sich in mehr gleichmässiger Zahl: St. Johann 16·27% (14), Tamsweg 20% (13), Zell a. S. 21·6% (35) und Salzburg 22·12% (79).

Sonach gibt es die meisten Dolichoiden und wenigsten Brachycephali im Südwesten, die meisten Brachycephali im mittleren Gebiete des Landes.

Ist die Farbe der Haare im Zusammenhange mit einem Mehr- oder Mindervorkommen der einzelnen Kopfformen?

Unter den 144 Männern lichten Haupthaares zählen wir 22 Dolichoiden (15·29%), 26 Mittelformen (18·04%) und 96 Brachycephali (66·66%); bei den 221 mit hellbraunem Haar 40 Dolichoide (18·09%), 49 Mittelformen (22·16%) und 132 Brachycephali (59·72%); endlich bei den 305 mit dunklem Haar 62 Dolichoide (20·32%), 66 Mesocephali (21·63%) und 177 Brachycephali (58·03%). Aus diesen Zahlen leuchtet ein, dass unter den lichthaarigen Salzburgern weniger Dolichoide und viel mehr Brachycephali, unter den dunkelhaarigen hingegen mehr Dolichoide und weniger Brachycephali vorkommen; zwischen beiden stehen die Männer mit hellbraunem Haar, welche etwas mehr Dolichoide und weniger Brachycephali als die lichthaarigen ausweisen, ohne aber die Verhältnisszahlen wie die dunkelhaarigen zu erreichen.

Ganz interessant gestaltet sich ein Vergleich der oftgenannten drei Länder. Salzburg hat die wenigsten (18·5%), Oberösterreich etwas mehr (20·5%), Niederösterreich die meisten Dolichoiden (25%) und umgekehrt dieses die wenigsten (55%), Oberösterreich und Salzburg (60%) mehr Brachycephali. Die Mittelformen sind überall in fast derselben Menge (19—21%) vorhanden.

Aus dem Gesagten ergibt sich eine Abnahme der Dolichoiden und eine Zunahme der Brachycephalen in diesen drei Ländern von Ost nach West, im Anschlusse an Baiern, wo nach Ranke's ausgedehnten

Messungen an 1000 Schädeln (Altbaiern) der Schädelindex 832, mithin am Lebenden der Kopfindex zweifellos noch mehr beträgt, die Bevölkerung also gewiss viel mehr brachycephal ist, als in Salzburg und Oberösterreich.

Die angrenzenden Bezirke von Oberösterreich, Braunau, Vöcklabruck und Gmunden, haben eine Bevölkerung von gleicher Brachycephalie wie Salzburg im Ganzen, Tamsweg und Zell a. S. im Besonderen (Index 21—27), welche Gleichheit sich auch weiter nach Norden durch die Bezirke Ried, Wels, Deutschen hier selbst wohl durchwegs niedrigen Grades brachycephal sind, an der March aber, ferner in den Grenzbezirken gegen Mähren, Böhmen und Baiern bis ausschliesslich Ried sich eine stärkere Brachycephalie vorfindet, welche auch isolirt westlich der Enns im Gebiete der Steyr, in den Bezirken von Steyr und Kirchdorf, sowie im Centrum des Salzburgischen, in den Bezirken Salzburg und St. Johann, auftritt; dass dagegen die östlichen Theile Niederösterreichs südlich der Donau, um Wien, wieder eine viel weniger brachycephale Bevölkerung aufweisen.

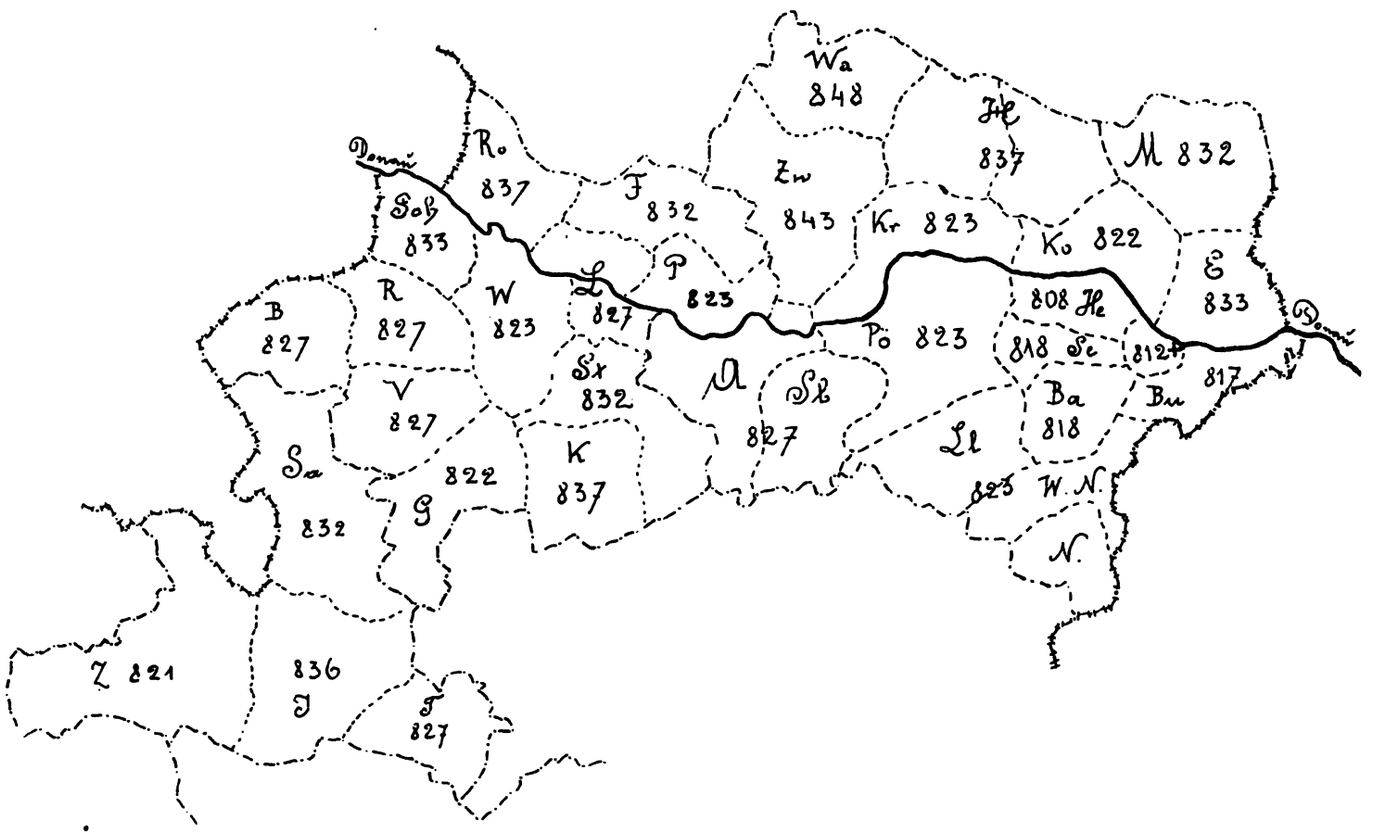


Fig. 139 (Indices).

Linz und Perg erstreckt, wo sie in Niederösterreich nördlich der Donau noch auf die Bezirke Krems und Korneuburg sich ausdehnt. Auch der Süden Niederösterreichs am rechten Donauufer hat eine ganz gleich brachycephale Bevölkerung, mit Ausnahme der um Wien (Index 812) gelegenen Bezirke Bruck a. L. (817), Baden (818), Sechshaus (818) und Hernals (808) mit geringerer Brachycephalie. (Siehe Kartenschema Fig. 139.)

Das ganze Gebiet dieser drei Länder in's Auge fassend, können wir den Satz aussprechen, dass die

Bezüglich der Verbreitung der Dolichoiden und Brachycephalen im ganzen Donaulande lässt die umstehende Skizze (Fig. 140) Folgendes erkennen, in welcher der Zähler die abgerundete Procentzahl der Dolichoiden, der Nenner jene der Brachycephalen der betreffenden Bezirke auzeigt.

Die Dolichoiden sind am zahlreichsten (31 bis 39%) an der Ostgrenze um Wien, südlich der Donau bis an die Grenze Ungarns; daran schliessen sich die Nachbarbezirke im Süden, Westen und Korneuburg mit Krems nördlich der Donau, dann in Ober-

österreich die nordöstlichen und centralen Bezirke Perg, Freistadt, Linz, Wels, Gmunden und Ried, im Salzburgischen ganz isolirt jener von Zell a. S. mit 21—29% Dolichoiden, deren Zahl sich noch vermindert an der Nordgrenze Niederösterreichs, West- und Südgrenze Oberösterreichs und im übrigen Theile Salzburgs (14—19%); ihre auffallend geringe Minimalzahl besitzt der nordöstlichste, gegen Böhmen und Mähren vorspringende Bezirk Niederösterreichs, Waidhofen a. T. (6%).

den Bezirk Ried bis an die baierische und Gmunden an die steierische Grenze (49—58%); auch hier bildet Zell a. S. eine isolirte, hieher gehörige Insel. Dieses Gebiet ist im Norden, Westen und Süden umgeben von einem Landgürtel mit 60 bis selbst 81% Brachycephalen, welche also im vollsten Gegensatze zu den Dolichoiden von Ost nach West ansehnlich an Zahl zunehmen und längs der Donau in geringerer Menge vorfindlich sind, als in den vom Strome entfernteren Landstrichen.

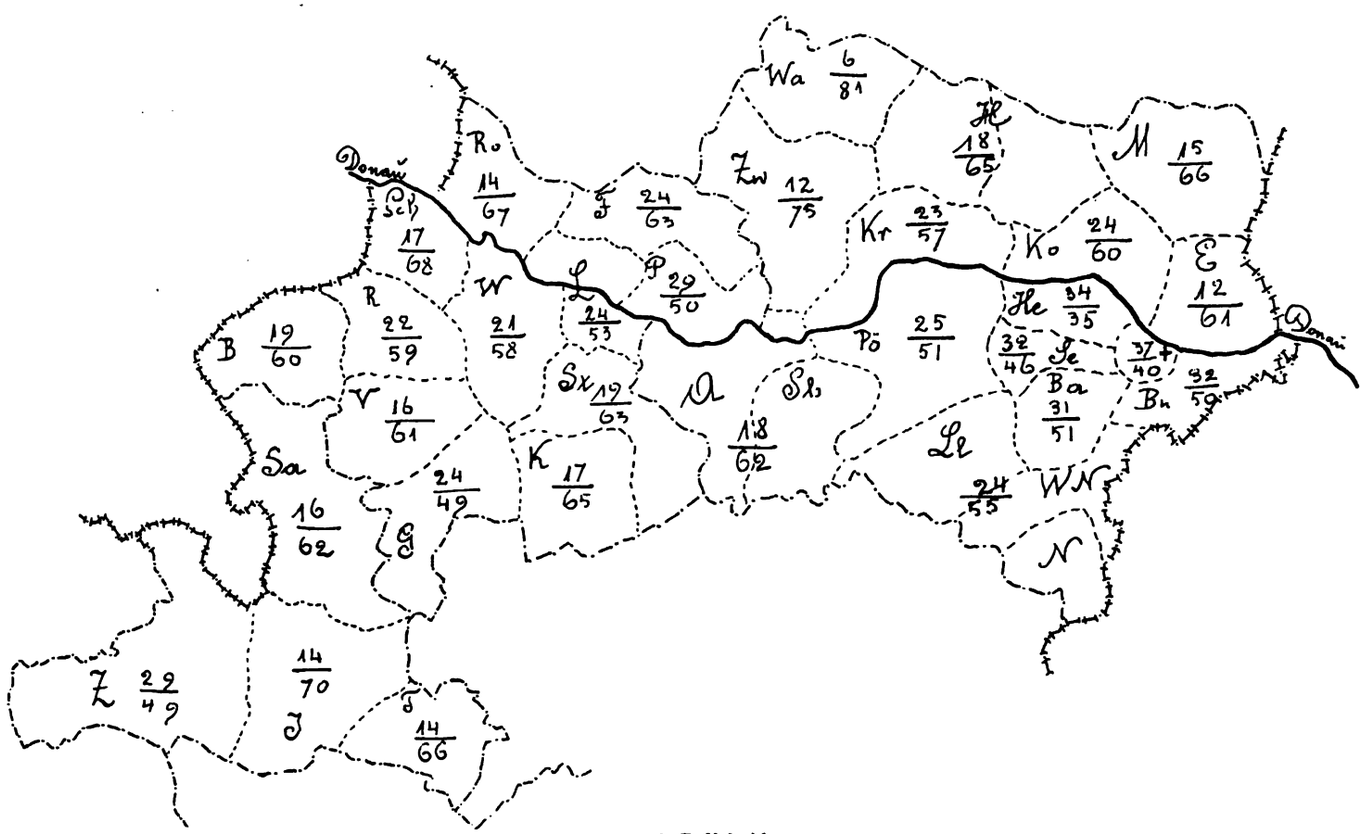


Fig. 140 $\left(\frac{\text{Dolichoide}}{\text{Brachycephale}}\right)$.

Die Dolichoiden kommen demnach am zahlreichsten an der Ostgrenze vor, finden sich noch in beträchtlicher Menge längs der Donau mit wenigen Abzweigungen nach Süden und Norden und im südwestlichen Zwickel Salzburgs; sie sind am spärlichsten im Norden, Westen und Südwesten, nehmen also im Allgemeinen von Ost nach West bedeutend ab.

Anders die Brachycephalen, deren dünnster Verbreitungsbezirk der Südosten (Wien mit den umliegenden Bezirken südlich der Donau, 33—55%), von wo aus sich ähnliche Verhältnisse fortsetzen zu beiden Seiten der Donau nach Oberösterreich durch

Professor Zuckerkandl (Beiträge zur Kraniologie der Deutschen in Oesterreich. Anthrop. Gesellschaft, Wien, XIII. Bd. 1883) hat 30 Schädel von Salzburgern aus dem Beinhause von Mauterndorf im Lungau (Bezirk Tamsweg) gemessen und deren Länge (von der Glabella) mit 176 mm, die Breite mit 147 mm (Index 835) gefunden; rechnet man zur ersteren, um die grösste Länge zu erhalten, 2 mm hinzu, also 178 mm, so resultirt ein Breitenindex von 825. Dieser ist dem unserigen an Lebenden gefundenen vollkommen gleich; wenden wir aber das bei den Deutschen in Niederösterreich Festgestellte auch auf die Salzburger

an, da sich schwerlich eine Verschiedenheit in der Dicke der Weichtheile des Kopfes voraussetzen lässt, so müssen wir vom Kopfindex (827) 1% abziehen, was 817 ergibt als wahrscheinlichen Schädelindex der Salzburger.

Die Tiroler des Unterinnthales müssen viel brachycephaler als die Salzburger sein, da sie sowohl nach Tappeiner (76·5% in Studien zur Anthropologie Tirols, 1883), als auch nach Ranke (77% Brachycephale) einen viel grösseren Procentsatz an Brachycephalen besitzen; ebenso die Pusterthaler (78·4% Brachycephale nach Tappeiner).

	Dolichoide	Mesocephale	Brachycephale	Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale	
				Haare					
				lichte	dunkle	lichte	dunkle	lichte	dunkle
Salzburg . . .	1687	1674	1674	1671	1687	1660	1678	1671	1677
Oberösterreich . .	1673	1670	1665	1670	1676	1667	1674	1661	1667
Niederösterreich . .	1687	1677	1675	1695	1684	1679	1674	1674	1674

Wie in den beiden anderen Ländern, sind auch in Salzburg die Männer mit dolichoiden Köpfen höheren Wuchses (1687 mm), ganz gleich den Niederösterreichern und zugleich grösser als die oberösterreichischen Dolichoiden (1673 mm), als die Meso- und Brachycephalen (1674 mm), welche in ihrer Statur ebenfalls denselben Kategorien der Niederösterreicher gleichen, die Oberösterreicher aber übertreffen.

Mit Rücksicht auf die Kopfform und die Haarfarbe — letztere blos in den beiden Abtheilungen als lichte und dunkle genommen — zeigen sich in Salzburg die Dolichoiden mit dunklem Haar (1687 mm) als die höchstgewachsenen, welchen mit kleinerer, aber unter sich gleicher Statur ebenfalls die dunkelhaarigen Meso- (1678 mm) und Brachycephali (1677 mm) folgen; diesen reihen sich, nur wenig kleineren Wuchses, die lichthaarigen Brachycephali und Dolichoiden (1671 mm) an und zuletzt als die kleinsten die lichthaarigen Mesocephali (1660 mm).

In Salzburg sind daher alle lichthaarigen Männer der verschiedenen Kopfformen kleineren Wuchses als die dunkelhaarigen, genau wie in Oberösterreich, nebenbei die Salzburger wie immer grösser, wogegen in Niederösterreich umgekehrt die lichthaarigen stets höher gewachsen sind, als die dunkelhaarigen, welch' letztere mit den Salzburgern den gleichen, die lichthaarigen aber einen höheren Wuchs besitzen.

Unter Allen sind die lichthaarigen Dolichoiden Niederösterreichs (1695 mm) die grössten, die lichthaarigen Brachycephali Oberösterreichs (1661 mm) und Mesocephali Salzburgs (1660 mm) die kleinsten Männer, zwischen welchen sich nach abnehmender Körperlänge die dunkelhaarigen Dolichoiden (1687 mm) und Mesocephali Salzburgs (1678 mm), die gleichen Dolichoiden (1676 mm) und Mesocephali Oberösterreichs (1674 mm), endlich die lichthaarigen Mesocephali Oberösterreichs (1667 mm) einschalten.

	Salzburg			Oberösterreich			Niederösterreich		
	Länge	Breite	Index	Länge	Breite	Index	Länge	Breite	Index
Dolichoide	190	148	778	191	149	780	191	149	780
Mesocephali	187	152	812	188	152	808	188	152	808
Brachycephali	182	155	851	183	156	852	185	156	843
Lichte Haare, Dolichoide	190	148	778	191	150	785	191	149	780
Dunkle „ „	191	149	780	191	149	780	191	149	780
Lichte „ Mesocephali . . .	187	151	807	188	152	808	189	153	809
Dunkle „ „ . . .	187	152	812	188	152	808	188	152	808
Lichte „ Brachycephali . . .	182	155	851	183	156	852	184	156	847
Dunkle „ „ . . .	183	156	852	184	157	853	186	156	838

Nach der vorstehenden Tabelle haben die Salzburger Dolichoiden bei unbedeutend kleineren Kopfdurchmessern einen etwas geringeren Index (778) als jene der beiden anderen Länder (780), dagegen ihre Brachycephalen mit gleichfalls wenig kleineren Kopfmaassen denselben Index (851) wie die in Oberösterreich (852) und damit einen etwas grösseren, als die Brachycephalen der Deutschen in Niederösterreich (843); Salzburgs Mittelköpfe wieder, bei welchen nur die Länge etwas minder, die Breite jener der anderen Länder gleich ist, einen der Brachycephalie näherstehenden Index (812), als in Ober- und Niederösterreich (808).

Sondern wir diese drei Kopfformen je nach der lichten oder dunklen Haarfarbe, so finden wir die Köpfe der lichthaarigen Männer immer etwas weniger schmäler, als die der dunkelhaarigen, ohne dass diese geringen Unterschiede besonders hervorträten. Rück-

sichtlich der anderen zwei Länder lässt sich nur das feststellen, dass in Salzburg bei den lichthaarigen Dolichoiden die Dolichocephalie, bei den licht- und dunkelhaarigen Brachycephalen die Brachycephalie stärker ausgeprägt ist, als in Niederösterreich; für Oberösterreich gilt dasselbe blos für die Dolichoiden, da seine Brachycephalen jenen Salzburgs vollständig gleichen.

Die Männer mit dunkler (nämlich bräunlicher, hellbrauner und brauner) Haut (101) haben bei einer durchschnittlichen Körperlänge von 1674 mm die grösste Kopflänge von 184 mm und grösste Kopfbreite von 152 mm, gehören also mit ihrem Breitenindex (826) zur selben Stufe der Brachycephalie, wie die Gesammtbevölkerung, welcher gegenüber ihre beiden Kopfmaasse freilich ein wenig kleiner sind.

Ein etwas verschiedenes Ergebniss aber erhalten wir, wenn von diesen Dunkelhäutigen jene mit blonden und hellbraunen Haaren (39) geschieden werden von den dunkelhaarigen (62), welche letzteren, als die dunkelsten, offenbar die betreffenden Eigenthümlichkeiten am ausgeprägtesten besitzen müssten.

Die erstere Abtheilung, blonde und hellbraune Haare mit dunkler Haut, hat eine Körperlänge von 1668 mm, Kopflänge von 182 mm und Kopfbreite von 153 mm (Index 840); die letztere, dunkle Haare mit dunkler Haut, in gleicher Aufeinanderfolge 1678 mm, 185 mm und 152 mm (Index 821); sonach bieten die Männer in Salzburg, bei welchen dunkle Haare mit dunkler Haut zusammenfallen, rücksichtlich der hier besprochenen körperlichen Eigenschaften keinen Unterschied dar vom allgemeinen Verhalten der Bevölkerung. Die Individuen mit dunkler Haut bei blonden und hellbraunen Haaren sind freilich kleineren Wuchses und mehr brachycephal.

Scheiden wir von den dunkelhäutigen mit dunklem Haar noch jene mit lichten und graubraunen Augen aus, wodurch also nur die mit dunklen Augen in Betracht gezogen werden, so finden wir diese 31 Männer wohl von derselben Statur (1672 mm) wie die übrigen, jedoch bei der grösseren Kopflänge von 186 mm und geringeren Kopfbreite von 151 mm (Index 811) mit einer schmäleren Kopfform versehen. Dem entsprechend gibt es auch unter denselben mehr Dolichoide (17 = 27·41%) und Mesocephale (13 = 20·96%) und weniger Brachycephale (32 = 51·61%).

Rücksichtlich der drei Kopfformen unter den Dunkelhäutigen im Allgemeinen — 22 Dolichoide = 21·78%, 18 Mesocephali = 17·82% und 61 Brachycephale = 60·34% — lässt sich feststellen, dass bei ihnen die Brachycephalie in demselben Maasse vertreten ist, die Dolichoiden etwas häufiger, dafür die Mittelformen seltener vorkommen, als bei der Bevölkerung im Ganzen, ein Ergebniss, welches weder mit Niederösterreich (mehr Brachy- und Mesocephale, weniger Dolichoide), noch mit Oberösterreich (mehr Dolichoide und Meso-, weniger Brachycephale bei Dunkelhäutigen) übereinstimmt.

Die dunkelhäutigen Männer Salzburgs im Allgemeinen sind von derselben Statur wie jene Niederösterreichs, etwas grösser als die von Oberösterreich (1668 mm), haben aber in den zwei gemessenen Richtungen kleinere Köpfe, als in den beiden genannten Ländern (Oberösterreich 186 mm und 153 mm, Niederösterreich 187 mm und 154 mm), wenn auch ihre durchschnittliche Brachycephalie in allen drei Ländern die gleiche ist.

Typus	Salzburg				Oberösterreich				Niederösterreich			
	Körperlänge	Kopf-			Körperlänge	Kopf-			Körperlänge	Kopf-		
		Länge	Breite	Index		Länge	Breite	Index		Länge	Breite	Index
Heller	1672	184	153	831	1666	186	154	827	1681	187	154	823
Dunkler	1681	186	153	822	1667	186	154	827	1678	186	153	822
Lichter Misch- . .	1687	187	155	828	1665	186	154	827	1680	187	155	828
Dunkler Misch- . .	1678	185	154	832	1674	186	155	833	1674	186	153	822
Hellbrauner Misch- .	1678	184	153	831	1670	186	154	827	1679	187	154	823
Graubrauner Misch- .	1673	185	153	827	1664	186	154	827	1678	187	154	823

Die verschiedenen Typen Salzburgs, wohl verschiedenen Wuchses, besitzen im Allgemeinen die gleiche brachycephale Kopfform, trotz der wenn auch wenig verschiedenen Maasse; übrigens ist auch die Brachycephalie beim hellen Typus (831), sowie beim hellbraunen (831) und dunklen Mischtypus (832) stärker ausgesprochen, als bei den übrigen (822—827).

In Betreff der einzelnen Kopfmaasse ist die Länge am grössten beim lichten Mischtypus (187 mm), am kleinsten beim hellbraunen Mischtypus und hellen

Typus (184 mm), welches Maass in Oberösterreich überall, in Niederösterreich nahezu gleich ist.

Die Kopfbreite wieder ist ebenfalls beim lichten Mischtypus (155 mm) am grössten, bei den übrigen nahezu dieselbe und kleiner. Ueberhaupt differiren diese beiden Kopfmaasse in Salzburg mehr, als in den zwei anderen Ländern, in welchen dieselben auch etwas grösser sind.

Auch in Ober- und Niederösterreich sind alle diese Typen brachycephal, im letzteren Lande (822—828) alle untereinander gleich, im ersteren ebenfalls (827), mit einziger Ausnahme des mehr brachycephalen dunklen Mischtypus (833), welcher hierin dem gleichen Salzburgischen genau entspricht.

Die einzelnen Typen haben daher in Niederösterreich und ausser dem dunklen Mischtypus auch in Oberösterreich die ganz gleiche Kopfform, während sie in Salzburg im Grade der Brachycephalie von einander etwas abweichen, indem hier der dunkle Typus, der lichte und graubraune Mischtypus jenen in den beiden anderen Ländern genau gleichen, der helle Typus aber mit dem hellbraunen und dunklen Mischtypus eine stärkere Brachycephalie besitzen.

Typus	Dolichoide			Mesocephale			Brachycephale		
	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich
Heller	13·46	20·02	24·12	17·30	19·07	21·31	69·23	60·90	54·56
Dunkler	25·00	20·47	27·38	21·87	19·20	18·54	53·12	60·31	54·06
Lichter Misch-	11·11	21·42	27·27	11·11	22·61	14·77	77·77	55·95	57·95
Dunkler Misch-	18·10	19·49	24·68	20·68	20·07	19·08	61·20	60·42	56·22
Hellbrauner Misch-	18·60	22·01	24·85	22·09	21·46	17·51	59·30	56·51	57·62
Graubrauner Misch-	18·49	20·33	23·38	22·54	18·19	23·26	58·95	61·47	53·35

Die verschiedenen Typen betheiligen sich an den einzelnen Kopfformen in ungleicher Weise, besonders die zwei reinen Typen; beim hellen Typus finden wir 14 Dolichoiden (13·46%), 18 Mesocephale (17·3%), aber 72 Brachycephale (69·23%), wogegen der dunkle Typus nur 51 Brachycephale (53·12%), jedoch 21 Mesocephali (21·87%) und 24 Dolichoiden (25%), also viel mehr nicht brachycephale Individuen in sich fasst, als der helle, bei welchem wieder ansehnlich mehr brachycephale vorkommen.

Abgesehen vom lichten Mischtypus, der in viel zu geringer Zahl (9) vertreten ist, daher aussergewöhnliche Verhältnisszahlen darbietet, haben alle drei übrigen Mischtypen nahezu dieselbe oder nur wenig abweichende relative Anzahl der einzelnen Kopfformen, und zwar stets mehr dolichoide (18%) und mesocephale (20—22%) als der helle, weniger als der dunkle Typus, dagegen immer mehr brachycephale (59—61%) als dieser, weniger als der helle Typus.

In Oberösterreich fanden wir eine durchaus viel gleichmässigere Vertheilung der Kopfformen in den einzelnen Typen, ganz besonders bei den zwei reinen, und auch in Niederösterreich unterscheiden sie sich hierin nur wenig von einander.

Salzburg hat unter dem dunklen Typus die wenigsten Brachycephalen, unter dem hellen die wenigsten Dolichoiden, aber die meisten Brachycephalen; Niederösterreich beim dunklen Typus die meisten Dolichoiden; Oberösterreich hält immer die Mitte zwischen beiden.

Typus	Dolichoide					Mesocephale					Brachycephale				
	Zahl	Körperlänge	Kopf-			Zahl	Körperlänge	Kopf-			Zahl	Körperlänge	Kopf-		
			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index			Länge	Breite	Index
Heller	14	1684	191	148	774	18	1661	186	151	811	72	1673	182	155	851
Dunkler	24	1674	192	148	770	21	1703	188	152	808	51	1676	183	155	846
„ Misch-	21	1692	189	148	783	24	1670	187	152	812	71	1676	183	156	852
Hellbrauner Misch-	32	1694	190	147	773	21	1670	185	151	816	102	1674	182	155	851
Graubrauner Misch-	32	1689	190	149	784	39	1664	187	152	812	102	1671	182	155	851

Wir wollen nun Umschau halten, wie sich die verschiedenen Typen bezüglich der Statur und einzelnen Kopfformen gestalten.

Vorstehende Tabelle zeigt unter den Dolichoiden, freilich mitunter durch niedrige Zahlen vertreten, weshalb auch der lichte Mischtypus ganz bei Seite gelassen wurde, die grösste Körperlänge beim hellbraunen (1694 mm) und dunklen Mischtypus (1692 mm), dem zunächst der graubraune Mischtypus (1689 mm), dann erst der helle Typus (1684 mm) folgt; die Dolichoiden des dunklen Typus besitzen die kleinste Statur (1674 mm).

Die Durchmesser des Kopfes unterscheiden sich natürlich nur wenig, indem der dunkle Typus die grösste Länge (192 mm), der dunkle Mischtypus die geringste (189 mm), dagegen der graubraune Mischtypus die ansehnlichste Breite (149 mm), der hellbraune die geringste (147 mm) aufweisen. Deshalb gehen die Indices auch nur sehr wenig auseinander: Der dunkle Typus (770) hat den niedrigsten, der graubraune (784) und dunkle Mischtypus (783) den höchsten Index.

Bei den Mesocephalen ist dagegen der dunkle Typus (1703 mm) durch den höchsten Wuchs ausgezeichnet, höher als bei allen anderen, der helle Typus (1661 mm) und daneben der graubraune Mischtypus (1664 mm) durch den niedrigsten; die noch übrigen Mischtypen, der dunkle und hellbraune, nähern sich mit ihrer Körperlänge von 1670 mm mehr dem hellen als dem dunklen Typus.

Während ihre Kopflänge in ebenso engen Grenzen (185—188 mm) wie bei den Dolichoiden schwankt, bleibt ihre Kopfbreite fast bei allen Typen die gleiche (151—152 mm) und besitzt gleichfalls der dunkle Typus den kleinsten Breitenindex (808), die übrigen den unter einander gleichen von 811—816.

Die reichlich vertretenen Brachycephali stimmen in ihrer Statur bei allen Typen (1671—1676 mm) überein, was auch von ihren Kopfdurchmessern gilt, die blos um je 1 mm differiren, weshalb auch ihre Indices mit Ausnahme jenes des dunklen Typus (846), der also in allen drei Abtheilungen schmälere Köpfe, ähnlich wie in Oberösterreich besitzt, durchaus die gleichen sind (851, 852).

Aus dem Angeführten leuchtet ein, dass ähnlich wie in Ober- und Niederösterreich die brachycephalen Salzburger fast durchaus etwas kleineren Wuchses sind, als die dolichoiden, den dunklen Typus mit gleicher Statur beider ausgenommen; die Mesocephalen Salzburgs aber sind entgegen dem Befunde in den beiden anderen Ländern gewöhnlich die kleinsten, wovon freilich der dunkle Typus mit der höchsten Statur von allen eine auffallende Ausnahme macht.

Typus	Dolichoide			Mesocephale			Brachycephale		
	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich	Salzburg	Ober-österreich	Nieder-österreich
Heller	774	781	780	811	813	809	851	852	847
Dunkler	770	780	780	808	808	808	846	847	847
Lichter Misch-	—	780	781	—	812	809	—	857	853
Dunkler Misch-	783	785	780	812	808	808	852	857	852
Hellbrauner Misch-	773	778	780	816	808	809	851	847	847
Graubrauner Misch-	784	780	781	812	808	808	851	852	847

Die Indices der einzelnen Kopfformen bei den verschiedenen Typen können im Allgemeinen in den drei Ländern als nahezu gleiche bezeichnet werden, wiewohl hervorgehoben werden muss, dass alle Dolichoiden in Ober- und Niederösterreich gleiche Kopfformen, in Salzburg etwas schmälere besitzen, die Mesocephalen ebenfalls in ersteren zwei Ländern gleiche, in Salzburg aber ein wenig breitere Köpfe, endlich die Brachycephalen in Salzburg und Oberösterreich unter einander gleiche und etwas breitere Köpfe als in Niederösterreich haben.

Rücksichtlich der dolichoiden und mesocephalen Formen sind also Ober- und Niederösterreich, bezüglich der Brachycephali Oberösterreich und Salzburg einander gleich; Salzburg hat bei den Dolichoiden schmälere, bei den Meso- und Brachycephalen breitere Kopfformen als Niederösterreich.

Die vorstehenden Untersuchungen geben für die Salzburger Deutschen die nachfolgenden körperlichen Eigenschaften:

Sie sind im Allgemeinen mittelgross (1676 mm), selten klein, häufig aber gross, haben vorwiegend

dunkles (45%) und hellbraunes Haar (33%), viel seltener blondes (20%); ihre Augen sind meistens licht (54%), öfters grau (34%) als blau (18%) und auch öfters graubraun (26%) als dunkel (21%).

Wiewohl ihre Haut meistens weiss (64%) ist, so kommen doch auch nicht selten Individuen mit gelblicher (21%), ja noch dunklerer Färbung (15%) vor; die dunklen Nuancen der Haut paaren sich vorzüglich mit dunkler Haarfarbe.

Der reine helle (15%) und dunkle Typus (14%) findet sich unter ihnen nur in geringer, aber fast gleicher Zahl; die Mischtypen (70%) herrschen weitaus vor, besonders der hellbraune und graubraune.

Ihr Kopf ist 185 mm lang und 153 mm breit, also brachycephal (827), sowie auch im Einzelnen die Brachycephalen (60%) viel häufiger als die spärlichen Dolichoiden (18%) und etwas zahlreicheren Mittelformen (21%) vorkommen.

Alle Typen, nur wenig verschiedener Statur, besitzen im Allgemeinen ähnliche brachycephale Kopfform, freilich der helle Typus, sowie der dunkle und hellbraune Mischtypus eine etwas stärker ausgesprochene Brachycephalie.

Die Dolichoiden unter ihnen sind grösserer Statur als die Brachycephalen und gibt es unter dem hellen Typus überhaupt weniger Dolichoiden und mehr Brachycephalen, als unter dem dunklen.

Die Dolichoiden des hellbraunen und dunklen Mischtypus haben die grösste Statur (169 cm), die Mesocephalen des hellen Typus und graubraunen Myschtypus (166 cm) die kleinste.

Die verschiedenen Typen besitzen nahezu ganz gleiche Kopfformen.

Die Deutschen Salzburgs sind gegenüber jenen von Oberösterreich etwas grösser, seltener blonden, häufiger hellbraunen Haares, haben viel seltener blaue, dafür viel öfter graue Augen und dunkle Haut, weshalb die zwei reinen Typen überhaupt, der helle ganz besonders, in Salzburg seltener, die Mischtypen bedeutend häufiger anzutreffen sind.

Bei im Allgemeinen gleicher Brachycephalie sind die Dolichoiden in Salzburg spärlicher.

Im Vergleiche mit den Deutschen Niederösterreichs, mit welchen die Salzburger den gleichen Wuchs besitzen, haben die Salzburger öfters hellbraunes, viel seltener dunkles Haar, viel öfters lichte, vorzüglich graue, weniger dunkle Augen, häufiger dunkle Haut. Der dunkle Typus ist unter ihnen viel spärlicher, die Mischtypen sind viel zahlreicher; ihr heller Typus kleineren, dagegen der dunkle etwas grösseren Wuchses.

Ihr Kopf ist bei gleichen Maassen von derselben Brachycephalie; trotzdem sind unter den Salzburgern bedeutend weniger Dolichoide, aber mehr Brachycephale; bei ihnen besitzen die dunkelhaarigen Dolichoiden eine grössere Statur als die lichthaarigen, bei den Niederösterreichern umgekehrt.

Die Deutschen in Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg sind demnach mittlerer Statur, die Oberösterreicher etwas kleiner als die anderen, haben viel öfter dunkle als lichte Haare, in Niederösterreich und Salzburg braune und hellbraune, in Oberösterreich braune und blonde Haare und sind die lichthaarigen in Niederösterreich grösser, in den zwei anderen Ländern kleiner als die dunkelhaarigen.

Ihre Augen sind vorherrschend licht, in Niederösterreich blau, in Salzburg grau und nimmt deren Anzahl von Ost gegen West zu, jene der dunklen Augen in gleicher Richtung ab, wie auch nördlich der Donau mehr lichte Augen vorkommen, als südlich derselben.

Die lichten Augen combiniren sich besonders mit lichtem Haar, die dunklen und graubraunen Augen mit dunklem Haar.

Ihre Haut ist weit überwiegend weiss, wenn auch beiläufig bei einem Drittel gelblich bis selbst braun; je lichter die Haarfarbe, desto weniger, je dunkler dieselbe, desto mehr Individuen mit dunkler Haut; die Zahl der Dunkelhäutigen steigt von Ost gegen West.

Der reine helle und dunkle Typus treten überall gegen die viel mehr vorkommenden Mischtypen zurück und gibt es in Niederösterreich mehr Männer des dunklen als des hellen, in Oberösterreich wieder mehr des hellen als dunklen Typus, die beide in Salzburg in gleicher Zahl sich vorfinden. Der helle Typus nimmt von Ost nach West und von Süd nach Nord zu, der dunkle ab.

Die Männer des hellen Typus sind nur in Niederösterreich höheren, in Salzburg niedrigeren Wuchses als jene des dunklen; in Oberösterreich beide gleicher Statur.

Ihr Kopf hat im Allgemeinen brachycephale Form (Index 82) durch das ganze Gebiet, jedoch finden sich überall auch lange Formen, Dolichoide, deren Zahl sich von Ost nach West beträchtlich vermindert; überall herrschen die Brachycephalen vor, mit dem Unterschiede, dass deren Zahl von Ost nach West ansehnlich zunimmt und längs der Ufer des Donau-

stromes geringer ist, als in den uferfernen Landstrichen.

Die Männer dolichoider Kopfgestalt sind immer höheren Wuchses als die brachycephalen, ausserdem in Niederösterreich die lichthaarigen Dolichoiden grösser als die dunkelhaarigen; in Salzburg und Oberösterreich umgekehrt.

Beim reinen dunklen Typus gibt es mehr Dolichoide als beim hellen Typus.

Die verschiedenen Typen besitzen überall nahezu die ganz gleiche durchschnittliche Kopfform, nur sind die Dolichoiden in Salzburg, die Brachycephalen in Niederösterreich etwas schmäler.

Wenn wir nun bedenken, dass in Salzburg die Dunkelhaarigen aller Kopfformen grösserer Statur als die Lichthaarigen sind, was auch bezüglich des Wuchses vom hellen und dunklen Typus gilt, ferner, dass der helle Typus im Allgemeinen stärker brachycephal als der dunkle ist und dass unter dem ersteren mehr Brachycephalen und weniger Dolichoiden als unter dem letzteren vorkommen, und dem entgegenhalten, dass in Niederösterreich die Lichthaarigen grösserer Statur als die Dunkelhaarigen, dass ferner beide reinen Typen hier gleichen Wuchses und gleicher durchschnittlicher Kopfform sind, dass beim dunklen Typus nur wenige Dolichoiden mehr, aber ebenso viele Brachycephali wie beim hellen vorkommen, endlich, dass der helle Typus mehr Dolichoiden und weniger Brachycephalen als in Salzburg besitzt, so dürfte wohl der Schluss berechtigt erscheinen, dass die zwei reinen Typen in Salzburg und Niederösterreich (Oberösterreich hält zwischen beiden die Mitte, bald diesem, bald jenem sich annähernd) verschiedenen Ursprunges sind, also höchst wahrscheinlich auch verschiedenen Völkern angehören.

Salzburger.

Haare	Augen	Bezirk				Zusammen
		Zell am See	St. Johann	Tamsweg	Salzburg (Stadt und Land)	
Rothe	Blaue	1	1	—	2	4
„	Graue	1	—	—	1	2
„	Graubraune	—	—	—	3	3
„	Dunkle	1	1	—	1	3
Blonde	Blaue	4	2	7	28	41
„	Graue	12	8	4	33	57
„	Graubraune	10	4	1	13	28
„	Dunkle	—	—	—	6	6
Hellbraune	Blaue	13	6	4	23	46
„	Graue	23	16	13	40	92
„	Graubraune	11	8	7	23	49
„	Dunkle	10	10	—	14	34
Braune	Blaue	6	4	2	19	31
„	Graue	28	6	12	36	82
„	Graubraune	23	7	6	56	92
„	Dunkle	18	11	7	54	90
Schwarze	Blaue	1	—	—	1	2
„	Graue	—	—	—	1	1
„	Graubraune	—	1	—	—	1
„	Dunkle	—	1	2	3	6
	Summe . .	162	86	65	357	670

Literaturberichte.

11.

Koenen, Konstantin: Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. 154 pp. mit 590 Abbildungen auf XXI Taf. Bonn, P. Hanstein's Verlag, 1895. 8°.

Dieses Buch enthält natürlich nicht das, was der Titel, wörtlich genommen, verspricht: eine Darstellung der Kenntnisse, welche man in vor- und frühgeschichtlicher Zeit von Gefässen gehabt hat, sondern eine Darstellung unserer heutigen Kenntnisse von den Gefässen jener Zeiten. Es ist aber auch keine vollständige „Gefässkunde" in diesem letzteren Sinne, sonst müsste darin — wenn schon nicht gerade von den vorkeramischen Gefässen der ja sonst mitbehandelten älteren Steinzeit — doch wenigstens von den Bronzegefässen der Metallperiode die Rede sein.

Der Verfasser beschränkt sich jedoch, abgesehen davon, dass er in den Abschnitten über die vorrömische Zeit verhältnissmässig viel über die Beschaffenheit der Fundorte, über andere charakteristische Typen derselben und über die physische Qualität der Menschen, auf welcher diese zurückgehen, beibringt, ganz auf die Thongefässe, und es wäre zweckmässig gewesen, das schon im Titel zu sagen.

Koenen will durch sein Buch erreichen, „dass Jedermann, der ein Gefäss oder eine Scherbe findet, nicht blos beurtheilen kann, ob sein Fund vorrömisch, ob er römisch oder fränkisch ist, sondern auch, in welche speciellere Epoche der genannten Zeiträume derselbe gehört". Zu diesem Zwecke würden etwas bessere Abbildungen dienlicher sein, obwohl die gebotenen ja eigentlich zur Noth genügen; vor Allem aber müssten die Tafeln übersichtlicher eingerichtet sein. Allein keine Ueber- oder Unterschrift, kein chronologisch geordnetes Verzeichniss der Abbildungen gibt erste Auskunft oder erleichtert das Aufsuchen der betreffenden Textstellen.

Die Uebersicht der Perioden beginnt mit einem „aolithischen" Zeitalter (so S. 2, 3 und 32; auf S. III heisst dasselbe „äolitisch" [sic]), gemeint ist wohl das „Eolithique" G. de Mortillet's, welches füglich hätte wegbleiben können. Auch die populäre Darstellung der paläolithischen Periode (S. 3—11) hätte sich der Verfasser ersparen können oder besser gethan, kurz zu sagen, warum die diluvialen Jägerstämme kein Thongeschirr gekannt und was sie etwa an dessen Stelle besessen haben. „Ohne Gefässe," wie Koenen auf S. 2 schreibt, waren sie wohl nicht. Im neolithischen Zeitalter behandelt er hauptsächlich nach Klopfleisch und Tischler als ältere Arten die Typen der Bandkeramik und der megalithischen Gräber, als jüngere Arten die schnurverzierten, geschweiften Becher und verwandte Gefässe. In der Bronzezeit werden vier, in der Hallstatt- und La Tène-Periode je zwei Stufen mit ihren charakteristischen Typen unterschieden. Die römische Kaiserzeit zerfällt in eine erste, mittlere und spätere, die fränkische Zeit in eine merovingische, eine früh- und eine spätkarolingische. In der Behandlung der römischen Gefässe tritt, wie auch hin und wieder in den früheren Abschnitten, wirkliche, durch eigene Ausgrabungen erworbene Kennerschaft zu Tage; hier hat die fleissige Arbeit selbstständigen, auch über das Rheingebiet hinausreichenden Werth.'

Wir müssen uns den praktischen Zweck dieses Buches vor Augen halten, und es soll daher nicht als Vorwurf ausgesprochen werden, dass eine eigentliche Vertiefung in den Gegenstand nirgends zu bemerken ist. Gerade jetzt herrscht in Fragen, welche die älteste Keramik betreffen, eine Ideenbewegung, von welcher der Verfasser keine Ahnung zu haben scheint. Die vorkeramischen Stammformen der Thongefässe, die eigenthümliche historische Stellung des Thongeschirres im primitiven Hausrath (vgl. darüber v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 215 ff.). Sinn und Geschichte seiner Formen und namentlich seiner Verzierungen, jetzt so wunderbar erhellt durch die Entdeckungen der Ethnologie, all' das findet keine Berücksichtigung, obwohl die älteren rheinländischen Thongefässe durchaus nicht mit dem Fluche geschlagen sind, blos als Material zur chronologischen Bestimmung verschiedener Fundschichten dienen zu können.

M. Hoernes.

12.

Bobrinskj, Graf Alexei: Kurgane und zufällige archäologische Funde in der Nähe von Smela. Zweiter Band. Die Tagebücher der Ausgrabungen während der Jahre 1887—1889. Folio. St. Petersburg 1894. XXIII + 227 S. mit Karten, Plänen, Holzschnitten im Text und 30 Tafeln. (Russisch.)

In den Sitzungsberichten der Gesellschaft (Nr. 4 und 5, April und Mai 1889, S. 47) habe ich den ersten Band dieses ausgezeichneten Werkes kurz angezeigt. Am Ende des vorigen Jahres ist nun der zweite Band erschienen, ebenso vortrefflich ausgestattet wie der erste, ebenso reichlich mit Tafeln, Karten und Plänen versehen. Derselbe berichtet über die Ausgrabungen, die während der Jahre 1887—1889 angestellt worden sind; ausserdem sind in grosser Menge genaue Erörterungen über verschiedene archäologische Fragen, zusammenfassende Darstellungen und Kritiken angefügt, die von hohem Interesse sind.

Die Ausgrabungen umfassen Kurgane im Gouvernement Kiew bei Smela (Kreis Swenigorodka und Tscherkassy) und in dem angrenzenden Theile des Gouvernements Poltawa (Kreis Romny). Im ersten Bande wurde über 53 Kurgane berichtet; im zweiten Bande über 195 Kurgane (Nr. 54 bis 248). Ein Auszug aus den sehr eingehenden Detailschilderungen lässt sich nicht geben, wohl aber dürfte es von Interesse sein, aus der Einleitung (I—XXIII) die in gedrängter und übersichtlicher Weise vom Verfasser gezogenen Schlüsse in Kürze mitzutheilen. Der Verfasser ist auf Grund seiner umfassenden archäologischen Studien — geleitet von den Ergebnissen der Ausgrabungen — mehr als wohl ein Anderer im Stande, uns eine Schilderung der verschiedenen Culturepochen Südrusslands zu liefern — eben auf Grundlage der Resultate der Kurgan-Untersuchungen. Der russische Historiker Sabelin hatte nur zwei verschiedene Kurgan-Perioden unterschieden, eine ältere und eine jüngere. Professor Samokwassow, über dessen ausgedehnte Arbeiten wiederholt auch in deutschen Journalen berichtet worden ist, unterschied in Rücksicht auf die Kurgane folgende Perioden (1889, Moskauer archäologischer Congress):

1. die kimmerische Periode bis zum VI. Jahrhundert v. Chr. Geb.;

2. die skythische Periode VI. bis II. Jahrhundert v. Chr. Geb.;

3. die sarmatische Periode vom I. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis V. Jahrhundert n. Chr. Geb.;

4. die slavische Periode vom VI. bis XI. Jahrhundert n. Chr. Geb.;

5. die mongolisch-tatarische Periode vom XII. bis XVI. Jahrhundert n. Chr. Geb.

Professor Antonowitsch, Kiew, theilt mit Rücksicht auf das Gebiet des mittleren Dnjestr die Kurgane in drei Gruppen:

1. die Kurgane des Steinalters;

2. die skythischen Kurgane;

3. die slavischen Kurgane.

Graf Bobrinskj gibt nun folgende Eintheilung, die übrigens zunächst nur für das Gebiet Kleinrusslands Geltung haben soll.

I. Die Stein-Bronze-Epoche. Sie fällt mit der ersten Periode Samokwassow's zusammen, doch scheint es dem Verfasser verfrüht, bereits eine chronologische Grenze festzustellen. Als charakteristische Kennzeichen dieser Epoche sind anzusehen: Waffen und Geräthe aus Stein, grobgearbeitete Gefässe aus Thon, Gegenstände aus Knochen, angeschärfte Stosszähne eines Wildschweines, rothgefärbte Menschenknochen, Farbeklumpen, Knochen verschiedener Thiere, namentlich vom Hornvieh, fast gar keine Pferdeknochen, Knochen solcher Thiere, die jetzt in jenen Gegenden nicht mehr vorkommen: Bär, Bos primigenius, Biber, Auerhahn, Flussmuscheln; Silber und Gold fehlen; mit Asche gefüllte Thongefässe. Ein eingehendes Studium wird unzweifelhaft die Möglichkeit geben, eine weitere Eintheilung dieser Epoche mindestens in zwei Perioden, eine ältere und eine jüngere, vorzunehmen.

Die ältere Periode könnte schon jetzt charakterisirt werden durch die vollständige Abwesenheit jeglicher Metalle, ferner fast aller Beigaben; nur selten finden sich steinerne, ungeschliffene Geräthe, kleine Feuersteinschaber, Pfeilspitzen, kleine, aus freier Hand ohne Drehscheibe angefertigte Thongefässe, rothgefärbte Knochen; gekrümmte Lage der Todten. Die zweite, jüngere Periode ist folgendermassen charakterisirt: Vorkommen von Steinhämmern, Bronzesachen, Töpfen mit flachem Boden, die Skeletknochen schwach oder gar nicht gefärbt, Uebergänge aus der gekrümmten in die gestreckte Lage der Todten, völlige Abwesenheit bronzener Pfeilspitzen.

II. Die skythische Epoche. Den Beginn dieser Epoche kann man in das VII. oder VI. Jahrhundert v. Chr. Geb. setzen. Das Ende dieser Periode mit Sicherheit in die Zeit des I. oder II. Jahrhunderts v. Chr. Geb. zu verlegen, scheint dem Verfasser noch zu früh. Als charakteristische Kennzeichen der Kurgane dieser Epoche müssen gelten: Gegenstände aus Eisen, Schwerter, Dolche, Beile, Lanzenspitzen, Pferdegeschirre, bronzene Pfeilspitzen, goldene und silberne Gegenstände, verschiedene Schmucksachen, Bernstein. Muscheln aus dem Mittelmeer, sorgfältig gearbeitete Thongefässe, Farbeklumpen, reichliche Pferdeknochen und das Wichtigste: allerlei Gegenstände griechischer Kunst.

Der Verfasser schlägt vor, die skythische Epoche in zwei Perioden zu theilen: in eine ältere und eine jüngere, die er als neoskythische Perioden zu bezeichnen wünscht. Beide Perioden sind mehr oder weniger leicht von einander zu trennen. In der älteren Periode sind die Gegenstände griechischer Kunst noch sehr selten, die vorkommenden sind massiv, schwerfällig — schwarze, sogenannte etruskische Gefässe, Schalen mit hohen Henkeln, bronzene Nadeln, selten geschärfte Feuersteine, massive Pferdegebisse aus Bronze; eiserne Sachen sind noch selten; häufig Thonschalen mit Schafsknochen. In der jüngeren neoskythischen Periode finden sich in den Gräbern viel goldene Gegenstände, seltener silberne; die Producte griechischer Kunst sind schon zahlreicher: Gefässe, kleine Fläschchen, Schalen, schöne Perlen, Anhängsel, Figuren u. s. w., zahlreiche Pfeilspitzen aus Bronze; eiserne und knöcherne Pfeilspitzen sind verhältnissmässig selten.

III. Eine dritte, von Samokwassow als sarmatische Epoche benannt, fest anzunehmen, scheint dem Verfasser noch zu früh. Freilich sieht man Gräber, die noch nicht als slavisch zu bezeichnen sind; aber ist die Bezeichnung sarmatisch zutreffend? Gegenstände römischer Arbeit, auf die Professor Samokwassow sich bezieht, sind in Südrussland sehr selten.

IV. Eine slavische Epoche (Samokwassow) ist deutlicher zu erkennen. Man kann dieselbe vom VI. bis VIII. Jahrhundert n. Chr. Geb. abgrenzen; doch finden sich so viel nichtslavische Gräber in dieser Epoche, dass es nothwendig ist, den Namen der Anten hinzuzufügen und die Epoche als anto-slavische zu bezeichnen. Charakteristische Kennzeichen sind: byzantinische Gegenstände, orientalische und westeuropäische Kunstgegenstände, Gold selten, viel Silber, fast gar keine Gefässe; um die Todten eiserne Nägel, eiserne Messer, Feuerstahl, silberne Ringe, Perlen, Ohrgehänge, weiblicher Kopfputz, Pferdeskelette, die Krieger hoch zu Ross begraben, kegelförmige Helme.

V. Die fünfte, von Samokwassow als die mongolisch-tatarische Epoche bezeichnet, kann nach Ansicht des Verfassers ganz fortgelassen werden. Die in den Gräbern gefundenen tatarischen Münzen sind ganz sicher bestimmbar; man kann daher jeden Kurgan nach den betreffenden Münzen als einen Kurgan des XIII. bis XVI. Jahrhunderts bezeichnen.

Die Textcapitel I (S. 1—21), II (S. 22—32), III (S. 33 bis 50), IV (S. 51), VIII (S. 51—112), IX (S. 113—125) geben die Schilderung der Ausgrabungen des Grafen Bobrinskj selbst. Capitel X (S. 137—156) liefert ein Referat über die archäologischen Arbeiten des H. Ossowski, die Kurgane bei Swenigorodka betreffend. Capitel XI (S. 169—179) gibt eine Schilderung der im Gouvernement Poltawa durch Herrn Masaraki ausgeführten Ausgrabungen. Capitel VI (S. 183—195) gibt eine Zusammenstellung der Maasse der gefundenen Schädel und Knochen. Capitel VII (S. 196—200) bespricht einige zufällige Funde.

Wie ich schon im Eingange bemerkte, sind den einzelnen Detailschilderungen allgemeine Erörterungen und zusammenfassende Darstellungen angefügt. Es sei in Kürze auf einige derselben hier hingewiesen: eine Auseinandersetzung über die sogenannten Spinnwirtel, deren Bedeutung noch keineswegs sicher ist, da sie auch in verschiedenen männlichen Gräbern gefunden wurden; eine Erörterung über die eigenthümliche Sitte, die Todten mit Farbstoffen zu bestreuen, eine Erörterung der Thatsache, warum in den beraubten und ausgeplünderten Gräbern die Knochen zerschlagen seien. Der Verfasser ist der Ansicht, dass dies auf eine bald nach der Bestattung ausgeführte Leichenschändung zurückzuführen sei. Die Sieger hätten sich an den Besiegten gerächt, die Leichen geplündert und zerschlagen. Von Interesse ist die Schilderung des kolossalen Erdwerks (Gorodischtsche) zu Matronensk.

Die Kurgane, die äusserlich, abgesehen von ihrer verschiedenen Grösse, nicht viel Unterschiede zeigen, weisen im Inneren sehr verschiedenartige Gräber auf; bemerkenswerth ist, dass die meisten der Gräber ausgeplündert und beraubt sind. Die Gräber liegen meist unter dem Niveau des Erd-

bodens, wobei spätere Generationen den aufgeschütteten Kurgan als Begräbnissplatz benützten, so dass ein und derselbe Kurgan Gräber sehr verschiedener Zeitepochen beherbergen kann. Als besondere Gräber sind diejenigen mit grossem Grabgewölbe anzusehen. Ein Schacht führt in den Erdboden und durch einen seitlich sich erschliessenden Gang in ein aus Holz errichtetes verschliessbares Grabgewölbe (Taf. I). Kurgane mit Urnengräbern sind selten, sie gehören offenbar gar nicht den in jenen Gegenden ansässigen Völkern an (vielleicht Gräber von Fremdlingen). Der Verfasser erörtert die Frage nach der Bedeutung dieser Gräber nicht weiter.

Abgesehen von den Karten und Plänen, sind dem Werke 30 Tafeln beigefügt. Taf. I gibt schematische Abbildungen der Gräber und die Anordnung der gefundenen Skelette; die Taf. II bis XXV geben vorzügliche Abbildungen der verschiedenen in den Gräbern gefundenen Gegenstände; wir lenken insbesondere die Aufmerksamkeit auf die Tafeln mit Goldsachen (IX, X, XI, XII, XIII, XVI, XVII, XXI. XXII). Taf. XVI gibt eine sehr lehrreiche Uebersicht über die Ornamente, Taf. XXVII und XXVIII Abbildungen von vier männlichen, Taf. XXIX und XXX Abbildungen von vier weiblichen in den Kurganen gefundenen Schädeln. **L. Stieda.**

13.

Jastrebow, W. N.: Materialien zur Ethnographie Neurusslands (Matierialy po etnografiji nowa rasijskowa kraja). Odessa 1894.

Diese überaus reichen Materialien wurden von W. Jastrebow in zwei nördlichen Districten des Gouvernements Cherson gesammelt. Das Territorium, welches der emsige Verfasser zu erforschen suchte, die Umgegend von Elisabethgrad und Alexandrien, bietet für den Ethnographen ein grosses Interesse. Einst dem freien Kosakenheer angehörend, wurde es nach der Aufhebung der Sicz 1775 von Serben, Bulgaren und Rumänen colonisirt. Und obwohl die Zahl der fremden Ansiedler bedeutend war, wurden sie alle binnen 100 Jahren ruthenisirt. Ob die Gruppe, wie es W. Jastrebow durchaus will, deshalb einen neuen Namen, den der Neurussen, verdient, ist wohl zweifelhaft; eine Untersuchung aber vorzunehmen, ob und wie viel Südslavisches die neuen Ruthenen besitzen, wäre sehr verdienstlich. Wenngleich Jastrebow's Buch die Frage unberührt lässt, muss es trotzdem seines Inhaltes halber für eine der Vorarbeiten in dieser Beziehung angesehen werden.

Die „Materialien" bestehen aus zwei Theilen: 1. Volksglaube (beim Verfasser heisst es „Aberglaube") und Brauch; 2. Legenden, Märchen und Erzählungen.

Die Anordnung des ersten Theiles ist leider sehr wenig zweckmässig. Dies ist desto mehr zu bedauern, als das Buch sich durch seinen Reichthum an Inhalt auszeichnet. Durch gute Gruppirung des Angesammelten wäre sein Werth bedeutsam gesteigert worden.

Nach dem Vorbilde Czubinski's, eines verdienten Ethnographen, dessen Name die von der leider aufgelösten „Südrussischen ethnographisch-geographischen Gesellschaft" besorgte mehrbändige Sammlung der ruthenischen Materialien zur Volkskunde trägt, beginnt W. Jastrebow von der Sonne und dem Mond oder den „Vorstellungen von der Aussenwelt", wie es bei Czubinski lautet. Es ist wohl wahr, dass die Sonne sehr gross ist und der Mensch, mit ihr verglichen, winzig klein erscheint; auch ist es wahr, dass sie im Menschenleben eine ungemein wichtige Rolle spielt; doch scheint mir dies Alles nicht genügend, um bei der Ordnung der folkloristischen Beiträge ihr und ihren Sagen dem Mond den Ehrenplatz einzuräumen. Mit der Geburt des Menschen die Sammlung zu eröffnen, mit seinem Wachsen und Heranreifen, seinen Leiden und Freuden, fortzufahren und die Vorstellungen von der Aussenwelt erst da hineinzuweben, wo sie sich schon entwickelt haben und wo sie unumgänglich zur Vervollkommnung des Bildes sind, scheint mir am passendsten und am zweckmässigsten.

Nach der Sonne und dem Mond kommen die Wochentage, dann kehrt Jastrebow zu Constellationen und Mondfinsternissen zurück. Hängen die einzelnen Wochentage vom Monde ab? Gehören sie nicht eigentlich zum Volkskalender, einer Rubrik, welche im besprochenen Buche existirt und wieder schlecht geordnet, aber reich ausgestattet ist? Hierauf kommen die Wettererscheinungen, hernach die Vorstellungen vom Erdinneren, von Walfischen, welche die Erde halten, vom Berührungspunkte des Himmels und der Erde. Dies Alles würde sich viel besser in der kosmologischen Abtheilung neben den Mondfinsternissen ausnehmen.

Die Reihe kommt an die Thiere. Hie und da thut der Verfasser Ursprungssagen oder Zauberformeln (Besprechungen der Krankheiten der Hausthiere, Zauberformeln gegen die Wölfe) hinein. Die Sagen gehören ja zum zweiten Theile und die Zauberformeln, insbesondere die medicinischen, sehen den in Menschenkrankheiten angewandten so ähnlich, dass sie eigntlich insgesammt eine besondere Gruppe, Volksmedicin betitelt, bilden sollten. Was noch? W. Jastrebow erzählt uns, warum die Hasen ohne Schwanz geblieben sind. Die Erzählung ist ein einfaches Lügenmärchen, endigt nur zufällig mit den Worten: da riss mein Grossvater dem Hasen den Schwanz ab und deshalb sind die Hasen schwanzlos. Warum fand es nicht seinen Platz im zweiten Theile, wo die Lügenmärchen besonders gruppirt wurden?

Solche Beispiele könnten wir mehr anführen. Doch lassen wir das auf sich beruhen und nehmen nur das Schema der folgenden Seiten in Augenschein. Den Thieren leisten Vögel, Reptilien und Fische Geleit, dann begegnen wir Beiträgen zum Volksglauben, welche sich auf Feld- und Gartenarbeiten beziehen, dem Kalender und den „Vorstellungen vom Menschen", den Träumedeutungen, der Volksmedicin, dem Liebeszauber, den Hexen und den Vampyren, den Ertrunkenen und den Nixen, den Werwolfen und den Cynocephalen, den Hauskobolden, den Unheilgöttern (zlydni), der Schwangerschaft und Geburt, der Taufe, der Kindheit (hiebei eine sehr reiche Sammlung von Kinderspielen), der Hochzeit und dem Begräbnisse.

Die Hexen- und Vampyrenabtheilung enthält wieder eine Anzahl Volksmärchen. Seite 64 befindet sich das Märchen vom Mädchen, welches den Urheber ihres Todes drei Nächte an ihrer Leiche verbringen heisst, um ihn zu fressen. Wie in den meisten Fassungen, weiss auch hier der junge Mensch sich das Unheil vom Leibe zu halten. Unter den Erzählungen von Cynocephalen finden wir eine Version des Polyphemmythus (S. 81), zwei Versionen des Märchens „Von Einem, der auszog, Fürchten zu lernen" (S. 81—83), das vierte Märchen endlich (S. 80—81) enthält viel Gemeinsames mit der „Weissen Schlange".

Neun erste Nummern des zweiten Theiles bilden Legenden aus. Auch hier verfährt W. Jastrebow in der Anordnung des Stoffes ziemlich oberflächlich. Die siebente Nummer ist das in Osteuropa wohlbekannte Märchen von der bald Sonnen-, bald Windtochter, welche ihrem Gemahl Glück bringt und

statt seiner allerlei Wunderthaten ausführt. In der Jastrebow-schen Fassung wird die Halbgöttin dem Menschen vom christlichen Gott zum Lohn für den ihm geopferten Weihrauch geschenkt. Dies ist das einzige Eingreifen der christlichen Mächte in unseren Stoff; ob er deshalb in die Legenden eingereiht werden soll, erscheint zum Mindesten fraglich.

Kaum glücklicher ist der Verfasser da zu nennen, wo er das Märchen „Vom Lämmlein", eigentlich nichts Anderes, als das bekannte „Tischchen deck' dich", „Goldesel und Knüppel aus dem Sack", unter die Legenden bringt. Das Lämmlein, welches hier die Rolle des Tisches spielt, wird vom heiligen Nikolaus geschenkt, in der polnischen und deutschen Fassung aber ist der Wohlthäter ein einfacher Meister. Die Erzählung, wie sie Jastrebow gibt, kann höchstens an der Grenze des Märchens und der Legende angebracht werden.

Zwei erste Legenden: Gott stiehlt dem Teufel den Donner, der Teufel will sich rächen, erschafft neue Menschen und sucht mit ihnen den Himmel zu erstürmen, heruntergeschleudert, baut er die Hölle; der Teufel will den Armen reich machen, doch misslingt es ihm zu wiederholten Malen, im Gegentheil, Gott erreicht sofort seinen Zweck, können wohl apokryphischen Ursprungs sein; die anderen: Gott und der heilige Petrus, die Regierung der Frauen, der arme Mensch und der heilige Nikolaus sind verbreiteter.

Die erstere bildet einen interessanten Beitrag zu Schicksalsvorstellungen des ruthenischen Volkes. Ein armer Mensch, der eine Frau und ein Dutzend Kinder zu ernähren hat, geht auf den benachbarten Meierhof Arbeit zu suchen. Unterwegs, wie es schon dämmert, erblickt er eine Hütte. Da er noch in der Nähe des Dorfes ist, so weiss er wohl, dass diese Hütte nie zuvor dagestanden war. Er tritt ein; da sieht er die Zimmer hell beleuchtet und auf den Tischen eine Fülle von Speisen. Er machte sich an's Essen und nachdem er sich gesättigt hat, verbirgt er sich. Bald öffnet sich die Thür. Gott und der heilige Petrus treten ein und setzen sich zu Tische. Das Mahl ist noch nicht zu Ende, da kommt ein Engel geflogen. „Ein Kind wurde geboren," spricht er. „wie soll sein Schicksal sein?" „So wie das unsrige heute ist," erwiderte Gott.

Am folgenden Abend findet sich der Bauer in derselben Hütte ein. Alles ist wie zuvor. Nachdem Gott und sein Begleiter fortgegangen sind, kriecht er aus dem Versteck hervor, nimmt allerlei Speisen mit und bringt sie der Frau. Gleichzeitig erzählt er ihr Alles. Nun, sagt ihm Jene, wenn heute der Engel fortfliegt, frage Gott nach deinem Schicksal.

Wie Abends der arme Mensch in die Hütte kam, fand er daselbst nur eine winzige Talgkerze und einen Laib Brot. Gott und der heilige Petrus traten herein und begannen Brot zu speisen. Der Engel flog wieder heran mit der vorigen Frage. „Das Schicksal des heute geborenen Kindes soll wie das unsrige heute sein," entschied Gott. Nach des Engels Fortgang kroch der Bauer unter dem Tische hervor, kniete vor den Heiligen nieder und fragte nach seinem Glück. Armer Mensch, antwortete Gott, warum hast du nicht gestern oder vorgestern diese Frage gestellt? Hättest du es gethan, so wärest du fortan reich und glücklich, jetzt wirst du arm bleiben. Und Alles verschwand in demselben Augenblick. Da brach der Bauer in Thränen aus und richtete seine Schritte nach Hause.

„Die Regierung der Frauen" enthält die bekannte Legende von der bösen Frau, welche zwei während ihrer Abwesenheit von dem Manne beherbergte Wanderer durchprügelte. Sie beginnt bei dem am Rande Liegenden — gewöhnlich ist es der heilige Petrus, hier sind der Wanderer drei und der Geschlagene ist der heilige Paulus — und geht nach einem Zeitraum zum anderen über. Unterdessen haben die Schlafenden ihre Plätze gewechselt, so dass der heilige Petrus eine neue Tracht Prügel bekommt.

„Der arme Mensch und der heilige Nikolaus." Ein armer Mensch lieh bei einem Reichen eine Summe Geldes aus. „Mein Bürge wird der heilige Nikolaus sein," sprach er. Bald starb er aber und der Reiche, erzürnt wegen seines Verlustes, bemächtigte sich der Leiche und des Bildes des heiligen Nikolaus, welches das einzige Gut des Verschiedenen ausmachte, lud sie auf den Wagen und fuhr auf den Jahrmarkt, die Leiche sowie das Bild fortwährend prügelnd. Ein junger Mensch kaufte die Geschmähten los, begrub den Todten, hing das Bild in seinem Hause auf und wurde vom Heiligen in Kurzem reich belohnt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass wir es hier mit einem Wiederhall des alten Gläubigergesetzes zu thun haben, welches Joseph Kohler in seinen rechtsvergleichenden Studien so schön behandelt hat.

Nummer 10 und 11 handeln von Teufeln, Nummer 12 von Schätzen. Besonders das zehnte Märchen ist sehr interessant: man beobachtet hier den Uebergang der Todtenerzählungen auf die Teufel. In einem litauischen Märchen von Leskien und Brugmann, „Des Flachses Qual" betitelt, sucht ein Mädchen den Augenblick, wo sie von dem Todten, den sie beleidigt hat, in Stücke zerrissen werden soll, durch erschöpfende Erzählung, wie lange man den Flachs bearbeiten muss, um einen Leinfaden daraus zu bekommen, möglichst zu entfernen. Ehe ich schliesse, denkt sie, wird der Hahn krähen. Das geschieht auch und sie zieht heil davon. Das ruthenische Märchen ist im Wesentlichen dasselbe, nur wird der Todte durch fünf Teufel vertreten.

Unter den folgenden Märchen (sieben, eigentlich acht an der Zahl) finden wir eine Fassung der Gedichte von Blaubart (Nr. 15) — statt des Ritters tritt ein Drache auf — und eine andere, welche mit „Hänsel und Gretel" manchen Zug gemein hat. Wie aber zuvor, beobachtet man auch jetzt bei Jastrebow ein wirkliches Aussterben der Volksmärchen. Die Motive lassen sich zwar wiederfinden, die breitspurige Erzählung aber, der Reichthum an Episoden gehen zurück. Wenn nicht Alles auf das Wortkargthum der Niederschreibenden zurückzuführen ist?

Vierzehn, grösstentheils des übernatürlichen Elementes bare Erzählungen, drei Lügenmärchen, ein Bündel Anekdoten von Juden, Zigeunern, Rumänen und Weissrussen und etwa hundert topographische Eigennamen sammt Erklärung ihres Ursprungs füllen die letzten 35 Seiten aus. Die Mehrheit der ersten Gruppe trägt einen nationalen Charakter, doch könnten zu einigen Parallelen gefunden werden. Vornehmlich Nr. 33, „Die böse Frau", Gedichte des Umbringens eines Gemahls durch eine Gattin, scheint mir occidentalischen, vielleicht italienischen Ursprungs zu sein.

W. Bugiel.

C. exc.

Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn).

Von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 102 Text-Illustrationen.)

A. Einleitung.

In meiner Arbeit „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn" (erschienen im XXIV. Bd. dieser Mittheilungen, S. 155 ff.) sprach ich es vermuthungsweise aus, „dass die Wohnverhältnisse der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung im westlichen Theile Ungarns, zum Mindesten von dem Höhenzuge an, der sich südlich von der Güns nach Osten erstreckt, bis nördlich zur Donau und darüber hinaus, und zwar so weit die Bevölkerung dieses Theiles von Ungarn die deutsche Sprache ihre Muttersprache nennt, allenthalben dieselben seien". Meine Annahme kann ich für den Strich von Oedenburg gegen Süden bis zur Güns nach all' dem, was mir über die Form des Bauernhauses von Kennern dieser Gegend gesagt wurde, heute bereits als feststehende Thatsache betrachten. Was demnach in Bezug auf Besiedlung, Besitz- und Wohnverhältnisse, Dorfanlage und Mundart der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung in der Gegend um Oedenburg in meiner oben angeführten Arbeit gesagt ist, wird voll und ganz auch für die deutschen Dörfer (vorerst sind diese es ausschliesslich, welche den Gegenstand meiner Untersuchungen in Bezug auf das Bauernhaus bilden) südlich von Oedenburg bis zur Güns gelten.

Durch eine Unterstützung, welche mir von Seite der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zutheil ward und für welche dieser Körperschaft auch hier mein Dank gesagt sei, wurde es mir möglich, einem lange gehegten Wunsche nachzukommen und meine Forschungen noch weiter nach Süden auszudehnen.

Gegenstand meines Studiums bildete sonach das Bauernhaus der eigentlichen Heanzerei (stellenweise auch Heanzarei oder Hianzarei) [1]).

Es seien mir nun vorerst einige Worte zur Feststellung der Begriffe „Heanzen" und „Heanzerei" gestattet.

Die Deutung dieser Wörter ist bis jetzt noch nicht gelungen. Alles, was mir in Bezug darauf bekannt ist, baut sich auf Sagenhaftem und auf Vermuthungen auf. Ein Nachweis des Ursprunges dieser Wörter auf geschichtlicher Grundlage fehlt noch.

Zumeist bringt man den Namen der Heanzen mit Heinz oder Henz (Heinrich) in Verbindung. Schwicker, der einzige mir bekannte Autor, der sich mit den Heanzen in ausführlicher Weise befasst, führt in seinem Werke „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen" drei Traditionen an, die auf einen geschichtlichen Ursprung des Namens der Heanzen zurückführen wollen. Die eine erwähnt Kaiser Heinrich III., der wiederholt Kriegszüge nach Ungarn unternahm, die zweite einen Grafen Heinrich von Güssing und die dritte einen Henzo, den Besitzer der Burgen Bernstein und Schlaining, nach dem das ganze Gebiet „Henzonia" benannt worden sein soll.

So wie der Name der Heanzen einer sicheren Deutung durch die Geschichte entbehrt, so liess sich auch die Herkunft der Träger des Namens aus der Geschichte bis jetzt nicht feststellen.

Wie ich bezüglich der Stammbevölkerung Oedenburgs und seiner Umgebung die Annahme einer Besiedelung während jüngerer Zeit von aussenher nicht theilen kann (vgl. meine eingangs erwähnte Arbeit), sondern in den Bewohnern dieser Gegend Uransiedler erblicke, deren Vorfahren in vormagyarischer Zeit mehr in der Gegend am Plattensee ihre Quartiere gehabt haben mochten [1]) und durch die Anstürme der Magyaren oder vielleicht früher der Avaren in das westungarische Hügelland zurückgedrängt worden sein werden und, was nicht unwahrscheinlich ist, nach dem Zurückweichen der Avaren zur Zeit Karls des Grossen durch Zuzüge von Ansiedlern, die aus dem Westen, vielleicht aus der Rheingegend kamen, verstärkt worden sein dürften, so thue ich dies in

[1]) e und a bezw. i und a in den Wörtern Heanzerei und Hianzarei sind als Diphthonge aufzufassen; man theilt ab: Hean-ze-rei und Hian-za-rei. Ortweise hat das n nasalen Klang und das ei am Ende tönt oft wie ai. Im weiteren Verlaufe dieser Arbeit drücke ich bei der Schreibung der magyar. Ausdrücke das nasalirte n durch ñ, das tiefe a durch å und durch ë einen Mittellaut zwischen e und ö aus.

[1]) Vgl. auch Schwicker, „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen", S. 37 ff.

Hinsicht auf die eigentlichen Heanzen jetzt auch, und zwar umsomehr, als ich gelegentlich meiner Studienreise zur vollen Ueberzeugung gelangt bin, dass die Deutschen des Oedenburger Comitates mit den Deutschen im Eisenburger Comitate thatsächlich, wie ich es in meinem oben berührten Aufsatze nur als Vermuthung aussprach, einen Volksstamm bilden.

Es thut mir leid, dass ich der Kürze der Zeit wegen, die mir zur Verfügung stand, meine Untersuchungen in Bezug auf die Zusammengehörigkeit der Deutschen im Oedenburger und der Deutschen im Eisenburger Comitate nicht auch auf die körperlichen Eigenheiten des Volkes, auf Farbe der Haut, Augen und Haare ausdehnen konnte; doch glaube ich, in Nachfolgendem auch schon durch Vergleichung des Dialectes und die Vergleichung der Hausform die Richtigkeit meiner Behauptung darthun zu können.

Rücksichtlich des Dialectes kann ich nun sagen, dass derselbe bei den Deutschen des ganzen Eisenburger Comitates, jene wenigen Ortschaften an der steierischen Grenze abgerechnet, in denen das Hereingreifen des steierisch-österreichischen Dialectes bereits fühlbar wird — locale Abweichungen, welche freilich oft stark in's Ohr fallen, natürlich zugestanden — ganz derselbe ist, den die Deutschen im Oedenburger Comitate sprechen.

1. ist der schon in meiner Arbeit „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn" hervorgehobene und als charakteristisch anzusehende Diphthong ui in „Muida'" (Mutter), „Kui" (Kuh), „Pui'" (Bube), „Krui'" (Krug), „huischt'n" (husten), „schuiss'n" (schiessen), „guit" (gut), „g'mui'" (genug) u. s. w. im Eisenburger Comitate geradeso zu Hause wie in der Gegend von Oedenburg.

2. Zur Vergleichung des Dialectes habe ich aus der Mundart der Oedenburger besonders solche Wörter gewählt, die, weil sie nicht tagtäglich im Munde geführt werden, sondern im Wortschatze des Volkes im Verborgenen fortleben wie Veilchen unter wucherndem Gesträuch, im Laufe der Zeit am wenigsten Abänderung erleiden und deshalb als alte Marksteine an den Grenzen der Bereiche zweier Mundarten angesehen werden können. Bei hundert solchen Wörtern, die insbesondere Namen der Bestandtheile von landwirthschaftlichen Geräthen bezeichnen und die theils schon im Bd. XXIV., S. 115 ff., mitgetheilt wurden, theils im weiteren Verlaufe dieser Abhandlung verzeichnet werden sollen, habe ich nur zehn wirkliche Abweichungen feststellen können. Es spricht daher hinsichtlich der Mundart sozusagen nichts für eine nothwendige Trennung, wohl aber alles für die Zusammengehörigkeit der Deutschen im Oedenburger und im Eisenburger Comitate.

In meiner bereits öfter erwähnten Arbeit habe ich die Hoffnung ausgesprochen, dass sich durch die gründliche Erforschung des Dialectes der westungarischen Deutschen ihre Abstammung wird nachweisen lassen. Ich bin so glücklich, hier mittheilen zu können, dass sich, angeregt durch die wenigen Bemerkungen, die ich in jener Arbeit in Bezug auf den Dialect zu machen mich veranlasst sah, Fachleute, deren Namen in der Dialectforschung guten Klang besitzen, gefunden haben, die sich mit grossem Interesse der Sache zuwandten. Es sind zwei Herren, die so gütig waren, mir ihre Ansicht hinsichtlich der Zugehörigkeit der westungarischen Deutschen, soweit sie den heanzischen Dialect sprechen, brieflich mitzutheilen. Eine Klärung ist dadurch noch nicht erzielt worden, da die beiden Ansichten stark von einander abweichen.

Der eine der Herren schreibt: „Durch Ihre Arbeit belehrt, bin ich keinen Augenblick im Zweifel, dass auch die Hienzen oder Heanzen dem baier.-österr. Volksstamme voll und ganz angehören. Deren Wortschatz, Wortbildung und Wortfügung ist echt baierisch, denn auch das ma. ui = u der Stammsilbe und die Umform des neutralen Pronomens fehlen anderwärts im baier.-österr. Sprachgebiete nicht."

Aus der Zuschrift des anderen Fachmannes entnehme ich Folgendes: „Der Zweifel, welchem deutschen Stamme die Umwohner Oedenburgs angehören, besteht für mich nicht mehr; das „ui" für hochdeutsch „u" (Bluit, Guit, Kui, Krui', Gruib'm) ist rein altfränkisch, es findet sich ausnahmslos in allen mittelalterlichen Urkunden der Rhein-, Main- und Moselgegend; fraglich kann nur sein, ob die fränkische Besiedlung zur Zeit der Babenberger erfolgte oder aus der Zeit Karls d. Gr. stammt."

Ist solcherweise bei so auffallender Verschiedenheit der Urtheile zweier Fachmänner, die wohl nur darin ihre Ursache findet, dass das von mir über den Dialect Mitgetheilte zur Beurtheilung kein hinreichendes Material bot, die Zugehörigkeit der westungarischen Deutschen auch noch nicht festgestellt, so muss andererseits die Nothwendigkeit der Unterscheidung der heanzischen Mundart von der steierischen oder niederösterreichischen doch scharf betont werden. Es sollten weiterhin Behauptungen, wie ich sie neulich der jüngsten (15.) Auflage von „Brockhaus' Conver-

sations-Lexikon" entnommen, wonach die Oedenburger den niederösterreichischen, die Heanzen aber, die doch, wie oben hervorgehoben, mundartlich mit den Oedenburgern eins sind, den steierischen Dialect sprechen sollen, doch nicht mehr aufgestellt werden [1]).

Zur Klarstellung des Begriffes „Heanzerei" gehört nun noch die geographische Abgrenzung des Fleckchens Erde, das die Heanzen bewohnen.

Da nicht politische Landesgrenzen oder natürliche Scheidewände, wie Höhenzüge oder Gewässer, Volksstämme von einander trennen, sondern lediglich die unterscheidenden individuellen Eigenheiten der einzelnen Stämme und besonders deren Mundarten da die Grenzen bestimmen, so muss auch hier wohl Alles, was die gleiche Mundart spricht, zu einem Ganzen zusammengefasst werden, alle Deutschen also im Eisenburger und Oedenburger Comitate, so weit sie an den Grenzen von Steiermark und Niederösterreich nicht den steierisch-österreichischen Dialect sprechen, und die Bewohner des niederösterreichischen Viertels unter dem Manhartsberge, von denen ich schon Bd. XXIV vermuthungsweise sagte, dass sie ihrer Mundart nach zum heanzischen Volksstamme gezählt werden müssen. Dazu werden noch, woran ich heute schon nicht mehr zweifle, gerechnet werden müssen jene Deutschen im Wieselburger und Pressburger Comitate, von denen nicht nachgewiesen ist, dass sie in neuerer Zeit [2]) angesiedelt worden sind. Diese letzte Annahme wird erst durch weitere Untersuchungen festgestellt werden müssen. Bestätigt sie sich, so wäre die Kette von der Raab bis zur Thaja eine ununterbrochene und die Zusammengehörigkeit der Bewohner des niederösterreichischen Viertels unter dem Manhartsberge zu den deutschen Bewohnern des Eisenburger und Oedenburger Comitates eine nicht nur vollkommen erwiesene, sondern auch eine leicht erklärliche zugleich, da ja solchergestalt der ganze Volksstamm eine wenn auch von Süd nach Nord langgestreckte, so doch zusammenhängende Masse bilden würde.

Sollte sich die Zusammengehörigkeit all' der genannten Deutschen zu einem Volksstamme wirklich feststellen lassen, so wird es doch nicht angehen, sie alle zusammen mit dem Namen Heanzen zu belegen, noch weniger aber das ganze Gebiet, das sie bewohnen, die „Heanzerei" zu nennen. Rechnen sich doch schon die Deutschen in und um Oedenburg, ja die deutschen Bewohner des ganzen Oedenburger Comitates, obwohl sie nachgewiesenermassen mit den Heanzen den gleichen Dialect sprechen, nicht mehr zu den Heanzen, obwohl sie der heanzische Volksmund dazu zählt [1]).

Ich sprach darum schon von Anfang an von einer „eigentlichen" Heanzerei.

Die eigentliche Heanzerei umfasst nun den nordwestlichen Theil des Eisenburger Comitates, bestehend aus dem Günser, Oberwarther, Güssinger und der nördlichen Hälfte des Sct. Gotthарder Bezirkes [2]), mit anderen Worten, jenen Theil des westlichen Ungarns, der im Norden von der Güns, im Westen von der Lafnitz und im Süden durch die Raab begrenzt wird. Im Osten kann der sich nach Süden richtende Unterlauf der Pinka und eine von Burg (magyar.: Óvár, Station der Bahnstrecke Steinamanger-Pinkafeld) bis Güns gedachte Linie als Grenze angesehen werden.

Diese eigentliche Heanzerei ist es also, die ich zu Ostern des vorigen Jahres (1894) bereiste, um das Bauernhaus daselbst und was damit zusammenhängt, zu studiren. Die Zeit, die mir zur Verfügung stand, war leider etwas kurz bemessen, doch reichte sie eben hin, um das zu erschauen, was nöthig war, um in Nachfolgendem ein — so hoffe ich wenigstens — klares und relativ vollständiges Bild des Bauernhauses der Heanzerei zu liefern.

Bevor ich noch darauf eingehe, erlaube ich mir, einige Bemerkungen zu machen über meine Ausrüstung und den Vorgang bei meiner Excursion. Sie können vielleicht doch einem oder dem anderen der Leser dieser Zeilen dazu dienen, Nutzen daraus zu ziehen.

Da sich meine Reise nur auf einige Tage erstreckte, konnte ich meine Ausrüstung auf leichtes Gepäck allein beschränken. Dasselbe bestand in einem Tornister und aus einer Handtasche. Der Tornister enthielt einen photographischen Apparat und sechs

[1]) Brockhaus' Conversations-Lexikon, 15. Aufl., Bd. 5, S. 31.

[2]) Vgl. Schwicker, a. a. O., S. 219 ff.

[1]) Der heanzische Volksmund unterscheidet nämlich vier Arten von Heanzen: die Kotz'nheanz'n (die rauhen, rohen, ungeschlachten Heanzen) in der Gegend von Sct. Gotthard und Güssing; die geduldig'n Heanz'n (die gutmüthigen Heanzen; „wenn ma an sägg', ea' sull an in Å.... leck'n, sou tuit a's a); sie bewohnen das Pinkathal und seine Seitenthäler; die Pumm-Heanz'n (die eigentlichen, echten Heanzen) in der Gegend von Güns und die Spiag'lheanz'n (sie tragen an den Rockärmeln „Spiegel", die daher rühren, dass sie die Aermel, welche sie anstatt des Taschentuches benützen, häufig mit der Nase in Berührung bringen); sie bewohnen die Gegend um Oedenburg und Ruszt, also das Oedenburger Comitat. Schwicker bringt in seinem bereits öfter genannten Werke diese Bezeichnungen auch, ohne sie jedoch zu erklären.

[2]) Der südliche Theil des Sct. Gotthарder Bezirkes (südlich von der Raab) und der Olsnitzer Bezirk sind zum grössten Theile wendisch.

Doppelcassetten [1]), gefüllt mit einem Dutzend Trockenplatten, die Handtasche zwei weitere Dutzend Trockenplatten, eine rothe Laterne zum Einlegen der Platten, was ich stets in der Nacht besorgte, und ein paar der nothwendigsten Wäschestücke. Da insbesondere die Handtasche, vornehmlich der Platten wegen, doch ziemlich schwer wurde und das fortwährende Ab- und wieder Aufschnallen des Tornisters, wenn man ihn selbst trägt, nicht nur äusserst lästig, sondern auch zeitraubend wird, bediente ich mich auf meiner Wanderung stets eines Trägers. Er dient einem zugleich nicht allein als Führer, sondern auch als Auskunftsbureau über Alles, wofür man Interesse hat, und schliesslich auch als das beste Lexikon der örtlichen Mundart, für welche sich ja doch jeder Hausforscher nothgedrungen interessiren muss. Ich nahm mir in der Regel nach jeder dritten oder vierten Wegstunde einen neuen Träger, den ich gewöhnlich in einem jungen Burschen oder alten Manne ohne Mühe auftreiben konnte.

Auch über die Zeit, zu der ich meinen Ausflug unternahm, möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Wie ich bereits erwähnte, geschah er während der Osterferien (Ende März). Ich habe es mit der Wahl dieses Zeitpunktes sehr gut getroffen. Nicht nur der aufeinanderfolgenden Feiertage wegen, sondern auch deshalb, weil es auf dem Felde noch wenig zu thun gab, traf ich die Leute, wenigstens die Frauen, in den meisten Fällen zu Hause an, was in der Zeit der grossen Sommerferien selten der Fall ist. Ausserdem ist die Zeit des Vorfrühlings noch zweier Umstände wegen dem Sommer vorzuziehen: die Luft ist da noch nicht so heiss und abspannend, was dem fusswandernden Hausforscher sehr zugute kommt, und das Laubwerk der Sträucher und Bäume ist noch nicht entwickelt, was wieder der Hausforscher als Zeichner und Photograph nicht genug zu schätzen weiss. Besonders im nordwestlichen Theile der Heanzerei, als dessen Mittelpunkt man Oberschützen annehmen kann, welcher Ort mir so viel des Interessanten bot, hätte ich während der Sommerzeit kaum etwas anzufangen gewusst. Jedes Dorf liegt da in einem förmlichen Walde von Obstbäumen versteckt, und die meisten Häuser wären so von undurchsichtbarem Geäste verdeckt gewesen, dass man ihnen mit einem photographischen Apparate gar nicht hätte beikommen können.

Das eine Nachtheilige dieser Jahreszeit liegt in der Unbeständigkeit des Wetters. Gerade ein Besuch der Heanzerei mit ihren lehmigen Strassen, die nach einem nur tagelangen Regen für längere Zeit schier bodenlos werden, könnte für einen Hausforscher, der vom Wetter weniger begünstigt wäre, als ich es war, die unangenehmsten Erinnerungen zur Folge haben.

Doch jetzt zum eigentlichen Gegenstande meiner Ausführungen, zur Schilderung des Bauernhauses der Heanzerei.

B. Das Bauernhaus im südlichen Theile der Heanzerei.

Den Ausgangspunkt meiner Wanderung, das Städtchen Sct. Gotthard, am Zusammenflusse der Lafnitz und Raab, also am südlichen Rande der Heanzerei gelegen, fand ich, da hier doch städtische, wenn auch kleinstädtische Verhältnisse vorherrschen, nicht geeignet, auch zum Ausgangspunkte meiner Untersuchungen des Bauernhauses zu machen, doch schien mir, während ich durch das Städtchen ging, als ob hier Alles, was ich an Bauernhäusern flüchtig sah und beobachtete, mit dem übereinzustimmen, was ich in meiner Arbeit „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn“ niedergeschrieben habe. Ich wollte mir die Bestätigung meiner Wahrnehmung im nächsten, von Sct. Gotthard nordwärts gelegenen Dorfe Heiligenkreuz holen und fand sie auch.

Das Dorf Heiligenkreuz ist ein Gassendorf und der Kern desselben genau in der Weise angelegt, wie die Dörfer um Oedenburg. Den Kern des Dorfes bilden nämlich etwa 120 Häuser; das ganze Dorf besteht jedoch ungefähr aus 250 Häusern. Die überzähligen 130 Häuser des Dorfes liegen nun in dem nördlichen, hügeligen (bergigen) Theile der Gemarkung des Dorfes zerstreut, theils ganz einzelnstehend, theils in Gruppen von 2—5 Häusern, selten in Thalsohlen, sondern zumeist in halber Bergeshöhe beisammen. Die Besitzer der ausserhalb des Dorfes liegenden Gehöfte werden mit dem Namen „Bergbauern“ oder kurz „Bergler“ benannt. Fasst man alle Bergbauern eines Dorfes [1])

[1]) Mein photographischer Apparat ist eine Touristencamera von Rud. A. Goldmann in Wien, Wieden, Victorgasse 14 (Preis des Apparates sammt Stativ, Tornister und drei Doppelcassetten 36 fl.), das Objectiv ein Rapid Rectilinear, Serie A, Nr. 2, von Français (Preis 38 fl.). Die verwendeten Platten waren Gelatine-Emulsionsplatten ($16^1/_2 : 12^1/_2$) von Dr. C. Schleussner (Generalvertretung für Oesterr.-Ung.: Carl Seib, Wien, I. Judenplatz 2). Expositionszeit 1 Secunde. Von 36 Aufnahmen missglückten nur zwei und die durch meine eigene Schuld.

[1]) Bergbauern haben die meisten Dörfer jenes westlichsten Striches der Heanzerei, der sich zwischen Lafnitz und Pinka von Süd nach Nord erstreckt.

zusammen, so spricht man in Bezug auf die Bergbauern von Heiligenkreuz, Sct. Michael, Rohr und Kemeten bezw. von den „Heiligenkreuzer Bergbauern oder Berghäusern“ und „Michaeler Bergen“, ferner „zu Rohr“ und „zu Kemeten“. Der Grund und Boden der Bergbauern liegt gewöhnlich um das Haus beisammen, während der der anderen Bauern, die ihr Haus im Dorfe haben, in den Fluren zerstreut liegt.

Die Häuser im Dorfe sind zumeist bereits aus Ziegel oder Stein, oder aus Ziegel und Stein gebaut [1]). Das Material der Bedachung ist ebenfalls zumeist Ziegel, da der Ort schon öfters von grossen Feuersbrünsten heimgesucht wurde.

In Heiligenkreuz nahm ich eines der ältesten Bauernhäuser auf. Es ist Eigenthum des Bauern Franz Reichl und trägt die Nummer 42. Es wurde vor

Fig. 141. Haus Nr. 42 in Heiligenkreuz bei Sct. Gotthard.

etwa 50 Jahren erbaut. Das Baumaterial besteht aus Ziegeln, die Bedachung aus Stroh. Der Besitz an Grund und Boden macht aus: 8 Joch Ackerland, 2 Joch Wiesen, 1 Joch Wald. Das Aeussere des Hauses gleicht, wie Fig. 141 zeigt, ganz dem der Bauernhäuser um Oedenburg (vgl. damit z. B. Fig. 81 in Bd. XXIV d. M.) und auch die Anordnung der Wohn- und Wirthschaftsräume ist, wie Fig. 142 zeigt, dieselbe.

Hervorgehoben mag noch werden, dass der Hof nach vorne nicht offen ist, wie man nach der Abbildung schliessen könnte, sondern durch ein zweiflügeliges Einfahrtsthor neben dem übermauerten Thürchen und einem Stück Bretterzaun abgeschlossen wird. Weiter sei erwähnt, dass der neuere Anbau, welcher drei Kammern und den Stall enthält, an seiner Längsseite einen gedeckten Bogengang, eine „Gräd'n“, aufweist [1]). Solche Bogengänge kommen in dieser Gegend an gemauerten Häusern häufig vor; ich bringe davon weiter unten noch einige Beispiele. Ferner sei aufmerksam gemacht auf den eigenartigen Abschluss des Dachraumes beim Zubau. Senkrecht über Stangen hängende Strohbündel bilden denselben. Schliesslich

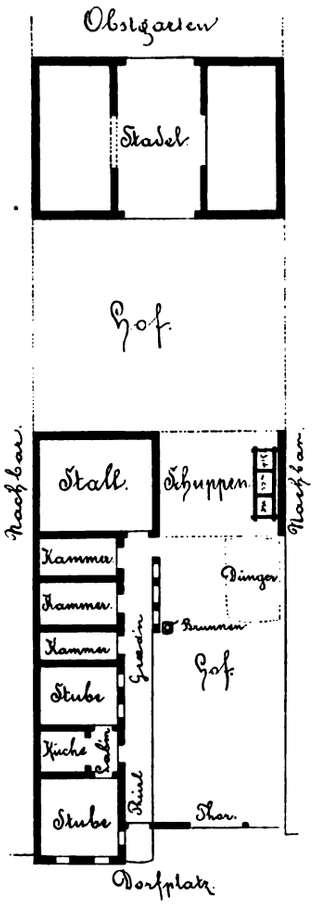


Fig. 142. Plan zum Hause Nr. 42 in Heiligenkreuz (1 : 400).

sei des mit dem Dache des Zubaues verbundenen, eine Durchfahrt bildenden Schuppens, unter dem der Schweinestall untergebracht ist und die Wagen in's Trockene gestellt werden, und des Umstandes noch besonders gedacht, dass die Scheune hier, wie dies auch in der Gegend Oedenburgs zumeist der Fall ist, alleinstehend, etwa 12 m hinter dem Hause, liegt.

[1]) In Heiligenkreuz hörte ich für „gebaut“ den Ausdruck „g'måcht“ = gemacht, eigenthümlicherweise denselben Ausdruck auch im südlichsten Theile der Rheinprovinz, in der Gegend von Saarbrücken.

[1]) „Gräd'n“ ist wohl eine Bildung aus dem Worte „gerade“ und hat eine Analogie in dem Worte aus der Maurersprache „die Gleich'n“. In Oberkärnten nennt man einen geschichteten Holzstoss eine „Holzgräd'n“; die Thätigkeit des Aufschichtens heisst dort „Holz aufgrädnen“.

Unter Fig. 143 und 144 bringe ich die Ansicht und den Plan eines Bergbauernhauses, ebenfalls aus Heiligenkreuz. Es trägt die Nummer 125, ist Besitzthum des Bauern Johann Lang und liegt unweit des Dorfes zwischen zwei waldigen Höhenzügen, durch die die Strasse über Langzeil nach Güssing führt, auf einem Wiesengrunde äusserst idyllisch. Der dazu gehörende Grund besteht nur aus vier Aeckern, einem halben Joch Wiese und 500 Quadratklafter Wald. Davon liegen zwei Joch um das Haus herum. Die Wirthschaft ernährt ausser der Familie des Besitzers eine Kuh und ein Schwein. Früher soll sich der Bauer einmal sehr gut gestanden haben, erzählte mir mein Träger, jetzt ginge es aber stark abwärts mit ihm.

Das Häuschen dürfte, wie mir sein Besitzer sagte, wohl weit über 100 Jahre alt sein. Es ist ein niederer Blockbau mit hohem Strohdach, das besonders an der Giebelseite weit vorragt. Der Plan des Häuschens zeigt nur eine Stube. Der Eingang führt direct aus dem Freien in's Zimmer. Auch die Küche hat ihren Eingang direct von aussen. Beide Räume sind nicht, wie sonst gewöhnlich, mit einander durch eine Thüre verbunden, sondern vollkommen von einander getrennt. Das Zimmer weist drei kleine; fast quadratische Fensterchen, zwei an der Giebelseite, eines an der Längsseite auf. Die Küche hat auch ein kleines Fenster, und zwar neben der Thüre. An die Küche schliesst sich der Stall an, an diesen noch eine Kammer. Der rechtwinkelig angebaute Schuppen ist Dreschtenne, Wagenremise, Scheune, Alles in Allem. Das Heu wird zum Theile auf dem Dachboden des Hauses untergebracht.

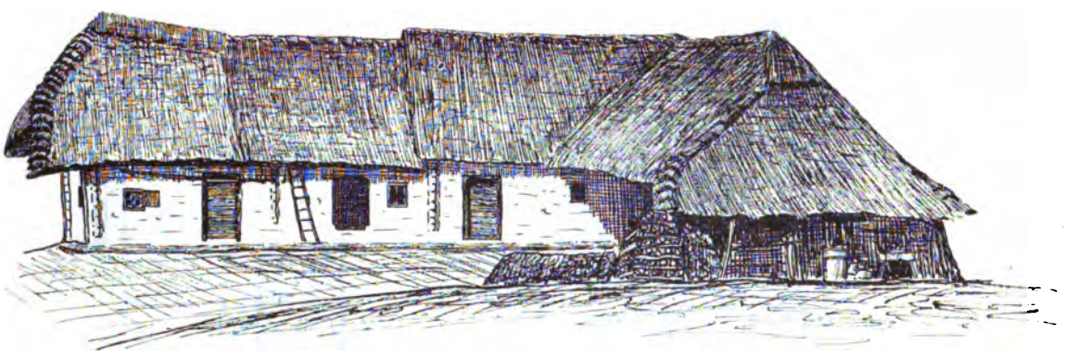


Fig. 143. Bergbauernhaus Nr. 125 bei Heiligenkreuz.

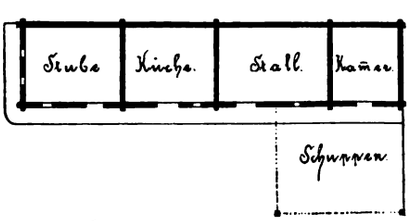


Fig. 144. Plan zum Hause Nr. 125 bei Heiligenkreuz (1 : 400).

Die Leute haben das Haus erst vor kurzer Zeit gekauft, sie konnten mir darum über das Alter des Hauses keine Auskunft geben. Das Haus weist aber noch einen hölzernen Rauchfang auf und lässt dieser Umstand auf ein bedeutenderes Alter schliessen. Mit der Bestimmung des Alters eines Hauses hat es, wenn das Gebäude nicht aus neuester Zeit stammt, in der Gegend südlich von Stegersbach überhaupt seine Schwierigkeit, da mir bei den älteren Häusern, welche ich besichtigt habe, nur zwei Fälle vorgekommen sind, wo ich eine Verzeichnung des Jahres der Erbauung gefunden habe. Ich komme unten noch darauf zu sprechen. Im Allgemeinen kann übrigens fast jedes Haus in dieser Gegend, das ein Blockbau ist, als altes Haus angesehen werden; doch zur Regel darf diese Auffassung nicht gemacht werden, da ich in Litzelsdorf, nördlich von Stegersbach, ein neues Blockhaus im Bau begriffen sah.

Das in Rede stehende Haus Nr. 61 in Güssing zeigt in seinen Gemächern dieselbe Anordnung wie

Das Haus ist, wie gesagt, ein Blockbau und kann als Typus der Bergbauernhäuser angesehen werden; doch sei erwähnt, dass sich solche Häuser auch noch in Dörfern, die seit langen Jahren von Feuersbrünsten verschont geblieben sind, zahlreich vorfinden (s. unten unter Fig. 151 die Ansicht des Dorfes Tobaj).

Um die Vorderseite eines solchen Blockhauses zu besserer Ansicht zu bringen, habe ich noch ein solches Blockhaus photographirt. Fig. 145 bringt das Bild davon. Das Häuschen liegt unter Nummer 61 am Eingange des Marktfleckens Güssing und wird von Alois Petz, dessen Frau und ihrem Kinde bewohnt.

das vorbeschriebene Haus, nur fehlt hier eine Kammer. (S. den Plan des Hauses Fig. 146.) Die Kammer ersetzen, so gut als möglich, zwei grosse, sogenannte „Håbatruijan“, die rechts und links vor der Stubenthüre stehen. Zimmer und Küche haben wieder separate Eingänge. Sie lassen sich wohl nur so erklären, dass diese gesonderten Eingänge, wie sie bei Holzbauten in dieser Gegend oft vorkommen und als

Fig. 145. Haus Nr. 61 in Güssing.

typisch angesehen werden können und wahrscheinlich von altersher stammen, eine Verbindungsthüre zwischen Küche und Stube überflüssig und das Eindringen des lästigen Rauches aus der Küche in's Zimmer unmöglich machen. Uebrigens mag bei Blockhäusern auch noch der Umstand für die Anbringung der beiden Eingänge gesprochen haben, dass sich Thüren in der Aussenwand überhaupt leichter herstellen lassen als in der Innenwand, welche die Küche von der Stube trennt.

Der Stall beherbergt zwei Kühe. Die Wirthschaft ernährt zudem noch ein Schwein.

Als von besonderem Interesse mag in Bezug auf die Bauart dieses Hauses und über den Blockbau dieser Gegend noch Folgendes erwähnt werden.

Fast alle Blockbauten entbehren eines Kellers unter dem Hause. Da solcherweise ein tieferes Eindringen in das Erdreich beim Bau eines Hauses nicht nothwendig ist, das eine Anwendung von Mauerwerk erfordern möchte, so werden Grundmauern, die, wie dies in den Alpenländern allenthalben der Fall ist, den Blockbau zu tragen hätten, überhaupt nicht oder nur in den seltensten Fällen aufgeführt. Das Gebälke liegt einfach auf einer festgestampften Lehmschichte

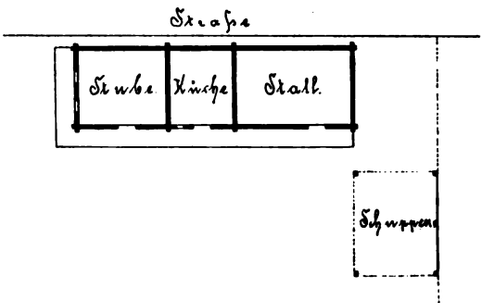


Fig. 146. Plan zum Hause Nr. 61 in Güssing (1 : 400).

(„Flötz“), die dann zugleich den Fussboden der Räumlichkeiten des Hauses, das Zimmer nicht ausgenommen, bildet, oder man gibt dem Hause je nach Bedarf 5—8 Eichenstämme, welche in gleichen Zwischenräumen senkrecht zur Längenachse des Hauses

Fig. 147. Ein im Bau befindliches Blockhaus in Litzelsdorf bei Stegersbach.

liegen, zur Grundlage. Auf fünf solchen unbehauenen Eichenstämmen von fast meterlangem Durchmesser ruht nun auch das zuletzt abgebildete Häuschen aus Güssing. Der Kopf einer dieser Stämme ist auf der Zeichnung links unten sichtbar. Die Art und Weise, in welcher der Blockbau ausgeführt wird, zeigt die Abbildung des bereits oben erwähnten Neubaues aus Litzelsdorf unter Fig. 147.

Die Arbeit wird mit wenig Sorgfalt ausgeführt. Von künstlichen Verzinkungen der Balken, wie man

sie in Steiermark und Kärnten an alten Holzbauten oft findet [1]), ist hier keine Spur. Die Balken werden in ganz einfacher Weise verzahnt. In der Regel sind sie nur auf das Oberflächlichste behauen. Lücken, die daher entstehen müssen und die oft so gross sind, dass man ganz gut die flache Hand durchschieben kann, werden mit Lehm verstopft. Hat ein Balken nicht die gehörige Länge, so werden zwei genommen und beide miteinander durch Ueberplattung verbunden. Steht ein Balkenkopf weiter als der andere hervor, so hat dies nichts zu sagen. Zum Schlusse wird dann der ganze Holzbau sowohl aussen als auch innen mit Lehm verschmiert und mit Kalkmilch geweisst. Das Erneuern des Kalkanstriches wird jedes Jahr mindestens zweimal vorgenommen. Darauf hält der heanzische Bauer oder, besser gesagt, dessen Frau wieder viel, dass das Haus stets rein sei. Zeigt der Heanze als Zimmermann wenig Geschick, so versteht er dafür sein Haus wieder geradezu musterhaft mit Stroh zu bedecken. Darin ist er Meister.

Gleichzeitig will ich noch einer anderen Art von Hausbau gedenken, die in der Heanzerei früher häufig üblich war und jetzt bei Neubauten wieder mehr in Anwendung kommt. Das Baumaterial besteht hiebei in der Hauptsache aus Lehm. Dem Lehm wird so viel Wasser beigesetzt, dass er zu einem dicken Brei wird. Diese Masse wird sodann mit den Füssen sorgfältig getreten. Um ihm ein Bindemittel zu geben, setzt man dem Lehmbrei, wenn er einmal gut geknetet ist, noch Stroh („Rittstråh"), oft auch die Abfälle, die beim Brecheln des Flachses entstehen („Åg'n"), bei. Durch diesen Zusatz, der gut mit dem Lehm vermengt werden muss, verändert sich der Lehmbrei in eine zähe, ziemlich trockene, teigartige Masse. Sie bildet das Baumaterial. Das Gebäude wird nun folgendermassen aufgeführt: Nachdem der Raum für die Grundmauern so wie bei Stein- oder Ziegelbauten in der Breite ausgehoben ist, den die aufzuführende Mauer einnehmen soll, wird er mit der Lehmmasse wieder schichtenweise ausgefüllt und diese festgestampft, bis die Erdoberfläche erreicht wird. Jetzt führt man zu beiden Seiten der Mauer starke Bretterwände auf, die von aussen durch starke Pfosten fest- und in senkrechter Lage gehalten werden. Sie bilden so eine Art von Verschalung. Der Zwischenraum zwischen den Bretterwänden bestimmt die Dicke der aufzuführenden Mauer. Er wird nun ebenso wie der Raum für die Grundmauern mit Lehmmasse ausgestampft. Die Thürstöcke und die Fensterverschalungen werden in der bestimmten Höhe und gehörigen Ortes eingesetzt und die Mauern darüber zur erforderlichen Höhe gebracht.

In Stegersbach, wo ich Gelegenheit hatte, die Ausführung gleich mehrerer gestampfter oder, wie man im Volksmunde sagt, „g'satzter" Häuser zu beobachten, wurden statt der Bretterwände nur zwei, durch sechs „Riegel" verbundene, starke Bretter verwendet, die, wenn der Raum dazwischen ausgestampft war, höhergehoben oder nach rechts oder links versetzt werden konnten. Fig. 148 will diese Veranstaltung veranschaulichen. Die bei dieser Art des Baues eines gestampften Hauses durch die Riegel in den Wänden entstehenden Löcher werden so lange offen gelassen, bis der Bau ausgetrocknet ist, später aber natürlich ebenfalls mit Lehm ausgefüllt.

Ist der Lehmbau fertiggestellt, so wird er unverzüglich unter Dach gebracht; bezogen aber wird er erst dann, wenn man annehmen darf, dass er ausgetrocknet ist. Die Lehmwände werden ebenso wie die Wände eines Blockbaues aussen und innen mit dünnem Lehmteig glattgeschmiert und mit Kalkmilch geweisst, so dass ein solcher Bau ganz das Aussehen eines gemauerten Hauses erhält.

Das Treiben, welches bei dem Bau eines solchen Hauses herrscht, ist ein äusserst reges, weil sich daran, da sich Jedermann, ohne ein „gelernter" Maurer zu sein, dazu versteht, oft 20—30 Leute aus der Nachbarschaft mithelfend betheiligen. Die gegenseitige Hilfsbereitschaft der Nachbarn zu gemeinsamer Arbeit, besonders beim Hausbau, Flachsbrecheln und ähnlicher Arbeit, zeichnet den Heanzen vor Anderen aus. Eine Entlohnung findet dabei nur in der Verköstigung statt.

Noch vor Stegersbach, also südlich von diesem Orte, fand ich in dem Dorfe Rauchwarth ein Haus mit den in dieser Gegend charakteristischen Bogengängen. Ich nahm das Haus, das die Nummer 14 trägt und Eigenthum des Bauern Josef Frieman ist, eben des Bogenganges wegen auf und bringe unter Fig. 149 ein Bild davon. Das Haus wurde im Jahre 1842 aus Ziegeln erbaut. Der Bogengang läuft hier das ganze Haus entlang. Die Scheune steht wieder vom Hause getrennt.

In Hinsicht auf die erwähnten Bogengänge speciell, welche stets an der Längsseite des Hauses angebracht

[1]) Vgl. Meringer, „Studien zur germanischen Volkskunde II." in Bd. XXIII d. M., S. 139 und S. 150; ferner „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale", Bd. XIX, S. 140.

sind, sei mir erlaubt, noch Einiges zu sagen. Sie kommen, wenigstens in dieser Gegend, nur an Stein- oder Ziegelbauten vor [1]). Bogengänge, scheint es, lassen sich in Holz eben schwerer darstellen als im Mauerwerk; darum wohl fehlen sie an Holzbauten dieser Gegend gänzlich.

des Plattensees mit ausschliesslich magyarischer Bevölkerung, speciell aus Szepezd, einem Dorfe am nördlichen Ufer des Sees, unweit Kővágó-Őrs gelegen, wo ich mich vor vier Jahren durch einige Wochen aufgehalten habe, sind mir Häuser mit Bogengängen gar wohl in Erinnerung; doch zeigt die Anordnung

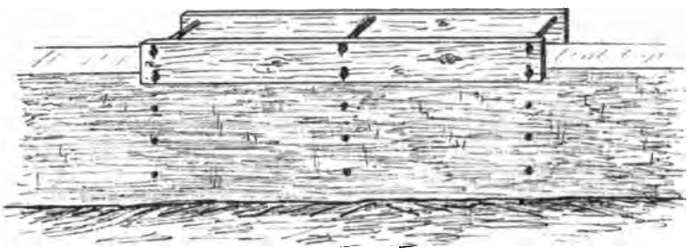


Fig. 148. Vorrichtung beim Baue eines gestampften Hauses.

Vom Bogengange ist man bei uns allgemein der Ansicht, dass er ein Charakteristicum des ungarischen Hauses sei.

Ich kann dieser Auffassung nicht beipflichten. Zwar habe ich jene Gegenden Ungarns, von denen man sagen kann, dass sie von reinmagyarischer Bevölkerung bewohnt sind und die hauptsächlich zwischen Donau und Theiss und jenseits der Theiss liegen, noch nicht

der Wohn- und auch der Wirthschaftsräume ganz denselben fränkischen Typus wie all' die Häuser, die ich aus der Gegend Oedenburgs und in der vorliegenden Arbeit aus der Heanzerei bereits beschrieben habe. Bogengänge können übrigens in Oedenburg zwar nicht an Bauernhäusern, wohl aber an einfachen Bürgerhäusern beobachtet werden, die noch aus dem XVII. und XVIII. Jahrhunderte stammen. Der Bogen-

Fig. 149. Haus Nr. 14 in Rauchwarth bei Stegersbach.

Gelegenheit gehabt, zu bereisen; doch ist mir auch noch nie etwas von einem eigentlichen magyarischen Hause, von einer besonderen typischen magyarischen Hausform zur Kenntniss gekommen. Aus der Gegend

gang wird darum wohl eher auf den Einfluss des deutschen Gewerbefleisses zurückzuführen sein, als dass man ihn magyarischen Ursprunges zeihe. Heute noch wandern, wenn im Frühlinge die Bauthätigkeit wieder beginnt, besonders aus der Heanzerei deutsche Maurer in grosser Zahl „in's Ungarn" hinab, um dort Arbeit zu suchen. Das wird auch vor 100 und 200 Jahren schon so gewesen sein und wahrscheinlich haben sich diese deutschen Maurer damals mehr noch als jetzt durch den eigenen Geschmack eher als durch

[1]) Mein College, Lehrer Ritter, theilt mir mit, dass er solche Gänge auch an Holzbauten, und zwar in Szepetnek bei Gross-Kanizsa, beobachtet habe. Die Deutschen dieses Dorfes sind in den Dreissiger-Jahren dort angesiedelt worden und stammen aus dem Oedenburger Comitat (Gegend von Lutzmannsburg) und aus dem Eisenburger Comitat (Gegend von Eltendorf).

den eines Anderen beim Bau eines Hauses oder bei der Umgestaltung eines solchen leiten lassen.

In Rücksicht auf die Erfahrungen, welche ich in Rauchwarth gemacht habe, sei mir noch gestattet, eines Umstandes Erwähnung zu thun, der nicht ohne Bedeutung ist.

Oben habe ich bereits hervorgehoben, dass die Bestimmung des Alters älterer Häuser im südlichen Theile der Heanzerei auf Schwierigkeiten stösst, weil es dort, wie ich erfahren, ganz ausser Gebrauch stand, an irgend einer Stelle des Hauses die Jahreszahl der Erbauung anzugeben.

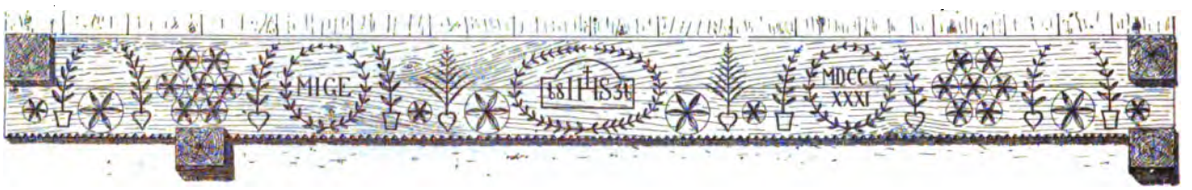


Fig. 150. Verzierte Balken an der Stirnseite des Hauses Nr. 42 in Rauchwarth.

In Rauchwarth traf ich nun das erste Haus an, an dem die Jahreszahl der Erbauung ersichtlich gemacht worden war. Es ist dies das Haus Nr. 42 der Witwe Anna Gerger, ein Blockbau, ganz in der Weise ausgeführt, wie das unter Fig. 145 aus Güssing abgebildete Haus. Ich enthebe mich darum der Mühe, das Bild des Hauses sowie dessen Plan vorzuführen. Das Aussergewöhnliche des Ortes, wo und die Art und Weise, wie die Jahreszahl angebracht ist, gebieten jedoch, dabei zu verweilen.

Die Jahreszahl ist nämlich hier nicht, wie sonst gewöhnlich, im Inneren des Hauses auf dem Durchzugsbaum angebracht, sondern an der Stirnseite des Hauses, und zwar auf jenen beiden etwas hervorspringenden Balken der Giebelseite, welche den Blockbau nach oben abschliessen, also die Träger des Dachstuhles sind und nicht, wie die Balken, die das Gezimmer des Hauses bilden, verputzt und geweisst werden, sondern Naturfarbe zeigen, dabei aber mehr sorgfältig bearbeitet sind. Diese beiden fest aneinander gefügten Balken sind ihrer ganzen Länge und Breite nach mit ursprünglicher, aber recht interessanter Schnitzerei bedeckt und zeigen ausser den Anfangsbuchstaben der Namen der beiden Ehehälften, die das Haus erbaut haben, zweimal die Jahreszahl, und zwar einmal in arabischen und einmal in römischen Ziffern.

Die originelle Zimmermannsschnitzerei sei hier unter Fig. 150 wiedergegeben.

Ich fand eine ganz ähnliche Arbeit nur noch einmal an den erwähnten Balken angebracht und auch diese in Rauchwarth an einem Hause, dessen Nummer zu notiren ich leider übersah.

Fig. 151. Eingang des Dorfes Tobaj bei Güssing.

Hervorheben möchte ich in Hinsicht auf die Motive, welche diesen Schnitzereien zu Grunde liegen, dass jene sechslappige Rosette oft wiederkehrt, welche ich im nördlichen Theile der Heanzerei in den Bauernhäusern als Verzierung des Durchzugsbalkens häufig wiederfand.

Damit könnte ich füglich meine Schilderung des Bauernhauses im südlichen Theile der Heanzerei beschliessen; einen darauf bezughabenden Umstand möchte ich aber noch erwähnen, weil derselbe die

Ausgestaltung des Hauses wesentlich beeinflusst und weil aus demselben, meiner Ansicht nach, das unterscheidende Merkmal zwischen dem Bauernhause im Süden und dem Bauernhause im Norden der Heanzerei hervorgeht. Ich meine die Dorfanlage.

Diese unterscheidet sich, wie schon oben angedeutet, im südlichen Theile der Heanzerei im Wesentlichen nicht von der Anlage der Dörfer um Oedenburg. Was also hievon über die Dörfer um Oedenburg gesagt ist[1]), gilt auch von den Dörfern im Süden der Heanzerei von Sct. Gotthard bis Stegersbach. Die Dörfer sind Gassendörfer. Die Häuser liegen zu beiden Seiten der oft sehr breiten Dorfgasse auf schmalen Parcellen dicht gedrängt nebeneinander, den Giebel fast ausnahmslos gegen die Strasse gerichtet.

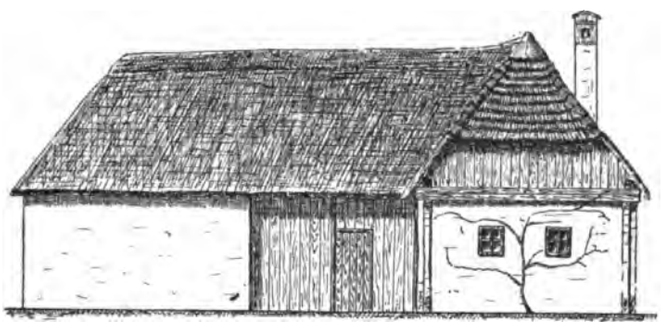


Fig. 152. Haus Nr. 123 in Stegersbach.

Ich bin in der angenehmen Lage, das Bild eines Dorfes aus dem südlichen Theile der Heanzerei geben zu können. Fig. 151 bildet den Eingang des Dorfes Tobaj ab und gibt ein charakteristisches Bild der Dörfer südlich von Stegersbach, der Dörfer also im südlichen Theile der Heanzerei.

C. Das Bauernhaus im nördlichen Theile der Heanzerei.

Aus der vorstehenden Zeichnung ist ersichtlich, dass die Parcellen, auf denen die Häuser liegen (Hausgrund), so schmal sind, dass eine Breitstellung des Hauses zur Strasse schlechterdings gar nicht möglich wäre.

In Stegersbach und von Stegersbach aufwärts wird es nun anders. Die Dorfanlage ist eine andere. Sie stellt dem Hause nicht nur einen ausreichenden Bauplatz zur Verfügung, sondern legt, je weiter man durch die Dörfer nordwärts kommt, mehr und mehr Grund, der zumeist zur Anlage eines Obstgartens gebraucht wird, um das Haus. Sowie nun der Grund, auf dem das Haus liegt, nach Norden hin immer mehr und mehr an Ausdehnung zunimmt, so dehnt sich auch das Haus allmälig mehr und mehr, je weiter man nach Norden vorrückt. In Stegersbach schon fielen mir einige Häuser auf, die wohl noch ihre Giebel in herkömmlicher Weise der Strasse zuwenden, rechtwinkelig aber und parallel zur Strasse ein überdachtes Einfahrtsthor und neben diesem noch eine Vorrathskammer, den Kitting, aufweisen.

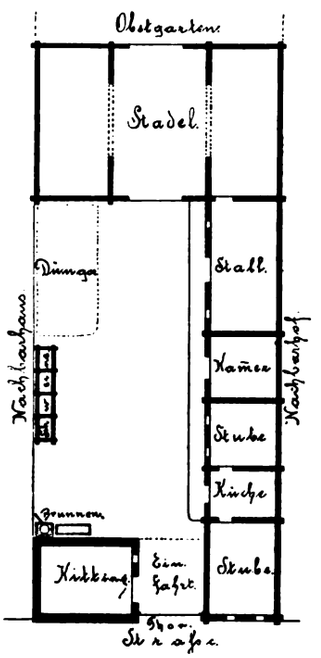


Fig. 153. Plan zum Hause Nr. 123 in Stegersbach (1 : 400).

Ich bringe unter Fig. 152 als Beispiel eines Aufrisses der Vorderfront eines solchen Hauses das Bild des Hauses Nr. 123 in Stegersbach.

Eine bemerkenswerthe Aenderung der ganzen Hofanlage liegt darin, dass die Scheune, wie der Grundriss des Hauses (Fig. 153) zeigt, nicht mehr gesondert liegt, sondern mit dem Hause rechtwinkelig verbunden steht und so den Hofraum nach rückwärts abschliesst. Der breitere Hausgrund gestattet es nämlich, die Scheune, selbst wenn sie mit dem Hause verbunden ist, noch in der erforderlichen Ausdehnung anzulegen.

Der Kitting und die Uebermauerung des Thores in der Art, wie sie die Fig. 152 zeigt, stammen vielfach aus neuerer Zeit. Bei dem Umstande, dass man den Kitting, wenn auch nicht gerade oft, so

[1]) Vgl. „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn", Bd. XXIV d. M., S. 116.

doch auch nicht selten, nach Art der Getreidekästen in Gebirgsdörfern freistehend findet, gibt die Verbauung desselben mit dem Wohnhause und das Anbauen der Scheuer an die Wohnräume den Beweis für das Streben des Heanzen, Alles zu concentriren, was zum Hause gehört.

Die Anlage des zuletzt erwähnten Hauses mit seinen Nebengebäuden zeigt also wesentliche Unterschiede im Vergleiche mit den vorher beschriebenen Häusern, in Bezug auf die Anordnung der Wohnräume bleibt Alles beim Alten; wir haben immer wieder die oberdeutsche Hausform in ihrer einfachsten Ausgestaltung vor uns.

Schon im nächsten Dorfe von Stegersbach nordwärts, in Steinbach, konnte ich ein noch weiteres Fortschreiten in der Entwicklung der Anlage des Hauses oder, jetzt schon besser gesagt, des Gehöftes beobachten. Während das vorbeschriebene Haus in seiner Anlage die Hufeisenform zeigte, der Hof also von drei Seiten eingeschlossen war, war bei dem in Rede stehenden Hause in Steinbach eben ein Schuppen im Bau, der auch die vierte Seite des Hauses zum Theile einschliessen sollte. So konnte ich, über Ollersdorf, Litzelsdorf, Kemeten, Oberwarth und Unterschützen nach Oberschützen wandernd, auf Schritt und Tritt die Weiterentwicklung des fränkischen Hauses beobachten, bis sich mir in den letztgenannten beiden Dörfern neben den kleineren Häusern minderbemittelter Bauern, wie ich sie im Süden der Heanzerei allenthalben vorfand, im vollkommen ausgebauten fränkischen Gehöfte und im neueren heanzischen Vierkant der Abschluss dieser Entwicklung zeigte.

Oberschützen, ein reiches Dorf mit 166 Häusern und 1394 Einwohnern, in hügeliger, äusserst fruchtbarer Gegend, etwa 1½ Stunden von der steierisch-österreichisch-ungarischen Grenze gelegen, bietet Alles, was dem Hausforscher in der nördlichen Gegend der Heanzerei von Interesse ist. Ich nahm darum dort längeren Aufenthalt und biete, was ich dort erfahren und vorgefunden.

Ueber die Urgeschichte des Dorfes konnte ich nichts von Belang in Erfahrung bringen. Man spricht davon, dass die Gegend vor Zeiten meilenweit mit Wald bedeckt gewesen sein soll und dass zwei Jäger- oder Schützenhäuser, wovon das eine in der Gegend von Unterschützen, das andere in der Gegend von Oberschützen gelegen war, den beiden Ansiedlungen ihre Namen gegeben haben sollen. Das Siegel der Gemeinde Oberschützen zeigt einen auf einen Hasen zielenden Schützen. Wie lange dieses Siegel schon gebraucht wird, konnte ich nicht erfahren.

Der Name eines Hauses in Oberschützen, das, nebenbei, als das älteste des Dorfes gilt, lässt Vermuthungen darüber aufkommen, woher das Dorf besiedelt worden sein dürfte. Der Name „Elsess-Kåana“ (Elsass-Karner) deutet auf eine Einwanderung aus dem Elsass hin. Ob nun thatsächlich vor Zeiten eine grössere Einwanderung aus dem Elsass in die Heanzerei erfolgte oder ob jener alte Karner aus dem Elsass nur eine vereinzelte Schwalbe war, die sich vielleicht erst in jüngeren Jahren nach Oberschützen verlor, bleibt eingehenderen Forschungen vorbehalten, denen die mitgetheilte Erfahrung vielleicht als Ausgangspunkt dienen mag.

Besiedelt war die Gegend von Oberschützen übrigens bereits in prähistorischer Zeit, wovon die grosse Anzahl von Hügelgräbern im Kreuzeckwalde, nördlich von Oberschützen, und die geringere Anzahl von besonders mächtigen Tumuli im Zehrwalde, westlich von Oberschützen, Zeugniss geben [1]).

Geschichtliche Daten, die auf die vorliegende Arbeit näheren Bezug haben, vermag ich nur aus der jüngsten Vergangenheit Oberschützens mitzutheilen.

Oberschützen gehörte zur gräflich Battyányi'schen Grundherrschaft Bernstein. Es ist ein gutes Zeichen für die Wohlstandsverhältnisse und den aufstrebenden freiheitlichen Sinn der Oberschützener Bauern, dass in Oberschützen die Ablösung des Grundes von der Herrschaft schon im Jahre 1840, also vor der allgemeinen Grundablösung in Ungarn, die im Jahre 1848 durchgeführt wurde, vollzogen ward. Die Summe, welche dafür dem damaligen Grundherrn Grafen Gustav Battyányi von Bernstein gezahlt werden musste, betrug 26.400 fl. C.-M. Oberschützen führte fortan als erstes Dorf in ganz Ungarn, das sich von seiner Grundherrschaft losgekauft hatte, den Titel einer „freien Gemeinde“.

Ein ebenso ehrendes Zeugniss für Oberschützen, das besonders für Gemeinsinn und Sinn für den Fortschritt beweist, liegt in dem Umstande, dass in

---

[1]) Wie mir Herr Professor und Seminarvorstand Johannes Ebenspanger in Oberschützen mittheilte, wurde der grössere Theil der Grabhügel der Nekropole im Kreuzeckwalde in den Jahren 1848—1853 vom damaligen Director der Oberschützener Schulanstalten, Wilhelm Schubert, und einem Herrn aus Wien geöffnet. Ueber die Funde, die dort gemacht wurden, konnte ich nichts Näheres in Erfahrung bringen. Herr Wilhelm Schubert, der als k. u. k. Schulrath i. P. in Wiener-Neustadt lebt, könnte darüber näheren Aufschluss geben. Die Grabhügel im Zehrwalde sind noch unberührt.

Oberschützen bereits zweimal eine Commassirung stattgefunden hat. Die erste in den Jahren 1840—1845 und die zweite während der Jahre 1857—1859. Die Commassirung war jedoch stets nur eine theilweise, so dass die Anzahl der Grundstücke, über welche die einzelnen Bauern verfügen, auch heute noch eine verschiedene ist.

Ich komme nun auf die Besitzverhältnisse der Bauern in Oberschützen zu sprechen.

Wie die Wohnverhältnisse in Oberschützen nicht wesentlich von den Wohnverhältnissen in den Dörfern um Oedenburg verschieden sind, so stimmen auch die Besitzverhältnisse Oberschützens beispielsweise mit denen Agendorfs im Grossen und Ganzen und der einzelnen Bauern im Besonderen dort wie hier in auffallender Weise überein. Ich gebe im Nachfolgenden eine vergleichende Uebersicht des Ausmaasses der Liegenschaften von Oberschützen und des Grundbesitzes des Dorfes Agendorf (bereits Bd. XXIV, S. 116, mitgetheilt) in Katastraljoch und Klaftern:

	Oberschützen Joch	Oberschützen Qklftr.	Agendorf Joch	Agendorf Qklftr.
a) unproductive Fläche . . .	103	1323	74	16
b) Wald	534	446	541	986
c) Ackerland	1070	178	979	1279
d) Wiesenland	326	785	306	591
e) Hutweide	6	810	36	967
f) Weingärten	—	—	84	227
g) Obst- und Hausgärten . .	113	945	56	181
im Ganzen . .	2154	1287	2078	946

Von den 166 Häusern, aus denen Oberschützen besteht, befinden sich 156 im Besitze von Bauern. Theilt man nun den productiven Besitz der bäuerlichen Hausbesitzer, das sind 2050 Joch 1564 Qklftr., durch 156, so ergeben sich geradeso wie in Agendorf circa 13 Joch als Durchschnittsbesitz des einzelnen Bauern.

Wie in Agendorf heute noch, so wurde ehemals auch in Oberschützen der Besitz nach Achteln gerechnet. Da jedoch die Tage der Robott, bei welcher eben die Zahl der Achtel in Bezug auf die Dienstleistung ausschlaggebend war, bereits geraume Zeit vorüber sind, so ist das Achtel, das in Oberschützen zu rund 5½ Joch gerechnet wurde, als Mass des bäuerlichen Grundbesitzes fast ganz ausser Cours gesetzt worden. Man spricht heute mehr von Hof und halbem Hof, eine Bezeichnung, die wohl aus der nahen Steiermark entlehnt worden sein wird.

Kommt es nicht darauf an, die Grösse eines bäuerlichen Besitzthumes nach dem Flächenausmasse, sondern nach dem Erträgnisse zu schätzen, so wird in Oberschützen, wie dies auch anderwärts geschieht, mit Vorliebe die zur Aussaat nöthige Menge Getreides als Massstab angenommen. Ein Bauer, der da sagt, er habe 13 Metzen Aussaat, will damit sagen, dass er jährlich 13 Metzen Getreide zur Aussaat benöthige. Bei Oberschützener Verhältnissen bedingen diese 13 Metzen etwa 4 Joch Ackerland. Rechnet man zu diesen 4 Joch Ackerland wieder nach dortigen Verhältnissen noch 2 Joch Wiesen und 5 Joch Wald, so sagt der Bauer damit, dass er 13 Metzen Aussaat habe, er besitze etwa 2½ Achtel Land.

Es mag hier noch eingeflochten werden, dass man sich in Oberschützen und in dessen Umgebung zur Angabe der Grösse eines einzelnen Ackers noch eines anderen Massstabes bedient. Wie schon oben erwähnt, ist der Boden in der Heanzerei und besonders in der Gegend von Oberschützen stark lehmig. Da Lehmboden die Eigenschaft besitzt, Wasser lange zu halten, so sind dort alle Aecker in der Richtung, in welcher sie sich neigen und in der auch die Furchen laufen, mit seichten Gräben durchzogen, welche das überflüssige Regenwasser ableiten sollen. In gewissen Zwischenräumen sind etwas tiefere Gruben („Fänggruib'm“ ≐ Fanggruben) angebracht, die es verhindern sollen, dass das Wasser zu schnell ablaufe und tiefere Rinnen im Acker auswasche. Solche Abzugsgräben, die durch einfaches „Auseinanderpflügen“ des Erdreiches hergestellt werden, werden in der Regel nach jeder zehnten Furche angelegt. Den zwischen zwei Gräben liegenden Streifen Ackerland, der etwa 2 m breit ist, nennt man „Pifing“, und dieser Pifing ist es, welcher als Massstab zur Bestimmung der Grösse eines Ackers angenommen wird. Ich hörte beispielsweise sagen: „Maiñ Schaib'm-Åcka' is' via' Pifing bråat“, oder: Insa' Åcka' in da' Lait'n håt sëiks Pifing“.

Nach dieser Abschweifung nun weiter!

Die alte Berechnung nach Achteln beibehalten, ergibt sich für die Besitzverhältnisse der einzelnen Bauern in Oberschützen, wieder verglichen mit jenen Agendorfs, folgende Zusammenstellung:

			Oberschützen	Agendorf
8	=	Achtler	1	—
7	=	„	—	—
6	=	„	4	4
5	=	„	1	11
4	=	„	—	5
3	=	„	70	45
2	=	„	30	33
1½	=	„	25	—
1	=	„	15	3

Während Agendorf dazu noch 7 Hofstattler, 90 Kleinhäusler und 68 Neuhäusler aufweist, befinden sich in Oberschützen nur 10 Kleinhäusler, die weniger als 1 Achtel besitzen. Die Besitzverhältnisse Oberschützens weichen also auch in Hinsicht auf den Besitz des Einzelnen nicht wesentlich von denen Agendorfs ab, wenn man die übermässige Zahl der Klein- und Neuhäusler Agendorfs, die wohl der Nähe der Stadt zuzuschreiben ist und wahrscheinlich erst aus neuerer Zeit stammt, nicht in Betracht zieht.

Anders steht es freilich mit der Art der Bewirthschaftung des Bodens hier und dort. Während der Bauer in der Gegend von Oedenburg sein Hauptaugenmerk auf den Acker- und Weinbau richtet, pflegt der Bauer Oberschützens und seiner Umgebung neben dem Ackerbau hauptsächlich die Viehzucht. Aus der Gegend von Oedenburg habe ich a. a. O. mitgetheilt, dass der begütertste Bauer nebst einigen Schweinen 4 Kühe, ein Paar Ochsen, ein Paar Pferde, also höchstens 10 Stück Grossvieh besitzt, in Oberschützen dagegen haben die grössten Landwirthe 15 Stück an Rindern und Pferden, im Durchschnitte dagegen jeder Bauer 5 Stück Vieh, während man für die Gegend von Oedenburg kaum 3 Stück wird annehmen können.

Die Pflege der Viehzucht stellt nun die Forderung an eine Erweiterung des Hauses, und in dieser Forderung und in der schon erwähnten Verschiedenheit der Dorfanlage finden wir den Grund der Verschiedenheit des Bauernhauses der nördlichen Heanzerei, sowohl von dem Hause aus der Gegend Oedenburgs als auch von dem der südlichen Heanzerei.

Um nun auch die Anlage der Dörfer aus dem nördlichen Theile der Heanzerei zu illustriren, gebe ich als Gegenstück zur Abbildung Fig. 151, welche die Ansicht eines typischen Dorfes der südlichen Heanzerei bietet, unter Fig. 154 einen Theil des Planes von Oberschützen [1]).

Wenn auch der Dorfeingang von Tobaj durch eine perspectivische Zeichnung wiedergegeben wurde und der Plan eines Theiles von Oberschützen ein geometrischer Grundriss ist, so kann doch, wenn man beide Zeichnungen einander entgegenhält, unschwer eine charakteristische Verschiedenheit in der Anlage der beiden Dörfer aus dem Vergleiche ersehen werden. Dort steht ein Haus dicht neben dem anderen, jede Entwicklung hemmend, hier fast durchwegs das einzelne Haus auf breitem Hausgrunde völlig frei und in Folge dessen entwicklungsfähig.

Ueber die Anlage des Dorfes Oberschützen sei noch erwähnt, dass sich der Ort zu beiden Seiten eines kleinen Baches, der Willer, ausbreitet. Die grösste Ausdehnung, etwa 2 km, hat das Dorf in der Richtung von Nord nach Süd, also dem Laufe des Baches entlang. Durch die ganze Länge des Dorfes führen zwei parallele Strassen, eine östlich, die andere westlich vom Bache. Letztere wurde erst zu Anfang der Vierziger-Jahre angelegt, die andere ist demnach die ältere, die Hauptstrasse. Im Centrum des Dorfes schneidet eine dritte von Ost nach West führende Strasse die beiden anderen rechtwinkelig. Diese theilt Oberschützen in zwei Theile, in das „Obertrumm“ und „Untertrumm“. Sowohl im Obertrumm, als auch im Untertrumm führen noch einige Wege von der einen Seite des Baches auf die andere. Zwei Häusercomplexe des Dorfes erfreuen sich ausserdem einer Sonderstellung, die darin besteht, dass sie eigene Namen tragen. Eines dieser „Viertel“ liegt im Obertrumm und heist „t' Städt“, das andere im Untertrumm umfasst die auf dem Plane verzeichneten Häuser Nr. 45, 111—114, 116—122, 124, 125 und 151 und heisst „Ruthviertel“ [1]).

Dass in Oberschützen fast die Mehrzahl der Bauernhäuser, auf deren Schilderung ich nun übergehen will, nicht von allem Anfange an, d. h. bei der Grundsteinlegung, so entworfen worden war, wie sie heute dastehen, wird aus der Beschreibung einzelner der Häuser zum wiederholten Male hervorgehen. Sie haben sich demnach, fast jedes einzelne Haus für sich und alle als eine Gesammtheit genommen, mit der Zeit entwickelt. Für eine Fortentwicklung des Bauernhauses in Oberschützen spricht auch der Umstand, dass, während in früheren Jahren, deren sich die ältesten Leute noch ganz gut erinnern, noch eine ganze Anzahl von Wohnhäusern, die im Blockbau ausgeführt waren, in Oberschützen standen, von mir nur mehr ein einziges solches Haus angetroffen und photographirt wurde.

Ich erachte es für überflüssig, die Ansicht dieses Hauses, das noch aus dem Jahre 1795 stammt, wiederzugeben, da es in seinem Aeusseren und Inneren

[1]) Der unter Fig. 154 wiedergegebene Plan eines Theiles von Oberschützen ist dem einzigen vorhandenen Plane von Oberschützen, der im Jahre 1875 aufgenommen wurde und im Oberschützener Gemeindearchive verwahrt wird, in gleicher Grösse entnommen. Massstab fand sich auf dem Original keiner verzeichnet, doch dürfte der Plan im Massstabe von 1 : 2500 aufgenommen sein.

[1]) „Ruth“, „rudig“ = Schmutz, Koth, kothig, also Schmutz- oder Kothviertel.

ganz den bereits beschriebenen Blockhäusern gleicht; wiedergeben aber will ich in Fig. 155 und 156 die Ansicht und den Situationsplan eines kleinen Häuschens, das im Jahre 1814 von dem ehemaligen Besitzer des erwähnten Blockhauses als freistehendes Wohnhaus auf demselben Hausgrunde, auf dem der Blockbau steht, aus Ziegel erbaut wurde, und zwar sei es aus dem Grunde abgebildet, weil es zeigt, wie auch in der eigentlichen Heanzerei die Urform des oberdeutschen Hauses eben so vorkommt, wie in der Gegend von Oedenburg (Loipersbach; vgl. Fig. 76—78, S. 118, Bd. XXIV d. M.). Ich will hier schon als unterscheidendes Merkmal hervorheben, dass die Häuser in Oberschützen keine Dachlucken oder Thürchen an der Giebelseite aufweisen, durch welche der Eintritt mittelst Leiter, wie in der Gegend von Oedenburg, in den Dachraum des Hauses erfolgen könnte. Der Aufstieg in den Boden geschieht allenthalben durch Stiegen, zu welchem eine Stiegen- oder Bodenthüre von aussen her zuführt.

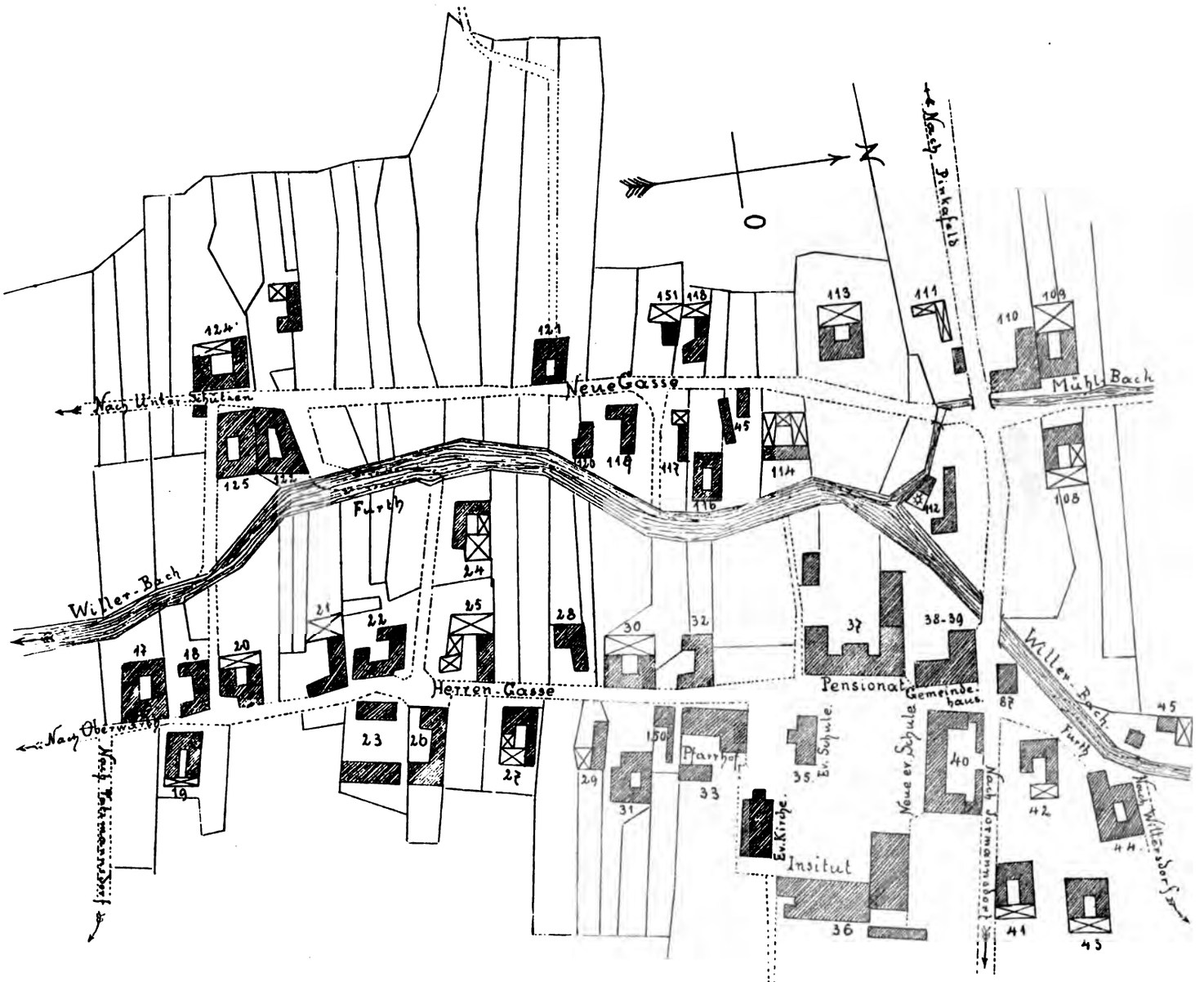


Fig. 154. Theil des Planes von Oberschützen.

Das abgebildete Häuschen zeigt den auch in Oberschützen vorkommenden charakteristischen Bogengang an der Längsseite. Als alleinstehendes Ganzes bildet dieses einfache Haus, dass, wie der Plan Fig. 156 zeigt, nur aus einem Zimmer und der Küche besteht, die unterste Stufe in der Entwicklung des Bauernhauses in Oberschützen. Ein solches alleinstehendes Wohnhäuschen ohne Wirthschaftsräume, das gegebenenfalls alten Leuten zur „Ausnåhm'" dient oder sonst zumeist als Miethwohnung an „Huld'n" vergeben wird, nennt man in Oberschützen ein „Stöckl".

Aus dem Situationsplan ist auch der Grundriss des Blockhauses ersichtlich. Die Scheune ist mit dem Wohnhause wieder rechtwinkelig verbunden. Eine Laubhütte („Laa'hitt'n") bildet den Ansatz zur hufeisenförmigen Anlage des Gehöftes. Das Anwesen, zu

Fig. 155. „Stöckl" beim Hause Nr. 111 in Oberschützen.

dem ehemals 2 Achtel Grund gehörten, von denen aber nur mehr 2 Joch beim Hause sind, trägt die Nummer 111, führt nach früheren Besitzern die Namen „Lederer — Graf", „Lederer — Eisler" (weil der ehemalige Besitzer ein „Eisler" = Eisenhändler war) oder „Jany Nr. 111", ist jetzt Eigenthum der Kaufmannswitwe Emma Kirnbauer und gegenwärtig unbewohnt.

Das eben beschriebene Häuschen zeigt den Typus des kleinen Wohnhauses der nördlichen Heanzerei. Die einfachste Erweiterung im Wohnhause bildet, wie beim Bauernhause in der Gegend Oedenburgs, der Anschluss eines zweiten Zimmers an die Küche, so dass diese zwischen die beiden Stuben zu liegen kommt (vgl. Fig. 82, S. 123, Bd. XXIV d. M.).

Das unter Fig. 157 abgebildete Gehöfte zeigt im Wohnhause den Typus eines grösseren Bauernhauses der Heanzerei. Das Haus ist Eigenthum des Landmannes Tobias Posch und liegt unter Nr. 20 ebenfalls in Oberschützen. Die Lage des Hauses zur Strasse weicht hier von der Regel ab. Das Haus liegt nämlich hart an der Strasse, in seiner Längsachse jedoch nicht senkrecht, sondern parallel zur Strasse. Diese Lage des Hauses zur Strasse, sowie die Anlage des ganzen Gehöftes ist jedoch in Oberschützen und seiner Umgebung keineswegs selten. Die Ställe schliessen sich hier den Wohnräumen nicht in gerader Linie an, sondern sind, wie dies der Plan des Gehöftes unter Fig. 158 zeigt, rechtwinkelig mit dem Wohnhause ver-

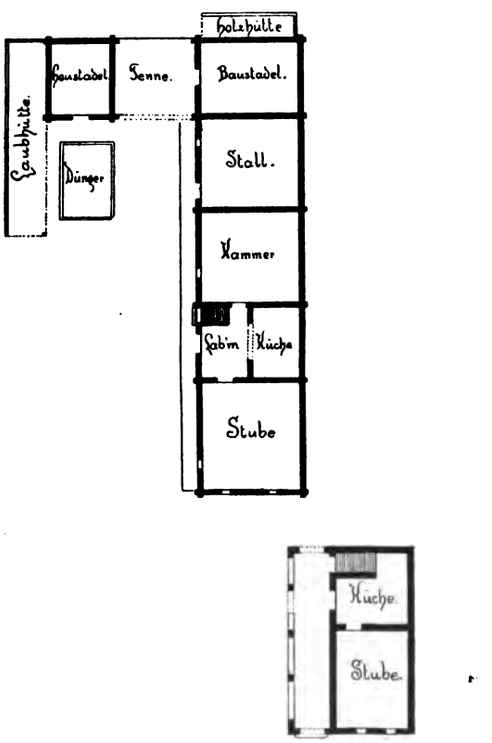


Fig. 156. Plan zum Hause Nr. 111 und dem dazugehörigen „Stöckl" (1 : 400).

bunden. Die Scheune, welche sich in Heustadel, Haferstadel, Tenne und Baustadel gliedert, ist wieder rechtwinkelig mit dem Stalle verbunden und liegt parallel zum Wohnhause. Die vierte Seite des hier nun ganz eingeschlossenen Hofes wird durch eine Laubhütte, den Kitting und die Thorhütte gebildet. Das Haus dürfte eines der ältesten in Oberschützen sein. Es wurde im Jahre 1826 renovirt. Das Dach und auch die Zimmerdecken stammen aus diesem Jahre. Der Durchzugsbalken, welcher die Tramdecke der vorderen Stube trägt, trägt die Zahl des Jahres, in dem die Renovirung geschah. Früher waren die Stuben gewölbt. Im Kitting fand ich die Jahreszahl 1815; er wurde also erst zu einer Zeit erbaut, als das alte

Haus bereits reparaturbedürftig geworden war. Bis zu dieser Zeit dürfte die Südseite des Gehöftes offen gewesen sein. Durch die Erbauung des Kittings und

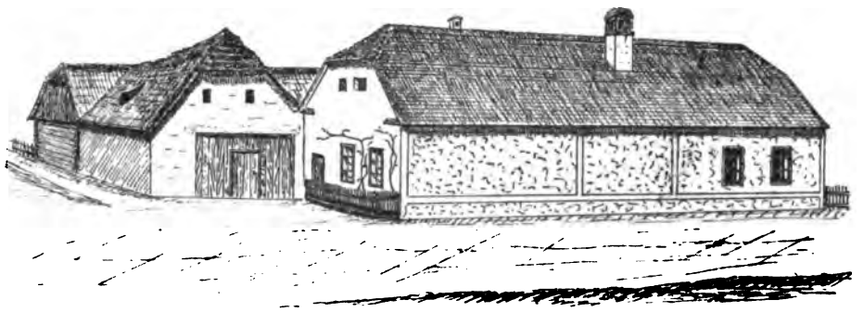


Fig. 157. Haus Nr. 20 in Oberschützen.

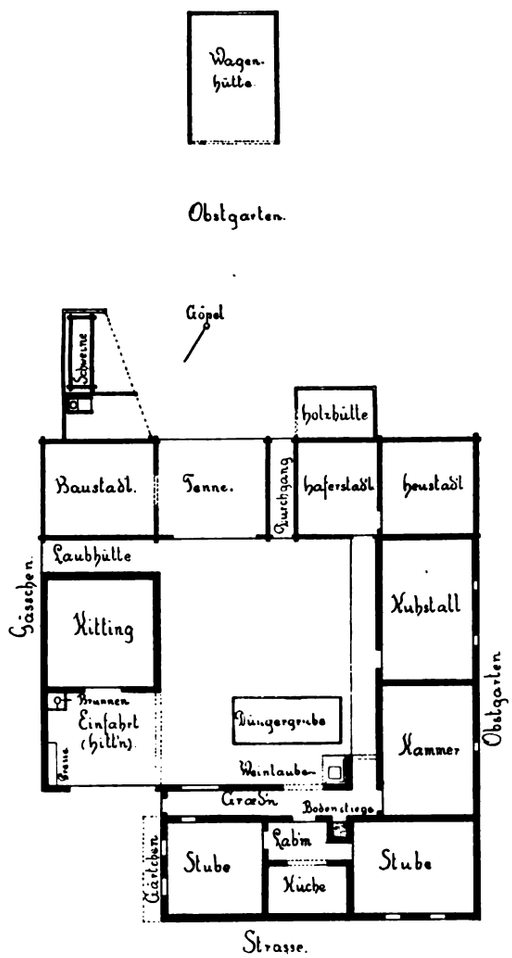


Fig. 158. Plan zum Hause Nr. 20 in Oberschützen (1 : 400).

die Ueberdachung des Thores wurde der Hof vollkommen geschlossen. Wir haben hier somit aus der Heanzerei ein fränkisches Gehöfte vor uns, fast ganz in derselben Anordnung, die jenes Gehöfte aus Kniewas in Oberösterreich aufweist, das uns der verdienstvolle Hausforscher Oberst Bancalari in seinem Werke „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen“ auf Tafel V, Fig. 98, im Grundrisse vorführt.

Bemerkt sei noch in Hinsicht auf das beschriebene Gehöfte, dass das Wohnhaus, der Stall und der Kitting gemauert sind, die Scheune aber ein Blockbau ist. Eine Verschmelzung der Dächer der einzelnen Tracte findet an keiner der Ecken statt.

Auf die Einrichtung des heanzischen Hauses komme ich später zu sprechen; ich will daher jetzt auf das, was ich gerade von diesem Hause noch mitzutheilen hätte, hier nicht näher eingehen, und gehe gleich auf die Vorführung eines anderen Gehöftes aus Oberschützen über. Es führt die Nummer 100 und ist Eigenthum des Bauern Michael Klenner.

Obwohl der Aufriss der Vorderansicht dieses Hauses, Fig. 159, auf den ersten Blick fast völlig dem unter Fig. 152 gegebenen Aufriss des Hauses Nr. 123 aus Stegersbach gleicht, so ist schon aus dem Aeusseren des Hauses nach eingehenderer Betrachtung der Zeichnung eine Weiterentwicklung in den Wohnräumen des Hauses zu ersehen. Die Giebelseite zeigt nämlich hier drei Fenster. Aus dem Grundrisse, Fig. 160, ist zu ersehen, dass dieselben zweien Zimmern angehören, die durch eine Mittelwand in der Richtung der Längsachse des Hauses getrennt sind. Dieses Haus weist also bereits drei Zimmer auf. Die Verschiedenheit der Fenster aber — hier das Vorhandensein eines dachartigen Gesimses über den Fenstern, dort das Fehlen derselben, hier Fensterladen, dort Jalousien — deuten darauf hin, dass die Fenster und mit ihnen die Zimmer nicht zu gleicher Zeit entstanden sein dürften. Und so ist es auch.

Der vollkommen geschlossene Hof ist das Ideal jedes Heanzen aus der Gegend von Oberschützen: „A guit's Haus, wou kåañ Hean'l (Hühnchen) aussa'

und aini kauñ“, so sagte mir der Landmann Tobias Posch mit Stolz in Bezug auf sein Haus und weiter theilte er mir mit, dass man von einem Hause, das nicht geschlossen ist, mit Geringschätzung sage, dass es nur ein halber Hof sei. Verfügt nun der Erbauer eines Hauses nicht über eine so grosse Summe Geldes, dass er sich gleich einen ganzen Hof aufführen lassen kann, so legt er sich sein Haus stets so an, dass

Fig. 159. Aufriss des Hauses Nr. 100 in Oberschützen.

er es später einmal, wenn er dazu in der Lage ist, zu einem geschlossenen Gehöfte ausbauen lassen kann. Das Bild eines weiter unten zu besprechenden Hauses wird diese Behauptung auf's Vollkommenste rechtfertigen.

Das unter Fig. 159 abgebildete Haus glich vor dem vollkommenen Ausbau in seiner Giebelfront dem unter Fig. 155 wiedergegebenen Häuschen. Es ist nun in Oberschützen nachgerade zur Regel geworden, dass beim Ausbau eines Hauses der vordere Theil des

In den Fig. 161, 162 und 163 gebe ich die Vorderansicht, die Rückansicht und den Grundriss eines weiteren Gehöftes aus Oberschützen wieder.

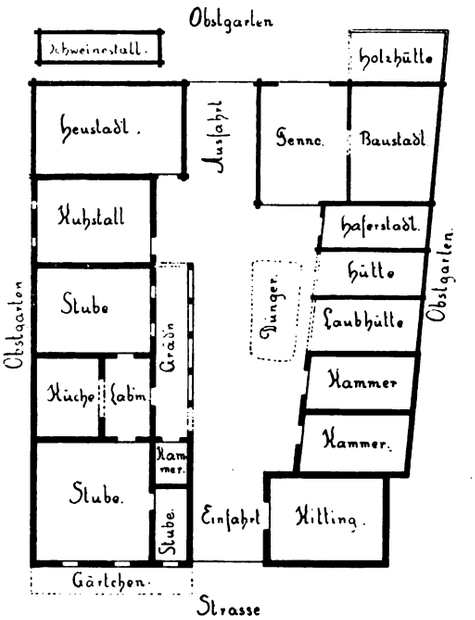


Fig. 160. Plan zum Hause Nr. 100 in Oberschützen (1 : 400).

Die Zeichnungen sprechen für sich allein schon, so dass ich mich bei der Besprechung dieses Hauses kurz fassen kann.

Fig. 161. Haus Nr. 60 in Oberschützen.

Bogenganges bis zum Kücheneingang in ein Zimmer oder in ein Zimmer und in eine Kammer, wie dies bei dem in Rede stehenden Hause Nr. 100 so ist, umgewandelt wird. An dieses neue, dritte Zimmer schliesst sich rechts das überdachte Thor (die Einfahrt) an und an dieses wieder nach rechts der Kitting. Auch die beiden Kammern, die Laubhütte, die Hütte und der Stadel, die sich dem Kitting rechtwinkelig anfügen, sind Theile des neueren Ausbaues des Gehöftes.

Das Haus führt die Nummer 60. Es ist Eigenthum zweier Schwestern mit Namen Zumpf. Die eine Schwester bewohnt das zweifensterige Zimmer mit der dazugehörigen Küche rechts vom Thore, die andere hat Küche und Zimmer links vom Thore inne. Das einfensterige Zimmer ist „Studentenzimmer“ und die Hinterstube ist vermiethet. Beide Schwestern bebauen zusammen 18 Joch Feld. Der Tract links vom Thore (mit Ausnahme des Studentenzimmers) und die Scheune wurden im Jahre 1788 erbaut. Das Material

des Wohnhauses besteht aus Stein und Ziegel, die Scheune ist ein Blockbau. Der Theil rechts vom Thore und was sich daran schliesst und das Studentenzimmer stammen aus dem Jahre 1834. Als Baumaterial wurden Ziegel verwendet. Zimmer und Küche des neueren Zubaues waren ehemals Kitting. Der

Fig. 162. Rückansicht des Hauses Nr. 60 in Oberschützen.

Kitting im alten Theile des Hauses wird ehedem Stall gewesen sein. So hätten wir, das Haus in seiner ursprünglichen Einrichtung gedacht, wieder dieselbe Eintheilung, wie beim vorbesprochenen Hause. Vor dem alten Tracte läuft ein Bogengang hin, am neuen fehlt er. Es ist dies in der Regel so zu finden.

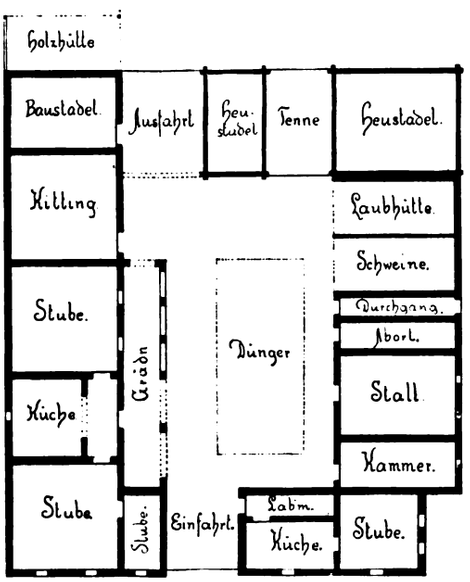


Fig. 163. Plan des Hauses Nr. 60 in Oberschützen (1 : 400).

Ueber die Lage des Hauses sei mir gestattet, noch Einiges zu sagen, was für die gleiche Lage einzelner Häuser in Oberschützen von allgemeinem Interesse ist.

Das ursprüngliche Haus, d. h. der alte Tract des heutigen Gehöftes, liegt mit seiner fensterlosen Längsseite gegen Norden, die dem Hofe zugekehrte Längsseite, an der sich die Eingangsthüre zur Wohnung und die Fenster der hinteren Stube befinden, wendet sich nach Süden. Diese Lage eines Hauses oder jene noch häufigere und erwünschtere, bei welcher sich die Längsseite nach Osten und die Giebelseite nach Süden kehrt, ist in der ganzen Heanzerei die gebräuchliche. Massgebend für die Wahl der einen oder der anderen Lage des Hauses beim Bau desselben ist seine Lage zur Strasse. Im vorliegenden Falle, beim Hause Nr. 60, fand ich es nun auffallend, dass dasselbe in seiner heutigen Hauptfront oder mit der Giebelseite des alten Tractes gegen Westen sieht, obwohl die Strasse an der Südseite des Hauses vorbeiführt. Das Haus liegt obendrein ganz frei in der Mitte eines grossen Obstgartens, so dass beim Baue des Hauses das Verlegen der Giebelseite nach Süden, das Anlegen des ganzen Hauses in günstigerer Lage zu den Himmelsrichtungen sowohl als auch zur Strasse auf keine Schwierigkeit gestossen wäre.

Weiterhin stiess ich noch auf andere Häuser, die in eben solch' merkwürdiger Weise angelegt waren. Alle kehrten sie, dies war ein gemeinsames Merkmal, den rückwärtigen Theil, die Scheune, der Strasse zu.

Ich war unfähig, die Erklärung für diese absonderliche, für mich unbegründete Lage dieser Bauten zu finden; endlich ward sie mir durch einen meiner Freunde, Herrn Techniker Ludwig Kirnbauer, einen geborenen Oberschützener, gegeben. Er machte mich darauf aufmerksam, dass alle jene Häuser, die ihre Rückseite der Strasse zuwenden, die Vorderseite nach dem Bache kehren, der das Dorf in seiner Mitte der Länge nach durchfliesst. Weiter bemerkte er mir, dass der Besitzer des Hauses Nr. 45 (s. die Planskizze Fig. 154) genöthigt sei, bei seinen Aus- und Einfahrten auch mit schwer beladenen Erntewagen ein gutes Stück hin den Bach bis in die Gegend des Hauses Nr. 87 als Fahrstrasse zu benützen. Ebenso verhielt es sich mit den Besitzern der Häuser Nr. 112,

114, 116, 119, 120 und 122 u. a. m., bevor die „Neue Gasse“ zu Anfang der Vierziger-Jahre, wie schon oben gesagt, angelegt wurde.

Der Bach diente also vor dieser Zeit streckenweise als Fahrstrasse und in dieser Thatsache findet die mir unerklärlich gewesene eigenthümliche Lage einer Anzahl von Häusern Oberschützens ihre Begründung [1]).

Nach dieser Abschweifung fahre ich nun in der Beschreibung von Bauernhäusern aus Oberschützen fort.

In Fig. 164 bilde ich das Haus Nr. 98 ab. Fig. 165 gibt den Plan dazu. Das Haus ist Besitzthum der alten Witwe Susanna Klenner. Sie bewohnt die beiden Vorderstuben, die hintere Stube ist von einem „In-

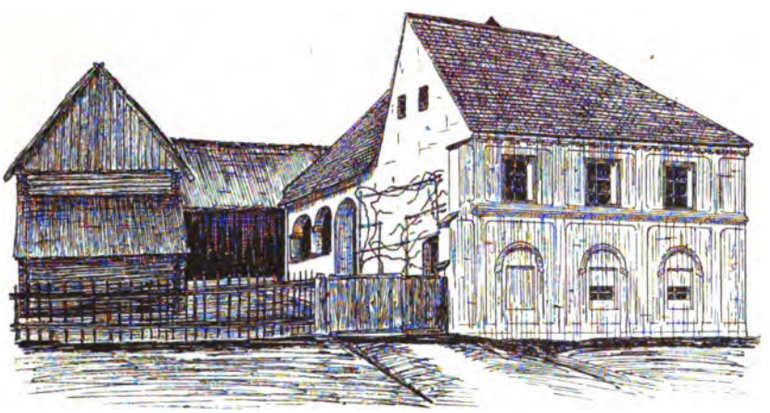


Fig. 164. Haus Nr. 98 in Oberschützen.

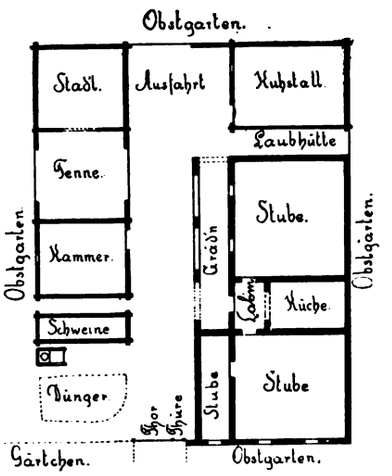


Fig. 165. Plan zum Hause Nr. 98 in Oberschützen (1 : 400).

wohner“ bewohnt. Das Haus liegt auf stark ansteigendem Terrain, an einer „G'stätt'n“. Dieser Umstand hat dem Hause oder seinem Besitzer den Namen „G'stätt'n-Klenner“ eingetragen. Der ansteigende Hausgrund ist ferner Ursache davon, dass das Haus in seinem vorderen Theile ein einstöckiges („stockhåch's“) geworden ist. Es gibt deren in Oberschützen an Bauernhäusern nur ganz wenige, ich glaube, nur zwei gesehen zu haben. Besonders betont sei in Bezug auf dieses Haus, dass das dritte (schmale) Zimmer hier nicht erst durch einen Zu- oder Ausbau gewonnen wurde, sondern bereits im Bauplane aufgenommen war. Das Haus ist zwar ein neueres, stammt aber doch schon aus dem Jahre 1827. Man kann also annehmen, dass seit Anfang dieses Jahrhunderts in Oberschützen und wohl auch in dessen Umgebung Bauernhäuser aufgeführt werden, die bereits von Anfang an über drei Zimmer verfügen. Es ist dies bei dem Umstande, dass das ältere Bauernhaus stets nur zwei Zimmer aufweist — es sei denn, dass weitere Wohnräume durch Umgestaltung des Hauses oder durch Zubauten gewonnen wurden — ein bedeutsamer Schritt in der Weiterentwicklung des Bauernhauses in der Heanzerei.

Das Haus Nr. 98 erhärtet ferner die aufgestellte Behauptung, wonach es das Streben des heanzischen Bauern bildet, sein Haus zum geschlossenen Gehöfte auszubauen, denn der senkrechte Abschluss des Hauses, an dem jetzt noch die Rebe grünt, ermöglicht den Ausbau nicht nur in bester Weise, sondern er erwartet ihn auch.

Im Parterre des Hauses befindet sich der Keller. Das Weitere erklärt der Plan.

Den Abschluss in der Vorführung von Bauernhäusern aus Oberschützen bildet das Haus Nr. 113 der Witwe Rosina Jany. Der Hausnamen lautet:

[1]) Als mir diese Erklärung gegeben worden war, erinnerte ich mich freilich daran, dass im Thale desselben Baches (Willer) nördlich von Willersdorf (das erste Dorf von Oberschützen gegen Norden) in der sogenannten Willersdorfer Schlucht der Feldweg ganz grosse Strecken weit im Bette des Baches liegt. Weiter kam mir in Erinnerung, dass man auch in Goberling (östlich von Oberschützen) und durch das Thal von dort nach Unter-Kohlstätten das Bachbett stellenweise als Fahrstrasse benützt. Der schotterige, feste Grund eines Baches ist als Verkehrsader einer wenn auch verhältnissmässig gut gepflegten Strasse mit ihrem nachgiebigen, lehmigen Untergrunde, besonders in der Regenzeit, in der Heanzerei bei weitem vorzuziehen. Ob in dieser Klarstellung nicht ein Hinweis darauf liegt, dass unsere Altvordern bei günstigen Verhältnissen die Bachbette allgemein als Fahrstrassen benützt haben mögen, vermag ich zwar nicht zu behaupten, doch liegt der Gedanke daran nahe.

„Huañra'“ (Hahn, Hahnerer, gebildet wie „Antara'“ = Enterer = Enterich).

Wie aus der Ansicht dieses Hauses, Fig. 166, und dem Grundriss desselben, Fig. 167, hervorgeht, haben wir in diesem Hause einen vollkommenen Vierkant vor uns. Er erinnert lebhaft an den oberösterreichischen Vierkant, kann sich aber mit einem solchen in Bezug auf die Grösse natürlich nicht messen. Während der oberösterreichische Vierkant meistens zwei Stockwerke zeigt, ist mir weder aus Oberschützen noch einem anderen Orte dieser Gegend ein Vierkant mit zwei Stockwerken bekannt. Auch in Hinsicht auf die zahl-

Fig. 166. Haus Nr. 113 in Oberschützen.

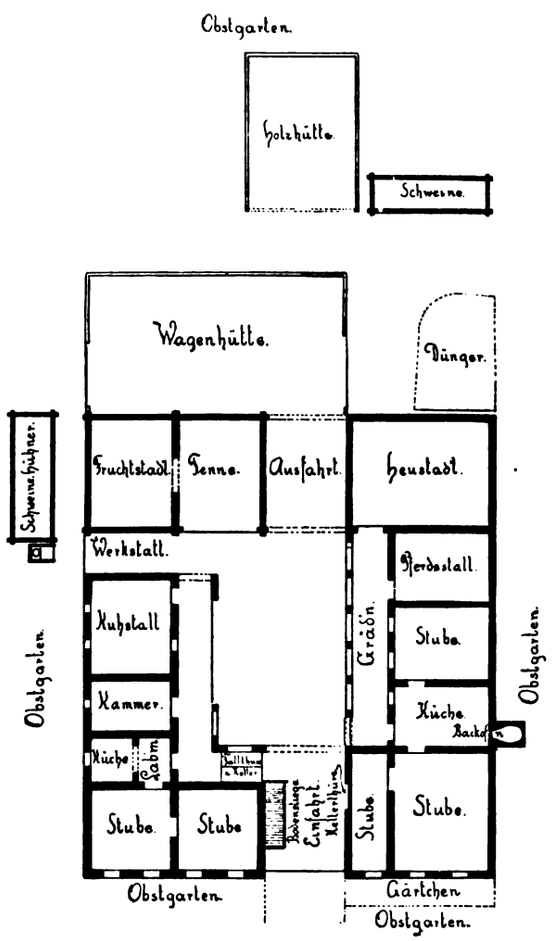


Fig. 167. Plan zum Hause Nr. 113 in Oberschützen (1 : 400).

reichen Räume, welche der Wohntract eines oberösterreichischen Vierkantes in sich schliesst, kann der heanzische Vierkant keinen Vergleich mit jenem aushalten. Allenthalben trifft man im heanzischen Vierkant nur die aus den vorstehenden Schilderungen bekannten drei Wohnräume und überall in der bekannten typischen Anordnung an. Das Haus Nr. 113 weist zwar wohl fünf Zimmer und dazu zwei Küchen auf, doch lässt sich dies damit erklären, dass auch dieses Haus in zwei Theilen erbaut wurde. Der Tract rechts vom Thore mit der Hoffront gegen Süden entstand im Jahre 1830. Er zeigt in den Wohnräumen die ortsübliche Anordnung. Der Tract links vom Thore, der den Ausbau des Hofes bildet, stammt aus dem Jahre 1850. Er war vielleicht anfangs in seinem vorderen Theile zum Kitting bestimmt, denn dieser nimmt gewöhnlich diese Stelle im heanzischen Vierkant ein. Jetzt sehen wir dort zwei Zimmer mit je zwei Fenstern auf die Gasse. Diese beiden neueren Zimmer mit der anstossenden Küche, die nun schon nicht mehr in der ortsüblichen Weise angeordnet sind, bilden die Wohnung der Hausbesitzerin und ihrer drei Kinder Karl, Adolf und Theresia („Res'l“). Die alte Wohnung ist in zwei Theilen an zwei Mietparteien, einen Schneider und einen Müller, vermiethet.

Ein tieferes Eingehen auf die Beschreibung des Hauses kann ich mir wohl auch hier ersparen, umsomehr, als ich der Ansicht und dem Grundrisse des Hauses als weiteren Behelf zur klareren Vorstellung des Hauses eine Federzeichnung beifügen kann, die vom Thorbogen aus einen Einblick in den Hof des Hauses bietet und welche ich der geübten Hand meines Freundes Kirnbauer verdanke (Fig. 168).

Die Aehnlichkeit, welche diese Zeichnung mit einer Abbildung des Hofraumes eines mittelsteierischen

Bauernhauses, beschrieben durch Johann Krainz in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", Bd. „Steiermark", S. 149, aufweist, veranlasst mich, zum Abschlusse dieses Theiles meiner Arbeit noch Einiges über das Verbreitungsgebiet des fränkischen Gehöftes, des Vierkantes oder, mit anderen Worten, des Centralsystems im Baue des Bauernhauses in jener Gegend zu sagen, von der die vorliegenden Mittheilungen in Bezug auf das Bauernhaus handeln.

Wie ich oben ausgesprochen, habe ich diese Bauart in allen Ortschaften, die ich von Stegersbach nordwärts bis Willersdorf berührte, angetroffen. Meine Reise ging von Oberschützen ostwärts gegen Steinamanger. In dieser Richtung konnte ich, über Oberwarth, Gross-Petersdorf, Welgersdorf, Hannersdorf und Burg kommend, den Centralbau nur bis zum letztgenannten Orte beobachten. Von da an nehmen die Bauten und die Dörfer denselben Charakter an, den die Dörfer und Bauten an sich tragen, die ich von Sct. Gotthard bis Stegersbach berührt habe. In nordöstlicher Richtung reicht das Verbreitungsgebiet, von Oberschützen aus gerechnet, über Mariasdorf, Bernstein, Günseck oder Jormannsdorf, Bergwerk, Goberling, Kohlstätten bis Lockenhaus.

Nordwärts und nordwestwärts über Oberschützen hinaus bin ich nicht weit gekommen; man versicherte mich aber, dass man den Centralbau mit den einfacheren Bauten von Bauernhäusern gemengt gegen Norden in's Oesterreichische hinein bis Hochneukirchen und Kirchschlag — wenn nicht weiter — und nach Westen über Hartberg hinaus bis tief in's Steierische hinein verfolgen könne. Letzteres beweist die oben erwähnte, von Krainz beschriebene Abbildung, die aus dem „östlichen Theile Mittelsteiers", aus dem „sogenannten Heanzenlande" — wie Krainz irrig sagt —, stammt[1]).

Jedenfalls liegt vom Verbreitungsgebiete des Centralbaues jenseits der ungarischen Grenze, hauptsächlich in der Steiermark, die grössere Hälfte, diesseits der Grenze, in Ungarn, die kleinere. Gerade so wie der steierisch-österreichische Dialect über die Grenze nach Ungarn herein vorzudringen scheint[2]), so wird auch der Centralbau sich aus den benachbarten österreichischen Kronländern eingebürgert haben. Als Heimat des Centralbaues diesseits und jenseits der ungarisch-österreichischen Grenze wird also nicht die Heanzerei, sondern Steiermark und Niederösterreich anzusehen sein.

Fig. 168. Blick in den Hof des Hauses Nr. 113 in Oberschützen.

[1]) Schon die Bezeichnung „Heanzenland" ist irrig. Ein Heanzen-Land oder Land der Heanzen existirt weder im Volksmunde, noch als geographischer Begriff. Man spricht stets nur von einer Heanzerei. Von einem Heanzenlande auf steierischem Gebiete kann nun vollends nicht die Rede sein. Heanze und Steirer einerseits und auch Heanze und Oesterreicher andererseits sind jedenfalls streng zu unterscheidende Begriffe. Es liegt dies schon in den obwaltenden Verhältnissen, in denen die dort zusammenstossenden Nachbarn leben. Sowohl die angrenzenden Steirer als auch die Oesterreicher würden es als einen Schimpf erachten, Heanzen genannt zu werden. Ihrer Anschauung nach liegt jedenfalls nichts Erhebendes in der Bezeichnung Heanze. Der Heanze selbst ist nun wieder stolz auf seinen Namen und würde es als eine Anmassung betrachten, wollte sich einer oder der andere seiner Nachbarn den Namen eines Heanzen beilegen. Der Heanze selbst dünkt sich über Beide erhaben und spricht von dem Einen als vom „kropfat'n Staira'" und vom Anderen als vom „Prägna'" oder „Moustschäd'l" mit Geringschätzung.

[2]) Während in Oberschützen noch reines Heanzisch gesprochen wird, spricht man im nahen Riedlingsdorf bereits steierisch-österreichisches „Kua, Bua" etc.

Mit dem Wunsche, dass, angeregt durch die vorstehenden Worte, die keine Feststellung, sondern nur eine auf Vermuthung sich gründende Annahme sein wollen, durch weitere Forschungen besonders auf steierischer Seite bald Klarheit in die Sache der Hausforschung auf diesem Gebiete komme, schliesse ich diesen Abschnitt meiner Arbeit.

D. Ueber den Bewohner des deutschen Hauses in Westungarn.

Vornehmlich durch die vorzüglichen Arbeiten Prof. Dr. Meringer's, „Studien zur germanischen Volkskunde", I und II (erschienen in Bd. XXI und XXIII d. M.), angeregt, habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, bei meinem Ausfluge in die Heanzerei nicht das leere Haus allein dort kennen lernen zu wollen, sondern besonders auch seiner Einrichtung, den Geräthen im Hause, der Verwendung derselben, dem Leben im Hause und seinen Bewohnern gesteigertes Interesse entgegen zu bringen.

Wenn ich nun darüber mittheilen soll und vor Allem von den Bewohnern des deutschen westungarischen Hauses sprechen will, so ist es selbstverständlich, dass ich mich in Nachfolgendem nur mit den deutschen Bewohnern jener Gebiete beschäftigen werde, aus welchen ich das Haus zum Gegenstande meiner Ausführungen gemacht habe.

Vom Heanzen gilt im Grossen und Ganzen dasselbe, was ich in meiner Arbeit „Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn" vom Bauern in und um Oedenburg, der mit dem Heanzen, worauf ich schon oft hingewiesen habe, ein Fleisch und ein Blut ist, hätte sagen müssen. Ich werde mir in Folgendem Gelegenheit nehmen, das damals in Bezug auf den Bewohner der Gegend von Oedenburg Versäumte nachzuholen. Hiebei werde ich genöthigt sein, oft in vergleichender Weise vorzugehen, und ich befürchte nicht, dass dies der Arbeit zum Nachtheile sein wird. Ich hoffe im Gegentheile, es wird aus dem Vergleiche zwischen hier und dort sich mancher Schluss ergeben, der, wenn auch nichts Weiteres, so doch das erzielen wird, dass meine Annahme der Zusammengehörigkeit der Heanzen und der Deutschen im Oedenburger Comitate gerechtfertigt ist.

Schon in seiner Kleidung unterscheidet sich der Heanze nicht erheblich von dem Bauern aus der Gegend Oedenburgs. Sie tragen mit Vorliebe dunkelblaues Tuch. Aus diesem ist in der Regel der ganze Anzug gefertigt: der kurze Rock, das Gilet und das anliegende ungarische Beinkleid, welches in Stiefeln steckt. Der Hut ist schwarz und in den verschiedenen Dörfern verschieden geformt. In der Gegend Oedenburgs kann man gerade aus der Hutform auf das Dorf schliessen, aus dem sein Träger stammt. Zur Arbeit auf dem Felde trägt der Bauer im Sommer nur ein Hemd und die weite weisse Unterhose nach ungarischem Schnitt (Gatya) und höchstens noch ein Leibchen, das in der Gegend Oedenburgs nach Art des „Brustfleckes" am Rücken geschlossen wird. Der Fuss ist auch im Sommer mit dem Stiefel bekleidet. Die Tracht der Mädchen und Frauen hat sich bereits der Mode anbequemt. Dunkles Tuch, fast allenthalben schwarzes, wird vorgezogen. Um den Kopf gelegt tragen die Mädchen in der Gegend von Oberschützen ein schwarzes Tuch mit geblumtem Rande. Es ist im Dreieck gefaltet und wird unter dem Kinn gebunden. In der Gegend Oedenburgs gehen die Mädchen meistens barhaupt. Frauen, besonders ältere, tragen hier wie dort das schwarze Kopftuch am Hinterhaupte gebunden. Noch vor 20—30 Jahren trugen alle Frauen weisse ausserordentlich grosse Kopftücher, die „Fetz'n" genannt und ebenfalls im Genicke gebunden wurden.

Als Bekleidung des Fusses dient auch bei Frauen und Mädchen der Stiefel, an Sonn- und Feiertagen der Schnür- oder Halbschuh, und zwar in der Gegend von Oberschützen aus schwarzem Leder, in der Gegend von Oedenburg aus Tuch oder Sammt.

Wie in der Kleidung, so zeigt sich auch schon bei nur flüchtiger Betrachtung des Aeusseren die Verwandtschaft des Heanzen mit den Bewohnern um Oedenburg. Hier wie dort treffen wir denselben mehr hageren als wohlbeleibten, hochgewachsenen Schlag. Die Farbe der Haare ist fast durchwegs die blonde, das dunklere Blond überwiegt aber das hellere. Noch bei Kindern, die bereits in schulpflichtigem Alter stehen, beobachtet man häufig ganz helle Haare, die aber mit den Jahren dunkler werden. Nicht gerade selten kommen auch rothblond Behaarte vor, das brennend rothe Haupthaar ist jedoch selten. Ebenso selten trifft man auch Menschen, deren Haare gelockt sind, zumeist ist das Haupthaar ganz schlicht.

Von der Farbe der Augen sei constatirt, dass hier wie dort die hellen Farben vorherrschen, das graue Auge aber häufiger vorzukommen scheint als das blaue.

Obwohl der Volksschlag hier wie dort ein kräftiger ist, trifft man Leute im Alter von 80 Jahren und darüber nur höchst selten. Dass der einzelne Körper

nicht die Widerstandsfähigkeit besitzt, wie man dies anderwärts trifft, mag darin seine Ursache finden, dass sich Verheiratungen fast ausschliesslich auf die Verbindungen von Insassen eines und desselben Ortes beschränken. Das Hinausheiraten aus einem Dorfe oder das Zuheiraten aus einem benachbarten Orte gehört zu den grössten Seltenheiten.

Derselbe Umstand mag auch Ursache davon sein, dass der Beobachter sowohl in der Gegend von Oedenburg als auch in der von Oberschützen in bäuerlichen Kreisen so selten auf Mädchen oder Frauen stösst, die man schön nennen könnte. Während also von Frauenschönheiten kaum die Rede sein kann, so trifft man doch häufig auf Männer, die als stattliche und schöne Erscheinungen gelten können.

Bezüglich der geistigen Begabung des Heanzen und auch des Deutschen im Oedenburger Comitate kann ich, meinen Erfahrungen gemäss, nur Günstiges berichten. Er hat einen offenen Kopf, ist lern- und wissbegierig und an Bildung all' den anderen Völkerschaften, die ihn umgeben, bei weitem überlegen. Er weiss, dass Bildung forthilft und opfert in der Regel gern für die Schule, weil er davon durchdrungen ist, dass sie es ist, die schon seinem Kinde das Werthvollste mit auf den Weg in's Leben gibt. Schulhäuser, wahre Prachtbauten, wie man sie in den deutschen Dörfern Westungarns findet, suchen ihresgleichen auch jenseits der Leitha. Casinos oder Lesevereine, in denen sich der Mann nicht allein Zerstreuung und Erholung, sondern auch Weiterbildung sucht, sind in grösseren Orten (ich nenne aus der Heanzerei unter Anderem nur Stegersbach, Oberschützen und Gross-Petersdorf, Dörfer mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung) häufig zu finden, und der Bauer hält sich denselben nicht fern. Andererseits kann ich von Bibliotheken, wie sie Prof. Dr. Meringer in Alt-Ausseer Bauernhäusern gefunden hat, nichts erzählen. Was ich an Büchern in Bauernhäusern gefunden habe, stammt fast Alles noch aus dem vorigen Jahrhunderte. Der Mehrzahl nach sind es Werke religiösen Inhaltes, und aus dem Gebet- oder Evangelienbuche, aus dem sich die Grossmutter vor 100 Jahren am Sonntagnachmittag Erbauung geholt hat, sucht sich deren Enkelin auch heute noch als betagte Frau Trost für ihre Leiden, „und ta' grâssi Truck in ti âlt'n Piala is' sou vül guit zan lëis'n, wënn an t'Aug'n schauñ valâss'n wöll'n". Das Ankaufen der theueren „weltlichen" Bücher scheint dem Bauern überhaupt mehr und mehr zum Ueberflusse geworden zu sein, seit er aus der billigen Zeitung sich Anregung nach jeder Richtung hin holen kann. Den Beweis dafür fand ich in einem Agendorfer Bauernhause, in dem „t' Pialstöll'n" (Büchergestell) aus dem Wohnzimmer, wo sie am Durchzugsbalken angebracht gewesen war, in's Presshaus, die Bücher selbst aber in einen verlorenen Winkel der Kammer gewandert waren.

Besonderen Sinn zeigen die Deutschen des Eisenburger und auch des Oedenburger Comitates für Musik. Der Magyare lässt sich zum Tanze die Musik, wo es nur möglich ist, durch den Zigeuner besorgen, der Deutsche besorgt sie sich hier selbst. Nicht nur jedoch, das in jedem grösseren deutschen Dorf eine Musikcapelle besteht, auch Gesangvereine blühen überall und viele derselben schon seit 30 und 40 Jahren.

Von der Handfertigkeit, soweit diese eine Nothwendigkeit zur Hervorbringung von Objecten bildet, denen künstlerischer Sinn aufgeprägt ist, muss leider gesagt werden, dass sie in den Oertlichkeiten, von denen hier die Rede ist, in Abnahme begriffen scheint. Künstlerische Productionen habe ich, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann und wenn man von der durch Drechsler besorgten Bemalung der Truhen mit den herkömmlichen und auch hier gebräuchlichen Tulpenornamenten absieht, nur im Fache der Holzschnitzerei gefunden und auch da nur in einer der untersten Stufen, in der Kerbschnitzerei. Hiebei weiss ich vorläufig wieder nur von drei Objecten zu sagen, die mittelst Kerbschnitt verziert werden oder, besser gesagt, verziert worden sind: der Buttermodel, das Rollbrett und das Ochsenjoch. Vom ersten Gegenstande werde ich weiter unten zwei Stücke abbilden und beschreiben, vom zweiten drei Exemplare und von Ochsenjochen sei nur gesagt, dass ich solche besonders in der südlichen Heanzerei gefunden habe, die in wirklich schöner Weise und äusserst reich verziert waren. Heute ist die Gepflogenheit, Rollbretter und Joche zu verzieren, fast ganz ausser Gebrauch gesetzt, und Buttermodel findet man kaum mehr.

Von künstlerischer Begabung, soweit dieselbe durch manuelle Fertigkeit zum Ausdrucke gebracht wird, lässt sich also in Bezug auf die Deutschen in Westungarn nicht viel Rühmliches sagen, mehr aber vielleicht von den Geistesproducten, die im Volke leben, von der Poesie des Volkes oder, besser, von der Volkspoesie. Zwar kann man auch hier von den heanzischen Volksliedern nicht in derselben Weise sprechen, in der der Steirer, Kärntner und Tiroler von seinem Liede mit Stolz spricht; doch haben auch die Heanzen Lieder, die in ihrem Volke entsprungen

sind [1]). Von heanzischen Sprichwörtern, Redensarten, Räthseln, Wiegenliedern, Auszähl- und Kinderreimen hat auch noch Niemand geschrieben und doch besitzt deren das heanzische Volk einen ganzen Schatz. Ich habe davon schon manch' ein Körnlein aufgelesen und hoffe das Gold der Volkspoesie und des Volksverstandes allmälig Alles zusammen zu bekommen und es vor dem Vergehen und dem Vergessen zu bewahren [2]).

[1]) Gelegentlich meiner Ausflüge in die umliegenden Dörfer ward mir in Harkau Kunde von einem bäuerlichen Poeten. Er dichtet nicht in seiner Mundart, sondern in der Schriftsprache. Ich theile eine Probe seiner Leistungen mit. Sie zeigt, wie das Volk denkt, was ihm am nächsten liegt, was das Ideal seines Strebens und seiner Wünsche ist.

Am Neujahrstag.

1. Wiederum ein Jahr verflossen
   All mit ihrer Angst und Pein,
   Und jetzt gehn wir unverdrossen
   Wieder in ein neues ein.
2. Ach! wiehr stehen heut am Rande
   Beiden jahres alt und neus
   Und ihn matten tiefen Sande
   Schlummert mancher Vater heiss.
3. So manche Mutter ist geschieden
   Von ihrer trauden Kinderschaar
   O! wie würde sie sich freuen
   Heut in diesem neuen Jahr.
4. Und an diesen Jahres Morgen
   Bring ich euch meine Wünsche dar
   Entfernen solln sich eure Sorgen
   Vor Unglück Gott euch nun bewahr.
5. Eure Reben solln euchs bringen
   Tausendfache Frucht und Freud
   Voll mit Trauben soln sichs schwingen
   Und das wünsche ich euch heut.
6. Euer Feld sol sichs beladen.
   Mit fielen Garben goldnen Ähren
   Dan beim Ernden tenkt aus Gnaden
   Hats bescheeret uns der Herr.
7. Auf euren Wiesen soll euch werden
   Blümchen Gräuter und viel Gras
   Dass ihr auch für eure Heerden
   Hinfort keinen Mangel habt.
8. Ihn den Garden eure Bäume
   Soln sich mit Obst beladen viel
   O wie würdet ihr euch freuen
   Das währ meines wunsches Will.
9. Und was währ noch mein begehren
   Liebe Fried und Einigkeit
   Soll in eurer Mitte herschen
   Friede bis in Ewigkeit.

Michael Reitter selbst getichd.

[2]) Als erste Frucht meiner Bemühungen in dieser Richtung erschienen vor kurzer Zeit 100 Sprichwörter aus dem Schatze der Volksweisheit der Heanzen in den von Prof. Dr. A. Hermann in Budapest redigirten „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn", Bd. III, Heft 11—12, S. 287 ff.

Wahrhaft erhebend für den Fremden ist es, einen Blick in das religiöse Leben des heanzischen Volkes zu thun. Ich glaube nicht, dass sich bald wieder ein deutscher Volksstamm finden lässt, der so gottergeben und von so wahrer Religiosität durchdrungen ist wie der heanzische. Ich spreche hier hauptsächlich von der protestantischen Bevölkerung, die einen bedeutenden Bruchtheil des ganzen heanzischen Volkes bildet. Sowie seine Schulen, so gehören auch seine Kirchen zu den schönsten des Landes, und die Bibel und das Gesangbuch haben kaum irgendwo mehr Werth als dort.

Der Bildung und dem religiösen Sinn entspricht das ganze Wesen des Heanzen. Er ist selbstbewusst, ehrlich und offen. Heanzische Dienstboten sind vor allen anderen ihres Fleisses, ihrer Reinlichkeit, Treue und Keuschheit wegen gerühmt.

Stark ausgeprägt ist das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit im Heanzen. Jedem das Seine, aber mir auch das Meine, dieses Grundprincip lässt der Heanze in all seinen Handlungen erkennen und fordert es auch bei anderen. Ein heanzischer Bauer, dem von seinem Grundherrn Unrecht gethan worden war, sagte zu diesem: „Hea' Gråf, wënn eana' Feld a grëssa' is' wia maiñ's, sou tuif is maiñs åba' a". Wird der Heanze bei solcher Rechtsanschauung zum „Processirer", so ist dies zwar erklärlich; in seiner Natur aber liegt der Hang zum Processführen nicht, er muss dazu erst verdorben werden. Der Friede und das gute Verhältniss mit seinem Nachbarn geht ihm über Alles.

Dem Fremden gegenüber ist der Heanze zurückhaltend, doch nicht abstossend oder zurückweisend. In der Regel gibt ihm ein feines Taktgefühl die Weisung, dem ihm Unbekannten so zu begegnen, wie er es verdient. Er lässt sich nicht leicht übervortheilen, doch liegt ihm ferne, den anderen über's Ohr zu hauen. Dies macht den Heanzen zum Handel besonders geeignet. Auch heute noch, mehr aber in früheren Jahren, suchte sich eine nennenswerthe Zahl von Heanzen aus allen Gegenden der Heimat auswärts den Unterhalt im Handel. Der Eine handelte mit Schweinen aus Slavonien herauf, der Andere führte Pferde auf die grossen Märkte, einen dritten Zweig bildete der Schnittwaarenhandel, und die Vertreter desselben waren ein gut Theil des Jahres in Steiermark, Kärnten und Oesterreich abwesend, andere gingen mit Sämereien um. Zieht man noch in Betracht, dass eine ganz grosse Anzahl von jungen Männern und Mädchen aus der Heanzerei in den

grösseren Städten als Handelsgehilfen, Köche, Kellner und Dienstboten in Verwendung stehen, so weiss man nicht, ob man Schwicker Recht geben soll, wenn er in seinem oft genannten Werke unter den Deutschen in Westungarn den fuhrwerkenden Wieselburger den Kosmopoliten nennt, oder ob dieser Titel nicht eher dem Heanzen zukommt. Kosmopolitischer Gesinnung in der wahren Bedeutung des Wortes ist der Heanze aber durchaus nicht. Wenn ihm Sinn für Politik und nationales Bewusstsein auch völlig fremd sind, so nennt er sich doch mit Stolz den treuesten Anhänger seines Vaterlandes. Ist dies auch nicht geradezu erwiesen, so hängt er doch mit allen Fasern seines Herzens an seiner engeren Heimat, zu der es ihn immer wieder zurückzieht, wie den wandernden Slovaken Oberungarns in seine Berge. Man hat Beispiele, dass Heanzen in der Fremde zu ansehnlichem Vermögen gekommen sind; ihre alten Tage verleben sie nun in Ruhe im heimatlichen Dorfe.

Nicht unerwähnt kann ich die Liebe lassen, mit der der Heanze an seinen Kindern hängt. Die grösste Sorge eines heanzischen Ehepaares ist es, seinen Kindern, wenn nur halbwegs möglich, ein besseres Los zu verschaffen, als er es selbst geniesst. Lehrer, deren Wiege in einem Dörflein der Heanzerei stand, sind in allen Theilen des Landes und selbst ausser seinen Grenzen in grosser Zahl zu finden. Ihrer Tüchtigkeit und Berufstreue wegen werden sie geradezu gesucht. Um ihren Kindern eine angenehmere Zukunft zu sichern, legen sich die Eltern oft die grössten Entbehrungen auf, verzichten auf deren Beihilfe in der Wirthschaft und bestellen diese mühsam allein. Kinder sind einem heanzischen Ehepaar nie zu viel: „Kinda'sëig'n is' Gottessëig'n".

Um das Vorstehende zu beweisen, gebe ich hier das Bild einer allerdings grösseren Familie aus Oberschützen:

Vater: Michael Kurz, 66 Jahre alt, Bauer, Besitzer des Hauses Nr. 147;

Mutter: Maria Kurz, geb. Leitner, 55 Jahre alt;

Kinder:

1. Johann (Hans'l), gestorben im Alter von 3 Jahren;

2. Michael (Mich'l), 36 Jahre alt, Küchenchef in der Restauration am österr. Staatsbahnhof in Budapest;

3. Johann (Hans'l), gestorben als Kanonier im Alter von 26 Jahren;

4. Samuel (Sam'l), 32 Jahre alt, Oberkellner in Maria-Theresiopel;

5. Maria (Miaz'l), 30 Jahre alt, hilft den Eltern in der Wirthschaft;

6. Theresia (Res'l), 26 Jahre alt, Köchin im Hôtel Stadt Paris in Budapest.

7. Elisabeth (Lis'l), 24 Jahre alt, früher Köchin im Nationalcasino in Budapest, jetzt verheiratet an den Zahlkellner der Bahnhofrestauration in Ruttka;

8. Susanna (Sand'l), 22 Jahre alt, steht als Köchin in meinen Diensten;

9. Tobias (Towiës), 20 Jahre alt, Speisenträger im Hôtel Continental in Budapest;

10. Mathias (Hias'l), 17 Jahre alt, steht seinen Eltern in der Bearbeitung der Wirthschaft bei und soll diese seinerzeit übernehmen;

11. Josef (Sepp'l), 16 Jahre alt, Weinbube im Hôtel Continental in Budapest;

12. Karoline (Lini), 13 Jahre alt, besucht noch die Schule.

Im Hause der Grosseltern weilen gegenwärtig noch die beiden Enkel:

1. Johann (Hans'l), 10 Jahre alt, Sohn der Maria, und

2. Géza, 3 Jahre alt, Sohn der Elisabeth.

Habe ich eben von der Liebe der Heanzen zu ihren Kindern gesprochen, so kann ich es hier doch nicht verschweigen, dass der heanzische Bauer, wie übrigens der Mindergebildete der ganzen Welt, die Liebe seinem Kinde, wenn es einmal so weit ist, diese zu empfinden, nie fühlen lässt. Es ist fast, als ob er es nicht verwöhnen oder gegen die Rauhheit der Welt, in der es aufwächst, abhärten wollte. Der Umgang der Eltern mit den Kindern ist darum nichts weniger als ein zärtlicher. Ich kann mich ganz wohl erinnern, wie es mir an's Herz ging, als ich als 14jähriger Knabe aus meinem kärntnerischen Alpenthale zum ersten Male in die Heanzerei kam und die derbe, ja rohe Behandlung eines Kindes durch seine Mutter mit anhörte. Ausdrücke, wie: „Tu Mistpui', wånnst' ma nou amål in Guat'n (Garten) aussi gehst, åft (dann) ta'schlå' i' di'!" oder „Wånnst' ma' nit glai' wëiggehst, hau' i da' t'Schinga'r å' (die Füsse ab)!" führen Mütter ihren Kindern gegenüber alltäglich im Munde. Freilich meinen sie es nicht so böse, als es roh gesagt ist.

Wenn ich bis jetzt bei der Schilderung der Deutschen im Eisenburger und Oedenburger Comitate nicht genöthigt war, strenge Grenzen zu ziehen, da ich doch sagen kann, dass das, was von den Heanzen im Besonderen gesagt ist, auch für die Deutschen im Oedenburger Comitate gelten kann, so werde ich es thun müssen, wenn ich jetzt schliesslich auf das moralische Leben des Volkes zu sprechen komme.

Wie so vielfach, wird auch hier, so denke ich wenigstens, das Leben des Volkes in Bezug auf die Moral durch die Lebensweise im Allgemeinen und insbesondere durch die Nahrung beeinflusst. Der deutsche Bauer des Eisenburger Comitates ist Ackerbauer und Viehzüchter, der des Oedenburger Comitates Ackerbauer und Weinbauer. Der Erstere lebt fast ausschliesslich von dem ausreichenden Erträgniss seiner Landwirthschaft, von Pflanzenkost also, der Andere ist genöthigt, sich auch mehr mit Fleisch zu nähren. Und während der Eine Wein nur an hohen Festtagen auf seinem Tische sieht, trinkt ihn der Andere täglich und oft nicht gerade in geringer Menge. Die üppigere Nahrung hat auch ein üppigeres Leben zur Folge. So ist der Deutsche im Oedenburger Comitate, so weit er Weinbauer ist, um ein Erhebliches lebenslustiger, heiterer, mittheilsamer, geselliger, aber auch derber und sinnlicher, also weniger züchtig und keusch als sein Nachbar im Eisenburger Comitate. Der höhere Grad von Sinnlichkeit und der grössere Mangel an Keuschheit zeigt sich nun vor Allem in der grösseren Zahl von unehelichen Kindern. Zur Illustrirung des Gesagten diene folgende Zusammenstellung über die Geburten im Jahre 1893 in den drei Gemeinden des Eisenburger Comitates: Unterschützen, Bernstein und Oberschützen und den drei Gemeinden aus der Gegend Oedenburgs: Wandorf, Agendorf und Wolfs [1]):

Ort	Eheliche Kinder	Uneheliche Kinder	Procentsatz der Unehelichen
Unterschützen	20	—	0·0%
Bernstein . .	58	2	3·33%
Oberschützen .	23	2	8·0%
Wandorf . .	48	6	11·11%
Agendorf . .	46	8	14·81%
Wolfs . . .	31	6	16·21%

Wie aus der Zusammenstellung hervorgeht, ist der Procentsatz der Unehelichen besonders auch in Agendorf ein grosser. Ich liess mir über den Grund dazu von einem Kenner der dortigen Verhältnisse Folgendes berichten:

Schon im Alter von 16 Jahren wird der angehende Jüngling in die „Bursch“, in die Körperschaft der Burschen des Dorfes aufgenommen. Da es ein schlechter Bursche ist, der keine „Liabsti“ hat, so sieht sich jeder Neuaufgenommene alsbald um eine Auserwählte um. Das Liebesleben beginnt hier also schon in den Knabenjahren. Ehrend muss nun hervorgehoben werden, dass diese erste Liebe in den meisten Fällen zur Ehe führt. Bis dorthin ist's aber noch weit, und die schärfste Klippe, an der das junge Liebesglück in Brüche gehen kann, sind die Militärjahre des Jünglings. Es soll nun keine Ausnahme, sondern die Regel bilden, dass der junge Mann, bevor er des Königs Rock anzieht, sich selbst zum Vater und sein Mädchen zur Mutter macht, um sich desselben für die Zeit seiner Abwesenheit zu versichern. Der unsittlichen Handlung liegt hier somit ein sittlicher Zweck zu Grunde. Die Thatsache ist für das moralische Leben des Volkes um so bezeichnender, als sich der junge Mann für gebunden fühlt. Er führt seine Erkorene dann heim, wenn mit den Verhältnissen die Zeit dazu gekommen ist. Fälle von Untreue zwischen Liebenden sollen besonders dann, wenn einmal ein Zeuge ihrer Liebe lebt, kaum vorkommen.

Der hohe Werth der sittlichen Unschuld eines Mädchens ist dabei in den Dörfern um Oedenburg freilich stark gesunken; in der Heanzerei dagegen gilt ein gefallenes Mädchen als ein Unglück für die ganze Familie.

E. Ueber das Leben im heanzischen Bauernhause.

Ich komme nun, so weit ich darin Einblick genommen habe, auf das Leben im Hause zu sprechen. Obwohl ich annehmen kann, dass dasselbe sich in der Gegend von Oedenburg nicht wesentlich von dem in der Heanzerei unterscheidet, so erwähne ich gleich im Voraus, dass ich hier ausschliesslich von heanzischen Verhältnissen, und zwar vom Leben im Bauernhause Oberschützens, spreche, über das mir mein Dienstmädchen Sandi getreue Aufschlüsse gegeben hat.

Die beiden treibenden Kräfte im Leben des Bauernhauses sind die Arbeit und das Essen. „Wea' ëiss'n wüll, muiss a åa'wat'n“ und „tea' wås ua'ntli åa'wat'n sull, muiss z'ea'scht a ua'ntli' ëiss'n.“ Um das Arbeiten und das Essen dreht sich Alles. Was also mit der Arbeit und dem Essen zusammenhängt, wird vor Allem zu schildern meine Aufgabe sein.

So herrliche Verhältnisse, wie sie sich anderwärts finden, dass der Grossbauer sich im Sommer auf der Kegelbahn und im Winter beim Eisschiessen vergnügen kann, während sich sein Gesinde im Sonnenbrand oder im Winterfrost plagt, sind für den Heanzen kaum im Traume vorhanden.

[1]) Die Daten stammen aus den protestantischen Gemeinden der betreffenden Orte. Ob sich der Procentsatz der unehelichen Kinder der katholischen Gemeinden in denselben Orten wesentlich anders stellt, vermochte ich nicht festzustellen.

Will er es mit seiner Wirthschaft aufwärts bringen, so muss sich der Bauer der beste Knecht und die Bäuerin muss ihm die beste Magd sein, und so ist es in der That. Wer halbwegs es vermag, seine Wirthschaft durch die eigene Kraft und die Kraft seiner Frau bei Mithilfe der Kinder zu bestellen, nimmt keinen Dienstboten. Nur die grössten Bauern in Oberschützen haben Dienstboten; es gibt aber kein Haus dort, das deren mehr hätte als zwei. Man unterscheidet darum auch nicht verschiedene Rangstufen unter den Dienstboten, wie in den Alpenländern, wo es „Mahrknechte", „Rossknechte", „Kiahdirnen", „Kucheldirnen", „Mitterdirnen" etc. gibt. Man spricht nur von grossen (älteren) Knechten und „Diaran" und von kleinen (jüngeren) im Alter von 15—17 Jahren. Ob der Dienstbote nun ein grosser oder kleiner ist, dem Bauern ist er immer ein kostspieliger Behelf [1]).

Das grösste Ausmass an Arbeitsleistung kommt jedenfalls der „Frau" zu; sie ist der geplagteste Theil im Hause, die Erste aus dem Bette und Abends die Letzte, welche es aufsucht. Ich will es versuchen, einen Sommertag aus dem Leben einer Bäuerin zu schildern.

Wird geackert, so wird schon um 2 oder 3 Uhr Morgens begonnen, damit das Vieh bei Zeiten, d. h. wenn die Hitze beginnt, wieder in den Stall gestellt werden kann. Die Bäuerin, wenn sie sich auch nicht daran betheiligt, muss auf, um den Leuten, die hinaus müssen, einen Imbiss zu reichen, der in der Regel in einem „Stampa'l" (kleines Gläschen) Schnaps und Brot oder in Kaffee und Brot besteht. In der Regel aber steht die Bäuerin im Sommer um ½4 oder 4 Uhr auf. Während die Leute auf das Feld gehen, „tuit si håaz'n (heizen), koucha' (kochen), mella' (melken), t'Sau fuida'n, ti Pëitt'n mâcha' und å'wâsch'n". Dann trägt sie um 6 Uhr den Leuten das Frühstück auf das Feld nach. Ist dies eingenommen und wird die Arbeit nach einer halbstündigen Pause, die dem „Fruistuck'n" gewidmet ist, wieder aufgenommen, dann hilft sie bis zum „Nëip'ln" (zweites Frühstück) um 10 Uhr mit. Sind keine Dienstboten im Hause und ist die Frau noch jung, so tritt sie beim Schneiden und beim „Haidia'n" (Heudörren = trocknen) als Vorarbeiterin, als Erste in die Reihe; ist sie aber alt, dann darf sie die letzte sein; sind Knechte und Mägde da, dann nehmen diese den Vorrang ein.

Um ½11 Uhr muss die Bäuerin wieder im Hause sein und Feuer gemacht haben. Während die Speisen am Feuer stehen, hat sie in den Ställen Streu zu streuen, zu melken und zu füttern. Für die Schweine bereitet sie ein Mittagmahl zu zwei Gängen. Sie erhalten zuerst den „Sautâa'" (Sauteig), bestehend aus gestossenen „Krumpia'n" mit Schrât (Schrot) oder „g'wölt'n Tråad" (geschwelltem Getreide) gemischt und nach einiger Zeit „'s Tränk'", d. i. Milch und „Gea'schtschrât" mit Wasser gemengt. Gerne gibt man unter das Futter für die Schweine auch „Pull'nâm" (Bullenspreu), das sind die Hülsen von den Samenkapseln des Flachses, denn „tå ta'hâlt'n t'Sau in Fråss". Kommen die Schweine zur Mast, so bereitet ihnen die Hausfrau ein „Glada'". „Kirwiskas" und „Linsatkas" (die Kuchen, welche beim Pressen von Kürbis- oder Leinsamen übrigbleiben) werden im Wasser aufgeweicht und den Schweinen vorgesetzt: „tå wea'n t'Sau fåast tavon".

Wenn die Kühe gemolken werden, muss ihnen etwas vorgesetzt werden, damit sie stillhalten. Weisse Rüben oder rothe Rüben werden im „Stessuisch" mit dem „Rui'stessl" zu „Pitz'l" gestossen. Diese werden mit gut durchweichtem Âm (Spreu), und zwar mit „Wâatz-, Kâa'n-, Hâba'- âwa (oder) Kleeâm oder auch mit abgebrühten „Gea'schtgrat'n" (Gerstgrannen) übergossen und den Kühen in „Tria'ln" (kleinen Trögen) als „Luida" vorgesetzt. Das Abbrühen der Gerstgrannen geschieht immer schon zur Zeit der vorhergehenden Mahlzeit, damit das Wasser auskühlen kann und die Grannen durch das lange Weichen weich werden, „sist (sonst) va'fuidat (verfüttert) ma ge'n (gern, leicht) ti Kia; së huischt'n nå, wöll'n mea nit [1]) frëissa', vüll wea'n a hin".

[1]) Ein grosser Knecht erhält nämlich 55—60 fl. Jahreslohn in Baarem, dazu ein Paar Schuhe, zwei „'truckti" (gedruckte) oder „hauslaiñwântani Fia'ta'" (Schürzen), 12 Ellen „Laiñwat" (Leinwand) und sechs „haweni" (feine) und sechs „rupfani" (grobe aus „Weri" = Werg). Ausserdem erhält er, wenn ein Pferd oder ein Füllen, eine Kuh oder ein Kalb verkauft wird, 1 fl. bezw. 50 kr. oder 20 kr. „Schwâafgëlt".

Ein kleiner Knecht bekommt 15 fl. und ist im Anderen so gestellt wie ein grosser. Der Lohn einer grossen Magd besteht in 45 fl., einem Paar Schuhe, zwei Schürzen, 12 Ellen Leinwand, einem „Kitt'l" und einem Kopftuch. Schweifgeld erhält sie nur beim Verkaufe eines Schweines, und zwar 20 kr. Die kleine Dirn ist in den Naturalien so gestellt wie eine grosse, bekommt aber nur 15 fl. baar.

[1]) Die Umstellung der Wörter „nicht mehr" in „mehr nicht" (mea nit) bildet eine Eigenheit des heanzischen Dialectes, die sich jedoch, wie ich vermuthe, nur auf das Eisenburger und nicht auch auf das Oedenburger Comitat erstreckt. Man sagt dort unter Anderem auch: „i' ma' mea' ni't" (ich mag nicht mehr) und auch: „ea' hat mea' kâañ Gelt" (er hat kein Geld mehr).

Auch das „Prënng'schlådara'" (was beim Branntweinbrennen als Rest im Kessel bleibt) und die „Trestara'" (die ausgepressten Obstreste) werden den Kühen gerne in's „Luida'" gegeben.

Ist mittlerweile das Mittagmahl gar geworden, so werden die Kinder, „'s G'suriweri' (das Gesurrwerk) å'g'fuidat", oft nur im Hofe, denn wenn die Arbeit viel ist, so kann man nicht lange Umstände machen. Die Frau eilt nun mit dem Essen in einem Korbe auf dem Kopfe wieder auf's Feld. Nachdem eine Stunde Mittagsrast gehalten worden war, arbeitet sie wieder mit bis zur Zeit des Jausnens um 5 Uhr. Um diese Zeit ruft sie ihre Pflicht wieder in's Haus. Die Anderen arbeiten fort und wenn sie um 8 oder ½9 Uhr nach Hause kommen, wartet ihrer bereits das fertige Nachtmahl. Wenn die Anderen schon das Bett aufgesucht haben, steht die Frau noch in der Küche beim „Å'wåschschaff'l". Das ist der Tageslauf einer Bäuerin im Sommer.

Kann sie sich im Herbste und Winter Morgens etwas länger Ruhe gönnen, so kommt sie dafür Abends später in's Bett. Im Herbste lösen sich „'s Gugariz-å'haitn, 's Puagunt'nschnaid'n, 's Ruib'mä'schnaid'n und 's Mouststess'n" als Abendarbeiten ab. Oft helfen dabei junge Leute aus den Nachbarhäusern mit und bei Scherz und Sang erleichtert man sich die Arbeit, die oft bis gegen Mitternacht währt, gegenseitig. Die Fremden werden für ihre Mithilfe vor dem Schlafengehen mit Brot und Aepfeln oder Schnaps bewirthet. Im Winter wird Abends gesponnen und bei jeder Gelegenheit muss die Frau am fleissigsten sein und am längsten ausdauern, so dass ihr Leben das ganze Jahr hindurch nichts weiter als eine Kette von „viel Müh' und Arbeit" ist.

Von besonderen Arbeiten, welche im bäuerlichen Haushalte ausschliesslich der Frau zugehören, will ich nur zweier noch gedenken, und zwar hauptsächlich deshalb, weil mir dabei Gelegenheit wird, einzelne Geräthe aus dem heanzischen Hause und die mundartliche Bezeichnung derselben bekannt zu machen. Die beiden Arbeiten sind das Wäschewaschen und das Brotbacken.

Gewaschen wird im Hofe oder in der „Lab'n". „Gesechtet" wird in der Küche. Dies geschieht in folgender Weise: Man gebraucht dazu ein hohes, bottichähnliches Schaff von runder oder ovaler Form, das „Sechtschaffl". Dieses wird auf einen ziemlich hohen drei- oder vierbeinigen Schragen, den „Sëchtschråg'n", gestellt. Im Boden des Schaffes befindet sich nahe der Wand ein rundes Loch, das durch einen runden, stabartigen Stöpsel, der bis an den Rand des Schaffes emporreicht, geschlossen wird. In dieses Schaff wird „'s G'wånt" (Gewand = die Wäsche), nachdem es aus lauwarmem Wasser, in dem es eine Zeit lang geweicht, oberflächlich herausgewaschen und nachher tüchtig eingeseift worden war, sorgsam in Schichten eingelegt. Wenn das Schaff mit Wäsche gefüllt ist, so legt man ein grosses, grobes Tuch darüber, dessen Enden über den Rand des Schaffes herabhängen. Dies ist das „Åschtui'" (Aschentuch). Auf das Aschentuch setzt man die „Zåa'", die Zarge eines Siebes. Sie wird mit Asche gefüllt. Die Asche in der Zarge wird nun mit dem siedenden Wasser, das mit einem „Sëchter" (kleines Kübelchen mit einer Handhabe) aus dem „Sëchkëss'l" genommen wird, so lange übergossen, bis sich das Schaff mit Wasser füllt. Das Wasser wird hierauf durch das Loch im Boden des Schaffes in's „Inta'sëitzschaff'l" (Untersetzschaff) abgelassen. Das Uebergiessen der Wäsche wiederholt sich etwa 10—15mal. Dies ist das „Sëcht'n" der Wäsche, worunter man also das Auslaugen derselben zu verstehen hat.

Hierauf erfolgt das eigentliche Waschen der Wäsche. Sie wird jetzt „tichti' aussa'g'ripp'lt" und „fëist ausg'wundt'n". Zum Waschen bedient man sich in neuerer Zeit der bekannten einfachen Waschmaschine (Wellblech in einem hölzernen Rahmen), der „Wäschrump'l", die kurzweg auch „t' Rumpl" geheissen wird. Dann muss die Wäsche noch in reinem, kaltem Wasser gespült, „g'schwëmmt" werden. Dies geschieht im Bache. Jedes Stück Wäsche wird, wenn es gespült ist, wieder tüchtig ausgewunden und dann auf einer kurzen Bank, der „Wäschpånk" mit dem „Wäschpracka'" (Wäschebracker; bracken = schlagen) kräftig „aus'prackt". Im Winter stehen die Mädchen und Frauen bei dieser Arbeit mit aufgeschürzten Kleidern in leeren Schäffern im seichten Bache. In warmem Wasser, das in einem Topfe bereitsteht, wärmen sie sich von Zeit zu Zeit die Hände.

Ueber das Brotbacken, eigentlich über das Anmachen des Brotteiges, liess ich mir in der Heanzerei Folgendes erzählen: Früher bediente man sich zum Anmachen des Teiges des Sauerteiges, der in der Heanzerei „Ura" genannt wird. Ein faustgrosses Stück Teig wurde von einem Backen zum anderen, in der Regel von einer Woche zur anderen in einen Topf, den „Urahëif'n" gelegt und ging während dieser Zeit in Gährung über. Der Sauerteig wurde mit Wasser verdünnt, mit dem grossen hölzernen „Ura-

lëif'l" abgerührt und kam so am Vorabende des Backens in's Mehl.

Jetzt wird statt dem „Ura" die „Kick" verwendet. Sie wird auf folgende Weise zubereitet: Hopfen, Gerste und Weizen wird miteinander gesotten. Damit wird „wåazani Klaib'm å'prënnt" (Kleie vom Weizen wird mit dem gesottenen Gemenge abgebrüht) und mit dem „Uralëiff'l" gut abgerührt. Das ist die „Kick". Nach dem Erkalten wird die „Kick" in einer kleinen muldenförmigen Wanne, welche „Multa'" [1]) genannt wird, tüchtig geknetet. Man formt dann aus der „Kick" Ballen und trocknet sie an der Sonne, bis sie „dürr" werden. 6—12 solcher Ballen werden vor dem Backen 3—4 Stunden lang in kaltem Wasser eingeweicht. Wasser und Klösse bilden dann einen dünnen Brei. Dieser wird tüchtig gerührt und das Wasser schliesslich abgeseiht. Mit diesem Wasser und mit Mehl macht man einen Teig, das „Tampf'l", an. Es bildet den Ersatz für den Sauerteig. Das Formen der Brote nennt man „Låatz'n".

Da der Bauer in ähnlicher Weise fortwährend durch Arbeit in Anspruch genommen ist, wie sein Weib, kann ich es mir wohl ersparen, näher auf seine Thätigkeit in Haus und Feld einzugehen.

Welch' bedeutende Rolle die Arbeit im Leben des heanzischen Bauern spielt, beweist die verhältnissmässig grosse Anzahl von Sprichwörtern, die sich von der Summe der heanzischen Sprichwörter auf die Arbeit bezieht. Ich theile sie hier mit. Sie sind zwar in der Gegend von Oedenburg gesammelt, sind aber gewiss alle auch in der Heanzerei im Gebrauche. Mehrere davon habe ich dort thatsächlich gehört.

„Wea' friah aufsteht, tea' frisst si' åa'm, wea' lieg'n plaipt, plaipt 's Pëith schaiñ wåam (so spricht nämlich der Faule). — Wea' niks mächt, tea' is' niks. — Wea' saiñ Åat (den Platz bei der Arbeit) va'keha't (vertauscht), is' kåañ Taif'l wea't. — Ni't a'mål ta' Taif'l hiat't 's hailig' Gråb umasunst. — A Spitzpui', tea' 's pëissa' mächt, als ea' 's kauñ. — Is' 's guit añhëib'm, is' 's guit aufhed'n. — Frëtt'n hilft haus'n. — Wea' ni't frëtt'n kauñ, kauñ ni't haus'n. — Wea' t' Gaig'n ni't kennt, sul t' Gaig'n ni't añgraif'n. — Wënn t' Schouf Wull' håb'm, muiss ma' s'schea'n, 's Wai' (Weib) kauñ mit'n Fia'ta' mea' va'zahn (verziehen in der Bedeutung von verzerren), wia ta' Mauñ (Mann) mit'n Wåg'n zuifiah'n kauñ. — A schlechta' Paua', tea' pan Wai' schlåft, so lång ea' 'n Wåaz paut. — Mit tën Paua'n steht 's guit, tea', wås ea' pefühlt, glai' sëlba tuit."

Ich gehe nun auf das, was mit dem Essen zusammenhängt, über. Der Heanze hat drei Hauptmahlzeiten und zwei Nebenmahlzeiten: Frühstück, Mittagmahl, Nachtmahl, das Nebeln und die Jause. Seine Kost ist nahrhaft und ausgiebig, der Speisezettel besonders an Mehlspeisen sehr reich.

Das Frühstück wird im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr eingenommen. Es besteht zumeist in einer Suppe: „aiñprënnti Supp'm, Topf'nrahmsupp'm, Krumpiansupp'm, aiñprënnti Griassupp'm, Knouf'lsupp'm" (Knoblauchsuppe). Zur Suppe werden gekochte Kartoffeln oder Brot gegessen.

Das Nebeln besteht in der Einnahme von Milch oder Obst mit Brot. Bei schwerer Arbeit wird auch Most oder Wein gegeben.

Das Mittagmahl besteht in der Regel aus drei Gerichten: aus Suppe, Kraut oder Rüben und einer Mehlspeise.

Von Suppen werden die eben aufgezählten oder auch Fleischsuppe von geräuchertem (g'selcht'n) Fleisch gekocht. In die eingebrannte Suppe kommt Brot, Kartoffeln oder „Fåafa'l". Mit diesem Ausdrucke bezeichnet der Heanze das, was anderwärts „Nockerln" oder „Spätzle" genannt wird. In die Fleischsuppe werden Semmelschnitten, Semmelknödel, „håadani" (Heiden, Buchweizen) oder „Pauñd'lknöd'l" (Bohnenknödel) gegeben.

Kraut und Rüben werden in zweierlei Weise genossen: im Sommer zumeist als süsses Kraut und süsse Rüben, im Winter als Sauerkraut („Fåsskraut" = Fasskraut) und saure Rüben (Fässruib'm). Sowohl das Kraut, als auch die Rüben werden bei beiden Arten eingebrannt, also nicht roh genossen. Nur wenn schwere Arbeit verrichtet wurde und oft auch Sonntags wird auf das Kraut oder auf die Rüben geräuchertes Schweinefleisch geschnitten.

An Mehlspeisen hat der Heanze grosse Auswahl. Da sind es vorerst verschiedene Sterzarten, die er mit Vorliebe geniesst, als „håadana' Stea'z, håadana' Pauñdl- und håadana' Måg'nstea'z", letztere beiden Arten so genannt, wenn in den Heidensterz Bohnen oder Mohn gemengt sind; ferner „Griasstea'z".

Aus Gries und Weizenmehl werden auch Schmarren bereitet, der „Griasschmåa'n" und der gewöhnliche „Schmåa'n", die auch anderwärts bekannt sind.

[1]) Die „Multa'" dient auch zum Abmachen der Wurstfülle. Sie lässt sich jedoch auch gut verwenden zum Reinigen der „Tarn" (Schweinsdärme); „ta kinna' s' laicht 'putzt unt å'klaup' wea'n". Wie Meringer, Bd. XXI, S. 110, aus Alt-Aussee angibt, so wird auch in der Heanzerei schliesslich die „Multa'" zum Baden kleiner Kinder gebraucht.

Als weitere Mehlspeisen nenne ich die „aus'koucht'n" Mehlspeisen: „å'g'sieg'ne Nud'l, Flëicka'l, Nouckа'l", die gewöhnlich in Fett geröstet werden. Man gibt auch häufig Mohn, Gries oder Eier darunter und unterscheidet dann „Grias-, Måg'n- und Aijanud'l, -flëicka'l und -nouckal".

Eine weitere Art von Mehlspeisen bilden die „aus'n Schmålz aussa'påchanan": 's Schöiba'l (eine Art Pfannenkuchen), t' Schifft'ln (anderwärts „Polsterzipf" oder „Hasenohren" genannt), dann die Krapfen, und zwar die „Fåschingkråpf'n" und die „pråat'n Kråpf'n". Die letzteren unterscheiden sich von den ersteren nur in der Form. Sie sind flach und breit (pråat) und weisen Schnitte auf, die mit dem „Kråpfenrad'l" gemacht werden.

Die Lieblingsspeise der Heanzen ist wohl der Strudel. Man kennt zwei Arten desselben: „ti gehati Strud'l und ti teari Strud'l". Die erste Art heisst „gehender" Strudel, weil er aus „aufgehendem" Hefeteig bereitet wird. Er kommt an Aehnlichkeit wohl dem kärntnerischen „Reinling" am nächsten. Wie dieser, so wird auch der heanzische gehende Strudel mit Weinbeeren, Cibeben und Zimmt, oft auch mit Mohn gefüllt.

Von „tear'n" [1]) Strudeln gibt es eine ganze Reihe: „Åpf'l-, Pia'n-, Zwëischp'm-, Kea'scht'n-, Waiñpa'l-, Zwëib'm-, Krumpia'n-, Pua'gunta'-, Kraut-, Ruib'm-, Grias-, Måg'n- und Toupf'nstrud'l".

Eine eigene Art Mehlspeise, von der ich nicht Kenntniss habe, dass sie auch anderwärts bereitet wird, ist der „gehati Nieg'l", eine Art Kuchen aus Heidenmehl.

Für die einzelnen Wochentage gibt es in Oberschützen nicht feststehende Speisen, wie dies beispielsweise in Oberkärnten und wohl auch anderswo vorkommt, wohl aber für Festtage. Der Speisezettel für den Mittagstisch an Festtagen ist folgender:

1. Rindsuppe,
2. Rindfleisch mit „Sëmm'lkraiñ (Semmelkren; Kren = Meerrettig), Essa'kraiñ (Essigkren) oder Ronna'" (rothe Rüben in Essig),
3. „g'selcht's Flaisch" mit „Fåsskraut",
4. „pråati Kråpf'n, gehati oder teari Strud'l" und
5. „g'sott'ni Zwëischp'm oder Pia'n".

Die vierte Mahlzeit bildet die „Jause".

Zur Jause wird dasselbe genommen wie beim Frühstück. Gejausnet wird aber nicht das ganze Jahr hindurch, denn „Maria Gebua't nimp' t'Jaus'n fua't". Die Tage werden von dieser Zeit an kürzer und der Landmann kann früher zum Nachtmahl kommen. Dieser Umstand macht ihm die Jause überflüssig.

Die Zeit des Nachtmahls fällt im Sommer zwischen 8 und 9 Uhr, im Winter auf 7 Uhr. Die Gerichte, die dabei genossen werden, sind dieselben, die ich beim Frühstück anfgezählt habe. Auch wird Abends häufig „ticki Mülli" (dicke, d. i. saure Milch) mit Erdäpfeln oder „Griaskou'" (Grieskoch = Griesbrei) gegeben. Haben die Leute schwer gearbeitet, so erhalten sie Abends Suppe und Sterz oder Schmarren.

Gegessen wird im Zimmer. Die nachstehende Fig. 169 zeigt, welche Plätze die Tischgenossen einnehmen, und zwar in zweierlei Ordnung. Die eine Ordnung, welche die Namen innerhalb des Tischrandes angeben, zeigt die Sitzplätze der Hausgenossen, wenn die Familie allein um den Tisch versammelt

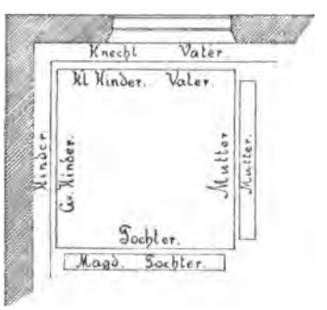


Fig. 169. Sitzordnung bei Tische.

ist; die andere Ordnung, die Namen auf den Bänken, zeigt die Plätze, wie sie eingenommen werden, wenn auch Dienstboten im Hause sind. Ist die Familie so gross, dass nicht alle Kinder am Tische Platz finden, so werden die kleineren entweder vor oder nach dem Mittagessen abgespeist.

Zu den Mahlzeiten wird der Tisch mit einem Tischtuche bedeckt. Milch, Suppe, Kraut und ähnliche Speisen werden in einer grossen irdenen Schüssel angerichtet und so auf den Tisch gebracht. Sterz und Schmarren kommen in der Rein, in welcher sie zubereitet wurden, auf den Tisch. Damit das Tischtuch durch die russige Rein nicht beschmutzt werde, wird ein Brettchen, „'s Prëid'l", oder ein kreisrundes, flaches Geflecht aus Stroh, „'s Rad'l", unter die Rein gelegt. Das Brettchen oder „'s Rad'l" hängen an einem der Füsse unter der Bank, welche den Tisch von zwei Seiten umgibt. Pfannbretter, wie sie Prof. Dr. Meringer Fig. 111—115 in Bd. XXI d. M. ab-

[1]) Die Bezeichnung „teari" Strudel kann ich mir nicht erklären, wenn „tea'" nicht etwa mit tia' (dürr, trocken) gleichbedeutend sein soll.

bildet, und Sterzkreuze, wie sie Dr. Meringer unter Fig. 54 und 56 in Bd. XXIII d. M. aus Spital am Semmering wiedergibt, habe ich in der Heanzerei und auch in der Gegend von Oedenburg keine gefunden.

Strudel und Niegel werden auf dem „Transchia'-prëid'l" ganz auf den Tisch gebracht und hier vom Hausvater in so viele Stücke zertheilt, als Personen am Tische sitzen. Jedem wird also sein „Thåal" (Theil) zugemessen. Er kann von dem Betreffenden auch mitgenommen, aufgehoben und zu beliebiger Zeit gegessen werden.

Von Esszeug werden nur Löffel und ein Messer auf den Tisch gebracht. Das Messer dient zum Brotschneiden und zum Zertheilen der Mehlspeisen. Bauer und Bäuerin haben häufig ihre eigenen Löffel, Dienstboten und Kinder jedoch nicht [1]). Teller werden keine auf den Tisch gegeben. Alle essen mit dem Löffel aus einer Schüssel. Die Gabel wird nur bei festlichen Essen, an denen Gäste theilnehmen, verwendet. „Mit ta' Gåp'l is' an Eha', mit'n Lëiff'l kriagt ma' meha'." Mehlspeisen, welche in die Hand genommen werden können, wie „Schifft'ln, Schëiba'ln und Strud'ln", werden aus der Hand gegessen. Die Löffel werden nur Samstags, oder wenn damit fåasti (fette) Speisen genossen wurden, abgewaschen, sonst nur mit dem Tischtuche abgewischt [2]).

Heute sind bereits überall in den heanzischen Bauernhäusern Löffel aus Metall in Verwendung. Früher gebrauchte man Löffel aus Holz. Der Landmann Tobias Posch in Oberschützen machte mir einen solchen hölzernen Löffel, den er von seinen Vorfahren überkommen hat und der wohl schon seine 200 Jahre alt sein dürfte, zum Geschenk. Er ist am Stielende durch ein liegendes Kreuz und zwei wagrechte Striche (römische XII?) gemerkt. Die Mulde des Löffels ist fast kreisrund und sehr flach. Ich bilde den Löffel unter Fig. 170 ab. Die gute alte Posch'n-Måam [3]), Mutter des Tobias, theilte mir mit, dass früher die Hausfrauen im Stiele ihres hölzernen Löffels ein Pfeifchen hatten, mit dem sie das Gesinde zum Essen „zusammenpfiffen".

Zum Schlusse meiner Mittheilungen über das Arbeiten und Essen füge ich nun wieder einige Sprichwörter an. Es sind die mir bekannten heanzischen Sprichwörter, welche auf das Essen Bezug haben.

„Wën Goutt wüll ta'quick'n, tëin låsst ea' ni't ta'stickn. — Spëick und Prât mâcht Wângan râth.

Fig. 170. Alter Esslöffel aus Holz (1 : 3).

— Knëid'l und Kraut füll'n in Paua'n t' Haut. — Saiñ Krâg'n is waita' wia ta' Mâg'n. — A Vülfråss wia't ni't gepåa'n (geboren), sunda'n gezoug'n. — Wënn t' Vëig'l vullg'frëiss'n saiñ, åft (dann) singan s'. — Wea' ni't kimp' (kommt) za rechta' Zait, tea' muiss wåat'n, wås iba'plaip'."

F. Die einzelnen Räume des heanzischen Bauernhauses.

Wie ich oben schon zu wiederholten Malen erwähnt, trägt das Wohnhaus der Heanzen — ich verstehe damit nur die Räume, die dem Menschen zur Wohnung dienen — ganz dasselbe Gepräge an sich, wie das Wohnhaus des Bauern in der Gegend von Oedenburg. Es ist der oberdeutsche Typus, der uns auch hier entgegentritt. Die Räume zergliedern sich auf die beiden Stuben, die durch die Küche und den Vorraum (Vorhaus oder „Lab'm" = Laube) von einander getrennt sind. Meringer nennt diese niedere Stufe in der Entwicklung des oberdeutschen Hauses das „Mittelküchenflurhaus" (vgl. Bd. XXIII, S. 178).

Ist also in der Hauptsache, in der Anordnung der Wohnräume zwischen dem heanzischen Hause und dem Bauernhause um Oedenburg kein Unterschied aufzustellen, so fällt schon beim Eintritt in das Vorhaus dem forschenden Auge ein unterscheidendes Merkmal zwischen beiden Häusern auf. Dieses Merkmal bildet die Eingangsthüre, „di Lab'mthia'". Die Thüre des Vorhauses vom Bauernhause in der Gegend von Oedenburg habe ich Bd. XXIV, S. 121, beschrieben. Es sind dort eigentlich zwei Thüren angebracht. Eine ist aus starken Brettern oder Eisenblech, die andere aus Latten gefertigt. Letztere wehrt, wenn die erstere offen ist, das Federvieh ab und lässt

[1]) Von einem Bauern aus Oberschützen wurde mir erzählt, dass er seinen Löffel stets bei sich trug. Kam er einmal in ein benachbartes Haus, hatte seinen Löffel nicht bei sich und wurde zum Essen geladen, so ass er nur, wenn man ihm seinen Löffel holen liess.

[2]) Meringer berichtet dasselbe Bd. XXI, S. 111, in einer Anmerkung aus Alt-Aussee.

[3]) Alle älteren Frauen werden in der Heanzerei mit „Måam" (Muhme), ältere Männer mit „Vëida'" (Vetter) angesprochen. Früher wurden auch der Bauer und die Bäuerin von den Dienstboten so angeredet. jetzt sagen sie Herr und Frau.

Luft und Licht zu. Ganz denselben Anforderungen entspricht auch die Laubenthüre des heanzischen Hauses, obwohl sie ganz anders construirt ist. Aehnlich der Thüre, welche Meringer, Bd. XXI, S. 116, aus Alt-Aussee abbildet, ist auch die Thüre, welche den Eingang in's heanzische Haus verschliesst, eine zweitheilige. Beide Theile der horizontal getheilten Thüre sind jedoch gleich gross und beide beweglich. Tagsüber ist die obere Thüre gewöhnlich offen, denn durch sie muss sowohl die Laube als auch die Küche beleuchtet werden, die untere Hälfte aber ist durch einen Riegel von innen geschlossen und hält zudringliche gefiederte und auch andere Gäste ab. Das Schloss, wodurch die Thüre geschlossen werden kann, befindet sich immer in der oberen Thürhälfte. Hölzerne Schlösser

Fig. 171. Laubenthüre.

habe ich an solchen Thüren nirgends mehr gefunden. Fig. 171 gibt das Bild einer solchen „Lab'mthia'".

Die „Lab'm" ist auch in der Heanzerei ein nur ganz kleiner Raum, der von der Küche abgetrennt wurde und nur von der untergeordneten Bedeutung ist, durch ihn einen Verkehr zwischen den beiden Zimmern einerseits und zwischen diesen und dem Hofe andererseits zu ermöglichen, der das Betreten der rauchigen Küche umgeht. Die Trennung wird zudem noch einen zweiten Grund gehabt haben, nämlich den, den Rauch so viel als möglich auf die Küche allein zu beschränken. Von einem Flur mit der Bedeutung, die dieser in den Bauernhäusern der österreichischen Alpenländer hat, wo er im Sommer als Brennpunkt des Hauses, als geräumigster Arbeitsplatz und als Ort dient, wo selbst die Mahlzeiten eingenommen werden, kann hier nicht die Rede sein.

a) Die Küche, ihre Einrichtung und Geräthe.

Die Küche ist im heanzischen Bauernhause eben so ausgestattet und eingerichtet wie im Bauernhause um Oedenburg. Zumeist ist die Grundform eine quadratische. Die Decke der Küche bildet gewöhnlich ein Tonnen- oder Kreuzgewölbe, auf dessen höchstem Punkte der Schornstein aufsitzt. Ich habe jedoch besonders im südlichen Theile der Heanzerei auch Küchen mit Tramdecken gefunden, aus denen noch hölzerne Schlote durch das Dach in's Freie führten. In Stegersbach stiess ich auch noch auf ein Rauchhaus, das einzige, das mir auf meiner Wanderung unterkam. Der Rauch wurde dort durch ein in der Höhe der Decke angebrachtes wagrechtes Loch durch die Wand in das Vorhaus geführt. Ueber dem Herde

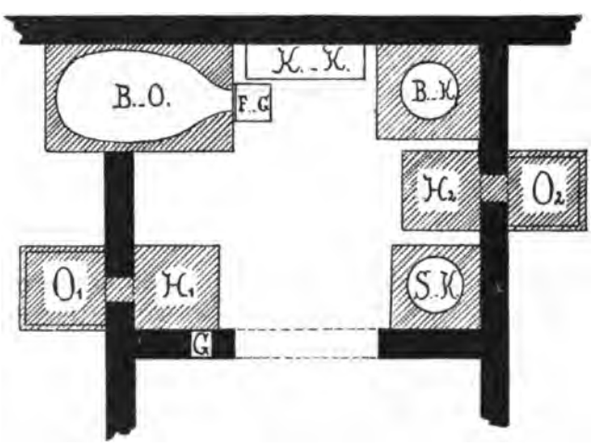


Fig. 172. Grundriss der Küche des Hauses Nr. 147 in Oberschützen.

fand ich dort auch einen Feuerschirm in der Form und von der Art angebracht, wie einen solchen Prof. Dr. Meringer, Bd. XXI d. M., S. 105, aus Alt-Aussee beschreibt.

Fig. 172 zeigt die Anordnung der Herde aus einer heanzischen Küche, die ich in einem der ältesten Häuser Oberschützens, im Hause Nr. 147 des Michael Kurz, gefunden habe. B.-O. ist der Backofen, der zum Theile in's andere Zimmer hineingebaut ist. Vor demselben befindet sich eine knietiefe Grube, F.-G., die Feuergrube (Fua'grui'), welche dazu dient, die Gluth und die Asche, welche aus dem Backofen mittelst der „Krick'n" und dem „Pâa'twisch" herausgeholt werden, aufzunehmen. Beim „Aiñschuiss'n" und Herausnehmen des Brotes mittelst der „Lâatschissl" wird die Feuergrube mit Brettern zugedeckt. B.-K. ist der Brennkessel. Fast in jedem Hause Oberschützens wird nämlich aus dem Obst, das sich,

wenn es gut geräth, in grosser Menge gedeiht, nicht anders verwerthen lässt, entweder Branntwein gebrannt oder Most gepresst. Viel Obst wird auch getrocknet („Kletz'n"); es geschieht dies im Backofen. Ich habe aber auch im Freien (in Obstgärten) kleine Oefen gesehen, die ausschliesslich zum Dörren des Obstes verwendet werden. S.-K. bezeichnet die Stelle, die der „Sechtkessel" einnimmt. Der Kessel dient dazu, um eine grössere Menge Wasser zum Waschen heiss machen zu können. Er ist aus Kupfer, in einen Herd eingemauert und von unten zu heizen. Der Rauch dringt durch das Ofenloch, durch welches das Holz unter den Kessel geschoben wird, in die Küche. In manchen Häusern ist der Sechtherd so eingerichtet, dass der Kessel aus demselben herausgehoben werden kann. Seine Stelle wird dann zu Zeiten, wenn Schweine geschlachtet werden, durch die grosse „Auslåsspfauñ" (Auslasspfanne), in der das Fett zu Schmalz ausgekocht wird, eingenommen.

Ausser den bereits aufgezählten drei Feuerstellen zeigt die Fig. 172 noch zwei Herde: H_1 und H_2. Der Zweck zweier Herde und die Eigenthümlichkeit, dass sie ungewöhnlich nieder sind, wurde mir folgendermassen erklärt. Die Herde sind nämlich zweien Oefen, die sich jenseits der Küchenwände, an welche sie stossen, sozusagen vorgebaut. Die Oefen, natürlich Kachelöfen, stehen in den Zimmern auf gemauerten Sockeln, welche genau die Höhe der Herde erreichen. Die Heizung der Oefen geschieht aber von der Küche aus. Die Ofenlöcher münden auf die Oberflächen der beiden Herde. Diese Einrichtung ist jedenfalls schon sehr alt und ausserordentlich praktisch. Der Heanze versteht es auch, in kleinen Dingen zu sparen und zu wirthschaften und nützt diese Einrichtung aus, wie folgt: Wird nämlich im Winter morgens auf dem Herde gekocht, so wandern die Gluth und die Holzreste ebenen Weges in den Ofen, und umgekehrt: ist die Bäuerin gezwungen, im Winter tagsüber einmal a u s n a h m s w e i s e auf dem Herde Feuer zu haben, so entnimmt sie dies dem Ofen. Ich hebe das Wort „ausnahmsweise" im vorstehenden Satze besonders hervor, weil die heanzische Bäuerin im Winter, wenn sie einmal den Ofen heizen muss, nicht auf dem Herde, sondern im Ofen kocht. Die Speisen und selbst auch das Futter für das Vieh werden im geräumigen Kachelofen zubereitet. Zum grössten Theile geschieht dies in Töpfen (Hëifan). Um diese in den Ofen hineinzubefördern und sie dort gehörig an das Feuer stellen zu können, hat man in der Heanzerei eine eigene Vorrichtung, den „Of'nwåg'n". Ich fand ihn in mehreren Häusern Oberschützens, wo man noch offene Herde hat, so in der Küche des Kurz Nr. 147, von der ich oben (Fig. 172) den Grundriss gab, bei Posch Nr. 20 und bei Mathias Unger Nr. 23. Den Ofenwagen von M. Unger Nr. 23 erstand ich für das k. k. Hofmuseum in Wien und der Ofenwagen des Michael Kurz findet sich unter Fig. 173 abgebildet. Ein Topf wird vorne in die Gabel gehängt und der Wagen fährt mit ihm über die Herdoberfläche durch das Ofenloch in den Ofen hinein. Drinnen wird der Topf an das Feuer gesetzt und der Wagen leer herausgeholt. In Bezug auf den Ofenwagen muss ich noch erwähnen, dass ich denselben in der Gegend von Oedenburg nicht gefunden habe, obwohl man auch hier zur Winterszeit im Ofen kocht. Die Töpfe werden mittelst einer Gabel, der „Fua'gåp'l" (Feuergabel), in der Weise, wie die Fig. 174 zeigt, gefasst und an's Feuer gehoben.

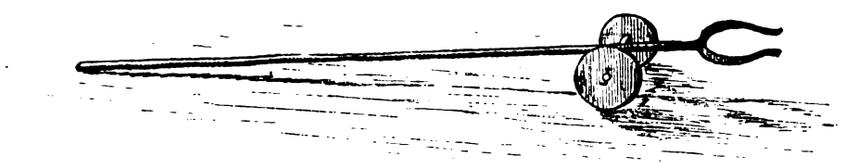


Fig. 173. Ein Ofenwagen (1 : 20).

Fig. 174. Ofengabel mit Topf (1 : 6).

Die Anlage des Herdes findet in der Heanzerei jedoch nicht immer in der geschilderten Weise in

Verbindung mit dem Ofen statt. Häufig findet man den Herd in einer hinteren Ecke der Küche; dann ist der Herd meist höher und das Ofenloch ist nicht mehr über, sondern neben dem Herde angebracht. Oft auch trifft man den Herd in der Mitte der hinteren Wand, dann steht er von drei Seiten frei und birgt in seinem unteren Theile meistens den Backofen. Meiner Meinung nach ist in der Vereinigung des Backofens mit dem Herde eine neuere Einrichtung zu sehen; die Verbindung des Herdes mit dem Zimmerofen aber scheint mir die älteste von den drei erwähnten Anlagen zu sein. Wie oben vom Sechtkessel, muss hier auch vom Kachelofen und vom Backofen gesagt werden, dass sie keine besonderen Abzugsschläuche für den Rauch haben, sondern dass auch hier der Rauch durch die Heizöffnungen in die Küche strömt.

Für Speisen, die nicht gut im Ofen zubereitet werden können, hat man am Ofen eine Vorrichtung angebracht, die erst aus neuerer Zeit stammt. Diese Vorrichtung besteht in einer blechernen „Röhre", wie man sie an Sparherden findet. Sie öffnet sich in's Zimmer und befindet sich im oberen Theile des Ofens. Hier werden Strudel, Niegel u. dgl. Speisen gebacken. Ist der Backofen gerade geheizt, so stellt man sie mit Vorliebe dort hinein, denn „tå wea'n s' gåa' schaiñ, tå kriag'n s' a schaiñi Fåa'b'". Die ursprünglichste Zubereitungsart von Strudeln ist jedoch die folgende: Der Strudel wird in eine „traihaxati" (dreibeinige) irdene Rein gelegt, diese mit einem gut schliessenden, ebenfalls irdenen Deckel (Stua'z) bedeckt und auf den Herd gestellt. Die geschlossene Rein wird nun von allen Seiten mit Gluth bedeckt, „sunsta that s' obn'auf waiss plaib'm". Die Bäuerin weiss genau, wann sie die Rein aus dem Feuer nehmen muss, damit der Inhalt nicht verbrenne. Diese Art des Backens von Mehlspeisen ist keineswegs aufgegeben, sondern wird sowohl in der Heanzerei, als auch in der Gegend von Oedenburg immer noch geübt[1]).

In der geschilderten Küche befindet sich am Kochherde, der in der linken vorderen Ecke steht und der gewöhnlich gebraucht wird, unten eine Oeffnung, die ursprünglich wohl zur Aufnahme von Scheiterholz bestimmt war. Ich sah darin einen grossen Topf mit einer milchweissen Masse. Es ist dies ein Brei aus weisser Thonerde, von den Leuten „a waiss' Kåth" (weisser Koth) genannt und dient zum Weissen der Küche. Der Herd wird jeden Samstag geweisst, die ganze Küche aber mindestens jede vierte Woche, „wånn ta' Rauchfångkiara' kimp'". Der Lehmboden der Küche wird ebenfalls jeden Samstag frisch „g'lënnt" (gelehmt).

Der zweite Herd, der dem Ofen im hinteren Zimmer angebaut ist, wird gewöhnlich nicht benützt. Er ist für den Fall gebaut, als das Zimmer an Fremde vermiethet wird, denen dieser Herd dann zur Benützung überlassen wird.

Von besonderem Interesse ist es, dass der Herd, der in Gebrauch steht, durch ein kleines Fenster, „'s Lab'ngugga'l" *G* (s. Fig. 172) Licht erhält.

Wenn ausnahmsweise für viele Leute gekocht wird, wie z. B. bei Festlichkeiten oder beim Brecheln,

Fig. 175. Hölzerner Gewürzmörser (1 : 5).

an dem oft 15—30 Mädchen aus der Nachbarschaft theilnehmen, so dient die geräumige ebene Oberfläche des Backofens als Feuerstelle. Für gewöhnlich wird auf den Backofen nach dem Abwaschen zum Trocknen „'s G'schia' hing'stia'zt".

In der Küche befindet sich ferner bei K.-K. (s. Fig. 172) das „Kuch'lkast'l". Es besteht, wie ein modernes Buffet, aus einem oberen und einem unteren Theile. Im oberen Theile ist ausser verschiedenem Geschirr in zwei Körbchen das Mehl untergebracht. In einem befindet sich „tråadanas" (Kornmehl), im anderen „wåazanas" (Weizenmehl). Im Kornmehl steckt eine Mehlschaufel, im Weizenmehl liegen Eier. Die Körbe werden im Hause selbst aus Stroh verfertigt; sie sehen aus wie Brotkörbe und heissen „Simpa'l". Im unteren Theile des Küchenkastens steht wieder Geschirr, ausserdem „'s Sålzkea'bl, a klåañs Hëifa'l mit Schmalz und t' Mesna'" (die Mörser). Von Mörsern hat man im Hause gewöhnlich drei: einen kleinen Gewürzmörser, einen mittelgrossen Salzmörser und einen grossen „Måg'nmesna'" (Mohnmörser). Alle drei sind aus Holz; die beiden ersten

[1]) Mein Freund, städtischer Physicus Dr. G. Bekk in Oedenburg, erzählte mir, dass sich der ungarische Schafhirte (Juhász) sein Leibgericht, das Gulyás, auf freiem Felde in ganz gleicher Weise zubereitet. Sein Heizmaterial bildet getrockneter Kuhmist.

durch den Drechsler gedreht. Fig. 175 zeigt einen Gewürzmörser aus dem Hause des Tobias Posch in Oberschützen. Der kleine, 11·5 cm hohe Mörser befindet sich in meinem Besitze. Einen etwas grösseren aus dem Hause des Michael Kurz Nr. 147 sandte ich an das k. k. Hofmuseum in Wien. Fig. 176 bildet einen Salzmörser mit dem dazugehörenden eisernen Stössel ab. Dieser Mörser befindet sich ebenfalls im Hause Nr. 147. Eine der grössten Merkwürdigkeiten unter den volksthümlichen Gegenständen, die mir in Oberschützen untergekommen sind, bildet jedoch die Eigenart des Mohnmörsers, den ich unter Fig. 177 wiedergebe. Ich fand ihn, gleich dem abgebildeten Salzmörser, im Hause Nr. 147. Dieser Mörser ist aus der Nabe eines unbrauchbar gewordenen Wagenrades gefertigt. Die Speichen sind bis auf eine entfernt worden; das Innere der Nabe wurde, so weit es von der Wagenschmiere durchsetzt war, ausgeweitet und unten durch einen Stöpsel geschlossen. Als Stössel gebraucht man den Stiel einer Holzhacke. Die übriggelassene Speiche aber dient einem doppelten Zwecke. Erstens wird an ihr das schwere Geräth beim Weitertragen gefasst, und zweitens wird dem Mörser, wenn er gebraucht wird, dadurch Halt verliehen, dass der Stossende über die Speiche seinen Fuss schlägt und so den Mörser festhält. Dieser aus einer Nabe gefertigte Mörser bildet einen Beweis für die Findigkeit und den Sparsamkeitssinn des Heanzen.

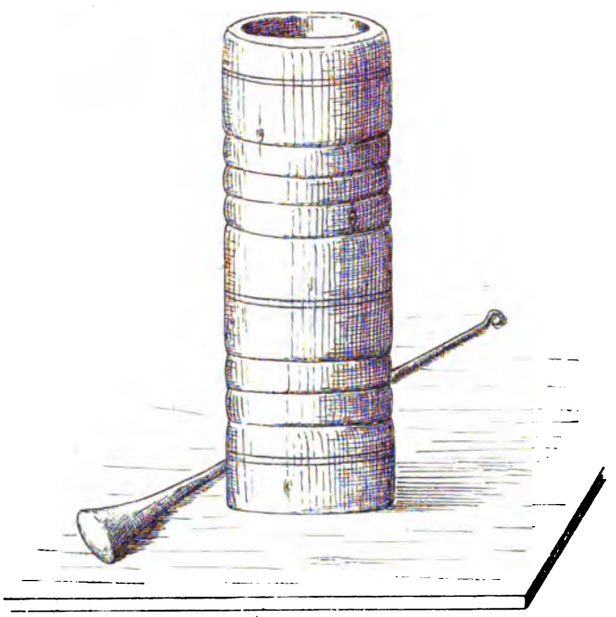


Fig. 176. Hölzerner Salzmörser mit eisernem Stössel (1 : 5).

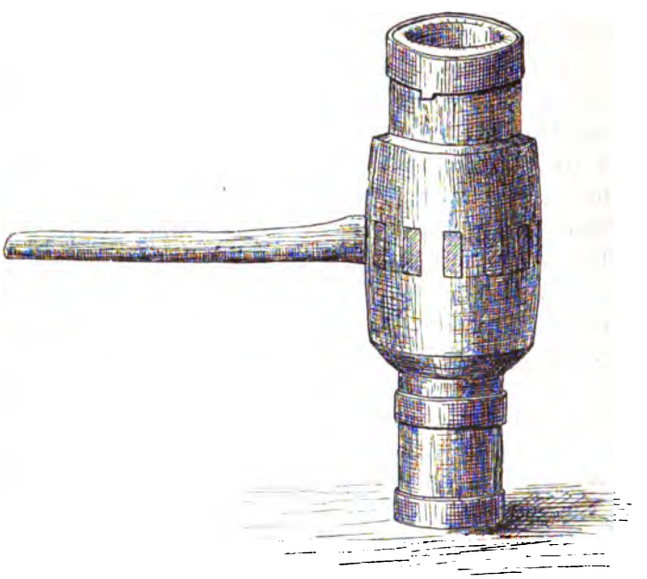


Fig. 177. Mohnmörser, verfertigt aus der Nabe eines Rades (1 : 5).

Man findet solche Mörser fast in jedem Hause Oberschützens und seiner Umgebung. Der abgebildete Mörser ist in mein Eigenthum übergegangen. Ein gleicher aus dem Hause Nr. 141 (Mathias Leitner) in Oberschützen ging durch meine Vermittlung an das k. k. Hofmuseum in Wien.

Als zur Ausrüstung der Küche gehörend erwähne ich schliesslich noch eine über dem Eingange angebrachte Stellage für Töpfe, die „Häifa'lstëll'n", ein einfaches Brett, das durch Träger von unten gehalten wird.

Alles Andere, was noch in der Küche gefunden wird, gehört zum Küchengeräthe und zum Küchengeschirr. Die treffliche Anleitung, die mir durch die bereits wiederholt citirten Schriften Dr. Meringer's zur Erforschung von Geräthen des Bauernhauses gegeben wurde, veranlasste mich, sowohl in Oberschützen, als auch in der Gegend um Oedenburg besonders auch dem Küchengeräthe meine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich constatire hier nun vor Allem, dass so wie die Art und Weise des Kochens in der Heanzerei mit der in der Gegend von Oedenburg übereinstimmt, so sind auch die Geräthe hier wie dort, wenige Abweichungen abgerechnet, gleich. Ja, ich kann noch weitergehen und feststellen, dass einzelne Geräthe sich in der Küche der Heanzen und in der der Bauern im Oedenburger Comitate genau in derselben Form wiederfinden, wie sie

Dr. Meringer a. a. O. aus Alt-Aussee abbildet. Zu diesen gehört der Dreifuss, das Feuerross und die Feuerzange.

Die Feuerzange kommt genau in derselben Form vor, wie sie sich Bd. XXI. d. M., S. 106, Fig. 108, und S. 125, Fig. 143, von Dr. Meringer abgebildet findet.

Der Dreifuss („'s Trifiass'l") findet sich nur in seinen beiden einfachsten Formen hier vor: dreieckig, wie bei Meringer, Bd. XXI, S. 134, Fig. 152, für kleinere Gefässe, und rund, ebendaselbst Fig 153, für grössere Gefässe, besonders für die bereits erwähnte „Auslasspfanne". Die einzige unwesentliche Abweichung von der gewöhnlichen Form des dreieckigen Dreifusses fand ich an einem Dreifusse, der sich im Hause Posch Nr. 20 in Oberschützen befindet. Fig. 178 bildet ihn ab. So vermag ich auch

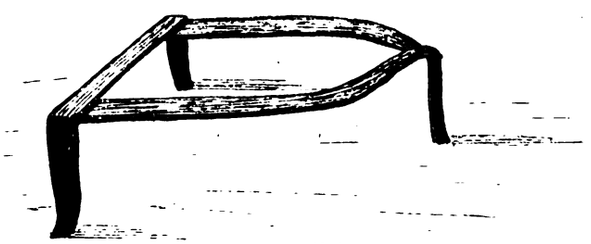


Fig. 178. Ein Dreifuss (1 : 5).

in Bezug auf den runden Dreifuss nur einer geringfügigen Zuthat zu erwähnen, welche die Form des Geräthes kaum beeinflusst, seine Brauchbarkeit aber erhöht. Diese Zuthat besteht in drei ab- und einwärts gebogenen Schienen, die es ermöglichen, dass auch kleinere Gefässe in den Dreifuss gestellt werden können. Die Ausgestaltung dieses Dreifusses, den ich in Oedenburg fand und unter Fig. 179 abbilde, erinnert an den von Dr. Meringer, Bd. XXIII, S. 115, Fig. 109, wiedergegebenen Dreifuss aus Aigen.

Dreifüsse, wie sie Meringer a. a. O. (Bd. XXI, Fig. 107, 131, 137, und Bd. XXIII, Fig. 89, 148, 152) abbildet und die, wie die drei letztangeführten, Verzierungen an sich tragen oder sich durch den eine Weiterentwicklung zeigenden charakteristischen „rechtwinkelig abgebogenen und weiterverlängerten Fuss" mit dem „Reiterchen" auszeichnen, wie die drei angezogenen Figuren im Bd. XXI sie wiedergeben, habe ich trotz eifrigen Forschens dennoch nicht gefunden.

Der Umstand, dass der Dreifuss, ob eckig oder rund, im westlichen Ungarn nur in seinen primitivsten Formen vorkommt und keine wesentliche Weiterentwicklung desselben hier zu finden ist, hat jedenfalls darin seine Begründung, dass er hier auf dem Herde nur eine untergeordnete Rolle spielt. Meringer stellt in seiner Arbeit „Studien zur germanischen Volkskunde I", S. 134, fest, dass zwischen Aussee und Gutenstein darin ein Unterschied besteht, dass „in Aussee alles eiserne Gefäss auf den Dreifuss gestellt wird, während in Gutenstein das eiserne Gefäss selbst drei Beine hat". Weiter sagt Meringer: „Der Dreifuss wird in Gutenstein nur unter irdene Gefässe gesetzt (denn irdene Gefässe mit Beinen kennt man nicht)." Ich stelle demgegenüber nun fest,

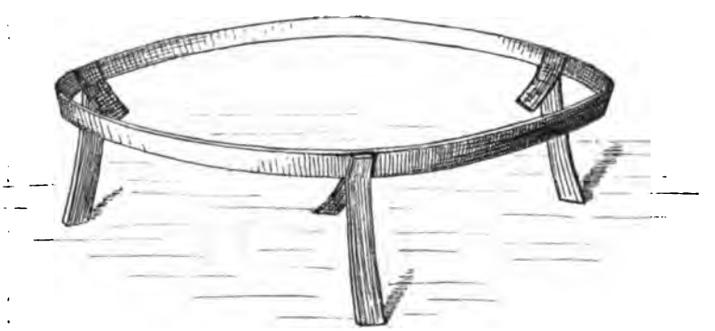


Fig. 179. Runder Dreifuss (1 : 5).

dass zwischen Aussee und Gutenstein einerseits und dem westlichen Ungarn (ich spreche nur von den deutschen Gegenden im Oedenburger und Eisenburger

Fig. 180. Dreibeinige irdene Rein mit „Sturz" (1 : 9).

Comitate) andererseits im Kochen wieder ein namhafter Unterschied besteht, der darin liegt, dass man hier sowohl eiserne Geschirre (Pfannen und Reinen), als auch irdene Kochgefässe (Reinen) ge-

braucht, die drei Beine besitzen. Irdene Reinen, wie ich eine in Fig. 180 abbilde, werden von den Hafnern in unserer Gegend auch noch heute in allen Grössen angefertigt. Töpfe („ea'dani Häif'n") werden auf der Herdsohle an's Feuer gestellt. Der Dreifuss kommt also wenig in Verwendung und war eine Vervollkommnung desselben, da irdenes Geschirr mit drei Beinen gewiss schon sehr lange in Gebrauch steht, vielleicht schon seit Jahrhunderten nicht beansprucht worden.

Das Feuerross fand ich in fast all' den Formen vor, die Dr. Meringer a. a. O. abbildet, ausserdem noch in einer Form, die wohl die ursprünglichste ist.

Ich gebe hier im Bilde eine Zusammenstellung all' der Formen von Feuerrössern, die ich gefunden habe. In Klammern gebe ich das Haus an, in dem das Ross gestanden.

A. Symmetrische Formen:

1. Fig. 181, die eben erwähnte einfachste Form: wagrechte Schiene ohne Bügel auf vier Beinen. (Leider kann ich gerade bei diesem Gegenstande das Haus

Fig. 181. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

nicht angeben, in dem er ehemals stand; jedenfalls aber stammt er aus Oedenburg, da ich ihn von einem Händler erwarb, der altes Eisen, und zwar nur in Oedenburg, aufkauft und der mich versicherte, auch dieses Stück in Oedenburg gekauft zu haben.)

2. Fig. 182. Wagrechte Stange mit Bügeln, deren Enden eingerollt sind; vier Füsse. (Georg Lichtl, Kleine Gasse Nr. 19, Oedenburg.)

Fig. 182. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

3. Fig. 183. Hörner und je ein Haken an beiden Bügeln. (Karl Graf, Nr. 93, Wandorf.)

4. Fig. 184. Hörner und je zwei Haken an beiden Bügeln. (Samuel Wurm, Kleine Gasse Nr. 22, Oedenburg.)

5. Fig. 185. Hörner und je drei Haken an beiden Bügeln. (Leopold Losdorfer, Nr. 59, Agendorf.)

6. Fig. 186. Hörner und je ein Haken und ein Loch an beiden Bügeln. (Paul Wendelin, Lange Zeile Nr. 23, Oedenburg.)

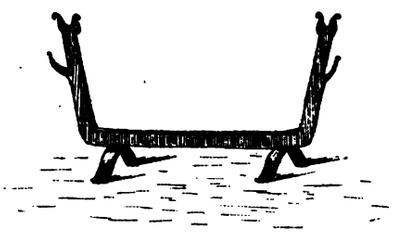


Fig. 183. Feuerross (1 : 9) aus Wandorf.

Fig. 184. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

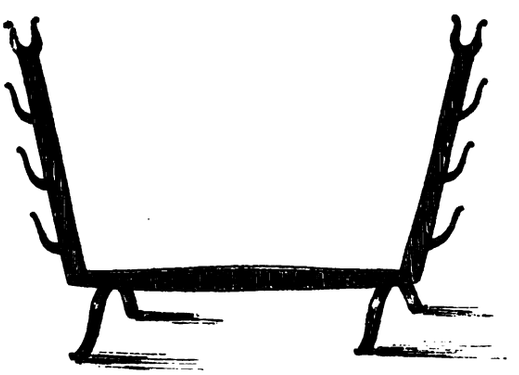


Fig. 185. Feuerross (1 : 9) aus Agendorf.

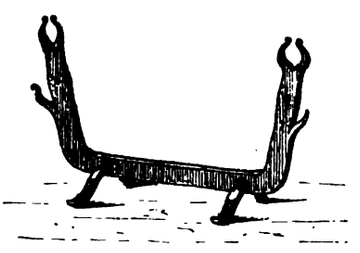


Fig. 186. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

B. Unsymmetrische Formen:

7. Fig. 187. Dreibeinig, mit einem Bügel, dessen Ende eingerollt. (Diesen Gegenstand habe ich von

demselben Händler erstanden, von dem ich Nr. 1 habe.)

Fig. 187. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

8. Fig. 188. Hörner, an einem Bügel zwei, am anderen drei Haken. (Georg Göltl, Kleine Gasse Nr. 19, Oedenburg.)

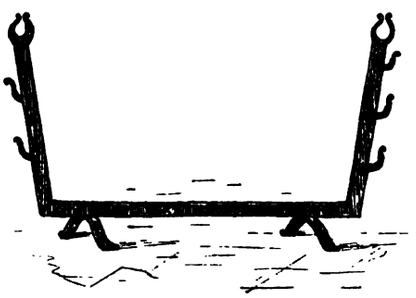


Fig. 188. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

9. Fig. 189. Hörner, in einem Bügel ein Loch, am anderen zwei Haken. (Wtw. Theresia Rath, St. Michaelergasse Nr. 12, Oedenburg.)

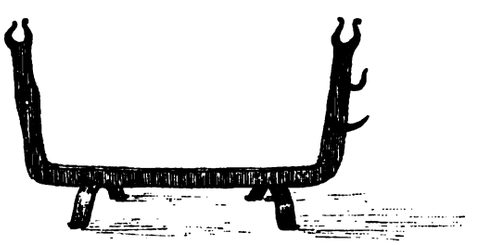


Fig. 189. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

10. Fig. 190. Hörner, in einem Bügel zwei Löcher, am anderen zwei Haken. (Karl Estl, Nr. 210, Agendorf.)

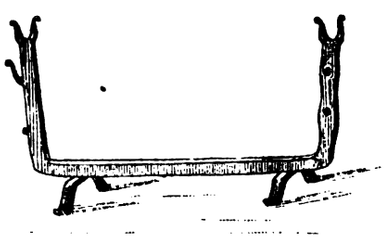


Fig. 190. Feuerross (1 : 9) aus Oedenburg.

11. Fig. 191. Hörner, in einem Bügel drei Löcher, am anderen drei Haken. (Tobias Posch, Nr. 20, Oberschützen) [1]).

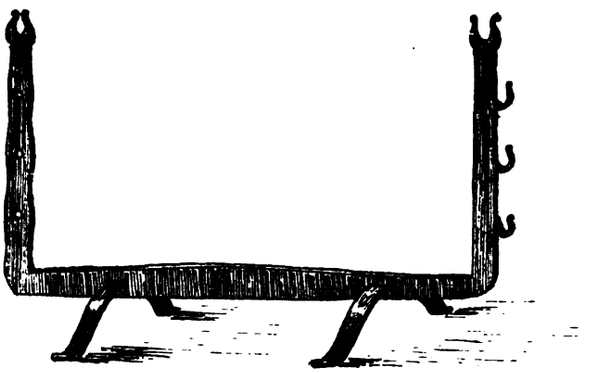


Fig. 191. Feuerross (1 : 9) aus Oberschützen.

Durch Herrn Maschinenfabrikanten Georg Stoye liess ich mir sagen, dass ausser den abgebildeten Formen von Feuerrössern noch eine Form in Oedenburg in Gebrauch stand, die aber bereits ganz verschwunden zu sein scheint. Die bedeutende Grösse dieses Feuerrosses und besonders die Art und Weise, in der die Haken an demselben angebracht waren, unterscheiden es von den gewöhnlichen Formen wesentlich. Herr Stoye sagt, dass im Hause seines Vaters ein solches Feuerross stand und zeichnete es mir aus dem Gedächtnisse. Ich gebe das Bild dieses

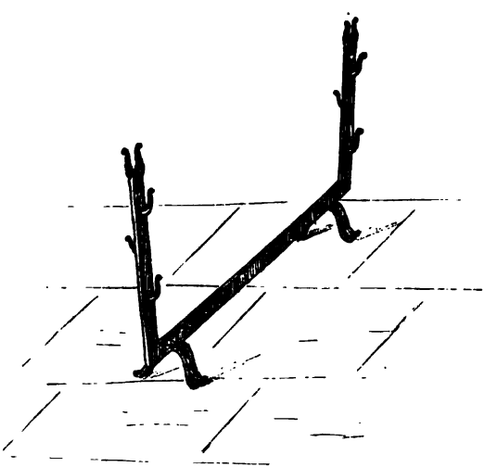


Fig. 192. Feuerross aus Oedenburg.

Feuerrosses unter Fig. 192 wieder, spreche es jedoch gleichzeitig aus, dass ich ein Feuerross dieser Art noch nicht zu Gesichte bekam.

[1]) Von den unter 1—11 angeführten und unter Fig. 181 bis 191 abgebildeten Feuerrössern habe ich Nr. 3, 4, 5, 6, 8, 10 und 11 an das k. k. Hofmuseum in Wien eingesandt.

Hinsichtlich des Namens dieses Geräthes will ich feststellen, dass es sowohl in der Heanzerei, als auch im Oedenburger Comitate und auch in Oedenburg selbst von der bäuerlichen Bevölkerung Feuerross („Fua'rëiss'l") genannt wird. Herr Schlossermeister Anton Stoyr theilt mir das Auffallende mit, dass man in den bürgerlichen Kreisen Oedenburgs den Gegenstand „Feuerhund" nannte. In einem und demselben Orte führte also das Object zwei verschiedene Namen. Es liegt das wohl darin, dass eben die Sprache des Bauern (heanzische Mundart) sich mit der Umgangssprache des gebildeten Bürgerthums nicht deckt.

Ueber den Gebrauch des Feuerrosses möchte ich mir erlauben, den Ausführungen Dr. Meringer's Einiges nachzutragen. Heute dient das Feuerross nur mehr als Rost, die Holzscheiter in schräger Lage zu halten, um das Brennen zu erleichtern. In vielen Häusern, wo das Feuerross auch heute noch thatsächlich auf dem offenen Herde steht, dient es nicht einmal diesem Zwecke mehr; es ist zwecklos geworden. Eine junge Bäuerin, die ich fragte, ob sie mir ihr Feuerross abtreten wolle, sagte mir, ich möge es ruhig mitnehmen, sie könne nicht damit kochen, wie es die Alten gethan. Auffallend war mir bei all' den Fällen, in denen ich das Feuerross ausser Gebrauch gesetzt traf, dass es als ein unbrauchbar gewordenes Ding immer noch seinen Platz auf dem Herde einnahm. Weiter sei erwähnt, dass bei Wohnungswechsel und Hausverkäufen das Feuerross in den meisten Fällen nicht mitgenommen wird, sondern auf dem Herde bleibt, auf dem es bisher gestanden. Es ist dies gewiss ein altes Herkommen, das auf eine tiefere Beziehung des Rosses zum Herde hinzudeuten scheint.

Das Braten von Geflügel, Spannferkeln etc. mittelst des Spiesses geschah in einfachen Haushaltungen auf die von Dr. Meringer im „Nachtrage zu Bd. XXI, S. 101 ff." (s. Bd. XXII, S. 104 ff.) beschriebene und illustrirte Weise auch in der Gegend von Oedenburg und Oberschützen. Dies wurde mir von verschiedener Seite bestätigt. Es fiel mir aber auf, dass ich, einen einzigen Fall in Wandorf ausgenommen, in den zahlreichen Bauernhäusern, die ich besuchte, stets nur ein Feuerross vorfand; überall jedoch, wo man sich auf die zweiseitige Verwendung des Feuerrosses noch besann, wurde mir gesagt, dass es auch zum Braten von Spiessbraten gebraucht wurde. Auf die Frage, wie dies geschah, konnte man mir jedoch keine bestimmte Auskunft geben. Endlich war es eine alte Bäuerin, die Frau des Bauern Karl Estl, Nr. 210 in Agendorf, die in ihrer Jugend selbst noch den Spiess gedreht hat, welche mir erklärte, man habe zum Braten thatsächlich nur ein Feuerross nöthig gehabt. Auf die Stange des Feuerrosses seien die Scheiter gelegt und in einen der Haken das spitze Ende des Spiesses gegeben worden. Vor der Kurbel hatte der Spiess einen Steinblock zur Unterlage, in dem sich eine Rille befand, in der sich der Spiess drehte. Bratspiessständer scheinen in der Gegend von Oedenburg nie in Verwendung gewesen zu sein. Ich habe keine Spur davon finden können, und auch Händler, die sich mit dem Aufkaufen von altem Eisen befassen, konnten mir nicht sagen, je einen derartigen Gegenstand, den ich ihnen im Bilde zeigte, gesehen zu haben.

Ein wichtiges Ausrüstungsstück zum Braten mit dem Spiesse muss ich noch beschreiben, da dasselbe die Art und Weise, mit dem Spiesse braten zu können, näher erklärt. Der Bratspiess ist nicht rund und hat auch nicht quadratischen Durchschnitt, sondern ist flach, wie die Klinge eines Degens; trotz-

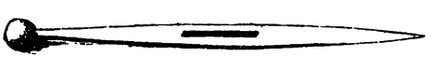


Fig. 193. Eine „Seel'" (1 : 4).

dem würde er sich, wenn er ohneweiters einfach durch den zu bratenden Körper gestochen würde, in diesem während der langen Zeit des Drehens (ein Spannferkel hat 2—3 Stunden gedreht werden müssen), bevor es gar geworden wäre, ein grösseres Loch gebohrt haben, so dass sich schliesslich in diesem Loche der Bratspiess allein gedreht hätte und der Braten auf demselben, ohne sich zu drehen, gehangen wäre, was natürlich das Verbrennen des Bratens mindestens auf einer Seite zur Folge gehabt hätte. Wurde ein Spannferkel gebraten, so geschah dies folgendermassen: Zwei Eisenstäbchen, die in der Mitte ein viereckiges Loch hatten, in das der Spiess passte, wurden, eines vor dem Braten, das andere hinter dem Braten, auf den Spiess geschoben und an den Enden derselben die Beine des Ferkels festgebunden. Man nannte diese Stäbe „Seelen". Diese Bezeichnung lässt sich erklären, wie folgt: Die „Seelen" hatten für die verschiedenen Braten verschiedene Gestalt und Grösse. Für Geflügelbraten hatten sie die unter Fig. 193 abgebildete Form. Die „Seele" wurde mit ihrem spitzen Ende quer durch den Körper des zu bratenden Thieres geschoben, so dass das Loch in der „Seele" in die Mitte des Körpers zu liegen kam. Nun wurde der

Bratspiess der Länge nach so durch das Thier geschoben, dass er zugleich auch durch das Loch der „Seele“ kam. Auf diese Weise wurde das Geflügel in gewünschter Weise am Spiesse festgehalten, und die „Seele“ bildete jetzt wirklich die Seele des Thieres.

Ueber die Verwendbarkeit des von mir unter Fig. 192 abgebildeten Feuerrosses möchte ich noch eine Bemerkung machen. Dadurch, dass die Haken an diesem Feuerrosse eine seitliche Stellung haben, dass sie senkrecht zur Längenachse des Rosses stehen, scheint es möglich, dass dieses Ross zum Träger eines Bratspieses verwendet werden konnte, ohne ein zweites Ross, einen Spiessständer oder eine andere Unterlage zu gebrauchen, wie dies auch bei einem von Meringer, Bd. XXI, S. 163, aus Plain bei Salzburg abgebildeten Feuerrosse, an dem die Hörner des einen Bügels senkrecht zur Achse stehen und das am zweiten Bügel ein Loch in der Richtung der Längenachse hat, möglich wäre. Beim Braten eines Bratens auf dem Spiesse ist es aber eine Hauptbedingung, dass der Braten fortwährend mit Fett übergossen werde. Das abfliessende Fett wird durch eine flache Pfanne, die Bratpfanne, aufgefangen. Ist nun aber das Feuerross zugleich Träger der brennenden Holzscheiter, so müsste das abtropfende Fett, das auf die Scheiter fallen würde, verloren gehen. Auch würde das Feuer, meiner Ansicht nach, wenn nicht sehr lange Scheiter in Verwendung wären, dem Braten zu nahe sein; denn, wie auch Meringer bemerkt, darf der Braten nicht vom Feuer direct, sondern nur von der Hitze gebraten werden. Eine Verwendung des in Rede stehenden Feuerrosses in der Weise, wie sie mir Herr Fabrikant Stoye geschildert, sowie auch das Gebrauchen des erwähnten Feuerrosses aus Plain als alleinigen Träger des Spiesses scheint mir nach dem Gesagten nicht gut möglich, selbst auch für den Fall nicht, als ein zweites Ross als Träger der Scheiter in Anwendung käme, da dann ein Theil des abtropfenden Fettes vom wagrechten Balken des Rosses aufgefangen werden würde.

Ich bin in der angenehmen Lage, auch über den von Meringer, Bd. XXI, S. 106, erwähnten „Prat'lpråta“ Näheres mittheilen zu können. So wie er nach Meringer in der Gegend von Aussee vorkam, so stand er unter dem gleichen Namen auch in der Gegend von Oedenburg in Gebrauch. Ich war so glücklich, noch zwei Exemplare dieses interessanten Geräthes in Oedenburg selbst aufzufinden. Das eine steht bei Herrn Georg Stoye und das andere bei Herrn Anton Stoye. Beide sind von verschiedener Einrichtung. Das ältere Exemplar ist wohl das des Herrn Anton Stoye. Es wird durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt. Fig. 194 bildet es ab. Dieser „Prat'lpråta“ hat als Hauptbestandtheile ausser dem eisernen Gestell zwei Holzwalzen und mehrere Zahnräder. An die Enden der verlängerten Achsen der beiden grossen Zahnräder und der oberen Walze wurden die Bratspiesse gesteckt. Ein Seil, das zum Theil an der oberen Walze aufgewickelt war, lief über die untere Walze und von dort schräg hinauf zur Decke der Küche, dort über eine Rolle wagrecht zu einer der Küchenwände und an dieser wieder über eine Rolle an der Wand herab. Unten hing am

Fig. 194. Ein „Prat'lpråta“ (1 : 14).

Ende des Seiles das Gewicht. Dieses musste am Apparate mittelst einer Kurbel wieder aufgezogen werden, wenn es dem Boden bereits nahe war. Herr Stoye sagte mir, dass man, um das ofte Aufziehen zu ersparen, wenn es die Anlage des Herdes erlaubte, das Seil bis hoch in den Schornstein hinaufführte und ausserdem in dem Boden der Küche eine Vertiefung herstellte, in welche sich das Gewicht senken konnte. Auf solche Weise wurde der Weg, den das Gewicht zu durchlaufen hatte, ein möglichst langer. Damit das schwere Gewicht den ganzen Bratelbrater vom Herde nicht in die Höhe ziehe, konnte die Maschine an der Herdsohle befestigt werden. In dem untersten wagrechten Theile jedes der vier Beine waren längliche Schlitze angebracht. In diese passten vier eiserne durchbohrte Dornen, die in den Herd eingemauert waren und aus der Oberfläche desselben hervorragten. Standen die Dornen in den Schlitzen

der vier Füsse, so wurden durch die Löcher in den Dornen Nägel geschoben und auf diese Art wurde der Bratelbrater an die Herdsohle gebannt.

Fig. 195 zeigt ein Achsenende, auf das der Spiess gesteckt wurde, und das Ende eines Bratspiesses, welches mittelst einer Feder am Achsenende festgehalten wurde. Die Spitzen der Spiesse ruhten auf den Haken eines Feuerrosses, das in gehöriger

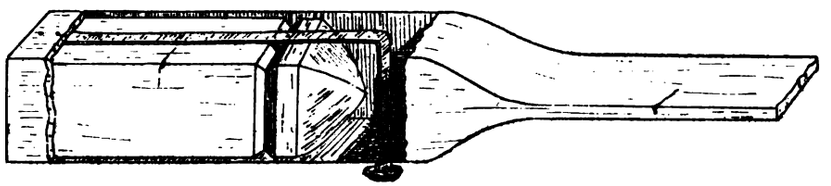


Fig. 195. Bratspiess, am Achsenende eines „Bratelbraters“ befestigt.

Entfernung rechtwinkelig zur Länge des Spiesses aufgestellt war und gleichzeitig die brennenden Scheiter zu tragen hatte. Die Skizze unter Fig. 196 veranschaulicht die Aufstellung der Geräthe im Grundrisse. B ist der Bratelbrater, Sp der Spiess, F das Feuerross, Pf die Pfanne und Sch sind die brennenden Scheiter.

Sehr interessant ist die Vorrichtung, welche zum Reguliren der Bewegung der Spiesse an den Bratelbratern angebracht war. Ich gebe sie unter Fig. 197 im Bilde wieder. Man nannte diesen Regulator die „Windfangflügel“. Die Löcher in den kreisrunden Blechblättern dienen dazu, der Luft den Durchzug zu gestatten, damit die Flächen nicht auf allzugrossen Widerstand stossen. Die Blechscheiben sind um ihre Achsen drehbar. Sollten sich die Spiesse schneller drehen, so wurden die beiden Scheiben parallel gestellt; dadurch wurde der Widerstand, den die Luft den flach gestellt gewesenen Platten leistete, aufgehoben und die Maschine konnte sich ohne Hemmniss, also erheblich schneller bewegen. Am schnellsten lief sie, wenn man den Regulator abnahm. Fig. 194 zeigt keinen Regulator; der Dorn, auf den er hätte aufgesetzt werden müssen, erscheint auf dem Bilde verbogen. Es ist die oberste Spitze der Maschine.

Der zweite, unter Fig. 198 abgebildete Bratelbrater (Besitzthum des Herrn Georg Stoyr) ist dem vorstehend beschriebenen ähnlich. Er wurde aber nicht durch ein Gewicht, sondern durch eine Spiralfeder getrieben. Es ist dies jedenfalls als eine Neuerung zu betrachten. Die Feder ist aus geschmiedetem Stahl und befindet sich in der im untersten Theile der Maschine angebrachten Blechtrommel eingeschlossen; sie kann durch eine Kurbel aufgezogen werden. Die bewegliche Trommel wickelt ein Stück Seil ab, das um eine darüberliegende Schnecke gewunden ist. Dadurch wird die Schnecke und durch sie die beiden grossen Zahnräder in Bewegung gesetzt. Auch dieser Bratelbrater trieb drei Spiesse. Er ist noch ganz gut erhalten und functionirt prächtig. Sind die Scheiben des Regulators, der beim Bilde dieser Maschine als oberster Bestandtheil derselben ersehen werden kann, parallel gestellt, also so, wie das Bild sie wiedergibt, so läuft das Uhrwerk in 24 Minuten ab, stehen sie aber gegen den Wind, so läuft der Apparat 40 Minuten.

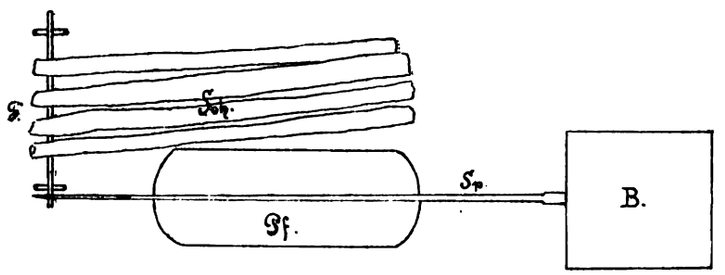


Fig. 196. Schematische Skizze der Aufstellung der Geräthe beim Braten mittelst des „Bratelbraters“.

Es soll übrigens auch Bratelbrater gegeben haben, die gleichzeitig vier Spiesse in Bewegung setzten. Waren sie alle im Gange, so wurden an den unteren Spiessen die grossen Braten (Spannferkel, Gänse), welche mehr Hitze nöthig hatten, und an den oberen die kleinen (Rebhühner, Wachteln) angebracht.

Eines Küchengeräthes, das auch Dr. Meringer, Bd. XXI, S. 137, in einer Anmerkung erwähnt und Fig. 161 abbildet, muss ich noch gedenken. Es scheint besonders unserer Gegend, dem Oedenburger

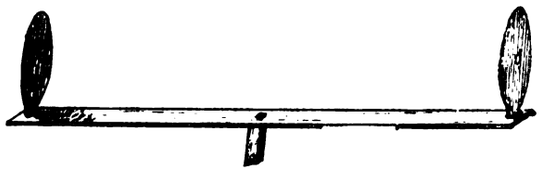


Fig. 197. Regulator am „Bratelbrater“ (1 : 2).

Comitate, und vielleicht auch dem Wieselburger Comitate eigen zu sein. Es ist dies der Rost („Råst“). Ich besitze einen solchen, der dem von Dr. Meringer aus Brodersdorf abgebildeten fast ganz gleich ist. In Oedenburg hiess das Geräth „Ros'prat'l-Råst“. Es

Fig. 198. Ein „Bratelbrater“ (1 : 14).

wurden darauf, wie schon der Name sagt, Rostbraten gebraten. Es ist aber natürlich nicht ausgeschlossen, dass, wie Meringer erwähnt, auch Fische darauf gebraten worden sind. Die Grösse des Rostes war eine sehr verschiedene. Ich besitze auch einen sehr kleinen, auf dem nur ein Braten Platz hätte. In den umliegenden Dörfern wird das Geräth „Pölles'n-Råst“ genannt [1]).

[1]) Die „Pölles'n“ ist die Kirchtagsmehlspeise der um Oedenburg liegenden Dörfer. Mehrere pfannenkuchenartige „Fleick'n“ werden in einer irdenen Rein, die zuvor mit Schmalz ausgeschmiert worden war, übereinandergelegt und die Zwischenräume zwischen denselben mit „Semmelbröseln“, welche mit Rosinen gemengt in Butter oder Schmalz geröstet worden, ausgefüllt. So zugerichtet, wird die Mehlspeise in derselben Weise gebacken, in der, wie oben geschildert, früher allenthalben in der hiesigen Gegend und heute noch, dort, wo man keine Sparherde hat, die Strudel gebacken werden resp. gebacken worden sind. Die Flecken selbst aber werden auf dem Roste über Kohlen geröstet. Sie können längere Zeit aufbewahrt werden. Vor dem Gebrauche werden sie in Milch geweicht und mit Rahm bestrichen. In der Heanzerei ist die „Pölles'n“ unbekannt.

Heute ist der alte Pöllesenrost, der sehr volksthümlich gewesen zu sein scheint, da man ihn, wie ich dies in Wandorf gesehen, selbst en miniature als Kinderspielzeug herstellte, bereits durch einen neueren, bestehend aus einem auf vier Füssen ruhenden kreisrunden Drahtgeflechte, ersetzt. Von einer alten Oedenburger Wirthschaftsbürgerfrau wurde mir erzählt, dass man auf den Rost seinerzeit gar viel gehalten hat. Er musste immer spiegelblank sein und hing in der Küche an einem Bratspiesse stets an hervorragender Stelle. Wie mir die alte Frau gesagt, so fand ich später in Wandorf in der Küche des Bauern Konrad Krauss, Nr. 26, gegenüber dem Eingange nun auch wirklich einen alten Rost in der geschilderten Weise an einem Bratspiesse, der über zwei Nägeln lag, hängen, obwohl beide Geräthe schon lange ausser Gebrauch

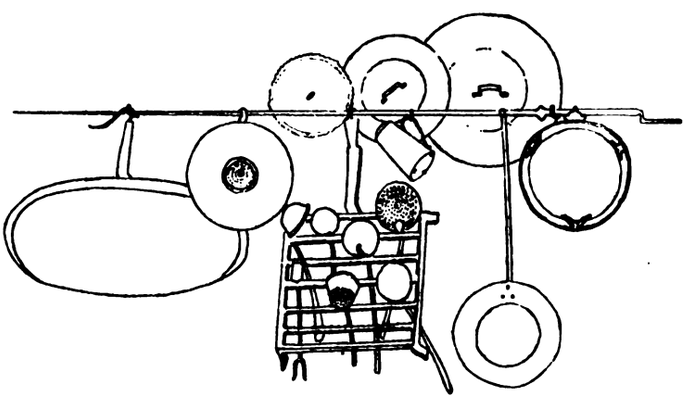


Fig. 199. „Rostbratenrost“ und andere Geräthe, an einem Bratspiesse hängend.

gesetzt waren. Am Spiesse hingen ausserdem noch eine „Prátpfánn'“ aus Kupfer, ein „Saija“ aus Weissblech, eine „Kånd'l“ und ein „Pfand'l“ aus Messing und ein kleines kupfernes „traihaxatas Raiñd'l“. Hinter dem Spiesse staken drei „Stürz'“ (Geschirrdeckel) und zwischen den Spangen des Rostes verschiedenes kleines Küchengeräthe, zumeist aus Messing. Das Ganze, wie es Fig. 199 wiedergibt, bildete wirklich einen Schmuck der Küche und gewiss auch den Stolz der Hausfrau.

Ein weiteres Küchengeräthe, das wohl in keiner Küche unserer Gegend fehlt und das sehr weit verbreitet zu sein scheint, da ich es auch in Kärnten gesehen habe, ist ein durch 16—20 Löcher durchbohrtes Brett aus hartem Holze, in welches die Kochlöffel gesteckt werden. Man nennt es im heanzischen Dialecte die „Kou'lëiff'lrëm“. Ich habe in Harkau in der Küche des Johann Tullikopf eine skizzirt,

Fig. 200 bildet sie ab. Heute wird die hölzerne schon häufig durch eine blecherne ersetzt.

Der Schüsselkorb, in Westungarn „Schiss'lrëm" genannt, muss auch zu den Küchengeräthen gezählt werden, obwohl er, da er in der kleinen Küche häufig keinen Platz findet, oft im Vorhause oder auch im Zimmer untergebracht wird. Die „Schiss'lrëm" hat fast ganz die Form des von Meringer, Bd. XXIII, S. 118, aus Schloss Röthelstein bei Admont abgebildeten Schüsselkorbes.

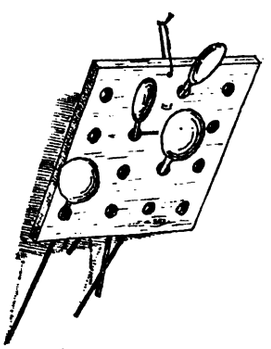


Fig. 200. Hölzerne Kochlöffelrëm (1 : 8).

Unter den kleineren Küchengeräthen, die zwischen den Spangen des oben unter Fig. 199 abgebildeten Rostes hingen, sah ich auch ein Geräthe, das sozusagen die von Meringer, Bd. XXI, S. 106, abgebildeten beiden Geräthe, den „Mursa" und den „Krapfspiess" in sich vereinigt. Es wurde mir „Krautgåpl" genannt. Fig. 201 bildet es ab [1]).

Habe ich jetzt bis auf den Schürhaken, der fast in aller Welt dieselbe Form zeigt, alle Küchengeräthe erwähnt und theils auch besprochen, so erübrigt mir

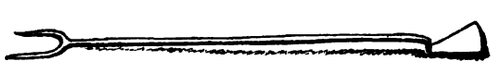


Fig. 201. „Krautgabel" (1 : 6).

zum Schlusse noch, auch Einiges über das Küchengeschirr zu sagen, das in einer heanzischen Küche gefunden wird. Ich greife nun wieder die Oberschützener Küche heraus. Die Menge des Geschirres richtet sich nach der Grösse des Hauses und der Zahl seiner Bewohner. In den meisten Häusern kommen jedoch folgende Kochgeschirre vor:

4 „gråssi" oder „Knëid'lhëif'n" aus Thon mit einem „Hiañg'l" (Henkel); jeder der Töpfe fasst 8 bis 10 Liter);

1 „gråssi Raiñ" aus Thon oder Blech mit „zwëiñ Hiañg'l" oder „Ku" und ohne oder mit „Hax'n" (Beinen);

1 „mittari (mittlere) Raiñ" aus Thon mit Handhaben und mit oder ohne Beine;

1 „klåani Raiñ" aus Thon mit Handhaben und drei Beinen; diese Rein wird zum Bereiten des Schmarrens, die grossen zum Kochen des Sterzes und zum Backen der Strudel benützt [1]).

1 „gråssi Pfauñ'" aus Eisen mit Stiel und Beinen;

1 „klåani Pfauñ'" aus Eisen mit Stiel und Beinen;

1 oder 2 „Aiñprënnpfand'l" aus Eisen mit Stiel und Beinen;

1 „Strud'lplëi'" (Strudelblech) aus Eisenblech, viereckig, mit Handhaben und ohne Beine (neu eingebürgert);

2 oder 3 „Prëchlhëif'n" aus Thon mit zwei Handhaben; sie fassen je 20—30 Liter und werden verwendet, wenn für viele Personen (z. B. beim Brecheln oder bei Hochzeiten) gekocht wird;

1 „Auslåsspfauñ'" aus Schmiedeeisen, ohne Beine und mit zwei Handhaben; sie fasst 15—20 kg Fett;

3 oder 4 „Saukriag" aus Thon mit Handhaben; sie dienen zum Kochen des Futters für die Schweine und haben die Form des von Meringer, Bd. XXIII, abgebildeten Fleischtopfes aus Schloss Röthelstein.

b) Die Stube und ihre Einrichtung.

Die Wohnräume des heanzischen Hauses und die Einrichtung derselben stimmen fast vollkommen mit den Zimmern und ihrer Ausstattung in den Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg überein. Die Höhe der Zimmer, die Grösse derselben ist durchschnittlich die gleiche. Hier wie dort hat man die Tramdecke und hier wie dort ist der Lehmboden bereits selten geworden. Auch die Möbel sind in der heanzischen Stube in derselben Ordnung gestellt wie im Bauernzimmer aus der Umgebung von Oedenburg. Wollte ich eine heanzische Stube eingehend beschreiben, so wäre ich gezwungen, Vieles zu wiederholen, was ich schon Bd. XXIV, S. 115, aus der Gegend von Oedenburg mitgetheilt habe. Ich beschränke mich darum darauf, auf das dort Gesagte hinzuweisen und will hier nur Abweichungen hervorheben und Solches besonders betonen, was ich für die Gegend als charakteristisch erachte.

[1]) Dies Geräthe ist mir in ganz gleicher Form auch aus Kärnten noch in Erinnerung. Man nannte es dort „Muasa" (Muser, zum Abrühren des Muses, z. B. Rahmmuses).

[1]) Früher sollen alle Reinen aus Thon gefertigt worden und mit Beinen versehen gewesen sein. Blech und Gusseisen haben erst in neuester Zeit Eingang gefunden.

Vor Allem möchte ich feststellen, dass der alte Gebrauch, die Durchzugsbalken („Tur'zipam, Turizu' oder Turzi") mit Rosetten zu verzieren, auch in der Heanzerei geübt wurde [1]). Es bildet dies ein unterscheidendes Merkmal zwischen dem Norden und dem Süden der Heanzerei. In Hinsicht auf den südlichen Theil der Heanzerei habe ich bereits weiter oben hervorgehoben, dass ich an den Durchzugsbalken die Jahreszahl der Erbauung des Hauses fast nirgends gefunden habe; ebenso fiel mir auch das Fehlen der Rosetten auf. In Bezug auf die Gegend von Oedenburg trage ich nach, dass auch hier Rosetten in den Bauernhäusern nur selten, Jahreszahlen aber oft an den Durchzugsbäumen zu sehen sind.

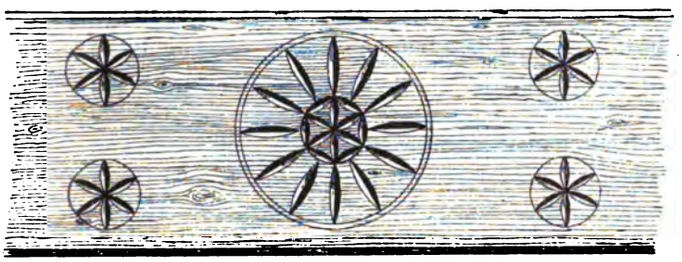


Fig. 202. Rosette aus dem Hause Nr. 105 in Stegersbach.

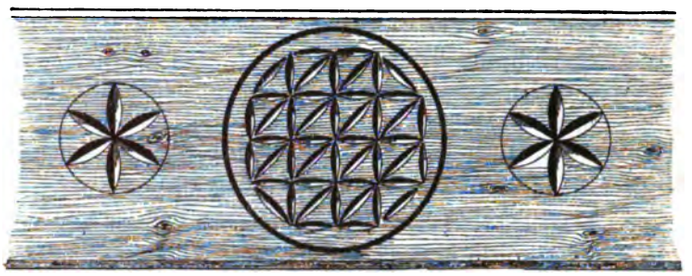


Fig. 203. Rosette aus dem Hause Nr. 20 in Oberschützen.

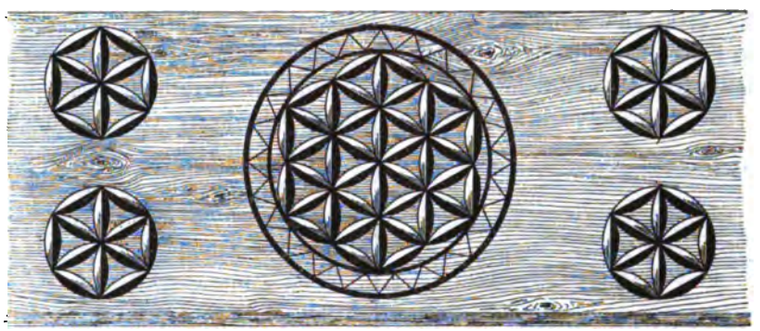


Fig. 204. Rosette aus dem Hause Nr. 113 in Oberschützen.

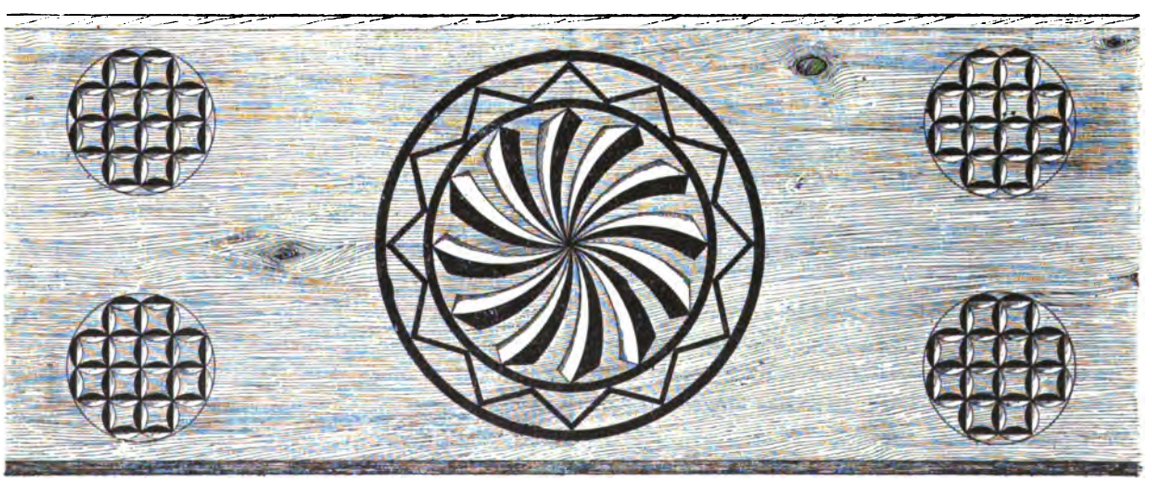


Fig. 205. Rosette aus dem Hause Nr. 98 in Oberschützen.

[1]) Ob dies auch heute noch geschieht, konnte ich nicht erfahren.

In Agendorf fand ich im Hause Nr. 62 des Bauern Johann Wödl, das ich Bd. XXIV, S. 122 ff., beschrieben habe, auch Rosetten im vorderen Zimmer, doch waren dieselben nicht auf dem Durchzugsbaume, sondern an der Tramdecke, und zwar in der Ecke oberhalb des Tisches angebracht. Die sechslappigen Rosetten waren nur mit dem Zirkel eingeritzt, also nicht geschnitzt, aber bemalt.

In der Heanzerei fand ich Rosetten stets nur am Durchzugsbalken und immer in der Mitte der unteren Fläche desselben. Die Verzierung des Balkens bestand jedoch nicht in einer einzigen grossen Rosette, sondern überall, wo ich eine antraf, sah ich sie von zwei oder vier kleineren Rosetten eingeschlossen. Ich bilde hier einige der schönsten Rosetten ab.

Fig. 202 war die erste, die mir auf meinem Wege von St. Gotthard bis Oberschützen in Stegersbach, und zwar im Hause Nr. 105 unterkam. Fig. 203 ist aus dem Hause des Tobias Posch, Nr. 20, in

Fig. 206. Jahreszahl am Durchzugsbalken des Hauses Nr. 113 in Oberschützen.

Oberschützen. Fig. 204 fand ich im oben beschriebenen Vierkant der Rosina Jany, Nr. 113, ebenfalls in Oberschützen, und Fig. 205, die schönste aller Rosetten, die ich bis jetzt in Bauernhäusern gefunden, stammt aus dem Hause der Susanna Klenner, Nr. 98, auch in Oberschützen.

In allen Fällen, wo ich Rosetten fand, fand ich auch die Jahreszahl der Erbauung oder des Umbaues des Hauses am Durchzugsbalken verzeichnet. Stets war sie in der Seite des Balkens eingeschnitten, die sich den Fenstern zukehrt. Oft kamen auch die Anfangsbuchstaben vom Namen des Erbauers in Verbindung mit der Jahreszahl vor. Alles war dann von einer Umrahmung umgeben. Fig. 206 gibt ein Beispiel zum Gesagten. Besonders erwähnen will ich in Bezug auf diese Zeichnung die zwischen den Anfangsbuchstaben des Namens angebrachten verschlungenen Herzen. Die Herzform bildet bei Verzierungen, die als volksthümliche Schöpfungen anzusehen sind, überhaupt ein beliebtes Motiv. Ich verweise hiebei auf die oben besprochene Balkenverzierung, die ich unter Fig. 150 wiedergab, woselbst das Herz, aus dem Bäumchen hervorwachsend, als ob dadurch die treibende und belebende Kraft des Herzens versinnbildlicht werden sollte, wiederholt als Verzierungsmotiv gebraucht wird. Ferner weise ich hin auf die beiden Herzen, welche das unter Fig. 159 abgebildete Haus Nr. 100 in Oberschützen als Verzierung in den Ecken zeigt, die das Hauptgesims mit der Dachschräge bildet. Auf weitere Fälle, in denen ich das Herz als Motiv bei Flächenverzierungen nachweisen kann, werde ich weiter unten aufmerksam machen.

Zu den hervorragendsten Bestandtheilen des Zimmers gehört der Ofen. Ich habe über die Anlage desselben bereits unten des Umstandes Erwähnung gethan, dass ich ihn in der Heanzerei sozusagen in inniger Verbindung mit dem Herde angetroffen habe. Ob dieser Umstand nicht auf eine ehemalige gemeinsame Feuerstelle für Herdraum und Wohnraum hinweist, wie der „Månd'lpam“ (Mantelbaum) im Bauernhause um Oedenburg auf eine allmälig vor sich gegangene Trennung des Herdraumes, der Küche, vom Vorhause hindeutet [1]), vermag ich bei dem geringen Erfahrungsmateriale, das mir erst zur Verfügung steht, noch mehr aber bei dem gänzlichen Mangel an einschlägiger Literatur, den ich bei jeder Zeile, die ich hier niederschreibe, auf's Schmerzlichste fühle, heute noch nicht zu constatiren.

In Fig. 207 bringe ich das Bild eines der ältesten Oefen, die ich in Oberschützen gefunden. Er ist auf einem Sockel, dessen vorstehende Oberfläche der Ofenbank zur Stütze dient, aus Kacheln aufgebaut. Die Kacheln sind flach. Nebenbei sei hier erwähnt, dass ich auch Oefen gefunden habe, die einfach aus Ziegeln erbaut waren. Die Aussenseite solcher Oefen war mit Lehm verschmiert und geweisst. Der Ofen, den ich abbilde, steht im Hause Nr. 98. Er ist noch, wie dies heute in Oberschützen wenig mehr vorkommt, mit einem Stabgitterwerk („Ouf'ngåding“) [2])

[1]) S. Bd. XXIV, S. 118.

[2]) „Gåding“ bedeutet im heanzischen Dialecte ein Gitter, doch wird auch ein senkrecht in die Erde festgerammter Pfahl, aus dem in gewissen Abständen Sprossen hervorragen, auf welche besonders die Milchtöpfe zum Austrocknen gehangen werden, „Müllihëifa'lgåding“ genannt. Fig. 208 zeigt ihn. Rechts oben hängt ein „Müllihëifa'l“, wie man sie jetzt hat, links ist der Vorfahre des „Müllihëifa'l“, der veraltete „Müllitëig'l“ gezeichnet und unten hängt ein für diese Gegend typischer, flaschenartiger Krug aus Thon, der „Plutza“ oder „'s Plitza'l“.

umgeben, an dem Kleider, Wäschestücke, Windeln u. s. w. getrocknet werden. Das Gitterwerk reicht bis zur Decke der Stube und ist oben an den Trambalken befestigt.

Ich gebe nun in der Beschreibung der Ausstattung der heanzischen Bauernstube weiter und nehme vorerst jene Objecte, die als „niet- und nagelfest“ zum Hause oder hier zum Zimmer gehören.

Eines der interessantesten Ausstattungsstücke des heanzischen Zimmers, das aber, seit das Oellämpchen, die Kerze und die Petroleumlampe das rauchende Kienlicht verdrängt haben, bereits eine Seltenheit zu werden beginnt, ist die „Keañlaicht'n“ (Kienleuchte).

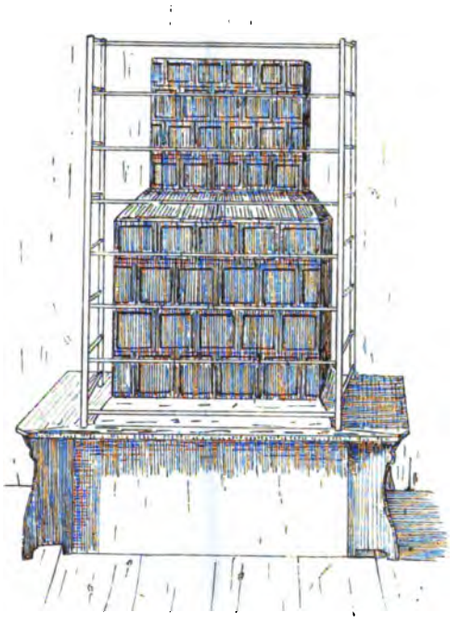


Fig. 207. Ein Kachelofen aus Oberschützen.

Ein vierseitiger hölzerner Schlot führt aus der Stube durch die Decke, den Dachraum und das Dach in's Freie. Sein unteres Ende erweitert sich trichterförmig und diese Trichterform hängt von der Decke in's Zimmer hinein. Dies ist die Kienleuchte. Dem Leser dieser Zeilen, der oben die Abbildung des Hauses Nr. 20 in Oberschützen (Fig. 157) genau besehen hat und der in Folge dessen in dem zweiten, kleineren, über das Dach hervorragenden Schornsteine ein Räthsel gefunden haben wird, dem wird es jetzt gelöst worden sein. Die unter Fig. 209 gerade aus dem Hause Nr. 20 des Tobias Posch abgebildete Kienleuchte zeigt oberhalb des Trichters einen Schuber, durch den der Schlot abgesperrt werden kann, damit im Winter tagsüber die warme Luft nicht durch denselben in's Freie entrinnt. Oberhalb des Schubers ist ein Eisenstab angebracht; an diesen wurde ehemals der einfache Beleuchtungsapparat des heanzischen Hauses, der „Keañlaicht'nråst“ (Kienleuchtenrost) gehängt. Der Kienleuchtenrost hatte zwar verschiedene Gestalt, bestand jedoch in seinen beiden

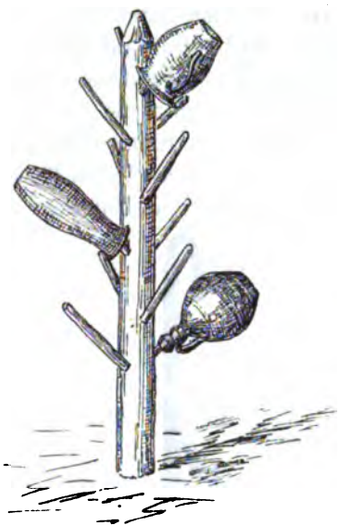


Fig. 208. „Müllihëifa'lgåding.“

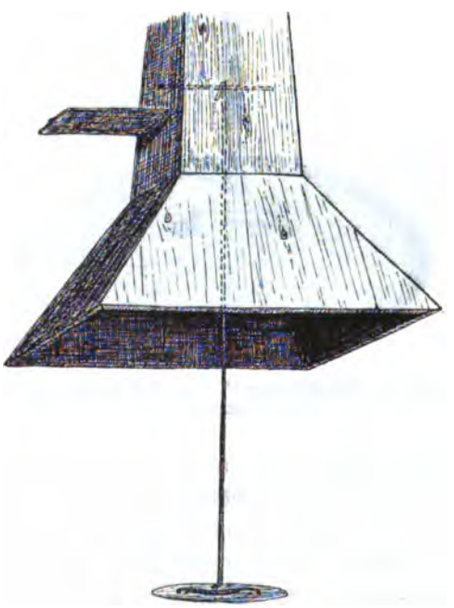


Fig. 209. „Kienleuchte“ aus Oberschützen (1 : 20).

Hauptbestandtheilen stets aus einem hakenförmig umgebogenen, etwa meterlangen Eisenstabe und einem an dessen unteren Ende angebrachten eisernen Teller. Unterhalb des hakenförmigen Endes war oft ein

zweiter Haken angeschmiedet. Man konnte dann den Rost höher oder tiefer hängen.

Der Kienleuchtenrost aus dem Hause des Michael Kurz, Nr. 147, den ich unter Fig. 210 wiedergebe, hat Tassenform und trägt auf der Tasse einen kleinen Rost zum Auflegen der Kienstücke [1]). Die Tasse selbst ist von Löchern durchbohrt, die der Luft den Durchzug ermöglichen. Der Kienleuchtenrost Fig. 211 zeigt die Form eines umgestürzten Tellers; auch ist in Gestalt eines Rostes eine Unterlage für die Kienstücke angebracht. Der Rost stammt aus dem Hause Posch, Nr. 20, in Oberschützen. Dieser Rost und ein anderer aus dem Hause des Johann Amtmann, Nr. 139, in Oberschützen, befinden sich jetzt im Besitze des k. k. Hofmuseums in Wien. Der letztere war bereits schadhaft geworden und wurde durch eine unbrauchbar gewordene Haue dadurch ausgebessert, dass man diese auf den Rost nietete. Es sah sich dies zwar nicht schön an, doch gab mir diese eigenthümliche Art der Ausbesserung eines werthlos gewordenen Gegenstandes durch ein ebenfalls werthlos gewordenes Ding einen neuen Beweis für die Sparsamkeit des Heanzen. Den vierten Rost, den ich aus Oberschützen erhielt, bekam ich aus dem Hause der Bäuerin Rosina Jany, Nr. 113. Fig. 212 gibt sein Bild.

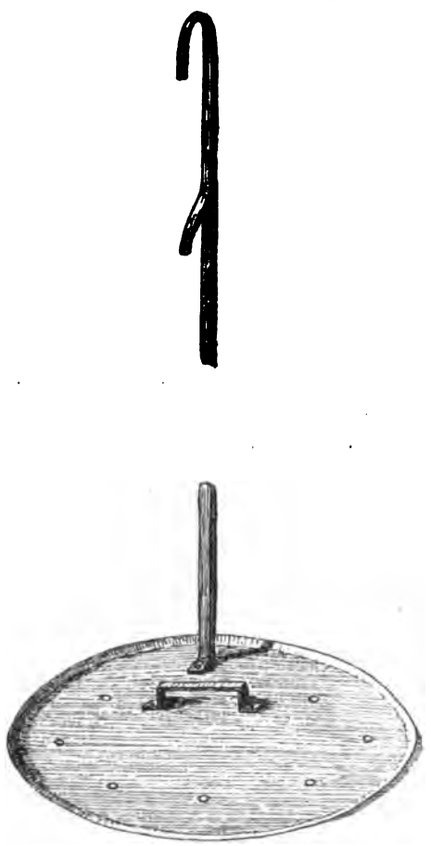


Fig. 210. „Kienleuchtenrost“ aus dem Hause Nr. 147 in Oberschützen (1 : 5).

Es lässt sich denken, dass das Heizen unter der hölzernen Kienleuchte der starken Russbildung wegen ein sehr feuergefährliches Unternehmen war. Die Kienleuchte musste darum sehr fleissig gekehrt werden. Der Ortsvorstand („Richter“) und ein „Geschworner“ machten allwöchentlich einmal die Runde im Dorfe, um Controle zu üben. Säumige wurden strenge bestraft. Zum Kehren der Kienleuchte bediente man sich eines Besens, dessen Stiel aus zwei Stücken bestand, die an den Enden mittelst einer Schnur verbunden waren und zusammen die Länge von etwas über 5 m ergaben. Der Stiel musste aus zwei Theilen bestehen, um den langen Apparat, den man das „Keañlaicht'nstang'l“

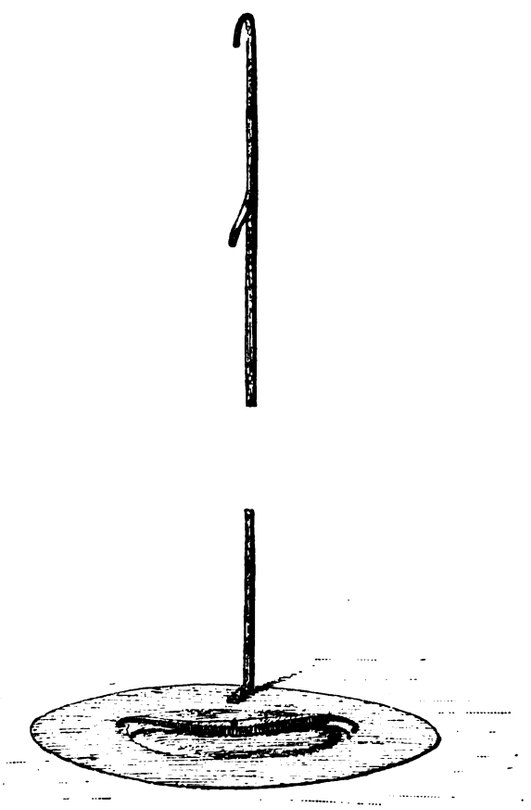


Fig. 211. „Kienleuchtenrost“ aus dem Hause Nr. 20 in Oberschützen (1 : 5).

[1]) Zum Beleuchten der Zimmer wurden nicht, wie in den Alpenländern, lange gespaltene Fichtenspäne gebraucht, sondern kleine Splitter von äusserst harzigem Wurzelholze der Föhre („Keañpreik'l“).

nannte, in das Zimmer und in den Schlot hinauf befördern zu können. Bei Tobias Posch fand ich noch einen solchen Kienleuchtenbesen und unter Fig. 213 gebe ich das Bild davon.

Früher hatte man in jedem Hause Oberschützens eine Kienleuchte, jetzt bestehen deren im ganzen Orte meines Wissens nur mehr vier, aber auch von diesen ist seit etwa 10 Jahren keine mehr im Gebrauch. Tobias Posch, ein recht tüchtiger Landwirth mit praktischem Sinne, lässt seine Kienleuchte noch bestehen, weil sie ihm einen trefflichen Ventilator abgibt. Als die Kienleuchten bereits in der Abnahme waren, versammelten sich die Mädchen während der

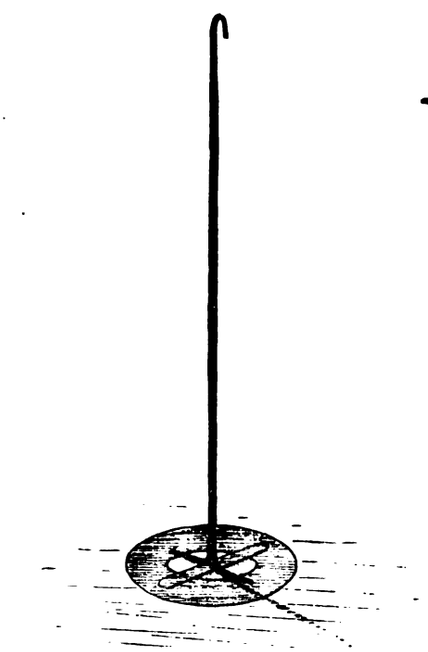


Fig. 212. „Kienleuchtenrost" aus dem Hause Nr. 113 in Oberschützen (1 : 10).

Winterabende mit ihren Spinnrädern mit Vorliebe besonders in solchen Häusern zur „Spinnstube", in welchen noch bei dem hellen Lichte der Kienleuchte gesponnen werden konnte [1]).

[1]) Dr. Meringer erwähnt Bd. XXI, S. 109, dass er in Stuben von Bauernhäusern in Alt-Aussee an der Decke Holzklappen gesehen habe, die dazu gedient haben, die warme Luft des Zimmers in den „Mauf" oder auch in die „obenaufige Kammer" hinaufströmen zu lassen. Ob die Oeffnung, welche die Klappe verschliesst, ehedem nicht etwa die Oeffnung für den Schlauch einer Kienleuchte gewesen sein mag? Ich erinnere mich ganz gut, dass ich in Kärnten als Knabe in den Küchen der Bauernhäuser habe Spanlicht brennen sehen, auch in der „Lab'n", doch nie in einer Stube. Man brauchte zur Beleuchtung das Oellämpchen. Bevor dies in Gebrauch kam, wird man dort wohl auch eine Kienleuchte gehabt haben, ebenso in der Gegend von Aussee. Gesehen habe ich zwar in Kärnten keine mehr.

In unmittelbarer Nähe der Kienleuchte befindet sich in den heanzischen Stuben an der Fensterseite des Durchzugsbaumes die „Pialstëll'n" (das Büchergestell) angebracht. Sie hat, so viel ich in der Heanzerei beobachtete, überall dieselbe Form. Fig. 214 zeigt das Bild des Büchergestelles aus dem Hause der Rosina Jany, Nr. 113, in Oberschützen. In Agendorf fand ich in der Kammer des Bauern Leopold Lostorfer die einzige zweietagige „Pialstëll'n", welche mir bis jetzt unterkam. Sie war, wie ich bereits oben erwähnt habe, schon ausser Gebrauch gesetzt.

An den beiden Wänden, welche die Ecke bilden, in der der Tisch steht, ist oben nahe der Zimmer-

Fig. 213. Ein „Kienleuchtenstangel" (1 : 50).

decke die „Schiss'lstëll'n" angebracht. Ich bilde eine solche unter Fig. 215 ab. Ich habe sie im Hause Nr. 113 in Oberschützen skizzirt. Sie zeigt Aehnlichkeit mit der von Dr. Meringer, Bd. XXI, S. 115, Fig. 125, abgebildeten „Stell" aus Alt-Aussee. Während die Aussecr „Stell", wie ich nach der Zeichnung urtheile, nur zum Aufhängen von Geschirren dient, können an der Oberschützener oder besser heanzischen

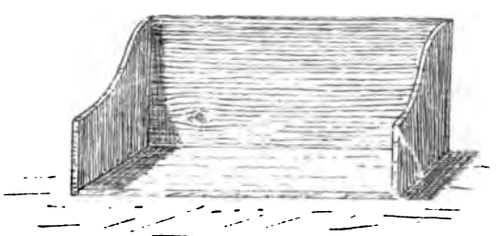


Fig. 214. Eine „Bücherstëll'n" (1 : 10).

„Stëll'n" nicht nur Krüge und Flaschen aufgehängt werden, man kann auch Teller und Schüsseln auf das Tragbrett derselben stellen. In der Gegend von Oedenburg hat dieses Object ganz dieselbe Form, nicht aber auch den gleichen Namen.

Dr. Meringer macht zur Bezeichnung „Schüsselrem", Bd. XXIII, S. 164, folgende Anmerkung: „In Niederösterreich und an der ungarischen Grenze habe ich „Zimmasn" gehört. In Payerbach versicherte mir

ein Herr, es heisse „Zinnasn“, also nicht mit mm, sondern mit nn. Was ist wahr?“ Ich habe Gelegenheit gehabt, auf diese Frage Herrn Prof. Meringer bei einer persönlichen Begegnung Antwort zu geben. In der Gegend von Oedenburg sagt man nämlich auch „Zinnasn“, doch hörte ich in Agendorf auch die Bezeichnungen „Zimmasn“ und „Zinnesn“, ja sogar die ganz zusammengeschrumpften Benennungen „Zimm'sn“ und „Zinn'sn“. Das Verständniss für die Bedeutung des Wortes ist schon ganz abhanden gekommen. Meine Fragen nach der Bedeutung des Wortes wurden mir stets in unbefriedigender Weise beantwortet. In Wandorf fand ich nun endlich im Hause des Bauern Konrad Krauss Nr. 26 eine „Zinnasn“, die, noch vollkommen in alter Weise ausgestattet, mir die Erklärung ihres Namens gab. Nebst einer

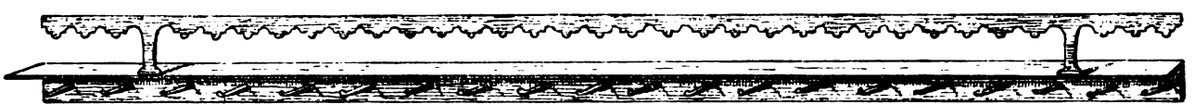


Fig. 215. Eine „Schüsselstëll'n“.

ganzen Reihe von Flaschen, Krügen und Henkelgläsern trug sie eine Anzahl von Tellern aus Zinn. Nun wusste ich, dass „Zinnasn“ nichts Anderes bedeutet, als „Zinn-Åsn“, d. h. ein Gestell zum Tragen von Zinn, von Zinngeschirr [1]).

Bemerken will ich hiezu noch, dass eine der Fig. 215 ähnliche Stellage für Geschirr weder in der Gegend von Oedenburg noch in der Heanzerei „Rëm“ genannt wird. Unter „Rëm“ versteht man stets einen Schüsselkorb, wie einen solchen Meringer, Bd. XXIII, S. 152 unter Fig. 118 im Bilde bringt. Die „Rëm“ findet sich in der Regel in der Küche oder im Vorhause und ist jedenfalls bestimmt, mehr das rohere Geschirr zu tragen, während die „Schiss'lstëll'n“, wie sie in der Heanzerei heisst, oder die „Zinnasn“, wie sie in der Gegend von Oedenburg genannt wird, nur selten im Vorhause angebracht ist und als Stellage für besseres Geschirr dient.

Als weiteres unbewegliches Ausstattungsstück des heanzischen Zimmers erwähne ich noch das Wandschränkchen ('s Kast'l). Während ich in der Gegend Oedenburgs noch nie ein Wandkästchen gesehen habe, hat man es in der Heanzerei fast allenthalben. Es kommt in zweierlei Art vor, und zwar eingemauert, dann hat es seinen Platz zwischen den beiden Fenstern der Stube, oder an die Mauer befestigt, dann ist es ein Eckschränkchen und hat seinen Ort im Tischwinkel. Ich erinnere mich, ein solches Eckkästchen nur einmal, und zwar im Hause Nr. 100 in Oberschützen, gesehen zu haben. Aus Oberkärnten (Gegend am Millstätter See) ist mir das Eckkästchen in lebhafter Erinnerung. Es ist in Kärnten in ganz ähnlicher Weise angefertigt und bemalt wie in der Heanzerei. Fig. 216 bringt das Bild eines Wandkästchens aus Oberschützen (Hausnummer 113). Die bemalte Thüre zeigt auf einem Zweige mit blühenden Rosen einen singenden Gimpel (Dompfaff). Das Kästchen birgt auf zwei Fächern gewöhnlich Flaschen mit Schnaps, Schmieröl, Medicin (Balsam, Vorlauf), dann Kaffee, Zucker und Speisereste.

Früher fand man in jeder heanzischen Stube in der Nähe des Ofens auch die „Gewandstange“ noch vor. Jetzt, nachdem die Kleiderschränke bereits stark eingeführt werden, verschwindet mit den Truhen auch die Gewandstange allmälig. Am Durchzugsbaum sind jetzt als Ersatz für die Gewandstange oft Nägel zum Aufhängen von Hüten und Röcken angebracht. Doch

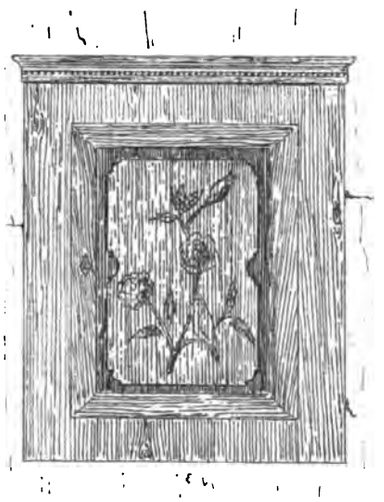


Fig. 216. Ein Wandkästchen.

scheint die Gewohnheit, dort die Hüte zu bergen, schon eine alte zu sein, da ich im Hause Nr. 113 auch einen schon sehr alten schmiedeeisernen Huthälter angebracht sah, den ich seiner schönen Form wegen Fig. 217 abbilde. Ich fand diese Form des Kleiderhakens in Oberschützen nicht vereinzelt. Er

[1]) Vgl. die Anm. Dr. Meringer's, Bd. XXI, S. 107.

war stets an ein und derselben Stelle des Durchzugsbalkens angebracht.

Neben dem Huthälter sah ich in einem Hause Oberschützens einen Lederstreifen mit zwei Nägeln so befestigt, dass er, in der Mitte abstehend, eine Oese bildete. Ich vergass damals, nach der Bedeutung des Lederstreifens zu fragen; doch, nach Oedenburg

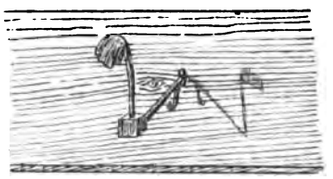


Fig. 217. Ein Kleiderhaken.

heimgekehrt, fragte ich meinen Collegen S. Polster, einen geborenen Oberschützener, da mir das Räthsel des Lederstreifens nicht aus dem Sinn wollte, ob er mir den Zweck desselben nicht erklären könne. „Natürlich," gab er mir zur Antwort, „dort war ja der ‚Gang'lwåg'n' befestigt", und er beschrieb mir den Gangelwagen folgendermassen: Eine starke, runde Stange, die vom Boden fast bis zur Decke reichte, wurde mit ihrem oberen Ende durch die erwähnte Lederöse gesteckt. Aus dem unteren Ende der Stange ragte ein starker Nagel hervor, der in ein Loch des Bodens der Stube gesteckt wurde. In der Höhe von 50—55 cm war an der Stange wagrecht ein kurzer Stab befestigt. An diesem war wieder in Form eines Halbkreises ein starker Reif festgemacht. Das war der Gangelwagen. Sein Zweck war der, kleinen Kindern das Gehen zu lehren. Man stellte das Kind in den Reifen hinein, seine Arme konnten sich auf den Reifen stützen und die Hände den wagrechten Stab ergreifen, dann ging es lustig fortwährend im Kreise herum. College Polster sagte mir, dass er in solch' einem Gangelwagen das Gehen gelernt habe. Das war vor etwa 50 Jahren. Heute ist der Gangelwagen, so viel ich weiss, in Oberschützen nicht mehr in Gebrauch. Fig. 218 versuche ich es, nach der Beschreibung meines Collegen Polster das Bild eines Gangelwagens zu bieten.

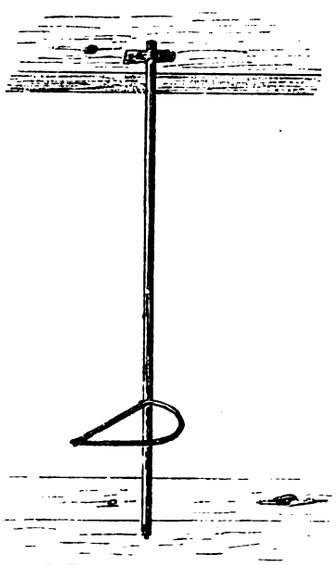


Fig. 218. Ein „Gangelwagen".

Die stabile „Låañpånk" (Lehnbank) bildet nun den Abschluss in der Beschreibung der unbeweglichen Aussattungsstücke des heanzischen Zimmers. In der Gegend von Oedenburg ist die Bank, welche den Tisch von zwei Seiten umgibt, häufig beweglich, in der Heanzerei aber ist sie vorwiegend stabil, und zwar bildet die Lehne zugleich eine recht hübsche,

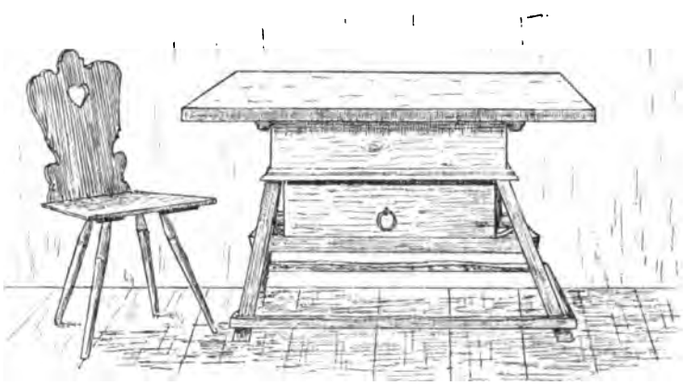


Fig. 219. Typischer Tisch und Stuhl aus Oberschützen.

in Felder eingetheilte Wandverkleidung, die etwa eine Handbreit über den unteren Rand der Fensteröffnung emporragt, so dass diese in der Verschalung eine Aussparung verlangt.

Als bedeutendstes unter den beweglichen Zimmergeräthen erwähne ich zuerst den Tisch. Ich bilde einen solchen Fig. 219 aus dem Hause Tobias Posch's in Oberschützen ab. Es wird auffallen, dass die Zarge, auf der die Tischplatte ruht, verhältnissmässig breit und die Tischlade nicht in, sondern unterhalb der Zarge angebracht ist. Mir kam diese Einrichtung vom Anfang an sonderbar vor, da ich gewöhnt war, die Tischlade in der Zarge zu sehen, dachte jedoch nicht weiter über diese Eigenheit nach. Ich fragte nun einmal einen Bauern in Agendorf um seinen

Besitzstand. Er wollte mir genaue Auskunft ertheilen, setzte sich hinter den Tisch, holte einen Schlüssel hervor, steckte ihn in ein Loch in der Zarge und schob hierauf die Tischplatte über der Zarge von sich. Ich wurde nun gewahr, dass sich unter der Tischplatte ein geräumiges Fach vorfand, das die ganze Zarge ausfüllte und durch einen Boden von der Tischlade getrennt war. In die Tischlade sind Fugen eingelassen, die über zwei hineinpassende, schwalbenschwanzförmige Leisten hinlaufen. Die Platte kann also nicht abgehoben, wohl aber zur Versicherung noch mit einem Schlüssel, wie bereits erwähnt, gesperrt werden. Dieser Raum, der keine eigentliche Bezeichnung führt — man sagt einfach „ob'm in Tisch" — ist sozusagen die Schatzkammer des Bauern. Er verwahrt hier sein Geld, seine Papiere, Sparcassebücher, sein Petschaft etc. Weiss man dies, so kann man sich auch denken, weshalb der Tisch gar so massiv gearbeitet ist.

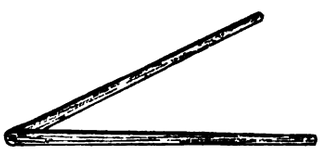


Fig. 220. Einfache Bettscheere.

In die Tischlade kommen das Tischtuch, die Löffel, das Brotmesser und das Brot.

Nehmen mehrere Personen am Mahle um den Tisch Platz, so sitzen sie in der Regel nicht auf Stühlen, sondern auf Bänken, die an den Tisch gebracht werden. Die Stühle stehen auch in der Heanzerei nicht um den Tisch, sondern in einer Reihe den Betten entlang.

Die Betten, meist zwei in einem Zimmer, haben in der Heanzerei fast überall keinen „Himmel" mehr. Findet man wirklich in einem Hause noch ein Himmelbett, so steht es gewöhnlich in dem dritten, neben der Einfahrt gelegenen, durch den Ausbau des Hauses gewonnenen einfensterigen Zimmer, das selten betreten wird. Diesem Zimmer sieht man es auf den ersten Blick an, dass es eine Neuerung bildet, mit der der Bauer nichts anzufangen weiss [1]). Es ist meist spärlich möblirt. Alle Ausstattung besteht gewöhnlich aus dem, weil nicht mehr modern, beiseite geräumten Himmelbett und ein paar alten Truhen. Die Namen der Bestandtheile des Bettgestelles („Pëittstått") sind in der Heanzerei die folgenden: „pain Hap'm" wird das Kopfende, „pain Fiass'n" das Fussende genannt.

Die beiden Längstheile heissen die „Pëittschwånga'" [1]). Zum Schutze gegen die Feuchtigkeit in der Wand wird ein auf zwei Füssen stehender „Pëittlåd'n" zwischen das Bett und die Wand gegeben. Das Bett selbst („'s Pëi'g'wånd") liegt auf den „Pëi'prëid'ln". Die Beine des Bettes werden „Pëittschinga'" genannt. Die Betten sind zumeist sehr breit. Es kommt nämlich bei Familien, die viele Glieder zählen, durchaus nicht selten vor, dass drei Kinder in einem Bette schlafen müssen. Damit im Schlafe nicht eines durch das andere aus den Betten gedrängt werden kann, werden zwischen den vorderen Längstheil des Bettes und den Strohsack Bettscheren („Pëittscha'") gesteckt. Man verwendet davon gewöhnlich zwei von der unter Fig. 220 oder nur eine von der unter Fig. 221 abgebildeten Form. Die

Fig. 221. Zusammengesetzte Bettscheere.

Bettscheren werden tagsüber am Kopfende in's Bett gelegt.

Das Bett selbst bereitet die Bäuerin auf folgende Weise. Auf die Bettbretter kommen vier „Scha'" (Schauben) Stroh, und zwar so, dass die Köpfe zweier gegen das Kopfende und die Köpfe der anderen beiden gegen das Fussende gerichtet sind. Dann werden die Strohbänder gelöst und die Halme so geordnet, dass sie eine gleichmässig dichte Unterlage bilden. Auf diese kommt dann der Strohsack, gefüllt mit „Rittstråh". Man nimmt dazu zwei Schauben, vorgezogen werden jedoch zum Füllen des Strohsackes die Deckblätter vom Kolben des Kukuruz („Gugariz-Fëida'n"). Auf den Strohsack kommt dann das Leintuch („Pëittui'") in der Gegend von Oedenburg auch „Laila'" geheissen. Auf diesem liegt

[1]) In Oberschützen speciell wird das dritte Zimmer von den Bauern häufig an Schüler der dortigen Schulanstalten (Unterrealschule, Untergymnasium und Lehrerbildungsanstalt, die Besitzthum der Gemeinde sind) vermiethet.

[1]) sp im Anlaute ist in der heanzischen Mundart (Gegend von Oberschützen) in schw verwandelt, man spricht also „schwül'n, schinna', Schwiez" (mas.), statt „spielen, spinnen, Spitze" und unter „Pëittschwånga'" sind also Bettspangen zu verstehen.

zum Zudecken „ta' grâssi Pui'sta'" (Federbett, Plumeau), seltener eine Tuchent („Tëicka'"). Tagsüber liegen auf dem grossen Polster, der mit „Pflamfëida'n" gefüllt ist, die zwei „Hap'pui'sta'". Diese füllt man mit „g'schlissani Fëida'n". Ueber das ganze Bett kommt schliesslich ein „Iba'schlå'tui'".

Waschtische hat man im Oberschützener Bauernhause noch nicht. Man wäscht sich mit warmem Wasser gewöhnlich auf der Ofenbank und bedient sich dabei einer „Lawurschiss'l". Während an Werktagen nur Gesicht und Hände gewaschen werden, wäscht man sich am Sonntage gründlich, also auch Hals, Brust, „Pugg'l" (Rücken) und Füsse. Beim „Pugg'lwåsch'n" hilft man sich gegenseitig, der Bruder dem Bruder, die Schwester der Schwester. Eine Waschschüssel reicht bei diesem grossen Waschen nicht mehr aus, man nimmt sich dazu ein „Schaff'l". Im Sommer geht man, um sich zu waschen, gern an den Brunntrog („Grând") und Samstag Abends in den Bach.

Das ist nun Alles, was über die Ausstattung der heanzischen Bauernstube zu sagen ist. Die zweite Stube, deren Fenster gegen den Hof gerichtet sind, ist in gleicher Weise ausgestattet, Kienleuchte kam jedoch stets nur in einem Zimmer eine vor, und zwar in dem, das für gewöhnlich benützt wurde.

c) Die übrigen Räume des Hauses.

Der „Kitting" oder „Kittin'" ist die Kammer des heanzischen Hauses.

Ich schreibe den Namen „Kitting", wie ihn das Volk spricht. Eigentlich müsste er wohl „G'hitting" geschrieben werden, da er auf „G'hütting" zurückzuleiten sein wird; „t'Hittn" (Hütte) heisst noch heute die Einfahrt, das überdachte Einfahrtsthor des heanzischen Hauses, und überall liegt der Kitting neben der Hütte.

Ich glaube, der Kitting war ehemals immer ein vom Hause getrenntes, alleinstehendes Gebäude und ist wohl erst in neuerer Zeit, seit vielleicht 100 oder 150 Jahren, mit dem Hause verbunden angelegt worden. In Oberschützen fand ich noch zwei Beispiele freistehender Kittinge nach Art der Feldkästen oder kurzweg „Käst'n", wie sie in Kärnten genannt werden. Von den beiden erwähnten Kittingen stand der eine in unmittelbarer Nähe des Hauses (auf der Planskizze von Oberschützen Fig. 154 südlich vom Hause Nr. 125 eingetragen), der andere weiter davon, in der Mitte des zum Hause gehörenden Obstgartens.

In Kemeten bei Oberwarth habe ich einen ziemlich weit vom Hause abliegenden überirdischen „Keller" photographirt. Fig. 222 gibt ihn wieder.

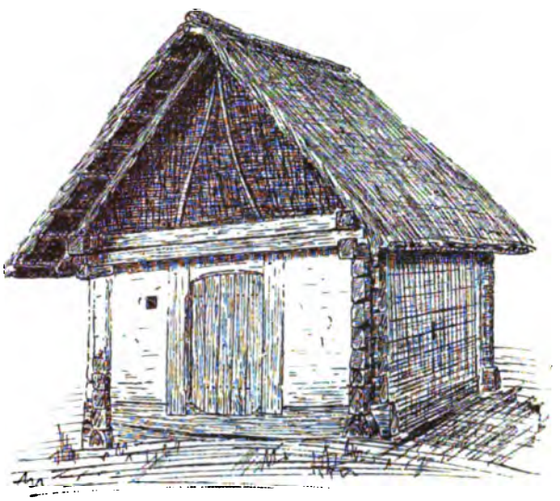


Fig. 222. Keller aus Kemeten.

Es ist ein kleiner Blockbau, mit Lehm verschmiert und geweist. Ich meine, er wird als eine ältere Form des heutigen heanzischen Kitting angesehen werden können.

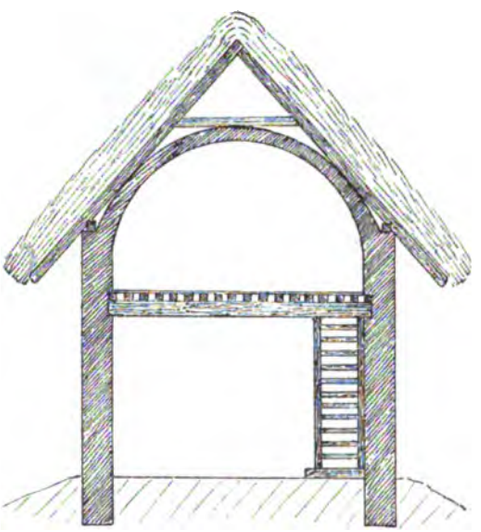


Fig. 223. Durchschnitt eines Kittings.

Der Kitting, wie man ihn heute in Oberschützen und seiner Umgebung und auch schon in Stegersbach vereinzelt, wie ich oben erwähnt habe, findet, ist seinem Zwecke entsprechend der feuersicherste Raum des heanzischen Bauernhauses. Er ist aus Stein oder Ziegeln gebaut, gewölbt und hat nur ganz kleine, durch eiserne Laden zu schliessende Fenster, oft

auch fehlen sie ganz. Die Thüre, welche in den Kitting führt, ist fast immer aus starkem Eisenblech. Das Innere des Kittings ist durch eine Trambalkendecke in zwei Theile getheilt. Der untere Theil ist der eigentliche Kitting und der obere, zu dem eine Stiege emporführt, wird Kittingboden genannt. Unmittelbar auf dem Gewölbe des Kittings ruht das Dach. Um das Gesagte zu veranschaulichen, bringe ich in Fig. 223 den Durchschnitt eines Kittings.

Dem Heanzen ist der Kitting das, was dem Bauern in der Gegend Oedenburgs der Schüttkasten ist. Ist im Herbste das Getreide gedroschen, so wird die „Frucht", so lange sie noch „zach" (zähe) ist, auf den Boden im Kitting ausgebreitet. Ist sie „tia'" (dürr, trocken) geworden, so kommt sie in Fässer. Es

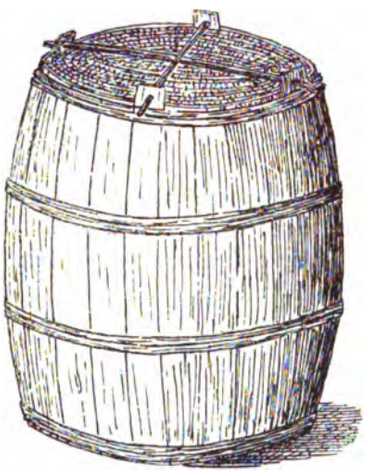


Fig. 224. Ein „Stibi", geschlossen (1 : 20).

stehen davon vier oder fünf im Kitting. Ein weiteres grösseres Fass von besonderem Aussehen und zu besonderem Zwecke führt einen eigenen Namen. Es ist dies der „Stibi". Der Stibi fasst gewöhnlich 7 oder 8 Metzen, oft auch 10 oder 11. Er dient zur Aufnahme des „Tråad" (Korn, Roggen). Während Weizen, Gerste und Heiden (Buchweizen) in Säcken zur Mühle kommen, wird der Roggen im Stibi dorthin gebracht.

Der Stibi hat die Form eines gewöhnlichen Fasses, nur ragen vier Dauben, wovon sich je zwei gegenüber befinden, über den Rand des Fasses empor. Die vorstehenden Enden dieser Dauben sind durchbohrt. Die Eigenart, in welcher der Stibi gefüllt und geschlossen wird, rechtfertigt ein näheres Eingehen darauf. Das Fass wird vorerst bis etwa zur Hälfte gefüllt, dann kommt der „Stibisåck" in das Fass. Der Stibisack ist so weit wie das Fass und hat keinen Boden. Das obere Ende des Sackes wird über den Rand des Fasses umgeschlagen und der Stibi dann „gegupft" (gefüllt). Den Sack bindet man nun so knapp als möglich zu. Auf den zugeknüpften Sack kommt jetzt die „Stibihüll'". Es ist dies ein kreisrunder, aus Stroh geflochtener Deckel. Ueber dem Deckel werden die „Stibiprig'l" durch die Löcher der vorstehenden Dauben geschoben. Ueber die „Stibilåata'" (Stibileiter) wird schliesslich der Stibi auf den Wagen gerollt, um in die Mühle gebracht zu werden.

Das Mehl wird auf dieselbe Weise wieder in den Stibi gefüllt, nur muss es, da es sonst nicht untergebracht werden könnte, in den Stibi **getreten** werden. Im Stibi bleibt das Kornmehl verwahrt, bis es aufgebraucht ist. Fig. 224 zeigt einen geschlossenen Stibi.

Das Weizenmehl steht auf drei oder vier Bänken („Mehlpënk") in 12—15 Strohkörben auf dem Kitting-

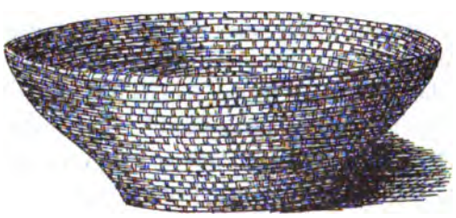


Fig. 225. Ein Mehlkorb (Strohgeflecht; 1 : 8).

boden. Fig. 225 gibt das Bild eines Mehlkorbes. Die Mehlkörbe haben die Form der Brotkörbe („Simpa'l"), sind jedoch viel grösser als diese. Bevor das Mehl in den Korb kommt, muss es mit dem „Mehlsieba'l tua'g'faht" (gesiebt) werden. „Paund'l" (Bohnen), „Åa'was" (Erbsen), „'s Linsat" (Leinsamen) und „'s hintari Tråad" (Ausschuss) werden in eigenartig geformten Körben („zuitip'lti [1]) Kea'p") aufbewahrt. Fig 226 gibt das Bild eines kleinen Korbes dieser Form. Die Form dieser Körbe erinnert lebhaft an die Form von Graburnen, wie sie gerade auch in unserer Gegend (Burgstall bei Oedenburg) gefunden werden, und man ist beim Vergleiche dieser Formen fast gezwungen, an eine Tradition derselben zu denken. Man macht Körbe von einem Metzen Inhalt, und mein College S. Pauss in Harkau versichert mich, dass man in seinem Heimatsorte Jormannsdorf bei Oberschützen selbst auch den Stibi auf dieselbe

[1]) Tip'l wird eine Beule genannt. Ein „zuitip'lta'" Korb ist also ein solcher, der dadurch, dass er sich nach oben verengt, „tip'l"- oder beulenförmige Gestalt erhält.

Weise aus Stroh herstellt wie die Körbe. Die Körbe werden während der Winterabende durch die männlichen Bewohner des Hauses angefertigt.

Die Herstellungsweise dieser Strohgeflechte ist so interessant, dass sie einer kurzen Beschreibung gewiss werth ist. Man verwendet dazu lange ausgesuchte Strohhalme vom Roggen. Die Aehren werden natürlich entfernt. Ein etwa fingerdickes Büschel solcher Halme wird an seinem dickeren Ende durch

Fig. 226. Ein „zuitipp'lter" Korb (Strohgeflecht; 1 : 8).

einen Leder- oder Eisenring fest zusammengehalten. Das äusserste, aus dem Ringe hervorstehende Ende wird mit einer „Wied" umwickelt und, indem der Ring nach vorwärts geschoben wird, biegt man das Strohbündel im Kreise um sein Ende herum. Ist der Anfang gemacht, so legt sich dann weiterhin stets eine Schichte in der fingerdicken Stärke des Strohbündels um die andere herum, wie eine Windung beim Hause der Tellerschnecke um die vorhergehende innere. Der fingerdicke Strohwulst wird nach jedem

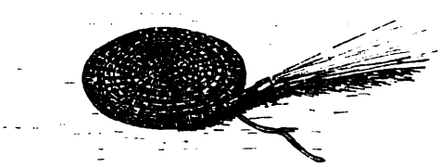


Fig. 227 *a*. Angefangener Boden eines Strohkorbes.

Centimeter, der sich neu anschliesst, nicht nur kräftig mit der Wiede umwickelt, sondern mit dieser an die vorhergehende Lage geheftet, indem diese am äusseren Rande mit der Wiede durchstochen und die neue Lage durch die Wiede an die alte angezogen wird. So geht das in der Ebene fort, bis die Grösse des Bodens erreicht ist. Fig. 227 *a* veranschaulicht ein angefangenes Bodenstück. Von da an werden die neuen Lagen nicht mehr in der gleichen Ebene, sondern in entsprechendem Winkel nach oben und auswärts angeflochten. Sobald der Ring, der das Strohbündel zusammenhält, locker wird, d. h. sobald er sich dem dünneren Ende nähert, werden neue Halme durch den Ring eingeschoben, so dass das Bündel immer die gleiche Dicke behält und nicht ausgeht.

Interessant ist es auch, wie der Bauer in der Heanzerei die Wiede gewinnt und er sich dieselbe zurichtet. Die Wiede liefert ihm die Haselruthe. Die Ruthen, in der Dicke eines Fingers, werden so lang als möglich, in der Länge von ungefähr 1½—2 m geschnitten. Nun werden die Ruthen gespalten. Man

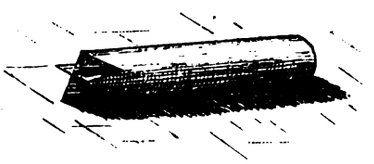


Fig. 227 *b*. Ein Spaltholz (1 : 2).

hat dazu ein eigenes Instrument. Dasselbe besteht aus einem fingerlangen und fingerdicken, walzenförmigen Stück hartem Holze. Das eine Ende desselben wird von vier Seiten so stark eingekerbt, dass von der kreisförmigen Basis der Holzwalze nur zwei sich rechtwinkelig kreuzende, scharfe Kanten übrig bleiben. Fig. 227 *b* zeigt dieses Holz. Bevor das Spaltholz in Verwendung kommt, werden an der grösseren kreisrunden Schnittfläche einer Haselruthe mit dem Messer zwei Schnitte in's Holz gemacht, die sich rechtwinkelig schneiden und den Schnittpunkt im Mittelpunkte des Holzes, im Marke der

Fig. 227 *c*. Durchschnitt einer gespaltenen Haselruthe (2 : 1).

Ruthe haben. Jetzt wird das Spaltholz mit seinen scharfen Kanten in die zwei Schnitte gesetzt und hierauf durch die ganze Länge der Ruthe vorwärtsgeschoben. Dadurch wird die Ruthe in vier Theile getheilt, deren jeder den unter Fig. 227 *c* gegebenen dreieckigen Durchschnitt hat. Jeder dieser dreikantigen Theile wird schliesslich in der Richtung, die durch die punktirte Linie *a b* gekennzeichnet ist, gespalten. Der Theil, auf dem sich die Rinde befindet, gibt die Wiede. Die Wieden werden nun entweder im Kessel gekocht oder auf 8—14 Tage im Düngerhaufen vergraben, damit sie „zach" werden. Sie sind dann so biegsam und geschmeidig, dass man sie wie Spagat zu einem Knäuel aufeinanderwickeln kann. Bevor

dies jedoch geschieht, werden sie noch „geputzt“. Man wäscht sie und bei den Wieden, die zu schönen Körben verwendet werden sollen, entfernt man auch die Rinde. Bei solchen Wieden, die zu Geflechten gebraucht werden, die mehr stark und unverwüstlich als schmuck werden sollen, lässt man die Rinde auf dem Holze.

Ich fahre jetzt fort, aufzuzählen, was der Bauer weiter noch im Kitting verwahrt. Im Kittingboden wird auch das Brot aufgehoben. Mäuse können nicht leicht dazu, denn es hängt in der „Prâtrëm“ (Fig. 228), die mittelst Stricken oder Eisenstäben an der Decke befestigt ist. An hölzernen Stangen („Flaischstang'l“), die ebenfalls an der Decke des Kittingbodens festgemacht sind, hängt auch das „Selchflaisch“ (geräuchertes Schweinefleisch) frei in der Luft. Das Schmalz, welches in hölzernen Kübeln (Schmalztesan) gehalten wird, steht während der kühleren Zeit des Jahres ebenfalls im Kitting, im Sommer im Keller. Die Eier kommen, wenn sie längere Zeit aufbewahrt werden sollen, unter den Weizen in die Fässer. Sonst fasst der Kitting an Gefässen und an Geräthen noch Alles, was ich als Inhalt der Kammer eines Bauernhauses in der Gegend von Oedenburg, Bd. XXIV, S. 121, aufgezählt habe

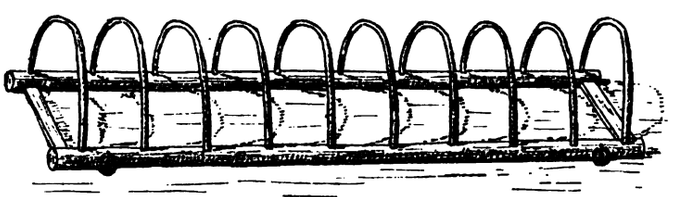


Fig. 228. Brotrëm (1 : 12).

Die mundartlichen Bezeichnungen sind dort wie hier dieselben. Einzelne Gegenstände, die ich a. a. O. zu erwähnen unterlassen habe, will ich der Benennung wegen, die sie in der Mundart haben, nachtragen. Es gehören dahin:

„ti Müllitrui“ = die Milchtruhe; sie steht nur im Frühjahre und im Herbste im Kitting, im Sommer im Keller, im Winter in der Stube; sie dient zur Aufbewahrung der Milch. Diese wird nicht, wie in den österreichischen Alpenländern, in hölzernen, irdenen oder blechernen flachen Reinen, sondern in „Müllihëifa'ln“ (Milchtöpfen), von denen die Milchtruhe 12—15 zu je 1½ bis 2 Liter Gehalt fasst, aufbewahrt. (Siehe die Fig. 208 und die diese erklärende Anmerkung.)

„'s Ria'fass'l“ = das Butterfass oder

„ta' Ria'kiw'l“ = der Rührkübel, oben eng, unten weit;

„t' Hua'trui“ = die Flachstruhe, in welcher der Flachs („Hua'“) liegt;

„t' Hua'hach'l“ = die Flachshechel;

„t' Håañzlpånk“ = die Schnitzebank;

„ta' Schlaifståañ“ = der Schleifstein mit dem

„Schlaifschråg'n“ = Schleifschragen, in dem der runde Schleifstein läuft;

„ta' Sautrou'“ = der Schweinetrog, in dem die Schweine nach dem Abstechen mit heissem Wasser abgebrüht werden; im Herbste dient dieser Trog auch zur Aufnahme von Getreide;

„ta' Pachtrou'“ = der Backtrog. Er ist aus der Hälfte eines Baumstammes gefertigt. Wenn er gebraucht wird, legt man ihn auf den

„Påchschråg'n“ = Backschragen (Fig. 229);

„t' Multa'“ = ein Backtrog in verkleinertem Massstabe; ihrer vielseitigen Verwendbarkeit wurde schon oben gedacht.

Im Kitting wird auch das Werkzeug untergebracht:

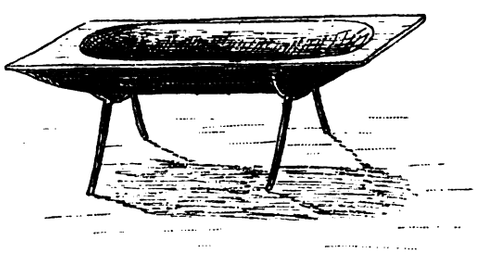


Fig. 229. Backtrog auf dem Backschragen (1 : 25).

„t' Fåssschauf'ln“ = die Auffassschaufeln aus Eisen zum Auffassen von Sand und Erde;

„ti Gråbschauf'ln“ = die Grabschaufeln, auch aus Eisen, zum Umgraben;

„t' Fruchtschauf'l“ = die Getreideschaufel, welche aus Holz gemacht ist;

„t' Haunan“ = die grossen Hauen;

„t' Haiñd'ln“ = die kleinen Hauen;

„t' Håck'n“ = die Hacken und

„t' Hack'l" = die kleinen Hacken;
„'s Hånthack'l" = die Handhacke;
„ti Paisszång'" = die Zange;
„'s Stëimmais'n" = das Stemmeisen;
„t' Så'"[1]) und „'s Sag'l" = die Säge und kleine Säge;
„ta Påara'" oder „Awinga'" = der Bohrer.

Im Kitting finden wir ferner auch die schon oben erwähnten zwei Gegenstände, von denen ich gesagt habe, dass es Objecte sind, die mit Vorliebe durch jene Art von Schnitzerei verziert werden, die man, da dieselbe, wie hiedurch festgestellt werden wird, auch in Ungarn, also bereits verhältnissmässig tief im Süden findet, fälschlich den nordischen oder, noch enger begrenzt, den friesischen Kerbschnitt nennt. Der Kerbschnitt ist, wie aus den Abbildungen der nun zu beschreibenden Gegenstände ersehen werden kann, in Ungarn ebenso daheim wie in Friesland. Die Bezeichnung „nordischer" oder „friesischer" Kerbschnitt könnte also füglich wohl aufgegeben werden, umsomehr, als die Abbildungen nachweisen, dass sich die nordischen Kerbschnittarbeiten (etwas Anderes ist der nordische Drachenschnitt, den ich hier nicht berühre) in nichts unterscheiden, was zu einer Sonderstellung der Arbeiten aus dem Norden Veranlassung geben und die Bezeichnungen „nordischer" oder „friesischer" Kerbschnitt rechtfertigen könnte.

Die beiden Gegenstände, von denen ich sprechen will, sind das Rollbrett und der Buttermodel.

Das Rollbrett findet in kleineren Haushaltungen, in denen eine grosse Wäscherolle nicht angeschafft oder untergebracht werden kann, zum Rollen der Wäsche Anwendung. Es ist ein 2—3 cm starkes Brett aus hartem Holze (Buchen-, Eichen-, Birnen- oder Zwetschkenholz) und läuft in einen Stiel, der als Handhabe dient, aus. Beim Rollen wird eine Walze, die zum Auswalken des Teiges dient („Nudlwålga"), mit Wäsche umwickelt und mittelst des Rollbrettes, das mit beiden Händen stark daraufgedrückt wird, hin- und hergerollt.

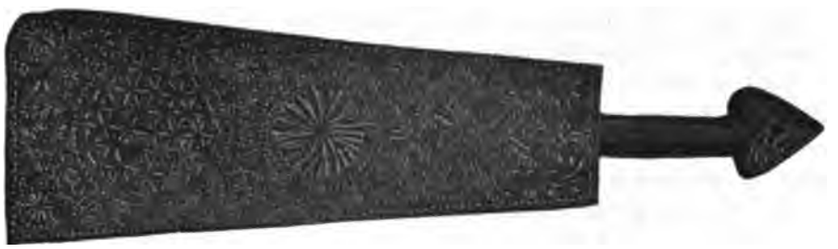


Fig. 230. Ein Rollbrett (1 : 6).

Herr Bernhard Mildner, Fachlehrer für Thonindustrie in Stoob bei Ober-Pullendorf (Oedenburger Comitat), theilt mir mit, dass früher das Rollbrett ein Ausstattungsstück der Braut bildete. Es wurde der Braut von ihrer Mutter mit dem Bedeuten übergeben, mittelst desselben die Wäsche stets blank und glatt zu erhalten.

Fig. 231. Ein Rollbrett (1 : 7).

Das erste beschnitzte Rollbrett, das mir in die Hand kam, erhielt ich von einer alten Frau, Namens Juliana Horváth, in Oedenburg. Sie stammt aus Deutsch-Schützen (Német-Lövő im Oedenburger Comitate), welcher Ort heute ganz magyarisch ist, aber vor 100 Jahren noch deutsch gewesen sein soll. Auf dem Rollbrette, das sich in Fig. 230 abgebildet findet, stehen in dem schmalen Felde zwischen den beiden

[1]) Der Heanze sagt auch: „så' eam's" (sag' ihm's). „schlå' zui" (schlag' zu). „gi' hea'" (gib her). ferner „ea' gip', nimp', schraip', lëip'" (er gibt, nimmt, schreibt, lebt), während man in der Gegend Oedenburgs: „Såg. såg eam's. schlåg zui. gib hea'" und „ea' gipt. nimpt. schraipt. lëipt" spricht.

grossen Rosetten die Buchstaben N. K. und die Jahreszahl 1798 eingeschnitten. Wenn auch der Ort (Deutsch-Schützen) nicht, aus dem das Rollbrett stammt, so scheinen doch die lateinischen Buchstaben und der magyarische Name der Frau, in deren Besitz ich das Brett gefunden, darauf hinzuweisen, dass das Brett von einem Magyaren angefertigt wurde. Da ich auf meinen Ausflügen in die deutschen Dörfer der Umgebung trotz eifrigen Forschens nach beschnitzten Rollbrettern lange Zeit unter der Menge von Rollbrettern, die mir unterkamen, kein solches fand, das beschnitzt gewesen wäre, so war ich der Anschauung, dass die Gepflogenheit, Rollbretter zu verzieren, sich nur auf magyarische Gegenden beschränke. Gelegentlich meines Ausfluges in die Heanzerei erhielt ich nun in dem Hause Nr. 113 der Witwe Rosina Jany in Oberschützen, also in einem ganz deutschen Dorfe, ein Rollbrett, das, obzwar in ganz anderer Manier, aber doch beschnitzt war. Auch dieses Rollbrett zeigt die Zahl des Jahres, in dem es angefertigt wurde: 1780, nicht aber auch die Anfangsbuchstaben des Namens seines ehemaligen Besitzers oder Verfertigers. Fig. 231 gibt das Bild dieses Rollbrettes. In Hinsicht auf die Art und Weise, in der die Schnitzerei auf diesem Brette ausgeführt wurde, sei noch erwähnt, dass sowohl die einfachen Schnitte (Rillen), als auch die umrahmten Kreuze, die wahrscheinlich Blumen vorstellen sollen, mit dem Messer vorgeschnitten und dann jedenfalls mit einem glühenden Eisen ausgebrannt wurden. Ob der Hahn, der in der unteren Hälfte des Brettes eingeschnitzt ist, nicht etwa eine sympathetische oder andere Bedeutung habe, vermochte ich durch die Frau, die mir das Rollbrett zum Geschenke machte, nicht zu erfahren.

Ein weiteres Rollbrett, das unter Fig. 232 abgebildet ist, kam mir erst kürzlich durch Vermittlung meines Freundes, Lehrer M. Gross aus Stoob, also wieder aus einem rein deutschen Dorfe zu. Die beschnitzte Seite dieses Rollbrettes weist in seinem obersten Theile, dem Stiel gegenüber, die Jahreszahl 1751 auf. In der Kehrseite ist der Name „Hans Rebbel“ eingeschnitten. Träger des Familiennamens Köppel (so wird der Name heute geschrieben) gibt es in Stoob auch jetzt noch. Der mit deutschen (gothischen) Buchstaben geschriebene deutsche Name und der Umstand, dass das Rollbrett aus einem rein deutschen Orte ist, beweist, dass sich auch Deutsche mit der Anfertigung beschnitzter Rollbretter befassten. Der beste Beweis aber, dass sich die Gepflogenheit, Rollbretter zu beschnitzen, nicht, wie ich anfangs irrthümlich annahm, nur auf ungarische Gegenden beschränkt, sondern dass sie auch von den Deutschen in Westungarn geübt wird, ward mir erst vor ganz kurzer Zeit in Harkau (bei Oedenburg), wo ich einen Mann fand, der es auch heute noch versteht, die Rollbretter in der jedenfalls althergebrachten Manier zu verzieren. Ob nun die Gepflogenheit des Beschnitzens von Rollbrettern mittelst des Kerbschnittes oder, im Allgemeinen genommen, der Kerbschnitt eher von den Magyaren oder von den Deutschen geübt wurde, lässt sich heute, bei dem geringen vorliegenden Materiale und bei der Unsicherheit in der Feststellung, aus welcher Gegend ältere Objecte stammen, noch nicht beurtheilen.

Fig. 232. Ein Rollbrett (1 : 6).

Bezüglich der Motive, welche der Schnitzerei auf dem Rollbrette, das ich unter Fig. 230 wiedergab, zu Grunde liegen, verweise ich darauf, dass die grössere der beiden Rosetten eine Erweiterung jener ist, die ich auf dem Durchzugsbaum im Hause Nr. 113 in Oberschützen fand und oben Fig. 204 abbildete. Die kleinere der beiden grossen Rosetten und die beiden kleinen rechts und links von der Jahreszahl, dann die beiden anderen in den oberen Ecken desselben Brettes gleichen der schönen Rosette auf dem Durchzugsbalken im Hause Nr. 98 in Oberschützen (oben unter Fig. 205), nur sind die Schnitte dort krummlinig, während sie in den Rosetten auf dem Rollbrette geradlinig sind. Auf dem in Rede stehenden Rollbrette kommt ferner die Herzform siebenmal als Verzierungsmotiv vor. Aus sechs dieser

Herzen wachsen Pflanzen oder Blumen hervor. In den Blumen erkennt man wohl unschwer die Form der Tulpe.

Das unter Fig. 232 abgebildete Rollbrett zeigt drei grosse Rosetten. Im Kerne der untersten Rosette finden wir die Sternform, im Kerne der mittleren Rosette ist die Form des Kreuzes angebracht und den Kern der obersten Rosette bildet eine vierblätterige Blume (Kleeblatt?). Diese vierblätterige Rosette tritt ausserdem noch viermal selbstständig als Verzierungsmotiv auf. Das Kreuz bildet den Kern auch der beiden kleinen Rosetten in den oberen Ecken des Brettes zu beiden Seiten der Jahreszahl.

leihen. Auch ist die Schnitzerei hier, obwohl dem Kerbschnitte verwandt, kein eigentlicher Kerbschnitt. Sie ist nicht mit dem Messer, sondern mit dem Hohleisen ausgeführt und die Motive sind weniger geometrische Ornamente, als in der Hauptsache vielmehr Lebewesen: Menschen, Thiere, Pflanzen.

Es liegen zwei solcher Buttermodel vor mir, beide aus dem Hause Nr. 20 des Tobias Posch in Oberschützen.

Jeder von beiden besteht aus einem quadratischen Mittelstück und vier mittelst Drahtklammern an diesem befestigten Tafeln in der Form von Rechtecken, die um das Mittelstück senkrecht aufgestellt

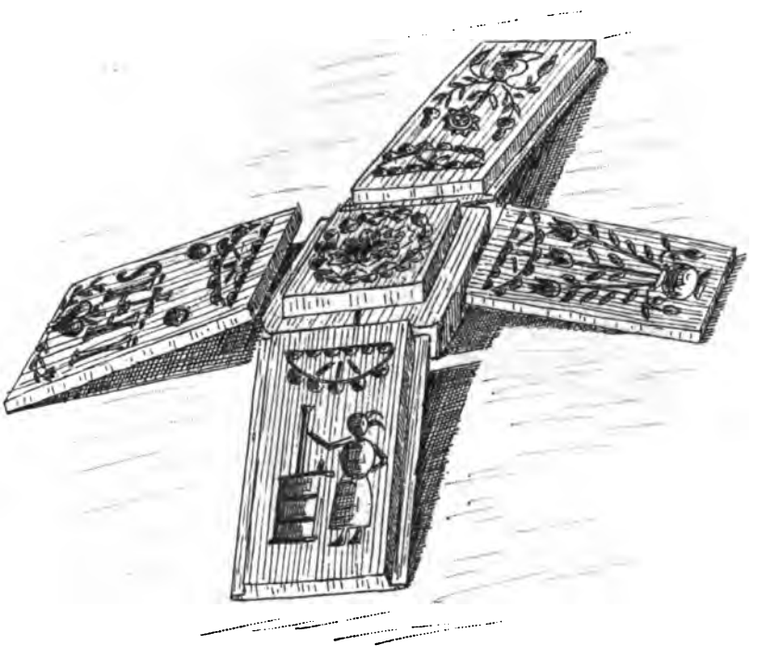


Fig. 233. Ein Buttermodel (1 : 2).

Ferner umgibt die Kreuzform in sechsmaliger Wiederholung den Kern der untersten Rosette. Die Herzform tritt auf diesem Brette zweimal auf. Auffallend ist, dass die Randverzierung und die Einfassung der Rosetten auf beiden Brettern durch ein und dasselbe Kerbschnittmuster ausgeführt ist.

Der Buttermodel, das zweite Object, welches Schnitzerei trägt, ist von den beiden eben beschriebenen beschnitzten Gegenständen insoferne auseinanderzuhalten, als hier die Schnitzerei nicht als Verzierung des Gegenstandes angesehen werden kann. Das Object hat im Gegentheile den Zweck, einem anderen Gegenstande, eigentlich einer Masse, nämlich einem Stücke Butter Form und Schmuck zu verwerden können und sodann einen prismatischen Hohlraum bilden, in den die Butter gestampft werden kann. Die beiden Abbildungen Fig. 233 und 234 erklären die Gegenstände wohl besser, als ich sie beschreiben kann. Der Model, den Fig. 233 wiedergibt, ist, da er zusammengestellt in seiner Höhe nur 9 cm, im Durchmesser aber nur 5 cm misst, bedeutend kleiner als der grössere Model, den Fig. 234 abbildet und der 15 cm Höhe und 10 cm Durchmesser hat.

Das Mittelstück des kleineren Models zeigt eine wenig tiefe Rosette. Auf zweien der anhängenden Tafeln sind Blumenstöcke, die in vasenähnlichen Gefässen stehen, eingeschnitzt. Die dritte Tafel trägt den Namen Jesu: J. H. S., darunter ein Herz, um-

schlungen von Laubzweigen Auf der vierten Tafel ist eine weibliche Gestalt, an einem Butterfasse stehend, dargestellt. Jede der Tafeln ist nach oben durch eine herabhängende Guirlande abgeschlossen.

Das Mittelstück des grossen Models ist stufenförmig, und zwar 3 cm tief ausgearbeitet. Dieses Stück des Models ist bestimmt, dem hineinzustampfenden Stück Butter als Abschluss einen thurmartigen Aufsatz zu verleihen, der gewiss hübsch anzusehen wäre. Das erste Blatt stellt die auf einer Erhöhung stehende Himmelskönigin (Regina coeli) dar. Das Haupt, welches in primitivster Weise nur durch eine kreisrunde Vertiefung dargestellt ist und von dem Strahlen ausgehen, trägt eine Krone. In der einen Hand hält die Himmelskönigin die Weltkugel mit dem Kreuze und in der ausgestreckten Linken, die im Abdrucke zur Rechten wird, eine herabhängende Blume von der Gestalt einer Glockenblume oder Tulpe, wahrscheinlich soll sie eine Lilie darstellen. Rechts und links sind Blumenzweige angebracht und von oben herab hängen Bogen, die jedenfalls die hängenden Lappen eines Baldachins wiedergeben sollen. Das gegenüberliegende Blatt ist durch eine wagrechte Linie in zwei Felder getheilt. Im oberen findet sich der Name Jesu eingeschnitzt, im unteren ein Herz mit den Buchstaben T und C (oder G). Rechts und links vom Herz steht die Jahreszahl 1817. Den Abschluss nach unten bilden Blumenzweige. Auf dem dritten Blatte steht in der Mitte ein Baum, rechts davon eine weibliche Figur neben einem Butterfasse und links vom Baume eine männliche Gestalt, die in ein Horn bläst. Auf dem vierten Blatte ist eine Jagdscene dargestellt. Ein Jäger zielt auf zwei über ihm auf einem Felsen stehende Gemsen. Zu seinen Füssen sitzt ein Hase, der ein Männchen macht. Blattzweige, die wahrscheinlich Gesträuch markiren sollen, füllen die Fläche aus.

Nachdem ich die Gegenstände kurz beschrieben, fühle ich mich gezwungen, meine Ansicht darüber auszusprechen, ob die Gegenstände auch dort angefertigt worden sind, wo ich sie gefunden, ob sie Oberschützener oder in weiterem Sinne heanzischen Ursprunges sind oder nicht. Ich glaube, mit Nein antworten zu müssen. Oberschützen war bis vor wenigen, etwa 20 Jahren rein protestantisch, zu Anfang des Jahrunderts, aus welcher Zeit die beiden Model stammen, also auch. Wären die Gegenstände in Oberschützen, also von einem Protestanten angefertigt worden, so wäre auf beiden der Name Jesu ganz gewiss weggeblieben, denn in protestantischen Gegenden kennt man bekanntlich die übliche Verbindung der Buchstaben J. H. S. entweder nicht oder wenn doch, so weiss man, dass sich der Katholik derselben vornehmlich dazu bedient, um sich als Katholiken zu offenbaren. Oberschützener Ursprunges sind also die Buttermodel gewiss nicht. Ich halte dafür, dass sie auch nicht heanzischen Ursprunges sind, sondern meine, sie dürften aus einem der Alpenländer, aus Steiermark, Salzburg oder Kärnten, eingeführt worden sein, aus einer Gegend nämlich, wo

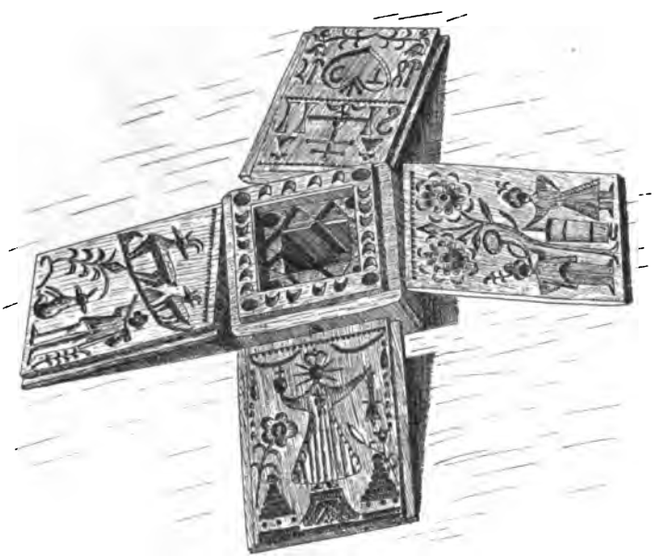


Fig. 234. Ein Buttermodel (1 : 4).

Gemsen, wie solche auf einer Tafel des grösseren Models dargestellt sind, besser bekannt und volksthümlicher sind als in der Heanzerei [1]).

Sollte, wie ich meine, der Buttermodel also auch kein heanzisches Object sein, so habe ich mir doch hauptsächlich deshalb Gelegenheit genommen, denselben hier zu beschreiben, um dies volksthümliche Geräth weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Ich gehe nun auf die weiteren Räume des heanzischen Bauernhauses über und trachte damit dem Schlusse meiner Ausführungen zu.

In Häusern, die über keinen Kitting verfügen, vertritt die Stelle desselben eine Kammer (s. oben die Pläne der Häuser Nr. 98 und 113 in Oberschützen unter Fig. 164 und 166). Die Kammer enthält dann Alles, was in anderen Häusern der Kitting in sich fasst. Es gibt jedoch auch Häuser, die neben dem Kitting auch noch eine Kammer, oft auch zwei Kammern haben (s. oben die Pläne der Häuser Nr. 60

Fig. 235. Heber, gefertigt aus einer Kürbisart (1 : 8).

und 100 in Oberschützen unter Fig. 159 und 161). In solchen Häusern vertheilt sich der Inhalt des Kittings, wie ich ihn oben beschrieben, auf Kitting und Kammer.

Ein weiterer Raum, der im südlichen Theile der Heanzerei, wo der Holzbau noch häufig vorkommt, selten zu finden ist, im nördlichen Theile aber selten fehlt, ist der Keller.

Er ist gewöhnlich unter dem vorderen Zimmer angebracht und fast immer gewölbt. Er enthält den Raum für Kartoffeln, weisse Rüben, gelbe Rüben, Kraut und Grünzeug, ferner die Fässer mit dem sauren Kraut und den sauren Rüben und einige Most- und Schnapsfässer.

[1]) Ich habe oben erwähnt, dass der Heanze als hausirender Händler in aller Welt herumkommt. Ein solcher Händler dürfte es wohl gewesen sein, der diese Model mit sich nach Hause gebracht hat. Beiläufig erwähne ich, dass ich in Harkau ein Volkslied aufgezeichnet habe, das nicht nur durch seinen Ton, sondern auch schon durch seine erste Verszeile: „Und durch Sålzburg sein ma's gånga" verräth, dass es aus Salzburg stammt. Hier lebt es fort und dort dürfte es vielleicht schon in Vergessenheit gerathen sein. Es wird auf gleiche Weise wie die Buttermodel in die hiesige Gegend verpflanzt worden sein.

An einer Wand des Kellers, meistens aber am Eingange in den Keller, also am Thürpfosten, hängt der Heber (Wein-, Most- oder Schnapsheber). Ich habe Heber aus dreierlei Material gefunden. Die einfachste und wohl auch ursprünglichste Art von Hebern will ich zuerst beschreiben. Es gibt eine Zierkürbisart, deren Form kolbenartig ist. Die Schale dieser Kürbisart ist sehr hart und gelb. Der Durchmesser des dicken, birnförmigen Theiles des Kürbisses misst etwa 1·5—2 cm und der ungefähr 50—60 cm lange Stiel, in den der birnförmige Theil ausläuft, ist am dickeren Ende 3 cm, am dünneren Ende 1·5 cm stark. Ein solcher Kürbis wird getrocknet. Man schneidet dann sowohl das Ende des Stieles, als auch das gegenüberliegende Ende des birnförmigen Theiles ab und erhält dadurch zwei Oeffnungen. Mittelst eines Stäbchens werden nun die Samenkörner aus dem Innern entfernt, der Hohlraum so gut als möglich gereinigt und der Heber ist fertig. Mein College,

Fig. 236. Heber aus Blech (1 : 9).

Lehrer Joh. Wallner in Kemeten, machte mir einen solchen Heber zum Geschenk. Leider habe ich ihn auf meinem Heimwege irgendwo liegen lassen. Ich gebe unter Fig. 235 ein Bild dieses Hebers aus dem Gedächtnisse wieder. Ein anderer College, Joh. Ritter, erzählt mir, dass in Szepetnek bei Gross-Kanizsa, einem halb deutschen, halb croatischen Dorfe, in dem er seinerzeit gewirkt, diese Art von Hebern noch allgemein im Gebrauch sei. Der Name des Gebrauchsgegenstandes sei dort ganz auf das Naturproduct übergegangen, aus dem der Heber gemacht wird. Die Kürbisart soll dort allenthalben „Heber" genannt werden.

Die zweite Art des Hebers, die ich in Oedenburg fand, ist aus Weissblech gemacht. Ich habe mir einen solchen Heber erworben. Fig. 236 bilde ich ihn ab.

Die dritte Art ist die jetzt allgemein gebräuchliche aus Glas.

An die Kammer schliesst sich im heanzischen Hause gewöhnlich der Kuhstall an. Im ausgebauten Gehöfte oder im Vierkant liegt, wenn im Hause auch Pferde gehalten werden, dem Kuhstall gegenüber der Rossstall.

Hier will ich wieder eines volksthümlichen Gegenstandes Erwähnung thun, der mir durch Zufall in die Hände kam. Jetzt gehört dieser Gegenstand bereits der Vergangenheit an, verdient es aber, bekannt gemacht zu werden. Es ist eine Stalllaterne aus Blech; sie ist cylindrisch und läuft in ein kegelförmiges Dach aus. Sowohl im cylindrischen Körper, als auch im Dache sind dicht neben einander eine grosse Anzahl zweieckiger Löcher angebracht, durch die das Licht aus der Laterne dringt. Auf der Handhabe ist zudem eine cylindrische Hülse angebracht, in welche die Kerze, wenn man sie aus dem Inneren der Laterne herausnehmen will, gestellt werden kann. Mein Freund, Techniker Kirnbauer, versichert mir, dass er solche Laternen in Budapest an Bauern-

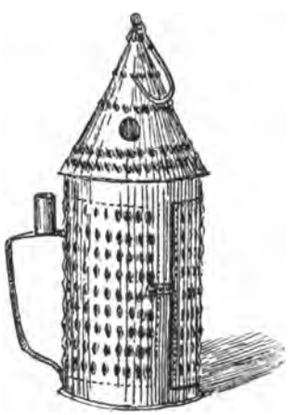


Fig. 237. Laterne aus Blech.

wägen, die aus den umliegenden Dörfern in die Stadt kamen, noch vor zwei und drei Jahren in Gebrauch sah. Fig. 237 gebe ich das Bild einer solchen Laterne. Ich habe sie in Oedenburg gekauft.

Gleichzeitig mit der Laterne erwähne ich noch einen weiteren, für die Heanzerei typischen Beleuchtungsapparat. Es ist ein Kerzenleuchter älterer Form. Man findet solche Kerzenleuchter nur mehr im Kitting oder in Kammern als abgelegte Gegenstände. In Oberschützen trieb ich noch vier solcher Kerzenleuchter auf und zwei davon sandte ich an das k. k. Hofmuseum in Wien. Fig. 238 gibt das Bild eines solchen Leuchters.

Was im Kitting und in der Kammer an Geräthen und Naturalien nicht untergebracht werden kann, findet seinen Platz auf den Dachböden. Man unterscheidet nach den darunter liegenden Räumen im Wohnhause die beiden „Stub'mpëid'n“ und den „Lab'mpoud'n“.

Im Hause Nr. 147 in Oberschützen fand ich auf dem Dachboden des vorderen Zimmers die Ergebnisse des Flachsbaues, und zwar die „Raist'n“ (den feinsten Flachs) in Säcken, die „Wick'ln“ vom „Rupfanan“ (mittelfeiner Flachs) und „'s Groubi“ (das Grobe, grober Flachs) in Truhen verwahrt. Aus der „Raist'n“ wird die Leinwand zu den „Pfåat'n“ (Hemden), aus dem „Rupfanan“ das Gewebe zu den Leintüchern und Unterhosen und aus dem „Groub'm“ die „Plåan“ (Blachen) gewoben. Auf dem vorderen Stubenboden fand ich auch die „Prëich'ln“ (Brecheln) und die „Schwinrad'l“ (Spinnräder) untergebracht.

Auf dem Boden über der Laube stand ein Vorrath von Besen aus Birkenreisern. Ausserdem lag dort „Pull'nåm“ in einem Haufen beisammen.

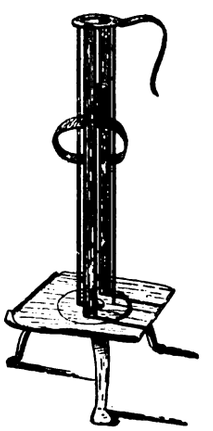


Fig. 238. Ein alter Kerzenleuchter (1 : 3).

Auf dem Boden der hinteren Stube lag ebenfalls frei in gesonderten Haufen das „Wåazåm“, „'s Håba'åm“ und „Gea'schtgrat'n“. In einem besonderen Haufen lag ein Gemenge von „Kåa'nåm“ [1]), „Håwa'åm“ und „Kleeåm“.

Gegenüber der Einfahrt eines heanzischen Gehöftes, den Hof auf der rückwärtigen Seite abschliessend, liegt die Scheune („Ståd'l“). Sie besteht in der Regel wie die Scheune des Bauernhauses in der Gegend von Oedenburg aus drei, oft aber auch aus vier Theilen. Die Benennung der einzelnen Theile stimmt aber in der Heanzerei nicht überein mit den Benennungen aus der Gegend Oedenburgs. In der Mitte liegt die Tenne („ta' Tënn“). Sie wird oft auch als Durchfahrt („Ausfåa't“) benützt (s. den Plan Fig. 158). Häufiger findet man neben der Tenne eine eigene Ausfahrt (s. oben die Pläne Fig. 163

[1]) Es ist interessant, dass der Heanze den Roggen „Tråad“, die Spreu vom Roggen aber „Kåa'nåm“ nennt.

und 167). Die Ausfahrt ist dann gegen den Hof offen, noch aussen aber durch ein Thor geschlossen. Ueber der Ausfahrt und auch über der Einfahrt befindet sich oft keine Tramdecke, sondern einfach das Dach. Man nennt die Durchfahrten dann „Hitt'n" (Hütten). Sie ermöglichen ein directes Abladen von Heu oder Getreide auf die Dachböden, da diese dann

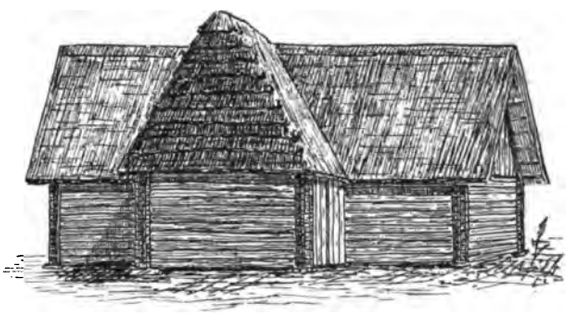


Fig. 239. Ein Heustadel aus Litzelsdorf bei Stegersbach.

gegen die Durchfahrten zu auch offen sind. Die Pansen, meistens zwei, manchmal auch drei, werden nun nicht wie in der Gegend von Oedenburg „Hålbåa'n", sondern „Ståd1" genannt. Man unterscheidet dann „Haiståd'l", „Håba'ståd'l" und „Frucht- oder Pauståd'l". In einem ist Heu, im anderen Hafer und im dritten das Getreide, das Erbaute untergebracht. Die Hofseite eines Stadels mit der Ausfahrt zeigt die Hofansicht des Hauses Nr. 113 in Oberschützen (s. oben Fig. 168) und die Aussenseite eines Stadels bietet die Rückansicht des Hauses Nr. 60 in Oberschützen (s. Fig. 162). So wie diese Stadel, so sehen auch die alten freistehenden Städel im südlichen Theile der Heanzerei aus. In der nördlichen Heanzerei, und zwar in den Dörfern Litzelsdorf und Kemeten, sah ich auch kleine Städel von aussergewöhnlichem Aussehen. Sie lagen oft weit vom Hause ab und waren nur zur Aufnahme von Heu bestimmt. Ich gebe unter Fig. 239 das Bild eines solchen Heustadels, den ich in Litzelsdorf skizzirt habe. Der Vorbau des abgebildeten Stadels hat seitlich rechts und links je ein zweiflügeliges Thor; die beiden Thore ermöglichen einem Heuwagen die Durchfahrt.

Die meisten Gehöfte weisen dann noch einen gegen den Hof zu offenen Raum, die Laubhütte („t' La'hitt'n"), auf. Im Hause Nr. 113 in Oberschützen (s. den Plan Fig. 167) liegt die Laubhütte ausserhalb des Hauses, und zwar hinter diesem. Der Raum, der in anderen Gehöften zumeist als Laubhütte verwendet wird, ist hier Werkstätte. Es steht dort die „Håañz'lpånk", der „Schlaifschråg'n" u. A. Aus dieser Werkstätte führt hier ein drittes Thor aus dem Hofe in's Freie.

Ausser dem Hause sind gewöhnlich auch die Schweinställe („t' Saustall"), der Holzschuppen („t' Hulzhitt'n"), die Düngerstätte („t' Mistgruib'm"), der Abort („'s Hais'l") und oft auch ein besonderer Schuppen für die Wagen, den Pflug und die Egge untergebracht.

Die Düngerstätte nahm im heanzischen Gehöfte noch vor zwei Jahren den grössten Theil des Hofes ein. Eine Polizeiverordnung verlangt jetzt, dass der Dünger ausserhalb des Hofes abzulagern sei. So lange der Dünger noch im Hofe liegen durfte, war zum Zwecke der Ablagerung desselben im Boden des Hofes ein rechteckiges Stück etwa 1 m tief ausgehoben und dann ringsum ausgemauert worden. Dies war die Mistgrube.

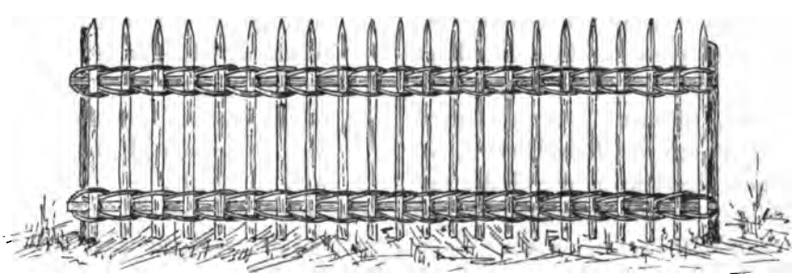


Fig. 240. Geflochtener Speltenzaun (Heanzerei).

Wo man für die Wagen, die Egge und den Pflug keine eigene Hütte hat, wird ein Wagen gewöhnlich in die Einfahrt, der andere in die Ausfahrt gestellt. Pflug und Egge sind in einem der Städel untergebracht.

Zum Schlusse sei auch der Umgebung des heanzischen Hauses mit einigen Worten gedacht In Oberschützen und auch in den Dörfern seiner Umgebung liegt vor der Giebelseite des Wohnhauses fast überall

ein kleines Gärtchen („'s Gart'l"). Das Gärtchen, welches meist nur 1—2 m breit ist, ist mit einem Staketenzaun eingefasst. Es dient nicht zum Anpflanzen von Gemüse, sondern ist Ziergarten. Fast immer steht im Gärtchen auch ein Weinstock, dessen Reben auf einem Spalier am Hause emporlaufen. Ist der Hof des Hauses durch Gebäude nicht vollkommen eingefasst, so werden die offenen Seiten der Hofstätte durch Umzäunung abgeschlossen. Erst in neuerer Zeit wird dazu der Bretterzaun verwendet.

Ein solcher Zaun wird „Låañwånt" (Lehnwand) genannt. Die Bretter reichen dann entweder von einer „Zaunsal'n" (Zaunsäule; in der Gegend von Oedenburg heisst die Zaunsäule „Pachstal") zur anderen und sind unmittelbar an den Säulen befestigt oder sie sind an Latten, die von einer Säule zur anderen langen, senkrecht angenagelt. Der alte Zaun ist der „g'flochtani Swelt'nzaun". Zwischen zwei Zaunsäulen werden zwei Latten, die eine eine Handbreit über der Erde, die andere nahe den oberen Enden an die Säulen angemacht. Die „Spelten" sind geklobene Latten. Sie werden mit „Wieden" (bei offenem Feuer „å'prënti", Fichtenäste) an die Zaunlatten angeflochten. Fig. 240 zeigt ein Stück Speltenzaun. Ausser zur Einfassung des Gärtchens und der Hofstätte wird kaum ein Zaun angewendet; denn sowohl Obstgärten als auch Wiesen und Felder liegen vollkommen frei da, auch die Strassen sind offen und nur dort durch Geländer eingefasst, wo es die Versicherung gegen einen Absturz unbedingt erfordert. Ein Dorf in der Heanzerei bietet also schon in seiner freien, offenen Lage ein ganz anderes Bild als ein Dorf aus den Alpenländern, wo alle Obstgärten, Anger, Egerten in der Nähe der Ortschaft und alle Wege, die aus derselben hinausführen, durch den charakteristischen zackigen Zaun (Zaunrangen, Zaunstecken und Zaunringe) eingefasst sind. Das Dorf bekommt dabei ein Aussehen, als ob es in ein Netz von Zäunen versponnen wäre.

Anhang.

Eingangs dieser Ausführungen erwähnte ich, dass ich mir aus der Mundart der Deutschen um Oedenburg 100 Wörter gesammelt habe, die insbesondere Namen von landwirthschaftlichen Geräthen und deren Bestandtheilen bezeichnen, um mittelst derselben Vergleiche anstellen zu können zwischen der Mundart, wie sie um Oedenburg gesprochen wird, und dem heanzischen Dialecte. Ich theile hier diese 100 Wörter sammt den nöthigen Erklärungen mit [1]) und füge denselben dann eine Zusammenstellung der erwähnten 10 Abweichungen an:

ta' Pflui' = der Pflug;
's Pflui'g'stëll oder Pflui'rad'l = Vordertheil des Pfluges;
ta' Pflui'koupf = das hölzerne Kernstück des Pfluges, an dem die anderen Theile befestigt sind;
ta' Pflui'grindl = der wagrechte Pflugbalken;
's Sëiais'n = das Pflugmesser;
ti Pflui'sol'n = die Pflugsohle;
's Mulprëitt = die Pflugschar;
ti Pflui'stitz'n = Stützstäbe aus Eisen;
ti Pflui'kriasta'n = die Handhaben (Sterzen);
ti Ziada'stång' = Deichsel;
t' Wau' = das Wagscheit;
ti Tritt'l = die kleinen Wagscheiter;
ti Arnt = die Egge;
ti Arntpånk = das Holzgerippe der Egge;
ti Arntzënt = die Zähne der Egge;
ta' Haiwåg'n = der Erntewagen;
t' Rëida' = die Räder;
t' Aks = die Achse;
ta' Kipfstouck = Kipfstock wird jener Theil eines Pferdewagens genannt, der über der vorderen Achse liegt;
ta' Nëipp'l = das Reibscheit ist beim Ochsenwagen das, was beim Pferdewagen Kipfstock heisst;
ta' Raibnåg'l = der Reibnagel verbindet das Reibscheit mit der Achse;
t' Långwiet (Lammat) = die Langwiet, eine lange runde Stange, stellt die Verbindung zwischen dem vorderen und hinteren Räderpaare her; sie wird durch den
Spånnring = Spannring und den
Spånnnåg'l = Spannnagel mit dem
Houb'l = Hobel verbunden; dieser liegt auf dem
Aksstouck = Achsstock des hinteren Räderpaares;
t' Kipf'n = die Kipfen sind aufrechtstehende Sprossen am Kipfstock zum Halten der Leitern; von aussen werden die Leitern durch
t' Laisch'n = Leischen gehalten; es sind dies vier gebogene Scheiter aus hartem Holze, die an ihren unteren Enden an den Achsenenden befestigt sind und nach aufwärts ragen;
t' Hailåata'n = die Leitern; sie bestehen aus dem
ouba'n Låata'pam = oberen Leiterbaum und dem

[1]) Einzelne dieser Wörter wurden von mir schon Bd. XXIV, S. 121 ff., mitgetheilt; sie seien hier, um eine Vollständigkeit erzielen zu können, wiederholt.

unta'n Låata'pam = unteren Leiterbaum; zwischen beiden, jedoch nur von den Kipfen nach vorwärts und den Leischen nach rückwärts (die Mitte ist frei) befinden sich
t' Schwinga' = die Sprossen;
t' Haischrag'l = die Heuschragen schliessen den Raum zwischen den Leitern nach vorne und hinten ab; zur Ausrüstung des Heuwagens gehört noch
ta' Wiespam = der Wiesbaum und
's Såal = das Seil[1]).

Zum Wagen gehört ferner noch:

's Råd = das Rad mit seinen Bestandtheilen:
ta' Hauf'n = die Nabe;
t' Hauf'nring' = die eisernen Reife, welche die Nabe zusammenhalten;
t' Picks'n = die Radbüchse im Inneren der Nabe;
t' Spåach'n = die Speichen;
t' Felling = die Felgen;
ta' Rådråaf = der Radreifen;
ta' Stëss'l = der Stössel hält das Rad an die Achse;
ta' Lou'någ'l = der Vorstecknagel.

Ein weiterer Bestandtheil des Wagens ist:

t' Stånga = die Deichsel (beim Pferdewagen) mit dem
Stånga'b'schlacht = Stangenbeschläg und
ta' Aufhåltkëitt'n = Aufhaltkette;
ti Taiks'l = die Deichsel (beim Ochsenwagen) mit dem
Katz'l = die Katze, woran das Joch befestigt wird;
's Jëich'l = ein Joch für nur ein Rind;
's Jouh = das Joch für zwei Rinder; seine Bestandtheile sind:
ta' Jouhprig'l = der Jochprügel, oberer Theil;
's Unta'jëich'l = der untere Theil des Joches;
t' Jouhschwinga' = die hornartigen Jochsprossen;
t' Jouhspriss'l = die Jochsprossen (aus Eisen);
ta' Jouhnåg'l = der Jochnagel.
T' Ståhtruch'n = die Strohschneidetruhe; ihre Bestandtheile:
's Ståhmëissa' = das Strohmesser;
t' Schā' = die Schere (Hebel, an dem das Strohmesser befestigt ist);
ta' Trittling = das Trittbrett;
ta' Trucka' = der Drücker;
t' Gåp'l = die Gabel;
t' Hacks'n = die Beine (zwei vorne, eines rückwärts);
ta' Stågl = die eiserne Einfassung der Truhe, an welcher das Messer hingleitet.
T' Sëg'nst = die Sense; die Bestandtheile:
t' Sëg'nst = die eigentliche Sense (Sensenblatt);
ta' Sëg'nstmåari = der Stiel;
's Hamring'l = der Sensenring;
t' Sëg'nstmind'l = die Handhaben.
T' Haigåp'ln = die Heugabeln;
t' Hairëicha' = die Heurechen;
ta' gråssi Rëicha' = der grosse Rechen;
ti Trisch'l = der Dreschflegel;
t' Håck' = die Hacke;
t' Hack'l = die kleinen Hacken;
's Hånthack'l = die Handhacke;
t' Såg' = die Säge;
's Sag'l = die kleine Säge;
t' Fåssschauf'l = die Auffassschaufel;

[1]) In der Gegend von Oedenburg hat man zwei Wirthschaftswagen von verschiedener Grösse. Der grosse ist der „Haiwåg'n" und der kleine heisst, wie ich bereits Bd. XXIV, S. 122, gesagt, „Grëiñwåg'n". Ich sprach dort die Vermuthung aus, dass unter dieser Bezeichnung wohl der „geringe", leichte Wagen zu verstehen sein wird. Nachträglich kam mir in den Sinn, dass die Bezeichnung „Grëiñwåg'n" mit „Grünwagen" zu erklären sein dürfte, da er hauptsächlich zum Führen des Grünfutters verwendet wird. Er hat nämlich Leitern, die durchaus mit Sprossen versehen sind, was den Wagen zum Grünfutterführen ohne besondere Ausrüstung geeignet macht.

Herr Dr. Eugen Frischauf in Wien war so freundlich, mir mitzutheilen, dass auch im niederösterreichischen Viertel unter dem Manhartsberge der kleine Wirthschaftswagen dieselbe Bezeichnung trägt, nur sagt man dort statt „Grëiñwåg'n" „Grëwåg'n". Dr. Frischauf spricht die Ansicht aus, dass „Grëwåg'n" (in Tirol „Gredwagele") ursprünglich einen Flechten- oder Korbwagen bedeutet habe; „Krätte" heisst heute noch in der schwäbischen Mundart der Wagenkorb.

Ich fühle mich gedrungen, der Ansicht Dr. Frischauf's umsomehr beizupflichten, als ich in der Heanzerei, wo es zwar keinen „Grëiñwåg'n" dem Namen nach gibt und wo einer der beiden „Haiwåg'n" — so heissen nämlich dort beide Wirthschaftswagen — zum Führen des Grünfutters etc. benützt wird, gesehen habe, dass dazu der Heuwagen mittelst Wagenkörben, die man „Flecht'n" nennt, ausgestattet wird.

Zum Düngerführen wird der Heuwagen (in der Gegend von Oedenburg der „Grëiñwag'n") wieder in anderer Weise ausgerüstet. Man legt über die beiden unteren Leiterbäume zwei starke eiserne Schienen (in Oberschützen: „ti Trag'l", um Oedenburg: „t' Iba'lëig"), welche die Last zu tragen haben. Das Innere des Wagens wird durch Bretter verschallt, die in Oberschützen „Mistprëida", um Oedenburg „t' Låd'n" heissen.

Beim Sandführen werden die Leitern abgenommen und statt derselben „t' Waiñpam" auf den Wagen gelegt. Auf diesen liegen dann die Flechten oder die Verschalung. Interessant ist es, dass auch in Oberschützen die Bezeichnung „Waiñpam" gebraucht wird. Sollte dies, da in der Gegend Oberschützens nie Weinbau betrieben wurde, nicht darauf hinweisen, dass die Bevölkerung jener Gegend aus einem Weinlande stammt?

t' Gråbschauf'l = die Grabschaufel;
t' Fruchtschauf'l = die Getreideschaufel;
t' Haunan = die Hauen;
's Haiñd'l = die kleine Haue;
t' Mis'gåp'l = die Mistgabel;
t' Mis'kral' = der Mistkrampen;
t' Schaibtruch'n = die Schiebtruhe;
ta' Schubgaa'n = der Schubkarren;
ta' Fuida- oder Pug'lkåa' = der Futter- oder Rückenkorb;
ta' Stessuisch = die Stossmulde;
ta' Rui'stess'l = der Rübenstössel;
t' Multa' = kleine Holzwanne;
ta' Kumpf = der Wetzsteinbehälter;
ta' Wëitzståañ = der Wetzstein;
's Tång'lstëick'l = der Tengelstock;
ta' Tånglhåmma = der Tengelhammer;
t' Fail, = die Feile;
ta' Påara' = der Bohrer.

Zum Schlusse gebe ich die Zusammenstellung der unter den vorstehenden 100 Wörtern gefundenen 10 Abweichungen:

Oedenburg:	Oberschützen:
Pflui'kriasta'n	Pfluikirn [1])
Arntpånk	Arntplått
Rådhauf'n	Rådnåb'm
Iba'lëig	Trag'l
Mistlåd'n	Mistpreitta'
Jouhprig'l	Jouhhåls'n
Untajëich'l	Gouda'hulz
gråssa' Rëicha'	Tennrëicha'
Sëig'nstmåari	Sëig'nstwåaf
Påara'	Awinga'

[1]) „Kirn" ist auf dieselbe Weise gebildet wie „Kitting"; Kirn = G'hirn = Gehörn = Horn; „Pflui'kirn" bedeutet daher Pflughörner.

Verzierungen der Nase.

Von **Dr. Oskar Hovorka, Edler v. Zderas,**
em. Assistent am k. k. anatomischen Institute zu Wien.

(Mit 27 Text-Illustrationen.)

Die Nase, deren äussere Form bei den verschiedenen Rassen so weitgehende und charakteristische Unterschiede aufweist, erfährt bei einer Reihe von Völkern eine erhöhte Pflege und Aufmerksamkeit. Nicht nur bei niederen Rassen, sondern auch bei einigen hoch cultivirten Nationen findet sich die Sitte verbreitet, die Nase durch allerlei Beigaben zu verzieren und somit auf ihr äusseres Aussehen mittelbar oder unmittelbar verändernd einzuwirken. Man kann zwar wohl mit Recht behaupten, dass es kaum eine äussere Körpergegend des Menschen gibt, die man bei diesem oder jenem Volke nicht ausgeschmückt fände, aber speciell die Verzierungen der Nase gewinnen ein besonderes Interesse durch die Erwägung, dass die Nase an und für sich als ein anthropomorphes Merkmal den Menschen dem Thiere gegenüber auszeichnet. Wenn man auch keineswegs berechtigt ist, anzunehmen, dass dem primitiven Menschen zur Wahrnehmung dieser Thatsache die richtige Erkenntniss zukäme, so vermag man immerhin der Anschauung Raum zu geben, dass der letztere vermöge seiner einfachen Denkweise sich mit einem so frei und augenfällig zu Tage liegenden Organe befasst und sich so eventuell veranlasst sieht, dasselbe mit Verzierungen auszustatten.

In demselben Maasse, als durch das Abschneiden der Nase — wie es an vielen Orten und zu bestimmten Zeiten sogar in Europa vorkam und hie und da noch heutzutage strafweise üblich ist — das menschliche Antlitz in einer fürchterlichen Weise eine entstellende Verstümmeluug und somit Entwerthung erfährt, ebensogut steigt die Nase durch äussere Beigaben gleichermassen in ihrem Werthe, oder es wird wenigstens der Versuch gemacht, sie schöner zu gestalten. Allerdings darf hiebei der Umstand nicht übersehen werden, dass es ausser der blossen Gefallsucht oft auch besondere Motive sein können, welche hier in die Wagschale fallen. Ebenso wie die Art und Weise, den Nasenschmuck zu tragen, können auch die veranlassenden Ursachen verschieden sein. So hat z. B. ein durch den Nasensteg geführtes Holzstäbchen eines fast nackt umhergehenden Australnegers eine ganz andere Bedeutung, als der mit Perlen und Edelsteinen verzierte goldene Nasenring einer Brahmanin. Ganz abgesehen vom factischen Werthe, kann im ersteren Falle die Sitte, diesen sonst werthlosen und einfachen Gegenstand in der Nase zu führen, vielleicht einer abergläubischen Anschauung entspringen, während es uns im anderen Falle Wunder nehmen müsste, wenn bei der Ueberladung aller Körpertheile, wie sie eben in Indien gebräuchlich ist, auch die Nase hieran nicht ihren Antheil nehmen würde und leer ausginge. Bezüglich des materiellen Werthes kann das Holzstäbchen für uns vollkommen werthlos, dafür dem Eingeborenen desto werthvoller erscheinen, da es ja gegen übelwollende Geister, bösen Blick, Ansteckungsgefahr und dergleichen schützen kann; diese Gruppe von Nasenverzierungen der tiefer stehenden Völker wollen wir als Nasenzierathen bezeichnen. Dagegen kann der goldene Nasenring der Tamilin, also ein wirklicher Nasenschmuck, einen nichts weniger als integrirenden und wichtigen, sondern vielmehr einen unter Umständen entbehrlichen Bestandtheil ihrer gesammten Toilette ausmachen, da sie ja ebenso auch ihre Ohrläppchen, Stirn, Hals, Brust, Taille, Arme, Finger, Zehen etc. schmückt.

Mit dem Tragen von Nasenschmuck verknüpft sich häufig naturgemäss die unausbleibliche Folge, dass ein Zug oder Druck auf die äussere Form der Nase ausgeübt wird, was man sich bei der Beweglichkeit, Dehnbarkeit und relativen Weichheit der beweglichen Theile dieses Organs leicht vorstellen kann. Es mag sein, dass es in vielen Fällen nicht in der Intention des Schmückenden lag, eine mitunter wahrhaft hässliche Deformation der Nase herbeizuführen (Fig. 241, 253 und 262); hingegen ist es mit Sicherheit nachgewiesen, dass es Stämme gibt, welche, mit der äusseren Form ihrer Nase nicht zufrieden, derselben eine andere Gestalt zu geben bestrebt sind (Fig. 263). Diese letzteren Fälle, bei denen die Bedeutung des eigentlichen Nasenschmuckes mehr in den Hintergrund tritt, hängen mit dem letzteren zwar pragmatisch zusammen, sind jedoch eher dem Gebiete der künstlichen Deformation zuzuweisen.

Es gibt jedoch auch Völker, welche ihre Nase in einer anderen eigenthümlichen Art bearbeiten: sie verwunden dieselbe an gewissen symmetrischen Stellen und führen Farbstoffe ein (Tätowirung, Tatuage) oder sie erzeugen künstlich pathologische Processe an derselben (erhabene Narben); andere wieder bemalen sich mit verschiedenen Farbstoffen. Diese Fälle nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen dem eigentlichen Nasenschmuck und der künstlichen Deformation ein. Wir können mithin folgende Gruppen der Nasenverzierungen aufstellen:

1. Nasenzierathen und Nasenschmuck;
2. Bemalung und Tätowirung;
3. künstliche Narben;
4. künstliche Deformation.

Auch die Stelle, wo die äusseren Beigaben angebracht und die Veränderungen vorgenommen werden, kann je nach ihrem Sitz verschieden sein. Es kommen hier in Betracht: die Nasenflügel, der Nasensteg (Septum, Scheidewand), der Nasenrücken, die Nasenwurzel, die Nasenspitze.

Der weitaus grösseren Mehrzahl der Nasenverzierungen begegnen wir an den ersten zwei Stellen.

Die Nasenflügel können der Durchbohrung zum Zwecke des Anbringens von Schmuck ebensowenig Schwierigkeiten entgegensetzen, als etwa die Ohrläppchen; sie sind sogar viel dünner als die letzteren. Der unterste Theil der Nasenflügel, d. h. die Nasenläppchen, bestehen fast lediglich aus Haut, da die Grundlage der Nasenflügel, nämlich die Flügelknorpel, nicht bis zum unteren Rande der Nasenflügel reichen, sondern schon höher oben aufhören.

Auch die Perforation des Nasenstegs dürfte kaum schwierig sein, nur muss hier gleich ausdrücklich betont werden, dass wir sie uns nur in dem bindegewebigen Theil der Nasenscheidewand, deren untersten Abschnitt eben der Nasensteg bildet, vorzustellen haben. Sowie das Nasenläppchen, besteht auch der Nasensteg hauptsächlich nur aus Haut und Bindegewebe, ohne jedes knorpelige Gerüste; er ist sehr leicht beweglich und dehnbar und stosst unmittelbar an den vorderen, unteren Rand des sogen. viereckigen Knorpels an. Wenn auch die bisherigen Reisebeschreibungen diesen Umstand nicht näher präcisiren und manchmal von der Durchbohrung des „Nasenknorpels“ sprechen, so glaube ich mich mit aller Entschiedenheit gegen die Eventualität einer Durchbohrung des viereckigen Nasenknorpels aussprechen zu dürfen; dies lässt sich leicht aus den Fällen ersehen, wie sie Finsch [15]) bei dem ausgedehnten Nasensteg auf Neu-Guinea beschrieb. Der Widerstand des Knorpels ist naturgemäss ein anderer, als der des Bindegewebes. Das Bindegewebe dehnt sich aus, der Knorpel hingegen wird bei einer momentan einwirkenden Gewalt geknickt, bei einer länger andauernden usurirt. Man braucht, um sich von der Richtigkeit dieser Thatsache zu überzeugen, nur den Daumen und den Zeigefinger in die Nase zu stecken und man wird mit Leichtigkeit beim Hin- und Herbewegen der Finger den leicht verschiebbaren Nasensteg und den starren Rand des viereckigen Knorpels herausfühlen. Die enorme Ausdehnung der Nase der Papua (Fig. 241) ist demnach hauptsächlich auf Rechnung nicht etwa des Knorpels, sondern des Bindegewebes zu bringen. Daraus ergibt sich, dass es unrichtig ist, beim Nasensteg von einer Durchbohrung des Knorpels zu sprechen und ich bin überzeugt,

Fig. 241. Papua mit einem Nasenstäbchen, Neu-Guinea (nach Finsch).

dass eine speciell darauf gerichtete anatomische Untersuchung meine Ansicht bestätigen würde.

Der Nasenrücken ist für Verzierungen weniger zugänglich; über die sogenannten „Knopfneuzen“ am Congo wird von Ratzel [17]), Hartmann u. A. berichtet, dass sie durch Schneiden und Brennen eine Reihe symmetrisch angeordneter, warziger Narben erzeugen, welche von der Nasenwurzel bis zur Nasenspitze herablaufen und manchmal von einer horizontalen Reihe gekreuzt werden (Fig. 242); es sei hier besonders hervorgehoben, dass sie nicht etwa als Heilnarben zu betrachten sind, sondern sie dienen theils als Verschönerungsmittel, theils als Stammeszeichen. Diese Stammeszeichen werden auch an anderen Gesichtstheilen angebracht, so bei den Wakambas an der Schläfe, bei den Makuas an den Wangen; eine ähnliche Sitte herrscht bei den Makaopas, einem von

den Zulus unterworfenen Stamme an der Südostküste. Oberländer [21]) bildet eine ganze Serie solcher Stammeszeichen bei den Kabindas an der Loangoküste ab. Stanley [22]) beschreibt die erhabenen viereckigen Warzen bei den Eingeborenen von Iboko als „fleischige Klumpen". Auch die Kruneger [19]) in Ober-Guinea sind an einem schwarzen Streifen leicht kenntlich, der von der Stirngrenze bis zur Nasenwurzel und oft bis zur Nasenspitze herabreicht.

Die Leptschafrauen bemalen nach Fischer [18]) den Nasenrücken und die angrenzenden Stirn- und Wangenpartien mit einer bräunlichen, harzigen Flüssigkeit, was den Zweck haben soll, die Tugend der Frau vor Angriffen zu schützen; nach einer anderen Meinung soll dies indessen nur aus Eitelkeitsrücksichten geschehen. Die Frau stellt etwa folgende Betrachtungen

Fig. 242. Congoneger mit Stammesnarben (nach Hartmann).

auf: zarte Frauen besitzen eine zarte Haut, welche Eigenschaft sich durch das Auftreten von Sommersprossen kundgibt; diese treten aber wieder meist am Nasenrücken und dessen Umgebung auf, und da die Harzflüssigkeit auf ihrer fetten Haut, die nie gewaschen wird, zu feinen Körnchen zusammenrinnt, so wäre hiemit der Zweck einer Vortäuschung von Sommersprossen erreicht. In einer ähnlichen Weise beschmieren sich die Ladakhfrauen mit Kleister und picken zum Ueberfluss noch kleine Samenkörner darauf.

Am Nasenrücken und an den Seitentheilen der Nase werden oft auch Tätowirungen vorgenommen, allerdings kaum jemals isolirt und auf die Nase allein beschränkt, sondern meist zugleich auch an den übrigen Gesichts- und anderen Körpertheilen. Classische Beispiele bieten die Maoris auf Neuseeland und einige nordamerikanische Indianerstämme (Fig. 267 von Neu-Guinea). Die bei den Naturvölkern allenthalben bekannten Bemalungen mit möglichst schreienden Farben dürfen wir wohl als den ersten Schritt zur Vornahme einer Verzierung annehmen.

Ueber Verzierungen, welche an der Nasenwurzel getragen werden, wird bisher nur von einem einzigen Orte berichtet. Clercq [6]) erwähnt nämlich den Stamm der Marèm-gi in Niederländisch-Neu-Guinea, welcher die Nasenbeine durchbohrt und Stückchen geschliffener Muschelschalen hineinsteckt; da dies jedoch bei der platten Nasenwurzel der Papuas eine ziemlich schwierige Operation voraussetzt und ausserdem die Nachricht nicht auf Autopsie, sondern auf Aussagen von Jägern beruht, so sind wir jedenfalls berechtigt, eine weitere Bestätigung resp. Widerlegung derselben abzuwarten. Dagegen sind Verzierungen der Nasenspitze durch Finsch [13]) und Cooper [8]) sichergestellt.

Die Gegenstände, welche zur Verzierung der Nase angewendet werden, sind je nach ihrer Form zu unterscheiden in Stäbchen, Ringe, Knöpfe und complicirtere Zierathen oder Schmucksachen. Die stäbchenförmigen Nasenzierathen werden zum grössten Theile am Nasensteg, seltener in den Nasenflügeln angebracht; es sind dies kurze oder lange (mitunter bis 40 cm) Cylinder von einem variablen Querdurchmesser, sehr dünn oder ungemein dick, woraus eine hässliche Entstellung resultirt (Fig. 241); die Stäbchen sind entweder gleichmässig gerundet oder an dem einen oder an beiden Enden zugespitzt. Dieser ersten Gruppe von Nasenzierathen begegnen wir fast ausschliesslich bei den niederen Rassen. Die Ringe, welche sozusagen die nächst höhere Stufe repräsentiren, stellen entweder einfache oder mit allerlei Anhängseln verbundene Kreise vor; sie können zierlich, klein oder aber auch so umfangreich sein, dass sie bis unter das Kinn hinabhängen. Einen Uebergang zwischen den Stäbchen und Ringen bilden die mehr oder weniger gebogenen Stäbchen. Die in der Regel an den Nasenflügeln getragenen Nasenknöpfe (Boutons) haben als Leitmotiv einen Stern, Halbmond, Kreis und ähnliche einfache Figuren. Die complicirteren Zierathen und Schmuckgegenstände können schliesslich die allerverschiedensten Formen annehmen, welche ebensogut der vielfach schwankenden Mode unterworfen sind, wie unsere Modesachen in Europa.

Bezüglich des Materials, aus welchem diese Gegenstände verfertigt werden, finden Stoffe aus allen drei Naturreichen ihre Verwendung: Holz, Blätter, Muscheln, Perlmutter, Schildpatt, Vogelfedern und Vogelklauen,

Thierknochen, Zähne, verschiedene polirbare Steinarten, Glas, Metalle, und zwar hauptsächlich Messing, Kupfer, Zinn, Zink, seltener Silber und Gold; dem complicirteren Nasenschmuck werden häufig auch echte und unechte Edelsteine und Perlen beigegeben.

Was die geographische Ausbreitung der Nasenverzierungen anbelangt, so treffen wir sie in gewissen bestimmten Ländergebieten an, wo sie vielfach in compacter Weise vorzukommen pflegen.

In Australien und auf der benachbarten Inselwelt wird dieser Sitte ungemein häufig gehuldigt; während in Oceanien sowohl die einfachen, als auch die complicirteren Nasenzierathen gebräuchlich sind, herrschen am Continente mehr die primitiven Formen vor. Die Eingeborenen vom unteren Murray tragen nach Brough-Smyth [4]) im durchbohrten Nasensteg Stäbchen aus den geschliffenen Schenkelknochen des Emu oder Känguruh, genannt „Mellee-mellee-u“ (englische Schreibweise), die Weiber Knochenringe aus der Schwinge der Trappe. Am Coopers Creek sind nach Howitt anstatt der Knochen auch Federn gebräuchlich, während am Buloo-river, wo beide Geschlechter den Nasensteg durchbohren, zugleich auch zwei Schneidezähne herausgeschlagen werden. Nach Curr [9]), von dem auch die letztere Angabe stammt, ist die Sitte, den Nasensteg zu durchbohren und Gras, Holz, Knochen, Federn etc. in der Oeffnung zu tragen, in ganz Australien als eine ziemlich allgemeine anzunehmen. Schmeltz [19]) hält überhaupt den Gebrauch von Nasenzierathen für die papuanische Rasse als typisch, wenn es auch mit Gewissheit sichergestellt ist, dass bei vielen Papuas diese Sitte in Vergessenheit zu gerathen beginnt oder auch ganz unbekannt ist; auf eine diesbezügliche Frage bekam man einmal von den Eingeborenen die Antwort, dass sie sich schämen, Nasenringe zu tragen.

In der That sind Nasenzierathen überall dort gebräuchlich, wo die schwarze Rasse angesiedelt ist, also in Australien und Melanesien; dagegen dort, wo die malayische Rasse auftritt, also in Polynesien, bleibt die Nase unverändert. Bei den Malayen ist überhaupt jeder Nasenschmuck unbekannt. Dabei muss noch hervorgehoben werden, dass für gewisse Inselgruppen bestimmte Nasenzierathen charakteristisch sind, da sie — ganz abgesehen von den constant auftretenden Formen — einmal im Nasensteg, ein anderes Mal in den Nasenflügeln getragen werden. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass es Orte gibt, in welchen fast alle Eingeborenen Nasenzierathen tragen, andere, wo nur Männer oder seltener auch nur Weiber sie benützen.

Ueber Nasenzierathen auf Neu-Guinea verdanken wir besonders den Forschern de Clercq und Finsch werthvolle Angaben; ersterer [6]) beschäftigte sich hauptsächlich mit dem niederländischen Theile dieser Insel und fand in der Regel den Nasensteg durchbohrt (Fig. 243 *a*—*g*). Gerade und gebogene Nasenstäbchen, und zwar ausschliesslich im Nasensteg, tragen die Stämme Siritò, Buggose, Arfu, Manikion, Sjari, Windesi u. A., während hingegen bei den Stämmen Biga, Seget, Mandoni, Patiburak, Rumbati etc. dieser Sitte wieder nicht gehuldigt wird. Auf Salawati werden bei festlichen Gelegenheiten auch bunte Blumen durchgesteckt; auch zu Waropen und Abere sind Blumen gebräuchlich, welche auf einen manchmal bis zu 40 cm langen Nasenstock befestigt werden; sowohl hier als auch auf der Insel Ron haben auch die Frauen den Nasensteg durchbohrt. Bei den Umars und Jaurs werden kleine, gefärbte, auf geglättetem Rotan aufgefädelte Perlen verwendet; auf Mor tragen alle Männer Muscheln in der Nase, welche sie „kawrò hòrò“ nennen, oder in Ermangelung dessen ein Stück Pandan- oder Nipahblatt, in dem dann eine Cigarette wohl verwahrt wird. Auf den Kumamba-Inseln verziert sich Jedermann ohne Ausnahme die Nase, und zwar die Männer mit den sehr geschätzten Eberzähnen, die Frauen mit geschliffenen Muscheln; auch die Karon tragen, je nach dem Geschlecht, verschiedene Nasenverzierungen: die Männer Schlagfedern von Casuaren, andere Federn oder Holzstäbchen, bei festlichen Gelegenheiten Perlmutterringe; die Frauen begnügen sich mit Vogelknochen, Dornen oder dünnen Holzpflöcken. In Tarfia sind es hauptsächlich unverheiratete Männer und Stutzer, welche Holzstäbe, gerollte Blätter, geschliffene Muscheln etc. in die Nase stecken. Die Wewés befestigen an der Nase, unter dem Namen Sòrombò (Fig. 243 *a*), zwei mittelst einer Schnur aneinander geknüpfte und mit einem Busch von Casuarfedern und weissen Perlen geschmückte Eberzähne, woraus eine Art Vermummung oder Maske entsteht.

Mit dem Namen Sanauwi bezeichnen die Siritos einen Nasenpflock aus dem unteren Ende eines Krokodilzahnes (Fig. 243 *g*), als Atòbu (Fig. 243 *b*) auf der Insel Ron runde, gerade Muschelstäbchen mit eingravirten Arabesken an beiden Enden. Die gebräuchlichsten Muschelarten sind die Tridacna und Nautilusmuschel, die Andai verwenden Tritonschnecken. Als Saugia (Fig. 243 *c*) wird zu Moki ein kurzer Bambuscylinder mit einer Nachahmung der spitzen Hundezähne aus geschliffenen und mittelst Harz daran befestigten Muschelstücken bezeichnet; zu Tarfia trägt

man wiederum hakenförmig geschliffene Muscheln unter dem Namen Babòhò (Fig. 243*d*) in der Weise, dass die Spitzen nach vorn sehene; in der Humboldts-Bai dagegen zwei flach geschliffene, mittelst Baumrinde und Harz miteinander verbundene und in deren Mitte mit ähnlichen Umwickelungen versehene Eberzähne (Fia oder Fiai, Fig. 243*e, f*), deren Spitzen bis zu den äusseren Augenwinkeln reichen.

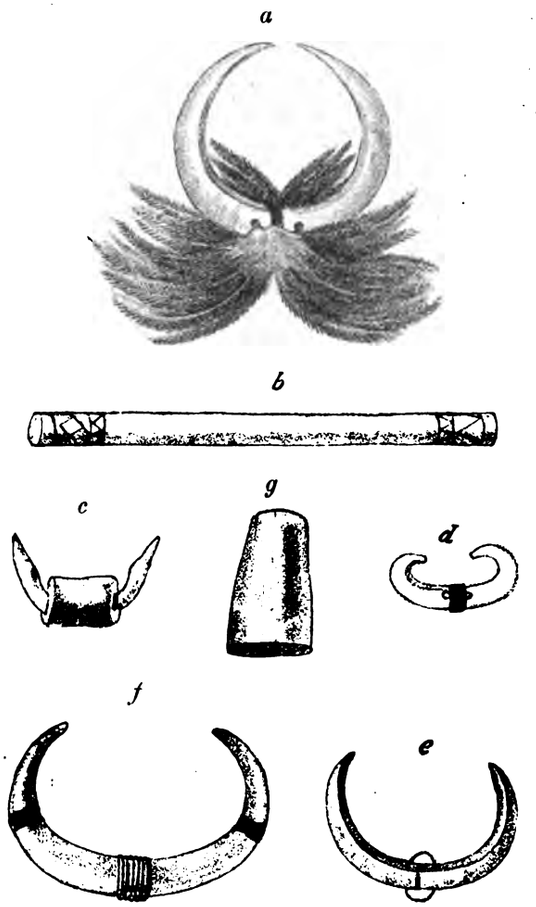


Fig. 243. Nasenzierathen der Papua von Niederländisch-Neu-Guinea (nach Clercq). *a* Sòrombò; *b* Atòbu; *c* Saugia; *d* Babòhò, *e, f* Fia; *g* Sanauwi (Namen der Verzierungen).

Ueber Nasenzierathen in den übrigen Theilen von Neu-Guinea machte Finsch [15]) zahlreiche und gründliche Beobachtungen. Der Papua besitzt in diesen Gegenden gewöhnlich eine nur äusserst nothdürftige, mitunter kaum aus einem Schamschurz bestehende Bekleidung und das, was ihm hiedurch abgeht, sucht er gewissermassen durch allerlei Zierath zu ersetzen; dabei ist besonders sein Haar und seine Nase der Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit, wenn auch andere Körpertheile, so die Stirne, Ohren, Hals, Brust, Leib, Extremitäten etc., an dieser Ausschmückung ihren Antheil nehmen. Oft werden auch Ziernarben in die Haut eingebrannt.

In Deutsch-Neu-Guinea ist die Sitte der Nasenzierathen weniger beliebt und bei den Weibern kommt sie nach Finsch oft kaum in Betracht. Ausser cylinderförmigen Nasenstäbchen aus Holz, Rohr, Knochen und Muscheln sind hier Korallen gebräuchlich, ferner Schildpattringe und Stäbchen aus der ersten fahnenlosen Schwinge einer Casuarart (Casuarius Benneti); in der nunmehr rasch aufblühenden Colonie Finschhafen führen sie den Namen Tem-tem, die Nasenkeile aus Muscheln heissen Ping, aus Knochen Po. Im Huongolf fand Finsch Ringe aus aufgereihten Nassaschalen, ferner Ringe aus Conusboden von 50 mm Durchmesser, ein Mann trug zwei Ringe aus grünen und weissen Glasperlen. In Friedrich Wilhelmshafen [16]) tragen junge Leute zwei Hundezähne im Nasensteg

Fig. 244. Nasenzierathen aus Hundezähnen in Deutsch-Neu-Guinea (nach Finsch).

in der Weise, dass ihre Spitzen nach aussen sehen (Fig. 244). Mitunter kommen an den Rändern der Holzstäbchen eingebrannte Verzierungen vor, wie z. B. in Angriffshafen. Wenn die Holzstäbchen oft eine beträchtliche Grösse erreichen und nicht nur durch ihre Form, sondern auch durch ihr Gewicht einen Einfluss auf die Gestalt der Nase auszuüben im Stande sind, so gilt dies in einem noch höheren Grade von den Muschelcylindern, denn man findet mitunter kunstvoll aus Tridacna geschliffene Nasenkeile vor von 10 cm Länge, 2 cm Dicke bei einem Gewicht von 70 gr, welche auf das Antlitz natürlich im höchsten Grade entstellend wirken (Fig. 241 und 253). Die Männer, welche sich in der Regel mehr schmücken als die Weiber, tragen längere Nasenstäbchen, während sie bei den letzteren oft seitlich kaum vorragen.

An einigen Orten sind mitunter ganz aparte, phantastische und zusammengesetzte Nasenzierathen modern; so trifft man in den Ländergebieten zwischen

Hatzfeldhafen und Guap, vereinzelt auch im Archipel der zufriedenen Menschen eigenthümliche, schnallenrahmenförmige, sehr zierlich aus Perlmutter oder Nautilusmuschel geschnitzte Nasenzierathen, deren schwierige Bearbeitung bei der Härte des Materials alle Anerkennung verdient (Fig. 245). Aehnliche Perlmutterschnallen fand Finsch am Berlinerhafen und am Kaiserin Augusta-Fluss; sie sind oft aus einigen Stücken zusammengesetzt, mit Blattstielen verknüpft und an den Rändern gezähnt.

Abweichend von den sonst in Neu-Guinea gebräuchlichen Formen sah Finsch zu Tagai hie und

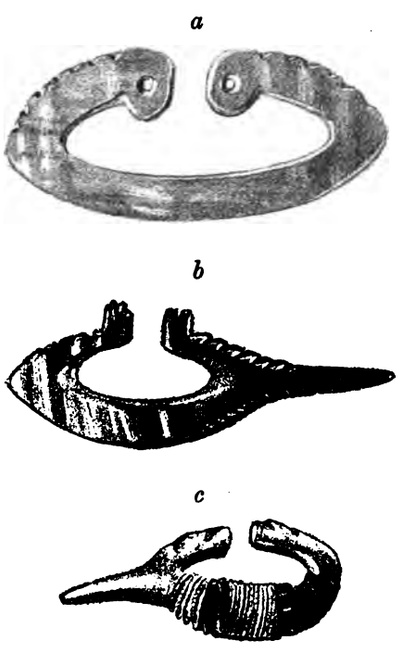


Fig. 245. Nasenzierathen aus Perlmutter in Deutsch-Neu-Guinea (Wiener naturhistorisches Museum). *a*, *b* Schnitzerei (Kaiserin Augusta-Fluss und Berlinerhafen); *c* mit Blattumhüllung und Verschnürung (Berlinerhafen) (1/1).

da auch Federn, Pflanzenstengel oder einseitig zugespitzte Holzstäbchen, welche jedoch nicht in den Nasensteg, sondern analog der auf Neu-Britannien herrschenden Sitte in die Nasenflügel gesteckt wurden (Fig. 247). Sogar die Nasenspitze wird geschmückt, denn in Wanna sah er einen Knaben, welcher ein kurzes Holzstäbchen von der Dicke eines Zündhölzchens longitudinal in einem Loche der Nasenspitze trug. Aehnliches beobachtete auch Coote [8]) auf der Insel Ulana (Salomon-Inseln) bei jungen Mädchen, welche in der Nasenspitze einen Zierath aus Perlmutter trugen, der einen lang gebogenen Vogelhals mit Kopf vorstellte (Fig. 249).

Während in Deutsch-Neu-Guinea die Nasenverzierungen ziemlich spärlich auftreten, sind sie um so zahlreicher im englischen Territorium dieser Insel (Fig. 246*a*—*d*). Der Nasensteg wird schon in früher Jugend durchbohrt, und zwar sind es wieder vorzugsweise die Männer, welche sich des Oefteren und längerer Nasenstäbchen bedienen als die Weiber. Es gibt indessen auch Ausnahmen; so erreichen z. B. die Nasenpflöcke bei den Weibern von Kabadri, landeinwärts von der Redscar-Bai, dieselbe Stärke und Länge wie bei den Männern. Dafür greifen die Frauen häufig zur Tätowirung, was vielleicht mit der äusserst ungenügenden Kleidung zusammenhängt (Fig. 267).

Finsch [18]) beobachtete hier hauptsächlich folgende Formen: „Mokoro“, längere, rundliche, an beiden

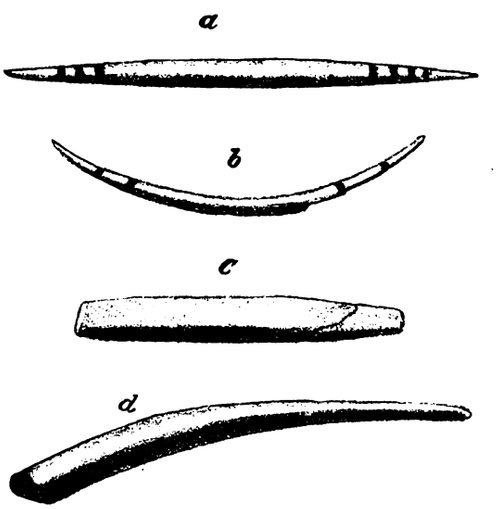


Fig. 246. Nasenzierathen der Papua von Englisch-Neu-Guinea (nach Finsch). *a*, *b* Mokoro; *c* Daikuku; *d* Hiddo.

Enden zugespitzte Stäbe aus dem Schlosstheile von Tridacna gigas (Fig. 246*a*), oder auch aus einer Känguruh- oder Schweinsrippe, welche letzteren noch länger und gebogen sind (Fig. 246*b*); in der Nähe der Spitze finden sich oft seichte Einkerbungen mit umflochtenem Menschenhaar. Diese Mokoros werden hauptsächlich in der Hood-Bai durch Schleifen der Muscheln mittelst eines harten Steines verfertigt und sind westlich bis zur Redscar-Bai, östlich bis in den Aromadistrict verbreitet. Im Westen von der Freshwater-Bai bis Keräma werden mit dem Namen „Daikuku“ kürzere Nasenstäbe bezeichnet, welche aus Quarz, hartem Holz oder Tridacna geschliffen werden (Fig. 246*c*). Ausser diesen sind hier noch Zierathen namens „Käma“ (Port Moresby) und „Omera“ (Freshwater-Bai) gebräuchlich; die ersteren stellen glatte, aus Tridacna

geschliffene Nasenkeile dar und sind die werthvolleren, während die letzteren aus Holz oder Bambusrohr verfertigt werden, welche oft eine Dicke von 13—16 mm

Fig. 247. Geschliffene Dentaliummuschel im Nasenflügel, Neu-Britannien (nach Finsch).

erreichen und in Folge dessen das Septum gewaltig ausdehnen. Ganz aparte und charakteristische Nasenzierathen fand Finsch an der Ostspitze von Neu-Guinea und auf den nahegelegenen d'Entrecasteaux-Inseln, denen auf Neu-Guinea wesentlich ab. Es werden vorwiegend die Nasenflügel, weit seltener der Nasensteg durchbohrt (Fig 247 und 248). Unter dem Namen „Aurnäta" sind hier einseitig zugespitzte, dünne Keile aus der Dentaliummuschel bekannt, welche mit der Spitze in die vorgebohrte Oeffnung gesteckt werden und oft eine Länge von 9—10 cm erreichen (Fig. 248 *d, e*). Jung [19]) bildet einen Neubritannier ab, dessen Nase durch einige in die Nasenflügel beinahe senkrecht eingesteckte Holzstäbchen wie bespickt erscheint. Längere Nasenstifte aus Casuarschwingen werden unter dem Namen „Bilibagu" im Nasensteg getragen; das im Wiener naturhistorischen Hofmuseum befindliche Exemplar misst 17·5 cm (Fig. 248 *c*). Aehnliche „Bilibagus" tragen an einem Ende oft einige Glasperlen (Fig. 248 *b*). Auch Ringe mit aufgefädelten Glasperlen, „Ambit" (Fig. 248 *a*) genannt, sind hier gebräuchlich und werden nicht nur im Nasensteg, sondern auch in den Flügeln getragen. In dem ehemaligen Museum Godeffroy [19]) waren pfriemenähnliche Nasenzierathen

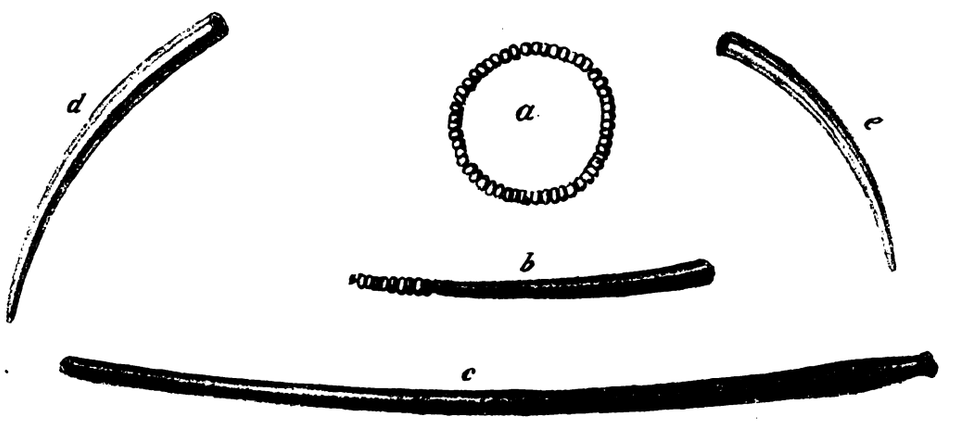


Fig. 248. Nasenzierathen in Neu-Britannien (Wiener naturhistorisches Hofmuseum). *a* Ambit (aufgefasste Glasperlen) (2/3); *b* Casuarfeder mit Glasperlen (1/1); *c* Bilibagu (Casuarfeder) (2/3); *d, e* Aurnäta (Dentaliummuschel) (1/1).

welche aus dem Schlosstheile der Hippopusmuschel geschliffen werden und sich durch ihre gelbe bis orange Färbung auszeichnen. Diese oft auch als Tauschmittel benützten und hoch geschätzten Nasenkeile tragen in Milne-Bai den Namen „Hiddo" (Fig. 246 *d*), auf der Dinner-Insel „Panaiate" und erfreuen sich besonders bei Frauen und Mädchen einer grossen Beliebtheit. Auf der letzteren Insel traf Finsch auch aufgereihte Spondylusscheibchen, in Bentley-Bai feine Rotanringe und Korallen.

Die Bewohner von Neu-Britannien weichen sowohl durch die Form der Nasenzierathen, als auch durch die Art und Weise des Tragens derselben von aus Tridacna ausgestellt, welche an ihrem stumpfen Ende eine Oeffnung hatten, an der eine kurze Schnur mit Glasperlen hing; an der Oberfläche waren sie durch eingeritzte, geschwärzte, sich kreuzende Linien ornamentirt; ferner Stäbchen aus einigen übereinander geschobenen und einer Federpose nicht unähnlichen Stückchen von Pflanzenstielen; dann vier oder acht mit einander auf kurzem Stiel verbundene Zähne von Cuscus und schliesslich schmale Streifen von Schildpattringen. Da die Bewohner dieser Inseln nicht selten völlig nackt herumgehen oder höchstens nur mit der nothwendigsten Bekleidung versehen sind, so gewinnt ihre Körperverzierung eine desto grössere Bedeutung,

umsomehr, als auch der Ausputz des übrigen Körpers ziemlich spärlich ist; man sieht Armbänder, Halsstrickchen oder einige Schnüre Glasperlen um den

Fig. 249. Nasenzierath in der Nasenspitze, Salomon-Inseln (nach Coote).

Leib. Finsch [14]) betont, dass sie trotz der völligen Nacktheit dennoch äusserst decente und keusche Leute sind, deren Moralität als Muster dient und den Beweis liefern könnte, dass Nacktheit und Schamhaftigkeit wohl neben einander bestehen können.

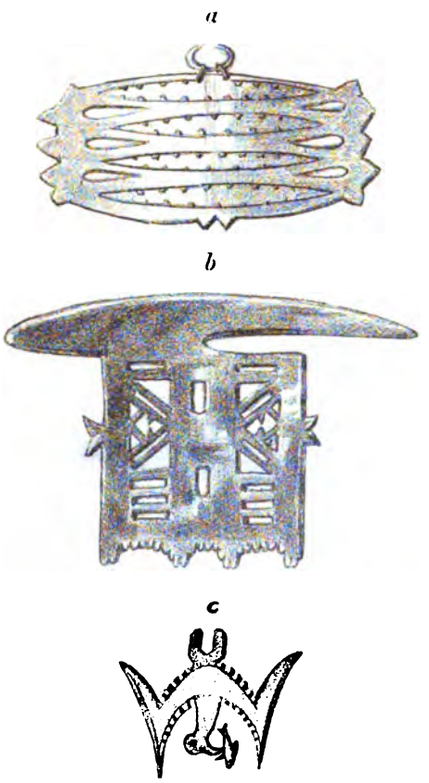


Fig. 250. Complicirte Nasenzierathen von den Salomon-Inseln. *a* Perlmutterschnalle (nach Edge-Partington); *b* Perlmutterschnalle. Santa Cruz (nach Coote); *c* Schildpatt (nach Schmeltz-Krause).

Einen grossen Formenreichthum bieten die Nasenzierathen der Salomon-Inseln (Fig. 249 und 250); man beobachtete hier Nasenpflöcke aus Kalkspath, Krebsscheeren, ferner zierlich aus Conus millepunctatus geschliffene Ringe unter dem Namen Kokomi, Ringe aus getrocknetem Gras und runde, unter dem Namen U-su-su bekannte Muschelstäbchen im Septum. Ausser-

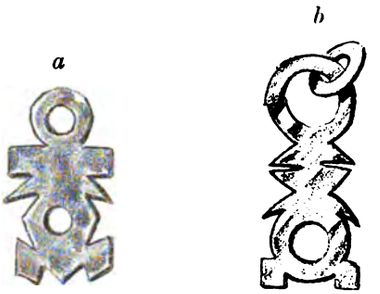


Fig. 251. Nasenzierathen aus Schildpatt, Lord Howe-Gruppe. *a* nach Edge-Partington; *b* nach Schmeltz-Krause.

dem bedienen sich jedoch diese Insulaner oft auch zusammengesetzter Nasenzierathen (Fig. 250*a*—*c*); so beschreiben Schmeltz und Krause [29]) einen dünnen, aus Schildpatt geschnittenen Nasenzierath mit einem zur

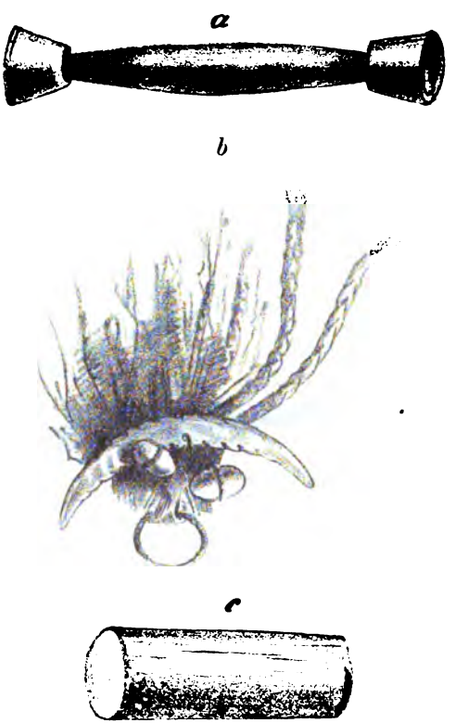


Fig. 252. Nasenzierathen von den Inseln der Torresstrasse (nach Edge-Partington). *a*, *c* mit Perlmutter ausgelegte Nasenstäbe; *b* Wollstrang mit rothen Samen etc.

Befestigung am Nasensteg dienenden, oben offenen Ring, an den sich ein an den Rändern gezähnter, in zwei dreiseitige Spitzen auslaufender Halbring mit einem Vogelkopf anschliesst, welcher im Schnabel einen Fisch trägt (Fig. 250*c*). Edge-Partington [11])

bringt die Abbildung eines breiten, ornamentirten, schnallenförmigen Nasenzierathes aus Perlmutter (Fig. 250 *a*), [Aehnliches beschreibt Coote [8]) für Santa Cruz (Fig. 250 *b*)], ferner eines complicirten Zierathes

Fig. 253. Kurzes Stäbchen im Nasensteg, Inseln der Torresstrasse (nach Coote).

von der Lord Howe-Insel (Ontongjava nach Tasman, auch Liuniuwa) aus Schildpatt (Fig. 251 *a*), in welchem Schmeltz — der einen ähnlichen bespricht — die Andeutung eines Götzen erblickt (Fig. 251 *b*); sein Exemplar hatte eine Höhe von 11 cm und eine Breite von 7 cm und wurde zu je einem Stück in jedem Nasenflügel angebracht. Noch complicirtere Nasenzierathen findet man auf den Inseln der Torresstrasse; so stellt Fig. 252 *b* einen hauptsächlich aus geflochtenen schwarzen Wollsträngen bestehenden Nasenzierath [11]) dar, mit welchem ein Halbmond aus Perlmutter und glänzend rothe Samen verknüpft sind. Allerdings trägt man hier auch einfachere Gegenstände, so z. B. Holzstäbe, die an ihren Enden mit Perlmutter ausgelegt sind (Fig. 252 *a*, *c*).

In Mikronesien, wo die papuanische Rasse mit der polynesischen sich vielfach vermengt, werden die Nasenzierathen immer spärlicher, da die Polynesier die Nase nicht schmücken. Nur von einigen Inseln der westlichen Carolinen, und zwar Pelau und Yap, berichtet Miklucho-Maclay [12]), dass der Nasensteg hier durchbohrt und ein kleiner Holzstift hineingesteckt wird; auch Lütke hebt hervor, dass auf den Carolinen am Nasensteg, jedoch äusserst selten, eine Oeffnung und in ihr eine kleine Papierrolle angebracht wird.

Es ist interessant, dass die Nasenzierathen von den Eingeborenen mitunter sogar förmlich falsificirt werden. Die werthvollsten sind nämlich die fast kreisförmig gebogenen Eberzähne; es gibt jedoch Gegenden, wo Eberzähne absolut nicht mehr zu haben sind; da hilft sich der Papua in der Weise, indem er sie durch Hundezähne ersetzt oder aus Muscheln nachahmt; aber auch solche Tridacnamuscheln sind noch ziemlich werthvoll, denn auf anderen Inseln sind nicht einmal die nöthigen Muscheln zu haben; nun, dann müssen sie bei den Nachbarn gekauft resp. eingetauscht werden. Aber auch diesen Luxus kann sich nicht jeder Eingeborene verschaffen und so bringt er es

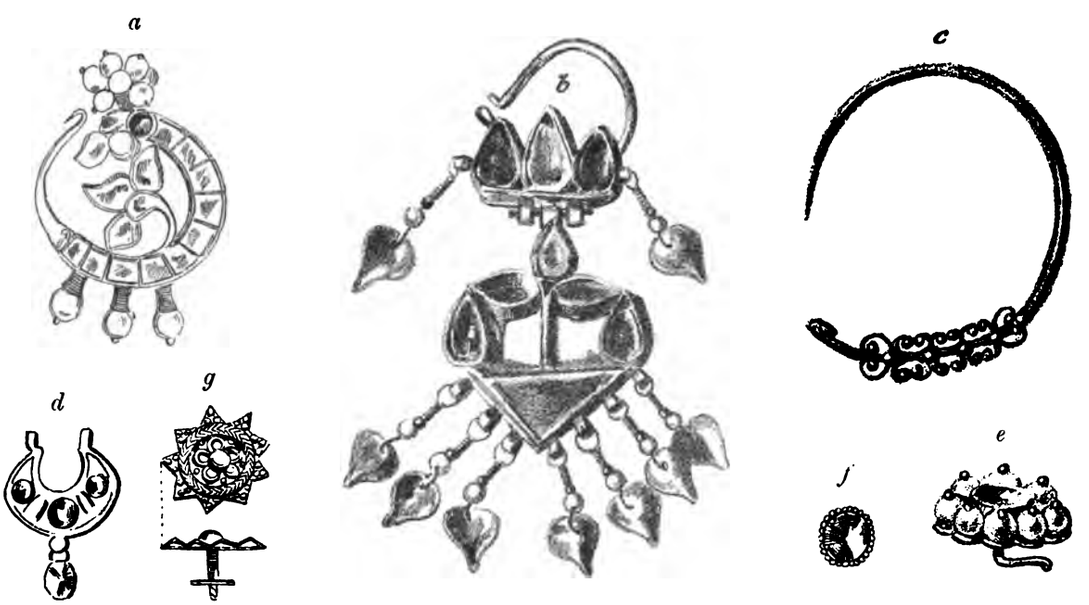


Fig. 254. Indischer Nasenschmuck. (Nat. Grösse. Theils nach Objecten des Wiener naturhistorischen Hofmuseums, theils nach Fischer). *a* verzierter Nasenring für den Nasenflügel; *b* Nasenschmuck aus vergoldetem Messing mit Halbedelsteinen für den Nasenflügel, 7·5 cm lang (Wiener Hofmuseum); *c* Nasenring („mákri"); *d* Halbring für den Nasensteg; *e* Nasenknopf für den Nasenflügel mit Perlen und Häkchen; *f* Nasenknopf für das Nasenläppchen; *g* Nasenknopf für den Nasenflügel zum Anschrauben.

mit Hilfe der allseitig nivellirenden Civilisation dahin, dass er wenigstens durch vielleicht oft theuer erkaufte Zündhölzchen, auf die er allenfalls noch einige Glasperlen befestigt, seine Eitelkeit zu befriedigen sucht.

In Indien, wo seit jeher der Hang zur prunkhaften Prachtentfaltung sich einbürgerte und das Schmücken und Verzieren der Bevölkerung zur zweiten Natur geworden ist, pflegen sich sowohl die Frauen als auch die Männer fast an allen Körpertheilen nicht nur zu schmücken, sondern mit Schmuck förmlich zu überladen. Auch Tätowirungen werden vorgenommen, allerdings nicht in jener auffallenden Weise, wie in Oceanien. Selbst die Aermsten unterlassen es nicht, ihren letzten Sparpfennig auf Schmucksachen zu verwenden. Die Nase wird hiebei natürlich auch nicht vergessen, was besonders eine schwache Seite des weiblichen Geschlechtes ist. Dafür kann man jedoch zum Lobe des Geschmackes der Indier hervorheben, dass die Nase, trotz des mitunter bedeutenden Umfanges des Nasenschmuckes, weniger Verunstaltungen erleidet und dass hier weder die entstellenden Nasenstäbe der Papuas, noch die in Afrika und Amerika gebräuchlichen sogenannten Lippenpflöcke (Fig. 260) bekannt sind. Die Nasenverzierungen sind hier in Folge ihres materiellen und mitunter künstlerischen Werthes nicht mehr als blosse Nasenzierathen zu betrachten, sondern sie stehen viel höher und werden eben zu einem oft sehr theueren Nasenschmuck. Die in Indien herrschende höhere Cultur und ruhmvolle Vergangenheit vermag durch Vermittlung der hochentwickelten Kunstindustrie hervorragende Arbeiten eines unermüdlichen Erfindungsgeistes und emsigen Kunstfleisses hervorzubringen und auf diese Weise ist es erklärlich, wieso hier der Nasenschmuck gegen die bisher besprochenen Nasenzierathen eine feinere und mitunter sogar künstlerische Form erlangt.

Man sieht in Indien zierlich gearbeitete Metallringe, Filigranarbeiten mit Edelsteinen, Perlen oder verschiedenartigen Anhängseln, welche am Nasensteg oder Nasenflügel angebracht werden; oft erreichen die Ringe einen solchen Umfang, dass sie mittelst Schnüren an den Ohren festgehalten und an die Wangen festgedrückt werden müssen. Ferner findet man einfache oder kunstvoll gearbeitete Boutons (Fig. 254 *e*—*g*) (Nasenknöpfe) in Form eines mit Edelsteinen oder Glasimitation ausgelegten Sternes, Kreises, Halbmondes, Druidenfusses, Rosette oder eines sonstigen Motives, wie sie eben der jeweilig herrschende Geschmack verlangt. Sie werden fast ohne Ausnahme in den Nasenflügeln befestigt, und zwar pflegt man sie entweder aufzuhängen oder anzuschrauben; häufig wird der linke Nasenflügel bevorzugt. Im Norden herrschen mehr die Knöpfe, im Süden die Ringe vor. Ausserdem hängt man mittelst kleiner Halbringe thränenförmige Perlen (Fig. 254 *d*) oder Edelsteintropfen an den Nasensteg, mitunter auch an die Nasenläppchen mittelst kleiner Häkchen (Fig. 254 *f*); schliesslich ist der mitunter sehr complicirte Nasenschmuck mit den verschiedenartigsten Anhängseln, Glöckchen etc. zu erwähnen (Fig. 254 *h*). Als Material werden Metalle, Perlen, Edelsteine, Korallen, Elfenbein und Glas verwendet; von Muscheln, welche ziemlich selten verwendet werden, findet man am ehesten noch Kaurimuscheln. Im Süden von Indien sind nach Fischer [16]) gelbe Metalle vorherrschend, reines oder vergoldetes Messing, Kupfer, seltener Gold; im Nordwesten dagegen weisse Metalle: Silber, Zink, Zinn, Blei, Eisen. Mitunter sind auch die Steine für eine bestimmte Gegend charakteristisch; so gebraucht man in Madras mit Vorliebe grüne Steine, in Dscheypor Granaten, in den Himalayadistricten den Türkis. Auf unserer Fig. 255 trägt das Hindumädchen aus Lahore ausser dem übrigen massenhaft angelegten Schmuck einen grossen Nasenring im linken und einen Nasenknopf im rechten Nasenflügel.

Das in Indien herrschende Kastenwesen bringt es mit sich, dass der Nasenschmuck auch je nach der Kaste verschieden ist, ebenso in den einzelnen Landschaften. So tragen z. B. die Brahmaninnen der Parsukaste grosse dünne, mit Perlen besetzte Metallringe (Fig. 256 *a*); in Radschputana beobachtet man umfangreiche, bis unter den Mund reichende, mit Edelsteinen verzierte Ringe, aber auch Boutons (Fig. 256 *b*): bei dem Stamme der Bhils dagegen kleine Ringe oder Knöpfe am Nasenflügel.

Mukharji [23]), welcher den indischen Nasenschmuck als eine Modesache der neuesten Zeit auffasst, „da hievon in alten Büchern nichts erwähnt wird", beschreibt für Bengalen, wo die Mode übrigens schon im Aufhören begriffen sein soll, folgende Arten von Nasenschmuck: „Nath", ein grosser im linken Nasenflügel getragener Goldring mit Perlen und Edelsteinen; „Mákri", ein kleiner, dünner Ring, welcher entweder im linken Nasenflügel oder im Nasensteg befestigt wird (Fig. 254 *c*); kleine Goldringe dagegen, welche mit einer ovalen röthlichen Perle versehen und für den Nasensteg bestimmt sind, werden von jungen Mädchen unter dem Namen „Nolok" sehr gerne getragen. Als „Nákchhábi" bezeichnet man Boutons, die im linken Nasenflügel angebracht werden, und als

„Besar“ flache, im Nasensteg befestigte Goldstücke in der Form eines Halbmondes.

Im nördlichen Indien sind ebenfalls grosse Nasenringe unter dem Namen „Nath“ gebräuchlich, es werden ihnen jedoch ausserdem andere Juwelen angehängt, welche wieder besondere Namen führen: „Latkan“ und „Morni“, als Gehänge, letzteres in Form eines ausgebreiteten Schwanzgefieders des Pfaues; „Bohr“, klingendes Metallgehänge; „Phuli“, ein kleiner Ring mit einem Smaragd oder einem anderen Edelstein von ovaler Gestalt; „Bulák“, ein kleines Gehänge, welches auch im Nasensteg befestigt werden kann; ferner benützt man hier auch goldene Nasenknöpfe mit einer Perle oder einem Türkis unter dem Namen „Laung“ im Nasenflügel. Dem feinsten Schmuck mit einem unverkennbar arischen Typus begegnet man nach Birdwood [3]) im Westen Indiens, besonders in Kaschmir, Pendschab und Radschputana.

Es ist selbstredend, dass die ärmere Bevölkerung, welche hinter den Reicheren nicht zurückbleiben will, sich vielfach auf einen aus einfacherem und billigem Materiale hergestellten Nasenschmuck beschränken muss; so sind, wie oben erwähnt, unter dem Namen „Mákri“ (sanskrit Mukhara) etwa 3 cm grosse, mit einer Oese, einer Nadelspitze und kleinen Filigranzierath versehene Ringe aus vergoldetem Messing vielfach verbreitet; selbst die armen Hindus tragen wenigstens Messingringe mit aufgefädelten Glasperlen oder Messingringelchen.

Auf Ceylon (Fig. 257) sind es besonders die Tamilinnen, bei denen der Nasenschmuck in Knopf- und Ringform beliebt ist. Mitunter trifft man freilich auch einen sehr primitiv und roh gearbeiteten Schmuck. Manche Völkerschichten tragen hingegen

Fig. 255. Hindumädchen aus Lahore (nach Fischer).

keinen Nasenschmuck, so in der Regel die Mohammedaner und Singhalesen. [Zur Fig. 256 muss ich anschliessend bemerken, dass sie in meinem Buche „Die äussere Nase“, S. 151, durch eine unliebsame Verwechslung im Museumskataloge als singhalesisch bezeichnet wurde, was ich hier allerdings post festum berichtigen möchte.]

Während der Nasenschmuck in Centralasien, China und Japan unbekannt ist, wird er in charakteristischer Weise von einigen Tungusenstämmen des unteren Amurlandes angewendet; denn im Gegensatze zu den Stämmen der Giljaken, Oltscha, Oroken und

Negda schmücken sich nach Schrenck [80]) die Weiber der Samagirn, Golde und Orotschen sowohl den Nasensteg, als auch die Nasenflügel mit Ringen aus Kupfer- oder Silberdraht, welche ebenso S-förmig gestaltet

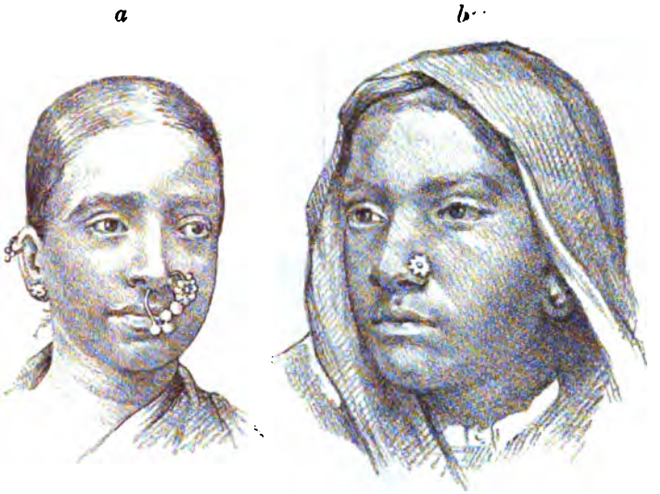


Fig. 256. Indischer Nasenschmuck (nach Photographien des Wiener naturhistorischen Museums). *a* Brahmanin mit perlenverziertem Nasenring; *b* Mädchen aus dem Minastamme im nördlichen Radschputana mit Nasenknopf.

sind wie die Ohrringe (Fig. 258); diese Sitte tritt so constant auf, dass die betreffenden Stämme sofort von einander zu unterscheiden sind. Es ist auffallend, dass bei ihnen der Gebrauch der Nasenringe mit der hier üblichen mandschu-chinesischen Haartracht zu-

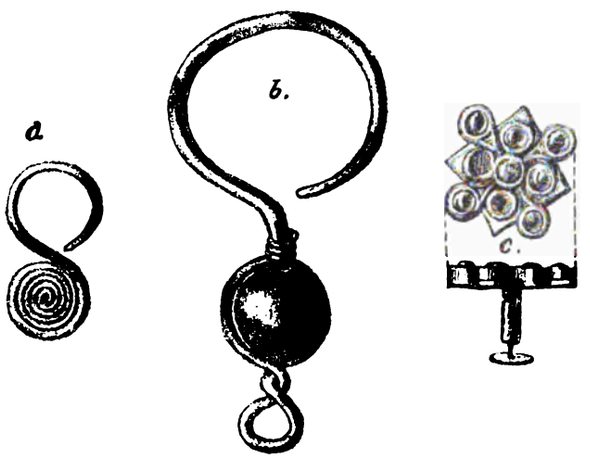


Fig. 257. Nasenschmuck von Ceylon (aus dem naturhistorischen Hofmuseum). *a* Silberdraht. 2·2 cm lang; *b* braune Glasperle mit Kupferdraht, 6 cm lang; *c* Nasenknopf. Rosette aus goldgefassten rothen und grünen Steinen (1/1).

sammenfällt, wofür Schrenck keine genügende Erklärung findet, da in China kein Nasenschmuck getragen wird.

Bevor wir uns nach Afrika wenden, darf der Nasenschmuck jener Gegenden zwischen der Westgrenze Indiens und dem Rothen Meere nicht unerwähnt bleiben, welcher gewissermassen einen Uebergang zwischen den asiatischen und nordafrikanischen Formen zu bilden geeignet erscheint; denn sowohl in Persien als auch in Arabien sieht man bei Frauen oft goldene Hohlringe, entweder einfach oder mit Anhängseln. Und gerade diese Länderstrecken haben diesbezüglich eine grosse Bedeutung, da wir hier mit Sicherheit nachweisen können, dass der Nasenschmuck auch den hiesigen alten, sogar vorchristlichen Völkern nicht unbekannt war. Aus dem alten Testamente erfahren wir, dass selbst die Juden

Fig. 258. Nasenschmuck aus dem Amurlande (nach Schrenck) (1/1).

im Nasensteg Schmuck befestigten; Rebecca empfing bei der Brautwerbung Isaaks durch den ältesten Knecht Abrahams zwei Armringe und einen „Nasenring, einen halben Sekel Goldes an Gewicht“ (Gen. XXIV, 22, 47). Den stolzen und hoffärtigen Töchtern Zions verkündet der Prophet Jesaias (III, 21), dass ihnen der Herr all' ihr Geschmeide und ihre Nasenringe wegnehmen werde; Aehnliches findet sich bei dem Propheten Ezechiel (XVI, 12). Schon der Umstand ist auffallend, dass es für die Bezeichnung „Nasenring“ ein besonderes Wort gibt: נֶזֶם (nezem),

Plur. נְזָמִים (nzomim). Auch die verwandten Sprachen besitzen besondere Worte, so heisst im Arabischen der Nasenring زِمَام (zemām), im Syrischen ܙܡܳܐ (zmāmā). Dabei bleibt es eine interessante Thatsache, dass es bei den Juden, wie dies aus der Bibel und den Vorschriften des Talmud hervorgeht [18]), eine Zeit gab, wo den Frauen das Tragen eines Nasenringes gestattet, hingegen der Gebrauch von Ohrringen als götzendienerisch verboten war. Gesenius gibt an, dass die Nasenringe nur bei den Frauen gebräuchlich waren, während Ohrringe auch von Männern getragen wurden. Es sind uns jedoch auch plastische Darstellungen des Nasenschmuckes aus dem Alterthum überliefert worden; bei seinen Ausgrabungen auf Cypern fand Ohnefalsch-Richter [19]) einige jetzt theilweise in Berlin befindliche Terracottafiguren, deren Nasensteg durch einen dicken, jedoch nicht über die Oberlippe reichenden Nasenring geschmückt ist. Er hält sie für Abbildungen der Aphrodite oder einer ihrer Priesterinnen. Wenn auch bei einigen dieser Statuenköpfe der Einfluss der griechischen Kunstrichtung nicht zu leugnen ist, so sehen wir uns trotzdem gezwungen, die Provenienz dieses eigenartigen Schmuckes im Osten von Cypern zu suchen, da erstens bisher bei keiner echt griechischen Statue der Nasenschmuck beobachtet wurde und auch sonst von den Autoren nicht erwähnt wird, ferner da Cypern schon seiner geographischen Lage nach als ein Kreuzungspunkt der griechischen, ägyptischen, assyrischen, syrischen und persischen Cultur anzusehen ist.

Im heutigen Afrika sind die Nasenverzierungen bei den vielen heterogenen Völkerschaften dieses Welttheiles gleichfalls verbreitet. In Aegypten lehnt sich der Nasenschmuck noch ziemlich an die nachbarlichen Formen des Orients an und ist besonders beim weiblichen Geschlechte beliebt; es sind dies zumeist einfache oder verschnörkelte Nasenringe am Nasensteg, ferner Nasenknöpfe und Edelsteintropfen an den Nasenflügeln. Die Fellahmädchen tragen Metallringe in vorgebohrten Oeffnungen des Nasenstegs und der Flügel nur bei festlichen Gelegenheiten und pflegen sie bei gewöhnlichen Beschäftigungen während des Tages abzunehmen und dafür kleine Holzstöpselchen hineinzulegen, womit das Wiederzuheilen der Oeffnung vermieden wird. Diese Ringe, in Aegypten Chuzâm, im Sudan Chizâm genannt, werden aus Gold- oder Silberdraht, auch aus Kupfer und Messing verfertigt und mitunter mit aufgefädelten Korallen oder Perlen verziert; die Nasenknöpfe werden, wie in Indien, vermittelst Häkchen oder Schrauben befestigt. Einen sehr zierlichen und oft kostbaren Nasenschmuck tragen die Tänzerinnen; Junker [21]) beschreibt einen merkwürdigen, in seiner Privatsammlung befindlichen Nasenschmuck, welcher eine eigenthümliche Vereinigung eines Ringes mit einem Häkchen und perlenverzierten Kettengehänge darstellt (Fig. 259). Die Weiber der nomadisirenden Araber- und Beduinenstämme in Nubien, welche im Schmuck einen grossen Aufwand treiben und von Ratzel [17]) zu den schmuckreichsten Völkern gezählt werden, tragen Nasenringe meist aus Silber, oft auch aus Elfenbein, Horn, seltener aus Gold.

Je weiter wir uns nach Süden und in das Innere Afrikas wenden, desto einfacher und primitiver wird der Nasenschmuck; schon im Sudan verlieren die Nasenverzierungen ihre gefälligen Formen, wie sie in

Fig. 259. Nasenohrkette, Sudan (nach Junker).

Indien gangbar sind, und machen oft sehr einfachen und geschmacklosen Beigaben Platz. In der Nähe der Küste trifft man wenigstens die Deformation der Nase seltener; so bedienen sich die Suahelis nach Ratzel [17]) grösserer Ringe aus Messing oder filigranartig bearbeiteten Drahtes, an dem oft Glasthränen angehängt sind (II. S. 131), und an der Tangaküste im nordöstlichen Deutsch-Afrika beobachtete Baumann [3]) Viertelrupienstücke oder Glasperlen, welche im linken Nasenflügel befestigt werden und den Namen „Kipini“ führen. Dafür sind die Nasenverzierungen bei den urwüchsigen Stämmen Central-Afrikas oft mit jener hässlichen Entstellung der äusseren Nase vergesellschaftet, wie wir sie bereits in Australien antrafen; oft bezieht sie sich jedoch nicht allein auf die unteren Abschnitte der Nase, sondern auch auf die Oberlippe. In dieser Richtung wird oft Unglaubliches geleistet, was am besten durch die Lippenpflöcke und die besonders bei den Manganyaweibern gebräuchlichen,

überaus hässlichen und verunstaltenden „Peleleringe“ illustrirt wird. Auch von E. Brussoux sind Nasenverstümmelungen der Bewohner am Congo beschrieben worden.

Die am mittleren Laufe des Djurflusses sesshaften Bongo bringen nach Schweinfurth [31]) an symmetrischen Stellen der beiden Nasenläppchen je vier Oeffnungen an und stecken Grashalme hindurch, am Nasensteg hingegen befestigen sie einen oder zwei Kupferringe und überdies heften sie an die perforirte Oberlippe einen Kupfernagel mit einem konischen Kopf (Fig. 260); diese Zierathen sind bei beiden Geschlechtern üblich, nur gilt ein in die Unterlippe gesteckter Holzpflock als Kennzeichen der verheirateten Frau. Die Bellanda, ein Völkchen zwischen Bongo und Niam-niam, begnügen sich mit kleineren Kupferringen, welche sie jedoch dafür in einer um so reichlicheren Anzahl, 4—6 Stück, oft auch bündelweise an den Nasenläppchen befestigen (Fig. 260 *c*); bei den Männern wird überdies ein grösserer Ring im Nasensteg und ein breiter Holzpflock in der Oberlippe angebracht. Bei den Ssere, einem ehemaligen Sclavenstamme der Niam-niam, pflegen die Weiber zwei Strohhalme in den Nasenflügeln und eine Elfenbeinplatte in der Oberlippe zu tragen (Fig. 260 *d*), während bei anderen Zinnringe in den Nasenflügeln gebräuchlich sind. Auch unter den Weibern von Golo, welche westlich von Bongo angesiedelt sind, werden im Nasenflügel je drei Strohhalme und in den Lippen Kupferzierathen getragen. Von den Gamergufrauen im südlichen Bornu werden nach Rohlfs [18]) ausser Ringen auch Platten im Nasensteg angewendet; von den Baluba berichtet Wolf über Stäbchen und Perlenschnüre im Nasensteg bei beiden Geschlechtern und

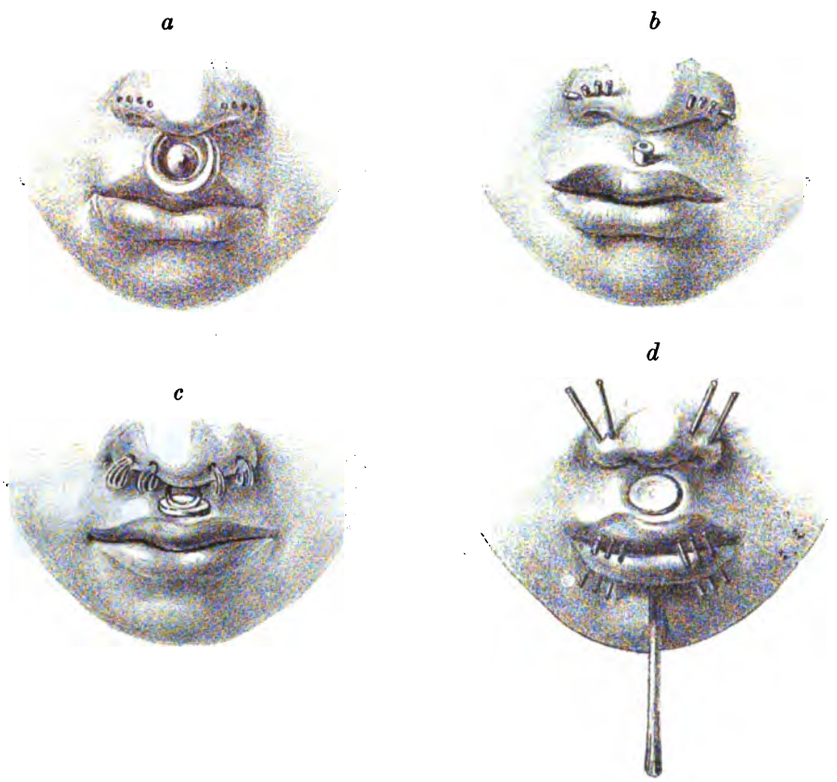


Fig. 260. Nasenzierathen in Central-Afrika (nach Schweinfurth). *a* Bongo; *b* Bongo; *c* Bellanda; *d* Ssere.

Hellwald [19]) erwähnt bei den Weibern von Dschur im östlichen Sudan, dass sie Eisenringe im Nasensteg oder in der Mitte des Nasenrückens tragen.

Auch bei den Völkern in Westafrika sind Nasenzierathen nicht unbekannt; so verzieren sich nach Caillié die Bambarrafrauen in Senegambien die Nase mit Gold- und Kupferringen und die Bagos gebrauchen kupferne Schnallen, welche sie im Nasensteg anbringen. Die Buschmänner in den westlichen Theilen der Wüste Kari-kari tragen Holzstäbchen im Nasensteg, also die primitivere Form der Nasenverzierungen, was ihnen bei den Holländern den Namen „neusstock-

dragers“ (Nasenstockträger) einbrachte. Auf Madagascar [33]) wird ebenfalls Nasenschmuck getragen, und zwar von den negerverwandten Sakalaven, nicht selten in ziemlich vollendeten Formen; als Beispiel dienen zwei im linken Nasenflügel getragene Nasenknöpfe aus Silber und verzierten Messing im Besitze des Wiener naturhistorischen Hofmuseums (Fig. 261 *a*, *b*).

In Afrika kommt ausserdem Bemalung und Tätowirung des Körpers und des Gesichtes vor, und zwar in einem desto grösseren Umfange, je nothdürftiger die Kleidung wird; die Aufzählung jener Stämme, welche ausser anderen Körperstellen auch die Nase bemalen oder tätowiren, kann füglich unterlassen werden, da dies kaum je die Folge einer vorbedachten Ueberlegung, sondern vielmehr etwas ganz Naturgemässes sein dürfte und es müsste im Gegentheil auffallen, wenn auch die Nase nicht mit einbezogen werden würde. Und doch kommt es vor, denn Stanley [33]) verzeichnet bei den Eingeborenen von Langa-langa

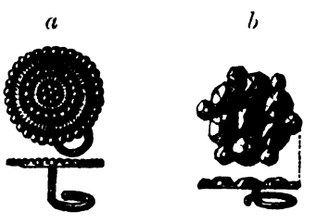


Fig. 261. Nasenschmuck in Madagascar (aus dem Wiener naturhistorischen Hofmuseum). *a* Nasenknopf aus verziertem Messing; *b* Nasenknopf aus Silber (1/1).

ohne Angabe der Gründe, dass sie das ganze Gesicht tätowiren, nur die Nase nicht. Die erhabenen Warzen und Narben der Congoneger wurden schon eingangs erwähnt.

Die in den hie und da zerstreuten Gebieten der beiden Hälften des amerikanischen Continents vorkommenden Nasenverzierungen erlangen durch die hier so beliebte Anwendung von Federn ein charakteristisches Gepräge. Es tritt uns jedoch in Amerika in einem besonders starken Grade, als wir es bisher gesehen haben, die Erscheinung entgegen, dass die Indianer, je mehr sie mit Fremden in Berührung kommen, mit der alten Sitte gerne brechen und auf den Zierath verzichten; vielfach wird auch von den Reisenden berichtet, dass nur die älteren Leute die Sitte noch ausüben, dass dieselbe jedoch bei den jüngeren in Vergessenheit zu gerathen beginnt, was uns bei der langsam, aber sicher fortschreitenden, stetigen Abnahme der Autochthonen Amerikas nicht wundern kann.

Am bekanntesten sind die Nasenverzierungen der eingeborenen Bevölkerung Brasiliens. Bei den Bakaïri am Paranatinga und Rio Novo fand Karl von den Steinen [34]) bei beiden Geschlechtern noch in der neuesten Zeit einen durchbohrten Nasensteg, es waren jedoch nicht immer auch Gegenstände in der Oeffnung angebracht; ebenso bei den Paressi, allerdings mit der Modification, dass die Frauen nur

Fig. 262. Nasenstäbchen der Bakaïri in Brasilien (nach Steinen).

die Ohrläppchen, die Männer nur den Nasensteg durchbohren; die letzteren trugen Rohrcylinder, an deren Enden Vogelfedern befestigt waren, die ersteren dagegen Nussschalen. Die werthvollsten Zierathen sind hier die spindelförmig zugeschliffenen, bis 6 cm langen Nasensteine aus grauweisslichen, matt glänzenden Quarzit, bekannt unter dem Namen „natáko“, welche der erwähnte Forscher [34]) jedoch nur in einem einzigen Falle bei einer schwangeren Frau beobachten konnte

Fig. 263. Nasendeformation bei den Miranha, Brasilien (nach Debret).

(Fig. 262). Statt des Steines werden gewöhnlich auch Knochen, Holzstäbchen oder perlmutterglänzende Muscheln von einer Länge von 7—8·5 cm verwendet; mit Federn und Knochenfragmenten versehene Rohrcylinder sind bei den Männern der Bakaïri, Pflöcke aus Knochen und Steinen bei den Weibern beliebt; es wird auch die künstliche Oeffnung an der Nase in einer je nach dem Geschlecht verschiedenen Weise angebracht. Früher waren bei ihnen auch Tukanfedern gebräuchlich; sie finden sich jedoch heute nur noch als Reste aus den früheren Zeiten an den Masken, welche bei vielen Festlichkeiten eine grosse

Rolle spielen. Eine ungemein hässliche Entstellung der Nase beschreibt Debret [10]) bei den menschenfressenden Miranhas (Fig. 263), welche an Unförmlichkeit selbst den ungeheuren Ohr- und Lippenpflöcken der Botokuden nicht nachstehen. Die Nasenlöcher werden theilweise geschlitzt und nach und nach so ausgedehnt, dass sie brillenförmig zu beiden Seiten der Nasenspitze zu liegen kommen. Eine andere Manier zeigen die Araras, indem sie in den perforirten Nasensteg ein kurzes Rohrstück einschieben, in welches zu beiden Seiten lange und steife Borsten und Haare gesteckt werden; zugleich erhält die Umgebung des Mundes einen blauschwarzen Anstrich (Fig. 264). In Bezug auf Brasilien berichtet noch Waehneldt von den Bororos, dass sie eine Art Zahnstocher im Nasensteg tragen, Steinen von den Eingeborenen an den Quellen des Paraguay, wo direct Vogelfedern in die vorgebohrte Oeffnung gesteckt werden, ebenso Hellwald von gelbrothen Tukanfedern bei den Mura (Fig. 265) und Schomburgk von Bambusröhrchen der Arecunas in den Savannen von den Quellen des Karoni bis an die Mündung des Kotinga. Die Sitte geräth auch in Brasilien vielfach in Vergessenheit; so fand Ehrenreich [12]) bei den Paumari an der Einmündung des Rio Jacaré in den Puru den Nasensteg und die Lippe durchbohrt, bekam jedoch keine Zierathen zu Gesicht; bei den Yamandi am Puru fand er dagegen kurze, hohle Vogelknochen, welche den Namen „euenä" führten, während die Ipurina am Puru ausser Vogelknochen noch Rohrstücke unter dem Namen „yentši" verwendeten.

Fig. 264. Nasenzierath aus Haaren bei den Arara, Brasilien (nach Debret).

Unter den Andesvölkern sind es die Jivaros, zwischen den Flüssen Chinchipe und Pastaza, welche nach Hellwald [19]) Zierathen aus Silber, oft auch Silbermünzen zu tragen pflegen. Bei den Küstenkariben sind wieder Meeresproducte im Schwunge, so besonders geschliffene Muscheln, Schildkrötenschalen, Knochen, wie sie Crevaux im Nasensteg befestigt beobachtete.

So wie im Süden, trifft man auch im Norden des amerikanischen Festlandes Nasenzierathen sporadisch an. Aus den Stämmen des mexikanischen Völkerkreises sind bei den Comanchen solche aus Knochen, Muscheln und Silber mit Sicherheit bekannt; nicht so sicher gilt dies von den sogenannten Schopunisch, einem Stamme der Missouri-Indianer; denn während Lewis, Clarke und Prinz Wied-Neuwied [37]) ihre Bezeichnung als Pierced-Nose-Indians oder Nez-percé auf eine Durchbohrung der Nase zurückführen (da sonst alle übrigen Missouri-Indianer weder Nase noch Lippen perforiren), stellt dies Hellwald in Abrede und bemerkt hiezu, dass „sie mit dem-

Fig. 265. Mura vom Amanasee mit Federverzierung (nach Hellwald).

selben Rechte Nez percé heissen, wie die Selisch Flachköpfe". Die Seris in Neuspanien hängen nach Murr [34]) farbige, an Schnüren aufgefädelte Steinchen in den Nasensteg so ein, dass sie vor dem Munde schweben; blaugrünen Steinchen wird eine besondere Zauberkraft zugeschrieben und sie würden sie kaum um eine Kuh oder ein Pferd hergeben. Bei den Athapasken, selbst unter jenen, welche im Felsengebirge wohnen, ist nach Hellwald die Durchbohrung des Nasensteges in Abnahme begriffen. Von den Klamath-Indianern besitzt das Wiener naturhistorische Museum ein schwarzes mit Bast umwickeltes Holzstäbchen (Fig. 266). Ebenso benützen die Chippeway-Indianer nach Mackenzie Nasenstäbe aus Holz, und auch bei den Koljuschen verlangt die

Mode das Durchbohren des Nasensteges. Im äussersten Nordwesten sind es die Kenai, die nächsten Nachbarn der Eskimos, deren Weiber sich mit Haiaquamuscheln, einer Dentaliumart, in der Weise verzieren, dass sie ihnen zu beiden Seiten des Mundes herabhängen; dagegen werden sie weiter nordwärts am Yukon ausschliesslich von den Männern in Anwendung gebracht.

Selbst bei den Polarvölkern, welche im Gegensatze zu den Aequatorbewohnern eine vollkommene Bekleidung besitzen, sind Nasenzierathen bekannt; so hat schon Cook [7]) leichtgebogene, dünne Nasenstäbe bei den Bewohnern von Alaska beschrieben. Bei den westlichen Eskimos oder Inuit treten im Allgemeinen die einfacheren Formen auf, und zwar zumeist Stäbchen aus Knochen, geschliffenen Muscheln, Holz und Stein; solche sind nach Hellwald [19]) am Mackenzie-Flusse gebräuchlich. Von den Eskimos an der Mündung des Kuskoquim im hohen Nordwesten Amerikas berichtet Jacobsen, dass die Mädchen eine bis auf den Mund herabhängende Perlenschnur verwenden; dasselbe geschieht am unteren Thukon,

Fig. 266. Nasenstäbchen aus schwarzem Holz mit Bast umwickelt, Klamath-Indianer (Wiener naturhistorisches Hofmuseum).

während weiter nordwärts bei den Mallemutten auch die Unterlippe mit Perlen und Knochen verziert wird. Auf diese Zierathen wird von den Eskimos ein grosser Werth gelegt, so dass sie nur selten zu bewegen sind, dieselben zu verkaufen. In der Behringstrasse bemerkte Beechey Eskimofrauen, welche im durchbohrten Nasenstege einen Elfenbeinstreifen mit einer Glasperle trugen; als er einer derselben eine Stopfnadel schenkte, wurde auch diese durch die Oeffnung gesteckt.

Dass mit dem Anbringen von Schmuck an der Nase oft eine Verunstaltung derselben zusammenhängt und oft sogar auch angestrebt wird, wurde bereits früher erwähnt. In Ergänzung zu der oben erwähnten künstlichen Deformation der Nase bei den Miranhas in Brasilien sei hinzugefügt, dass die Hottentottinnen nach Kolbe die Nase ihrer Kinder recht platt zu machen bestrebt sind, was durch walkende und knetende Massirbewegungen erzielt wird; mitunter erleiden dabei die Nasenbeine sogar eine Fractur; die alten Perser hingegen verfolgten das entgegengesetzte Ziel, denn sie erblickten in einer stark vorspringenden und gebogenen Nase die edelste Form und man war daher auch bemüht, besonders bei den Prinzen eine Adlernase hervorzubringen. Das Plattdrücken der Nase ist eine auch anderwärts theils mit, theils ohne besondere Ceremonie ausgeübte Sitte, welche entweder von der Mutter oder vom Vater des Kindes ausgeführt wird. Schon die Tataren und Hunnen sollen nach Ploss dadurch eine Veredlung der Gesichtsform nach ihrem Geschmacke erstrebt haben. Auf Tahiti wird das Plattdrücken der Nase mit der Namensgebung verbunden; bei den Maori auf Neuseeland steht dasselbe nach Colenson mit der eigenthümlichen Begrüssungsform der Insulaner, welche in einem gegenseitigen Reiben der Nase besteht, in Verbindung. In Neucaledonien werden, wie Montrouzier berichtet, nach der Geburt

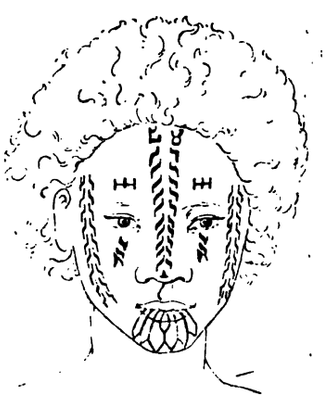


Fig. 267. Gesichtstätowirung eines Mädchens von Hula, Englisch-Neu-Guinea (nach Finsch).

des Kindes die Finger in heisses Wasser gesteckt und mit denselben die Nase des Neugeborenen zerquetscht. Aehnliches findet sich nach Forster bei einigen Malayenstämmen, so bei den Orang Benua auf Celebes, ferner bei den Redjangs auf Sumatra. Sogar unter den brasilianischen Indianern fand Lery, dass auch hier, wo doch die platte Nase nicht zum Rassentypus gehört, dies also besonders in die Wagschale fällt, die Nase, und zwar vom Vater des Kindes, eingedrückt wird. Ueber die Erzeugung der künstlichen Narben bei den Congonegern durch Schneiden und Brennen wurde ebenfalls bereits früher gesprochen; bezüglich der Tätowirung muss auf die einschlägige Literatur (Joest u. A.) verwiesen werden; als Beispiel dient Fig. 267. Es sei nur noch auf die Bemalung und Beschmierung des Gesichtes, wie sie in Oceanien, Asien, Afrika und bei manchen brasilianischen Stämmen vorkommt, erinnert.

Es bleibt demnach nur die Besprechung der Operation behufs Anbringen von Nasenschmuck und Zierathen übrig; bei diesen kommt hauptsächlich der Nasenflügel und der Nasensteg in Betracht. Was zunächst die Art und Weise anbelangt, wie die Operation behufs Anbringen von Nasenverzierungen vorgenommen wird, so muss vorerst hervorgehoben werden, dass nicht alle Reisenden in gleichem Maasse ausführlich darüber berichten und es sind nur einige wenige Forscher, denen wir detaillirte Beschreibungen zu verdanken haben. Im Allgemeinen gilt, dass eine hiezu bestimmte Person eine kleine Oeffnung mit einem spitzigen Instrumente vorbohrt und dieses so erzeugte Loch mit Hilfe von konischen oder cylindrischen Stäbchen nach und nach dilatirt; in der Regel geschieht es im Kindesalter. Dieser Vorgang spielt sich oft unter Beobachtung gewisser Ceremonien ab, an welchen zumeist die nächsten Angehörigen betheiligt sind und durch Gesang, Schreien und Johlen das Wehklagen der Operirten zu übertönen oder ihre Schmerzen zu lindern trachten. Von den Australnegern bei Mount Freeling berichtet Curr[9]), dass die mit dem Namen „Moodlawillpa" bezeichnete Ceremonie an den Kindern immer um die Mittagsstunde vorgenommen wird; unter einem ohrenbetäubenden Heidenlärm der Umstehenden ergreift der Aelteste des Dorfes mit der linken Hand den Nasensteg des Kindes, während gleich darauf seine Rechte mit einem zugespitzten, 6 Zoll langen Stück Holz von einer Akazienart denselben durchbohrt; nun wird ein Federkiel hindurchgesteckt und so lange darin gelassen, bis die Wunde einigermassen zuheilt; dann erst wird er durch den definitiven Zierath ersetzt. An der Nordwestküste Australiens durchbohren nach Hellwald[19]) die Eingeborenen den Nasensteg im vierten oder fünften Lebensjahre mit einem Dioscoreadorn. Ueber Neu-Guinea berichtet Clercq[5]), dass die Operation in Numforsch „suori mikir" und zu Wandemèn „sompa matïr" genannt wird. Zuerst erzeugt man eine kleine Oeffnung mit einem Sagoblattnerv, welcher jedoch schnell herausgeholt und durch den scharfen ersten Sprossen eines Bruguierabaumes ersetzt wird; er ist schon länger und wird zuvor über einem Feuer warm gemacht; indem man ihn noch einmal erneuert, wird nun die Wunde endgiltig perforirt, was offenbar mit stärkeren Schmerzen verbunden sein muss, als bei einer einmaligen energischen Durchbohrung. Nun wird der Operirte gebadet, um sich gleich darauf zu einer Erweiterung der Wunde vermittelst immer dicker werdenden Bambusröhrchen vorzubereiten. Dieser Brauch, der in der Regel im zehnten Lebensjahre vorgenommen wird, ist immer mit allerlei Festlichkeiten verbunden, an denen sich besonders die mit reichlichen Zierathen versehene Mutter des Kindes betheiligt. Auf den Anchorites-Inseln zu Neubritannien wird hingegen das hier als „soanaori" bezeichnete Durchbohren der Nase nach Schmeltz[29]) ohne jede besondere Ceremonie vollzogen. Bei den Bakaïris in Brasilien[34]) wird die Operation an den Kindern im fünften Lebensjahre vorgenommen und soll mitunter mit einer stärkeren Blutung verbunden sein.

Vom ärztlichen Standpunkte muss zugegeben werden, dass die Durchbohrung sowohl des Nasensteges, als auch der Nasenflügel resp. Läppchen — wenn sie nur halbwegs verständig ausgeführt wird — mit keinen besonderen Schmerzen und Gefahren verbunden sein kann, umsoweniger, wenn man sich die eingangs erwähnten anatomischen Verhältnisse vor Augen hält. Ein durch das nerven- und blutgefässarme Bindegewebe des Nasensteges oder -Flügels mit Hilfe eines momentan geführten Stiches erzeugter enger Wundcanal kann nie von ernsteren Folgen begleitet sein, wenn nur annähernd die Regeln der Antisepsis befolgt oder wenigstens nicht absichtlich überschritten werden; solche schmale Stichcanäle verlangt z. B. der indische Nasenschmuck. Die dicken Nasenstäbe der Melanesier und Indianer beanspruchen freilich auch grössere Oeffnungen, erfordern zu ihrer Erweiterung eine längere Zeit und ihre Erzeugung muss naturgemäss stärkere Schmerzen hervorrufen. Die mitunter beim Durchbohren des Nasensteges auftretende stärkere Blutung ist auf die gelegentliche Verletzung der Art. septi narium zurückzuführen; ernstere Gefahren dürften ausserdem in den unmittelbar nach der Operation entstehenden rothlaufartigen Entzündungen zu erblicken sein. Auch das Anbringen von Nasenzierathen an der Nasenspitze, wie es hie und da in Oceanien vorkommt, ist ziemlich gefahrlos, ja man kann zwischen den beiden Flügelknorpeln bis zur knorpeligen Nasenscheidewand und zur knöchernen Nasenleiste gelangen, ohne die Nasenlöcher zu verletzen; dies wurde z. B. von Rigal auch chirurgisch benützt, um Krebsgeschwülste am Boden der Nasenhöhle zu entfernen. Der oben erwähnte eiserne Ring in der Mitte des Nasenrückens bei den Weibern von Dschur dürfte wohl auch nur in der äusseren Haut befestigt werden: dagegen setzen die an der Nasenwurzel von den Marèm-gi in Neu-Guinea angebrachten Nasenzierathen nach den Berichten Clercq's eine viel mehr

eingreifende und mir nicht sehr glaubwürdig erscheinende Operation, ja sogar gewisse chirurgische Kenntnisse voraus, nämlich die Durchbohrung der Knochen, wobei ich den Hinweis auf die Möglichkeit zur Benützung des unmittelbar unter der Haut liegenden Santorinischen Muskels nicht unerwähnt lassen möchte. Vom hygienischen Standpunkte kann den leichten Nasenringen und noch weniger den Nasenknöpfen eigentlich nicht viel Uebles nachgesagt werden; sie werden jahrelang getragen, ohne irgend welche Beschwerden zu verursachen; freilich kann die Ansammlung des Nasensecretes Anlass zum Entstehen von Excoriationen geben, vorzugsweise bei einem Schnupfen. Dagegen sind die schweren und grossen Nasencylinder, wie sie bei den Papuas gebräuchlich sind, geeignet, dem Träger derselben die Nasenrespiration zu erschweren, wobei er lediglich auf die Mundathmung angewiesen sein kann.

Legen wir uns nun die Frage vor, inwieweit es uns möglich ist, Anknüpfungspunkte für eine naturgemässe Erklärung des Ursprunges aller bisher besprochenen Sitten und Gebräuche aufzufinden, so treten uns sofort gewisse Schwierigkeiten entgegen, welche theils in der Sache selbst, theils in dem nicht immer systematischen Vorgehen der betreffenden Reisenden zu suchen sind. Den ätiologischen Momenten wird seitens der Forscher nicht immer mit derselben Gründlichkeit nachgegangen, wenn auch zugegeben werden muss, dass sie oft nur äusserst schwierig zu ergründen sind; denn mitunter wissen die Eingeborenen selbst nichts Näheres hierüber anzugeben; die Sitte mag ihnen eben von ihren Eltern und Voreltern gerade so stumm und als etwas Selbstverständliches überliefert worden sein, wie etwa in Europa der Gebrauch der Ohrgehänge unserer Damen. Für viele Fälle kann zugegeben werden, dass der Nasenschmuck de facto keinen anderen Hintergrund hat, als Befriedigung der Eitelkeit und Verschönerung des Gesichtes, da ja auch die übrigen Stellen des Gesichtes und Körpers, wie z. B. in Indien, geschmückt werden.

Bei einer anderen Reihe von Völkern hingegen verhält sich die Sache anders; wir stossen nämlich mitunter an Angaben, die thatsächlich auf die Quelle der Motive hinzudeuten scheinen. Die Menschen niederer Rassen schenken eben einem so auffälligen Organe, wie es die Nase ist, eine grössere Aufmerksamkeit, als wir. Der Europäer ist ja gewöhnt, die Nase mehr als ein komisches Ding anzusehen und in allen Phrasen und Sprichwörtern der meisten europäischen Sprachen, welche sich an dieselbe knüpfen, leuchtet eine gewisse heitere und übermüthige Auffassung durch. Allein diese Auffassung ist nicht eine allgemeine und am allerwenigsten bei den niederen Völkern; selbst in Europa schon hören wir in einem bosnischen Märchen, dass Gott bei der Erschaffung der Menschen mit der Nase anfing, da die übigen Engel, welche sich daran betheiligten, keine gefällige Menschengestalt zu Stande zu bringen vermochten und dass es darum eine grosse Sünde ist, sich über die Nase lustig zu machen. Eine Sage der Indianer im Nordwesten Amerikas lässt den Helden Anthine sogar aus dem Nasensecrete seiner Mutter entstehen. Wenn auch der erstere Gedanke mehr in eine Reaction gegen eine schon vorhandene, etwa als frevelhaft aufgefasste Geringschätzung und Verspöttelung ausklingt, so enthält der letztere jedenfalls etwas Primäres, Originelles. Wie ernst die alten Aegypter die Function der Nase auffassten und in sie sogar die Lebenskraft verlegten, beweist die sogenannte poetische Stele von Totmes III (Z. 8): „ich habe ihren Nasen den Lebensodem geraubt", d. h. den von Pharao besiegten Völkerschaften. Dem einfachen Menschen steht ausserdem auch viel mehr Gelegenheit und Zeit zur Verfügung, sich mit seinem eigenen Ich und seinem Körper zu befassen; in der Regel ist bei ihm der Geruchssinn auch besser ausgebildet, als beim Culturmenschen, woraus sich eine Verschiedenheit in der Beurtheilung des Werthes der Nase von selbst ergibt. Mit der feineren Wahrnehmung der verschiedenen Geruchsreize ist auch die oft von unseren Begriffen weit abweichende Auffassung einer relativ angenehmen oder unangenehmen Geruchsempfindung enge verknüpft; so berichtet z. B. Junker[21]), dass sich die afrikanischen Neger mit Widerwillen von Eau de Cologne und wohlriechenden Seifen abwenden. Auch die vielfach beobachtete Empfindsamkeit der Nase bei niederen Rassen gewissen Schädlichkeiten gegenüber sei hier erwähnt; manche Indianer sollen gegen einen aus Europa importirten Schnupfen so empfindlich sein, dass sie schwer erkranken, ja sogar vom Tode hingerafft werden.

Diese Beispiele mögen zur Aufklärung der Thatsache dienen, wie verschieden die Function und der Werth der Nase — ganz abgesehen von den morphologischen Charakteren — bei den Völkern aufgefasst wird. Das Anbringen von Nasenverzierungen kann demnach einmal in alltäglich auftretenden praktischen Bedürfnissen wurzeln, ein anderes Mal kann aber auch eine abstractere Ueberlegung platzgreifen. So

werden die gelb oder orange gefärbten Nasenkeile auf den d'Entrecasteaux-Inseln als Tauschmittel angewendet und die erhabenen Narben der Congoneger dienen als Stammeszeichen, ebenso wie die Metallringe bei den Tungusenstämmen. Bei den Bakaïri in Brasilien, welche den Kinderraub betreiben, um sich junge Krieger und Frauen zu erziehen und denselben seitens ihrer Nachbarn auch ausgesetzt sind, dient die Durchbohrung des Nasensteges, der Lippe etc. zugleich als Erkennungszeichen, falls die Mutter das geraubte Kind nach Jahren wiederfinden sollte. Ihr Federschmuck kann, wenn auch nicht immer, zugleich als Jagdtrophäe betrachtet werden. Manchmal können auch gesellschaftliche Rücksichten massgebend sein; so tragen z. B. bei den Bongo nur verheiratete Frauen Holzpflöcke in der Lippe; in anderen Fällen bieten wieder besondere Festlichkeiten eine Gelegenheit zum Anlegen des Nasenschmuckes, wie bei den Fellahmädchen in Aegypten; die Mura in Brasilien stecken in die durchbohrten Lippen nur zu Kriegszeiten Pekarizähnchen ein.

In vielen Fällen liegen hingegen die Motive in religiösen und abergläubischen Anschauungen; die Furcht vor Geistern, die Bewahrung vor Krankheiten, der Glaube an eine Erhöhung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten kann das Tragen von Nasenverzierungen als Amulette genügend rechtfertigen. In Neu-Guinea erzählen sich die Papuas [1]), dass sich nach dem Tode nur Demjenigen der Himmel erschliesst, dessen Nase durchbohrt ist, und am Eingange steht der Himmelswächter Isekakuani, welcher die Nase und Ohren eines jeden neu Ankommenden untersucht. In Australien werden mit Vorliebe Casuarknochen verwendet, um auf den Träger derselben die Behendigkeit im Laufen, welche diesem Vogel eigen ist, zu übertragen. Bei den nordamerikanischen Indianern erfreuen sich die Nasenzierathen einer sehr hohen Werthschätzung, da ihnen eine besondere Zauberkraft zugeschrieben wird; ebenso bei manchen Eskimos. Den indischen Mädchen wird in der Regel die Nase erst einige Monate nach ihrer Geburt durchbohrt; wenn aber die Mutter ein oder zwei Kinder im frühen Kindesalter verloren hat, so unternimmt man die Operation gleich in den ersten Tagen, und zwar nicht nur bei Mädchen, sondern auch bei Knaben; indem hierauf ein Gold- oder Silberring hindurchgesteckt wird, glaubt man dadurch einen Schutz vor dem frühen Tode der Kinder gefunden zu haben.

Es mögen die Nasenzierathen noch von einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden, als Beleg dafür, wie der Sprachgebrauch oft aus der ursprünglich praktischen Verwendungsweise eines Gegenstandes auf eine Benützung desselben für Begriffe im übertragenen Sinne übergeht; so gut wie man noch heutzutage Bären und Stieren einen Ring durch die Nase zu stecken pflegt, um sie mit einem Leitseil besser regieren zu können, geschah dies besonders in den alten Zeiten nicht nur bei wilden Thieren, sondern in barbarischer Weise auch bei Gefangenen; mitunter wurde der Ring freilich auch an den durchbohrten Lippen befestigt, wozu als Beispiel die aus den Ausgrabungen von Sendschirli bekannte Stele Asarhaddons angeführt werden kann. Ausser den bereits oben erwähnten biblischen, lediglich zu Schmuckzwecken verwendeten „nezem" werden im alten Testamente noch die Nasenhaken דּוּגָה (dugah) angeführt, an welchen gefangene, grössere Fische befestigt und wieder in's Wasser gelassen wurden (Ezech. 29, 4; Hiob 40, 19), ferner die Stechringe חַח (chach), welche durch die Nase oder Kinnbacke wilder Thiere oder Gefangener getrieben wurden (2. Kön. 19, 28; Jes. 37, 29).

Auf zwei eigenthümliche Umstände, welche mit den Nasenzierathen verknüpft sind, möchte ich schliesslich auch noch aufmerksam gemacht haben. Es ist nämlich philologisch interessant, dass sich die Sprache der Eingeborenen, wie wir es bisher gesehen haben, zur Bezeichnung der Nasenzierathen ungemein oft des Mitlautes N bedient; es thut dies der Papua (ping, panatate, aurnäta), der Indier (nath, nolok, nakchali etc.), der Hebräer (nezem), der Afrikaner (kipini), ja sogar der Indianer (euenä, natáko) und es wäre auffallend, sollte hiebei nur eine Laune des reinen Zufalls eine Rolle spielen. Auch alle indogermanischen Sprachen gebrauchen zur Bezeichnung der Nase ausnahmslos des Lautes N; dies würde die seinerzeit in meiner „Aeusseren Nase" (S. 2) ausgesprochene Annahme eines gleichmässigen Vorgehens der Urmenschen in der Bezeichnung der Nase wesentlich unterstützen. Ferner ist auch der Umstand auffallend, dass die Nasenverzierungen einmal von den Frauen, ein anderes Mal von den Männern getragen werden. Als der ursprünglichere Brauch ist jedenfalls jener der Männer anzusehen, denn geradeso wie in der Thierwelt das Männchen mit einem schöneren Fell oder Gefieder ausgestattet ist, so schmückt sich bei den einfachen Menschen der Mann früher und besser als die Frau; erst später, bei zunehmender Civilisation und Cultur ist dies umgekehrt.

Ob denn doch nicht ein genetischer und geographischer Zusammenhang besteht zwischen den verschiedenen Nasenverzierungen einzelner Völker, etwa der afrikanischen und brasilianischen? Speciell rücksichtlich dieser beiden können wir dies wohl mit Sicherheit verneinen, es sei denn, dass es uns gelingt, die Identität der Voreltern der betreffenden Völkerfamilien nachzuweisen. Dass hingegen die Papuas der einander nahe gelegenen Inselgruppen Melanesiens oder vielleicht auch derjenigen Australiens eine gewisse Verwandtschaft in Hinsicht der Nasenzierathen aufweisen, dürfte man wieder kaum bezweifeln können, umsoweniger als ihre Nachbarn, die Polynesier, sich derselben nie bedienen. Es gibt also compacte geographische Gruppen, wo die Sitte ausgeübt wird; eine solche können wir für Australien, Melanesien und Mikronesien annehmen, so weit die papuanische Rasse angesiedelt ist; freilich huldigen ihr nicht alle Stämme und oft auch nicht alle Angehörigen eines Stammes. Ferner findet sich der Nasenschmuck fast in ganz Indien, er überschreitet via Persien und Arabien die Grenzscheide zwischen den zwei grossen Welttheilen, um sich in Afrika auszubreiten, wo er jedoch nicht nur im Norden, sondern auch in vielen übrigen Theilen des dunklen Welttheiles bekannt ist; östlich von Indien trafen wir ihn bei einigen Tungusenstämmen des Amurlandes. In diesen ungeheuren Ländergebieten ist demnach ein guter Theil des ganzen Orients vertreten. In Amerika treten die Nasenverzierungen sporadisch und oft in Sprüngen in beiden Hälften des Continents auf und lehnen sich im Norden an die Polarvölker an. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich davon zu überzeugen, wie kühn der Gedanke sein müsste, wenn man einen einheitlichen Ursprung aller Nasenverzierungen annehmen wollte. Gegen eine solche Annahme würde schon die Art und Weise des Anbringens der Nasenverzierungen an verschiedenen Nasengegenden sprechen, ferner das mitunter recht charakteristische Gepräge und die eigenartige Auffassung derselben.

Wir müssen uns mit der Annahme begnügen, dass die Mehrzahl der primitiven Menschen, von der Absicht geleitet, sich aus bestimmten Gründen zu zieren und zu kleiden, unter anderen Körpergegenden auch die Nase nicht übersieht und auch diesem Körpertheile eine gewisse Rolle zuerkennt. Als den einfachsten und vielleicht zuerst entstandenen Schmuck haben wir uns jedenfalls die Nasenstäbchen zu denken; durch Umbiegen derselben auf beiden Seiten dürften zunächst die gebogenen Nasenstäbchen und später die Nasenringe sich entwickelt haben, aus ihnen können die übrigen Formen abgeleitet werden; die Nasenknöpfe, Thränen etc. erheischen hingegen bereits hochentwickelte technische Fertigkeiten.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, wie die Leute mit den grossen Nasenringen und Nasenstäben Functionen vollziehen, von denen wir uns kaum vorstellen können, dass wir sie auszuführen im Stande wären, falls wir uns ebenfalls mit ihnen schmücken würden; wie essen und trinken sie? wie reinigen sie sich die Nase? u. s. w. u. s. w. Es ist aus diesem Grunde leicht erklärlich, dass die Nasenverzierungen zum Theile einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das äussere Leben ausüben müssen; durch sie werden oft besondere Handgriffe nothwendig; viele Verrichtungen, die bei uns als selbstverständlich gelten, müssen auf eine andere Weise ausgeführt, andere vielleicht sogar ganz unterlassen werden; kurz, die Nasenverzierungen sind oft mit dem Wesen des betreffenden Volkes innig verknüpft, und zwar werden sie in Anwendung gebracht entweder auf Grund bestimmter Vorstellungen oder nur aus blossen, von der Mode dictirten Eitelkeitsgründen, welche hauptsächlich auf dem im Menschen tief eingewurzelten Nachahmungstrieb basiren.

Quellen-Verzeichniss.

1) Bastian, A.: Allerlei aus der Volks- und Menschenkunde. Berlin 1888.
2) Baumann, O.: Usambara und seine Nachbargebiete. Berlin 1891.
3) Birdwood, G.: The industrial arts of India. London 1884.
4) Brough-Smyth, R.: The aborigines of Victoria. London 1878.
5) De Clercq, F. S. A.: Ethnographische Beschrijving van Nederlandsch-Nieuw-Guinea. Met Medewerking van J. Schmeltz. Leiden 1893.
6) De Clercq, F. S. A.: De West- en Noordkust van Nederlandsch-Nieuw-Guinea (Tijdschrift van het koninklijk Ned. aard. genv. Jaarg. (1893).
7) Cook, J.: Voyage dans l'hémisphère austral. Paris 1778.
8) Coote, W.: The Western pacific. London 1883.
9) Curr, E. M.: The australian race. Melbourne 1886.
10) Debret: Voyage pittoresque et historique en Brésil. Paris 1834.
11) Edge-Partington. Ethnographical album of the pacific Islands. London 1890.
12) Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Berlin 1891.
13) Finsch, O.: Ethnologische Erfahrungen aus der Südsee. Annalen des naturhistorischen Hofmuseums. Wien 1885.
14) Finsch, O.: Ueber Bekleidung, Schmuck der Papua. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XV. Bd.

[15]) Finsch, O.: Samoafahrten. Leipzig 1888.
[16]) Fischer, L.: Indischer Volksschmuck. Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. V. 1890.
[17]) Gazelle: Die Forschungsreise S. M. S. „Gazelle“ in den Jahren 1874—76. Berlin 1889.
[18]) Geiger's Zeitschrift, X, 1872.
[19]) Hellwald, F.: Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart.
[20]) Jung E.: Der Welttheil Australien. Prag 1882.
[21]) Junker, W.: Reisen in Afrika. Wien 1889.
[22]) Miklucho-Maklay: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, X.
[23]) Mukharyi: Art manufactures of India. Calcutta 1880.
[24]) Murr: Nachrichten von Neuspanien. 1830.
[25]) Oberländer, R.: Westafrika. Leipzig 1878.
[26]) Ohnefalsch-Richter, M.: Kypros, die Bibel und Homer. Berlin 1893.
[27]) Ratzel, F.: Völkerkunde. Leipzig 1885.
[28]) Rohlfs G.: Quer durch Afrika.
[29]) Schmeltz und Krause: Museum Godeffroy. Hamburg 1881.
[30]) Schrenck: Reisen und Forschungen im Amurlande. St. Petersburg 1881.
[31]) Schweinfurth, G.: Artes Africanae. Leipzig 1875.
[32]) Sievers: Afrika. Leipzig 1891.
[33]) Stanley: Der Congo. Leipzig 1885.
[34]) Steinen, Karl von den: Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1894.
[35]) Stuhlmann, F.: Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Berlin 1894.
[36]) Turner, G.: Nineteen Years in Polynesia. London 1861.
[37]) Wied-Neuwied, Prinz: Reisen in das Innere Nordamerikas. Coblenz 1839.

Ueber einen

angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain.

Von **Dr. Max Bartels** (Berlin).

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte auf prähistorischen Fundstellen haben ein reiches Material an Schutz- und Trutzwaffen einerseits und an menschlichen Skeletresten andererseits zu Tage gefördert. An Kampf und Streit kann es in den damaligen Zeiten nicht gefehlt haben. Umsomehr muss es daher überraschen, wie äusserst selten an den bisher aufgefundenen Knochen die Spuren dieser Kämpfe nachweisbar sind. Allerdings ist ein nicht geringer Theil der Knochen in dieser Beziehung unkenntlich gemacht durch die Leichenverbrennung. Aber es bleibt doch noch eine hinreichende Zahl von Bestattungsplätzen übrig, auf denen die Todten unverbrannt beigesetzt wurden, um den Mangel an Spuren von Knochenverletzungen als beachtenswerth erscheinen zu lassen.

Die kriegschirurgischen Verletzungen, um welche es sich in diesen Kämpfen gehandelt haben kann, müssen Axt-, Keulen- und Schwerthiebe, Schwert-, Dolch- und Lanzenstiche, sowie Pfeilschüsse gewesen sein. Ein grosser Theil derselben hat ohne Zweifel ausschliesslich die Weichtheile des Körpers betroffen, so dass wir an den uns erhaltenen Knochen selbstverständlich keine Fingerzeige für die Todesursachen entdecken können. Gerade die Wunden von Dolch und Lanze werden höchst selten die Skelettheile betroffen haben und auch die Mehrzahl der Schwerthiebe und Pfeilschüsse schliessen sich diesen Verletzungen an. Es ist aber nicht recht zu verstehen, warum doch nicht häufiger die Spitze des Pfeiles in irgend einen Knochen eingedrungen ist. War vielleicht die Schnellkraft der Bogensehnen im Allgemeinen nicht stark genug, um dem Pfeile die nöthige Geschwindigkeit und Flugkraft zu geben, dass er den Widerstand der Knochenrinde zu überwinden vermochte? Wahrscheinlich ist in der Mehrzahl der Fälle die Kraft des Pfeiles gebrochen worden, wenn er gegen den Knochen anprallte, und so wurde er von seiner Flugbahn abgelenkt und blieb dann in den Weichtheilen stecken. Mehrfach haben sich ja auch bronzene Pfeilspitzen gefunden, welche an ihrer Spitze verbogen sind. Das ist wohl ein untrügliches Zeichen, dass sie gegen einen festen Gegenstand angeprallt waren, ohne in denselben eindringen zu können. Ob das nun freilich immer ein Knochen war, das kann heute nicht mehr festgestellt werden. Es liegen aber doch vereinzelte Beweise vor, dass auch in prähistorischen Zeiten ein Pfeilschuss den Knochen zu durchbohren vermochte. Und da drängt sich uns wieder die Frage auf, wie es gekommen ist, dass hier gelang, was in so vielen anderen Fällen nicht möglich erschien. Die Gründe hiefür können wir uns verschieden vorstellen. Am nächstliegenden ist es wohl, anzunehmen, dass da, wo wir eine Pfeilschussverletzung am Knochen finden, der Schuss aus nächster Nähe abgegeben wurde, vielleicht also im Handgemenge vom Pferde herab, oder auch aus einem Hinterhalte. Aber es könnte auch der Schütze ein besonders starker Recke gewesen sein, der einen Bogen zu handhaben vermochte von ganz besonders gewaltiger Schwungkraft der Sehne. Es fällt uns dabei der Bogen des Odysseus ein, den die Freier nicht schussbereit machen konnten. Unserer Phantasie ist hier ein weiter Spielraum offen gelassen.

Derartige Knochenverletzungen bieten ausser dem culturgeschichtlichen auch ein grosses kriegschirurgisches Interesse dar und sie verdienen unsere volle Beachtung. Das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien besitzt ein Knochenstück, welches der uns hier interessirenden Gruppe angehört. Herr Custos J. Szombathy hatte die Güte, mir nicht allein die genaue Besichtigung und die photographische Aufnahme desselben zu gestatten, sondern auch die Veröffentlichung zu überlassen. Ich spreche ihm auch hier meinen besten Dank aus.

Der Knochen (Fig. 268) fand sich mit allerlei Bronzebeigaben als einziger menschlicher Ueberrest in einem Flachgrabe des grossen Gräberfeldes von Watsch in Krain, das im Jahre 1882 im Auftrage der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften von Herrn F. Peruzzi in Krain

ausgegraben wurde. Es ist die 33·5 cm lange Diaphyse, der Schaft eines menschlichen Oberschenkels, und zwar des rechten; unten fehlt ihm die ganze Condylenregion und oben sind der Schenkelkopf und der Schenkelhals in der Weise abgebrochen, dass gerade noch der grosse Trochanter erhalten ist. Dicht unterhalb des letzteren ist eine Pfeilspitze von Bronze eingedrungen und in dem Knochen stecken geblieben.

Diese Pfeilspitze, wie bereits gesagt, aus Bronze gefertigt, besitzt eine Tülle zum Hineinstecken des

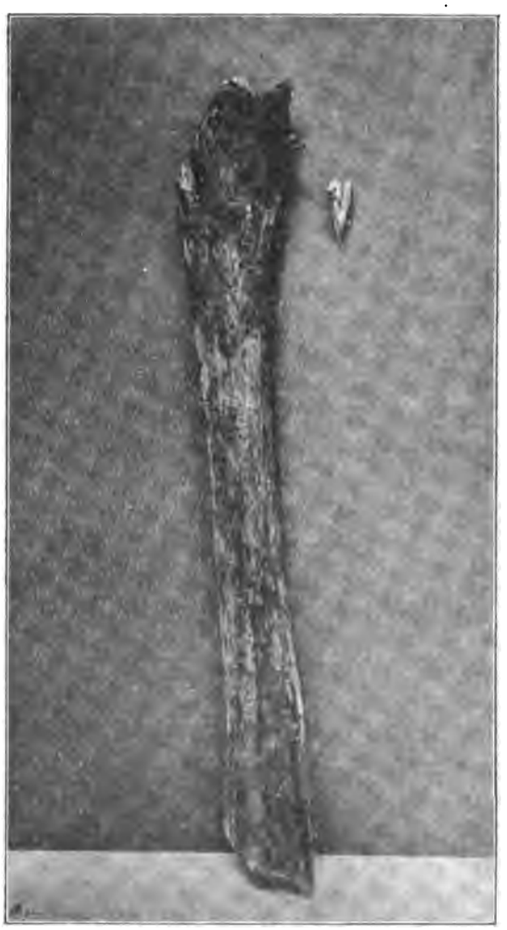


Fig. 268. Bruchstück eines menschlichen Oberschenkelknochens mit darinsteckender Bronzepfeilspitze (aus den Flachgräbern von Watsch in Krain). Daneben eine Bronzepfeilspitze von gleicher Grösse und fast gleicher Form (aus demselben Gräberfelde).

Schaftes, von welcher in symmetrischer Weise drei Flügel entspringen, die, sich allmälig verjüngend, in die äusserste Spitze dieser Pfeilspitze auslaufen. Bei dem Eindringen in den Knochenschaft hat die letztere die Rinde desselben nicht zertrümmert, sondern in die Marksubstanz derartig hineingetrieben, man könnte sagen hineingekippt, dass, entsprechend den drei Seitenrändern des Geschosses, drei Stückchen der Knochenrinde fast senkrecht zur Längsachse des Knochens eingebogen sind (Fig. 269). Die Spitze des Geschosses überragen aber diese eingebogenen Knochentheile noch ein wenig, d. h. sie ist nicht ganz so weit in die Marksubstanz des Knochens eingedrungen, als die Knochenrinde in denselben hineingebogen ist. Sie wird von letzterer noch ungefähr um 2 mm überragt. In ihrer gesammten Ausdehnung hat sie nicht den ganzen Knochen durchdringen können, sondern sie ist in solcher Weise in der Knochen-

Fig. 269. Menschlicher Oberschenkelknochen mit der in die Markhöhle eingedrungenen Bronzepfeilspitze.

wand stecken geblieben, dass sie noch einige Millimeter mit ihrer Basis aus derselben hervorsieht. Zu jeder Seite jedes Flügels der Pfeilspitze kann man jetzt zwischen diesem und der eingekippten Knochenlamelle eine Sonde in den Knochen hineinschieben.

Der Knochen hat sicherlich einem Erwachsenen angehört und, nach seiner Schaftlänge von 33·5 cm zu urtheilen, mit grösster Wahrscheinlichkeit einem Manne. Die Rindensubstanz ist aber nur von mässiger Dicke. Die Markhöhle des Knochens erscheint sehr

vergrössert: sie reicht bis in die Trochanterengegend hinauf. Und auf diese Weise ist es möglich geworden, dass die Spitze des Geschosses jetzt frei in die Markhöhle hineinblickt. Bei dem normalen Knochen findet sich an dieser Stelle bereits anstatt der Markhöhle eine ziemlich dichtgefügte spongiöse Substanz. Dieselbe muss an unserem Knochen auf irgend eine Weise verloren gegangen sein. Mechanische Insulte bei der Ausgrabung tragen hier wohl nur in sehr geringem Maasse die Schuld, wie mir aus dem Verhalten der zurückgebliebenen Knochenbälkchen der Spongiosa hervorzugehen scheint. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück, wollen uns aber zuvor noch die Einschussöffnung etwas näher betrachten.

Fig. 270. Die Einschussstelle an dem menschlichen Oberschenkelknochen mit der steckengebliebenen Bronzepfeilspitze.

Die Stelle, an welcher die Knochenrinde von der Pfeilspitze durchschlagen worden ist (Fig. 270), zeigt nirgends scharfe Ränder, Spitzen, Zacken oder Kanten, sondern sie erscheint überall vollständig glatt und abgerundet. In der Umgebung der Einschussöffnung aber lässt sich an der Oberfläche des Knochens auf über einen Centimeter im Umkreise eine mässige Verdickung der Rinde nachweisen und diese ganze verdickte Region zeigt eine grössere Rauhigkeit als die benachbarten Theile des Knochens. Auch hievon sprechen wir später noch.

Der Umstand, dass die Pfeilspitze in dem Knochen stecken geblieben ist, ermöglicht es, ein ganz sicheres Urtheil über die Richtung des Schusses abzugeben. Denn die Pfeilspitze kann von ihrer Flugbahn nicht abgelenkt sein und die Längsachse des Pfeilschaftes muss naturgemäss mit derjenigen der Spitze zusammenfallen. Der Schuss hat genau von der Seite her (von der Axillarlinie, wie man anatomisch sagen würde) den Schenkel getroffen und die Pfeilspitze ist von lateralwärts oben nach medianwärts unten eingedrungen, d. h. also in schräger Richtung, welche mit der Längsachse des Oberschenkels ungefähr einen Winkel von 60 Grad bildet. Für das Zustandekommen dieser Einschussrichtung kann man sich zwei Möglichkeiten vorstellen. Man kann sich denken, dass unser Krieger im Kampfe gestanden hat oder, falls er im Gehen begriffen war, dass er gerade mit dem rechten Beine den Körper unterstützte, als er angeschossen wurde. Dann hatte sich also zu dieser Zeit der Schenkel in senkrechter Stellung befunden, und da bei dieser Stellung der Schusscanal etwas nach unten gerichtet ist, so muss der Bogenschütze sich etwas höher befunden haben als der Verwundete; er muss also an einem Abhange gestanden oder vom Pferde herab geschossen haben.

Die andere Möglichkeit wäre die, dass der Verwundete selber zu Pferde sass. Dann war sein Oberschenkel aber nicht mehr senkrecht, sondern er näherte sich der Horizontalen. Nach der Lage des Schusscanales muss dann der Schütze sich ungefähr in gleicher Höhe mit seinem Opfer, also wohl auch zu Pferd befunden haben: aber er muss ein wenig hinter ihm gewesen sein, als er ihn anschoss. Schoss er vielleicht auf einen bereits Fliehenden? Unter allen Umständen war es ihm gelungen, seinem Feinde die rechte Seite abzugewinnen, welche dieser durch den Schild nicht decken konnte, falls er sich im Besitze einer solchen Schutzwaffe befunden hat.

Der Schuss war so tief in den Oberschenkel eingedrungen, dass die Spitze des Pfeiles auch bei einem sehr mageren Menschen vollständig von den Weichtheilen bedeckt sein musste. Der Schuss hat aber den Krieger nicht sofort getödtet, wie wir sogleich noch ersehen werden, und sicherlich werden seine Genossen Versuche angestellt haben, um ihm den Pfeil aus dem Schenkel herauszuziehen. Bei diesen vergeblichen Extractionsversuchen wird sich wahrscheinlich der Schaft des Pfeiles von der Spitze losgelöst haben und die letztere blieb in der Tiefe der Wunde stecken. Sie war sodann sicherlich mit ihrem basalen Ende

unter den Weichtheilen des Schenkels verborgen und wurde von diesen überdeckt. Hier hat sie nun entzündliche Reizungen hervorgerufen, welche auch am Knochen ihre untrüglichen Spuren zurückgelassen haben.

Die vorhererwähnten Knochenverdickungen um die Einschussöffnung herum und die Abrundung der Ränder des Schusscanales sind die klaren Beweise dafür; sie sind die Folgen einer traumatischen Ostitis und Periostitis, einer Knochenhaut- und Knochenentzündung, und da für die Ausbildung dieser Veränderungen ein längeres Krankenlager erforderlich ist, so liefern dieselben uns den Beweis, dass der Schuss nicht sofort getödtet hatte, sondern dass er den Mann auf das Siechbett warf, wo er unter gewiss nicht geringen Qualen nach längerer Zeit erst seiner Wunde erlag.

Ausser der Knochenentzündung hat aber auch sicherlich eine Osteomyelitis bestanden, eine Entzündung des Knochenmarkes. Eine solche pflegt bei längerem Bestande die Knochenbälkchen der Markhöhle und der benachbarten spongiösen Substanz auf mehr oder weniger weite Ausdehnung hin einzuschmelzen und zu zerstören. Wenn man einen solchen Knochen dann macerirt, d. h. ihn von allen Weichtheilen befreit, so findet man die Markhöhle erheblich vergrössert und bis in Gegenden ausgedehnt, welche bei einem normalen Knochen schon mit spongiöser Substanz ausgefüllt sind. Wir haben dann also ganz das Bild, wie unser Knochen es uns bietet, und ich halte es für ganz zweifellos, dass die erhebliche Ausdehnung seiner Markhöhle osteomyelitischen Processen ihren Ursprung verdankt. Auch diese Osteomyelitis war die Folge der Verwundung, und man kann mit Bestimmtheit behaupten, dass unser Verletzter an Eiterfieber, an Pyämie, gestorben ist. Die Versuche, den Pfeil zu extrahiren, haben mit grosser Wahrscheinlichkeit seine Infection noch erheblich befördert.

Literaturberichte.

14.

Bois, Jules: Le Satanisme et la Magie. Avec une étude de J. K. Huysmans. Paris 1895.

Der Standpunkt des vorliegenden Werkes erhellt aus der einleitenden Bemerkung von Huysmans: Früher wurden gar viele vom Bösen Besessene verbrannt; heute ertränkt man sie unter kalten Douchen. Die Wahrheit scheint ihm in der Mitte zu liegen. Er unterscheidet oder sucht wenigstens zu unterscheiden zwischen den von „der grossen Hysterie" befallenen Kranken und den wirklich Besessenen. In Frankreich und Italien vermehren sich auffallend rasch die Diebstähle von geweihten Hostien aus den Tabernakeln der Kirchen. In Port-Louis (Insel Mauritius) sind 1895 in Einer Nacht neun Kirchen geplündert und geschändet worden! Dies wird hauptsächlich den Wirkungen des „Palladismus" (Luciférіens) zugeschrieben, welcher auf Grund von orientalischen Traditionen (Manichäismus?) eine Art von Gegenreligion des Katholicismus darstellt. Von dieser Secte verschieden sind die „Satanisten", welche in isolirten Gruppen theilweise unter Mithilfe von Geistlichen die übernatürlichen Kräfte des Satans auszubeuten versuchen. Diese Thätigkeit dieser letzteren Spielart des Aberglaubens, welche zum Spiritismus hinüberleitet, wird von Herrn J. Bois an der Hand der alten und neuen Literatur geschildert. Seine Quellen sind unter Anderem: „le Grand et le petit Albert, le Dragon rouge, le Veillard des Pyramides, Grand Grimoire, Secrets magiques, Enchiridion, die Kirchenväter, die Geschichte der Albingenser vom Mönch Peter, auch die Schriften einiger deutschen Dämonologen" [1]) u. s. w. Als Anhang ist dem Werke eine Uebersetzung des vierten Buches der „Philosophia occulta" von Cornelius Agrippa (Agrippa von Nettesheim) beigefügt, welches erst nach dessen Tode veröffentlicht wurde.

Abgesehen von der offenkundigen Unvollständigkeit des herangezogenen Materiales, ist auch die Verwerthung des Benützten durchaus unwissenschaftlich. Die Darstellung bewegt sich in dichterischer Sprache, welche die Anschauungen des Verf. mit denen seiner Quellen in bedenklicher Weise verschmilzt. Nur zu häufig vermissen wir exacte Nachweise über die für einzelne Details der Zauberpraxis massgebenden Autoren, die chronologische Fixirung, sowie die Kritik derselben. Erschwert doch schon die Zusammenfassung der Magie unter dem Begriffe des „Satanismus" von vorneherein eine objective Beurtheilung dieser völkerpsychologischen Thatsachen. Die ungerechtfertigte Uebertragung einer Theilerscheinung auf den Gesammtcomplex derselben wird zum Ausgangspunkte einer höchst einseitigen Erklärung aller magischen Thätigkeiten.

Trotz dieser schwerwiegenden Mängel bietet das Buch manche gute Ausbeute. Neben dem unverkennbaren Aufschwunge der Magie in der Jetztzeit können wir den unlösbaren Zusammenhang der heutigen mit den alten und allgemein verbreiteten Formen des Animismus gut verfolgen. Wer wird die Abschnitte IV, V, VI, VII des Buches II (Epouvante des larves, Incubes et Succubes, l'envoutement de haine, l'envoutement d'amour) lesen, ohne an die häufig ganz analogen Riten unserer Naturvölker zu denken. Die Vergleichung derselben sei besonders jenen Gelehrten empfohlen, welche die Annahme einer gleichen psychologischen Veranlagung aller heutigen Menschenrassen „nur als eine Art zweckmässigen Dogmas, nicht als Gegenstand wissenschaftlicher Ueberzeugung" betrachten. Nicht minder werthvolle Parallelen liefert Buch II, C. VIII (l'Exorcisme). In der Bretagne muss der Geist eines Verstorbenen aus seinem früheren Wohnhause mit Hilfe des Geistlichen ausgetrieben werden; alle Gebrauchsgegenstände bedürfen des Exorcismus. Die gleichen Manipulationen wurden früher gegenüber schädlichen Thieren (Schnecken, Heuschrecken, Ungeziefer) angewendet. Die Trappisten sollen sich besonders mit dem Exorcismus befassen, doch werden auch sonst gelegentlich „rothe Messen" gegen die Zauberkünste der Schäfer gelesen. Es werden zwei Kirchen erwähnt (Tougres bei Lüttich, Notre-Dame de Retour und l'Église de Lépine bei Châlons), welche hauptsächlich dem Zurückschleudern eines Zaubers auf den Angreifer (loi du retour) dienen. Im Allgemeinen lehnt der Clerus diese Handlung ab.

Die gemeinsame Unterlage schimmert auch durch alle Manipulationen des „Satanismus" durch, der als eine specifisch christliche Form des Animismus gelten muss. Satan delegirt die Geister zum Dienste des Zauberers (J. Bois, 76). Die Geister sind der Athem des Satans. Unzweifelhaft spielen orientalische Traditionen, die zunächst an König Salomo anknüpfen, dabei eine Hauptrolle [1]). Ein Gegensatz zur Kirche ist ursprünglich nicht vorhanden. Gar häufig werden die Gebete derselben für magische Zwecke benützt (l. c. 104 bis 111), gerade so wie bei den Chaldäern. Gebete, heilige Symbole, sorgfältige Reinigung des Geistes und Körpers bilden nebst geschickter Handhabung des gesammten astrologischen Apparates die unfehlbaren Mittel zur Berufung aller guten und bösen Geister, sowie des Satans selbst. Erst allmälig sondern sich sehr schroff ab die Welt Gottes und jene der Geister. Die „Kirche des Satans" entlehnt und parodirt in sacrilegischer Weise die Riten des Katholicismus (Beichte, Taufe, die schwarzen Messen), wozu verderbte Geistliche die Hand bieten. Bezüglich der Einzelnheiten dieser magischen Handlungen, unter welchen immer wieder orientalische Motive auftauchen, sei auf das Werk selbst verwiesen. Ob die Anknüpfung an die Albingenser berechtigt ist, kann hier nicht entschieden werden. Uns interessirt besonders die Thatsache, dass noch in der Mitte des XIX. Jahrhunderts spiritistische Medien sich mit der magischen Bekämpfung der „schwarzen Messen" abgegeben haben. Dass das französische Zauberwesen in den letzten Jahren des Kaiserreiches, in den Kriegsjahren und nach denselben in steigendem Maasse hervorgetreten ist, wird durch vielseitige andere Quellen bezeugt.

[1]) Kunrath, Amphiteatrum sapientiae.

[1]) Es beruht wohl nicht auf Zufall, dass Toledo lange Zeit die grosse kabbalistische Universität war (Bois, l. c. 201).

Eine Erklärung dieser Phänomene wird nur dadurch möglich, dass man sie als universalmenschliche auffasst, wozu der heutige Standpunkt der Ethnologie gebieterisch drängt. Die wissenschaftliche Behandlung des Occultismus geht noch immer hauptsächlich auf die Sumero-Accadier, Inder, Aegypter, Juden zurück. Von den Naturvölkern, welche die interessantesten Parallelen darbieten, ist nur selten die Rede. Es wird jedoch jede ernste psychologische Analyse der dem Hexen- und Zauberwahn zu Grunde liegenden Geisteszustände jedenfalls bei diesen relativ einfacheren Formen einsetzen müssen, in welchen die Reaction des psycho-physischen Organismus gegenüber den Einwirkungen der Aussenwelt am unmittelbarsten hervortritt. Manche Anzeichen berechtigen zur Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Wendung der exacten Psychologie nach dieser Richtung. Die Ethnologie muss den Eintritt dieser Wendung geduldig abwarten; sie kann dieselbe aber auch wesentlich beschleunigen durch unablässige Ergänzung, Concentration und kritische Verarbeitung des überreichen Materials nach allgemeinen Gesichtspunkten.

Andrian.

15.

Jerusalem, Wilh.: Die Urtheilsfunction. Eine psychologische und erkenntnisskritische Untersuchung. Wien 1895.

Die psychologische Analyse des Urtheilsactes, die Beschreibung dessen, was in uns vorgeht, wenn wir urtheilen, bildet den Inhalt dieses überaus wichtigen Buches. Im Gegensatze zu Brentano fasst der Verf. das Urtheil als einen Vorgang auf, der aus Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselementen besteht, zu dessen voller Entfaltung aber auch das sprachliche Element als integrirender Bestandtheil gehört. Das Urtheil ist nicht blosse Association von Vorstellungen. Während das Vorstellen im Wesentlichen blosses Afficirtwerden ist, bildet das Urtheil ein Thun, einen auf Lust- und Unlustgefühlen beruhenden Willensact, durch welchen die ungegliederte Vorstellungsmasse geformt, gegliedert, analysirt wird. Auf Grund der eigenen Erfahrung, welche die Verknüpfung aller Körperbewegungen mit Willensimpulsen fortwährend darthut, erhält das Urtheil seine eigenthümliche Form, sein Wesen, womit zugleich der bereits in der einfachen Wahrnehmung liegende Keim zur Objectivirung entfaltet wird. Ding und Thätigkeit werden durch das Urtheil geschieden. die Thätigkeit erscheint aber als Kraftäusserung, als Willensthätigkeit des Dinges. In nothwendiger Weise betrachtet der Mensch alle Vorgänge der Aussenwelt als Thätigkeit von lebenden Einzelnwesen. In der Sprache drückt sich die Entwicklung von der einfachen, primitiven Gefühlsempfindung bis zum abschliessenden Urtheil zunächst in der festen Association von Gefühlslauten mit bestimmten Vorstellungen, in der Bildung von Namen und meist einsilbigen Lautcomplexen (Wurzeln) aus, welche nach Steinthal keine Wörter, sondern Sätze sind. Durch die Trennung der Wurzel in Subject und Prädicat bekommt „die in der Urtheilsfunction sich vollziehende Objectivirung Gliederung und Formung des Vorstellungsinhaltes erst volle, lebendige, bewusste Wirklichkeit“ (S. 106). An diese in durchsichtigster Klarheit gebrachten Ausführungen schliesst sich an: die Entwicklung der Urtheilsfunction in ihren einzelnen Elementen (Subject, Prädicat) und Phasen, von den einfachen Wahrnehmungsurtheilen bis zu den Begriffen, Beziehungen und den über dieselben gefällten Urtheilen (Abschnitt IV); Geltung des Urtheiles (Abschnitt V); erkenntnisskritische Bedeutung der Urtheilsfunction (Abschnitt VI).

Es ist hier wohl nicht der Ort, weder auf die wichtigen Consequenzen dieser Urtheilstheorie für eine theoretische Weltanschauung, noch auf einige Bedenken einzugehen, welche allenfalls eine scheinbare Unterschätzung des Antheiles der Associationen an den primitiven Phasen der Urtheilsfunction hervorrufen könnte. Für die Ethnologie besitzt dieses Fundamentalwerk, welches den Naturforscher durch strenge Durchführung der genetischen Methode ungemein wohlthätig berührt, eine sehr schwerwiegende Bedeutung. Dreht sich doch ein grosser Theil unserer Arbeiten um den Anthropomorphismus (Animismus), den Bastian den „Elementargedanken“ genannt hat. Aus der unmittelbaren Beobachtung des Völkerlebens heraus hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass es sich beim Animismus nicht um „Auswüchse, pathologische Degenerationen u. s. w.“ handelt, sondern um nothwendige Durchgangsformen des menschlichen Intellects, ohne deren Würdigung die wichtigsten Aeusserungen der Volksseele nicht verstanden werden. Herr Jerusalem beweist nun vom psychologischen Standpunkte aus auf das Schlagendste „die formale Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Anthropomorphismus“. Er betrachtet es als eine der Aufgaben seiner Untersuchung, zu zeigen, „dass wir denselben niemals los werden können, dass wir mit jedem Urtheil unter seinem Banne stehen“. Diese psychologische Begründung des von der Ethnologie ermittelten Thatbestandes gibt nicht blos einen verlässlichen Prüfstein über den noch vielfach bestrittenen Werth der ethnologischen Vergleichung. Sie wird auch zum sicheren Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Behandlung des Animismus mit allen seinen Derivaten. Der Animismus beruht ja wohl offenbar auf denselben psychologischen Prämissen, wie die Hypostasirung der Zahlen durch die Pythagoräer und jene der Begriffe durch Plato. Damit soll keineswegs der Ursprung dieser Hypostasirungen aus dem griechischen Volksglauben behauptet werden; zur Vermittlung derselben diente die Astrologie der Chaldäer welche den Animismus zuerst wissenschaftlich verwerthet haben. Den vom Verf. treffend hervorgehobenen Wortaberglauben hatte die chaldäische Cultur ungemein entwickelt. Wir dürfen nicht bezweifeln, dass angesichts der Fortschritte der Psychologie, welche das vorliegende Werk laut bezeugt, die Discussion über derartige uns nahe berührende Fragen wesentlich gefördert werden muss, dass aber auch andererseits eine ausgiebige Verwerthung des ethnographischen Materials jeder weiteren Untersuchung über das Fundamentalproblem der Philosophie, die allmälige Entwicklung der Urtheilsfunction, ungeahnte Hilfsquellen erschliessen wird.

Andrian.

16.

Bédier, Joseph: Les Fabliaux Deuxième édit. Paris 1895.

Die Fabliaux sind scherzhafte Volkserzählungen in Versen, deren Blüthezeit in das XIII. und in das erste Drittel des XIV. Jahrhunderts fällt. Ihr Stoff wurzelt im Volksleben; er bildet einen Bestandtheil jenes unerschöpflichen Bornes

von Phantasiegebilden, welcher dem Collectivleben aller Rassen zu allen Zeiten entströmt. Ihre Verfasser gehören zur plebs sine nomine, den „Jongleurs“ (Guslaren!), den Trägern der altfranzösischen Epöpe; eine wichtige Unterabtheilung dieser namenlosen Gilde sind die „fahrenden Schüler“, verdorbene Studenten und Geistliche (clerici vagantes), alle jene declassirten Existenzen, welche den Bodensatz des mittelalterlichen Universitätslebens bildeten. Die „clercs“ sind nach Bédier's treffender Bezeichnung die „jeunes premiers“ der Fabliaux, denen die Gunst der Frauen vorzugsweise zufällt.

Der grösste Theil des vorliegenden Werkes ist den Fragen nach dem Ursprunge und der Verbreitung der Fabliaux gewidmet. Da sie derselben Quelle entspringen, wie die Volksmärchen, bespricht der Verf. die Anschauungen von Grimm, Kuhn, Max Müller, Mannhardt, Andrew Lang, Gaidoz, besonders ausführlich die noch immer dominirende orientalistische Theorie von Th. Benfey. Den Anhängern der letzteren gilt es als „Thatsache“, dass unsere Volksmärchen grösstentheils aus einer literarischen Tradition herstammen, deren Ausgangspunkt die Sanskritliteratur bildet. Für die Fabliaux nimmt G. Paris eine mündliche Tradition aus dem Orient an. Diese Auffassung stützt sich auf das Fehlen von Volksmärchen im classischen Alterthum, auf den Einfluss der grossen orientalischen Sammlungen, welche in alle europäischen Sprachen übersetzt sind, auf die bekannten Völkerbeziehungen zwischen Orient und Occident im Mittelalter, auf die Ueberlebsel indischer, besonders buddhistischer Anschauungen in unseren Märchen, endlich auf die Thatsache, dass die orientalischen Versionen vieler Märchen einen ursprünglicheren Charakter aufweisen, als die analogen europäischen Märchen.

Nun hat sich aber neuerdings herausgestellt, dass, wenn wir auch keine den indischen gleichzustellende Märchensammlung aus dem classischen Alterthume besitzen, doch diese Producte selbst demselben durchaus nicht fehlen. Dass die griechischen Thierfabeln aus Indien, nach Rhys-Davids aus den Jâtakas, stammen, hat der grosse Sanskritist Weber entschieden zurückgewiesen. Benfey selbst tritt für den griechischen Ursprung des weitaus grössten Theiles derselben ein. Unzweifelhaft existirte in Griechenland wie in Aegypten ein durch mündliche Tradition übermittelter Folk-lore. Die älteste französische Märchensammlung „Le Romulus de Marie de France“ stammt aus dem XI. Jahrhundert und ist somit bedeutend älter als die älteste lateinische Redaction des Pantchatantra, das Directorium humanae vitae. Ein gewissenhaftes Studium von 400 mittelalterlichen Volkserzählungen hat dem Verf. nur dreizehn ergeben, für welche Parallelen in den orientalischen Sammlungen vorhanden sind. Er kennt nur elf Fabliaux, welche auch in orientalischen Formen auftreten. Das Uebergewicht der mündlichen gegenüber der schriftlichen Ueberlieferung ist damit wohl klargestellt. In einzelnen Fällen sind die indischen Formen archaistischer, in anderen kehrt sich dieses Verhältniss geradezu um. Darin liegt aber keinerlei Beweis für die Provenienz der einen oder anderen Form. Der Grundsatz post hoc, ergo propter hoc führt auf diesen wie auf anderen Gebieten zu den verkehrtesten Schlüssen. Noch schlimmer steht es mit den angeblichen Ueberlebseln aus dem Buddhismus, welche grösstentheils auf künstlichen Deutungen beruhen. Daran schliessen sich Monographien über die dem Orient und Occident gemeinschaftlichen Fabliaux. Wir finden darin eine neue und originelle Vergleichungsmethode angewendet — allerdings mit einem negativen Resultate, denn es stellt sich die Unmöglichkeit heraus zu entscheiden, ob die Version des Sanskrit oder die französische die primitivere ist. Die Methode, welche für die Behandlung historischer Legenden angewendet wird, bleibt vollständig unfruchtbar, wenn sie dazu dienen soll, die Gesetze für die Wanderung und Umformung von allgemein verbreiteten Volksmärchen zu finden, für deren Entstehung überall auf der Erde die gleichen psychologischen Voraussetzungen vorhanden sind. Die Aufsuchung solcher Gesetze wird ewig verlorene Mühe sein. Immerhin bieten die literarische Bearbeitung der Märchen, die localen geschichtlichen und socialen Färbungen, die animistischen und mythologischen Züge derselben ein ergiebiges Forschungsgebiet.

Man wird nicht in Abrede stellen können, dass auch die negativen Resultate dieser mühevollen Untersuchungen die Methodik der Wissenschaft vom Folk-lore auf das Wohlthätigste beeinflussen müssen. Steinthal's ablehnende Haltung gegenüber Benfey's Theorie gelangt dadurch zu einer erwünschten, wenngleich verspäteten Rechtfertigung. Der Standpunkt des Herrn Bédier bietet erwünschte Anhaltspunkte für eine ethnologische Beurtheilung vieler Märchen, welche neben dem Aberglauben die Gleichförmigkeit menschlicher Grundanlage laut bezeugen. Es ist erfreulich, von Seite eines Literaturhistorikers betonen zu hören, dass die Märchen nicht so behandelt werden dürfen, wie historische Legenden. Die meisten Märchenmotive sind weder für ein Volk noch für eine Epoche charakteristisch (vgl. eine treffende Aeusserung von Fr. S. Krauss: Urquell VI, 4/5, S. 136) Sie können nur psychologisch erklärt werden, weil sie eben zu den Elementargedanken gehören. Zwischen den zahlreichen Versionen dieser universellen Motive findet ein steter Wettkampf, ein unbegrenzter durch die allgemeinen Verkehrsverhältnisse beeinflusster gegenseitiger Austausch statt. So sollen gegenwärtig zum Verdrusse der englischen Folkloristen französische und deutsche Märchen die gleichwerthigen englischen (Jour. Amer. Folkl. IV. 281) verdrängen. Die ausdauernden Studien von Fr. Boas haben allerdings das vorläufige Resultat ergeben, dass auf dem nordamerikanischen Continente die Vermischung bisher langsamer fortgeschritten ist, als in Europa und Asien (Jour. Amer. Folkl. IV. 13 20). Hier wird es vielleicht eher möglich sein, die Fragen nach dem Ursprung und der Verbreitung einzelner localer Formen mittelst historischer Methode zu lösen, welche sich nur an das Besondere hält, gegenüber universellen Erscheinungen dagegen den Dienst versagt (vgl. Bédier, 281).

Auch die Bearbeitung der Fabliaux vom literar-historischen Gesichtspunkte aus, welche den Inhalt des zweiten Theiles bildet, verdient die Aufmerksamkeit des Ethnologen durch den Nachweis, dass diese Producte ein Zwischenglied bilden zwischen der noch ganz unpersönlichen Volksepik der „Jongleurs“ und der reflectirenden Kunstpoesie des XIV. Jahrhunderts. An dieser Entwicklung haben die bescheidenen Vertreter der mündlichen Tradition mitgewirkt, um dann der persönlichen Kunstbestrebung gegenüber zu verschwinden.

Andrian.

17.

Köstler, Karl: Handbuch der Gebiets- und Ortskunde des Königreiches Baiern. I. Abschnitt. Urgeschichte und Römerherrschaft bis zum Auftreten der Bajoarier. 1. Theil. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 1895. XVI und 152 S. 4°.

Das vorliegende, dem Prinzen Ludwig von Baiern gewidmete Werk ist nicht nur ein Muster fleissiger und übersichtlicher Sammelarbeit, sondern gewährt auch durch den Reichthum der Gesichtspunkte und die Fülle der Angaben gewiss allen Forschern auf urgeschichtlichem und anthropologisch-ethnographischem Gebiete eine grosse Befriedigung. In der „Gebietskunde" ist der Verf. bemüht, alle zur Charakteristik des Gebietes von Baiern und der dasselbe jeweilig bewohnenden Völkerschaften dienenden geschichtlichen Thatsachen in möglichst übersichtlicher und gedrängter, meist nur schlagwortartiger Darstellung zusammenzustellen. Für die älteste „urgeschichtliche" Periode handelt es sich dabei selbstverständlich vorzugsweise um eine Uebersicht der Fundorte der sogenannten Steinzeit; die zweite „keltische, etruskische" Periode, mit welcher der Verf. die sogenannte Bronzezeit Baierns behandelt, gibt demselben schon Veranlassung, über die Wohnstätten, die Waffen und Streitwagen, über Wohneinrichtungen und Kampfweise, Befestigungen und Strassenzüge, über culturelle Leistungen und Leichenbestattung zu handeln; das Verbreitungsgebiet der Fundstätten zerfällt schon in drei Culturabschnitte, von denen die Bronzezeitfunde das grösste, die Hallstatt-Funde ein geringeres, die Funde aus der La Tène-Zeit das kleinste Gebiet einnehmen. Eine synchronistische Uebersicht über die wichtigsten Schicksale der einzelnen Kelten- und Germanenstämme ergänzt diese Darstellung. Die dritte Periode „Römische Zeit" wird vorwiegend in synchronistischen Uebersichten dargestellt, dabei die römischen Provinzen und die Gebiete der freien Germanen unterschieden. Neben den Daten der äusseren Geschichte finden hier auch alle wichtigeren Angaben über die Truppen und Wohneinrichtungen, über Umwallung, Handel und Wandel ihre Verwerthung. Ueberdies sind die Einrichtungen des römischen Heerwesens und die Truppenstandorte in Baiern in einer besonderen Beilage eingehend behandelt. Die vierte Periode, „römisch-germanische Zeit", ist, ausser in einer synchronistischen Uebersicht der äusseren Geschichte der Römer und der einzelnen deutschen Stämme, in sechs Beilagen behandelt, welche sich mit dem germanischen Kriegswesen, der Verfassungsgeschichte, den verwandten Völkerschaften, den Römerorten, Römerstrassen, dem römischen Grenzwall und den sonstigen Befestigungen beschäftigen.

Der hauptsächliche Werth dieses ganzen ersten Abschnittes liegt in der übersichtlichen Anordnung und grossen Vollständigkeit des gesammelten Materiales, wodurch auch dem erfahrenen Forscher ein guter Dienst erwiesen, dem Anfänger eine ausserordentliche Förderung zutheil wird; dem gegenüber wird es nicht allzu stark in die Wagschale fallen, dass der Verf. vielfach zu wenig kritisch gegenüber den vorhandenen Geschichtswerken vorgegangen ist; seine Aufgabe war von vorneherein auf die Compilation, nicht auf selbstständige Forschung gerichtet; zur Orientirung in der Masse der einschlägigen Daten ist es jedenfalls nützlich, auch auf die weniger gestützten Hypothesen aufmerksam gemacht zu werden.

Der zweite Hauptabschnitt des Werkes, die „Ortskunde", ist in dem vorliegenden Bande nur für Ober- und Niederbaiern durchgeführt, aber mit musterhafter Präcision und ausserordentlich praktischer Behandlung. Für jeden der beiden Kreise sind die in den vier behandelten Perioden urkundlich genannten oder durch Funde etc. charakterisirten Orte alphabetisch aufgezählt und bei jedem alle geschichtlich bemerkenswerthen Daten verzeichnet, z. B. Mergenthau W. m. Schl. (Friedberg G. Bisting) Rät. I. Unterird. Gang „Wichtelenloch"; II c. 10 Grabh. zw. Paar und Loch östl. der Strasse; III. Wartthurm, Burgstall; Strasse a. Walde; muthmass. Strasse n. Merching. Münzen. 18 Grabhügel in Burgholzen und beim Orte mit Eisenf., Thongef. und Bronzeschm.; IV. Germ. Grabh. Ein topographisch-historisches Repertorium, wie das vorliegende, wäre auch für die übrigen Theile Deutschlands (und auch für ganz Oesterreich) ein nicht hoch genug zu schätzender Behelf. Aber freilich ist auch die locale Geschichtsforschung in Altbaiern ganz ungewöhnlich gut gepflegt! Möge es dem Verf. beschieden sein, seine nützliche Arbeit recht bald zu beenden. **v. J.**

18.

Richlý, Heinrich: Die Bronzezeit in Böhmen. Wien 1894. 4°. 214 Spalten, 55 Tafeln und 1 Karte.

Grosse Publicationen, mittelst welcher ein Privatmann die Früchte seiner Fachstudien dem gelehrten Publicum vorlegt, gehören in der Literatur einer jeden Wissenschaft zu den sympathischesten Erscheinungen, denn sie zeugen von echter Begeisterung für das Fach und lassen von vorneherein eine sorgfältige Specialisirung des Autors — diese erste Bürgschaft einer gediegenen Arbeit — erwarten. Speciell in der Prähistorie, die noch so sehr auf die Mitarbeiterschaft der Freiwilligencorps angewiesen ist, kann ein Werk von der Art des vorliegenden auf eine ganz besonders freundliche Aufnahme rechnen. Herr Richlý hat bereits im Jahre 1889 durch seine beim Anthropologen-Congresse in Wien ausgestellten Specialfundkarten des Königreiches Böhmen seinen Ruf als ausgezeichneter Kenner des böhmischen Fundgebietes begründet, und diesen Ruf bewährt er nun. Nur einem seit vielen Jahren in der einschlägigen Literatur und in allen grossen und kleinen Sammlungen seines Landes vollkommen bewanderten Gelehrten war es möglich, ein so umfassendes Bild dessen, was man von der reich entwickelten Bronzezeitstufe Böhmens heute kennt, zu entwerfen und in diesem Bilde so viel neues, bisher unpublicirtes Material zu verwerthen. Daneben ist Richlý in der angenehmen Lage, sich die deutschen Fachgenossen zu ganz besonderem Danke zu verpflichten, da er ausser den bisher unveröffentlichten auch die grosse Reihe der in böhmischer Sprache publicirten und daher noch immer halb versteckt gewesenen Bronzefunde Böhmens zum ersten Male in guter Weise zugänglich macht.

Richlý scheidet sein reiches Material in die zwei Hauptgruppen der Depôtfunde und der Gräberfunde. Den ersteren ist der Löwenantheil (164 Seiten und 47 Tafeln), den letzteren ein relativ geringer Raum (27 Seiten und 8 Tafeln) gewidmet. Gründliche Auszüge aus den Originalnachrichten und meist

in Naturgrösse gehaltene, theils nach der Natur selbst, theils nach gelungenen Abbildungen angefertigte Zeichnungen von vielleicht tausend Objecten vergegenwärtigen das Fundmaterial in vortrefflicher Weise und sichern dem Werke einen dauernden Werth als ein für den Fachmann, besonders den deutschen, unentbehrliches und bequemes Nachschlagebuch.

Mit dem theoretischen Standpunkte, welchen der Verf. einnimmt, bin ich freilich nicht ganz einverstanden. Ich möchte ihn als einen veralteten bezeichnen. Es wird ein zu grosses Gewicht auf die Depôtfunde und ein zu geringes auf die Grabfunde gelegt. Dass wir der Depôtfunde bedurften, um die Existenz einer Bronzezeit überhaupt erkennen zu lernen (für vollkommen beweiskräftig haben sie ja niemals gegolten), und dass wir sie als Grundlage benützten, nach welcher Einzeln- und Gräberfunde beurtheilt werden konnten (S. 10, 11), gehört einem verflossenen Stadium der Urgeschichtsforschung an. Auch für Böhmen speciell ist, wie die localen Publicationen erkennen lassen, dieses Stadium vollständig überwunden. Wir befassen uns nunmehr mit dem Detailstudium der einzelnen prähistorischen Perioden und die Frage nach der zeitlichen und localen Gliederung der Culturstufen scheint der genauen Grabinventare vornehmlich zu bedürfen. Darum hätte ich gewünscht, dass die Gräberfunde, bei welchen sich schon die Trennung in ältere Skeletflachgräber (liegende Hocker) und jüngere, meist mit Leichenbrand besetzte Grabhügel ergibt, nicht abgekürzt, sondern ebenso gründlich und ausführlich wie die Depôtfunde behandelt worden wären. Richlý hat ganz richtig erkannt, dass die Depôtfunde nichts mit der älteren Bronzezeitstufe zu thun haben, sondern der Hauptsache nach mit der Bronzezeitstufe der Tumuli zusammengehören. Doch gilt dies nicht ausnahmslos für alle. Einer und der andere von ihnen geht auch über die Bronzeperiode hinaus. Es ist längst bekannt, dass viele Bronzedepôtfunde, besonders jene, welche Sammelerz enthalten, sehr „gemischt" sein können und keine Zeugenschaft für die Gleichzeitigkeit von Erzeugung und Deponirung oder auch nur für die gleichzeitige Erzeugung der beisammen lagernden Objecte überhaupt abzulegen vermögen, dass sie somit keine grenzbestimmende Bedeutung haben können. Man wende das Beispiel der Münzdepôtfunde hier an. Diese Unzuverlässigkeit wird übrigens auch in dem vorliegenden Werke fühlbar durch die irrige Beimengung einiger jüngerer Typen zu den älteren Suiten, z. B. des La Tène-Halsringes Taf. XXXVI, Fig. 9, zu den Soběnitzer Funden. Wohl auch auf die für die Hallstatt-Periode charakteristischen Vogelfiguren und Vogelprotomen von Swijan, sowie auf einzelne Stücke von Krendorf, Maškovice und Paseka darf hier verwiesen werden. Für die Frage der localen Erzeugung der einzelnen Stücke sind die Depôt- und besonders die Gussformenfunde gewiss von der grössten Wichtigkeit. Aber auch diese Seite der Betrachtung hat schon Einiges von ihrer einstigen Bedeutung verloren, seit wir über die Existenz einer localen, bronzezeitlichen Industrie überhaupt belehrt sind, unser Interesse sich mehr auf die Provenienz der einzelnen Culturen im Ganzen und der einzelnen Typen im Besonderen gerichtet hat und die Einsicht platzgreift, dass die Erzeugungsstelle eines gewissen Stückes für diese Fragen oft wenig zu sagen hat.

Diese Divergenz der Betrachtungsweise kann jedoch der Anerkennung, die wir den vorwaltend guten Qualitäten des Buches schulden, keinen Abbruch thun, und es soll ganz besonders betont werden, dass ich durch meine Anmerkungen nichts von der eingangs zum Ausdrucke gebrachten grossen Achtung zurücknehme, welche wir den ausgezeichneten Detailkenntnissen und der Genauigkeit des Autors entgegenbringen, und nichts von der Werthschätzung, die wir dem trefflichen Buche als Ganzes zollen. **Josef Szombathy.**

19.

Much, Dr. M., und Fischer, Ludwig Hans: Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer aus Oesterreich-Ungarn. Im Auftrage des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale. (Entworfen und erläutert von Dr. M. Much, Aquarelle von Ludwig Hans Fischer.) Farbendrucktafel von 85 : 55 cm Bildfläche mit beigedruckter Figurenerklärung und einer „Uebersicht über die vor- und frühgeschichtliche Culturentwicklung". 4 S. 4°. Wien, Ed. Hölzel. 1894.

Zu den wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale zählt unzweifelhaft die Rettung der zufälligen Alterthümerfunde und deren Nutzbarmachung für die Wissenschaft. Wie schlimm es in dieser Beziehung bei uns noch bestellt ist, zeigen die Mengen von prähistorischen und römischen Bronzen, welche von ihren Findern gar nicht als aufsammlungswürdige Alterthümer erkannt, hingegen ihrer verlässlichen Zusammensetzung wegen unter der Bezeichnung Grünzeug bei unseren Gelbmetallgiessern sehr geschätzt werden und jährlich in der Menge von 3—5 Centnern in den Schmelztiegel wandern. Ich führe diese erschreckend grosse Gewichtsmenge, welche den unwiderbringlichen Verlust von Tausenden, zum Theile werthvollen Anticaglien repräsentirt, nach der gewissenhaften Schätzung mehrerer verlässlicher Handelsfirmen der Gussmetallbranche an, um durch sie allein die grosse Bedeutung der Action, um die es sich hier handelt, einigermassen zu beleuchten. Zu dieser Menge gänzlich abhanden kommender Bronzen ist dann noch in einem gewissen Sinne jene zu zählen, welche von den aus den verschiedensten Ständen sich recrutirenden sogenannten Liebhabern durch unsystematische Nachgrabungen dem Boden entrissen und entweder der wissenschaftlichen Bearbeitung gänzlich entzogen oder doch ihrer Vollwerthigkeit für dieselbe beraubt werden. Mannigfaltige Bemühungen der berufenen Factoren (an deren Spitze in Oesterreich immer die k. k. Central-Commission anzutreffen ist) und langjährige Erfahrungen haben zu der Einsicht geführt, dass diese schweren Verluste an wissenschaftlichem Materiale durch Fundvorschriften und strenge Verordnungen nicht hintangehalten werden können. Eine viel ausgiebigere Abhilfe verspricht die entsprechende Belehrung derjenigen Bevölkerungsschichten, welchen die zufälligen Funde zuerst in die Hand kommen, das ist vornehmlich der Ackerbauer.

Es ist das Verdienst des Freiherrn v. Tröltsch in Stuttgart, die erste Bildertafel prähistorischer und römischer Fundstücke herausgegeben zu haben, um sie zur Belehrung der Landbevölkerung in Tausenden von Exemplaren über alle Dörfer Württembergs und des übrigen Süddeutschland auszu-

streuen. In Preussen und Baiern hat man zur Erreichung desselben Zweckes ein anderes Mittel, nämlich die Herausgabe eines Büchleins, über welches im Folgenden einige Mittheilungen gemacht werden sollen, gewählt. Die k. k. Central-Commission gab der Bildertafel den Vorzug, und wie mir im Hinblicke auf unsere Landbevölkerung scheint, mit vollem Rechte, denn diese farbigen Bilder sprechen eine weit verständlichere und eindringlichere Sprache, als alle anderen Belehrungsmittel.

Die Einrichtung der Tafel, über welche uns Herr Regierungsrath Dr. Much bereits in Innsbruck einen klaren Motivenbericht gegeben hat (diese Mittheilungen, XXIV, Sitzungsbericht S. [86]). ist sehr zweckmässig. In senkrechten Abtheilungen sind neben einander gestellt die Typen der Steinzeit (paläolithische und neolithische Stufe), der Bronzezeit (einschliesslich der Kupferfunde), der ersten Eisenzeit (Hallstatt- und La Tène-Periode), der römischen Kaiserzeit und der christlichen Zeit (besser als frühes Mittelalter zu bezeichnen, da ja auch heidnische Völkerschaften mit in Betracht kommen). Die von Meister Much getroffene Auswahl und Anordnung der Objecte ist durchaus zweckmässig und wenn man vielleicht nicht sämmtliche wichtig scheinenden Formen vertreten findet, so ist das mit der nothwendigen Oekonomie des Raumes erklärt. Es wurden ohnehin nicht weniger als 186 Gegenstände in grösster Deutlichkeit zur Anschauung gebracht. Die farbigen Abbildungen selbst sind durchwegs treu nach Originalen gezeichnet und aquarellirt, mit einem Verständnisse, wie man es nur bei einem Künstler erwarten darf, der es sich so wie L. H. Fischer durch eigene vieljährige wissenschaftliche Mitarbeiterschaft erworben hat. Die Reproduction macht der rühmlichst bekannten Firma Hölzel alle Ehre.

Dr. Much's begleitender Text gibt eine knappe und sachliche Uebersicht über die dargestellten Fundgruppen und einige „Verhaltungsregeln". Auf diese letzteren lege ich den grössten Werth. Sie sind von dem Interesse des ernsten Forschers dictirt und werden sich des ungetheilten Beifalles aller wirklichen Fachmänner zu erfreuen haben. Die für die Behandlung neu aufgetauchter Alterthümer wichtigsten Regeln sind in sechs kurze Paragraphe zusammengefasst. Der Laie wird gewarnt, selbst eine genauere Untersuchung vornehmen zu wollen, weil dazu „Erfahrung und Kenntnisse gehören; man verständige vielmehr den zunächst wohnenden Conservator oder Correspondenten der k. k. Central-Commission oder die Vorstände des k. k. naturhistorischen Hofmuseums oder des Landesmuseums". . . . Den Schluss bildet der Rath, die Funde dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum oder dem Landesmuseum geschenk- oder verkaufsweise zu übergeben.

Auf diese Art hat die k. k. Central-Commission den Schutz der prähistorischen Funde in ein System gebracht, welches die heutzutage dafür bestehenden Hauptanstalten in angemessener Weise zur Mitarbeiterschaft heranzieht und einen guten Erfolg verspricht. Für diese vereinte Anspannung aller berufenen Kräfte habe ich schon im Jahre 1883 in diesen Mittheilungen (Band XIII, S. 236) das Wort ergriffen. Mit um so grösserer Freude begrüsse ich nun diese recht deutlich unter dem Motto: „Viribus unitis" erscheinende Tafel. Es ist zu wünschen, dass sich auch die Mitglieder unserer Gesellschaft auf das Eifrigste um die möglichst starke Verbreitung der Tafel bemühen. Leider bildet in dieser Hinsicht der Preis ein kleines Hinderniss. Im Gegensatze zur württembergischen Tafel, welche 1 Mark kostet, stellt sich der Preis der unserigen nebst 20 kr. für Emballage unaufgespannt auf fl. 1·20 und auf Leinwand mit Holzleisten auf fl. 2·20. Das ist etwas zu theuer. Ich gebe zu, dass ein Privatkunstinstitut einen so gut ausgeführten Farbendruck nicht billiger in den Handel bringen kann. Aber wozu haben wir denn die k. k. Staatsdruckerei? An dieser ist es, solche Aufgaben von allgemeinem Interesse recht billig und gut zu lösen.

Diese Tafel ist aber nicht blos als Hilfsmittel für den Schutz archäologischer Funde gedacht, sondern auch als Schulwandtafel, als Hilfsmittel für den Unterricht an Volks- und Mittelschulen; und in dieser Hinsicht möchte ich mir erlauben, einige Bedenken zu äussern. Zur Aufnahme unter die Lehrgegenstände der Volksschule passt, meiner an Kindern und Lehrern gesammelten Erfahrung nach, die Prähistorie gar nicht. Das zehrende Fieber, an dem unsere sonst so überaus segensreiche „Neuschule" krankt, ist die Ueberladung des Lehrstoffes mit naturhistorischen, chemischen, physikalischen und auch gewissen geographischen und historischen Capiteln, die weit über das hinausgehen, was den Kindern wirklich verständlich gemacht werden kann und was die Lehrer gehörig zu beherrschen vermögen. Und da will man noch die prähisiorische Archäologie einbürgern? Ferner: Heisst es nicht das Pferd beim Schweif aufzäumen, wenn man Prähistorie an der Volksschule lehren will in einem Staate, wo ihr noch gar keine ständige Vertretung an den Hochschulen, noch kein fester Platz im Lehrplane der Mittelschulen und Pädagogien eingeräumt ist. Woher soll denn der Lehrer die für diesen Gegenstand erforderlichen Kenntnisse nehmen? Der Weg des Selbstunterrichtes führt bekanntlich in solchen Fächern, in welchen es nicht auf das Merken, sondern auf das Verstehen ankommt, nicht zum Ziele. Und der Jugendunterricht erscheint mir immer als eine viel zu ernste, heilige Sache, um ihn gewissermassen in die Dienste einer Forschung zu stellen und im Interesse irgend einer gelehrten Disciplin auch nur eine einzige Abweichung von dem Grundsatze: „das Allerbeste ist gerade gut genug" zuzulassen.

Die Einführung unseres Faches an Mittelschulen und an Pädagogien ist gewiss auf das Eifrigste zu befürworten und viele Geschichtsprofessoren haben bereits in den oberen Classen des Gymnasiums ihrem Gegenstande ein prähistorisches Capitel eingefügt. Hier ist die allgemeine Verwendung der Wandtafel als Lehrmittel bestens zu empfehlen, hieher passt sie auch vollkommen. Doch auch für den Mittelschulunterricht gilt natürlich die Forderung, dass er seinen Anfang nehme mit der gehörigen Schulung der betreffenden Lehrkräfte an der Universität.

Josef Szombathy.

20.

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Herausgegeben auf Veranlasung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Zweite, wesentlich erweiterte Aufl. Berlin 1894. 8°. 99 S. und 8 Steindrucktafeln.

Dieselbe Tendenz wie die in Württemberg und Oesterreich herausgegebenen prähistorischen Wandtafeln verfolgt das Merkbuch, welches auf Veranlassung des früheren preussischen Cultusministers v. Gossler durch den Director der prähistorischen Sammlung des Berliner Museums für Völkerkunde Dr. Albert Voss herausgegeben wurde und in Baiern in einer den süddeutschen Verhältnissen angepassten Variante Aufnahme fand. Das Erscheinen der zweiten Auflage beweist, dass das Merkbuch schnell eine weite Verbreitung, d. h. also lebhafte Anerkennung in den Kreisen, für welche es bestimmt ist, gefunden hat. Sein Zweck weicht von dem unserer Wandtafel insoferne ab, als es sich nicht auf die blosse Orientirung des Publicums über die zu bewahrenden Gegenstände beschränkt und seine Wirksamkeit nicht blos in der Rettung zufälliger Funde sucht, sondern sich auch an die Vorstände kleinerer Sammlungen und die für Ausgrabungen sich interessirenden Laien wendet, um ihnen bei ihren Unternehmungen als Leitfaden zu dienen. Sein Inhalt gliedert sich in folgende Capitel:

I. Zweck und Bestimmung der Sammlungen von vorgeschichtlichen Alterthümern.

II. Chronologischer Ueberblick über die vorgeschichtlichen Perioden, von der Steinzeit bis zur Karolingerzeit, wie sie sich besonders in Norddeutschland entwickelten. Interessant und wichtig ist, was Voss hier im Gegensatze zu den nordischen Archäologen über die Anfänge der Einführung von Metallgegenständen nach dem Norden sagt: „Einige setzen die Zeit um 1500 v. Chr., Andere um 1000 v. Chr. hiefür an. Indess dürfte auch die letzte Zahl noch zu hoch gegriffen und die Altersgrenze für die ältesten Metallgegenstände wohl nicht wesentlich über die Hallstätter Periode (800 v. Chr.) hinaus aufwärts zu verlegen sein."

III. Uebersicht über die hauptsächlichsten Arten der vorgeschichtlichen Alterthümer und Unterweisung in Betreff der wichtigsten, bei Auffindung und Beschreibung derselben zu berücksichtigenden Umstände. Darin sind Einzelnfunde, Sammelfunde, Wohnplätze, Ansiedlungen, Befestigungen, Hochäcker, Baureste, Strassen- und Brückenanlagen, Culturstätten, Opferplätze, Gerichtsstätten und die verschiedenen Arten der Gräber und Grabstätten berücksichtigt.

IV. Anweisung zur Untersuchung von Alterthümern, mit einer Menge praktischer Winke für den Ausgräber, leider auch unter Zulassung „theilweiser Untersuchungen", unter welchem Titel dem Raubbaue, wie er durch blosse Einschnitte in Tumuli und mit Hilfe der Erdsonde betrieben wird, die Thüren geöffnet werden.

V. Die acht Figurentafeln mit den sehr fein und exact ausgeführten Zeichnungen von 268 Fundstücken und einem Provenienz- und Aufbewahrungsort jedes Stückes genau angebenden Verzeichnisse. Die beiden ersten Tafeln mit Steinzeitfunden, die folgenden sechs mit Metallobjecten der vorrömischen Perioden, nach Typen geordnet, die charakteristischen La Tène-Typen darunter im Verzeichnisse besonders namhaft gemacht, während eine Unterscheidung der verschiedenen vorkeltischen Metallstufen vermieden ist.

VI. Anleitung zum Conserviren von Alterthümern, zweifellos der wichtigste und nutzbringendste Theil des ganzen Werkes.

Endlich VII. Anhang mit der Recapitulation der Conservirungsvorschriften und Recepte und einem ganz ausgezeichneten, alle norddeutschen Vorkommnisse erschöpfenden Fragebogen.

Man muss sagen, dass es nicht möglich ist, auf einem so engen Raume eine vollkommenere Auswahl der für den Ausgräber und den Sammler nöthigen Belehrungen zu bieten. Diese Leistung mochte auch nur einem Gelehrten gelingen, der Theorie und Praxis der prähistorischen Forschung in dem hohem Maasse beherrscht, wie Voss. Genügend vorgebildeten Personen wird daher das Merkbuch geradezu ein Schatzkästchen von Rathschlägen abgegeben; aber eine gewisse fachliche Vorbildung scheint mir zur einwandfreien Benützung der immerhin knapp gehaltenen Anleitungen unerlässlich. Und mit dieser Forderung haben wir auch die Schattenseite dieses Leitfadens berührt. Es wird (S. 23) die Mahnung, dass ungenügend geschulte Personen sich gänzlich der Ausgrabungen enthalten sollen, nicht eindringlich genug erhoben, denn welcher Dilettant möchte sich das erforderliche „Maass von Beobachtungsgabe und Uebung" absprechen; es wird nicht genügend betont, dass ja alle prähistorischen Fundstellen den Werth unersetzlicher Documente haben, die Jeder, der sie einmal aufmacht, auf immer zerstört, so dass kein Nachfolger mehr sie lesen kann. Und wehe, wenn dann dieser erste Eröffner eines solchen Documentes nicht vollständig mit den Kenntnissen, die dem Stande der Wissenschaft entsprechen und den erforderlichen praktischen Behelfen ausgerüstet ist. Er hinterlässt von den durch seine Hand vernichteten Documenten eine unvollständige und vielleicht falsche Lesung und vereitelt jede Berichtigung. Diese Gefahren sind nicht gering. Fast jede Nummer unserer Fachzeitschriften enthält irgend einen Beleg dafür, dass sich jetzt Beamte, Aerzte, Gewerbsleute etc. allerorten beeilen, vergnügenshalber dem Boden die letzten prähistorischen Reste, die er bisher noch gehütet hat, zu entreissen, sie zu sammeln und zu beschreiben und Letzteres oft in einer Weise, dass dem Fachmanne die Haare zu Berge stehen. Dieser Forschungsdilettantismus ist so wie das mit ihm zusammenhängende Unwesen der Localmuseen zur Mode geworden und ich besorge, das Merkbuch habe Einiges zu seiner Ausbreitung beigetragen, weil Mancher sich durch seinen Besitz in einen Fachmann umgewandelt oder mit den zur „Forschung" erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet glaubt. Dieser schädlichen Mode muss aber mit aller Energie entgegengetreten werden, wenn unsere Zeit nicht den schlimmen Vorwurf auf sich laden will, viele kostbare Documente zur Urgeschichte unseres Erdtheiles leichtfertigerweise unerfahrenen Händen zur vorschnellen Zerstörung überantwortet zu haben.

Josef Szombathy.

21.

Kraus, Franz: Höhlenkunde. Wege und Zweck der Erforschung unterirdischer Räume. Mit Berücksichtigung der geographischen, geologischen, physikalischen, anthropologischen und technischen Verhältnisse. Mit 155 Text-Illustrationen, 3 Karten und 3 Plänen. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1894. V + 308 S. 8°.

Wir schätzen den Verf. seit einer Reihe von Jahren als den thätigsten Amateur auf dem Gebiete der Höhlenforschung, als einen Höhlentouristen im besten Sinne des Wortes, der sich nicht nur um die Auffindung und Befahrung zahlreicher Höhlen, sondern auch um die Untersuchung und die nationalökonomische Nutzbarmachung derselben erfolgreich bemüht hat.

Die wissenschaftliche Seite der Höhlenforschung fordert, wie Verf. richtig bemerkt, je nachdem es sich um die Vermessung, das geologische, faunistische oder anthropologische Studium der unterirdischen Räume handelt, die Thätigkeit des betreffenden Specialisten und so kommt es ganz natürlich, dass sich ein Buch, welches in engem Rahmen die gesammte Höhlenkunde abhandeln will, nicht an die verschiedenen Fachmänner, sondern vornehmlich nur an das Laienpublicum wenden kann. Ausschliesslich auf dieses hat es der Verf. mit der angenehm feuilletonistischen Art seines Vortrages, besonders aber mit den überall eingestreuten Rathschlägen, wie man mit dem Höhlenstudium beginnen könne, und den S. 236 ausgesprochenen, sehr anerkennenswerthen Warnungen vor den Raubgrabungen der Dilettanten abgesehen. Diesem Zwecke opferte er auch — zweifellos mit gutem Vorbedacht -- die streng wissenschaftliche Gliederung des Stoffes. Das erste Capitel bringt eine Uebersicht über die Entwicklung der Höhlenliteratur. Das zweite führt dem Leser, ehe er mit den Erscheinungen selbst bekannt ist, eine Anzahl von Höhlenbildungstheorien vor. Die folgenden sieben Capitel machen uns mit den Höhlen selbst (ursprünglich im Gestein gebildeten, später gebildeten natürlichen und künstlichen), sowie mit den verwandten oberirdischen Erscheinungen (Dolinen etc.) bekannt. In diesen Capiteln ist sehr viel Wissenswerthes und zum Theile ganz Neues zusammengetragen, so dass sie von jedem Interessenten mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. An manchen Stellen, wie z. B. in dem Verzeichnisse der Ueberschwemmungen im Planinathale (S. 155—163), ist wirkliches Quellenmaterial niedergelegt. Uns interessirt vor Allem das VIII. Capitel (S. 164—193), „Künstliche Höhlen und bewohnte Höhlen", ferner im „Anhange" das Capitel „Höhlenfunde" (S. 230 244), in welchen der Verf. alle Erscheinungen, die unter diese Titel fallen, in einer den Anfänger gewiss lebhaft anregenden Weise Revue passiren lässt. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, dem interessanten Gegenstande vollkommen angemessene. Die zahlreichen, nach den besten Originalien angefertigten, grossentheils ganz neuen Illustrationen, unter welchen die Karten und Pläne geradezu als werthvoll hervorgehoben werden müssen, ergänzen den Text auf das Beste. In allen Theilen und ganz besonders in dem Absatze „Praktische Winke und Beispiele" (S. 245 288) kommt der ansehnliche Schatz von persönlichen Erfahrungen und die ausgebreitete Literaturkenntniss, über welche der Verf. verfügt, zur schönsten Geltung und in diesen aus den eigenen Vorräthen des Verf. geschöpften, leider nicht immer genügend herausgearbeiteten Partien liegt der auch von den Specialisten nicht zu übersehende eigenthümliche Werth des hübschen Buches. Wir wünschen der „Höhlenkunde" (dem Buche wie dem Fache) eine sehr grosse Verbreitung und zahlreiche ernste Freunde.

Josef Szombathy.

22.

Dr. E. Bannwarth: Anthropologische Wandtafeln. Nr. I, Orthognather Brachycephale, Massstab der Vergrösserung $2^1/_2 : 1$. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Der Verf. beabsichtigt, für die Zwecke des anthropologischen und anatomischen Unterrichtes neun Wandtafeln herauszugeben, deren jede eine bestimmte Schädelansicht in starker Vergrösserung wiedergibt. Ausser der vorliegenden Tafel: Seitenansicht eines orthognathen Brachycephalen, sollen noch folgende acht angefertigt werden: Seitenansicht eines prognathen Mesocephalen und eines orthognathen Dolichocephalen, Scheitelansicht eines Brachycephalen und eines Dolichocephalen, Hinterhauptsansicht eines Hypsicephalen und eines Chamaecephalen, endlich Stirnansicht eines Dolichoprosopen und eines Chamaeprosopen. Die Ausführung der ersten in Lichtdruck erzeugten Tafel ist eine ganz vorzügliche und die Auswahl der Typen, sowie der Grad der Vergrösserung sind die für den vorgesetzten Lehrzweck angemessensten. Dass solche Wandtafeln für den Gebrauch des Vortragenden, besonders einem grösseren Auditorium gegenüber, viel bequemer sind, als die Schädel selbst, ist zweifellos. Das Unternehmen wird daher sicherlich von allen betheiligten Lehrkanzeln und Unterrichtsanstalten mit Freuden begrüsst werden.

Unter der Annahme, dass die auf der Subscriptions-Einladung in verkleinertem Massstabe abgedruckten neun Schädelansichten den definitiven Tafeln entsprechen, möchte ich mir erlauben, darauf hinzuweisen, dass beide Norma frontalis-Ansichten nicht dem Plane gemäss ein Schmal- und ein Breitgesicht darstellen, sondern beide typische Leptoprosope sind, wie ja der Fachmann auf den ersten Blick sieht und wie die Nachmessung auch an den kleinen Bildern sicherstellen kann. Vielleicht kommt der Rath, einen der beiden Schädel durch einen wirklichen Chamaeprosopen zu ersetzen, noch rechtzeitig.

Josef Szombathy.

Entgegnung

auf Herrn Dr. Much's Kritik meiner Publication „Die neolithische Ansiedelung von Gross-Czernosek".

Von **Robert Ritter v. Weinzierl** (Prag).

(Mit 3 Text-Illustrationen.)

Herr Dr. Much hat in seiner Eigenschaft als Redactionsbeirath dieser Mittheilungen zu meinem im II. u. III. Hefte dieses Jahrganges erschienenen Aufsatze „Die neolithische Ansiedelung von Gross-Czernosek a. d. E., mit 81 Illustrationen" folgende Fussnote angefügt: „So dankbar wir die in diesem Berichte enthaltenen Forschungsergebnisse hinnehmen, so ist es doch nicht möglich, hier auch das Bedenken zu verhehlen, welches gegen die Aufstellung des Verfassers, dass nämlich die Fundstelle in ihrer Gesammtheit und die Brandgräber im Besonderen der jüngeren Steinzeit angehören, sich uns aufdrängt. Bisher hat man überhaupt nur in sehr seltenen Fällen Brandgräber in der Steinzeit beobachtet; wo ein Anschein dafür vorliegt, bedarf es also im Vorhinein einer eingehenden Prüfung, um ihn als Thatsache zu bestätigen. In Böhmen insbesondere scheint der Gebrauch des Verbrennens des Leichnams während der Steinzeit unbekannt gewesen zu sein, ja man nimmt allgemein an, dass er erst während des zweiten Abschnittes, der Bronzezeit, Eingang gefunden habe. Rechnet man dazu die keineswegs geringen Bronzefunde, die graphitirten Gefässe, so gelangt man zur Annahme, dass Ansiedelung und Gräber zwar bis in die Steinzeit zurückreichen, doch auch bis in die Bronzezeit hineingreifen. Uebrigens hat keines der vermeintlichen Brandgräber zweifellose Leichenbrandreste geliefert."

Diese Fussnote konnte mir keinesfalls gleichgiltig bleiben. Meiner Arbeit liegt eine langjährige, gewissenhafte Beobachtung aller Erdbewegungen an Ort und Stelle zu Grunde; während dieser Zeit habe ich zu wiederholten Malen grössere Flächen selbst ab- und umgegraben[1]), und zwar in verticaler Richtung der ganzen Tiefe der Culturschichte nach. Bei genauer Beobachtung der ganzen Schichte ist jeder Fund genau in allen seinen Verhältnissen beobachtet, untersucht und in ein eigenes Protokollbuch eingezeichnet worden; die Distanzen und Tiefen sind jeder Profilzeichnung beigesetzt, so dass jeder Gegenstand örtlich genau fixirt erscheint.

[1]) Auf dem Situationsplan meiner Arbeit sind jene Flächen schraffirt.

Auf Grund dieser Erfahrungen glaube ich, meine Datirung der Ansiedelung in ihrer Gesammtheit als richtig feststellen und beibehalten zu müssen, umsomehr, als in meiner Publication alle jene keramischen Erzeugnisse, die meiner localen Erfahrung nach dem Ausgange der neolithischen Culturepoche, der Uebergangszeit oder der folgenden Bronzezeit angehören, gekennzeichnet und durch die Fundumstände deutlich charakterisirt und getrennt erscheinen.

Da nun alle Funde einer ungestörten Aschenlage entstammen, grösstentheils von mir selbst mit aller erdenklichen Vorsicht und unter genauer Beobachtung aller Fundumstände ausgegraben sind, so dürfte ich mir denn doch eine Beurtheilung beimessen können, die, wenn auch kein Evangelium, doch haarklein und sachlich widerlegt werden müsste, um mich einer anderen Ueberzeugung zuzuwenden; und dies kann nicht gut ohne genaue Kenntniss der Localität geschehen. — Was die auf der ganzen Fläche zerstreut gefundenen (Maximaltiefe 0·40 m, gegenüber der Tiefe von 2—2·50 m der neolithischen Artefacte) Bronzeartefacte anlangt (S. 40), so sind dies vor Allem nur Streufunde, die in keinerlei Zusammenhang mit den Wohnstätten, Herden, Ustrinen und Gräbern standen.

Der Depôtfund von Bronzen (S. 40, Note 1) wurde in einem Gefässe gemacht, das jedenfalls in einer zeitlich weit verschiedenen Einsenkung verborgen wurde.

Die graphitirte Keramik ist gewiss nicht in allen Localitäten als bestimmt bronzezeitlich zu bezeichnen und könnte man dieselbe in unserer Ansiedelung correct dem Ende der neolitischen Culturepoche zuschreiben.

Die sehr seicht gefundene, theilweise ausgeackerte, typisch ornamentirte und glänzend graphitirte Keramik ist zeitlich weit verschieden von den neolithischen Artefacten dieser Ansiedelung und ist einer östlich gelegenen La Tène-Fundstätte zuzuschreiben.

Die „Fussnote" veranlasste mich, früher, als ich ursprünglich beabsichtigte, eine Grabung zu unternehmen. Im verflossenen Sommer, nach dem Erscheinen

meiner Arbeit, ging ich daran, ein grosses Stück abzugraben, und wählte ich zu diesem Behufe jene Fläche, die zwischen den früheren Grabungen III und VI (S. 31, Situationsplan Fig. 2) liegt. Dort ist etwa der höchste Punkt der Ansiedelung, in dessem engeren Umkreise in der obersten Schichte die meisten bronzezeitlichen Artefacte gefunden wurden.

Von der Annahme ausgehend, dass auf diesem Punkte etwa die bronzezeitliche Nachbesiedelung zu finden sei, grub ich von Osten nach Westen gegen *e*. Meine Arbeit wurde von dem besten Erfolge gekrönt, denn ich fand — was ich suchte.

Die mächtige (2—2·50 m) neolithische Culturschichte zeigte im Profile bis zur Tiefe von 1·50 m in engem Zusammenhange eine Wohnstätte, eine zu erklären, da mir die Thatsache der Nachbesiedelung ausserordentlich wichtig erscheint, weil sie in sich die genügende Beweiskraft für meine Annahme enthält.

Eine eingehende Beschreibung aller neuen Funde behalte ich mir für später vor.

Das in Fig. 271 abgebildete Profil versinnlicht uns eine in die neolithische Culturschichte (*A A*) eingesenkte bronzezeitliche Töpferwerkstätte (*B*) und einen Küchenherd (*C*) [1]).

Die Einsenkung ist von der Ackerkrume an nach abwärts (1·50 m) deutlich sichtbar und grenzt sich scharf ab von der horizontal gelagerten Schichte *A*. Der Boden der Töpferwerkstätte (*a a*) war horizontal, 0·75 m tief und hatte einen Durchmesser von 3·50 m.

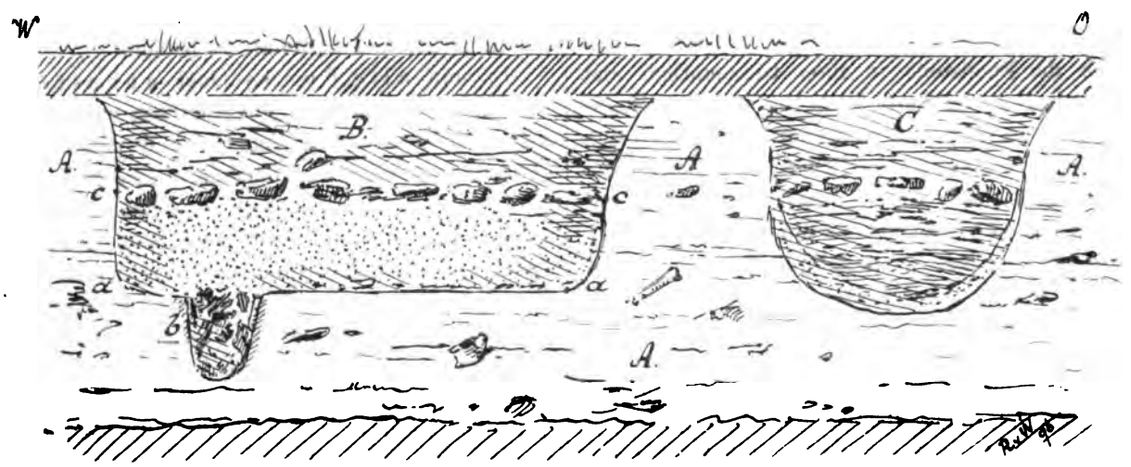


Fig. 271. Bronzezeitliche Culturschichten *B* und *C* in die neolithische Culturschichte *A A* eingebettet.

Töpferwerkstätte und Brennöfen eingetieft, so dass zwischen den Conturen dieser jüngeren bronzezeitlichen Culturschichten die ungestörte neolithische Culturschichte bis fast unter die Ackerkrume hinaufreichte. In der bronzezeitlichen Schichte war einerseits 0·70 m tief das Skeletgrab eines Kindes mit einem Bronzearmreifen, andererseits 0·40 m tief ober einem flachen, grossen Brandherd ein Brandgrab mit liegender Haupturne (Lausitzer Typus) eingetieft [1]).

Ich will hier die neuen, sehr wichtigen Funde nur kurz erwähnen und mich vorläufig darauf beschränken, die beigegebene Zeichnung eingehender

[1]) Von dem Kindesskelet ist ausser dem Stirntheil und einigen Knochenfragmenten nichts erhalten gewesen und mag das Kind kaum mehr als ein Jahr alt gewesen sein. Der kleine, zierliche Bronzearmreifen entspricht dem Alter. Das Brandgrab ist interessant durch die Haupturne, welche ober dem Bauchumbruch mit sechs Warzen geziert ist, die mit einem doppelten Wellenband verbunden sind.

Nahe der Peripherie waren ringsum drei kleine Gefässbrennöfen eingesenkt, wovon in unserem Bilde einer (*b*) zu sehen ist, während die beiden anderen hinter der Bildebene liegen. Ueber dem Boden *a a* lag eine Schichte von Ziegelthon mit feinem Elbesand gemengt, offenbar der herbeigeschleppte Vorrath des Töpfers. Ueber dieser Schichte lagen (*c c*) viele grosse und kleine Estrichstücke mit Schilfabdrücken. Um und in den Brennöfen lagen zahllose Scherben, theilweise verschlackt, von meist grossen Gefässen, ebenso die stark durchglühte Ofenwandung. Diese Keramik entspricht jener der Brandgräber mit Leichenbrand, Lausitzer Typus, wie wir selbe auch aus der Um-

[1]) Im westlichen Theile der Abgrabung gelegen; 2 m von der Töpferwerkstätte wurde (bei *e*) der früher schon erwähnte Depôtfund von Bronzen gemacht und steht also in unmittelbarem Zusammenhange mit der hier nachgewiesenen Nachbesiedelung.

gebung von Lobositz kennen [1]). In den Schichten ober dem Estrich lagen Thierknochen, Hirschhornabfälle, Steine, verbrannte (verschlackte) Scherben; ausserdem wurde ein Hundeschädel, mehrere Töpferspatel und Glätter, alle aus Rippen gefertigt, und Pfriemen gefunden.

Der Herd (*C*) war kesselförmig 1·40 m eingetieft. Die Sohle des Herdes, stark durchglüht, deckte eine starke Aschenschichte, darüber lagen gebrannte Lehmklumpen und darüber fand ich bronzezeitliche Keramik. Zwischen *B* und *C* reicht, wie auch auf dieser und jener Seite, die ungestörte neolithische Culturschichte bis an die Ackerkrume hinan.

Aus dem Gesagten ersehen wir ganz deutlich, dass diese beispielsweise angeführte und bildlich vorgeführte Töpferwerkstätte und Herd einer jüngeren Cultur angehören, als die Schichte, in welche dieselben eingesenkt sind. Die Keramik dieser jüngeren Schichten sowohl, als auch die anderen Funde ähnlicher Einsenkungen der Nachbesiedelung sind dieselben, wie die früher schon gemachten Einzelnfunde der obersten Schichte. Ich fand eine kurze Bronzenadel mit spitzkonischem Kopfe, eine Knochenpfeilspitze mit spitz ausgezogenen Lappen und vierkantigem Schaft, viele Glätter aus Rippen hergestellt, graphitirte Scherben etc.

Von der Knochenpfeilspitze glaube ich erwähnen zu müssen, dass diese Form ausschliesslich in unseren Ansiedelungen der Bronzezeit angehört, ja selbst noch bei La Tène-Funden vorkommt, während die Form, welche uns die Abbildungen Fig. 46 und 47 (S. 37) zeigen, rein neolithisch ist.

Massgebend bleiben für die Zeitbestimmung der Ansiedelung doch vor Allem die keramischen Erzeugnisse (S. 47), welche in den Gräbern gefunden wurden. Diese Topfurnen und Schüsseln, den anderenorts zeitlich richtig als neolithische Keramik festgestellten Formen vollkommen gleich, entsprechen auch im Materiale jener Zeit. Unter diesen Formen finden wir die in Fig. 72 und 75 abgebildete, von mir als „Lobositzer Typus" benannte Topfurne, welche in ihrer Form und im Materiale gerade typisch ist für unsere neolithischen Gräber aus der Umgebung von Lobositz. Diese Topfurne, auch in der Grösse übereinstimmend, charakterisirt durch den horizontalen, massiven Henkel (Fig. 17 *b*), findet ihren Ausgang in den neolithischen Gräbern von Lobositz, verändert sich wesentlich durch eine scharfe Abkantung (Gliederung) am Halsgrunde im Beginne der Bronzezeit und erreicht in dieser Culturepoche eine grössere Verbreitung in Böhmen [1]).

Alle jene Gefässe, die zerstreut in den Culturgruben gefunden wurden (Fig. 18—26), lassen den neolithischen Charakter leicht errathen.

Von den in Fig. 7—16 abgebildeten Scherben liessen sich die Fig. 13—16 wohl der letzten Phase der neolithischen Culturepoche zuschreiben; es sind dies ebenfalls Streufunde, die in der obersten Schichte gefunden wurden und nach meinen genau geführten Protokollen keinen Zusammenhang mit der Ansiedelung und Nekropole aufweisen. Die in der Abhandlung erwähnten, nicht gebrannten Gefässe, durchwegs Funde aus Ustrinen, sind als blos lufttrockene nicht aufzufassen, da dieselben in diesem Zustande nicht erhalten geblieben wären. Sie sind erhärtet und conservirt, da dieselben in die heisse Asche der Herde geriethen, keinesfalls aber als gebrannt angesehen werden können.

Was wir unter den zugespitzten Knochen alles als Knochenpfeile ansehen können, ist freilich schwer zu entscheiden. Ich habe unter Fig. 39—45 einige neolithische Artefacte als Pfeile bezeichnet und glaube mit Recht, denn die meisten zeigen rückwärts einen stielähnlichen, kurzen Ansatz. Die in Fig. 46 und 47 abgebildeten Pfeile sind auch aus anderen neolithischen Stationen Böhmens bekannt und ist insbesondere die letzte Form ziemlich verbreitet, wenn auch dieselbe nur in wenigen Exemplaren in den Ansiedelungen gefunden wurde. Des von mir S. 38, Note 2, erwähnten Roggenfundes von Klein-Czernosek (Weizen und Korn gemischt) muss hier ebenfalls gedacht werden, da dies thatsächlich kein Roggen ist, sondern Emmer, und die ungemein grosse Aehnlichkeit beider mich beirrte.

Ich hatte auch eine Probe dieses Getreidefundes an Herrn Prof. Dr. Schröter-Zürich zur Bestimmung eingesandt und erhalte ich eben das Resultat seiner Untersuchung, worin es heisst: „Die Aufsammlung von Körnern, die als Nr. 855 — Weizen und Korn

[1]) Weinzierl, R. v., Der prähistorische Wohnplatz und die Begräbnissstätte auf der Lösskuppe südöstlich von Lobositz a. d. E. Mit 27 Illustr. Berlin 1895. S. 73.

[1]) Topfurnen „Lobositzer Typus" besitze ich aus den neolithischen Nekropolen der Lobositzer Umgebung fünf wohlerhaltene Exemplare; Herr Dr. Matiegka in Prag ein Exemplar. Von diesen sechs Urnen gehörte je ein Exemplar an: einem sitzenden, vier liegenden Hockern und einem Brandgrab.

Aus Böhmen sind mir noch bekannt geworden Funde von: Webotschan (bei Töplitz), Brüx, Bohnic, Vokovic, Znonäic, Smolnic, Čičovic, die theils der neolithischen, theils einer jüngeren Culturphase angehören.

gemischt aus einem rohen Gefäss aus der neolithischen Station von Klein-Czernosek bei Lobositz — bezeichnet ist, enthält ausschliesslich Körner und Aehrenfragmente von Triticum dicoccum, Emmer." — In der Publication über Klein-Czernosek, die demnächst erscheinen wird, werde ich die umfangreiche Beschreibung und Bestimmung dieses Getreidefundes, die ich Herrn Prof. Dr. Schröter-Zürich verdanke, zum Abdrucke bringen.

Der in Gross-Czernosek [1]) im Brandherd 13 gefundene verkohlte Weizen ist nach Herrn Prof. Schröter's Bestimmung Triticum vulgare, die kleinen Körner vielleicht var. conspectum Host. Da nur sehr wenige Körner gefunden resp. erhalten wurden, lässt sich eine erschöpfende Bestimmung nicht vornehmen.

Und nun zu dem wichtigsten Theile der Fussnote: „Bisher hat man überhaupt nur in sehr seltenen Fällen Brandgräber in der Steinzeit beobachtet; wo ein Anschein dafür vorliegt, bedarf es also im Vorhinein einer eingehenden Prüfung, um ihn als Thatsache zu bethätigen."

Die bisher sehr selten beobachtete Brandbestattung in der neolithischen Culturepoche ist von mir in der Umgebung von Lobositz fast in jeder neolithischen Ansiedelung und Nekropole durch die folgenden Thatsachen nachgewiesen. Ich war so glücklich, in einem verhältnissmässig kleinen Umkreis 15 neolithische Brandgräber entdeckt zu haben.

Olshausen hat in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft in der Sitzung vom 20. Februar 1892 eine umfangreiche und kritische Arbeit über „Leichenverbrennung" vorgelegt, wo wir im Capitel über Mitteldeutschland (S. 156) den steinzeitlichen Leichenbrand im thüringischen Gebiete als festgestellt finden. Die Verwandtschaft der neolithischen Keramik in Böhmen lässt die Leichenverbrennung bei uns ahnen. Görze tritt mehrfach für den Leichenbrand im Saalegebiet ein; auch hier lässt die culturell-verwandtschaftliche Beziehung ein und denselben Gebrauch bei der Bestattung annehmen. Olshausen gibt zu, dass die Leichenverbrennung in Böhmen in der Steinzeit platzgegriffen habe.

Dass die Leichenverbrennung nur sehr selten in Böhmen in der Steinzeit auftritt, beweist, wie schwer man von der gewohnten Körperbestattung abging; doch ist die erstere entschieden noch eine in diese Culturepoche aufgenommene Veränderung der Bestattung und ich glaube, wenn seinerzeit in den neolithischen Siedelungen und Begräbnissplätzen von Vokovic, dem Řivnác und den anderen der Umgebung von Prag, die Unmassen von neolithischen Artefacten lieferten und reich an Gräbern waren, mit der nöthigen Vorsicht geforscht worden wäre, so hätte man in diesen Nekropolen gewiss auch den Beweis einer bereits gemischten Beerdigung erbringen können.

Ich habe während zweier Decennien im Umkreise von Lobositz jeden Grabfund genau untersucht, selbst viele Grabungen unternommen und bin zu dem Resultate gekommen, dass (in der Umgebung von Lobositz) in der jüngeren Steinzeit die Leichenverbrennung bereits eingeführt wurde, dass aber auch in der darauffolgenden Culturphase ebenfalls noch, und zwar häufig, die Körperbestattung, ganz in derselben Weise wie vordem, stattgefunden hat.

Die Resultate meiner Forschung sind folgende:

1. In der fürstl. Schwarzenberg'schen Ziegelei [1]) untersuchte ich (neben liegenden Hockern und einem Brandgrabe der älteren Bronzeperiode — Ounětitzer Typus) [2]) sitzende und liegende Hocker und zwei Brandgräber der neolithischen Culturepoche mit typischer Keramik; ein drittes, nicht untersuchtes Brandgrab ist fraglich.

2. „In einer neolithischen Ansiedelung der Uebergangszeit in Lobositz a. d. E." [3]) constatirte ich ausschliesslich Brandgräber, und zwar vier Steinkisten und zwei Gräber ohne Steinfassung. Die Keramik dieser Gräber zeigt Anklänge der Uebergangszeit.

3. „Im prähistorischen Wohnplatz und der Begräbnisstätte auf der Lösskuppe südöstlich von Lobositz a. d. E." [4]) fand ich zwei Grabstätten (S. 59 Nr. 10, S. 60 Nr. 15), die auf eine theilweise Verbrennung hinweisen; im zweiten Grabe ist die schnurverzierte Keramik vertreten.

Nach dem Erscheinen dieser Publication ist in derselben Localität ein sehr wichtiger Brandgrabfund gemacht worden, den ich hier näher erörtern zu müssen glaube.

Die Ostwand der Aushebung C' (siehe Publication S. 50, Situationsplan) ist um einige Meter abgegraben worden und bei dieser Gelegenheit wurde

[1]) Siehe meine Publication S. 48, 2. Spalte.

[1]) Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz. Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. Wien 1894. Bd. XXIV. S. 144.

[2]) Archaeol. Památky, XIII, Prag 1883. S. 23 u. Taf. II.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie. Berlin. Jahrg. 1894. S. 101.

[4]) Zeitschrift für Ethnologie. Berlin. Jahrg. 1895. S. 49.

ein Grab gefunden, das bei sehr geringen Dimensionen (0·75 m Tiefe, 1 m Durchmesser) mit weisser Knochenasche, Holzkohlenstückchen und unverbrannten Knochenpartikeln ausgefüllt war. Zwischen durchgeglühten kleinen Bruchsteinen lag ein zertrümmerter, langhalsiger Becher ohne Ornament (Fig. 272) und ein in Folge des Brandes vollständig zerfallener Basalthammer (Fig. 273). Ich erwähne ausdrücklich, dass der Hammer, der der Form nach den älteren steinzeitlichen Typen entspricht, nicht etwa zerschlagen war, sondern nach der Leichenverbrennung im Grabe selbst zerfiel und nur schwer aus den vielen Stückchen zusammengekittet werden konnte. Der Hammer zeigt geringe Schlifffflächen und ist einseitig konisch gebohrt.

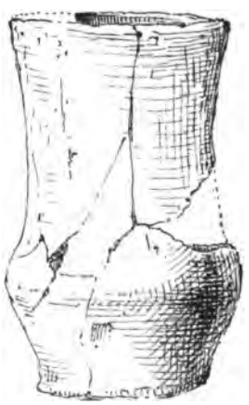


Fig. 272. Langhalsiger Becher aus einem neolithischen Brandgrabe (1/3).

Der langhalsige Becher entspricht in Form und Material genau der schnurverzierten Keramik dieser Nekropole.

4. „In der neolithischen Ansiedelung von Gross-Czernosek“ endlich [1]) constatirte ich die an der inneren Mauerflucht angelegten Brandgräber (S. 41). Die Umgebung von Lobositz hat, wie wir sehen, ein reiches Material an untersuchten Brandgräbern der neolithischen Culturepoche geliefert, die einer längeren Zeitphase dieser Epoche angehören und bis in die Uebergangszeit hineinreichen.

Da mich diese Begräbnissart in der Steinzeit von jeher in erhöhtem Maasse fesselte, so war ich stets bedacht gewesen, derartige, von vielen Seiten angezweifelte und selten noch constatirte Gräber auf's Sorgfältigste zu untersuchen, um mit einer gewissenhaften Arbeit der Wissenschaft dienlich sein zu können.

Drei neolithische Brandgräber hat Herr k. k. Conservator B. Jelínek untersucht und in diesen Mittheilungen [1]) aus der Umgegend Prags von Lieben (2) und Kotlářka (1) beschrieben.

In den „Prähistorischen Blättern“ [2]) habe ich zwei neolithische Brandgräber von Elbekosteletz besprochen, wovon die auf Tafel IV, Fig. 11, abgebildete, prachtvolle, ornamentirte Amphora des einen Grabes in meinem Besitze ist. —

Wenn wir das Gesagte überblicken, so finden wir zunächst, dass die Ansiedelung von Gross-Czernosek rein neolithisch war und eine lange Spanne Zeit der culturellen Entwicklung in dieser Culturepoche durchmachte. Das hier sesshaft gewesene Volk verliess endlich den Platz, nach Süden drängend, und die nun folgende Nachbesiedelung gehört der älteren Bronzeperiode an, welche aber nicht von langer Dauer

Fig. 273. Verbrannter Basalthammer aus einem neolithischen Brandgrabe (1/2).

gewesen war. Erst in der La Tène-Zeit finden wir östlich von hier eine Begräbnissstätte.

Was die Gräber mit Leichenbrand anlangt, so finden wir dieselben in der Umgebung von Prag, in Elbekosteletz und der Umgebung von Lobositz nachgewiesen. Werfen wir einen Blick auf die neolithische Bevölkerungskarte von Böhmen [3]), so werden wir finden, dass besonders der nordwestliche Theil eine zusammenhängende, dichte Bevölkerung aufweist, deren Cultur eine durchaus gleichartige ist und bei den ausgedehnten neolithischen Ansiedelungen und vielen Begräbnissplätzen noch mehrerenorts der Nachweis der Leichenverbrennung erbracht werden wird.

[1]) Mittheilungen, Bd. XXV, 1895, S. 29.

[1]) Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch., Bd. XXI, Wien 1891: Materialien zur Volksgeschichte und Volkskunde Böhmens. I. Theil, S. 1 und 31.

[2]) München 1895, Jahrg. VII, Nr. 2, 3. Taf. IV. Fig. 11 u. 12.

[3]) Weinzierl, R. v., Die jüngere Steinzeit in Böhmen. Mit 1 color. Bevölkerungskarte. Prag 1895. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 206.)

Das Urnenfeld bei Borstendorf in Mähren.

Von **Dr. M. Helf.**

(Mit 36 Text-Illustrationen.)

Gegen Ende des Jahres 1892 erhielt ich von meinem Freunde Herrn Rauer, damaligem Verwalter der Gutsherrschaft Czernahora, die Mittheilung, auf einem Felde der Gemeinde Borstendorf seien bei der Tiefackerung neuerlich Theile eines ausgedehnten Urnenfeldes blossgelegt worden. Leider gestattete es mir mein Beruf nicht, alle wünschenswerthen Daten an Ort und Stelle zu sammeln, sowie planmässige Grabungen vorzunehmen. Ich musste mich also damit begnügen, durch einen möglichst eingehenden Fragebogen Details und Modalitäten der Bestattung festzustellen, während Verwalter Rauer die Freundlichkeit hatte, so viel als möglich vor den Verwüstungen der Pflugschar zu retten, indem er bei jedem auftretenden Hinderniss anhalten und vorsichtig nachgraben liess. Trotz dieser recht mangelhaften Methode konnte doch die Zusammengehörigkeit der einzelnen Fundstücke durch genaue Numerirung wenigstens theilweise festgestellt und eine zur Vervollständigung des Gesammtbildes nöthige Uebersicht gewonnen werden.

Die Entdeckung des Urnenfeldes durch Verwalter Rauer fällt bereits in das Jahr 1886. Derselbe bemühte sich damals vergeblich, die Gesammtheit der Funde durch Veranlassung systematischer Ausgrabungen für die Wissenschaft zu retten. 1888 brachte Professor Gurlitt im XVIII. Bande dieser Mittheilungen einen kurzen Bericht über seine Nachgrabungen auf dem Borstendorfer Felde, die ein Areale von 220 m² umfassten. Alles in Allem sollen bis 1892 etwa 80 Gräber aufgedeckt worden sein, deren Inhalt ausser den von Gurlitt gemachten Funden, die sich im Brünner Landesmuseum befinden, in alle Winde zerstreut wurde. Die hier zu besprechenden Funde entstammen 25 Gräbern; mit der Gesammtzahl der bis jetzt aufgedeckten 105 Gräber ist aber die Ergiebigkeit dieses Urnenfriedhofes noch nicht erschöpft, da auch die umliegenden Felder Topfscherben in Menge liefern.

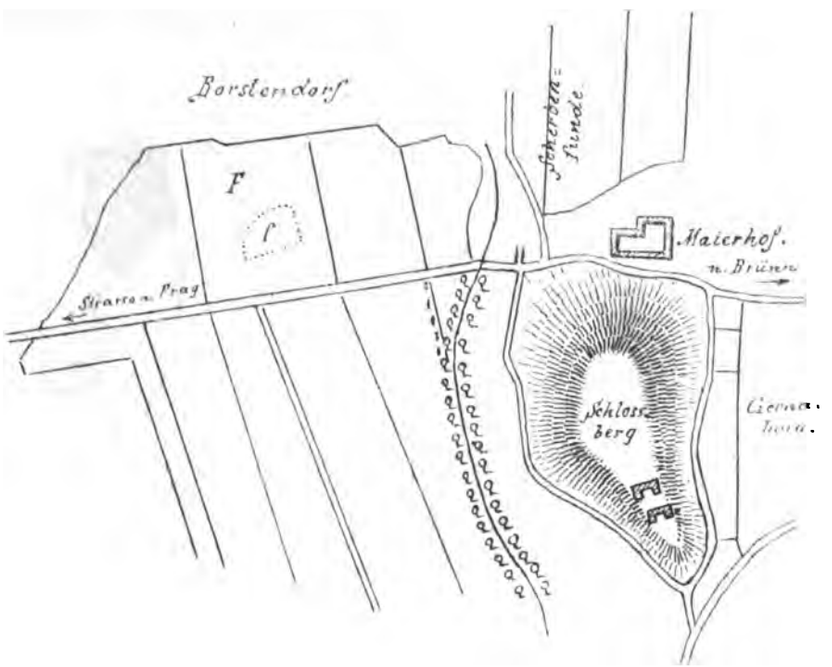


Fig. 274. Situation des Gräberfeldes bei Borstendorf.

Die Topographie des Urnenfeldes mag zunächst durch eine Planskizze erläutert werden. (S. Fig. 274.)

Zwischen der Prager Reichsstrasse und Borstendorf gelegen, fällt das Terrain (*F* des Planes) gegen die Strasse sanft ab und bildet ausserdem eine flache Kuppe, jene Stelle, welche Gurlitt zu seinen Nachgrabungen wählte. Der im Jahre 1892 aufgedeckte Theil (*f* des Planes) liegt zwischen der Reichsstrasse und den älteren Nachgrabungen Gurlitt's; äusserlich fallen auf den hier befindlichen Feldern nach Beendigung der Ernte grosse, mehrere Meter im Durchmesser haltende, tiefschwarze Brandplätze auf, wie sich solche auch auf den angrenzenden Feldern finden. In einer Tiefe von 30—40 cm, also ungefähr an der Sohle der Pflugfurche, zeigte sich nun ein Belag fast lückenlos aneinanderschliessender Steine, der bei Aufdeckung kleinerer Partien den Eindruck eines primitiven Strassenpflasters machte. Die Entfernung dieser Steindecke in einer Stärke von 20—30 cm, welche bei der Tiefackerung hinderlich war, führte seinerzeit zur Entdeckung des Urnenfeldes. So viel sich aus dem durch frühere Ackerungen bereits alterirten Befunde schliessen liess, erstreckte sich der Steinbelag in grossen, unter einander zusammenhängenden Inseln fast continuirlich über das ganze Urnenfeld. Die zu einem Grabe gehörige Steindecke überragte den von der Urne und den Beigaben eingenommenen Raum nach allen Seiten; die Stelle des Grabes war oberflächlich in keiner Weise angedeutet. Jede grosse Insel des Steinbelages umfasste mehrere in ihrer Anzahl wechselnde Gräber, so dass man vor Entfernung der Steine kein Bild von der Lage und Anordnung der Gräber erhielt. Allerdings zeigte sich die fast durchgängig festgehaltene Eigenthümlichkeit, dass zu einem Grabe nur eine der in der Umgebung vorkommenden Steinarten verwendet wurde. Es sind dies Syenit, Sandstein oder Conglomerat aus dem Rothliegenden und Nulliporenkalk. Diese Differenzirung erstreckt sich sogar auf die beiden Syenitarten (Fundorte in Czernahora und Zavist), welche sich in ein und demselben Grabe nicht gemengt finden. Die Steine zeigen keine Spur von Bearbeitung, sind von sehr wechselnder Grösse und zum Theile stark vom Feuer geschwärzt. Sie liegen sämmtlich in annähernd gleichem Niveau. Nach Entfernung derselben wurden die einzelnen Gräber, unter denen sich zwei Typen unterscheiden lassen, in den fetten gelben Letten gebettet, sichtbar. Bei dem einen, weitaus überwiegenden Grabtypus wurde die Haupturne, welche gewöhnlich auch das grösste Gefäss darstellt, in der ausgehobenen Grube direct auf den Letten gestellt. Seltener fand sich eine untergelegte Steinplatte. Um die Urne vertheilte man die Asche des Scheiterhaufens, in welchen die Beigefässe (gewöhnlich 2—3, seltener 3—4) entweder rings um die Urne im Halbkreise oder nur auf einer Seite, manchmal in etwas höherem Niveau angeordnet wurden. Einmal fanden sich neben der Haupturne ein dieselbe an Grösse übertreffender Topf und vier kleinere Gefässe als Beigaben. Der zweite Typus wird durch ein einziges Grab repräsentirt. Die Urne wurde hier mit den Beigaben auf eine Steinlage gestellt und diese enganschliessend und mauerartig bis zur Verbindung mit der weitausgreifenden Steindecke eingewölbt. Auch hier fand sich die von allen Knochenpartikeln abgesonderte Asche des Scheiterhaufens zwischen den Gefässen vertheilt. In allen Gräbern standen Urnen und Beigefässe aufrecht, von einer aus Asche und Letten gebildeten Masse fest umschlossen, aus der dieselben nur mühsam und mit grösster Vorsicht herausgehoben werden konnten. Bei den Urnen fanden sich Fragmente von Deckeln oder über dieselben gestürzten, schalenartigen Gefässen. Dieselben konnten, weil durch die Last der Steine vollständig zerdrückt, nicht erhalten werden. Alle Beigefässe waren, abgesehen von hineingeschlämmten Erdpartikeln, leer; doch fand Herr Rauer in einem solchen Gefässe Spuren verkohlter Fruchtstengel, welche eine nähere Bestimmung leider nicht zuliessen. Den Inhalt der Urnen bildeten die von allen Kohlentheilen abgesonderten und zerkleinerten Knochen; in zehn Gräbern und in relativ spärlicher Anzahl fanden sich Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Bronze, welche dann auf dem Boden des Gefässes unter dem Leichenbrand lagen. Es sind dies Hals-, Arm- und Lockenringe, Nadeln, ein Rasirmesser, Schmuckplättchen und drei Pfeilspitzen (s. Fig. 293—301, 303—308); auch ein sehr graciles Armband aus reinem Kupfer fand sich in einer Urne (s. Fig. 302). Dass diese Gegenstände der Leiche schon am Scheiterhaufen beigegeben wurden, geht aus ihrer theilweise überschmolzenen Oberfläche, der Verbiegung vorspringender Kanten und Ecken, sowie aus einem kleinen Knochenfragment hervor, an dem ein abgeflossener Bronzetropfen haftet. Eine bestimmte Anordnung der Gräber konnte nicht beobachtet werden; die Abstände derselben schwanken zwischen 70 cm und 2 m.

Dass von einer Beschreibung der einzelnen Gräber hier abgesehen werden muss, ist bei der Genesis dieser Ausgrabungen erklärlich, umsomehr, als es leider verabsäumt wurde, die keramischen Objecte

gleich jenen aus Bronze nach Gräbern zu rubriciren. Ich beschränke mich daher bei der Besprechung der Gefässe auf ihre Würdigung nach Material, Formtypus und Ornamentik. Die mir von Herrn Rauer übersandten keramischen Funde bestehen in 18 zum Theile wohlerhaltenen Urnen, Näpfen, Töpfen und Henkelbechern, sowie Bruchstücken von etwa acht weiteren Gefässen verschiedener Grösse. Das Material ist ein wenig geschlämmter, von Quarzkörnern und Glimmerschüppchen durchsetzter Thon, dessen relative Reinheit zu der Grösse des Gefässes gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnisse steht. Bei grösseren Gefässen, insbesondere an den beiden Urnen (Fig. 275 und 276), sowie bei dem Henkeltopf (Fig. 286) ist die absichtliche Beimengung von Quarzsand in gewählter Korngrösse zu dem plastischen Thonmaterial unverkennbar und als Mittel gegen das Verziehen beim Brande begreiflich. Beimengung von Graphit ist bei keinem Gefässe zu beobachten. Die Formung erfolgte durchwegs aus freier Hand über ruhender Unterlage und lässt auf spatelartige, stumpfe, geglättete Instrumente als Behelfe der formenden Hand schliessen. Die Behandlung der Oberfläche schwankt zwischen der natürlichen Rauheit des derben Thones, welche manchmal (s. Fig. 275) durch Furchung mit der Fingerspitze oder einem stumpfen Werkzeug vergrössert wurde, und der feinsten Glättung des vorher angeschmauchten Gefässes mit dem Polirstein (Fig. 290 und 291). Bei derberen Formen beschränkte man sich meist darauf, die prominenten Quarzkörner durch circulär oder schief geführte Spatelstriche in den weichen Thon einzudrücken (s. Fig. 276, 278, 282 und 286); namentlich an dem unter Fig. 278 abgebildeten Napf sind solche circulär verlaufende Striche deutlich erkennbar. Eine Anzahl zarterer Gefässe zeigt sorgfältig geglättete Oberfläche, welche durch Verstreichen des neuerlich befeuchteten Thones erreicht wurde (s. Fig. 280, 281, 284, 285, 287—289 und 292). Mehrere dieser Gefässe sind unvollkommen angeschmaucht und wurden nach dem Schmauchfeuer noch mit dem Glättstein überarbeitet (s. Fig. 280, 281 und 289). Im Allgemeinen lässt sich beobachten, dass der Innenfläche der Gefässe, was Glättung und Wahl des Thones betrifft, grössere Sorgfalt zugewendet wurde, ein Umstand, der die sogenannten Ceremonialgefässe als wirkliche Gebrauchsgegenstände charakterisiren dürfte. So zeigt das Töpfchen von Henkelurnenform (Fig. 277) gegenüber der rauhen und vernachlässigten Aussenseite eine relativ glatte und aus feinerem Thon bestehende Innenfläche, und selbst an den Urnen (Fig. 275 und 276) und dem Henkeltopf (Fig. 286) lässt sich dieselbe Beobachtung machen.

Das Brennen erfolgte bei mässiger Ziegelofenhitze in ziemlich ungleicher Weise. Die Farbe der Gefässe schwankt zwischen einem dunklen Graubraun und dem hellen Gelbroth unserer Ziegel. Eine Anzahl anderer Stücke zeigt auf der ganzen Oberfläche oder fleckenweise tiefschwarzen Glanz. Dass es sich hier nur um einen Effect des Schmauchfeuers mit nachfolgender Politur handelt, lehrt das Verhalten vor der Oxydationsflamme des Löthrohres, welche die bituminösen Substanzen in kurzer Zeit verzehrt und die natürliche Farbe des Thones hervortreten lässt. Dasselbe gilt von dem einen Napf (Fig. 279) und den Fragmenten eines grösseren Gefässes, deren Scherbenquerschnitt zwischen zwei hellroth gebrannten Bändern eine tiefschwarze Innenschicht zeigt. Auch diese, das Residuum eines nur oberflächlichen Oxydationsprosses, verschwindet bei Behandlung nach der von Szombathy[1]) angegebenen Methode. Die kleineren Gefässe sind im Allgemeinen besser und gleichmässiger gebrannt, während die grösseren, namentlich die eine Urne (Fig. 275) ungleichmässige Brandflecke zeigen. Wirklich klingend gebrannt sind nur die beiden Henkelbecher (Fig. 287 und 288).

Bei der Classificirung der keramischen Funde nach Formtypen folge ich der von Heger im XIII. Bande dieser Mittheilungen[2]) aufgestellten Eintheilung; dies um so zwangloser, als die Borstendorfer Gefässe mit jenen von Libochowan viele Aehnlichkeit haben.

Die Dimensionen der Gefässe anlangend, mögen H und B die Maxima der Höhe und Breite, h die Höhe der grössten Ausweitung über dem Boden, b die Breite des Bodens, m die Weite der Mündung, r und R endlich die beiden Durchmesser bei elliptischen Henkelbechern bedeuten. Die Dimensionen sind in Centimetern angegeben. Von den Urnen der 25 Gräber konnte nur eine einzige vollständig (Fig. 276), eine zweite annähernd reconstruirt (Fig. 275) und von zwei anderen wenigstens so weit charakteristische Fragmente erhalten werden, dass ihr Formtypus ersichtlich ist. Alle vier Urnen gehören dem Typus der Bauchurne an.

1. Urne. Fig. 275 (1/3), B = 33·5, h = 12—14·5, b = 13·5. Schmaler Boden, leicht gerundeter, konischer Untertheil bis zur grössten Ausbauchung, wo er sich mit scharf accentuirter

[1]) XV. Band dieser Mittheilungen: Bemerkungen über die Technik prähistorischer Thongefässe (Sitzungsberichte, S. [45]).

[2]) S. 180. F. Heger: Das Urnenfeld von Libochowan in Böhmen.

Kante absetzt. Darüber nach einer leichten Einziehung der steil ansteigende, nur partiell erhaltene Obertheil. Ein abgegliederter Hals fehlte jedenfalls, und das Gefäss endigte mit weiter Mündung, wahrscheinlich durch eine umgeschlagene Lippe begrenzt. Es ist ziemlich unregelmässig gearbeitet. Henkel fehlten jedenfalls. Bis auf seichte, 1– 1·5 cm breite, senkrecht verlaufende, rinnenförmige Streifen am Untertheile ist das Gefäss vollkommen ohne Verzierungen. In seiner wenig gefälligen, einfachen Gliederung nähert es sich am meisten dem Typus der Bauchurne und darf somit als eine Variante desselben betrachtet werden.

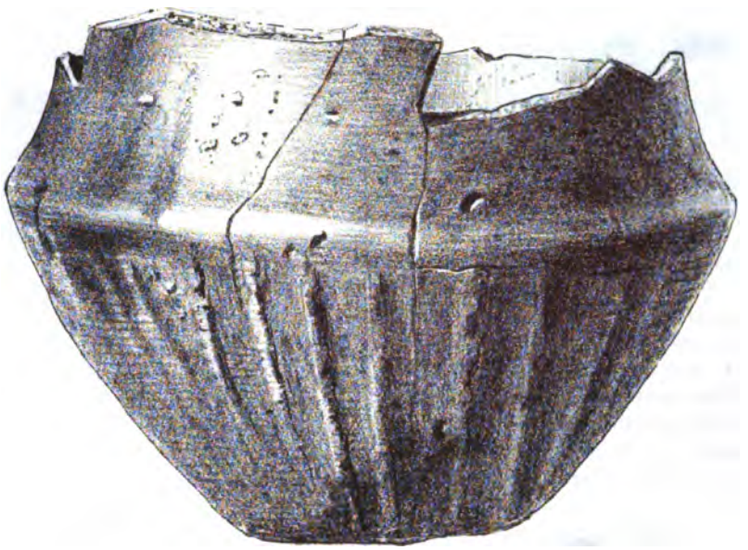


Fig. 275. Urne aus Thon (1/3).

Fig. 276. Urne aus Thon (1/3).

2. Urne, Fig. 276 (1/3). H = 19, B = 26, h = 7·5, b = 10, m = 17·5. Schmaler Boden, mässig hoher, konischer Untertheil, der an der grössten Ausweitung mit gerundeter Kante in den eigentlichen Gefässkörper übergeht. Dieser leicht gewölbt und von dem konisch verjüngten Halse durch einen von zwei Furchen begrenzten und mit regelmässigen Vertiefungen gezierten Wulst getrennt. Der obere Theil des Halses endigt mit horizontal umgeschlagener, nach innen durch eine scharfe Kante abgesetzter Lippe. Auch dieses Gefäss entspricht im Allgemeinen dem Typus der Bauchurne und stellt einen Uebergang derselben zur Halsurne dar.

3. und 4. Diese beiden nur in Bruchstücken erhaltenen Urnen zeigen grosse Aehnlichkeit mit dem unter 2. beschriebenen Gefässe, nur fehlt die gerundete Kante an der grössten Ausweitung.

Unter den Ceremonialgefässen sind 8 Näpfe, 1 Henkeltopf, 1 Gefäss in Henkelurnenform und 6 Henkelbecher vorhanden. Wenigstens dem Formtypus nach erkennbar sind die Bruchstücke von 4 Henkeltöpfen.

5. Im Anschlusse an die Urnen und als Document dafür, dass dem Borstendorfer Urnenfelde diese Form nicht fremd war, ist zunächst das kleine Gefäss in Henkelurnenform (Fig. 277) zu besprechen. H = 7·5, B = 9, h = 3, b = 3, m = 5·2. Sehr schmaler Boden, konischer Untertheil in weiter Ausladung, von dem kurzen, ebenfalls konischen Obertheil durch eine ziemlich scharfe Kante geschieden. Langer, in steiler Verjüngung ansteigender Hals, der frei endigt, vom Gefässkörper scharf getrennt; die Trennungsfurche von zwei diametral stehenden kleinen und zarten Henkeln überbrückt.

Fig. 277. Kleines Henkelgefäss (1/3).

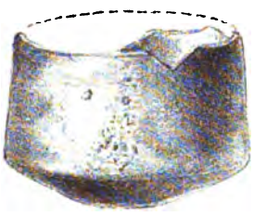


Fig. 278. Napf (1/3).

Die Näpfe bieten eine Anzahl von Uebergängen zum Typus der Napfurne dar (Fig. 281 und 283). Die übrigen variiren zwischen der einfachsten Formgebung (Fig. 278 und 279) und feinerer Differenzirung der einzelnen Gefässtheile (Fig. 282). Zwei roh gearbeitete, ganz kleine Näpfchen gehören wohl einem Kindergrabe an.

Fig. 279. Napf (1/3).

6. Der Napf, Fig. 278 (1/3), stellt die primitivste Napfform dar. H = 7·5, B = 10·5, h = 1·5, b = 3·5, m = 9·5. Von dem stark konischen, niedrigen Untertheil ist die schmale Basis nur undeutlich geschieden; der hohe Obertheil setzt in scharfer Knickung, schwach konisch, beinahe cylindrisch verlaufend an und endigt mit freiem Rand und weiter Mündung. Verzierungen fehlen.

7. Dieselbe Form erscheint im Napf, Fig. 279 (1/3), etwas modificirt. H = 7·5, B = 8, h = 3, b = 3, m = 5. Als Untertheil eine etwas mangelhaft gerathene Kugelkappe, in welche nach erfolgter Formung die Basalfläche eingedrückt wurde. Dieselbe dementsprechend unscharf begrenzt, etwas concav und im Inneren als Umbo bemerkbar. Ueber der Calotte, die mit sieben flachen, concentrischen Kreisfurchen verziert ist, der leicht eingebogene, steil verjüngte Obertheil, welcher mit freiem Rande endigt.

Fig. 280. Napf (1/3).

8. Napf, Fig. 280 (1/3), H = 7, B = 9·5, h = 4, b = 3, m = 6·8, gleicht in dem calottenförmigen Untertheil mit undeutlich geschiedenem Boden und Umbo dem vorhin beschriebenen Gefässe. Darüber ein halsartig geschweifter Obertheil, welcher an der Mündung scharfkantig und sanft ausgebogen endigt; als Verzierung im oberen Theile drei mit einem spitzigen Werkzeug ziemlich unsicher eingeritzte Linien,

Fig. 281. Napf (1/3).

deren Ebene auch als Beginn eines undeutlich gesonderten Halses aufgefasst werden kann. Dieser und der im Folgenden beschriebene Napf nähern sich, wie schon bemerkt, dem Typus der Napfurne.

9. Napf, Fig. 281 (1/3), H = 6, B = 8·2, h = 3, b = 3·5, m = 5·5. Der Untertheil gleichfalls in Form einer Kugelkappe

Fig. 282. Napf (1/3).

mit leicht concavem Boden und Umbo, der geschweifte Obertheil mit der lippenartigen Ausladung am Rande, aber weniger scharf abgesetzt. Ausser einigen flach geritzten Linien über der Peripherie der grössten Ausbauchung noch vier diametral gestellte Gruppen von Hakenlinien oder büschelartige Motive als Ornament.

Höheren Formwerth durch Abgliederung eines Halses besitzen die beiden folgenden Gefässe.

10. Napf. Fig. 282 (1/3), H = 8·5, B = 12·5, h = 3, b = 3·5, m = 9·3. Leicht concaver, undeutlich geschiedener Boden, stark konischer weiter Untertheil, schwächer verjüngter gewölbter Obertheil; dieser durch eine seichte und breite

Fig. 283. Napf (1/3).

Furche von dem kurzen und ein wenig ausladenden Halse abgegliedert. Ornamente fehlen.

In Form und Verzierungen am sorgfältigsten durchgebildet ist

11. der Napf, Fig. 283 (1/3), H = 6, B = 8·8, h = 2, b = 3, m = 5. Derselbe zeigt einige Verwandtschaft mit dem Typus der Halsurne. Schmaler, etwas undeutlich begrenzter

Fig. 284. Näpfchen (2/3).

Boden, ein flacher Conus als Untertheil, über der Einwölbung eine breite, bandartige Furche, aus welcher der relativ hohe, geschweifte und an der Mündung sanft ausladende Hals steil konisch aufsteigt. Ueber der Halsfurche mehrere seicht geritzte Linien, von vier diametral gestellten Reihen kurzer, schräger Striche begleitet; ausserdem zwischen Halsfurche und Linie des grössten Umfanges ein breiteres, im Zickzack gebrochenes

Fig. 285. Henkelnäpfchen (2/3).

Band, leicht concav modellirt, welches die Ringfläche in zehn Dreiecke theilt. Diese sind mit abwechselnd zu einer Dreieckseite parallelen, schmäleren Linien ausgefüllt.

Die beiden folgenden, auf ein Kindergrab hinweisenden Näpfchen zeigen sehr rohe Arbeit und flüchtig hingeworfene Verzierungen. An ihnen fällt namentlich die im Vergleiche mit der sonstigen Scherbenstärke enorme Dicke des Bodens oder Untertheiles auf. Der Schwerpunkt liegt so tief unten, dass es beinahe unmöglich ist, die Näpfe zum Umkippen zu bringen.

12. Napf, Fig. 284 (2/3), H = 3, B = 4·6, h = 1, m = 2·8. Der Boden an dem sphäroidalen Gefässkörper nur durch eine winzige Delle angedeutet. Ueber dem weiten Bauch ein kurzer verjüngter Hals, der mit nachlässig gearbeiteter, welliger Contour endigt. An Verzierungen mehrere unsicher gezogene seichte Linien, welche die Unterseite des Sphäroids und die

Fig. 286. Henkeltopf (1/3).

Gegend des nicht scharf bestimmbaren Halsansatzes umgeben. Die dazwischen liegende Ringfläche ist mit einem fortlaufenden, aus kurzen parallelen oder convergirenden Strichen bestehenden Motiv geschmückt.

13. Napf, Fig. 285 (2/3), H = 3·1, B = 5, h = 1, m = 3·5. An dem flacheren sphäroidalen Untertheile keine Andeutung eines Bodens. Der halsartig geschweifte Obertheil endet mit weiter Mündung. Dicht über der stumpfen Trennungskante zwei diametral gestellte kleine Henkel. Als Verzierung zwei

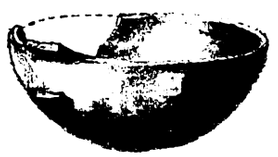


Fig. 287. Henkelbecher (1/3).

unsicher gezeichnete Liniengruppen über und unter der grössten Ausbauchung. Die Unregelmässigkeit und Flüchtigkeit der Ausführung ist noch deutlicher als an dem vorigen Näpfchen.

Ein, wie es scheint, in dem Borstendorfer Urnenfelde häufiger Typus ist

14. der Henkeltopf, Fig. 286 (1/3); wenigstens sind Bruchstücke von vier nach Material und Form ziemlich analogen Gefässen vorhanden. H = 17·8, B = 18, h = 14·5, b = 8, m = 15. Etwas convexer, mässig breiter Boden; konischer, leicht gewölbter Gefässkörper, unterhalb der weiten Mündung mit aufgeworfenem Rande eine schwache Einschnürung; oberhalb des grössten Umfanges, dicht unter der Halsfurche, zwei diametral gestellte breite Henkel.

15., 16., 17., 18. Die vier in Bruchstücken vorliegenden Henkeltöpfe zeigen zum Theile leichte Modificationen dieses Typus.

Als besonders charakteristisch für das Urnenfeld von Borstendorf möchte ich die im Folgenden beschriebenen Henkelbecher bezeichnen, welche sich als Schöpf-, Aus-

Fig. 288. Henkelbecher (1/3).

guss- oder Trinkgefässe darstellen. Es lassen sich unter denselben zwei, allerdings mehreren Variationen unterliegende Formen unterscheiden: der einfache Henkelbecher (Fig. 287 bis 290), welcher nur Anspruch auf Zweckmässigkeit macht und gewöhnlich unverziert ist, und der eleganter geformte Becher, dessen höherer Formwerth sich durch schärfere Diffe-

Fig. 289 *a*. Henkelbecher (1/3).

renzirung der Gefässtheile und feineren Henkelansatz documentirt. Am einfachsten gebildet ist

19. der Becher, Fig. 287 (1/3), H = 4·5, B = 11·3, b = 3·6. Calottenförmiger Gefässkörper mit relativ schmalem, tief concavem Boden und ausgeprägtem Umbo. Der Henkel, welcher nicht erhalten ist, setzte sich einerseits nahezu hori-

Fig. 289 *b*. Henkelansatz von oben.

zontal am Gefässrande unter schwacher Auftreibung desselben, andererseits etwa 2·5 cm tiefer an und war somit im Verhältnisse zum Becher ziemlich klein.

20. Becher, Fig. 288 (2/3). H = 3·3, B = 8·1, b = 1·5, r : R = 7·3 : 8·1. Dieser dem vorigen sehr ähnliche, kleinere Becher ist an der Henkelseite etwas eingedrückt, wodurch das Gefäss elliptisch verzogen wird. Von der steileren Randpartie erhebt sich der kleine, oval durchlöcherte Henkel ohne Auftreibung.

21. Der Becher, Fig. 289 *a* (1/3), zeigt dieselbe Form in reicherer Ausbildung. H = 3·5, B = 8·5, b = 2·5, r : R = 7·5 : 8·5. Ein Umbo fehlt. Unterhalb des Randes eine breite, nach unten kantig begrenzte, halsartige Furche. Der kleinere und steiler gestellte Henkel geht verbreitert in die stark eingedrückte Gefässwand über. Durch diesen Eindruck, der hier bis zum Ueberhängen der oberen Randpartie verstärkt ist, entstehen zu beiden Seiten des Henkels zwei stumpfe Ecken.

Fig. 290. Henkelbecher (1/3).

(Siehe die Ansicht dieses Theiles von oben, Fig. 289 *b*.) In und unterhalb der Halsfurche verlaufen mehrere seicht geritzte Linien, zwischen denen in abwechselnd verschiedenem Niveau Gruppen paralleler oder convergirender Striche vertheilt sind.

22. Becher, Fig 290 (1/3), zeigt eine andere Form des einfachen Henkelbechers. H = 7, B = 11·5, b = 4·5, r : R = 10·8 : 11·5. Konischer, leicht gewölbter Gefässkörper über ebenem Boden, nach der Henkelachse elliptisch verzogen. Schräg gestellter, weit abstehender Henkel, unter leichter Verbreiterung angesetzt.

Fig. 291. Henkelbecher (1/3).

Bereits zur Form des eleganteren Henkelbechers gehört

23. der Becher, Fig. 291 (1/3), H = 13, B = 15·3, h = 5, b = 6·5, m = 13. Ebener Boden, mässig konischer Untertheil, der sich bis zu einer breiten, scharf ausgeprägten Halsfurche einwölbt; leicht geschweifter, steil und ziemlich hoch aufsteigender Hals; wenig abstehender, bandartiger Henkel. Der obere Theil des Bechers, zwischen Halsfurche und Peripherie der grössten Ausbauchung, ist mit schräg verlaufenden, breit, aber seicht gezogenen Furchen geschmückt; auch der Henkelrücken trägt einige senkrechte Furchen. Der Becher zeigt an der Innenseite sorgfältige Anschmauchung.

Die reichste Ausbildung erhält diese Form

24. in dem fragmentarisch erhaltenen Becher. Fig. 292 ($^1/_3$). H = 7·2. B = 9·2, h = 3. b = 3. Ebener Boden mit flachem Umbo; anfangs konischer, dann schön gewölbter Gefässkörper, welcher nach seiner Einschnürung in den hohen, steilen und leicht nach aussen geschweiften Hals ausläuft. Der Körper ist mit senkrecht verlaufenden, etwa 0·5 cm breiten und unterhalb des Halses beginnenden Furchen geschmückt. Der Henkel fehlt, doch ist sein Ansatz unterhalb des Halses deutlich erkennbar.

Fig. 292. Becher ($^1/_3$).

Wenn nun auch die relativ geringe Anzahl der erhaltenen Gefässe kein abgeschlossenes Bild gibt, so ist doch innerhalb dieser Reihe die Mannigfaltigkeit der Formen unverkennbar.

Eine Anzahl derselben (Fig. 275—286) ist weit verbreitet, die übrigen (Fig. 287--292) wenigstens aus mehreren Urnenfeldern und Flachgräberfunden bekannt. Immerhin scheinen mir gerade die Henkelbecher in ihrer relativen Häufigkeit, im Vereine mit dem Culturbilde, welches die Bronzefunde geben, das Urnenfeld von Borstendorf zu charakterisiren.

In der Ornamentirung lassen sich resumirend zwei Hauptarten unterscheiden: *a)* Eigentlich plastische Ornamente, welche in dem noch weichen Thonmateriale ausgeführt wurden (Fig. 276, 279, 283, 291, 292). Es sind Wülste, durch regelmässig fortlaufende Eindrücke gegliedert (Fig. 276), breite Furchen kreisförmig das Gefäss umgebend (Fig. 279), mit senkrechtem (Fig. 292), auch schrägem Verlaufe (Fig. 291), oder endlich breite Zickzackbänder, neben welchen die gebildeten Dreiecke alternirend nach den Seiten schraffirt wurden. Letzteres Ornament (Fig. 283) ist mit der für die böhmischen Urnenfelder charakteristischen Dreieckverzierung identisch.

b) Die andere Art von Verzierungen wurde nur zum geringeren Theile in weichem, noch plastischem Thon, wahrscheinlich vielmehr in dem durch Trocknen bereits erhärteten Materiale ausgeführt (siehe Fig. 280 bis 282, 284, 285, 289). Sie besteht in sehr seicht geritzten, circulär verlaufenden Liniensystemen (Fig. 280, 282, 285), welche manchmal mit parallel oder convergirend angeordneten kurzen Strichen (Fig. 284) oder diametral gestellten Gruppen von Hakenstrichen (Fig. 281) verbunden sind. Namentlich die letztere Verzierung lässt keinen Zweifel darüber übrig, dass sie erst nach der Glättung des Gefässes und dem Trocknen ausgeführt ist, da die Furchen flache Ränder und denselben Glanz zeigen, wie die übrige Oberfläche. Erwähnen möchte ich noch die Bruchstücke eines grösseren, dünnwandigen Topfes, welche schmale, aber sehr tief geritzte, senkrecht verlaufende Furchen zeigen. Nach dem Querschnitte dieser letzteren zu schliessen, wurden sie mit einem scharfen Messer im weichen Thon gezogen; doch ist bei der Flüchtigkeit der Ausführung der Zweifel gerechtfertigt, ob man es hier wirklich mit einem Ornamente zu thun hat. Wie ersichtlich, bieten die Verzierungsmotive keine grosse Mannigfaltigkeit und beschränken sich auf die einfachsten Combinationen gerader Linien. Anlehnungen an weit verbreitete Decorationsmotive sind evident.

Bronzefunde wurden, wie schon erwähnt, nur in 10 Gräbern gemacht. Auch Gurlitt[1]) hebt die Seltenheit derselben hervor. Das Material ist eine lichte Bronze, von welcher innerhalb der dicken Oxydationsschichte noch ein ziemlicher Kern erhalten ist. Bevor ich zur Besprechung der einzelnen Stücke übergehe, mag ihre Vertheilung nach Gräbern hier Platz finden:

I. Grab: Vier Ringe (Fig. 298—301); zwei Nadeln mit Zierköpfen (Fig. 294, 295); Bruchstücke zweier anderer Nadeln; das Fragment eines Halsringes mit eingerolltem Ende (Fig. 303) und ein einfaches Armband aus reinem Kupfer (Fig. 302).

II. Grab: Eine Nadel mit kolbigem Ende (Fig. 297) und das Fragment eines zweitheiligen Rasirmessers, dem Peschiera-Typus verwandt (Fig. 305).

III. Grab: Reste zweier grosser Nadeln, deren oberer Abschluss nicht erhalten ist.

IV. Grab: Eine Nadel mit Zierkopf (Fig. 293).

V. Grab: Eine Nadel mit grossem Kopf (Fig. 296) und zwei Nadelspitzen.

VI. Grab: Der Schaft einer sehr schlanken Nadel.

VII. Grab: Ein Nadelfragment.

VIII. Grab: Desgleichen.

IX. Grab: Zwei Nadelfragmente.

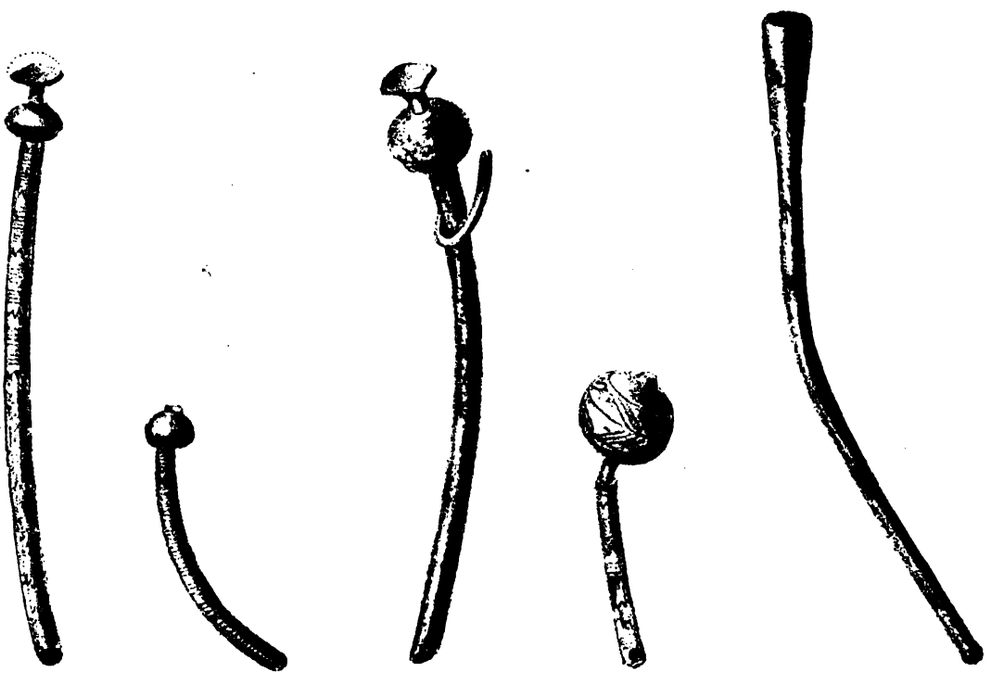
X. Grab: Ein Theil eines grossen, tordirten Halsringes; vier schüsselförmige Schmuckplättchen mit Oehr (Fig. 304); ein einfaches Armband und drei verschieden geformte Pfeilspitzen (Fig. 306—308).

Nur in zwei Gräbern (I und X) also fand sich eine grössere Anzahl von Bronzegegenständen, nur in einem einzigen (X) treten Waffen auf. Letzteres, sowie Grab Nr. II durch die Beigabe eines Rasirmessers sind un-

[1]) XVIII. Bd. dieser Mittheilungen, 1888. Kleine Mittheilungen.

zweideutig als Männergräber charakterisirt, während bei den anderen eine Bestimmung des Geschlechtes des Bestatteten unmöglich ist. Sämmtliche Objecte gliedern sich in Schmuckstücke, Gebrauchsgegenstände und Waffen.

Schmuckgegenstände. Dieselben treten in zwei Formen auf: als Nadel mit sphäroidalem oder kugeligem Kopfe, welchen auf kurzem Stiele ein kreisrundes Plättchen bekrönt, und als Nadel mit einfacher, kolbiger Kopfanschwellung. Der erste Typus ist in verschiedener Dimensionirung vertreten, von der schlanken Nadel mit kleinem Kopfe und breiterer Zierplatte (Fig. 293 und 294) bis zu der schwereren und längeren Nadel mit grossem Kopfe (Fig. 295 und 296).



293. 294. 295. 296. 297.

Fig. 293—297. Nadeln und Fragmente von solchen aus Bronze (1/1).

Den zweiten Typus repräsentirt Fig. 297; während diese letztere vollkommen schmucklos ist und nachweisbar einem Männergrabe angehört, zeigen die übrigen Nadeln fast sämmtlich zarte Linearornamente. Der Schaft der in Fig. 293 abgebildeten Nadel ist vom Beginne bis auf etwa 3 cm unterhalb des Kopfes von einer feinen Schraubenlinie umzogen, innerhalb welcher, in Abständen von 0·5 cm, tiefer sculpirte Zickzacklinien vertheilt sind. Dieselben wurden wahrscheinlich mit einem meisselartigen Instrumente eingeschlagen. Kopf und Zierplatte sind hier unverziert.

Dieselbe Schraubenlinie, ohne Zickzackbänder, zeigt die Nadel Fig. 294; an dem kleinen Kopfe, dessen Zierplatte abgebrochen ist, sieht man noch die diametral gestellten Gussnähte.

Der Kopf der Nadel Fig. 295 ist von feinen, im Sinne des Aequators concentrirten Kreisen umgeben. Ob hier auch der Schaft verziert war, lässt sich der starken Verwitterung wegen nicht unterscheiden. Am reichsten verziert ist die Nadel Fig. 296. Der kugelförmige Kopf wird von drei Kreislinien in vier Zonen getheilt; in den beiden mittleren sind acht Gruppen schräger, untereinander paralleler Linien derart vertheilt, dass zwei vierfach umsäumte Rhomben auf der Kugeloberfläche entstehen. Am Schafte tritt eine ringweise unterbrochene Schraubenlinie mit Zickzackbändern alternirend auf. Auch ein Nadelfragment aus Grab Nr. IX trägt die feine Schraubenlinie als Verzierung.

Ringe, Fig. 298—301 (1/1). Dieselben wurden nur in einem, und zwar mehr Bronzen enthaltenden Grabe gefunden. Sie bestehen theils aus glattem (Fig. 298), theils aus schraubig gewundenem Draht in der Stärke von 0·1 cm (Fig. 299—301) und sind in der Weise angefertigt, dass der Draht zuerst doppelt zusammengebogen und dann dieser Doppeldraht zu Cylindern von verschiedener Höhe aufgerollt wurde. Die freien Enden drehte man, wie Fig. 298 zeigt, ineinander. Die Cylinderform noch gut bewahrt hat der Ring Fig. 301; die anderen sind vielfach verbogen und zusammengeschoben. Derselbe besteht aus 4½ Drahtwindungen; doch war die Anzahl der Windungen ursprünglich eine grössere, da das eine Ende derselben fehlt. Der Durchmesser des Ringes ist 2·5 cm.

Fig. 298 besitzt nahezu drei Windungen bei einem Durchmesser von etwa 3·3 cm. Das obere Ende des Drahtes fehlt.

Von dem Ringe Fig. 299 ist kaum eine Windung vollständig erhalten, der Durchmesser wie bei dem vorhergehenden.

Der kleinste Ring (Fig. 300) fand sich mit zwei gekreuzten Nadeln derart verschränkt, dass derselbe im Sinne der beiden Nadelachsen verbogen ist. An der Nadel Fig. 295 haftet noch

ein Fragment derselben. Sein Durchmesser lässt sich approximativ auf 1·5 cm angeben. Die erwähnten eigenthümlichen Fundumstände dieses Ringes sind vielleicht geeignet, uns über die Verwendungsweise dieser Ringe und Nadeln einigen Aufschluss zu geben. Wenn die Verschränkung des Ringes mit zwei Nadeln, deren eine durch denselben gesteckt war, nicht ein zufälliger Befund ist - - und wahrscheinlich ist dies nicht —, dann entspricht diese Lagerung derjenigen bei einstigem Gebrauche und wurde etwa durch Aneinanderschmelzen der einzelnen Stücke im Feuer fixirt. In diesem Falle wäre es Andererseits gestatten die Beigaben des Grabes Nr. I, namentlich die schweren Haarnadeln, nicht, an ein Kindergrab zu denken.

Halsringe. Von einem Exemplare ist das Mittelstück, von dem anderen das Endstück erhalten. Ersteres, in der Mitte 0·4 cm stark, mit allmäliger Verjüngung nach beiden Seiten, zeigt sorgfältige Tordirung, die sich gegen die Enden zu verliert.

Das Endstück des zweiten Ringes (Fig. 303) ist bandartig ausgehämmert und zu einer Oese eingedreht.

Fig. 298.

Fig. 299.

Fig. 300.

Fig. 301.

Fig. 298 -301. Spiralringe aus Bronze ($^1/_1$).

wohl naheliegend, bei der Beurtheilung einer möglichen Verwendungsweise dieser Gegenstände in erster Linie an einen Haarschmuck zu denken, und man könnte dieselben mit grösserer Berechtigung, als dies bisher geschehen ist, als Lockenringe und Haarnadeln bezeichnen.

Armringe. Von denselben fanden sich nur zwei Exemplare. Das eine, etwa zur Hälfte erhalten, ist ein drehrunder, circa 0·4 cm starker Halbring ohne Verzierungen. Derselbe war allem Anscheine nach nicht in sich geschlossen und zeigt gegen die derzeitigen Enden zu eine leichte Abnahme seiner

Fig. 302. Armringfragment aus Kupfer ($^1/_1$).

Stärke. Der Maximaldurchmesser betrug 6·5—7 cm. Das andere Armband (Fig. 302) fand sich in dem durch relativen Reichthum an Schmuck ausgezeichneten Grabe Nr. I und besteht, wie die Untersuchung ergab, aus reinem Kupfer. Es ist ein bandartiger Reif mit flacher Innen- und etwas convex profilirter Aussenseite, vollkommen unverziert und 0·9 cm breit. Auffallend erscheint, wie schon erwähnt, der kleine Durchmesser von 5 cm, der kaum einem noch so gracilen Handgelenke entspricht, umsomehr, als der Reif, wie es scheint, in sich geschlossen war und, die wirkliche Verwendung als Armband vorausgesetzt, über die Hand gezogen werden musste.

Schmuckplättchen (Fig. 304). Dieselben, in vier Exemplaren erhalten, haben die Form eines flachen, kreisrunden, 0·7—0·9 cm im Durchmesser haltenden Schälchens oder einer Kugelkappe aus dünnem Bronzeblech, in deren Höhlung ein von einem massiven Bügel gebildetes Oehr sitzt.

Fig. 303. Halsringfragment aus Bronze ($^1/_1$).

Es ist die von Hallstatt, Gemeinlebarn, Glasinac und von anderen Orten bekannte Form von Zierplättchen.

Gebrauchsgegenstände. In diese Kategorie gehört lediglich das im Grabe Nr. II gefundene Fragment eines Rasirmessers (Fig. 305). Die Maximalbreite des Blattes ist

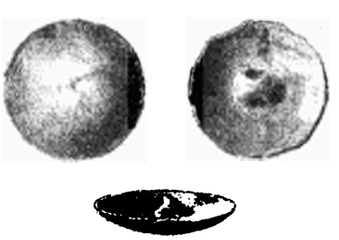


Fig. 304. Schmuckplättchen aus Bronze ($^1/_1$).

3·5 cm, die des schief abgesetzten, leicht geschweiften Rückens 0·2 cm. Ausser nach der Schneide nimmt die Stärke des Blattes auch nach der Spitze zu ab, woran auch der Rücken Theil hat. Die kreisbogenförmig contourirte Schneide unterscheidet das Messer von dem bekannten Peschiera-Typus.

Waffen. Die drei erhaltenen Pfeilspitzen repräsentiren zugleich drei verschiedene Typen. Die primitivste Form stellt Fig. 306 dar. Länge: 5 cm. Das blattartige, verhältniss-

mässig lange Schaftstück ist durch eine beiderseits vortretende, ziemlich unregelmässige Mittelrippe verstärkt, welche gegen die Spitze hin allmälig verflacht. Von den in der Spitze unter 45° zusammentreffenden Flügeln ist der eine als Widerhaken scharf zurückgeschnitten, der andere mehr senkrecht gegen den Schaft zu abgeschlossen. Die Art der Befestigung in dem vorne gespaltenen Pfeilschaft ist einleuchtend.

Technisch weit vollkommener ist die Pfeilspitze Fig. 307. Die Flügel sind gleichmässiger als scharfe Widerhaken angelegt und treffen unter einem dem Schusseffecte günstigeren Winkel in der Spitze zusammen. Die Festigkeit erhöht auch hier eine kräftige Mittelrippe. Zur Aufnahme des Pfeilschaftes dient eine kleine röhrenförmige Tülle, an deren einer Seite, in der Ebene der Flügel, die Basis eines starken, jetzt abgebrochenen Widerhakens bemerkbar ist.

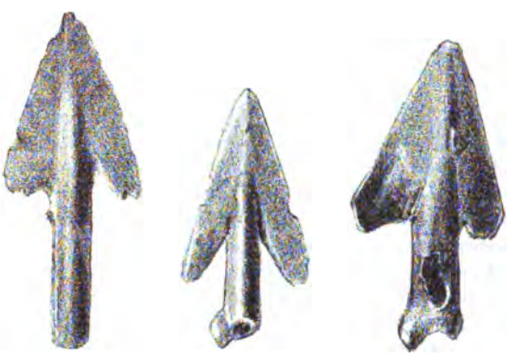
Die Pfeilspitze Fig. 308 gleicht der vorigen bezüglich der Anlage einer Tülle, die Flügel sind aber ungleich geschnitten, die Verstärkungsrippe ist namentlich auf einer Seite ausgeprägt, wo sie bis zur Spitze fortläuft, während auf der anderen ein grosses ovales Loch in den Hohlraum der Tülle führt. Zum Zwecke einer besseren Befestigung der Pfeilspitze

Fig. 305. Fragment eines Rasirmessers aus Bronze (1/1).

konnte dasselbe wohl nicht dienen, da es am Ende des Tüllencanales liegt. Welche Bedeutung demselben beizulegen ist, muss dahingestellt bleiben. Neben dem Loch ragt ein kurzer, dornartiger Ansatz senkrecht gegen die Flügelebene hervor, in dem man wohl auch eine Art von Widerhaken zu erkennen hat. Nach der Excentricität der Tülle und der Auftreibung auf einer Seite zu schliessen, besass die Pfeilspitze auch an ihrer Basis einen kräftigen Widerhaken.

Wie schon erwähnt, zeigt die Mehrzahl der Bronzefunde Einwirkung des Feuers; dieselben wurden der Leiche somit schon am Scheiterhaufen beigegeben. Der fragmentarische Zustand der meisten Objecte macht es aber auch wahrscheinlich, dass dieselben vorher oder doch vor der Beisetzung absichtlich zerbrochen wurden. Dass die Oxydationsschicht an den Bruchflächen dieselbe Stärke hat wie an der übrigen Oberfläche, bestärkt diese Ansicht. Dem Kupferfund lege ich keine für das Gesammtbild wesentliche Bedeutung bei. Wichtiger ist das absolute Fehlen des Eisens. Bei der Spärlichkeit der Metallfunde überhaupt und der geringen Ausdehnung der Ausgrabungen besitzt auch diese Thatsache einen mehr vorläufigen Werth. Wankel [1]) fand auf dem Kirchenhügel von Borstendorf Reste einer prähistorischen Ansiedlung, deren Topfscherben Gurlitt (l. c.) für gleichalterig mit jenen des Urnenfeldes erklärt. Wir hätten also, nach der Ansicht des letzteren, die zu dem Urnenfelde gehörige Ansiedlungsstätte eben auf dem Kirchenhügel zu suchen. Im Pfarrgarten daselbst fand aber Wankel ein Grab, das nebst verkohltem Getreide und fünf Menschenschädeln ein Eisenmesser mit Bronzebeschlägen enthielt. Auch in dem nahen Sebranitz wurden Eisenfunde gemacht.

Der Urnenfriedhof von Borstendorf gehört, wie Gurlitt (l. c.) bereits angegeben hat, der älteren Gruppe von Urnenfeldern in Mitteleuropa an. Ueberblickt man die Gesammtheit der Funde, so fällt die



306. 307. 308.

Fig. 306—308. Pfeilspitzen aus Bronze (1/1).

Aehnlichkeit des Culturbildes mit jenem anderer Urnenfelder Mährens und Böhmens auf. Insbesondere die Funde von Trschitz und Müglitz [2]) in Mähren zeigen eine Reihe sprechender Analogien. In Borstendorf und an den beiden genannten Orten treten zum Theile vollkommen gleiche Gefässtypen auf, so namentlich die charakteristischen Henkelbecher. Die spärlich verwendeten Linearornamente, dieselbe Seltenheit der Bronzefunde, dieselbe Anlage der Gräber ist beiden Culturbildern gemeinsam. In Müglitz fanden sich dieselben Hals- und Lockenringe, dieselben Pfeilspitzen, in Trschitz dieselben Schmucknadeln. Freiherr v. Sacken setzt die Müglitzer Funde wegen ihrer Verwandtschaft mit jenen vom Töppelberge in Schlesien, wo sich auch römische Kaisermünzen fanden, in die ersten Jahrhunderte p. Chr. Wäre es

[1]) Bilder aus der mährischen Schweiz. S. 315.

[2]) Mittheilungen der Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmäler. 1863, S. 20. Freiherr v. Sacken. Archäologische Funde in Oesterreich im Jahre 1862.

erlaubt, aus der Gleichheit zweier Culturbilder auch auf Gleichzeitigkeit zu schliessen, so ergäbe sich damit annähernd eine Zeitbestimmung für das Borstendorfer Urnenfeld. Doch enthält ein solcher Schluss, bei dem conservativen Zug primitiver Völkerschaften, zu viel Fehlerquellen. Erlaubter und vorsichtiger scheint mir ein Schluss auf verwandte Abstammung zweier solcher Culturen. Ich begnüge mich also damit, die Zusammengehörigkeit der Culturkreise von Borstendorf, Trschitz und Müglitz zu betonen.

Auch mit den von Freih. v. Andrian beschriebenen Funden bei Rossitz [1]) in Böhmen zeigt sich eine mehr als oberflächliche Verwandtschaft. Allerdings bildet der Umstand, dass in Rossitz Eisen auftritt, einen wenigstens vorläufig festzuhaltenden Unterschied.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die Aehnlichkeit der Funde von Borstendorf und Libochowan [2]) in Böhmen hinweisen, welche sich allerdings vorzugsweise auf die Gefässe erstreckt. Für jeden der Borstendorfer Töpfe, Näpfe und Henkelbecher lässt sich in der reicheren Ausbeute von Libochowan ein Seitenstück auffinden. Auch unter den Bronzen zeigen sich einige analoge Stücke (Pfeilspitzen und Nadeln).

[1]) I. Band dieser Mittheilungen, 1871, Nr. 10, S. 232. Ueber eine alte Begräbnissstätte bei Rossitz in Böhmen.

[2]) XIII. Band dieser Mittheilungen, S. 180: Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen von F. Hegen.

Die Funde von Trschitz weisen nur zum geringeren Theile rein bronzezeitliche Typen auf; in noch höherem Maasse gilt dies von der Borstendorfer Nekropole. Durch das Fehlen von Fibeln ist der Beurtheilung ein wichtiger Behelf entzogen.

Wenn nun auch das Culturbild des Borstendorfer Urnenfeldes, soweit dasselbe bis jetzt bekannt ist, sich dem Rahmen der Bronzeperiode einfügt, so scheinen mir doch gewisse Bronzefunde eine unverkennbare Annäherung an charakteristische Formtypen der Hallstatt-Periode aufzuweisen. Ich habe hier namentlich die Schmuckplättchen und Nadeln mit ihrer bezeichnenden Ornamentirung im Auge. Thatsächlich lässt sich, so lange die Nekropole nicht in ihrer vollen Ausdehnung erforscht ist, nicht entscheiden, ob wir es wirklich mit einem einheitlichen Culturbild oder vielmehr mit einer allmäligen Aufeinanderfolge verschiedener Culturen zu thun haben. Derartige Befunde sind ja in verschiedenen Nekropolen sichergestellt und als Residua länger sesshafter Völkerschaften erklärlich.

Unsere Auffassung des Borstendorfer Culturbildes kann also nur eine provisorische sein. Bei allem Festhalten an der evidenten Analogie mit den Culturen von Trschitz, Müglitz und Rossitz bleibt doch die Möglichkeit offen, dass eine genauere Erforschung der Borstendorfer Nekropole den Anschluss an die Hallstatt-Periode erweisen wird.

Die Bosnier.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

(Mit 4 Kartenskizzen und 3 Tabellen.)

Die nachstehende Arbeit entstand in der Absicht, auch in anthropologischer Beziehung zur Kenntniss Bosniens und der Hercegovina, welche unter der jetzigen Verwaltung so sichtliche, erfreuliche Fortschritte machen, einen Beitrag zu liefern, umsomehr, als bezüglich der körperlichen Eigenschaften dieses Volkes bisher blos die durch Oberstlieutenant von Himmel [1]) vorgenommenen Messungen an 180 Hercegovinern vorliegen.

Das Land ist durchaus von Südslaven bewohnt, unter denen zahlreiche spanische Juden, Zigeuner und wenige Albanesen vorkommen, welche fremden Elemente hier gänzlich bei Seite gelassen werden, indem alles Nachfolgende nur Bezug auf die Südslaven hat.

Den geschichtlichen Verhältnissen entsprechend, scheiden sich dieselben in die drei Religionsbekenntnisse der Mohamedaner, Griechisch-Orientalischen und Katholiken, welche auch gesondert von einander besprochen werden, weil die Annahme ganz begründet erscheint, dass die hiesigen Mohamedaner durch den Einfluss der 400jährigen Türkenherrschaft allerlei Mischungen mit anderen mohamedanischen Völkern erfahren haben, was ähnlicherweise auch von den in der Minderzahl befindlichen Katholiken gelten muss, während im Gegensatze zu diesen beiden die Griechisch-Orientalischen, wenn auch vielleicht durch stammgleiche Einwanderungen von Serbien und Montenegro her mitunter verstärkt, das verhältnissmässig reinste Volkselement darstellen.

Alle Bekenner dieser drei Religionen reden dieselbe Sprache, welche die Mohamedaner und Katholiken mit lateinischen, die Griechisch-Orientalischen mit cyrillischen Buchstaben schreiben, ganz gleich den Kroaten und Serben westlich der dinarischen Alpen, nördlich der Save, östlich der Drina und jenen im Paschalik Novi-Bazar und in Montenegro, wie überhaupt das ganze Gebiet nach jeder Richtung nur von gleichsprachigen Nachbarn umgrenzt wird [2]).

Die hiesige Landessprache unterscheidet sich von jener aller dieser Nachbarn blos durch Einbürgerung zahlreicher Turkicismen, welche allgemein verstanden werden, trotzdem nur die Wenigsten türkisch sprechen können.

Geschichtlichen Quellen gemäss begann die Einwanderung der Slaven in Bosnien gegen Ende des VI., in Masse aber erst zu Anfang des VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, und zwar liessen sich zuerst die Chrobaten (Kroaten) nieder, welchen später (um das Jahr 640) die Serben folgten.

Zur Römerzeit wird angenommen, dass illyrische Völker das Land bewohnten, womit freilich sehr wenig gesagt wird, da diese Bezeichnung sehr unbestimmt ist und wohl auch bleiben wird.

Die von der Landesregierung systematisch fortgesetzten (ursprünglich vom Militär begonnenen) Ausgrabungen prähistorischer Gräberfelder (am Glasinac, bei Jezerine südlich von Bihać und neuestens bei Sanskimost, ebenfalls im Bihaćer Kreise) haben ungemein reiche Ausbeute an bronzenen Artefacten (der Hallstatt-Periode) ergeben und liefern den Beweis, dass auch in jenen weit zurückliegenden Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung an diesen Plätzen sich aufhielt.

Diese Ausgrabungen lassen auch nach den vorgefundenen Schädelresten einen freilich nur theilweisen Rückschluss auf die somatischen Eigenthümlichkeiten dieser prähistorischen Bevölkerung zu; die von mir beschriebenen 38 Schädel vom Glasniac [1]) sind freilich vorwiegend n i c h t brachycephal (11 dolicho- [29%], 14 meso- [37%], nur 13 brachycephal [34%]), wodurch sie sich gründlich von der jetzigen Bevölkerung unterscheiden. Selbe ähneln nach angeführten Verhältnisszahlen ganz gut dem von Nicolucci beschriebenen antiken Römerschädeln und könnte viel-

---

[1]) Die Hercegoviner. Wiener Anthrop. Gesellsch. Supplement II. 1889.

[2]) Es wäre wohl einfacher und kürzer, statt der drei Confessionen: Mohamedaner, Griechisch-Orientalische und Katholiken, die nationalen Benennungen zu gebrauchen, was bei den Griechisch-Orientalischen als Serben und den Katholiken als Kroaten keinem Anstande begegnen würde, wohl aber bei den Mohamedanern, welche man, da sie ja jedenfalls Südslaven sind, doch nicht als „Türken" bezeichnen kann, ohne Gefahr zu laufen, eine Verwechslung mit den ganz stammfremden eigentlichen Türken (Osmanlis) zuzulassen. Ich zog es daher vor, bei den obigen confessionellen Bezeichnungen zu bleiben.

[1]) Prehistoričke lubanje sa Glasinca. Glasnik des bosn.-herc. Landesmuseums. Sarajevo, VII. 1895.

leicht auch der Name des die Glasinac-Hochebene im Westen begrenzenden Hochgebirges: „Romanja planina", d. h. römisches Gebirge, einen begründeten Fingerzeig abgeben.

Schädel aus den anderen Fundstätten sind leider noch nicht untersucht und beschrieben.

Das ganze Land wird in sechs Kreise eingetheilt: Im Norden an der Una und längs der Save sind von Westen gegen Osten die Kreise Bihać (191.669 Einwohner nach der Volkszählung vom 22. April 1895), Banjaluka (329.143 Einwohner) und Dolnja Tuzla (358.618 Einwohner); südlich von diesen der Kreis Sarajevo (226.912 Einwohner) im Osten und Travnik im Westen (239.530 Einwohner) und als südlichster jener von Mostar (219.485 Einwohner), der sich zwischen Montenegro und Dalmatien als Südspitze des Landes zwischen dem Gebiete von Cattaro und Ragusa bis an's Adriatische Meer vorschiebt. Das Land muss als Gebirgsland bezeichnet werden, indem blos im Norden am rechten Ufer der Save grössere Ebenen bei Gradiska, Brod, Brčka und Bjelina bis Janja an der Drina vorkommen und die sogenannten Polje's im übrigen Lande eigentlich als mehr oder minder hochgelegene Thäler aufzufassen sind. Die höchsten Gebirge besitzt der Westen und vorzüglich der Süden (bis über 2200 m hoch), Karst besonders der Süden (Kreis Mostar), theilweise der Kreis Sarajevo und der ganze westliche Theil des Kreises Travnik.

Die Einzelaufnahmen liess ich, sowie bei meinen früheren ähnlichen Abhandlungen über die Deutschen Niederösterreichs, die Oberösterreicher und Salzburger[1]) vornehmen, nur habe ich dieselben, wie ich hoffe, zum Vortheile, vereinfacht durch Zusammenziehung der vordem gesondert gehaltenen braunen und dunkelbraunen Farbe bei den Haaren, aller braunen Nuancen bei den Augen und Beschränkung der Hautfarben auf vier Töne; demnach gestaltet sich das Aufnahmsschema folgendermassen:

1. Namen; 2. Alter; 3. Geburtsort und Bezirk; 4. Farbe der Haare:
   - roth,
   - blond (die lichteste Farbe, in's Gelbliche ziehend),
   - hellbraun,
   - braun mit allen dunkleren Abstufungen,
   - schwarz, wirklich schwarz bei jeder Beleuchtung.

5. Farbe der Augen:
   - blau (müssen immer wenigstens bläulichen Schimmer haben),
   - grau,
   - graubraun (die Iris am Scleralrande grau, am Pupillarrande gelblich oder verschieden braun, gleichmässig ringförmig oder gefleckt),
   - grünlich,
   - braun in allen Abstufungen,
   - schwarz (dann die Iris von der Pupille kaum zu unterscheiden).

6. Farbe der Haut (am Stamme):
   - weiss,
   - gelblich,
   - bräunlich,
   - braun.

7. Körperlänge in aufrechter militärischer Stellung, mit Recrutenmaass (barfuss).

8. Grösste Kopflänge mit Tasterzirkel, in der Sagittalebene von der Mitte zwischen den arcus supreil. oberhalb der Nasenwurzel zum vorragendsten Punkte des Hinterhauptes.

9. Grösste Kopfbreite mit Tasterzirkel in horizontaler Ebene, wo immer sie ist.

Die Aufnahmen wurden bei den einzelnen Truppenkörpern von den Kameraden Herren Stabsarzt Dr. Adolf Kohn, den Regimentsärzten DDr. B. Altmann, A. Buraczynski, C. Cron, G. Eibicht, Cyr. Hlavička, Joh. Rob, F. Schmeiberg, Js. Szuchiewicz und J. Uhlik vorgenommen und fühle ich mich sehr angenehm verpflichtet, denselben für diese zeitraubende, recht mühevolle Arbeit und für ihre freundliche Bereitwilligkeit meinen besten Dank auszusprechen.

Alle 3803 Männer standen im Alter von 20 bis 24 Jahren, nur äusserst wenige waren älter.

I. Körperlänge.

Die Bosnier erfreuen sich der sehr ansehnlichen durchschnittlichen Körperlänge von 1726 mm, womit sie zu den höchstgewachsenen Völkern gehören und selbst noch ihre westlichen Nachbarn, die dalmatinischen Slaven (1708 mm)[1]), übertreffen, mehr noch die Kroaten in Slavonien und Kroatien (819 ♂ 1700 mm, Weisbach) und die Slovenen in Südsteiermark und Kärnten (1300 ♂ 1690 mm, Weisbach). In Europa kommt eine gleichhohe Durchschnittsstatur, wie es scheint, nur noch bei den Norwegern (freilich blos

[1]) Die Deutschen Niederösterreichs. Hölder, Wien 1892. — Die Oberösterreicher. Wiener Anthrop. Gesellsch. XXIV, 1894. — Die Salzburger, l. c., XXV, 1895.

[1]) Die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer von Dr. A. Weisbach. Berlin, Ashert & Co., 1884.

78 ♂ 1727 mm, Hunt), in Nordamerika bei den östlichen Ojibwas (143 ♂ 1723 mm), den Arapahoes (61 ♂ 1728 mm) und Sioux-Indianern (612 ♂ 1726 mm, sämmtliche nach Boas) [1]) vor und stehen die Bosnier hierin nur wenig Völkern nach, den Liven (100 ♂ 1736 mm, Waldhauer) [2]), Irokesen (517 ♂ 1732 mm, Gould) [3]), den Omahas und Winnebagos (82 ♂ 1733 mm, Boas) und Crows (213 ♂ 1732 mm, Boas).

In Oesterreich-Ungarn, gleichwie auch auf der ganzen Balkanhalbinsel überragen sie an Wuchs alle anderen, mitunter bedeutend kleineren Völker.

Nach Tabelle I scheint die Körperlänge sehr weiten Schwankungen unterworfen zu sein, indem der kleinste Mann 152 cm, der grösste aber 192 cm misst; allein bei näherer Betrachtung machen die kleinen Staturen eine so geringe Zahl (41 = 1·07%) aus, dass sie gegen alle grösseren fast verschwinden.

Im Einzelnen haben die meisten Männer (je 288) 172 und 173 cm Körperlänge, woran sich die mit 170 cm (275), mit 174 cm (267), 171 cm (259), 175 cm (244) und mit 176 cm (221) anschliessen; schon minder zahlreich sind die Staturen von 169 cm (203), 168 cm (191), 167 cm (178), 177 cm (169), 166 cm (160), 178 cm (157), 179 cm (127), 180 cm (117) und 165 cm (105); alle kleineren und grösseren Staturen sind nur durch geringere Zahlen von Individuen vertreten, die extremsten Körperlängen, wie bei allen Völkern, durch die geringsten.

Von 159 cm abwärts haben wir unter unseren 3803 Männern blos 41 (1·07%), von 160 bis einschliesslich 169 cm dagegen 1084 (28·5%) und von 170 cm an aufwärts die bei weitem grösste Zahl, nämlich 2678 (70·41%); sonach finden sich unter ihnen die grossen Staturen in weitaus überwiegender Anzahl, gegen welche der Mittelschlag mit 28·5% ansehnlich zurücktritt und die kleinen Staturen (1%) auf eine Minimalzahl sich beschränken.

Trennen wir von den Grossen noch die Männer mit einem Wuchse von 180 cm und mehr als Uebergrosse ab, so gibt es unter den Bosniern noch 383 (10·07%) solche, daher viel mehr als kleine.

Im Vergleiche mit den stammverwandten Dalmatiner Slaven (kleine 4·62%, mittelgrosse 47·43%, grosse 47·94%) sind unter den Bosniern weniger kleine und mittelgrosse, dafür viel mehr grosse Männer, ebenso wie auch übergrosse (Dalmatiner 5·13%).

	Mostar		Sarajevo		Travnik		Bihać		Banjaluka		Tuzla		Summe
Kleine	1	0·21	—	—	1	0·21	3	0·54	6	0·76	30	2·62	41
Mittelgrosse . . .	116	25·10	68	17·04	109	23·29	109	19·89	230	29·33	452	39·57	1084
Grosse	287	62·12	271	67·91	307	65·59	366	66·78	476	60·71	588	51·48	2295
Uebergrosse . . .	58	12·55	60	15·03	51	10·89	70	12·77	72	9·18	72	6·30	383

Die sechs Kreise stimmen mit den eben angegebenen allgemeinen Resultaten wohl überein, indem überall die grossen Männer die häufigsten sind, die kleinen in sehr geringer Zahl vorkommen. Allein einzelne Unterschiede machen sich doch bemerkbar: So hat der Kreis Sarajevo die wenigsten kleinen (0), unbedeutend mehr der von Mostar (0·21%), Travnik (0·21%), Bihać (0·54%) und Banjaluka (0·76%), wo dieselben nirgends 1% erreichen, die meisten der Kreis Tuzla (2·62%).

Aehnlich mit den Mittelgrossen, von welchen im Kreise Sarajevo (17·04%), dann Bihać (19·89%) die wenigsten, mehr in jenem von Travnik (23·29%), Mostar (25·1%) und Banjaluka (29·33%), die meisten ebenfalls wieder im Kreise Tuzla (39·57%) vorkommen, wo sie viel mehr als das Drittel Aller ausmachen, unter welchem sie in den anderen Kreisen merkbar zurückbleiben.

In entgegengesetzter Weise muss es sich mit den Männern grossen Wuchses überhaupt (von 170 cm an aufwärts) verhalten; denn diese finden sich am häufigsten im Kreise Sarajevo (82·94%), etwas minder zahlreich in jenem von Bihać (79·55%), Travnik (76·48%) und Mostar (74·67%), bedeutend spärlicher im Kreise Banjaluka (69·89%) und am spärlichsten im Kreise Tuzla (57·78%), bleiben jedoch auch hier immer noch in der Mehrzahl gegenüber den kleineren Staturen.

Fast ganz gleich gestaltet sich das Vorkommen der Uebergrossen allein (180 cm und mehr): Sarajevo 15·03%, Bihać 12·77%, Mostar 12·55%, Travnik 10·89%, Banjaluka 9·18% und Tuzla 6·3%.

[1]) Zur Anthropologie der nordamerikanischen Indianer. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. S. (366 ff). 1895.

[2]) Zur Anthropologie der Liven. Dorpat 1879.

[3]) United States Sanitary-Commission. Investigations in the military and anthropological Statistics of American soldiers by B. A. Gould. New-York 1869.

Diesem muss in den einzelnen Kreisen eine verschiedene Durchschnittsgrösse der Gesammtbevölkerung zu Grunde liegen und in der That

Kreis	Sarajevo . . .	399 ♂	1742 mm,
„	Bihać	548 „	1738 „
„	Mostar . . .	462 „	1733 „
„	Travnik . . .	468 „	1732 „
„	Banjaluka . .	784 „	1726 „
„	Tuzla . . .	1142 „	1708 „

zeigt diese Zusammenstellung, dass der Durchschnittswuchs der Männer im Kreise Sarajevo der grösste (1742 mm) ist, in jenem von Bihać (1738 mm), Mostar (1733 mm) und Travnik (1732 mm) etwas geringer wird, noch mehr im Kreise Banjaluka (1726 mm) und in jenem von Tuzla (1708 mm) auf seine geringste Grösse herabsinkt, ohne jedoch die untere Grenze des grossen Wuchses zu überschreiten.

Im Süden und Westen des Gebietes also zeichnet sich der Menschenschlag durch eine höhere Statur aus, als im Norden und Osten.

Die drei Confessionen unterscheiden sich im Allgemeinen keineswegs bezüglich der Statur, da die 1414 Mohamedaner die Körperlänge von 1728 mm, die 1697 Griechisch-Orientalischen und die 692 Katholiken jene von 1724 mm besitzen.

	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken
Kleine	17 = 1·20%	17 = 1·00%	7 = 1·01%
Mittelgrosse .	383 = 27·08 „	508 = 29·93 „	193 = 27·89 „
Grosse	850 = 60·11 „	1022 = 60·22 „	423 = 61·12 „
Uebergrosse .	164 = 11·59 „	150 = 8·83 „	69 = 9·97 „

Auch rücksichtlich der Vertheilung der kleinen, mittelgrossen und grossen Staturen machen sich nur unbedeutende Unterschiede geltend: So gibt es bei allen drei Bekenntnissen kleine Staturen in gleicher, äusserst geringer Anzahl (1—1·2%), mittelgrosse bei den Griechisch-Orientalischen (29·93%) etwas mehr als bei den Katholiken (27·89%) und Mohamedanern (27%), letztere mit deren kleinster Zahl; die grossen Männer, bei allen drei weit über die Hälfte, finden sich unter den Griechisch-Orientalischen (69%) minder zahlreich, als unter den Katholiken (71%) und Mohamedanern (71·7%), unter welch' letzteren die meisten; ganz gleich auch die übergrossen Männer allein: Griechisch-Orientalische 8·83%, Katholiken 9·97% und Mohamedaner 11·59%.

		Moham.	Griech.-Orient.	Katholiken
Kreis	Mostar . .	1730 mm,	1737 mm,	1731 mm
„	Sarajevo .	1746 „	1741 „	1724 „
„	Travnik. .	1733 „	1732 „	1731 „
„	Bihać . . .	1740 „	1736 „	— „
„	Banjaluka.	1729 „	1723 „	1729 „
„	Tuzla . . .	1710 „	1707 „	1708 „

Sowie im Allgemeinen, sind auch in den einzelnen Kreisen die drei Confessionen verschiedenen Wuchses: die Mohamedaner am grössten im Kreise Sarajevo (1746 mm), dann Bihać (1740 mm), etwas kleiner im Kreise Travnik (1733 mm), Mostar (1730 mm) und Banjaluka (1729 mm), am kleinsten im Kreise Tuzla (1710 mm).

Auch die Griechisch-Orientalischen sind im Kreise Sarajevo am grössten (1741 mm), welchem jener von Mostar (1737 mm), Bihać (1736 mm) und Travnik (1732 mm), schliesslich der von Banjaluka (1723 mm) und mit der kleinsten Statur der Kreis Tuzla (1707 mm) folgt.

Die Katholiken des Kreises Mostar und Travnik (1731 mm) haben den gleichen und etwas höheren Wuchs als jene von Banjaluka (1729 mm) — Sarajevo und Bihać sind durch zu wenige Individuen vertreten —, jene von Tuzla (1708 mm), wie bei den zwei anderen Confessionen, gleichfalls den niedrigsten.

In jedem Kreise haben übrigens die Männer der drei Confessionen fast genau dieselbe Körperlänge; daraus geht so viel hervor, dass die Bekenner jeder der drei Confessionen in den Kreisen Banjaluka und Tuzla kleinerer, im Kreise von Sarajevo grösserer Statur sind, als in den übrigen.

	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	
Kleine . . .	—	—	1 = 0·69%	
Mittelgrosse	44 = 27·32%	40 = 25·47%	32 = 22·22 „	Mostar
Grosse . . .	96 = 59·62 „	95 = 60·50 „	96 = 66·66 „	Mostar
Uebergrosse	21 = 13·04 „	22 = 14·01 „	15 = 10·41 „	Mostar
Kleine . . .	—	—	—	
Mittelgrosse	39 = 17·56 „	17 = 12·78 „	12 = 27·27 „	Sarajevo
Grosse . . .	148 = 66·66 „	95 = 71·42 „	28 = 63·63 „	Sarajevo
Uebergrosse	35 = 15·76 „	21 = 15·78 „	4 = 9·09 „	Sarajevo
Kleine . . .	—	1 = 0·71 „	—	
Mittelgrosse	30 = 21·58 „	33 = 23·57 „	46 = 24·33 „	Travnik
Grosse . . .	92 = 66·18 „	92 = 65·71 „	123 = 65·07 „	Travnik
Uebergrosse	17 = 12·23 „	14 = 10·00 „	20 = 10·58 „	Travnik
Kleine . . .	1 = 0·37 „	2 = 0·74 „	—	
Mittelgrosse	51 = 19·24 „	56 = 20·74 „	2 = 15·38 „	Bihać
Grosse . . .	173 = 65·28 „	184 = 68·14 „	9 = 69·23 „	Bihać
Uebergrosse	40 = 15·09 „	28 = 10·37 „	2 = 15·38 „	Bihać
Kleine . . .	1 = 0·53 „	3 = 0·62 „	2 = 1·68 „	
Mittelgrosse	55 = 29·56 „	150 = 31·33 „	25 = 21·00 „	Banjaluka
Grosse . . .	109 = 58·60 „	288 = 60·12 „	79 = 66·38 „	Banjaluka
Uebergrosse	21 = 11·29 „	38 = 7·93 „	13 = 10·92 „	Banjaluka
Kleine . . .	15 = 3·40 „	11 = 2·12 „	4 = 2·18 „	
Mittelgrosse	164 = 37·18 „	212 = 40·92 „	76 = 41·53 „	Tuzla
Grosse . . .	232 = 52·60 „	268 = 51·73 „	88 = 48·08 „	Tuzla
Uebergrosse	30 = 6·80 „	27 = 5·21 „	15 = 8·19 „	Tuzla

Was das Vorkommen der einzelnen Grössengattungen anbelangt, erhellt aus vorstehender Zusammenstellung Folgendes:

Unter den Mohamedanern gibt es blos im Kreise Tuzla eine beachtenswerthe Zahl kleiner Männer (3·4%), sonst entweder gar keine (Mostar, Sarajevo, Travnik) oder nur verschwindend wenige (0·37 bis 0·53%).

Die mittelgrossen Männer finden sich ebenfalls am zahlreichsten im Kreise Tuzla (37·18%), bedeutend minder in dem von Banjaluka (29·56%), Mostar (27·32%) und Travnik (21·58%), in der kleinsten Anzahl in den Kreisen Bihać (19·24%) und Sarajevo (17·56%).

Die Männer grossen Wuchses (grosse und übergrosse zusammen) dagegen sind im Kreise Sarajevo (82·42%) und zunächst Bihać (80·37%) am häufigsten, nehmen im Kreise Travnik (78·41%) und Mostar (72·66%), noch mehr in dem von Banjaluka (69·89%) ab, um im Kreise Tuzla (59·4%) auf ihre geringste Zahl herabzusinken. Ganz gleich verhält es sich auch mit den Uebergrossen allein.

Auch bei den Griechisch-Orientalischen besitzt der Kreis Tuzla die meisten kleinen Männer (2·12%), welchem sich mit unbedeutenden Zahlen die Kreise Bihać (0·74%), Travnik (0·71%) und Banjaluka (0·62%) anschliessen; die Kreise Sarajevo und Mostar weisen keine Kleinen auf.

Ihre mittelgrossen Staturen haben die grösste Zahl im Kreise Tuzla (40·92%), dem zunächst der von Banjaluka (31·33%), Mostar (25·47%), weiters mit bedeutend weniger der Kreis Travnik (23·57%) und Bihać (20·74%), schliesslich mit den wenigsten der Kreis Sarajevo (12·78%) folgt.

Gleich den Mohamedanern sind auch unter den Griechisch-Orientalischen die grossen Staturen am häufigsten im Kreise Sarajevo (87·2%), minder zahlreich in jenem von Bihać (78·51%), Travnik (75·71%) und Mostar (74·51%), noch seltener im Kreise Banjaluka (68%), am seltensten aber in dem von Tuzla (56·94%). Auch die übergrossen Männer kommen in derselben Reihenfolge in abnehmender Menge vor, nur dass der Kreis Mostar hier gleich hinter dem von Sarajevo sich einschaltet.

Unter den Katholiken gibt es gleichfalls im Kreise Tuzla die meisten kleinen Männer (2·18%), weniger in Banjaluka (1·68%) und Mostar (0·69%), in den übrigen keine.

Die Männer mittleren Wuchses haben, wie die beiden anderen Confessionen, ebenfalls ihre Maximalziffer im Kreise Tuzla (41·53%), welche gleichzeitig grösser ist als bei jenen; diesem aber folgt zunächst der Kreis Sarajevo (27·27%, freilich nur wenig Katholiken) und Travnik (24·33%), dann Mostar (22·22%) und Banjaluka (21%); Bihać hat die wenigsten (15·38%, aber auch die wenigsten Katholiken).

Bezüglich der Katholiken grossen Wuchses, Bihać bei Seite gelassen, gleichen die Kreise Banjaluka (77·3%), Mostar (77·07%), Travnik (75·65%) und Sarajevo (72·72%) einander so ziemlich, hinter welchen abermals der Kreis Tuzla (56·27%) mit den wenigsten weit zurückbleibt.

Dem Angeführten gemäss hat der Kreis Tuzla bei allen drei Bekenntnissen die meisten kleinen und mittelgrossen, dafür die wenigsten grossen Männer, welche, ausschliesslich der Katholiken, wieder bei den zwei übrigen Confessionen am zahlreichsten im Kreise Sarajevo vorkommen.

II. Farbe der Haare.

Das Kopfhaar (siehe Tabelle II und III) ist roth bei sieben Männern (0·18%), einer höchst unbedeutenden Zahl, blond auch nur bei verhältnissmässig sehr wenigen (363 = 9·54%), viel öfters hellbraun (713 = 18·74%), am allerhäufigsten aber braun (2023 = 53·19%), also bei mehr als der Hälfte; auch schwarzes Haar ist recht häufig (697 = 18·32%), und zwar ganz wie das hellbraune.

Blondes und rothes Haar, als lichtes zusammengefasst (370 = 9·72%), tritt auffallend zurück gegen das dunkle (braun und schwarz 2720 = 71·52%) und beansprucht auch die Mischungsfarbe der Haare, die hellbraune, blos eine niedrige Zahl, aber doch eine grössere als die lichten.

Rücksichtlich der Haarfarbe können wir die Bosnier mit einigen slavischen Völkern vergleichen. Die angrenzenden Serbokroaten Dalmatiens haben noch seltener lichte (8%), hellbraune (14%) und schwarze Haare (12%), aber öfter braune (66%), daher auch im Ganzen öfters dunkle Haare (78%) als die Bosnier; bei den Kroaten des kroatischen Küstenlandes dagegen finden sich ansehnlich mehr lichte Haare (16%), gleichviel hellbraune (18%), jedoch weniger dunkle (65%); in Istrien gibt es unter den Serbokroaten (die Slovenen nicht einbezogen) eben so viele Männer mit dunklen Haaren (71%), bedeutend mehr mit lichten (15%), aber weniger mit hellbraunen (15%).

Uebrigens sind in allen genannten Ländern die dunklen Haare derart zahlreich, dass sie stets mehr als die Hälfte betragen, während die lichten nur bei

einem mehr oder minder geringen Bruchtheile der männlichen Bevölkerung vorkommen.

Durch Kopernicki und Mayr's [1]) ausgedehnte Untersuchungen sind wir auch im Stande, die Polen (2868♂) und Ruthenen (1356♂) Galiziens, also zwei nordslavische Völker, in den Vergleich zu ziehen, welche jetzt vielleicht die Urheimat der Kroaten und Serben bewohnen. Beide Völker fallen durch die grosse Anzahl lichthaariger Männer (Polen 46%, Ruthenen 33%), wie auch solcher mit hellbraunem Haare (Polen 36%, Ruthenen 33%) auf, wogegen die dunkelhaarigen (Polen 18%, Ruthenen 34%) eine blos geringe Zahl erreichen, besonders bei den Polen, so dass dunkle Haare bei ihnen viel seltener als lichte, bei den Ruthenen in fast gleicher Häufigkeit vorkommen. Beide Völker stehen deshalb rücksichtlich der Haarfarbe ganz im Gegensatze zu den Bosniern.

Dieselben ähneln in dieser Beziehung vielmehr den Norditalienern (221 Männer aus österreichischen Ländern) mit 10% lichten, 14·5% hellbraunen und 75·5% dunklen Haaren (darunter 16% schwarze).

Die einzelnen Kreise bieten folgende Verschiedenheiten: Obgleich rothes Haar überall eine grosse Seltenheit und in den Kreisen Sarajevo, Bihać und Banjaluka ganz fehlt, ist es doch im Travniker Kreise (0·85%) etwas häufiger, als in Mostar (0·43%) und Tuzla (0·08%).

Blonde Haare kommen am öftesten im Kreise Sarajevo (27·06%) vor, welcher damit alle übrigen auffallend übertrifft, indem der Kreis Travnik (16·66%) mit ebenfalls noch einer grösseren Anzahl, doch schon viel weniger besitzt und deren Zahl in jenen von Tuzla (7·35%), Banjaluka (5·86%), Mostar (4·97%) und Bihać (4·37%) mit den wenigsten sich sehr rasch abmindert. (Siehe das Kärtchen Fig. 309.)

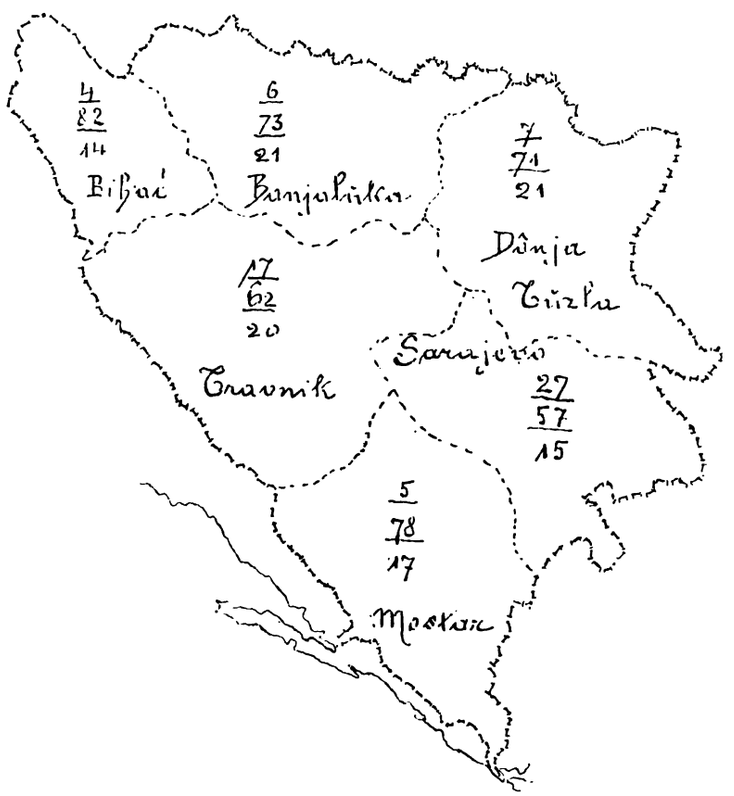


Fig. 309. { Lichte / Dunkle / Hellbraune } Haare.

Dem entsprechend sind im Kreise Sarajevo auch die lichten Haare (27·06%) derart stark vertreten, wie sonst nirgends mehr; denn der zunächst folgende von Travnik (17·51%) besitzt schon viel weniger, noch weniger Tuzla (7·44%), Banjaluka (5·86%), Mostar (5·41%), die wenigsten Bihać (4·37%).

[1]) Charakterystyka fizyczna ludnošci Gálicyiskiéi. Krakau 1876.

Viel weniger ungleichmässig vertheilen sich die hellbraunen Haare mit ihren grössten Zahlen in den Kreisen Tuzla (20·92%), Banjaluka (20·79%) und Travnik (20·51%), geringeren in Mostar (16·88%) und Sarajevo (15·28%) und der kleinsten in Bihać (13·86%).

Im Gegensatze zu den Blonden sind Männer mit braunem Haare am häufigsten im Kreise Bihać (66·97%); dann folgt Banjaluka (58%), weiters Mostar (53·24%) und Tuzla (53·15%) mit gleicher Zahl, schliesslich mit den wenigsten die Kreise von Sarajevo (40·35%) und Travnik (39·95%).

Die schwarzen Haare wieder haben ihre Maximalzahl im Kreise Mostar (24·45%), welchem der von Travnik (22%) am nächsten steht; weniger finden sich in dem von Tuzla (18·47%) und Sarajevo (17·29%), die wenigsten in Banjaluka (15·3%) und Bihać (14·78%); braune und schwarze Haare laufen also bezüglich der Häufigkeit ihres Vorkommens keineswegs parallel.

Mit den dunklen Haaren überhaupt steht der Kreis Bihać (81·75%) obenan; Mostar (77·7%) hat schon weniger, ebenso Banjaluka (73·34%) und Tuzla (71·62%), noch weniger Travnik (61·96%), endlich die wenigsten Sarajevo (57·64%). Nichtsdestoweniger herrschen doch überall die dunklen Haare, mehr als die Hälfte der Individuen beanspruchend, vor und gestaltet sich ihr Vorkommen in ausgesprochenem Gegensatze zu jenem der lichten Haare.

Im Ganzen lässt sich behaupten, dass die Bevölkerung Bosniens rücksichtlich der Haarfarbe in eine nördliche Gruppe (Kreis Bihać, Banjaluka und Tuzla) mit äusserst wenig lichten und sehr vielen dunklen Haaren und eine südliche (Kreis Travnik und Sarajevo) zerfällt, mit viel mehr lichten und weniger dunklen Haaren, während der Kreis Mostar (Hercegovina) sich genau an die nördliche Gruppe anschliesst; ausserdem zeigen auch die östlichen Kreise (Sarajevo, Tuzla) mehr licht- und weniger dunkelhaarige Individuen, als die westlichen, weshalb die lichten Haare von Ost nach West ab-, die dunklen aber zunehmen.

	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken
Rothe Haare	3 = 0·21%	3 = 0·17%	1 = 0·14%
Blonde „	171 = 12·09 „	129 = 7·60 „	63 = 9·10 „
Hellbraune „	284 = 20·08 „	267 = 15·73 „	162 = 23·41 „
Braune „	742 = 52·47 „	953 = 56·15 „	328 = 47·39 „
Schwarze „	214 = 15·13 „	345 = 20·33 „	138 = 19·94 „
Lichte „	174 = 12·30 „	132 = 7·77 „	64 = 9·24 „
Dunkle „	956 = 67·60 „	1298 = 76·48 „	466 = 67·33 „

Bei den einzelnen Confessionen machen sich nachstehende Unterschiede geltend:

Die rothen Haare mit ihrer winzigen Zahl ausser Acht lassend, zeigt sich, dass die blonden Haare unter den Mohamedanern (12%) am häufigsten, bei den Katholiken (9·1%) seltener, am seltensten bei den Griechisch-Orientalischen (7·6%) vorkommen.

Die hellbraunen Haare finden sich bei den Katholiken (23·41%) häufiger, als bei den Mohamedanern (20%) und gleichfalls bei den Griechisch-Orientalischen (15·73%) am spärlichsten.

Ganz anders wieder die braunen Haare, welche unter den Griechisch-Orientalischen (56·15%) am zahlreichsten, unter den Mohamedanern (52·47%) etwas seltener, unter den Katholiken (47·39%) am seltensten auftreten; bezüglich des Vorkommens schwarzer Haare sind die Griechisch-Orientalischen (20·33%) und Katholiken (19·94%) unter einander fast gleich, den Mohamedanern (15·13%) überlegen.

Im Allgemeinen haben die Mohamedaner die meisten licht- (12·3%) und wenigsten dunkelhaarigen (67·6%), — letztere mit den Katholiken gleich, — die Griechisch-Orientalischen die wenigsten licht- (8%) und meisten dunkelhaarigen (76·48%).

(Siehe nebenstehende Tabelle.)

Im Kreise Mostar gleichen die drei Confessionen rücksichtlich der einzelnen Haarfarben einander fast genau; im Kreise Sarajevo aber sind unter den Mohamedanern die meisten (29·27%), unter den Griechisch-Orientalischen die wenigsten Blonden (23·3%), — die Katholiken (27·27%) gleichen fast den ersteren, — ebenso bezüglich der hellbraunen Haare (Mohamedaner 18%, Katholiken 16%, Griechisch-Orientalische 10·52%), dagegen unter den Mohamedanern (35·58%) und Katholiken (36·36%) viel weniger Männer mit braunen Haaren als unter den Griechisch-Orientalischen (49·62%); mit den schwarzen Haaren stehen die Katholiken (20·45%) obenan, dann folgen die Mohamedaner (17·11%) und zuletzt erst die Griechisch-Orientalischen (16·54%), welche letzteren daher die wenigsten Männer mit lichten (23·3%) und die meisten mit dunklen Haaren (66·16%), während die Mohamedaner die meisten licht- (29·27%) und wenigsten dunkelhaarigen (52·7%) besitzen; die Katholiken (lichte 27·27%, dunkle 56·81%) halten die Mitte zwischen beiden.

Der Kreis Travnik hat unter den Mohamedanern die grösste Zahl von Rothhaarigen (2·15%), ferner ähnlich wie in Sarajevo viel mehr Blonde

Haare	Kreis Mostar						Kreis Sarajevo					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Roth	—	—	2	1·27	—	—	—	—	—	—	—	—
Blond	9	5·59	7	4·45	7	4·86	65	29·27	31	23·80	12	27·27
Hellbraun	27	16·77	27	17·19	24	16·66	40	18·01	14	10·52	7	15·99
Braun	90	55·90	79	50·31	77	53·47	79	35·58	66	49·62	16	36·36
Schwarz	35	21·73	42	26·75	36	25·00	38	17·11	22	16·54	9	20·45
Licht	9	5·59	9	5·73	7	4·86	65	29·27	31	23·30	12	27·27
Dunkel	125	77·63	121	77·07	113	78·47	117	52·70	88	66·16	25	56·81

	Kreis Travnik						Kreis Bihać					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Roth	3	2·15	—	—	1	0·52	—	—	—	—	—	—
Blond	37	26·61	17	12·14	24	12·69	15	5·66	9	3·33	—	—
Hellbraun	34	24·46	15	10·71	47	24·86	46	17·35	27	10·00	3	23·07
Braun	47	33·81	65	46·42	75	39·68	174	65·66	184	68·14	9	69·23
Schwarz	18	12·94	43	30·71	42	22·22	30	11·32	50	18·51	1	7·69
Licht	40	28·77	17	12·14	25	13·22	15	5·66	9	3·33	—	—
Dunkel	65	46·76	108	77·14	117	61·90	204	76·98	234	86·66	10	76·92

	Kreis Banjaluka						Kreis Tuzla					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Roth	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0·19	—	—
Blond	15	8·06	21	4·38	10	8·40	30	6·80	44	8·49	10	5·46
Hellbraun	49	26·34	85	17·74	29	24·36	88	19·95	99	19·11	52	28·41
Braun	102	54·83	288	60·12	65	54·62	250	56·69	271	52·31	86	46·99
Schwarz	20	10·75	85	17·74	15	12·60	78	16·55	103	19·88	35	19·12
Licht	15	8·06	21	4·38	10	8·40	30	6·80	45	8·68	10	5·46
Dunkel	122	65·59	373	77·87	80	67·22	323	73·24	374	72·20	121	66·12

(26·61%), als bei den Katholiken (12·69%) und Griechisch-Orientalischen (12·14%), welche letzteren hierin einander ganz gleichen; hellbraune Haare sind am zahlreichsten bei den Katholiken (24·86%) und Mohamedanern (24·46%), selten bei den Griechisch-Orientalischen (10·71%), welche dafür am öftesten (braune (46·42%) und schwarze Haare (30·71%) besitzen, welche beiden Farben bei den Mohamedanern (33·81% braune, 12·94% schwarze) noch seltener vorkommen, als bei den Katholiken (39·68% braune, 22·22% schwarze). Demgemäss haben die Travniker Mohamedaner die meisten lichten (28·77%) und wenigsten dunklen Haare (46·76%), die Griechisch-Orientalischen umgekehrt die wenigsten lichten (12·14%) und meisten dunklen Haare (77·14%), wogegen die Katholiken mit ihren wenigen lichten Haaren (13·22%) den letzteren gleichen, mit den dunklen (61·9%) aber hinter ihnen zurückbleiben, ohne jedoch auf deren geringe Anzahl wie bei den Mohamedanern herabzusinken. Im Travniker Kreise herrschen also in der Haarfarbe bei den drei Confessionen ungefähr dieselben Verhältnisse wie im Kreise Sarajevo, welcher freilich bei der christlichen Bevölkerung immer noch mehr licht- und weniger dunkelhaarige Männer aufweist.

Im Kreise Bihać, ohne Rothhaarige, haben gleichfalls die Mohamedaner etwas öfters blonde (5·66%) und hellbraune Haare (17·35%), als die

Griechisch-Orientalischen (3·33% blonde, 10% hellbraune); dagegen zählen die Mohamedaner weniger braune (65·66%, Griechisch-Orientalische 68·14%) und besonders schwarze Haare (11·32%, Griechisch-Orientalische 18·51%), so dass auch hier unter den Mohamedanern mehr licht- und weniger dunkelhaarige Männer (76·98%) sich vorfinden, als unter den Griechisch-Orientalischen (86·66%). Die wenigen Katholiken dieses Kreises blieben ihrer geringen Zahl wegen ausser Betracht.

Der Kreis Banjaluka hat keine Rothhaarigen und unter den Katholiken die meisten Blonden (8·4%), denen übrigens die Mohamedaner (8%) ganz gleichen, unter den Griechisch-Orientalischen (4·38%) die wenigsten. Hellbraune Haare finden sich am öftesten unter den Mohamedanern (26·34%), fast ebenso oft unter den Katholiken (24·36%), viel seltener unter den Griechisch-Orientalischen (17·74%), welche hingegen sowohl mit der Anzahl der braunen (60·12%), als auch der schwarzen Haare (17·74%) die Mohamedaner (54·83% braune, 10·75% schwarze) und Katholiken (54·62% braune, 12·6% schwarze) überragen. Obwohl die Mohamedaner, wie bisher in allen Kreisen, weniger dunkel- (65·59%), aber mehr lichthaarige Männer unter sich haben als die Griechisch-Orientalischen (77·87% dunkle) und Katholiken (67·22%), stimmen sie doch in den einzelnen Haarfarben mit den letztgenannten nahezu überein.

Im Kreise Tuzla gibt es unter den Griechisch-Orientalischen die meisten Blonden (8·49%), wiewohl nicht viel mehr als unter den Mohamedanern (6·8%), unter den Katholiken (5·46%) die wenigsten; diese wieder haben die meisten Männer mit hellbraunem Haare (28·41%), bezüglich wessen Mohamedaner (19·95%) und Griechisch-Orientalische (19·11%) übereinstimmen. Braunes Haar überwiegt bei den Mohamedanern (56·69%) und ist bei den Katholiken (46·99%) am mindesten vertreten, zwischen welch' beiden die Griechisch-Orientalischen (52·31%) in der Mitte stehen; schwarzes Haar endlich haben die Griechisch-Orientalischen (19·88%) am öftesten, ihnen zunächst die Katholiken (19·12%), die Mohamedaner (16·55%) am seltensten.

Lichtes Haar findet sich demnach am öftesten bei den Griechisch-Orientalischen (8·68%), weniger bei den Mohamedanern (6·8%), am seltensten bei den Katholiken (5·46%), dunkles am öftesten bei den Mohamedanern (73·24%) und zunächst den Griechisch-Orientalischen (72·2%), am wenigsten bei den Katholiken (66·12%). Dieser Kreis beansprucht den anderen gegenüber hiemit eine Ausnahmsstellung rücksichtlich der Haarfarben bei den Mohamedanern und Griechisch-Orientalischen.

Unter den Mohamedanern gibt es also in den Kreisen Sarajevo und Travnik die meisten Licht- und wenigsten Dunkelhaarigen, umgekehrt in denen von Mostar und Bihać die wenigsten Licht- und meisten Dunkelhaarigen, während die meisten Männer hellbraunen Haares im Kreise Banjaluka und Travnik, die wenigsten in jenen von Mostar und Bihać vorkommen. Die Mohamedaner sind daher im Norden und äussersten Süden des Gebietes weit vorwiegend dunkelhaarig, jedoch getrennt durch ein centrales Gebiet (Kreise Sarajevo und Travnik) mit einer sehr ansehnlichen Menge lichthaariger Männer.

Auch bei den Griechisch-Orientalischen sind die meisten lichten und wenigsten dunklen Haare im Kreise Sarajevo, die wenigsten lichten und meisten dunklen im Kreise Bihać und gleichfalls dieselbe mittlere Zone mit mehr lichthaarigen als in den nördlichen und südlichen Kreisen; hellbraune Haare sind seltener in den Kreisen Sarajevo, Travnik und Bihać als in den übrigen, in dem von Tuzla am häufigsten.

Die Katholiken zählen gleich den beiden anderen Confessionen im Kreise Sarajevo die bei weitem meisten, in dem von Mostar die wenigsten Lichthaarigen, dafür an Dunkelhaarigen im ersteren die wenigsten, im letzteren die meisten; auch ihre Dunkelhaarigen werden durch dieselbe Mittelzone mit mehr Lichthaarigen in eine nördliche und südliche Gruppe getrennt.

So haben also alle drei Confessionen in den Kreisen Sarajevo und Travnik die meisten licht- und wenigsten dunkelhaarigen Individuen.

Krauses Haar ist die grösste Seltenheit, indem unter allen 3803 Männern nur sechs (0·15%) solches besitzen, und zwar vier Griechisch-Orientalische (0·23%) und je ein Katholik (0·14%) und Mohamedaner (0·07%); damit sind die Kraushaare viel seltener als unter den Serbokroaten der adriatischen Küstenländer (2·35%), den Deutschen Ober- (1·25%) und Niederösterreichs (2%) und ebenso selten wie in Salzburg (0·14%).

Sie combiniren sich viermal mit schwarzer und je einmal mit hellbrauner und blonder Haarfarbe.

Der Vollständigkeit halber sei angeführt, dass darunter je ein Mann blaue und schwarze, je zwei graue und braune Augen haben, mit Ausnahme eines (Index 810) alle anderen fünf brachycephal (Indices

831, 842, 858, 920 und 925) sind, ihre Statur meistens unter 1700 mm (viermal), im Mittel 1697 mm beträgt, sie also durchschnittlich kleiner sind, als das allgemeine Mittel.

III. Farbe der Augen.

Aehnlich dem braunen Haar herrschen auch die braunen Augen (1920 = 50·48%) überwiegend vor; graue Augen haben 696 Männer (18·3%), blaue 597 (15·69%), graubraune 565 (14·85%), schwarze Küstenlande (30%) und in Dalmatien (18·5%), dagegen häufiger graue (in derselben Reihenfolge 15%, 15%, 11%) und besonders graubraune (Istrien 9%, Küstenland 6%, Dalmatien 8%), während braune Augen bei ihnen in gleicher Häufigkeit wie im kroatischen Küstenlande (49%), häufiger als in Istrien (45%), jedoch viel seltener als in Dalmatien (63%) vorkommen.

Ueberhaupt finden sich in Bosnien die lichten Augen viel seltener als bei den Serbokroaten Istriens

Fig. 310. { Lichte / Dunkle / Graubraune } Augen.

trotz der ansehnlichen Zahl von schwarzen Haaren nur 23 (0·6%) und grüne blos 2 (0·05%); lichte Augen besitzen sonach 1293 Männer (33·99%), dunkle aber 1943 (51·09%). Wie bei allen bisher in dieser Richtung untersuchten Völkern Europas, treten die lichten Augen viel zahlreicher auf, als die lichten Haare und umgekehrt, die dunklen Haare zahlreicher, als die dunklen Augen.

Die Bosnier weisen also seltener blaue Augen auf, als die Serbokroaten in Istrien (31%), im kroatischen (46%) und im kroatischen Küstenlande (45%), wiewohl häufiger als in Dalmatien (29%), die dunklen Augen dagegen nur seltener als in Dalmatien (63%), häufiger als in Istrien (45%) und dem kroatischen Küstenlande (49%); endlich die Mischfarbe der graubraunen Augen durchaus häufiger als in den genannten Ländern (Istrien 9%, Dalmatien 8%, kroatisches Küstenland 6%).

Mit den Slaven Dalmatiens haben die Bosnier bezüglich der Augenfarbe das gemeinsam, dass die

dunkle mehr als die Hälfte der Männer umfasst, in Istrien dagegen unter die Hälfte herabsinkt, im kroatischen Küstenlande aber fast genau die Hälfte ausmacht.

Untersuchen wir nun die einzelnen Kreise: Im Kreise Mostar sind 48 Männer blauäugig (10·38%), 95 grauäugig (20·56%), 62 haben graubraune (13·41%), dafür 254 braune Augen (54·97%), schwarze nur 3 (0·64%); die lichten Augen erreichen sonach bei 143 Männern 30·95% weniger als ein Drittel, die dunklen aber bei 257 Männern 55·62%, mehr als Hälfte. (Siehe das Kärtchen Fig. 310.)

Der Kreis Sarajevo hat viel mehr blaue (96 = 24·06%) als graue Augen (69 = 17·29%), und zwar letztere in gleicher Anzahl wie die graubraunen und ebenfalls am meisten braune (165 = 41·35%); lichte und dunkle Augen sind hier in gleicher Häufigkeit (41·35%) vertreten, erstere ansehnlich häufiger, letztere seltener als in Mostar.

Der Kreis Travnik ähnelt mehr dem von Mostar, indem die grauen Augen (91 = 19·44%) häufiger als die blauen (81 = 17·3%), die graubraunen (54 = 11·53%) in viel minderer Zahl, endlich die braunen (239 = 51·06%) in weit überwiegender, die schwarzen (3 = 0·64%) in äusserst geringer Menge vorkommen. Die dunklen Augen (242 = 51·70%) überwiegen sehr bedeutend die lichten (172 = 36·75%), ganz ähnlich wie in Mostar.

Im Kreise Bihać gibt es ebensoviel blaue (102 = 18·61%) wie graubraune Augen (100 = 18·24%), sehr wenig graue (40 = 7·29%), nur einmal grüne (0·18%), dagegen vorherrschend braune (300 = 54·74%) Augen; schwarze blos sehr wenige (5 = 0·91%), also im Allgemeinen noch weniger lichte (142 = 25·91%), jedoch genau so viele dunkle Augen (305 = 55·65%) wie in Mostar.

Der Kreis Banjaluka zählt mehr blaue (142 = 18·11%) als graubraune (130 = 16·51%) und besonders graue Augen (98 = 12·5%), grüne blos einmal (0·11%); die braunen (405 = 51·65%) überwiegen ebenfalls alle anderen und treten selbst die schwarzen Augen (8 = 1·02%) in merkbarer Zahl auf. Auch hier betragen demnach die dunklen Augen (413 = 52·67%) wie in Mostar, Travnik und Bihać mehr als die Hälfte, die lichten (240 = 30·61%) nicht einmal ein Drittel.

Im Kreise Tuzla sind wieder viel mehr graue (303 = 26·53%) als graubraune (150 = 13·13%) und blaue Augen (128 = 11·2%), die braunen (557 = 48·77%) wie überall die zahlreichsten, schwarze (4 = 0·35%) ganz vereinzelt, so dass hier die dunklen Augen überhaupt (561 = 49·12%) nicht ganz die Hälfte aller erreichen, dafür aber die lichten Augen (431 = 37·74%) auf mehr als ein Drittel wie in Travnik und Sarajevo ansteigen.

Unter den sechs Kreisen finden sich demnach die meisten blauen Augen in Sarajevo (24%), die wenigsten in Mostar (10%), die meisten grauen Augen in Tuzla (26%), die wenigsten in Bihać (7%), hier aber die meisten graubraunen (18%), in Travnik (11%) die wenigsten; die meisten braunen in Mostar und Bihać (55%), die wenigsten in Sarajevo (41%) und im Allgemeinen die meisten lichten Augen im Kreise Sarajevo (41%), die wenigsten im Kreise Bihać (26%), hier und in dem von Mostar die meisten dunklen Augen (55%), die wenigsten im Kreise Sarajevo (41%). Mit Ausnahme des letztgenannten, wo lichte und dunkle Augen gleich häufig, überwiegen überall die dunklen Augen, wenn auch nicht durchaus in gleicher Stärke.

In Bosnien nimmt demzufolge die Häufigkeit der lichten Augen von Ost nach West ab, jene der dunklen zu, ganz parallel den gleichen Haarfarben.

		Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken
Blaue	Augen	277 = 19·58%	218 = 12·84%	102 = 14·74%
Graue	„	256 = 18·10 „	266 = 15·67 „	174 = 25·14 „
Graubraune	„	217 = 15·34 „	257 = 15·14 „	91 = 13·15 „
Grüne	„	— —	1 = 0·05 „	1 = 0·14 „
Braune	„	657 = 46·46 „	945 = 55·68 „	320 = 46·24 „
Schwarze	„	7 = 0·49 „	10 = 0·58 „	4 = 0·57 „
Lichte	„	533 = 37·69 „	484 = 28·52 „	276 = 39·88 „
Dunkle	„	664 = 46·95 „	955 = 56·27 „	324 = 46·82 „

Rücksichtlich der drei Confessionen lässt sich im Allgemeinen Folgendes entnehmen:

Bei den Mohamedanern sind die blauen Augen (19·58%) etwas häufiger als die grauen (18·1%), denen die graubraunen (15·34%) noch nachstehen; die braunen Augen (46·46%) sind unter allen die häufigsten, schwarze eine Seltenheit (0·49%) trotz der nicht so seltenen schwarzen Haare; im Ganzen betragen die lichten Augen (37·69%) mehr als ein Drittel, die dunklen (46·95%) nicht ganz die Hälfte.

Die Griechisch-Orientalischen besitzen seltener blaue (12·84%) als graubraune (15·14%) und graue Augen (15·67%), grüne (0·05%) in verschwindender Zahl, dafür braune (55·68%) mehr als die Hälfte; schwarze (0·58%) sind ebenso selten, wie bei den Mohamedanern. Bei ihnen überwiegen die dunklen Augen (56·27%) die bedeutend zurücktretenden lichten (28·52%) viel mehr als bei den Mohamedanern.

Unter den Katholiken gibt es viel mehr graue (25·14%) als blaue (14·74%) und graubraune Augen (13·15%), die nahezu in gleicher Häufigkeit vorkommen, grüne (0·14%) auch blos als Ausnahme, dafür wie immer die braunen (46·24%) in der Ueberzahl. Zu diesen noch die äusserst wenigen schwarzen (0·57%) gerechnet, beziffern sich die dunklen Augen auf 46·82%, erreichen also nicht die Hälfte, während die lichten (39·88%) auf eine recht ansehnliche Zahl emporsteigen.

Die Griechisch-Orientalischen besitzen also die meisten dunklen und wenigsten lichten Augen, die Katholiken die meisten lichten und mit den Mohamedanern die wenigsten dunklen; die Mohamedaner haben die meisten, die Griechisch-Orientalischen die wenigsten blauen, ebenso die wenigsten grauen Augen, welche wieder bei den Katholiken am häufigsten sind; die graubraunen Augen finden sich bei Allen in fast gleicher Zahl.

Augen	Kreis Mostar						Kreis Sarajevo					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Blau	18	11·18	17	10·82	13	9·02	55	24·77	28	21·05	13	29·54
Grau	29	18·01	29	18·47	37	25·69	45	20·27	18	13·53	6	13·63
Graubraun	25	15·52	20	12·73	17	11·80	37	16·66	25	18·79	7	15·90
Grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Braun	88	54·65	91	57·96	75	52·08	85	38·28	62	46·61	18	40·90
Schwarz	1	0·62	—	—	2	1·38	—	—	—	—	—	—
Licht	47	29·19	46	29·29	50	34·72	100	45·04	46	34·58	19	48·18
Dunkel	89	55·27	91	57·96	77	53·47	85	38·28	62	46·61	18	40·90

	Kreis Travnik						Kreis Bihać					
	Mohamedaner		Griech.-Orient		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Blau	31	22·30	15	10·71	35	18·51	58	21·88	42	15·55	2	15·38
Grau	32	23·02	22	15·71	37	19·57	20	7·54	17	6·29	3	23·07
Graubraun	15	10·79	19	13·57	20	10·58	50	18·86	49	18·14	1	7·69
Grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	7·69
Braun	60	43·17	84	60·00	95	50·26	135	50·94	159	58·88	6	46·15
Schwarz	1	0·71	—	—	2	1·05	2	0·75	3	1·11	—	—
Licht	63	45·32	37	26·42	72	38·09	78	29·43	59	21·85	5	38 46
Dunkel	61	43·88	84	60·00	97	50·26	137	51·69	162	60·00	6	46·15

	Kreis Banjaluka						Kreis Tuzla					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Blau	55	29·56	66	13·77	21	17·64	60	13·60	50	9·65	18	9·83
Grau	19	10·21	55	11·48	24	20·16	111	25·17	125	24·13	67	36·61
Graubraun	31	16·66	74	15·44	25	21·00	59	13·37	70	13·51	21	11·47
Grün	—	—	1	0·20	—	—	—	—	—	—	—	—
Braun	80	43·01	276	57·62	49	41·17	209	47·39	273	52·70	77	42·07
Schwarz	1	0·53	7	1·46	—	—	2	0·45	—	—	—	—
Licht	74	39·78	121	25·26	45	37·81	171	38·77	175	33·78	85	46·44
Dunkel	81	43·54	283	59·08	49	41·17	211	47·84	273	52·70	77	42·07

Im Kreise Mostar gibt es bei allen drei Confessionen mehr als die Hälfte braune Augen, am meisten bei den Griechisch-Orientalischen (57·96%), am wenigsten bei den Katholiken (52%); blaue Augen sind bei den Katholiken (9%) etwas seltener als bei den Anderen (11%), umgekehrt die grauen (25·69%), viel häufiger (Mohamedaner 18%, Griechisch-Orientalische 18·47%) und bei allen Confessionen zugleich auch zahlreicher als die blauen Augen: graubraune Augen sind unter den Mohamedanern (15·52%)

etwas häufiger als bei den zwei anderen (12·7 und 11·8%). Bezüglich der weit vorherrschenden dunklen Augen unterscheiden sich die drei Confessionen nur wenig, wiewohl dieselben unter den Griechisch-Orientalischen am zahlreichsten (57·96%), unter den Katholiken (53·47%) am wenigsten zahlreich, mehr bezüglich der lichten Augen, welche bei den Katholiken (34·72%) öfters anzutreffen sind, als bei den hierin gleichen Griechisch-Orientalischen und Mohamedanern (29%).

Der Kreis Sarajevo verhält sich, ähnlich wie bei der Haarfarbe, ganz anders. Auch hier sind wohl die braunen Augen die zahlreichsten, ohne aber je die Hälfte aller zu erreichen — unter den Mohamedanern (38·28%) die wenigsten wie sonst nirgends, mehr unter den Katholiken (40·9%), die meisten bei den Griechisch-Orientalischen (46·61%) —, die blauen aber doch recht ansehnlich vertreten, am meisten bei den Katholiken (29·54%), am wenigsten bei den Griechisch-Orientalischen (21%), und zwar immer häufiger als die grauen, welche bei den Mohamedanern (20·27%) zahlreicher als bei den Christen (13%) — und graubraunen, die bei allen nur wenig differiren.

Bei den Mohamedanern und Katholiken gibt es mehr lichte (45 und 43%) als dunkle Augen (38·28 und 40·9%), bei den Griechisch-Orientalischen aber mehr dunkle (46·61%) als lichte (34·58%) und überhaupt unter den Mohamedanern (45%) die meisten, unter den Griechisch-Orientalischen (34·58%) die wenigsten lichten Augen und umgekehrt bei diesen die meisten dunklen (46·61%), bei den Mohamedanern die wenigsten (38·28%). Der Kreis Sarajevo hat durchaus weniger dunkle und mehr lichte Augen, jedoch dies nur die blauen betreffend, und gleichfalls mehr graubraune als der Mostarer.

Im Kreise Travnik gestaltet sich Alles recht verschieden, wenn auch die braunen Augen wie immer die vorherrschenden sind, freilich mit beträchtlichem Unterschiede; denn bei den Griechisch-Orientalischen (60%) sind sie die bei weitem zahlreichsten, bei den Mohamedanern (43·17%) die mindest zahlreichen, während die Katholiken (50·26%) in der Mitte zwischen beiden stehen. Die blauen und grauen Augen treten unter den Mohamedanern (22·3 und 23%) am öftesten, bei den Griechisch-Orientalischen (10·71 und 15·7%) am seltensten auf, unter welch' letzteren wieder die graubraunen Augen (13·57%) häufiger anzutreffen sind, als unter den beiden anderen. Gleichwie in Sarajevo, sind auch hier bei den Mohamedanern mehr lichte (45·32%) als dunkle Augen (43·88%), bei den Katholiken und Griechisch-Orientalischen mehr dunkle (50·26 und 60%) als lichte (38 und 26·42%), und gibt es überhaupt unter den Mohamedanern die meisten lichten und wenigsten dunklen, unter den Griechisch-Orientalischen die meisten dunklen und wenigsten lichten Augen.

Zwischen den Mohamedanern und Griechisch-Orientalischen des Kreises Bihać — die Katholiken müssen ihrer winzigen Zahl halber ausser Acht gelassen werden — herrscht rücksichtlich der Zahl der grauen (7·54% Mohamedaner, 6·29% Griechisch-Orientalische) und graubraunen Augen (18·86% Mohamedaner, 18·14% Griechisch-Orientalische) kaum eine Verschiedenheit, welche erst bei den blauen Augen hervortritt, die bei den Mohamedanern (21·88%) häufiger als bei den Griechisch-Orientalischen (15·55%) und bei den braunen, welche wieder bei den letzteren (58·88%) zahlreicher sind, als bei den Mohamedanern (50·94%), gleichwie auch die so seltenen schwarzen Augen. Deshalb sind auch im Allgemeinen bei den Mohamedanern mehr lichte (29·43%) und weniger dunkle Augen (51·69%) als bei den Griechisch-Orientalischen (21·85 und 60%), welche letzteren hierin mit ihren Glaubensgenossen im Kreise Travnik genau übereinstimmen, mit welchen sie die grösste Zahl dunkler und die kleinste lichter Augen aufweisen.

Der angrenzende Kreis Banjaluka lässt bezüglich der Mohamedaner und Griechisch-Orientalischen ganz ähnliche Verhältnisse erkennen: Blaue Augen besitzen vorzüglich die Mohamedaner (29·56%), viel weniger die Katholiken (17·64%), am seltensten die Griechisch-Orientalischen (13·77%), graue dagegen viel mehr die Katholiken (20·16%) als die Griechisch-Orientalischen (11·48%) und Mohamedaner (10·21%), graubraune gleichfalls die Katholiken (21%) viel häufiger als die Mohamedaner (16·66%) und Griechisch-Orientalischen (15·44%).

Mit den braunen Augen ist es umgekehrt, indem hier mit der grössten Zahl die Griechisch-Orientalischen (57·62%) obenan stehen, dann die Mohamedaner (43%) und zuletzt die Katholiken (41·17%) folgen; auch schwarze Augen finden sich bei den Griechisch-Orientalischen (1·46%) häufiger, als bei den Mohamedanern (0·53%), bei den Katholiken gar nicht. Im Ganzen haben auch hier wie in den Kreisen Sarajevo, Travnik und Bihać die Mohamedaner die meisten lichten Augen (39·78%), ihnen zunächst die Katholiken (37·81%), die Griechisch-Orientalischen (25·26%) die wenigsten, dagegen diese die meisten

dunklen (59%), die Mohamedaner weniger (43·54%), die Katholiken (41·17%) die wenigsten.

Der Kreis Tuzla zeichnet sich ähnlich wie der Mostarer durch die geringe Zahl blauer Augen aus, die auch hier unter den Mohamedanern (13·6%) häufiger vorkommen als bei den Katholiken (9·83%) und Griechisch-Orientalischen (9·65%). Viel zahlreicher treten die grauen Augen auf, und zwar am öftesten bei den Katholiken (36·61%), die nirgends diese hohe Zahl erreichen, bei den Mohamedanern (25·17%) und Griechisch-Orientalischen (24·13%) fast in gleicher, aber minderer Stärke. Die im Ganzen seltenen graubraunen Augen bieten bei allen drei fast keine Unterschiede (Griechisch-Orientalische 13·51, Mohamedaner 13·37, Katholiken 11·47%). Die braunen Augen, wohl wie überall bei jeder Confession die zahlreichsten, finden sich bei den Griechisch-Orientalischen (52·7%) am öftesten, viel seltener bei den Mohamedanern (47·39%), am spärlichsten bei den Katholiken (42%), schwarze blos bei den Mohamedanern in äusserst kleiner Zahl (0·45%). Im Allgemeinen sind hier die lichten Augen am häufigsten unter den Katholiken (46·44%), seltener unter den Mohamedanern (38·77%), am seltensten bei den Griechisch-Orientalischen (33·78%), die dunklen im Gegentheile am häufigsten bei den Griechisch-Orientalischen (52·7%), seltener bei den Mohamedanern (47·84%) und am seltensten bei den Katholiken (42%).

Diese Untersuchungen lassen das Allgemeine erkennen, dass die Mohamedaner in den meisten Kreisen — nur in dem von Mostar und Tuzla die Katholiken — die meisten lichten, die Griechisch-Orientalischen im ganzen Gebiete aber die meisten dunklen Augen besitzen.

In den Kreisen Sarajevo, Travnik, Bihać und Banjaluka, also im grössten Theile Bosniens, fallen regelmässig die meisten dunklen Haare und Augen auf die Griechisch-Orientalischen, die meisten lichten Haare und Augen auf die Mohamedaner; im Kreise Mostar gleichen bezüglich des Vorkommens der Haarfarben die drei Confessionen einander, nicht aber bezüglich der Augen, da die dunklen wohl auch am öftesten bei den Griechisch-Orientalischen, die lichten jedoch am häufigsten bei den Katholiken auftreten; in jenem von Tuzla endlich haben, dem gewöhnlichen Befunde entgegengesetzt, die Griechisch-Orientalischen mehr lichte Haare, aber doch auch mehr dunkle Augen als die anderen Confessionen, die Mohamedaner mehr dunkle Haare, die Katholiken mehr lichte Augen als die übrigen.

IV. Farbe der Haut.

Mit weisser Haut zählen wir 774 Männer (20·35%), mit gelblicher 932 (24·50%); viel zahlreicher sind die Männer mit bräunlicher Haut (1620 = 42·59%), während wirklich braune Haut nur 477 (12·54%) besitzen; die bräunliche Haut kommt sonach am häufigsten, braune am seltensten vor, und wenn wir weisse und gelbliche als lichte Haut zusammennehmen (1706 = 44·85%), bräunliche und braune als dunkle (2097 = 55·13%), so zeigt sich ein ausgesprochenes Vorherrschen der letzteren, und zwar bei mehr als der Hälfte Aller, lichte Haut bei weniger als der Hälfte.

Wie überraschend häufig dunkle Hautfarbe unter den Bosniern ist, mag der Hinweis auf die Deutschen Nieder- (7·4%), Oberösterreichs (10·67%) und Salzburgs (15%) greller beleuchten, bei welchen dunkle Hautfarbe nur von einem geringen Bruchtheile der Bevölkerung getragen wird; ja auch die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer stehen hierin den Bewohnern Bosniens sehr weit nach. Nach meinen Erfahrungen bei den Südslaven Ungarns, welche ich freilich bis jetzt noch nicht durch Zahlen beweisen kann, finden sich auch unter diesen sehr viele Männer mit dunkler Haut, besonders unter den Serben.

Die dunkle Haut bindet sich vorzüglich an die dunklen Haare; denn obgleich unter den 370 Männern mit lichten Haaren doch 107 (28·91%), unter den 713 mit hellbraunem Haare noch mehr (286 = 40·11%) dunkle Haut besitzen, gibt es Dunkelhäutige doch bedeutend mehr bei den 2023 Männern braunen Haares (1209 = 59·74%), die Hälfte ansehnlich überschreitend, und endlich die relativ meisten bei den 697 Männern mit schwarzem Haare (495 = 71·01%), wo dieselben fast drei Viertel Aller erreichen.

(Siehe umstehende Tabelle.)

In den sechs Kreisen treten die einzelnen Hautfarben in recht ansehnlicher Verschiedenheit auf. Der Kreis Mostar, der südlichste, hat auffallenderweise 39% Männer mit weisser und 32% mit gelblicher Haut, gegen welche die bräunliche (19%) und braune Hautfarbe (10%) weit zurückstehen, so dass die lichte Haut (71%) die herrschende und dunkle (29%) nicht einmal bei einem Drittel der Männer vorfindlich ist.

Wiewohl auch im Kreise Sarajevo die lichte Farbe der Haut (51·62%) noch etwas häufiger ist als die dunkle (48·36%), haben doch die meisten Männer schon bräunliche (38·34%), viel weniger weisse (28%) und gelbliche Haut (23·55%), braune

Haut	Kreis Mostar								Kreis Sarajevo							
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen	
Weiss	54	33·54	68	43·31	58	40·27	180	38·96	56	25·22	40	30·07	16	36·36	112	28·07
Gelblich	52	32·29	53	33·75	43	29·86	148	32·03	56	25·22	27	20·30	11	25·00	94	23·55
Bräunlich	35	21·73	27	17·19	26	18·05	88	19·04	84	37·83	56	42·10	13	29·54	153	38·34
Braun	20	12·42	9	5·73	17	11·80	46	9·95	26	11·71	10	7·51	4	9·09	40	10·02
Licht	106	65·83	121	77·06	101	70·13	328	70·99	112	50·44	67	50·37	27	61·36	206	51·62
Dunkel	55	34·15	36	22·92	43	29·85	134	28·99	110	49·54	66	49·61	17	38·63	193	48·36

	Kreis Travnik								Kreis Bihać							
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen	
Weiss	56	40·28	48	34·28	74	39·15	178	38·03	15	5·66	35	12·96	2	15·38	52	9·48
Gelblich	33	23·74	35	25·00	51	26·98	119	25·42	60	22·64	75	27·77	3	23·07	138	25·18
Bräunlich	39	28·05	43	30·71	44	23·28	126	26·92	137	51·69	133	49·25	6	46·15	276	50·36
Braun	11	7·91	14	10·00	20	10·58	45	9·61	53	20·00	27	10·00	2	15·38	82	14·96
Licht	89	64·02	83	59·28	125	66·13	297	63·45	75	28·30	110	40·73	5	38·45	190	34·66
Dunkel	50	35·96	57	40·71	64	33·86	171	36·53	190	71·69	160	59·25	8	61·53	358	65·32

	Kreis Banjaluka								Kreis Tuzla							
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Zusammen	
Weiss	26	13·97	49	10·22	19	15·96	94	11·98	54	12·24	68	13·12	36	19·67	158	13·83
Gelblich	39	20·96	107	22·33	33	27·73	179	22·83	85	19·27	112	21·62	57	31·14	254	22·24
Bräunlich	96	51·61	236	49·26	52	43·69	384	48·57	238	53·96	275	53·08	80	43·71	593	51·92
Braun	25	13·44	87	18·16	15	12·60	127	16·19	64	14·51	63	12·16	10	5·46	137	11·99
Licht	65	34·93	156	32·55	52	43·69	273	34·81	139	31·51	180	34·74	93	50·81	412	36·07
Dunkel	121	65·05	323	67·42	67	56·29	511	64·76	302	68·47	338	65·24	90	49·17	730	63·91

ebenfalls die wenigsten (10%), aber doch gleich viele wie in Mostar.

Der Kreis Travnik hat wieder die Mehrzahl Männer mit weisser Haut (38%), fast genau wie in Mostar, denen sich jedoch die mit bräunlicher (26·92%), dann erst jene mit gelblicher (25·42%) anschliessen; braune Haut (9·61%) ist ebenso selten wie in den beiden vorangehenden. Hier überwiegen, ähnlich wie in Mostar, die Männer mit lichter Haut (63·45%) bei weitem die Dunkelhäutigen (36·53%).

Im Kreise Bihać verhält sich die Hautfarbe ganz entgegengesetzt; denn hier hat die weit überwiegende Mehrzahl bräunliche Haut (50·36%), eine bedeutend geringere Anzahl gelbliche (25·18%), hinter welchen jene mit brauner Haut (14·96%) sich anreihen und zu unterst die wenigsten mit weisser (9·48%), so dass im Ganzen fast zwei Drittel der Männer dunkle (65·32%), blos das übrige Drittel (34·66%) lichte Haut besitzen, hier also im Gegensatze zu den besprochenen Kreisen die Mehrzahl dunkelhäutig ist.

Aehnlich auch der Kreis Banjaluka: Bräunliche Haut bei 48·57%, gelbliche bei 22·83%, braune bei 16·19% und weisse bei 11·98%, daher gleichfalls genau wie in Bihać die Dunkelhäutigen (64·76%) den lichthäutigen (34·81%) an Zahl weit überlegen sind.

Ganz gleich der Kreis Tuzla, in welchem Männer mit bräunlicher Haut (51·92%), also die meisten unter allen Kreisen, mit gelblicher (22·24%), mit weisser (13·83%) und brauner (11·99%) nahezu gleich wenige vorkommen, demnach dunkelhäutige 63·91% gegen 36% lichthäutige.

Die drei nördlichen Kreise stimmen also unter einander genau überein und geht aus dieser Vergleichung hervor, dass gerade im Norden des Landes die Bevölkerung vorwiegend dunkler, im Süden dagegen lichter Hautfarbe ist. Dieses Zurückweichen der lichten Hautfarbe im Norden, der dunklen im Süden fällt zusammen mit dem gleichen Verhalten der Haarfarbe, ausgenommen den Kreis Mostar, während die Farbe der Augen damit nicht gleichen Schritt hält.

Wir wollen nun sehen, ob zwischen den drei Confessionen Unterschiede bezüglich der Hautfarbe sich erkennen lassen.

	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken
Weiss	261 = 18·45%,	308 = 18·14%,	205 = 29·62%
Gelblich . .	325 = 22·98 „	409 = 24·10 „	198 = 28·61 „
Bräunlich .	629 = 44·48 „	770 = 45·37 „	221 = 31·93 „
Braun . . .	199 = 14·07 „	210 = 12·37 „	68 = 9·82 „
Licht	586 = 41·43 „	717 = 42·24 „	403 = 58·23 „
Dunkel . . .	828 = 58·55 „	980 = 57·74 „	289 = 41·75 „

Unter den Mohamedanern stehen obenan die Männer mit bräunlicher Haut (44·48%), denen mit weit geringeren Zahlen jene mit gelblicher (22·98%) und weisser (18·45%), zuletzt die mit brauner Haut (14%) folgen; unter ihnen sind also 41·43% mit lichter und 58·55% mit dunkler Haut.

Die Griechisch-Orientalischen weisen ganz dieselbe Reihenfolge und auch fast die gleichen Zahlen auf, im Ganzen 42·24% mit lichter und 57·74% mit dunkler Haut.

Bei den Katholiken findet sich wohl auch bräunliche Haut (31·93%) am öftesten, freilich viel seltener als bei den zwei anderen, jedoch sowohl weisse (29·62%) als auch gelbliche (28·61%) viel zahlreicher, braune Haut (9·82%) etwas seltener, weshalb die Katholiken durch das Vorherrschen der lichten Hautfarbe (58·23%) und das Zurücktreten der dunklen (41·75%) sich vor den beiden anderen Confessionen auszeichnen, bei welchen das Umgekehrte der Fall ist.

Dies stimmt nur theilweise mit der Farbe der Haare und Augen, da bezüglich der Haare die Mohamedaner, bezüglich der Augen die Katholiken die meisten lichten und wenigsten dunklen aufweisen, die Griechisch-Orientalischen aber rücksichtlich der Haare und Augen die wenigsten lichten und meisten dunklen besitzen.

Die Griechisch-Orientalischen des Kreises Mostar haben die meisten Männer mit weisser (43·31%) und gelblicher (33·75%), dafür die wenigsten mit bräunlicher (17·19%) und brauner Haut (5·73%), fast in vollständigem Gegensatze zu den Mohamedanern (lichte 65·83%, dunkle 34·15%); die Katholiken (lichte 70%, dunkle 29·85%) stehen zwischen beiden.

Im Kreise Sarajevo — ohne Katholiken — gibt es unter den Griechisch-Orientalischen mehr Männer mit weisser (30%) und bräunlicher Haut (42%), jedoch weniger mit gelblicher (20·5%) und brauner (7·51%) als unter den Mohamedanern; die Gesammtzahlen für lichte und dunkle Haut stimmen aber bei beiden Confessionen genau überein.

Im Kreise Travnik findet sich weisse Haut am öftesten bei den Mohamedanern (40·28%), am seltensten bei den Griechisch-Orientalischen (34·28%), bräunliche am öftesten bei diesen (30·71%), am seltensten bei den Katholiken (23·28%), welche letzteren wieder die meisten Männer mit gelblicher Haut (26·98%) besitzen; gelbliche (23·74%) und braune (7·91%) Hautfarbe ist am seltensten bei den Mohamedanern. Lichte Haut gibt es daher am öftesten unter den Katholiken (66%), am seltensten unter den Griechisch-Orientalischen (59·28%), dunkle umgekehrt (33·86 und 40·71%); die Mohamedaner stehen den Katholiken am nächsten.

Der Kreis Bihać hat regelmässig unter den Mohamedanern alle lichten Hautfarben seltener, die dunklen häufiger als unter den Griechisch-Orientalischen (lichte 40·73, dunkle 59·28%, Mohamedaner lichte 28·3, dunkle 71·69%).

Der Kreis Banjaluka zählt unter den Katholiken die meisten Männer mit weisser (15·96%) und besonders gelblicher Haut (27·73%), die wenigsten mit bräunlicher (43·69%) und brauner (12·6%), während die Minimalzahlen der mit weisser Haut auf die Griechisch-Orientalischen (10·22%), mit gelblicher auf die Mohamedaner (20·96%) fallen, die Maxima der bräunlichen auf die Mohamedaner (51·61%), der braunen auf die Griechisch-Orientalischen (18·16%), so dass die Katholiken am öftesten lichte (43·69%), am seltensten dunkle (56·29%), die Griechisch-Orientalischen am öftesten dunkle (67·42%) und am seltensten lichte Haut (32·55%) aufweisen; den letzteren stehen die Mohamedaner am nächsten.

Auch im Kreise Tuzla gibt es unter den Katholiken die meisten Männer mit weisser (19·67%) und gelblicher Haut (31·14%), unter den Mohamedanern die wenigsten (12·24 und 19·27%), unter welch' letzteren wieder die meisten mit bräunlicher (53·96%) und brauner Haut (14·51%), unter den Katholiken die wenigsten (43·71 und 5·46%) vorkommen; demgemäss stehen an Häufigkeit der lichten Haut die Katholiken (50·81%), der dunklen die Mohamedaner (68·47%) obenan, während erstere die wenigsten dunkelhäutigen (49·17%), die Mohamedaner die wenigsten mit lichter Haut (31·51%) besitzen. Auch hier stehen die Mohamedaner den Griechisch-Orientalischen am nächsten.

In den drei südlichen Kreisen Mostar, Sarajevo und Travnik gibt es bei jeder Confession mehr Männer

mit weisser als gelblicher, überhaupt auch mehr mit lichter als dunkler Haut, wozu den vollen Gegensatz bilden die drei nördlichen Kreise Bihać, Banjaluka und Travnik, wo überall bei jeder Confession weisse Haut auffallend selten, sogar fast immer seltener als braune, viel häufiger gelbliche, am häufigsten bräunliche Haut vorkommt, also die dunkle Haut die vorherrschende ist.

V. Typen.

Wie schon in meiner Abhandlung über die Deutschen Niederösterreichs dargethan, müssen bezüglich der Haar- und Augenfarbe folgende Typen aufgestellt werden:

1. heller Typus, lichte Haare mit lichten Augen;
2. dunkler Typus, dunkle Haare mit dunklen Augen; diese beiden gelten als reine Typen im Gegensatze zu den nachfolgenden, welche als Mischtypen aufgefasst werden;
3. lichter Mischtypus, lichte Haare mit dunklen Augen;
4. dunkler Mischtypus, dunkle Haare mit lichten Augen;
5. hellbrauner Mischtypus, hellbraune Haare mit jeder Augenfarbe, ausser der graubraunen;
6. graubrauner Mischtypus, graubraune Augen mit allen Haarfarben;
7. grünlicher Mischtypus, grünliche Augen mit allen Haarfarben.

Diese Eintheilung leidet freilich an dem Uebelstande, eines einheitlichen Principes zu ermangeln, indem theils die Farbe der Haare, theils jene der Augen als Eintheilungsgrund gilt; freilich ist das nicht gut anders möglich, weil eben beide in den Mischungen sich geltend machen müssen und auch die Augenfarben allein Mischfarben (graubraun, grün) erzeugen.

			Körperlänge
Heller Typus	280♂	(7·36%)	1725 mm
Dunkler „	1633 „	(42·93 „)	1729 „
Lichter Mischtypus .	62 „	(1·63 „)	1728 „
Dunkler „ .	674 „	(17·72 „)	1721 „
Hellbrauner „ .	587 „	(15·43 „)	1725 „
Graubrauner „ .	565 „	(14·85 „)	1723 „
Grünlicher „ .	2 „	(0·05 „)	—
Reine Typen	1913 „	(50·30 „)	—
Mischtypen	1890 „	(49·69 „)	—

Wie nach dem Vorherrschen der dunklen Farben zu erwarten war, gehören die meisten Männer dem dunklen Typus (1633 = 42·93%) an, blos sehr wenige dem hellen (280 = 7·36%), welche nur in einer äusserst geringen Zahl vertreten ist.

Uebrigens stehen auch die einzelnen Mischtypen dem dunklen Typus sehr weit nach; denn abgesehen vom fast verschwindenden lichten Mischtypus (62 = 1·63%) und gar vom grünlichen (2 = 0·05%), umfasst der dunkle Mischtypus nur 674 Männer (17·72%), noch weniger die hellbraune (587 = 15·43%) und graubraune (565 = 14·85%); im Ganzen aber erstrecken sich die reinen (1913 = 50·3%) und Mischtypen (1890 = 49·69%) auf je die Hälfte der Männer.

Ihre westlichen Nachbarn, die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer, weisen rücksichtlich des Vorkommens aller dieser Typen genau dieselbe Reihenfolge auf: Dunkler Typus 51·78%, dunkler Mischtypus 17·85%, hellbrauner Mischtypus 13·71%, graubrauner 7·64%, heller Typus 7·5% und lichter Mischtypus 1·5% haben unter sich aber mehr reine Typen (830 = 59·28%) als Mischtypen (570 = 40·7%) und mehr Männer des dunklen Typus, als die Bosnier; sonst stimmen sie nahezu ganz überein.

Nur um die grosse Verschiedenheit zwischen unseren Südslaven und den Deutschen (in Nieder-, Oberösterreich und Salzburg) zu beleuchten, sei angeführt, dass bei den letzteren der helle Typus viel zahlreicher, der dunkle viel seltener vorkommt und es viel mehr Mischtypen, die weit über die Hälfte erreichen, als reine Typen unter ihnen gibt, welche immer tief unter der Hälfte zurückbleiben.

Während wir bei den Adriaslaven eine höhere Statur des dunklen (1698 mm), dagegen eine niedrigere des lichten Typus (1676 mm) feststellten, ist dies bei den Bosniern durchaus nicht der Fall, denn alle reinen und auch Mischtypen besitzen nahezu die ganz gleiche Statur (1721—1729 mm), die blos um einige Millimeter differirt.

Im Kreise Mostar (siehe Tabelle III) kommt der helle Typus (3·89%) und demzufolge auch der lichte Mischtypus (1·08%) in minimaler Anzahl vor, wogegen der dunkle Typus (47·61%) fast die Hälfte aller Männer in sich schliesst. Der dunkle Mischtypus (19·69%) ist etwas häufiger als der hellbraune (14·28%) und graubraune (13·63%), im Ganzen aber die Zahl der reinen (51·51%) und Mischtypen (48·48%) nur wenig zu Gunsten der ersteren verschieden. (Siehe das Kärtchen Fig. 311.)

Der Kreis Sarajevo hat mit 21·3% so viel Männer des hellen und demgemäss auch so wenig des dunklen Typus (31·82%), wie keiner der übrigen; trotzdem ist der lichte Mischtypus (4·26%) sehr

selten, wenn auch häufiger als in den anderen Kreisen. Hier zeigt sich der graubraune Mischtypus (17·29%) öfter als der dunkle (13%) und hellbraune (12·28%) und sind im Allgemeinen die reinen Typen (53·13%), mehr als die Hälfte betragend, zahlreicher als die Mischtypen (46·86%).

Auch der Kreis Travnik besitzt noch eine recht ansehnliche Zahl Männer des hellen Typus (13·24%), und zwar die meisten nach dem von dunkle (49·81%) auf seine höchste unter allen steigt und allein schon die Hälfte aller Männer beansprucht; trotzdem ist unter den Mischtypen der graubraune (18·24%) etwas stärker vertreten als der dunkle (17·33%) und hellbraune (10·21%), der lichte (0·72%) aber in verschwindender Zahl. Die reinen Typen (53·28%) überwiegen auch hier die Mischtypen (46·71%), wenn auch nicht so bedeutend wie in Travnik.

Fig. 311. { Heller / Dunkler / Mischtypen. } Typus.

Sarajevo, jedoch viel mehr des dunklen (41·45%); die Mischtypen kommen in ähnlichen Zahlen wie in den früheren Kreisen vor, nur dass hier der hellbraune (17·3%) dem dunklen (14·1%) und graubraunen (11·53%) vorangeht; der lichte Mischtypus (2·35%) entspricht auch der grösseren Zahl des hellen Typus. Hier überwiegen die reinen Typen (54·69%) noch mehr die Mischtypen (45·29) als in Sarajevo und Mostar.

Im Kreise Bihać sinkt der helle Typus (3·46%) auf seine niedrigste Zahl, während gleichzeitig der

Der Kreis Banjaluka zählt nächst dem Mostarer die wenigsten Männer des hellen Typus (4·59%), wie überall die meisten des dunklen (44·77%), womit er übrigens hinter jenem von Mostar und ganz besonders dem von Bihać zurückbleibt. Abgesehen von der Minimalzahl der Individuen des lichten Mischtypus (0·76%), gleich jener im Nachbarkreise Bihać, kommt der hellbraune Mischtypus (17·21%) etwas häufiger vor als der graubraune (16·51%) und dunkle (15·94%), diese drei letzteren in fast gleicher Zahl, und gibt es hier überhaupt etwas weniger Männer mit reinen

Typen (49·36%), als solche mit Mischtypen (50·63%), wodurch sich dieser Kreis von allen vorangegangenen unterscheidet.

Auch im Kreise Tuzla gibt es nur sehr wenige Männer mit hellem Typus (5·25%), die vorherrschende Anzahl mit dunklen (40·98%), obgleich dieser doch seltener auftritt als in Banjaluka, Bihać und Mostar. Der lichte Mischtypus (1·66%) macht sich etwas mehr bemerkbar und sind die Mischtypen überhaupt (53·76%) bedeutend zahlreicher als die reinen Typen (46·23%), also wie in Banjaluka im Gegensatze zu den anderen Kreisen. Unter den Mischtypen ist wie in Mostar der dunkle (21·45%) der zahlreichste, welchem der hellbraune (17·51%) und zuletzt der graubraune (13·13%) folgen.

Aus allen dem geht hervor, dass in allen Theilen des Landes der dunkle Typus der vorherrschende ist und von Ost gegen West an Verbreitung zunimmt, dass der helle Typus blos in der Mittelzone (Sarajevo, Travnik) in ansehnlicheren Zahlen sich vorfindet, im ganzen Norden und äussersten Süden (Kreis Mostar) nur in unbedeutender Menge auftritt. Die Mischtypen finden sich mit Ausnahme des nordöstlichen Landestheiles (Banjaluka, Tuzla), wo sie mehr als die Hälfte der Bevölkerung umfassen, sonst überall in geringerer Zahl als die reinen Typen, woraus die Behauptung entspringt, dass die männliche Bevölkerung im nordöstlichen Theile mehr gemischt ist, als in den übrigen Landstrichen.

Es sei nun das Vorkommen dieser Typen bei den drei Confessionen näher betrachtet.

	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken
Heller Typus . .	133 = 9·40%,	95 = 5·59%,	52 = 7·51%
Dunkler „ . .	550 = 38·89 „	814 = 47·96 „	269 = 38·87 „
Lichter Mischtyp.	29 = 2·05 „	25 = 1·47 „	8 = 1·15 „
Dunkler „	256 = 18·10 „	284 = 16·73 „	134 = 19·36 „
Hellbrauner „	229 = 16·19 „	221 = 13·02 „	137 = 19·79 „
Graubraun. „	217 = 15·34 „	257 = 15·14 „	91 = 13·15 „
Grüner „	— —	1 = 0·05 „	1 = 0·14 „
Reine Typen . . .	683 = 48·29 „	909 = 53·55 „	321 = 46·38 „
Mischtypen	731 = 51·68 „	788 = 46·41 „	371 = 53·59 „

Unter den Mohamedanern ist der häufigste Typus der dunkle (38·89%), hinter welchem alle anderen weit zurückbleiben; dann folgt der dunkle Mischtypus (18·1%), der hellbraune (16·19%) und graubraune (15·34%) mit wenig verschiedenen Zahlen, schliesslich der helle Typus (9·4%) und lichte Mischtypus (2%); unter ihnen gibt es also 48·29% reine, aber 51·68% Mischtypen.

Bei den Griechisch-Orientalischen steht ebenfalls der dunkle Typus (47·96%) obenan, freilich bedeutend stärker vertreten als bei den Mohamedanern; auch hier reiht sich zunächst an der dunkle Mischtypus (16·73%), dann der graubraune (15·14%) und hellbraune (13%) mit von den Mohamedanern nur wenig verschiedenen Zahlen, zuletzt wie bei diesen der helle Typus (5·59%), der lichte (1·47%) und grünliche Mischtypus (0·05%). Sie haben im Gegensatze zu den Mohamedanern mehr Individuen reiner Typen (53·55%), aber weniger Mischtypen (46·41%).

Die Katholiken besitzen Männer des dunklen Typus (38·87%) genau so viele wie die Mohamedaner; hieran schliessen sich mit viel geringeren Zahlen der hellbraune (19·79%) und dunkle Mischtypus (19·36%), dann der schwächer vertretene graubraune (13·15%), letzterer in kleinerer Zahl als bei den zwei anderen Confessionen, erstere zwei aber in grösserer, und endigt wie immer die Reihe der helle Typus (7·51%), der lichte (1·15%) und der grünliche Mischtypus (0·14%). Auch unter ihnen überwiegen die Mischtypen (53·59%) die reinen (46·38%) selbst noch stärker als bei den Mohamedanern.

Die Anzahl der Mischtypen gilt gleichsam als Ausdruck der mehr oder minder starken Mischung mit anderen Volkselementen; da nun bewiesen wurde, dass die Katholiken die meisten, die Mohamedaner etwas weniger, die Griechisch-Orientalischen aber die wenigsten Mischtypen enthalten, so heisst das mit anderen Worten, dass die Katholiken und nach ihnen die Mohamedaner mehr Beimischungen erfahren haben, als die Griechisch-Orientalischen, welche somit rücksichtlich der Typen das reinste Volkselement darstellen.

(Siehe nebenstehende Tabelle.)

Obwohl die drei Confessionen im Kreise Mostar sich nur wenig von einander unterscheiden, gibt es doch bei den Katholiken etwas mehr Männer des hellen Typus und auch überhaupt den reinen Typen (52·77%) und damit weniger den Mischtypen Angehörige, während die Mohamedaner und Griechisch-Orientalischen (50·9 und 49%) hierin mit einander ganz übereinstimmen.

Im Kreise Sarajevo fällt sowohl bei den Mohamedanern (23·42%) als auch bei den Griechisch-Orientalischen (15·78%) die ansehnliche Zahl des hellen Typus auf: der dunkle Typus ist bei den Griechisch-Orientalischen (35·33%) häufiger als bei den Mohamedanern (29·27%), allein im Ganzen gibt es unter den letzteren etwas mehr reine (52·69%) und weniger Mischtypen (47·29%) als unter den Griechisch-Orientalischen (51·11 gegen 48·87%).

Typus	Kreis Mostar						Kreis Sarajevo					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Heller	5	3·10	6	3·82	7	4·86	52	23·42	21	15·78	12	27·27
Dunkler	77	47·82	74	47·13	69	47·91	65	29·27	47	35·33	15	34·09
Lichter Misch-	3	1·86	2	1·27	—	—	10	4·50	7	5·26	—	—
Dunkler Misch-	29	18·01	32	20·38	30	20·83	26	11·71	21	15·78	5	11·36
Hellbrauner Misch-	22	13·66	23	14·64	21	14·58	32	14·41	12	9·02	5	11·36
Graubrauner Misch-	25	15·52	20	12·73	17	11·80	37	16·66	25	18·79	7	15·90
Grünlicher Misch-	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reine Typen	82	50·93	80	50·95	76	52·77	117	52·69	68	51·11	27	61·36
Mischtypen	79	49·06	77	49·04	68	47·22	105	47·29	65	48·87	17	38·63

	Kreis Travnik						Kreis Bihać					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Heller	30	21·58	13	9·28	19	10·05	11	4·15	8	2·96	—	—
Dunkler	44	31·65	73	52·14	77	40·74	121	45·66	147	54·44	5	38·46
Lichter Misch-	3	2·15	3	2·14	5	2·64	4	1·50	—	—	—	—
Dunkler Misch-	18	12·94	19	13·57	29	15·34	48	18·12	44	16·29	3	23·07
Hellbrauner Misch-	29	20·86	13	9·28	39	20·63	31	11·69	22	8·14	3	23·07
Graubrauner Misch-	15	10·79	19	13·57	20	10·58	50	18·86	49	18·14	1	7·69
Grünlicher Misch-	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	7·69
Reine Typen	74	53·23	86	61·42	96	50·79	132	49·81	155	57·40	5	38·46
Mischtypen	65	46·76	54	38·57	93	49·20	133	50·18	115	42·59	8	61·53

	Kreis Banjaluka						Kreis Tuzla					
	Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken		Mohamedaner		Griech.-Orient.		Katholiken	
Heller	13	6·98	17	3·54	6	5·04	22	4·98	30	5·79	8	4·37
Dunkler	63	33·87	248	51·77	40	33·61	180	40·81	225	43·43	63	34·42
Lichter Misch-	2	1·07	3	0·62	1	0·84	7	1·58	10	1·93	2	1·09
Dunkler Misch-	35	18·81	68	14·19	22	18·48	100	22·67	100	19·30	45	24·59
Hellbrauner Misch-	42	22·58	68	14·19	25	21·00	73	16·55	83	16·02	44	24·04
Graubrauner Misch-	31	16·66	74	15·44	25	21·00	59	13·37	70	13·51	21	11·47
Grünlicher Misch-	—	—	1	0·20	—	—	—	—	—	—	—	—
Reine Typen	76	40·86	265	55·32	46	38·65	202	45·80	255	49·22	71	38·79
Mischtypen	110	59·13	214	44·67	73	61·34	239	54·17	263	50·76	112	61·19

Selbst die wenigen Katholiken ähneln diesen beiden durch die hohe Zahl des hellen Typus.

Die Mohamedaner des Kreises Travnik gleichen mit geringen Abweichungen jenen von Sarajevo durch ihre grosse Anzahl des hellen (21·58%) und geringe des dunklen Typus (31·65%), während Griechisch-Orientalische und Katholiken viel weniger Männer des hellen (9·28 und 10%), dafür mehr des dunklen Typus (52·14 und 40·74%) aufweisen. Hier finden sich die meisten Männer reiner Typen bei den Griechisch-Orientalischen (61·42%), die wenigsten bei den Katholiken (50·79%), bei welch' letzteren die meisten Mischtypen (49·2%), bei den Griechisch-Orientalischen die wenigsten (38·57%); die Mohamedaner nähern sich mehr den Katholiken.

Im Bihaćer Kreise haben die Mohamedaner (4·15%) und ganz besonders die Griechisch-Orientalischen (2·96%) äusserst wenig Individuen des hellen, die letzteren überdies viel mehr des dunklen Typus (54·44%) als die Mohamedaner (45·66%), woher es auch kommt, dass die Mohamedaner reine (49·81%) und Mischtypen (50·18%) in gleicher Anzahl, also je die Hälfte, die Griechisch-Orientalischen dagegen viel mehr reine (57·4%) als Mischtypen (42·59%) besitzen, die Mohamedaner also mehr gemischt sein müssen.

Der Kreis Banjaluka hat die wenigsten Männer des hellen Typus ebenfalls bei den Griechisch-Orientalischen (3·54%), etwas mehr bei den Katholiken (5%), die meisten bei den Mohamedanern

(6·98%), während der dunkle Typus unter den Griechisch-Orientalischen (51·77%) viel stärker auftritt, als unter den beiden anderen sich hierin ganz gleichenden Confessionen (34%). Da die Mischtypen unter den Katholiken die hohe Zahl von 61·34%, unter den Mohamedanern 59·13%, bei den Griechisch-Orientalischen aber nur 44·67% erreichen, im Gegensatze zu den reinen Typen (Katholiken 38·65%, Mohamedaner 40·86% und Griechisch-Orientalische 55·32%) stellt sich heraus, dass die griechisch-orientalische Bevölkerung die wenigsten, die katholische die meisten Mischungen durchgemacht haben muss; die Mohamedaner stehen den Katholiken in dieser Beziehung viel näher als den anderen.

Aehnliche Verhältnisse bietet der Kreis Tuzla, wo die Griechisch-Orientalischen etwas mehr Männer des hellen Typus (5%) als die Mohamedaner (4·59%), aber weniger als die Katholiken (5·79%) zählen, wogegen jene des dunklen Typus bei den Mohamedanern (14·77%) am zahlreichsten auftreten, welchen mit ähnlicher Zahl die Katholiken (43·43%), dann die Griechisch-Orientalischen (40·81%) folgen. In diesem Kreise haben alle drei Confessionen weniger Männer der reinen Typen (Griechisch-Orientalische 49%, Mohamedaner 45·8%, Katholiken 38·79%), mehr mit Mischtypen (Katholiken 61%, Mohamedaner 54%, Griechisch-Orientalische 50·76%), es muss daher die Gesammtbevölkerung mehr gemischt sein, am meisten abermals die Katholiken, am wenigsten die Griechisch-Orientalischen.

Die einzelnen Mischtypen treffen wir in allen Kreisen bei allen drei Confessionen in ziemlich beständigen Zahlen; überall ist der lichte Mischtypus der seltenste, blos in minimalen Zahlen vorkommend — den grünlichen als ganz vereinzelt lassen wir bei Seite —, wogegen der dunkle, hell- und graubraune Mischtypus stets viel mehr Individuen umfassen, ohne ansehnlichen Schwankungen unterworfen zu sein, welche bei den Griechisch-Orientalischen unter allen die geringsten, bei den Mohamedanern grösser, bei den Katholiken die grössten sind.

Auch ist der Antheil jeder der drei letztgenannten Mischtypen nicht überall der gleiche. So findet sich der dunkle Mischtypus unter den Mohamedanern am öftesten in Tuzla (23%), am seltensten in Sarajevo (12%), unter den Griechisch-Orientalischen am häufigsten in Mostar (20%), am seltensten in Travnik (13%), endlich unter den Katholiken am zahlreichsten in Tuzla (24%), am spärlichsten in Travnik (15%).

Der hellbraune Mischtypus hat seine Maximalzahlen bei den Mohamedanern (22%) im Kreise Banjaluka, bei den Griechisch-Orientalischen (16%) und Katholiken (24%) in jenem von Tuzla, während seine Minima unter den Mohamedanern (12%) und Griechisch-Orientalischen (8%) auf den Kreis Bihać, bei den Katholiken (14%) auf den Kreis Mostar fallen.

Der graubraune Mischtypus endlich zählt unter den Mohamedanern die meisten Individuen (19%) im Bihaćer, die wenigsten (11%) im Travniker Kreise, unter den Griechisch-Orientalischen die meisten (19%) im Kreise von Sarajevo, die wenigsten (13%) in dem von Mostar, unter den Katholiken die meisten (21%) im Kreise Banjaluka, die wenigsten in jenem von Travnik (10%).

Die Stärke, mit welcher diese drei Mischtypen bei jeder Confession in den sechs Kreisen auftreten, ist nicht beständig; so findet sich der dunkle Mischtypus bei allen Confessionen in den Kreisen Mostar und Tuzla öfter als jeder der beiden anderen, im Kreise Sarajevo und Bihać wieder der graubraune, gleichwie auch bei den Christen beider Bekenntnisse in Banjaluka, der hellbraune bei den Mohamedanern und Katholiken des Kreises Travnik und den Mohamedanern von Banjaluka. Rücksichtlich des Vorkommens dieser drei Mischtypen gleichen sich die drei Confessionen in den Kreisen Tuzla, Bihać und Mostar vollständig, in dem von Banjaluka nur die zwei christlichen und im Kreise Travnik die Mohamedaner und Katholiken.

	Moham.	Griech.-Orient.	Katholiken
Heller Typus . . .	1732 mm,	1711 mm,	1732 mm
Dunkler „ . .	1733 „	1726 „	1726 „
Licht. Mischtypus	1728 „	1728 „	—
Dunkler „ .	1721 „	1720 „	1723 „
Hellbrauner „ .	1730 „	1722 „	1722 „
Graubraun. „ .	1721 „	1726 „	1717 „

Obwohl wir oben die gleiche Körperlänge für sämmtliche Typen bei den Männern im Allgemeinen gefunden haben, ändert sich dies doch bei den einzelnen Confessionen.

Sowohl der helle (1732 mm) als auch der dunkle Typus (1733 mm) geht bei den Mohamedanern mit einer etwas grösseren Statur einher als die Mischtypen (172 cm), von welchen nur der hellbraune (1730 mm) jene der reinen Typen erreicht.

Bei den Griechisch-Orientalischen hat der helle Typus den kleinsten Wuchs (1711 mm), alle anderen einen grösseren, aber untereinander gleichen (172 cm).

Unter den Katholiken überragen die Männer des hellen Typus an Statur (1732 mm) wie bei den Mohamedanern alle übrigen (172 cm) und ist der graubraune Mischtypus mit der geringsten Körperlänge (1717 mm) ausgestattet.

Es herrscht also hierin keine Uebereinstimmung zwischen den drei Confessionen, ganz vorzüglich nicht zwischen den zwei christlichen.

VI. Kopfmaasse.

Im Mittel von sämmtlichen 3803 Männern beträgt die grösste Kopflänge 182 mm, schwankt aber innerhalb der weiten Grenzen von 156 mm bei einem Katholiken, bis 213 mm bei einem Griechisch-Orientalischen. Selbstverständlich wurden alle Individuen synostotischer Kopfform ausgeschlossen, von denen neben obiger Gesammtzahl einige mit Oxycephalie, merkwürdigerweise aber kein einziger mit Skaphocephalie vorgekommen ist.

Ihre grösste Kopflänge bleibt hinter jener der Deutschen in Nieder- und Oberösterreich (186 mm) und in Salzburg (185 mm) etwas zurück und stimmt mit jener der Ruthenen und Rumänen der Bukowina (je 200♂ 182 mm, Himmel) genau überein.

In den sechs Kreisen bleibt dieses Maass nicht dasselbe, indem die Männer des Kreises Mostar sich durch die grösste (187 mm), jene von Tuzla durch die kleinste Kopflänge (179 mm) auszeichnen und die anderen nach abnehmender Grösse derselben sich, wie folgt, zwischen beiden einreihen: Travnik 184 mm, Sarajevo und Bihać 183 mm, Banjaluka 182 mm.

Dieser Unterschied muss immerhin als ein bedeutender gelten und um so auffälliger werden, als die drei Confessionen im Allgemeinen die ganz gleiche Kopflänge (182 mm) besitzen.

Anders aber, wenn wir kreisweise jede Confession für sich betrachten. Die Mohamedaner besitzen die grösste Kopflänge im Kreise Mostar (187 mm), eine geringere und nahezu unter einander gleiche in denen von Travnik, Banjaluka (183 mm), Sarajevo und Bihać (182 mm), die kleinste in Tuzla (179 mm).

Auch die Griechisch-Orientalischen haben die grösste Kopflänge im Kreise Mostar (187 mm), ganz gleich den Mohamedanern, geringere in Travnik (184 mm), Sarajevo, Bihać (183 mm), Banjaluka (182 mm) und gleichfalls in Tuzla (179 mm) die geringste, wieder ganz gleich mit den Mohamedanern.

Bei den Katholiken ist die Reihenfolge dieselbe: Mostar 186 mm, Travnik 184 mm, Sarajevo 183 mm, Banjaluka 181 mm und Tuzla 178 mm.

Somit fällt bei allen Confessionen die grösste Kopflänge auf den Kreis Mostar, die kleinste auf jenen von Tuzla, während sie in den übrigen nur unbedeutend sich unterscheiden. Mit anderen Worten, der grösste Theil des Landes weist sowohl im Allgemeinen wie im Besonderen fast die gleiche Kopflänge auf, wovon nur der südlichste, wo sie am grössten, und der östlichste Kreis mit der kleinsten eine Ausnahme macht.

Die durchschnittliche Breite des Kopfes berechnet sich aus allen Einzelmessungen auf 156 mm mit den Extremen von 180 mm bei einem Katholiken und 137 mm bei einem Mohamedaner, welche daher nicht so weit wie jene der Kopflänge von einander abstehen.

Im Vergleiche mit den Deutschen in Salzburg, Nieder- (153 mm) und Oberösterreich (154 mm), sowie mit den Ruthenen (153 mm, Himmel) ist der Kopf der Bosnier breiter, gegenüber den Rumänen der Bukowina (157 mm, Himmel), aber etwas schmäler.

Aehnlich der Kopflänge variirt auch sie je nach dem Kreise, indem die grösste Breite sich im Mostarer (160 mm), eine etwas geringere im Travniker (157 mm) und Bihaćer, im Kreise Banjaluka (156 mm) und Sarajevo (155 mm), die kleinste wieder im Kreise Tuzla (154 mm) sich vorfindet, welcher daher bei seiner männlichen Bevölkerung in der Richtung dieser beiden Maasse die kleinsten, die Herzegovina die grössten Köpfe besitzt.

Obwohl die Kopflänge bei den drei Confessionen durchaus gleich gross gefunden wurde, haben sie doch eine verschiedene Breite, und zwar Mohamedaner mit 154 mm die kleinste, die Griechisch-Orientalischen mit 157 mm eine grössere und die Katholiken mit 158 mm die bedeutendste, ohne von jener der Griechisch-Orientalischen sich wesentlich zu unterscheiden.

Uebergehen wir nun zur Untersuchung der Confessionen in den einzelnen Kreisen, so ergibt sich für den Mostarer, ähnlich wie bei der Länge, eine so ansehnliche Kopfbreite für die Mohamedaner (158 mm), wie in keinem der übrigen, wo dieses Maass durchaus geringer, und zwar Travnik 155 mm, Sarajevo, Bihać 154 mm, Banjaluka 153 mm und mit der kleinsten Tuzla (152 mm).

Noch mehr bei den Griechisch-Orientalischen: Mostar 161 mm, Travnik 159 mm, Bihać 157 mm, Sarajevo, Banjaluka 156 mm und Tuzla 155 mm.

Auch bei den Katholiken erreicht die Kopfbreite ihr grösstes Ausmaass in Mostar (161 mm),

welcher zunächst Travnik und Banjaluka (158 mm), schliesslich Sarajevo und Tuzla (156 mm) folgen.

Die Mohamedaner haben also in allen Kreisen eine geringere Kopfbreite als die Christen, was mit der Kopflänge nicht immer übereinstimmt, welche wohl öfters geringer (Sarajevo, Travnik, Bihać), aber doch auch gleich (Mostar), ja sogar etwas grösser (Banjaluka, Tuzla) als bei den Christen ist, deren beide Abtheilungen bezüglich der absoluten Kopfbreite entweder einander vollständig gleichen (Mostar, Sarajevo) oder doch blos unbedeutend differiren, indem die Katholiken des Kreises Banjaluka und Tuzla eine etwas grössere, jene des Kreises Travnik eine etwas geringere Breite als die Griechisch-Orientalischen aufweisen.

In den einzelnen Gebietstheilen zeigt sich also die Kopfbreite der verschiedenen Confessionen keineswegs so gleichmässig wie die Kopflänge, im Gegentheile recht verschieden und hat nur das mit dieser gemeinsam, dass beide Durchmesser bei allen Confessionen in Mostar am grössten, in Tuzla am kleinsten sind.

Aus dieser grösseren Veränderlichkeit der Kopfbreite liesse sich vielleicht der Schluss ziehen, dass bei Mischungen zwischen Volksstämmen die Breite des Kopfes mehr beeinflusst werde, als dessen Länge.

Das Verhältniss der Länge (182 mm) zur Breite des Kopfes (156 mm), erstere = 1000 gesetzt, gibt den Index von 857 für die Kopfform der bosnischen Männer im Allgemeinen, womit sie den ausgesprochenen Brachycephalen angehören und zugleich mehr brachycephal sind, als die Ruthenen der Bukowina (840, Himmel) und die Ruthenen Russlands (200 ♂ 845, Diebold), aber weniger als die Rumänen der Bukowina (862, Himmel).

Majer und Kopernicki (a. a. O.) fanden bei den Polen den Index von 844 (Länge 180 mm, Breite 152 mm) und bei den Ruthenen Galiziens den von 835 (Länge 182 mm, Breite 152 mm); beide Völker sind also weniger brachycephal als die Bosnier.

Wie diese beiden Maasse und der Index am macerirten Schädel ausfallen, kann ich aus Mangel an einschlägigem Materiale nicht aussprechen; nach meinen directen Untersuchungen [1]) differirt bei den österreichischen Slaven im Allgemeinen der Index des Kopfes von dem des Schädels um 2%; diese also vom obigen Index 857 abgezogen, gäbe einen Index von 837 für den Schädel der Bosnier.

[1]) Länge und Breite des Kopfes und Schädels. Wiener Anthrop. Gesellsch. Bd. XIX, S. 198 ff.

Index	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Zusammen
72	3	—	—	3
73	1	1	—	2
74	8	3	—	11
75	9	4	—	13
76	17	8	1	26
77	17	9	5	31
78	37	22	9	68
79	47	32	11	90
Summe . .	139	79	26	244
80	71	54	20	145
81	104	89	27	220
Summe . .	175	143	47	365
82	120	126	42	288
83	138	168	56	362
84	142	164	49	355
85	148	182	70	400
86	142	182	83	407
87	110	137	64	311
88	96	133	65	294
89	56	100	56	212
90	54	89	41	184
91	33	70	32	135
92	27	44	17	88
93	8	27	21	56
94	14	19	8	41
95	9	14	7	30
96	2	10	6	18
97	—	4	—	4
98	—	1	2	3
99	—	4	—	4
100	1	1	—	2
Summe . .	1100	1475	619	3194

Natürlich ist der Breitenindex bei den einzelnen Männern ungemein verschieden, indem er eine Zahlenreihe durchläuft, welche mit 720 bei einem Mohamedaner beginnt und mit 1000 bei je einem Mohamedaner und Griechisch-Orientalischen endigt. Am häufigsten sind die Indices von 86 (407 Männer) und 85 (400 Männer), denen sich jene von 83 (362), 84 (355) und 87 (311), weiters die von 88 (294) und 82 (288) zunächst anschliessen, also durchaus Indices der Brachycephalie; schon minder zahlreich finden sich die Indices von 81 (220), 89 (212), 90 (184), 80 (145) und 91 (135) und alle anderen bei viel weniger Individuen, und zwar umsoweniger, als die Indices von 79 an abwärts und von 92 an auf-

wärts steigen; die nach beiden Richtungen extremsten Indices besitzen blos einzelne Individuen.

Gestützt auf meine Untersuchungen rücksichtlich der Verschiedenheit des Index am Kopfe und Schädel, scheide ich die Brachycephalie am Kopfe erst mit dem Index von 820 an aufwärts ab, führe jedoch alle Individuen mit den Indices 81 und 80 gesondert als Mittelformen, Mesocephali; dagegen rechne ich, wie schon in meinen vorausgegangenen Abhandlungen, alle Männer mit Indices von 799 an abwärts der Kürze halber zu einer einzigen Gruppe der Dolichoiden.

Dieser Theilung entsprechend fallen in die Reihe der Dolichoiden 244 Männer (6·41%), blos wenig mehr in die der Mesocephalen (365 = 9·59%), der bei weitem grösste Theil (3194 = 83·98%) in jene der Brachycephalen, welche in derartiger Stärke vertreten ist, dass die anderen Formen nahezu verschwinden, indem sie zusammen nur 16% erreichen; unter den Brachycephalen selbst ist ein sehr grosser Antheil solcher Indices (von 87 an aufwärts 1382 = 36·33% Aller), welche der Hyperbrachycephalie zugezählt werden müssten.

Für die 244 Dolichoiden berechnet sich die durchschnittliche Länge mit 190 mm, die Breite mit 148 mm, also der Index von 778, immerhin ein geringer, welchem am Schädel der Index von 758, also ein fast dolichocephaler entsprechen würde. Nach den drei Bekenntnissen gesondert, haben die Dolichoiden der Mohamedaner (139) bei der Länge von 190 mm die Breite von 148 mm und einen Index von 778, jene der Griechisch-Orientalischen (79) die etwas grössere Länge von 191 mm und Breite von 149 mm mit dem Index 780, endlich die der Katholiken (26) die geringere Länge von 189 mm, die gleiche Breite mit den Griechisch-Orientalischen und auch den gleichen Index (788). Die Dolichoiden der Mohamedaner haben also, sowie die Mohamedaner im Allgemeinen, etwas schmälere Köpfe als die einander gleichen Dolichoiden der Christen.

Die als Mesocephali zusammengefassten 365 Köpfe mit den Indices 800—819 sind im Allgemeinen 187 mm lang, 151 mm breit und fielen mit ihrem Index von 807 nach Abzug der 2% in die Gruppe der mesocephalen Schädel (787 Index). Hier weisen die 143 Griechisch-Orientalischen (Länge 187 mm, Breite 152 mm, Index 812) und 175 Mohamedaner (Länge 186 mm, Breite 151 mm, Index 811) etwas breitere Köpfe auf, als die 47 Katholiken (Länge 187 mm, Breite 151 mm, Index 807).

Die 3194 Brachycephali besitzen bei durchschnittlicher Länge von 181 mm und Breite von 157 mm den Index von 867, welcher selbst rücksichtlich des Schädels (2% ab, 847) zu den ausgesprochenen Brachycephalen gehört. Bei den Mohamedanern haben die 1100 Brachycephali die Kopflänge von 180 mm, Breite von 156 mm, daher den Index 866; bei den 1475 brachycephalen Griechisch-Orientalischen 181 und 158 mm, also etwas grössere Durchmesser und auch einen etwas höheren Index (872), welcher bei den 619 brachycephalen Katholiken (873) genau derselbe ist, obgleich sie beide Maasse (Länge 182 mm, Breite 159 mm) am grössten unter allen haben.

Die Brachycephalie der Mohamedaner ist daher wie deren Dolichocephalie etwas weniges geringer als jene der Christen, die unter einander hierin genau übereinstimmen. Sowie also die Mohamedaner im Allgemeinen sich durch schmälere Köpfe von den Christen unterscheiden, sind sowohl ihre Dolichoiden als auch Brachycephalen etwas schmäler als bei diesen.

Die Kopfform, ob dolichoid (1725 mm), meso- (1723 mm) oder brachycephal (1726 mm), verknüpft sich immer mit derselben Statur und ist hierin auch kein Unterschied zwischen den verschiedenen Religionsbekennern zu finden.

Bei der Verschiedenheit dieser zwei Kopfmaasse in den einzelnen Kreisen wird zur nothwendigen Folge auch eine entsprechende Verschiedenheit der Indices, und zwar weist der Kreis Sarajevo den niedrigsten (846) auf, womit er aber immer noch zu den ausgesprochen Brachycephalen sich einreiht, einen etwas höheren, unter einander gleichen die Kreise Bihać (852), Travnik (853), Mostar (855) und Banjaluka (857), den höchsten der Kreis Tuzla (860), in welchem also die meist brachycephale Bevölkerung wohnt; freilich sind die Unterschiede blos gering und das ganze Land sozusagen gleichmässig brachycephal. (Siehe das Kärtchen Fig. 312.)

Die drei Kopfformen treten in den einzelnen Kreisen aber in verschiedener Häufigkeit auf; die Dolichoiden am häufigsten in Tuzla (7·7%) und Sarajevo (7·51%), minder in Banjaluka (6·25%), Mostar (5·84%) und Travnik (5·34%), am seltensten in Bihać (4·56%); die Mesocephalen am zahlreichsten im Kreise Sarajevo (11·77%), dann Bihać (10·76%), etwas seltener in dem von Banjaluka (9·82%) und Tuzla (9·54%), noch seltener in Travnik (8·33%), am seltensten in Mostar (7·35%); dagegen finden sich die zahlreichsten Brachycephalen in Mostar (86·79%) und Travnik (86·32%),

weniger in Bihać (84·67%), Banjaluka (83·92%) und Tuzla (82·74%), die wenigsten im Kreise Sarajevo (80·7%).

Aus diesem scheint hervorzugehen ein beständigeres Auftreten der Dolichoiden und Mesocephalen, ein mehr schwankendes der Brachycephalen; denn die ersteren schwanken in ihren Procentzahlen nur um drei, bezüglich vier, die letzteren aber um sechs in den einzelnen Kreisen.

Die drei Confessionen unterscheiden sich insoferne von einander, als die Mohamedaner einen niedrigeren Index (846) als die untereinander hierin gleichen Griechisch-Orientalischen (862) und Katholiken (868) besitzen, mithin die Mohamedaner weniger brachycephal als die Christen sind.

Ausserdem macht sich bei den Mohamedanern noch ein ansehnlich öfteres Vorkommen von Dolichoiden (139 = 9·83%) und Mesocephalen (175 = 12·37%) bemerkbar, welche beiden Formen bei den Griechisch-Orientalischen (79 Dolichoide = 4·65%, 143 Mesocephale = 8·42%), noch mehr bei den Katholiken (26 Dolichoide = 3·75%), 47 Mesocephale = 6·79%) zurücktreten, demzufolge auch unter den Mohamedanern die wenigsten Brachycephali (1100 = 77·79%), mehr unter den Griechisch-Orientalischen (1475 = 86·91%), die meisten unter den Katholiken (619 = 89·45%) sich vorfinden.

(Siehe nebenstehende Tabelle.)

Die Vertheilung der Kopfformen bei den drei Confessionen in den einzelnen Kreisen zeigt nachstehende Verschiedenheiten:

Im Kreise Mostar sind dem allgemeinen Befunde ganz parallel unter den Mohamedanern mehr Dolichoiden (8·69%) und Mesocephalen (11·18%), weniger Brachycephalen (80·12%) als unter den Griechisch-Orientalischen (5% Dolichoiden, 7% Mesocephalen und 87·89% Brachycephalen) und Katholiken, bei welch' letzteren die wenigsten Dolichoiden (3·47%) und Mesocephalen (3·47%), aber die meisten Brachycephalen (93%) wie sonst nirgends mehr im ganzen Lande vorkommen.

Der Kreis Sarajevo weist auch unter den Mohamedanern mehr Dolichoiden (9·45%) und besonders Mesocephalen (13·51%) — diese letzteren

Fig. 312. { Dolichoide. / Mesocephale. / Brachycephale.

	Kreis Mostar						Kreis Sarajevo					
	Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale		Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale	
Mohamedaner . . .	14	8·69	18	11·18	129	80·12	21	9·45	30	13·51	171	77·02
Griech. Orientalische .	8	5·09	11	7·00	138	87·89	7	5·26	13	9·77	113	84·96
Katholiken	5	3·47	5	3·47	134	93·05	2	4·54	4	9·09	38	86·36
Zusammen . .	27	5·84	34	7·35	401	86·79	30	7·51	47	11·77	322	80·70

	Kreis Travnik						Kreis Bihać					
	Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale		Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale	
Mohamedaner . . .	10	7·19	11	7·91	118	84·89	16	6·03	33	12·45	216	81·50
Griech.-Orientalische .	8	5·71	10	7·14	122	87·14	9	3·33	26	9·62	235	87·03
Katholiken	7	3·70	18	9·52	164	86·77	—	—	—	—	13	100·00
Zusammen . .	25	5·34	39	8·33	404	86·32	25	4·56	59	10·76	464	84·67

	Kreis Banjaluka						Kreis Tuzla					
	Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale		Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale	
Mohamedaner . . .	28	15·05	24	12·90	134	72·04	50	11·33	59	13·37	332	75·28
Griech.-Orientalische .	16	3·34	44	9·18	419	87·47	31	5·96	39	7·52	448	86·48
Katholiken	5	4·20	9	7·56	105	88·23	7	3·82	11	6·01	165	90·16
Zusammen . .	49	6·25	77	9·82	658	83·92	88	7·70	109	9·54	945	82·74

die meisten in allen Kreisen —, dafür weniger Brachycephalen (77%) auf, als unter den Griechisch-Orientalischen (5·26% Dolichoiden, 9·77% Mesocephalen, 84·96% Brachycephalen) und Katholiken (4·54% Dolichoiden, 9% Mesocephalen, 86·36% Brachycephalen), unter welch' letzteren abermals die wenigsten Nichtbrachycephale und meisten Brachycephale sich finden; bei allen drei Confessionen gibt es hier etwas weniger Brachycephale und mehr Nichtbrachycephale als in Mostar.

Im Kreise Travnik stehen wieder die Mohamedaner mit den meisten Dolichoiden (7·19%) über den Griechisch-Orientalischen (5·71%) und Katholiken (3·7%), wogegen die letztgenannten die meisten Mesocephalen (9·52%), die Mohamedaner (7·91%) weniger, aber die Griechisch-Orientalischen (7·14%) die wenigsten haben; die Brachycephalen sind unter den Griechisch-Orientalischen (87·14%) etwas zahlreicher, als unter den Katholiken (86·77%) und Mohamedanern (84·89).

Wie überall sind auch im Bihaćer Kreise unter den Mohamedanern mehr Dolichoide (6%) und Mesocephalen (12·45%), aber weniger Brachycephalen (81·5%), als unter den Griechisch-Orientalischen (3·33% Dolichoiden, 9·62% Mesocephalen, 87% Brachycephalen) und zählen wir hier unter diesen zwei Confessionen überhaupt die wenigsten Dolichoiden im ganzen Gebiete.

Die Mohamedaner des Kreises Banjaluka erreichen den höchsten Antheil an Dolichoiden (15%), welche bei den Katholiken (4·2%), noch mehr bei den Griechisch-Orientalischen (3·34%) sehr weit zurücktreten; auch die Mesocephalen sind unter den Mohamedanern (12·9%) viel zahlreicher, als unter den Christen (9·18% Griechisch-Orientalische, 7·56% Katholiken) und, dem Gesagten entsprechend, die Brachycephali bei den Mohamedanern (72%) spärlicher als bei den Griechisch-Orientalischen (87·47%) und Katholiken (88·23%) und zugleich am spärlichsten unter allen Kreisen.

Aehnlich auch im Kreise Tuzla, in welchem die Mohamedaner gleichfalls eine hohe Zahl von Dolichoiden (11·33%) und Mesocephalen (13·37%), aber eine recht niedrige von Brachycephalen (75·28%) erreichen und die Griechisch-Orientalischen mehr Dolichoiden (5·96%) und Mesocephalen (7·52%), aber weniger Brachycephalen (86·48%) haben, als die Katholiken (3·82% Dolichoiden, 6% Mesocephalen, 90·16% Brachycephalen).

Wir finden also für die Mohamedaner in allen Kreisen das Gemeinsame, dass unter ihnen mehr dolichoide und überhaupt mehr nichtbrachycephale Kopfformen, daher weniger brachycephale als bei den Christen vorkommen; unter diesen weisen die Griechisch-Orientalischen meistens mehr Dolichoiden und weniger Brachycephalen auf als die Katholiken.

Trotzdem muss betont werden, dass bei jeder Confession, in jedem Kreise die Brachycephalie immer weit vorherrscht und die überwiegende Majorität der Bevölkerung in sich begreift.

Am gleichförmigsten bleibt die Vertheilung der Kopfformen in allen Kreisen bei den Griechisch-Orientalischen, wogegen die Mohamedaner die bedeutendste Ungleichförmigkeit wahrnehmen lassen und die Kreise Banjaluka, Tuzla und Sarajevo mit viel mehr Dolichoiden und weniger Brachycephalen den westlichen Kreisen Bihać, Travnik und Mostar mit weniger Dolichoiden und mehr Brachycephalen gegenüberstehen.

Die Katholiken bleiben sich in den einzelnen Kreisen nur bezüglich des Vorkommens der wenigen Dolichoiden gleich, während der Antheil ihrer Brachycephalen, immer grösser als bei den zwei anderen Confessionen, ziemlichen Schwankungen unterliegt.

Hat der Typus irgend einen Einfluss auf etwaige Verschiedenheiten des Index, mithin der Kopfform?

		Länge	Breite	Index
Heller Typus . .	280♂,	181 mm,	155 mm,	856
Dunkler „ . .	1633 „	183 „	157 „	857
Lichter Mischtyp.	62 „	182 „	155 „	851
Dunkler „	674 „	181 „	155 „	856
Hellbrauner „	587 „	182 „	156 „	857
Graubraun. „	565 „	181 „	155 „	856

Nach voranstehender Zusammenstellung weichen sowohl die grösste Länge (181—183 mm), als auch die grösste Breite des Kopfes (155—157 mm) bei allen Typen derart wenig von einander ab, dass man selbe als gleich gross annehmen muss und demzufolge auch der Breitenindex bei allen der gleiche brachycephale (851—857) bleibt, alle also die ganz gleiche Kopfform besitzen.

Typus	Mohamedaner			Griech.-Orient.			Katholiken		
	Länge	Breite	Index	Länge	Breite	Index	Länge	Breite	Index
Heller	181	154	850	181	156	861	182	157	862
Dunkler	182	155	851	183	157	857	183	159	868
Lichter Misch- . . .	182	154	846	181	156	861	184	157	853
Dunkler Misch- . .	181	153	845	181	156	861	182	158	868
Hellbrauner Misch- .	182	154	846	183	157	857	183	158	863
Graubrauner Misch- .	181	154	850	181	156	861	179	155	865

Auch bei den drei Confessionen haben alle Typen je die fast gleichen Kopfmaasse; selbst zwischen den Mohamedanern und Griechisch-Orientalischen gibt es nur bezüglich der grösseren Breite bei den letzteren einen Unterschied; die Katholiken machen insoferne eine Ausnahme, als bei ihnen der graubraune Mischtypus mit einer sehr geringen Länge (179 mm), der kleinsten unter allen, einhergeht, und die Kopfbreite, ausser beim genannten Mischtypus (155 mm), bei allen anderen grösser ist, als bei den gleichen Typen der zwei anderen Confessionen.

Daraus ergibt sich eine freilich nicht bedeutende Verschiedenheit der Indices, welche fast durchgehends bei allen Typen unter den Mohamedanern die kleinsten, bei den Katholiken die grössten sind.

Die beiden reinen Typen weisen bei den Mohamedanern den gleichen Index (85), alle Mischtypen einen untereinander gleichen, etwas kleineren (84) auf; bei den Griechisch-Orientalischen hat der helle Typus etwas breiteren Kopf (Index 86) als der dunkle (85) und gleichen der lichte, dunkle und graubraune Mischtypus bezüglich der Kopfform genau dem hellen, der hellbraune Mischtypus dem dunklen Typus; bei den Katholiken haben reine und Mischtypen ganz dieselbe Kopfform, da der lichte Mischtypus (nur acht Männer) seiner geringen Zahl wegen ausser Betracht bleibt.

Die einzelnen Typen betheiligen sich an den verschiedenen Kopfformen keineswegs gleichmässig.

Typus		Dolichoide		Mesocephale		Brachy-cephale	
Heller	Mohamedaner	9	6·76	19	14·28	105	78·94
	Griech.-Orient.	2	2·10	7	7·36	86	90·52
	Katholiken . .	1	1·92	2	3·84	49	94·23
Dunkler	Mohamedaner	45	8·18	83	15·09	422	76·72
	Griech.-Orient.	39	4·79	72	8·84	703	86·36
	Katholiken . .	14	5·20	20	7·43	235	87·36
Dunkler Misch-	Mohamedaner	30	11·71	27	10·54	199	77 73
	Griech.-Orient	17	5·98	30	10·56	237	88·45
	Katholiken . .	4	2·98	9	6·71	121	90·29
Hellbrauner Misch-	Mohamedaner	25	10·91	26	11·35	178	77·72
	Griech.-Orient.	11	4·97	13	5·88	197	89·14
	Katholiken . .	4	2·91	8	5·83	125	91·24
Graubrauner Misch-	Mohamedaner	25	11·52	17	7·83	175	80·64
	Griech.-Orient	9	3·50	18	7·00	230	89·49
	Katholiken . .	2	2·19	7	7·69	82	90·10

Bei den Mohamedanern finden wir die wenigsten Dolichoiden (6·76%) beim hellen, etwas mehr beim dunklen Typus (8·18); alle Mischtypen weisen eine grössere Zahl von Dolichoiden auf: der hellbraune 10·91%, der graubraune 11·52%, der dunkle Mischtypus die meisten (11·71%).

Ganz umgekehrt bezüglich der Mesocephalen, welche unter den reinen Typen viel zahlreicher, am häufigsten beim dunklen Typus (15%, heller Typus 14·28%) vorkommen, als unter den Mischtypen, unter denen noch der hellbraune mit 11·35% und der dunkle (10·54%) den reinen zunächst stehen; die wenigsten Mesocephalen hat der graubraune (7·83%). Unter den reinen Typen sind die Mesocephalen häufiger als die Dolichoiden, unter den Mischtypen meistens das Gegentheil.

Mehr beständig bleibt die Zahl der Brachycephalen, selbstverständlich immer die weit überwiegende; die wenigsten Brachycephalen finden sich beim dunklen Typus (76·72%), etwas mehr beim hellbraunen und dunklen Mischtypus (77·7%), noch mehr beim hellen Typus (78·94%), die meisten beim graubraunen (80·64%). Alle Mischtypen besitzen daher mehr Brachycephalen als der dunkle Typus, der helle dagegen, mit einziger Ausnahme des graubraunen Mischtypus, mehr als die übrigen.

Unter den Griechisch-Orientalischen sind überhaupt bei allen Typen viel weniger Dolichoiden als bei den Mohamedanern, und ebenfalls die meisten beim dunklen Mischtypus (5·98%), welchem sich der hellbraune Mischtypus (4·97%) und dunkle Typus (4·79%) anschliessen; viel weniger gibt es beim graubraunen Mischtypus (3·5%) und wie bei den Mohamedanern die wenigsten beim hellen Typus (2·1%).

Auch rücksichtlich der Mesocephalen steht der dunkle Mischtypus (10·56%) mit der grössten Zahl obenan, hinter welcher die anderen nicht unbedeutend zurückbleiben, und zwar in abnehmender Reihe geordnet: dunkler (8·84%), heller Typus (7·36%), graubrauner (7%) und hellbrauner Mischtypus (5·88%); die Zahl der Mittelköpfe gleicht nur beim dunklen Mischtypus jener der Mohamedaner, sonst ist sie bei allen übrigen Typen geringer.

Dagegen finden sich bei allen Typen mehr Brachycephale als bei den Mohamedanern, und zwar die zahlreichsten beim hellen Typus (90·52%), dann beim graubraunen (89·49%) und hellbraunen Mischtypus (89·14%), weniger beim dunklen Typus (86·36%), die wenigsten beim dunklen Mischtypus (83·45%), eine Reihenfolge, die mit jener bei den Mohamedanern nicht übereinstimmt.

Die verschiedenen Typen unter den Katholiken fallen vor Allem durch die äusserst geringe Zahl von Dolichoiden auf, wie sie weder bei den Griechisch-Orientalischen, noch umsoweniger bei den Mohamedanern zu beobachten war; der dunkle Typus hat noch die meisten (5·2%), an welchen sich der dunkle (2·98%) und hellbraune Mischtypus (2·91%) mit untereinander gleicher Zahl anschliesst; noch weniger sind beim graubraunen Mischtypus (2·19%), die wenigsten wie bei den Mohamedanern beim hellen Typus (1·92%).

Die meisten Mesocephalen gibt es beim graubraunen Mischtypus (7·69%) und dunklen Typus (7·43%); dann folgt der dunkle (6·71%) und hellbraune Mischtypus (5·83%) und endlich mit den wenigsten abermals der helle Typus (3·84%); dieser hat demnach die wenigsten nichtbrachycephalen Kopfformen.

Mit der Anzahl der Brachycephalen übertreffen die Katholiken beide anderen Confessionen innerhalb eines jeden Typus und besitzen sie die meisten unter dem hellen (94·23%), diesem zunächst beim hellbraunen (91·24%), dunklen (90·29%) und graubraunen Mischtypus (90·1%) und schliesslich die wenigsten unter dem dunklen Typus (87·36), welcher

im Gegensatze zum hellen die wenigsten Brachycephalen, aber die meisten nichtbrachycephalen Köpfe hat.

Bezüglich des Vorkommens der verschiedenen Kopfformen bei den einzelnen Typen herrscht also unter den drei Confessionen keine Uebereinstimmung, nur für die zwei christlichen lässt sich das als gemeinsam herausheben, dass fast alle Typen bei ihnen weniger dolichoide und mesocephale Elemente, dagegen mehr brachycephale enthalten, als bei den Mohamedanern.

Aus allen den vorangegangenen Untersuchungen lassen sich folgende körperliche Eigenschaften ableiten:

Die Südslaven Bosniens und der Hercegovina haben im Allgemeinen die durchschnittliche grosse Statur von 1727 mm mit Vorherrschen der hochgewachsenen Männer (70%); kleine gibt es sehr wenige (1%).

Ihr Haar ist meist dunkel (braun und schwarz 71%), sehr selten blond (9%), nur ausnahmsweise roth, öfters hellbraun und fast nie gekraust.

Ihre Augen sind viel öfter dunkel (braun und schwarz 51%) als licht (blau und grau 34%), unter den letzteren etwas öfter grau (18%) als blau (16%), graubraun nicht selten (15%), grünlich blos als Seltenheit.

Die Haut ist häufiger dunkel (55%) als licht (45%), ganz vorzüglich bei den Männern mit dunklem Haare.

Sie gehören daher auch meistens zum dunklen Typus (43%), äusserst wenige zum hellen (7%) und sind der dunkle (18%), hellbraune und graubraune Mischtypus (15%) in fast gleicher Menge vertreten, und zwar jeder häufiger als der reine, helle Typus. Reine und Mischtypen kommen in gleicher Zahl (je 50%) vor.

Ihr Kopf hat die grösste Länge von 182 mm und grösste Breite von 156 mm, demnach mit seinem Breitenindex von 857 eine ausgesprochen brachycephale Gestalt, und sind auch die weit überwiegende Mehrzahl der Individuen (84%) brachycephal, nur sehr wenige dolichoid (6%) und mesocephal (10%).

Die Dolichoiden allein besitzen 190 mm Kopflänge, 148 mm Kopfbreite und den Index von 778, kommen also der Dolichocephalie sehr nahe, die Brachycephali 181 mm, 157 mm und Index 867.

Weder die einzelnen Typen, noch auch die verschiedenen Kopfformen hängen mit einer Verschiedenheit des Wuchses zusammen, alle haben die gleiche Statur von 172 cm; gleicherweise findet sich auch bei sämmtlichen Typen die gleiche brachycephale Kopfgestalt (Index 85).

Die einzelnen Theile des Landes, nämlich die sechs Kreise, unterscheiden sich aber doch in so mancher Beziehung, was nachstehend zusammengefasst ist.

Die Körperlänge ist am kleinsten in Tuzla (170 cm), wo auch die meisten Männer kleinen (3%) und mittleren Schlages (39%), die wenigsten grossen (58%), — am grössten im Kreise Sarajevo (174 cm), wo wieder die wenigsten kleinen (0) und mittelgrossen (17%), die meisten grossen Männer (83%); der Kreis Banjaluka schliesst sich mit einer minderen Statur (172 cm) an Tuzla an, die übrigen mit einer höheren (173 cm) an Sarajevo. Sonach ist die Bevölkerung im Süden und Westen höheren Wuchses als im Nordosten.

Blonde und lichte Haare überhaupt sind im Kreise Sarajevo (27%) am zahlreichsten, dann zunächst in Travnik (17·5%), in allen übrigen Kreisen blos spärlich (4—7%), dunkle Haare dagegen in Bihać (82%) am häufigsten, in Travnik (62%) und besonders in Sarajevo (58%) am seltensten; im ganzen Norden gibt es sehr wenig lichte, aber sehr viele dunkle Haare, gleichwie im äussersten Süden (Mostar), wogegen in der Mittelzone (Travnik, Sarajevo) vielmehr lichte und weniger dunkle Haare vorkommen.

Lichte Augen besitzt der Kreis Sarajevo (41%) die meisten, dann Tuzla (38%) und Travnik (37%), Bihać (26%) die wenigsten und umgekehrt Sarajevo (41%) und Tuzla (49%) die wenigsten dunklen, Mostar und Bihać (55%) die meisten.

Sowohl lichte Haare als auch lichte Augen nehmen in ihrer Verbreitung von Ost nach West ab, die dunklen zu.

Die Haut ist in den drei nördlichen Kreisen Bihać, Banjaluka und Tuzla vorherrschend dunkel (64—65%), in den drei südlichen, Travnik, Sarajevo und Mostar (52—71%), ganz besonders im letzteren (71%) vorwiegend licht und nimmt mithin die Zahl der Dunkelhäutigen von Nord nach Süd ab, jene der Lichthäutigen zu. Mostar hat die meisten Individuen lichter (71%) und die wenigsten dunkler Haut (29%), Bihać und Banjaluka die meisten dunkler (65%) und wenigsten lichter Haut (35%).

Was die Typen anbelangt, weist der Kreis Sarajevo die meisten Männer des hellen (21%) und die wenigsten des dunklen Typus (32%) auf, welchem allenfalls noch der Kreis Travnik (13% heller, 41% dunkler) ähnelt; in allen anderen sinkt der helle Typus auf eine minimale Zahl (3—5%), während

gegentheilig der dunkle (41—50%) entsprechend steigt und finden sich die meisten Männer des dunklen (50%) und wenigsten des hellen Typus (3%) im nordwestlichen Zwickel, im Kreise Bihać, der diesbezüglich selbst noch den südlichsten, Mostar, mit 4 und 48%, übertrifft.

Obwohl in allen Kreisen der dunkle Typus vorherrscht, tritt derselbe doch in der Mittelzone (Sarajevo, Travnik) gegen den hellen etwas zurück, welcher im ganzen Norden und im äussersten Süden nur bei einem ganz geringen Bruchtheile der Bevölkerung vorkommt.

Die Gesammtzahl der Mischtypen erweist sich im grössten Theile des Landes geringer (45—48%), als jene der reinen Typen (54—52%), wovon nur die Kreise Banjaluka und Tuzla mit mehr Misch- (51 und 54%) als reinen Typen (49 und 46%) eine Ausnahme machen.

Die beiden Kopfdurchmesser, Länge und Breite, zeigen sich im Kreise Mostar am grössten, in Tuzla am kleinsten, zwischen welchen sich die übrigen Kreise mit beiden Maassen nicht ganz gleichmässig einreihen, ohne aber beträchtliche Unterschiede darzubieten. Der äusserste Süden besitzt in der Richtung dieser zwei Maasse die grössten, der Nordosten die kleinsten Köpfe, die im übrigen Gebiete untereinander blos unbedeutend differiren.

Die Gestalt des Kopfes ist im grössten Theile des Landes die ganz gleiche brachycephale (Index 852 bis 857), wovon nur der ganze Osten eine Ausnahme macht, indem dessen südlicher Theil, der Kreis Sarajevo, eine etwas weniger (Index 846), dessen nördlicher Theil, der Kreis Tuzla (Index 860), eine etwas mehr brachycephale Bevölkerung besitzt.

Die Zahl der einzelnen Kopfformen selbst differirt in den einzelnen Kreisen nur wenig, jedoch finden sich Dolichoide (7 und 8%) mehr im Osten (Sarajevo, Tuzla) als sonst (4—6%) und dementsprechend auch im Osten weniger Brachycephale (81 und 83% gegen 84 und 87%). Die Zahl der nicht brachycephalen Formen vermindert sich von Ost nach West, in welch' gleicher Richtung sich die der brachycephalen vermehrt.

Die Bekenner der drei Confessionen weisen folgende körperliche Eigenschaften auf:

Die Mohamedaner haben die Durchschnittsstatur von 1728 mm und weit überwiegend grosse Männer (72%); ihr Haarr ist nicht selten blond (12%), am öftesten, häufiger schwarz (15%), dies am seltensten unter den drei Bekenntnissen, bei zahlreichen Individuen hellbraun (20%), am öftesten freilich braun (52%); im Ganzen jedoch sind unter ihnen die meisten licht- (12%) und wenigsten dunkelhaarigen Männer (68%).

Bei ihnen sind blaue Augen (19%) etwas häufiger als graue (18%), graubraune (15%) wenig, braune (46%) die häufigsten, schwarze (0·5%) die seltensten

Ihre Haut ist bei den wenigsten Individuen licht (41%), bei den meisten dunkel (58%), und zwar häufiger als bei den Christen.

Reine Typen (48%) sind etwas spärlicher als die Mischtypen (52%), der reine helle Typus (9%) nur selten, wiewohl etwas zahlreicher als unter den Christen, der reine dunkle Typus (39%) vorwiegend. Die beiden reinen Typen sowie der hellbraune Mischtypus besitzen die untereinander gleiche, etwas grössere Statur von 173 cm; die übrigen Mischtypen eine etwas kleinere (172 cm).

Ihr Kopf ist 182 mm lang, 154 mm breit, am schmälsten unter Allen, weshalb auch ihre Brachycephalie (846) etwas geringer ausfällt, als jene der Christen, welchen gegenüber es unter ihnen auch mehr Dolichoide (10%) und Mesocephale (12%), aber weniger Brachycephale (78%) gibt. Unter den zwei reinen Typen finden sich weniger Dolichoide, aber mehr Mesocephalen als unter den Mischtypen, während die Zahl der Brachycephalen fast durchaus die gleiche bleibt.

Die mittlere Statur der Griechisch-Orientalischen (1724 mm) gleicht jener der Mohamedaner und Katholiken und sind auch unter ihnen die hochgewachsenen Männer (69%) vorherrschend.

Sie haben unter allen am seltensten blonde Haare (8%), hellbraune (16%) ebenfalls wenig, dafür sehr zahlreiche Individuen mit schwarzem (20%) und ganz besonders braunem Haar (56%), daher im Allgemeinen die wenigsten licht- (8%), aber die meisten dunkelhaarigen Männer (76%).

Ihre Augen sind öfters grau (16%) und graubraun (15%) als blau (13%), braun (56%) am öftesten unter Allen, weshalb sie auch die wenigsten Individuen mit lichten (28%), die meisten mit dunklen Augen (56%) aufweisen.

Wie bei den Mohamedanern, ist ihre Haut seltener licht (42%) als dunkel (58%), aber doch häufiger dunkel als bei den Katholiken.

Unter ihnen finden sich reine Typen (54%), bedeutend mehr als Mischtypen (46%), im Gegensatze zu den Mohamedanern und Katholiken, der helle

Typus (6%) als Seltenheit, der dunkle (48%) am häufigsten unter Allen. Der helle Typus geht mit dem kleinsten Wuchse (171 cm) einher, alle übrigen Typen haben einen etwas grösseren (172 cm).

Ihr Kopf misst 182 mm in der Länge, aber 157 mm in der Breite, gleicht daher an Brachycephalie (862) jenem der Katholiken, die Mohamedaner übertreffend.

Bei ihnen gibt es blos sehr wenig Dolichoide (5%) und Mesocephale (8%), wenngleich noch etwas mehr als bei den Katholiken, dafür aber weniger Brachycephale (87%), was auch für die einzelnen Typen gilt; den Mohamedanern gegenüber sind unter ihnen mehr Brachycephalen, aber weniger Dolichoiden und Mesocephalen.

Die Katholiken sind durchschnittlich ebenso gross (1724 mm), wie die anderen mit gleichem Vorherrschen grosser Staturen (71%).

Blonde Haare (9%) treffen wir fast ebenso selten und schwarze (20%) ebenso zahlreich wie bei den Griechisch-Orientalischen, hellbraune (23%) häufiger und endlich die wie immer zahlreichsten braunen (47%) seltener als bei den anderen; auch bei ihnen sind lichthaarige Männer (9%) sehr selten, die dunkelhaarigen (67%) ähnlich den Mohamedanern, aber doch minder häufig als bei den Griechisch-Orientalischen.

Sie haben graue Augen (25%) viel öfter als blaue (15%), überhaupt am öftesten unter Allen, graubraune (13%) am wenigsten und daher lichte Augen (40%) am häufigsten unter Allen, dunkle (47%) gleich den Mohamedanern seltener als die Griechisch-Orientalischen.

Im Gegensatze zu den beiden anderen ist ihre Haut bei der Mehrzahl (58%) licht, nur bei der Minderzahl (42%) dunkel.

Die reinen Typen (46%) sind unter ihnen die wenigsten, die Mischtypen (54%) die meisten unter Allen; der helle Typus (7%) nur in unbedeutender, der dunkle (39%) wie bei den Mohamedanern in ansehnlich minderer Zahl vorkommend als bei den anderen Christen.

Aehnlich den Mohamedanern verbindet sich der helle Typus mit einem höheren Wuchse (173 cm) als die meisten anderen Typen (172 cm), der graubraune Mischtypus mit dem niedrigsten (171 cm).

Ihr Kopf ist 182 mm lang, 158 mm breit, der absolut breiteste von Allen, mit seinem brachycephalen Index (868) jedoch jenem der Griechisch-Orientalischen gleich.

Unter ihnen finden sich die wenigsten Dolichoiden (4%) und Mesocephalen (7%), dafür die meisten Brachycephalen (89%) unter allen Confessionen, den Griechisch-Orientalischen jedoch näher stehend als den Mohamedanern; ihr heller Typus hat die wenigsten nichtbrachycephalen (6%) und meisten brachycephalen Formen (94%), der dunkle Typus das Gegentheil.

Bei den Mohamedanern fanden wir mehr Misch- als reine Typen, ferner eine bedeutende Zahl Individuen des hellen Typus, zahlreiche lichte Augen, endlich eine ansehnliche Reihe von Nicht-Brachycephalen; ähnlicherweise bei den Katholiken ebenfalls die reinen Typen seltener als die Mischtypen, viel Individuen hellbraunen Haares und lichter Augen, während bei den Griechisch-Orientalischen die reinen Typen die Mehrzahl bilden, gleichwie die dunklen Farben des Haares und der Augen, gegen welche die lichten am weitesten unter Allen zurücktreten. So ist gewiss der Schluss berechtigt, dass die Griechisch-Orientalischen das wenigst gemischte, reinste Volkselement unseres Gebietes darstellen, die Mohamedaner im Gegentheile das meist gemischte und zwischen beiden die Katholiken sich einreihen.

Nach den Einzeluntersuchungen muss der Kreis Sarajevo die meist, ihm zunächst der von Tuzla und dann der von Travnik eine mehr gemischte Bevölkerung besitzen, als die drei übrigen, unter welchen der Kreis Mostar und Bihać die reinste Bevölkerung aufweisen.

Tabelle I

Körperlänge (nach Kreisen).

Centimeter	Mostar	Sarajevo	Travnik	Bihać	Banjaluka	Tuzla	Zusammen
152	—	—	—	—	—	1	1
154	—	—	—	—	—	1	1
155	—	—	—	—	—	2	2
156	—	—	—	1	1	2	4
157	—	—	—	—	1	5	6
158	—	—	1	1	1	9	12
159	1	—	—	1	3	10	15
Summe . . .	1	—	1	3	6	30	41
160	2	—	—	2	4	16	24
161	2	—	1	1	7	19	30
162	7	1	3	5	12	26	54
163	7	3	5	3	7	30	55
164	8	1	13	6	13	43	84
165	11	6	13	6	19	50	105
166	13	19	22	11	27	68	160
167	27	7	15	23	38	68	178
168	20	14	19	25	46	67	191
169	19	17	18	27	57	65	203
Summe . . .	116	68	109	109	230	452	1084
170	28	31	41	42	63	70	275
171	28	24	33	34	58	82	259
172	43	34	42	35	53	81	288
173	33	31	33	51	64	76	288
174	32	37	37	40	59	62	267
175	31	34	24	51	40	64	244
176	32	28	34	35	43	49	221
177	22	20	20	30	41	36	169
178	18	18	24	24	33	40	157
179	20	14	19	24	22	28	127
180	17	17	14	20	22	27	117
181	12	8	12	18	13	14	77
182	11	10	7	12	13	12	65
183	7	5	5	10	10	6	43
184	3	7	6	2	4	10	32
185	2	4	1	5	3	2	17
186	2	—	—	1	1	—	4
187	1	3	1	2	2	—	9
188	—	2	3	—	—	1	6
189	1	3	2	—	2	—	8
190	1	1	—	—	—	—	2
191	—	—	—	—	1	—	1
192	1	—	—	—	1	—	2
Summe . . .	345	331	358	436	548	660	2678

Farbe der Haare und Augen nach Kreisen und Confessionen.

Haare	Augen	Mostar			Sarajevo			Travnik			Bihać			Banjaluka			Tuzla			Summe
		Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	Mohamedaner	Griech.-Orient.	Katholiken	
Roth	Blau	—	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
	Grau	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	2
	Graubraun	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
	Braun	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Blond	Blau	2	2	2	36	17	11	16	9	15	7	7	—	11	7	3	11	20	2	178
	Grau	3	3	5	16	4	1	12	4	4	4	1	—	2	10	3	11	9	6	98
	Graubraun	1	1	—	3	3	—	6	1	1	—	1	—	—	1	3	1	5	—	27
	Braun	3	1	—	10	7	—	3	3	4	4	—	—	2	3	1	7	10	2	60
Hellbraun	Blau	4	5	4	9	2	—	7	1	9	17	5	—	21	18	9	20	11	7	149
	Grau	9	3	9	13	2	2	8	4	15	2	2	2	5	18	8	29	34	25	190
	Graubraun	5	4	3	8	2	2	5	2	8	15	5	—	7	16	4	15	16	8	125
	Grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1
	Braun	9	15	8	10	8	3	14	8	15	12	15	1	16	32	8	24	38	12	248
Braun	Blau	10	9	7	6	8	1	7	3	9	31	28	2	22	35	7	25	17	7	284
	Grau	9	15	17	12	9	2	9	7	13	14	13	1	12	27	13	64	66	31	334
	Graubraun	12	11	7	19	17	2	3	9	6	32	34	1	21	47	13	32	35	6	307
	Grün	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
	Braun	59	44	45	42	32	11	28	46	47	97	109	4	47	179	32	129	151	42	1144
	Schwarz	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	3
Schwarz	Blau	2	—	—	4	1	1	—	2	2	3	2	—	1	6	2	4	2	2	34
	Grau	8	8	6	4	3	1	2	7	5	—	1	—	—	—	—	7	15	5	72
	Graubraun	7	4	7	7	3	3	—	7	5	3	9	—	3	10	5	11	14	7	105
	Braun	17	30	22	23	15	4	15	27	28	22	35	1	15	62	8	49	72	21	466
	Schwarz	1	—	1	—	—	—	1	—	2	2	3	—	1	7	—	2	—	—	20

		Mostar 462 ♂		Sarajevo 399 ♂		Travnik 468 ♂		Bihać 548 ♂		Banjaluka 784 ♂		Tuzla 1142 ♂		Zusammen 3803 ♂	
Rothe	Haare	2	0·43	—	—	4	0·85	—	—	—	—	1	0·08	7	0·18
Blonde		23	4·97	108	27·06	78	16·66	24	4·37	46	5·86	84	7·35	363	9·54
Hellbraune		78	16·88	61	15·28	96	20·51	76	13·86	163	20·79	239	20·92	713	18·74
Braune		246	53·24	161	40·35	187	39·95	367	66·97	455	58·03	607	53·15	2023	53·19
Schwarze		113	24·45	69	17·29	103	22·00	81	14·78	120	15·30	211	18·47	697	18·32
Lichte		25	5·41	108	27·06	82	17·51	24	4·37	46	5·86	85	7·44	370	9·72
Dunkle		359	77·70	230	57·64	290	61·96	448	81·75	575	73·34	818	71·62	2720	71·52
Blaue	Augen	48	10·38	96	24·06	81	17·30	102	18·61	142	18·11	128	11·20	597	15·69
Graue		95	20·56	69	17·29	91	19·44	40	7·29	98	12·50	303	26·53	696	18·30
Graubraune		62	13·41	69	17·29	54	11·53	100	18·24	130	16·51	150	13·13	565	14·85
Grüne		—	—	—	—	—	—	1	0·18	1	0·11	—	—	2	0·05
Braune		254	54·97	165	41·35	239	51·06	300	54·74	405	51·65	557	48·77	1920	50·48
Schwarze		3	0·64	—	—	3	0·64	5	0·91	8	1·02	4	0·35	23	0·60
Lichte		143	30·95	165	41·35	172	36·75	142	25·91	240	30·61	431	37·74	1293	33·99
Dunkle		257	55·62	165	41·35	242	51·70	303	55·65	413	52·67	561	49·12	1943	51·09
Heller	Typus	18	3·89	85	21·30	62	13·24	19	3·46	36	4·59	60	5·25	280	7·36
Dunkler		220	47·61	127	31·82	194	41·45	273	49·81	351	44·77	468	40·98	1633	42·93
Lichter Misch-		5	1·08	17	4·26	11	2·35	4	0·72	6	0·76	19	1·66	62	1·63
Dunkler Misch-		91	19·69	52	13·03	66	14·10	95	17·33	125	15·94	245	21·45	674	17·72
Hellbrauner Misch-		66	14·28	49	12·28	81	17·30	56	10·21	135	17·21	200	17·51	587	15·43
Graubrauner Misch-		62	13·63	69	17·29	54	11·53	100	18·24	130	16·51	150	13·13	565	14·85
Grüner Misch-		—	—	—	—	—	—	1	0·18	1	0·11	—	—	2	0·05
Reine		238	51·51	212	53·13	256	54·69	292	53·28	387	49·36	528	46·23	1913	50·30
Misch-		224	48·48	187	46·86	212	45·29	256	46·71	397	50·63	614	53·76	1890	49·69
Dolichoide		27	5·84	30	7·51	25	5·34	25	4·56	49	6·25	88	7·70	244	6·41
Mesocephale		34	7·35	47	11·77	39	8·33	59	10·76	77	9·82	109	9·54	365	9·59
Brachycephale		401	86·79	322	80·70	404	86·32	464	84·67	658	83·92	945	82·74	3194	83·98

Literaturbericht.

23.

Bartels, Dr. Max: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. H. Ploss. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographischen Tafeln und 331 Abbildungen im Text. Zwei Bände. 670 + 686 pp. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1895.

In rascher Folge ist der dritten Auflage dieses monumentalen Werkes eine vierte gefolgt. Aus den bescheidenen Anfängen, welche der erste Verfasser noch als „Anthropologische Studien" bezeichnet, ist durch die unermüdliche Thätigkeit des gegenwärtigen Bearbeiters ein wissenschaftliches Quellenwerk ersten Ranges geworden, das ohne Rivalen dasteht in der Weltliteratur. Die kolossale Arbeit, welche in diesem Werke niedergelegt ist, kann man aus dem im Anhange 4 gegebenen Verzeichniss der benützten Schriftsteller ermessen. Nicht weniger als 45 enggedruckte Grossoctavseiten sind mit den Namen derselben angefüllt, was rund 1800 Werke ergibt, die durchstudirt werden mussten. Die gewissenhaften Quellennachweise sind überhaupt ein Hauptvorzug des Werkes. Ein zweiter, nicht zu unterschätzender Vorzug desselben sind die zahlreichen, gut gewählten Abbildungen. Zu diesen Vorzügen gesellt sich ein glatter, der Wichtigkeit des Gegenstandes würdiger, ernster Stil, der aber doch in anziehendster Weise die verschiedenen, oft schwierigen Fragen bespricht. In dieser Beziehung erweist sich der logische Aufbau der einzelnen Abschnitte durch die die einzelnen Fragen behandelnden Capitel als besonders günstig. Jede dieser Fragen wird nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniss nahezu erschöpfend beantwortet. So reiht sich Glied an Glied in der langen Kette von Erscheinungen, die uns zusammen erst ein abgerundetes Bild des behandelten Stoffes geben.

Ein näheres Eingehen auf den überreichen Inhalt wäre hier ganz unmöglich. Wir wollen hier nur allen Jenen, welche über die heute so in Mode stehende „Frauenfrage" discutiren, die eingehende Lectüre des zweiten Abschnittes dringend empfehlen, der über die psychologische Auffassung des Weibes handelt. Massvoll und doch entschieden sind in demselben die Aeusserungen der verschiedensten Schriftsteller und Gelehrten angeführt und zu einem festen Kranz zusammengewunden. Hier spricht nicht der Agitator, der einseitige Gelehrte, sondern der Arzt, der Menschenfreund zu uns. Und diese Worte sind wohl zu beherzigen, namentlich in einer Zeit, wo die blinden Massen dazu verwendet werden, um falsche Ideen zu verbreiten und gross zu ziehen. Wer dieses Werk aufmerksam durchstudirt, der wird nie darüber in Zweifel kommen, wo die eigentliche Aufgabe des Weibes liegt. In der Vertiefung und Veredelung dieser Aufgabe hat man in Zukunft den Hauptkern eines Theiles der Frauenfrage zu suchen, und nicht in einer verfehlten Emancipationswuth, die an die falschen und missverstandenen Freiheitsideale mancher jungen Brauseköpfe erinnert. Dem ruhigen, ernsten Mann von Erfahrung und Einsicht gehört hier das Wort; er muss und er wird gehört werden.

In besonders sinniger Weise hat der Verfasser diese vierte Ausgabe den vier Jubilarinnen des Winters 1894—1895 gewidmet. Vier Gesellschaften haben in demselben ihr fünfundzwanzigstes Wiegenfest gefeiert; die Berliner, die Wiener, die Münchener und endlich die Deutsche anthropologische Gesellschaft haben das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens kurz nach einander zurückgelegt. Der Verfasser, der allen vieren nahe steht, war in der glücklichen Lage, alle diese Wiegenfeste mitfeiern zu können. Wir wollen seinem jüngsten Kinde die besten und herzlichsten Glückwünsche mit auf den weiten Weg geben, den es um den Erdball angetreten hat, und werden dieselben bei der Ankunft des nächsten Sprösslings wieder erneuern.

Franz Heger.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXV. Der neuen Folge XV. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1895.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 8. Januar 1895.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [1].
Monats-Versammlung am 8. Januar 1895. 1. Haberlandt, Animismus im Judenthume; S. [1]. — 2. Discussion: Heger, Gomperz, Haberlandt; S. [3]. — 3. v. Török, Offener Brief; S. [4]. — 4. Benedikt, Entgegnung; S. [9]. — 5. Geschenke für die Bibliothek; S. [13].
Fest-Versammlung am 12. Februar 1895. 1. Andrian, Festrede; S. [17]. — 2. Benndorf, Adamklissi; S. [24]. — 3. Begrüssungen durch Deputationen; S. [29]. — 4. Adressen; S. [32]. — 5. Telegramme; S. [33]. — 6. Beglückwünschungsschreiben; S. [34]. — 7. Ehren- und correspondirende Mitglieder; S. [35]. — 8. Dank des Präsidenten; S. [35]. — Allgemeiner Verlauf, gemeinsames Abendessen und Bankett; S. [35].
Anhang. I. Präsidenten; S. [36]. — II. Vice-Präsidenten; S. [36]. — III. Secretäre; S. [36]. — IV. Rechnungsführer; S. [36]. — V. Cassiere; S. [36]. — VI. Ausschussräthe; S. [36]. — VII. Mitglieder seit 25 Jahren; S. [37]. — VIII. Vorstand und Mitglieder am 13. Februar 1895; S. [37]. — IX. Comités; S. [44]. — X. Verzeichniss der Abhandlungen in den Bänden I bis XXIV; S. [45].

Ausschuss-Sitzung am 8. Januar 1895.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. K. Th. von Inama-Sternegg.

1. Das unterstützende Mitglied Josef Salzer in Wien wird in die Reihe der wirklichen Mitglieder aufgenommen; ferner als neues unterstützendes Mitglied Prinz Roland Bonaparte in Paris.

2. Der Schriftentausch mit der in Rom erscheinenden Rivista trimestrale „L'Oriente", sowie mit „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ock Svenskt folklif" wird beschlossen, dagegen jener mit der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam und der American philosophical Society in Philadelphia aufgelassen.

Monats-Versammlung am 8. Januar 1895.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. K. Th. von Inama-Sternegg.

1. **Dr. M. Haberlandt** hält einen Vortrag:

Animismus im Judenthum.

Edward Bennett Tylor, der Forscher, dem unsere Gesellschaft soeben durch die Wahl zum Ehrenmitgliede ihre Verehrung dargebracht hat, gebührt das Verdienst, die Erscheinung des Animismus, welcher er den Namen gab (Primitive culture, deutsche Ausgabe, p. 419, Anm. 1), als Erster gründlich untersucht und mit den Religionsschöpfungen höherer Stufe in entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang gebracht zu haben. Während Herbert Spencer (Principles of sociology, 1887, I, p. 168—308) die einseitige Theorie vertritt, dass alle Religion von dem Seelencult abzuleiten sei, und andere Forscher, wie Ad. Bastian (Der Mensch in der Geschichte, II, 318 ff), Julius Lippert (Kulturgesch. d. Menschheit, 1886, I, p. 103) u. A. m. den Universalismus des Todtencultus betonen, macht Tylor den nothwendigen Unterschied zwischen der Verehrung der Todten im Allgemeinen und der der Ahnengeister, aus welcher sich — unter Zutreten der mythologischen Vorstellungsart — der Götterglaube entwickelt hat. Das Verdienst, nachgewiesen zu haben, dass es indessen keine principielle Kluft zwischen dem niedersten Animismus und den höchsten monotheistischen Religionen gebe, gebührt ebenfalls Tylor. Das häufigste und einleuchtendste Beweismittel des Forschers bei dieser, wie bei vielen ähnlichen Untersuchungen, welche die Vermittlung alter primitiver Zustände und Gewohnheiten mit den Sitten und Anschauungen einer späteren Culturstufe zum Gegenstande hatten, ist die grosse Zahl jener Erscheinungen, welche er unter dem Begriffe „survival" zusammengefasst hat. Es ist freilich daran zu erinnern, dass dieser Begriff ein sehr relativer ist. Zustände und Anschauungen, die sich in den culturell höher stehenden Schichten der Gesellschaft überlebt haben, dauern in manchen socialen Unterschichten noch triebkräftig fort; sogar die einzelnen Individuen sind je nach Gemüths- und Verstandesverfassung ein sehr verschiedenes Substrat für Ueberkommenschaften aus zurückliegenden Culturepochen; ja, eines und dasselbe Individuum ist in verschiedener Lage und Verfassung ein Producent der culturell ungleichwerthigsten und ungleichzeitigsten Regungen und Handlungen.

Gerade in Bezug auf animistische Vorstellungen und Handlungen scheinen mir diese Verhältnisse von einiger Bedeutung zu sein. Ich möchte auch den Angehörigen monotheistischer Religionen keineswegs die animistische Ideen- und Gefühlsbildung absprechen und keineswegs glauben, dass wir in animistischen Erscheinungen heutigen Tages unter uns lediglich „Ueberlebsel" aus weit zurückliegenden Culturstufen zu erblicken haben. Die Formen der Bethätigung solcher Empfindungen, die historisch weit zurückliegenden Entwicklungsepochen angehören, sind freilich meist alterthümliche und überkommene, wie dies besonders in dem Capitel der Todtenversorgung, der Abwehr und Pflege der Seelen zu beobachten ist.

Ich beabsichtige nun, in Folgendem die Fortdauer animistischer Uebungen und Vorstellungen auf einem streng begrenzten historischen Gebiete, dem des Judenthums, aufzuzeigen und unter Parallelisirung mit Erscheinungen bei primitiven Völkern zu analysiren. Das Gebiet, auf welchem dieser Versuch unternommen wer-

den soll, ist durch bewusste priesterliche Schulung und Zucht, durch eine beispiellose Reinigung nach der monotheistischen Tendenz spröder und unergiebiger geworden, als manches andere. Trotzdem wuchern animistische Vorstellungen und Handlungen in unverkennbarer Deutlichkeit und Menge auch auf diesem jahrhundertelang gereuteten und ausgejäteten Boden.

Ganz im Allgemeinen sei nur daran erinnert, dass durch die gelehrten geistreichen Forschungen Dr. Ignaz Goldziher's die ursprüngliche Existenz einer reich entwickelten Mythologie auch für die Israeliten, wie für die übrigen Semiten durch die Keilschriftforschung nachgewiesen ist. Julius Lippert hat in seinem Buche „Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion" mit vielem Rechte und theilweise mit Erfolg den Versuch machen können, nachzuweisen, wie die Elemente des Seelencultes, sowohl ideeller wie praktischer Art, im Jahvethum eingeschlossen sind. Die alttestamentliche Kritik durch Ewald, Schrader, Baudissin, Nöldeke u. A. hat den mühsamen Entwicklungsgang der monotheistischen Lehre aus schamanistischer und fetischistischer Basis, der unter zahlreichen Rückfällen und Kämpfen erfolgte, klargestellt (vergl. Peschel, Völkerkunde, p. 300—302). Es ist also nichts als eine nothwendige Ergänzung aller dieser Nachweisungen, wenn wir die Existenz animistischer Praktiken und Vorstellungen auf Grund der Archäologie und der häuslichen Tradition unter den Juden klarzustellen versuchen.

In ersterer Hinsicht dürfen wir uns von den vortrefflichen Untersuchungen Nowack's (Lehrbuch der hebräischen Archäologie, I, § 32, „Tod und Begräbniss"), J. Benzinger's (Hebr. Archäologie) und Dr. J. Perles' (Die Leichenfeierlichkeiten im nachbiblischen Judenthume, Monatsschr. f. Gesch. des Judenthums, 1859, 1860) leiten lassen, wobei es nur nöthig ist, die betreffenden Mittheilungen ethnologisch zu beleuchten und zu analysiren.

Fr. Schwally (Das Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen des alten Israel und des Judenthums, Giessen 1892, p. 53) spricht den animistischen Grundgedanken aus, wenn er vom israelitischen Volke hervorhebt, dass es die Vorstellung gehabt habe, die Geister der nicht Bestatteten schweiften ruhelos auf der Erde umher, ohne ein anderes Ziel, als den Lebenden zu schaden. Belegstellen für diese Anschauung bei Schwally (p. 53) und bei Nowack (p. 189, Anm. 2). Daraus erklären sich eine Menge von Gebräuchen und Bestattungssitten als Abwehrhandlungen oder deren „survivals" im Sinne der Frazer'schen Ausführungen über „Certain burial customs as illustrative of the primitive theory of the soul" (Journal of the Anthr. Instit. of Great Britain and Ireland, XV, p. 64—101), welche durch Dr. G. A. Wilken in seiner Abhandlung „Ueber das Haaropfer und einige andere Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens" (Revue Coloniale internationale, II, p. 225 ff., III, p. 345) so wesentliche Bereicherung und Berichtigung erfahren haben. Nowack stellt diese Trauerbräuche der Hebräer (l. c. p. 192—198) nach den alttestamentlichen Zeugnissen zusammen. Zur Sitte der Trauerkleidung vergleiche man die Ausführungen Wilken's (l. c. p. 238—245), um sich zu überzeugen, dass auch in der hebräischen Trauertracht Reste animistischer Vermummung vorliegen. Zu der Sitte der Blutentziehungen und Selbstpeinigungen ist die Zusammenstellung analoger Gebräuche bei primitiven Völkern mit deutlicher animistischer Grundlage bei H. Spencer, Die Principien der Sociologie (deutsche Ausgabe I, p. 204 ff.) einzusehen. Die mehrfach abgestufte Trauerzeit mit ihren eigenthümlichen Einschränkungen, dem Verbot des Ausgehens, dem Niedrigsitzen u. s. w. (siehe G. Wolf: Die Juden, p. 133 f.) lässt sich ebenfalls mit einer Fülle von deutlichen Analogien auf den animistischen Grundgedanken zurückführen (man vergleiche hiezu Wilken l. c. 258—269). Eine Specialität der jüdischen Bestattungssitten, das Waschen der Hände seitens der Leidtragenden nach erfolgtem Begräbniss (Wolf: Die Juden, p. 133), ist nach den Anführungen Frazer's (l. c. p. 77 f.), sowie Wilken's (p. 246 ff.) als Rudiment des ungemein weitverbreiteten animistischen Brauches — durch ein Bad die Trennung von der abgeschiedenen Seele vorzunehmen — aufzufassen.

Die Sitten des jüdischen Hauses bei einem Todesfall, wie sie traditionell sind und strenge auch in den Städten beobachtet werden, haben eine deutliche animistische Grundlage. Ich hebe Einiges nach den Schilderungen Dr. Gerson Wolf's (l. c. p. 126 ff.) hervor. Während der Patient noch schwer krank liegt, wird ein öffentlicher Gottesdienst veranstaltet. „Schwebt der Kranke in grosser Gefahr, so gibt ihm der Rabbiner oder sonst ein frommer Mann einen anderen Namen. Dies geschieht, um dem Todesengel die Ausführung seines Auftrages zu erschweren oder unmöglich zu machen." Diese Täuschung des Todesgenius durch Namensänderung ist ein höchst alterthümlicher animistischer Zug. Er reiht sich der Substitution eines Thieres, einer Puppe u. dgl. für den Kranken, wie sie vielfach vorkommt, an. Die Bedeutung des Namens ist für die primitive Anschauung eine sehr grosse, daher der Namen-Tabu bezüglich Verstorbener bei vielen Naturvölkern. Dass der Todesengel Dojme sich auch noch um den Namen der Verstorbenen kümmert, berichtet eine von Dr. Gottlieb Biegeleisen erzählte „Mythe über den Tod" (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin 1894, p. 210), welche auch in allen anderen Stücken für den Animismus höchst charakteristische Anschauungen enthält.

Während der dreissig Tage strenger Trauer bleibt das Bett, in welchem der Verstorbene gelegen war, leer; zu Häupten desselben befindet sich ein brennendes Licht, ferner ein Glas Wasser und ein Handtuch, damit die dahingeschiedene Seele sich waschen und dann abtrocknen könne (Wolf, l. c. p. 134). Ebenso bleiben die nach dem Todesfall verhängten oder umgedrehten Spiegel dreissig Tage unberührt. Man fürchtet, dass die bösen Geister sonst zu dieser Zeit ihren Reigen tanzen und sich im Spiegel beschauen möchten (Wolf, l. c. p. 129). Aus ähnlicher animistischer Furcht wird das Wasser, das sich im Hause befindet, und manchmal

sogar das in den zunächst anstossenden drei Häusern ausgeschüttet. Die von Wolf gelieferte populär-mythische Begründung berührt sich enge mit den Anschauungen primitiver Völker, welche aus dem gleichen Grunde die Gebrauchsgegenstände in der Umgebung des Verstorbenen zerstören oder fortwerfen.

Höchst interessante animistische Züge berichtet Perles in der vorhin erwähnten Abhandlung; so den mannigfachen Aberglauben, der sich an den Besuch der Friedhöfe knüpft (l. c. p. 388 f.). Die Todtenbeschwörer, die auf Friedhöfen übernachten (p. 389), Staub vom Grabe frommer Männer als bewährtes Heilmittel gegen das Fieber, das Aufhängen von Weihegeschenken auf den Friedhofspalmen zur Abwendung von Krankheiten, wie es der im X. Jahrhundert lebende Karäer Abulsari Sahal b. Mazliach von seinen rabbanitischen Zeitgenossen erzählt, das Verbrennen der Gebrauchsdinge, das Lähmen der Pferde nach dem Tode ihrer Besitzer (Perles, l. c. p. 381) — das sind alles durchaus animistische Handlungen, welche gar keine andere Deutung zulassen.

Es ist wohl nicht nöthig, die Zeugnisse mehr zu häufen. Sie liessen sich unschwer aus dem nachbiblischen Judenthum und der talmudischen Literatur beibringen. Das Eine dürfte klar geworden sein, dass auch hier eine Menge älterer Bildungen auf einem sonst fortschrittlich entwickelten Boden anzutreffen sind, die unter dem Lichte der vergleichenden Ethnologie sicher und vollständig als solche erkannt werden können. Zum Verständniss aller Religionen durch die genauere Erkenntniss des Animismus beigetragen zu haben, ist eine der drei grossen Errungenschaften vergleichender Ethnologie, deren übrige in der Aufhellung der primitiven Gesellschaftsordnung durch das Studium des Matriarchates und der Endo- und Exogamie und in der Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft durch das Studium des primitiven Ornaments bestehen.

2. An diesen Vortrag knüpfte sich folgende Discussion:

Secretär Franz Heger:

Ich begrüsse es mit Genugthuung, dass sich allmälig die Anschauung Bahn bricht, dass wir nicht in jedem anscheinend primitiven Gedanken ein Ueberlebsel im Sinne Tylor's vor uns haben. Es ist noch nicht zu lange her, dass man in jeder primitiven Aeusserung der Volksseele ein Ueberlebsel sah, ein Ueberbleibsel aus jener grauen Vorzeit des menschlichen Geschlechtes, wo einer allgemeinen Annahme zufolge die menschlichen Institutionen einen ziemlich gleichartigen, einfachen Charakter an sich trugen. Bei der Vertiefung in das ethnologische Material, welches uns von Tag zu Tag zuwächst, und bei dem in erfreulichem Maasse sich steigernden Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen, hat man wahrgenommen, dass viele solcher primitiver Anschauungen ganz spontan, einer allgemeinen geistigen Grundanlage des Menschengeschlechtes entsprechend, entstehen. Hier hat uns namentlich die folkloristische Forschung eine Fülle von Beispielen und Belegen geliefert. Es wird sich nun in Zukunft immer darum handeln, bei jeder solchen primitiven Aeusserung der Volksseele den strengsten kritischen Massstab anzulegen und uns immer zu fragen: Ist das ein wirkliches Ueberlebsel oder ist das eine Aeusserung des Menschengeistes, welche überall und unter denselben Verhältnissen unabhängig von einander entstehen kann? Ich betrachte die Feststellung und Prüfung der Materialien in dieser Richtung als eine der Hauptaufgaben der überall so erfreulich aufblühenden folkloristischen Forschung. Wir werden dann lernen, jene primären Grundideen des Menschengeistes, die sich immer und überall gleich bleiben, festzustellen. Das ist dann wieder eine Hauptaufgabe der vergleichenden Ethnologie. Dann erst können wir daran gehen, die Wanderungen einzelner Ideen und die Ausbreitung derselben durch Entlehnung mit einiger Präcision zu eruiren und Klarheit in diese oft so verworrenen und einander kreuzenden Fäden zu bringen.

Herr Hofrath Dr. Gomperz gab zu des Vortragenden Ausführungen einige Ergänzungen und richtet an denselben die Bitte, ihm über einige Detailfragen Auskunft ertheilen und sich über die principielle Grundfrage der Religionsentstehung bestimmter äussern zu wollen. Er begann damit, noch einige weitere, wie es scheint, wenig beachtete Reste polytheistischer Denkweise im Judenthum nachzuweisen. Für die Grundbedeutung von Jahve scheint ihm die Stelle 1. Buch Mosis 19, 24 nicht wenig belangreich. In der Luther'schen Uebersetzung lautet sie: „Da liess der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha." Die Worte „von dem Herrn" heissen im Original „meeth Jahve", ein Zusatz, der ganz müssig wäre, wenn er nicht ursprünglich eben „vom Himmel herab" besagen sollte. Als Blitzgott ist Jahve schon oft genug angesprochen worden. Ist dies nur eine Seite seines ursprünglichen Wesens und er von Haus aus der Himmelsgott oder, primitiv gedacht, der belebte und beseelte Himmel selbst, dann stimmt seine Erhöhung zum obersten und schliesslich einzigen Gott auf's Beste zu den allbekannten Analogien anderer Religionsbildungen. Ein völlig deutliches Ueberlebsel des Polytheismus besteht in dem noch heute üblichen Namen des Mondes, der anlässlich eines gangbaren Cultbrauches, des Segensspruches nämlich, angewendet wird, der beim Anblicke der nahezu vollen Mondesscheibe gesprochen wird. Die Benediction selbst ist allerdings, wie nicht anders zu erwarten, vollkommen monotheistisch, aber das Aussprechen derselben heisst die Levanah heiligen (mekadesch sein). Da lavan „weiss" bedeutet, so kann diese weibliche Namensform gar nichts Anderes besagen als: „die Weisse" oder „die weisse Frau", mit anderen Worten „die Mondgöttin". Diese Bezeichnung des Himmelskörpers ist, von einigen poetisch gefärbten Stellen des alten Testamentes abgesehen, nur in dieser durch den Cult geheiligten und in ihm erstarrten Formel erhalten, die bei diesem Anlasse an die Stelle der gewöhnlichen, nicht mythologischen Bezeichnung joreach tritt.

In Bezug auf das vom Herrn Vortragenden über die jüdischen Trauerbräuche Bemerkte erlaubt sich Herr

Gomperz einem Bedenken Ausdruck zu geben. Wie soll das Zerreissen des Gewandes oder das Streuen von Asche auf das Haupt einer ursprünglichen Vermummungssitte entstammt sein? Er erinnert an eine griechische Parallele, an das Verbot des sich Schminkens in der Trauerzeit, dessen Lysias in einer Gerichtsrede (or I, 14) Erwähnung thut. Die Frau, die sich nicht schminkt, zeigt ihr natürliches Antlitz doch nur um so deutlicher. Hier wird Niemand die Absicht, unkenntlich zu werden, voraussetzen. Es ist einfach der Verzicht auf Schmuck und Zier, eine Vernachlässigung der äusseren Erscheinung, wie sie die Empfindung des Trauernden gebietet. Das Zerreissen des Gewandes darf wohl als ein nur stärker und leidenschaftlicher gefärbter Ausdruck derselben Tendenz erscheinen, ähnlich dem Sich-Zerfleischen der Klageweiber bei so vielen Völkern. Und dieselbe Erklärung scheint auch für das jüdische Verbot des Haarschnittes in der Trauerzeit vollkommen auszureichen. Mag auch anderswo den Abgeschiedenen ein Haaropfer dargebracht werden, so nöthigt doch nichts, das eben erwähnte Verbot in diesen Zusammenhang zu stellen und in ihm nicht vielmehr eine Aeusserung jenes Strebens nach Vernachlässigung oder auch Verwilderung der äusseren Erscheinung zu erblicken.

Schliesslich knüpft Herr Gomperz an die Bemerkung des Vortragenden, dass die von Herbert Spencer ausschliesslich betonte animistische Erklärung der Religionsentstehung einer durchgreifenden Controle bedürfe, die Frage an, ob er damit auch auf das Irrthümliche dieser Ausschliesslichkeit habe hinweisen wollen. Er selbst hält noch immer an David Hume's in dessen Natural history of religion dargelegten Ansicht fest, dass die Naturbelebung als die geradezu unvermeidliche Folge des Associationsprincipes eine Hauptquelle der Religionsbildung sei. Die Hume'sche Ansicht bedarf der Ergänzung durch den von Herbert Spencer und E. B. Tylor in so dankenswerther Weise gelieferten Nachweis, dass die durch den Uebergang vom Leben zum Tode und nicht minder durch die Traumphänomene dargebotenen Erscheinungen im Processe der Religionsentstehung eine gewaltige Rolle spielen. Nimmermehr aber ist dieser Nachweis geeignet, jene Theorie vollständig zu verdrängen. Die Behauptung, dass die Verehrung so vieler Naturobjecte bei einer so grossen Zahl, wenn auch nicht der Gesammtheit der Völker nur eine accidentelle Folge des Seelencultus sei, indem Berge und Flüsse, Quellen und Bäume eben nur als Wohnsitze abgeschiedener Seelen betrachtet werden und nur aus diesem Grunde Verehrung geniessen, ist unerwiesen und ungenügend, die ungeheure Masse der hier in Betracht kommenden Thatsachen zu erklären.

Dr. M. Haberlandt:

Der Vortragende erwidert auf die werthvollen Ausführungen des Herrn Hofrath Prof. Dr. Theodor Gomperz nach zwei Richtungen. Es ist ihm natürlich bekannt, dass die Forschung (z. B. Ignaz Goldziher) reiche Spuren des Polytheismus in den religiösen Schriften und den nicht literarischen Religionsvorstellungen der Juden nachgewiesen habe. Was die Einseitigkeit der animistischen Hypothese betrifft, die Herr Hofrath Dr. Gomperz betont hat und die auch vom Vortragenden bezüglich der Aufstellungen Herbert Spencer's hervorgehoben worden ist, so scheint eine Ausgleichung der Ansichten wohl möglich. Für die ältesten Culturstufen ist von der Ethnologie die Ausschliesslichkeit des Seelencults als religiöser Entwicklung wohl mit genügenden Mitteln bewiesen worden. In höheren Entwicklungsstadien, wo andere religionsbildende Quellen neu sich erschliessen, wie das Bedürfniss nach Verfolgung der Causalität, der Empfänglichkeit für Natureindrücke u. s. w., werden die religiösen Schöpfungen doch stets noch immer nach dem Modell der Seelenvorstellungen geformt werden, wenn sie auch einen anderen Inhalt, eine andere psychologische Quelle besitzen.

Endlich ist auf die Einwände des Herrn Hofrathes Gomperz bezüglich der Entstehung einzelner Trauersitten und Gebräuche, sowie bezüglich der vorgebrachten griechischen Parallelen daran zu erinnern, dass es sich hier um sehr späte Sitten handelt. Gewiss ist nicht anzunehmen, dass alle von der Sitte festgehaltenen und gebotenen Aeusserungen der Affecte Ueberlebsel oder Abschwächung ursprünglich sinnvoller Abwehrhandlungen sind, und dürfte dem unmittelbaren Reflexmomente ein Antheil an der Entstehung solcher Trauerhandlungen zukommen. Aber die von Herrn Hofrath Gomperz angezogenen Beispiele sind doch auch nach Frazer's und Wilken's Vorgang deutbar und gedeutet worden. Der Redner erinnert speciell bezüglich des Aschestreuens an Jul. Lippert's Erklärung der Aescherung (Allgem. Culturgeschichte I, p. 397). Das Verbot des Schminkens ist freilich keiner directen Ableitung aus der Vermummungshypothese fähig, aber die blosse Separation der Verwandten, die ursprünglich aus animistischen Gründen geboten war, konnte als eine ihrer Folgen das Unterbleiben des gewöhnlichen Schminkens zur secundären Folge haben.

3. Herr Prof. **Dr. Aurel v. Török** in Budapest übermittelt folgende Zeilen:

Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Moriz Benedikt in Wien.

Sehr geehrter Herr College!

In Folge Ihres generösen collegialen Entgegenkommens während der 66. Jahresversammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien habe ich die Gelegenheit gehabt, sowohl mit Ihnen einzelne Probleme der Kraniologie besprechen zu können, wie auch Ihren Apparat näher kennen zu lernen, wofür ich Ihnen hier auch öffentlich meinen verbindlichsten Dank sagen muss. Da bei diesen Besprechungen ich von Ihnen ausdrücklich vernommen habe, dass Sie die in Ihren Arbeiten vertretenen Ansichten einfach als Thesen — und nicht als Dogmen — betrachten und betrachtet wissen wollen, und da ich namentlich durch die nähere Kenntniss Ihres kunstvollen Apparates auch eine nähere Einsicht in Bezug auf die Art und Weise, wie Sie zu Ihren

Ansichten gelangten, gewinnen konnte, sehe ich mich zu der Erklärung veranlasst: dass Ihre Forschungen die wissenschaftliche Kraniologie mit einem sehr wichtigen Gesichtspunkte bereicherten, welcher bisher den Forschern gänzlich unbekannt war. Ich hebe hier besonders die Wichtigkeit Ihres Nachweises hervor, dass die Mediancurve aus einer gewissen Anzahl von Kreisbogen zusammengesetzt erscheint, von welcher Thatsache ich mich aus Ihrer Sammlung durch die mittelst Ihres Apparates verfertigten präcisen Schädelzeichnungen überzeugt habe. Bei der Durchmusterung dieser Zeichnungen sah ich sofort deutlich, wie die Variationen der einzelnen Kreisbogen die specielle Conformation der betreffenden Schädel charakterisiren, weshalb ich das Studium Ihrer Kreisbogen für die wissenschaftliche Kraniologie von grosser Wichtigkeit halten muss. Ich betone diese Wichtigkeit umsomehr, weil ich andererseits nicht annehmen kann, dass die Blickebene mit der Medianebene eine Constante bildet, wie Sie dies behaupten. Auf Grundlage meiner hierauf bezüglichen Untersuchungen musste ich zur Ueberzeugung gelangen, dass ebenso wie alle übrigen möglichen Ebenen auch die Blickebene fortwährenden Schwankungen (Variationen) unterworfen ist, welche Schwankungen allerdings nicht unregelmässig, das heisst gesetzlos sind, sondern zwischen ganz bestimmten Grenzen, also ganz streng gesetzmässig verlaufen müssen. Um nicht genöthigt zu sein, mich auf dieses für uns noch höchst dunkle Thema der Variationen der Schädelform weitläufiger ausbreiten zu müssen, will ich kurz hervorheben, dass ich die Schädelform — als Naturerscheinung — in die Kategorie der sogenannten „zufälligen Erscheinungen" rechne, da auch das Zustandekommen der Schädelform nicht auf eine invariable constante Ursache zurückgeführt werden kann Bei der Entstehung jeder einzelnen Schädelform wirken immer mehrere ursächliche Momente zusammen, deren specielle Kräftecombination sich nie vollkommen gleichmässig wiederholen kann, so dass es keine zwei einzelnen Schädelformen gibt, die nach jeder Richtung hin zu einander ganz gleichmässig ähnlich gebaut wären. Wir haben es in der Natur immer nur mit speciell differenzirten, das heisst mit „individuellen" Schädelformen zu thun, wie auch der ganze Organismus des Menschen immer in individuell charakterisirter Form erscheint. Dass die Schädelform zu den „zufälligen Naturerscheinungen" gehören muss, ergibt sich schon daraus, dass bei ihrer Entstehung immer zweierlei, einander entgegenwirkende — nämlich die Stammesform conservirende und differenzirende — Ursachen (Kräfte) thätig sind, deren Gegenseitigkeit innerhalb gewisser (von uns bisher noch nicht gekannter) Grenzen in einem jeden Einzelfalle variirt. Die Tendenz der Erhaltung, sowie die Tendenz der Differenzirung der Stammesform sind die constanten Factoren jedweder Schädelformation, die aber — wie ich eben bemerkte — in ihrer gegenseitigen Wirkung fortwährend variiren. Eine jede Schädelform ist demnach immer nur die Resultante dieser zweierlei Kräfte. Bisher hat man nur den einen — nämlich den die Stammesform conservirenden — Factor richtig in Betracht gezogen, indem man das „Gesetz der Vererbung" für jeden einzelnen Fall der Beobachtungen als vollgiltig annahm; hingegen ist man in Bezug auf den anderen constanten Factor — nämlich auf das für sämmtliche Erscheinungen der lebenden Wesen gleichmässig giltige, also einheitliche Princip der Differenzirung — bisher nicht im Klaren gewesen. Es war bisher in der Kraniologie die allgemeine Gepflogenheit beim vergleichenden Studium der Schädelformen, die kleineren — dem ersten groben Blicke nicht auffallenden — Differenzen einerseits einfach zu vernachlässigen, indem man bei solchen Fällen das Augenmerk nur auf die sogenannten „typischen" Aehnlichkeiten richtete; andererseits liess man, wenn innerhalb einer gewissen Menschengruppe bei einzelnen Schädelformen schon beim ersten Anblicke einzelne auffallende Verschiedenheiten bemerkt werden konnten, die einzelnen ähnlichen Merkmale gänzlich ausser Acht, um sofort nur auf die „Blutmischung" zu denken. Allerdings konnte dieser logische Sprung um so leichter gemacht werden, weil eine „Blutmischung" für die allermeisten uns näher bekannten Menschengruppen eine einfache Thatsache ist, und andererseits, weil man retrospective eine „Blutmischung" auch den von uns momentan als „rein" geltenden Menschengruppen abzusprechen nicht berechtigt ist. Die Argumentation in der Kraniologie war bisher höchst einfach, einseitig; denn bemerkte man grössere Aehnlichkeiten zwischen den einzelnen Schädelformen, so vermuthete man sofort eine „Blutsverwandtschaft" — traf man unter ihnen einzelne auffallende Verschiedenheiten an, so war die Erklärung mittelst der „Blutmischung" sofort ohne Weiteres bei der Hand. Dass eine solche Argumentation auf einen „circulus vitiosus" hinauslaufen muss, ist doch klar. Es gibt ja doch Fälle, wo bei einzelnen Schädelformen der — von einander territorial sehr entfernten — Menschengruppen höchst auffallende einzelne Aehnlichkeiten vorkommen. (Henle demonstrirte einmal die verschiedensten Menschenrassen an den europäischen Schädeln seiner Sammlung.) Sollte man hier etwa sofort an eine Blutsverwandtschaft denken? — Wenn man aber weiss, dass die Schädelform eine „zufällige" Naturerscheinung ist, wenn man weiss, dass der Differenzirungsprocess bei der Schädelformation seit dem ersten Auftreten eines cranioten Wesens bis auf den heutigen Tag ununterbrochen vor sich geht, und wenn man endlich weiss, dass bei den Variationen die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten höchst mannigfaltig — wenn auch nie ganz gleichmässig — sich wiederholen können, ja müssen — weil die Variationen eben in Folge der Gesetzmässigkeit der Naturerscheinungen gewisse Grenzen überhaupt nicht überschreiten können —, so werden wir uns doch nicht dazu veranlasst sehen, um die Frage der speciellen Aehnlichkeiten und Verschiedenheit bei den Schädelformen so höchst einseitig lösen zu wollen. Auch ohne „Blutmischung" können einzelne Schädelformen innerhalb einer Menschengruppe auffallend verschieden sein, und solche müssen unbedingt vorhanden sein, wenn wir eine möglichst grosse Schädelserie von innerhalb was immer für einer so-

genannten „reinen“ Menschengruppe zum Studium nehmen. Kleine Schädelserien sind absolut ungeeignet, irgendwelche stichhältige Schlüsse in Bezug auf dergleichen Fragen, wie die „Reinheit“ oder die „Blutmischung“, gestatten zu können. Bei kleineren Serien verfällt man erst recht in Täuschungen, die bei der Launenhaftigkeit der sogenannten „zufälligen Erscheinungen“ unvermeidlich sind, da die Gesetzmässigkeit erst bei einer möglichst grossen Anzahl von Einzelbeobachtungen zur Evidenz gelangen kann. Es ist eine allgemein nachweisbare und übrigens auch bekannte Erfahrung, dass extreme Schädelformen, das heisst vom sogenannten „Typus“ sehr auffallend verschiedene Formen, innerhalb jedweder grösseren Schädelserie den übrigen Schädelformen gegenüber immer die grosse Minderheit repräsentiren, d. h. sehr selten sind. Aber warum? — Man hat sich in der Kraniologie bisher mit dieser Frage noch nie eingehender befasst. Wir sind bisher gewohnt gewesen, solche exquisit extreme Schädelformen mit dem allgemeinen Begriffe einer sogenannten Abnormität zu verbinden, ohne darüber Rechenschaft geben zu können, warum wir die Sache gerade so auffassen müssen. Wir nannten sie einfach deshalb „abnorm“ oder „anormal“, weil sie auffallend verschieden und zugleich selten waren, ohne uns darum zu kümmern, wie der Begriff des „Normalen“ von dem Begriffe des „Abnormen“ auch nur etwas präciser abgegrenzt werden könnte. Weil das „Abnorme“ den Gegensatz zum „Normalen“ bildet, und weil für das „Abnorme“ die grosse Seltenheit den einzigen Ausschlag gibt, so musste demgemäss für das „Normale“ die grosse Häufigkeit als das einzige ausschlaggebende Moment angenommen werden. Nun aber kommen wir in grosse Verlegenheit, wenn wir beobachten müssen, dass das, was für die Schädelformen einer gewissen Menschengruppe „normal“ ist, für eine andere Menschengruppe geradezu „abnorm“ ist, und vice versa. Der Begriff des „Normalen“ und, fügen wir hinzu, des „Typischen“ (der Typus muss ja doch der Norm entsprechen), sowie des „Abnormen“ („Atypischen“) kann aus der bisherigen Art und Weise des Denkens doch nie richtig abstrahirt werden. Wenn wir aber die Schädelform als eine „zufällige Erscheinung“ auffassen und wenn wir folglich auch für die Variationen der Schädelform die Gesetzmässigkeit der „zufälligen Erscheinungen“ in Anspruch nehmen, dann werden wir sofort auf das „Warum?“ die richtige Antwort finden können. — Die Wahrscheinlichkeitsrechnung fasst die Gesetzmässigkeit der „zufälligen Erscheinungen“ in die folgenden drei Lehrsätze zusammen:

1. Dass die Variationen (Abweichungen) wie von einem centralen Punkte nach rechts und links ausgehen und bei der Totalität aller Einzelfälle ganz symmetrisch angeordnet erscheinen, so dass die rechts- und linksseitigen Variationen mit einander gleich gross und gleich zahlreich sind. 2. Dass, wie verschieden auch immer die Variationen (Abweichungen) an und für sich erscheinen, es doch Grenzen gibt, welche die Variationen nicht überschreiten, so dass alle Variationen immer zwischen zwei Grenzpunkten liegen. 3. Dass die an und für sich genommenen einzelnen Variationen innerhalb dieser zwei Grenzpunkte nicht gleichmässig zahlreich erscheinen, da die geringeren Variationen immer häufiger als die grösseren Variationen sind.

Wenn wir diese Lehrsätze auf die Schädelformvariationen anwenden, so werden wir sofort einsehen müssen, dass es innerhalb der Gesammtreihe aller möglichen Schädelformen eine centrale Form geben muss, von welcher die abweichenden Formen nach links und rechts innerhalb zwei extremer Grenzformen ganz symmetrisch vertheilt sind, so dass die rechts- und linksseitigen Abweichungen der Schädelformen mit einander gleich gross und gleich zahlreich sind und dass hiebei die grösseren Abweichungen immer eine geringere Häufigkeit aufweisen, als die kleineren Abweichungen von der centralen Schädelform. — Ein weiterer specieller Lehrsatz der Wahrscheinlichkeitsrechnung besagt: Dass ebenso wie für eine Variationsreihe, die aus zwei ganz symmetrisch angeordneten Hälften der Abweichungen (nämlich der diese Abweichungen repräsentirenden Werthgrössen) zusammengesetzt ist, eine centralstehende Werthgrösse (nämlich ein „wahrer“ Mittelwerth) vorhanden sein muss, ebenso eine centralstehende Werthgrösse auch in Bezug auf die Differenzen zwischen den einzelnen Abweichungen geben muss, so dass man 1 gegen 1 wetten kann, dass es gleich wahrscheinlich sei, dass sie ebenso oft nicht erreicht wird, als sie überschritten wird, und wenn man diese centralstehende Werthgrösse der Differenzen (d. i. die Werthgrösse des in der Astronomie sogenannten „wahrscheinlichen Fehlers“, nach Lexis „der wahrscheinlichen Abweichung“ $= r$) zur Werthgrösse des „arithmetischen“ Mittelwerthes (M) hinzu addirt und von ihr subtrahirt ($M + r$, $M - r$), hiedurch jene zwei Grenzen bestimmt sind, zwischen welchen die Hälfte aller in den ganzen Variationsreihen vorkommenden Differenzen von der centralen Werthgrösse fällt, so dass die andere Hälfte ausserhalb dieser Grenzen (l und $M - r$, sowie $M + r$ und $+ l$), und zwar ganz gleichmässig vertheilt ist, so dass ein Viertel der Gesammtsumme der Differenzen auf den linksseitigen Endtheil ($l =$ limes, $- l$ und $M - r$) und das andere Viertel desselben auf den rechtsseitigen Endtheil ($+ l$ und $M + r$) fällt. Wie wir also sehen, nimmt die Anzahl der einzelnen Variationen (Abweichungen) von den beiden Grenzpunkten ($- l$, $+ l$) gegen das Centrum (wahren Mittelwerth) convergirend immer zu, so dass diejenigen Variationen, welche sich um das Centrum der Variationsreihe nach links und rechts am nächsten gruppiren (d. h. deren Werthgrössen von der Werthgrösse des „wahren Mittelwerthes“ am wenigsten verschieden sind), die allergrösste Häufigkeit — hingegen diejenigen Variationen, welche vom Centrum am entferntesten liegen, zugleich auch die allergeringste Häufigkeit aufweisen müssen. — Mittelst dieser Lehrsätze gewinnen wir sofort eine ganz sichere Orientation für allerlei Launenhaftigkeiten unserer Einzelbeobachtungen und wir werden die Begriffe fürderhin ganz scharf definiren können, die bisher nur nebelhaft vor uns schweben konnten. Erstens werden wir für allerlei Einzelprobleme der Kraniologie, sei es vom ethno-

logischen oder psychiatrischen oder aber criminologischen Standpunkte, ohne Ausnahme als eine „conditio sine qua non“ betrachten, dass wir bei unseren Einzelbeobachtungen vor Allem das Gewicht auf die „grosse Zahl“ verlegen müssen, da „ceteris paribus“ (nämlich bei gleicher Präcision der Einzelforschungen) die Gesetzmässigkeit der zufälligen Erscheinungen der Schädelformvariationen nur bei einer entsprechend grossen Anzahl (Wiederholungen) der Einzelbeobachtungen mit einer grösseren Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden kann. (Von einer absoluten Sicherheit des Nachweises einer Gesetzmässigkeit bei den kraniologischen Forschungen kann also überhaupt nicht die Rede sein.) Zweitens werden wir fortan ohne jedwedes weitere Kopfzerbrechen entscheiden können, wie die verschiedenen Variationen der Schädelform in wissenschaftlich begründete Gruppen („Typen“) einzutheilen sind. Gleichviel sei es die Schädelform „in toto“ oder irgend ein specielles Merkmal derselben (z. B. die einzelnen kraniometrischen Maasse oder ihre Verhältnisszahlen = Indices), können wir die Variationen mit wissenschaftlicher Präcision nur in drei Gruppen („Typen“) und zwar mittelst Zuhilfenahme der Werthgrösse der wahrscheinlichen Abweichung $= r$ eintheilen. In eine centrale Gruppe (zwischen den Grenzen $M - r$ und $M + r$) und in zwei endständige Gruppen ($- l$ und $M - r$, sowie $+ l$ und $M + r$). Die centrale Gruppe oder der „centrale Typus“ enthält die verhältnissmässig grösste Anzahl der Einzelfälle der Schädelvariationen; diese Gruppe repräsentirt zugleich auch die „Norm“ für die Schädelformen der betreffenden Menschengruppe. Die beiden endstehenden oder extremen Gruppen = extreme Typen, innerhalb welcher die einzelnen Variationen immer in Minderheit der Anzahl sind, repräsentiren zugleich auch das „Abnorme“ für die betreffende Menschengruppe. Da es sich um drei Gruppen, also um drei Theilsummen der ganzen Variationsreihe handelt, so müssen die Einzelfälle des „Normalen“ oder „Typischen“, sowie des „Abnormen“ oder „Atypischen“ für sich besonders in Betracht gezogen werden. Wir werden nämlich innerhalb jeder einzelnen dieser drei Gruppen die einzelnen Schädelformen in Bezug auf den Werth ihrer Charakteristik darnach ganz scharf beurtheilen müssen, wie sich dieselben innerhalb der Grenzen der betreffenden Gruppe verhalten, d. h. wir werden den speciellen Werth ihrer Charakteristik nach der Distanz bemessen, in welcher sie sich zu den Grenzen der betreffenden Gruppen befinden. Somit werden und können wir weder die zur centralen Gruppe gehörigen einzelnen Schädelformen alle gleich normal = typisch, noch die zu den beiden extremen Gruppen gehörigen einzelnen Schädelformen alle gleich abnorm = atypisch betrachten. Für die centrale Gruppe werden wir diejenigen Schädelformen am meisten normal = typisch betrachten, welche sich der centralen Form (der mathematisch-theoretischen Mittelform, d. h. der auf Grundlage unserer Beobachtungen höchstens nur annähernd — zwischen den Grenzen $M - R$ und $M + R$ — bestimmbaren Mittelform) rechts und links zunächst anschliessen; hingegen diejenigen einzelnen Schädelformen, welche den beiden Grenzen der centralen Gruppe ($M - r$ einerseits und $M + r$ andererseits) näher liegen, für weniger normal = weniger typisch betrachten. Das wissen wir ohnehin schon, dass die letzteren weniger häufig in der centralen Gruppe vertreten sein müssen, als die vorherigen, was auch unserem Begriffe des „Normalen“ oder des „Typischen“ entspricht. Ebenso werden wir für die beiden extremen Gruppen diejenigen Schädelformen, die sich den Grenzen ($- l$ und $+ l$) — welche Grenzen aber auf Grundlage unserer Beobachtungen ebenfalls nie ganz allgemein giltig angegeben werden können — mehr annähern, als viel mehr „abnorm“ oder viel mehr „atypisch“ betrachten müssen, als diejenigen, welche sich der centralen Gruppe (zwischen $M - r$ und $M + r$) annähern und die wir ebenso deshalb viel weniger „abnorm“ oder viel weniger „atypisch“ betrachten müssen, da wir ohnehin wissen, dass diese letzteren in der Gesammtreihe der Variationen viel häufiger vertreten sein müssen wie jene, wie dies dem Begriffe des Abnormen und Atypischen entspricht. Wie wir sehen, können unsere Begriffe vom Normalen und Typischen einerseits und vom Abnormen und Atypischen andererseits nur relativer Natur sein, weshalb wir schon hievon ganz einfach den Schluss ziehen können, dass wir ebensowenig einen absolut normalen oder absolut typischen, wie einen absolut abnormen oder absolut atypischen Schädel aufweisen können; denn um dies zu ermöglichen, müssten wir einerseits die wahre Centralform und andererseits die beiden wahren Endformen der Schädelformvariationen ausfindig machen, was aber nur bei der Gesammtheit aller möglichen Einzelfälle der Variation möglich wäre, welche Gesammtreihe wir aber nie zum Gegenstande unserer Beobachtung machen können. Es müssen demnach die wahre Centralform = der wahre Centraltypus = das absolute Normale, sowie auch die beiden wahren Endformen = die wahren Extremtypen = die absolute Atypie = das absolute Abnorme für uns immer nur ein Ideal bleiben, welchem wir uns höchstens nur annähern können. Wenn wir dies wissen, so werden wir einerseits jedweder Aufstellung von typischen und atypischen Musterschädeln überhaupt nur insoferne irgend einen Werth beimessen können, als sich diese Aufstellung auf eine möglichst grosse Anzahl der Einzelfälle stützen kann; andererseits werden wir schon im Voraus aussagen können, dass die typischen und atypischen Schädelformen strenge immer nur für die betreffende untersuchte Menschengruppe giltig sind, und zwar in dem Zahlenverhältnisse, in welchem die Anzahl der untersuchten Schädelformen zur Gesammtzahl der betreffenden Menschengruppe steht. Wenn wir ferner bedenken, dass die in der Natur vorkommenden Variationen in ihrer Gesammtheit eine Reihe darstellen, wo die einzelnen unmittelbar aufeinander folgenden Formen zwischen sich nur minimale (infinitesimale) Differenzen aufweisen, so werden wir einsehen müssen, dass bei unseren Beobachtungen die Grenzen der drei Gruppen nie endgiltig angegeben werden können, da sich dieselben bei jeder einzelnen grösseren Serie, sowie auch bei jeder Summirung der bereits zur Verfügung stehenden

Einzelserien mehr weniger verschieben. Mit einem Worte, wir werden die absolut exacte Definition des Normalen und Abnormen, des Typischen und Atypischen für uns Menschen als unerreichbar halten müssen und deshalb auf eine etwaige Discussion derselben fortan nicht einmal eingehen. Inmitten dieser Beschränktheit unseres Könnens und Wissens werden wir aber umsomehr streng an das Princip der Dreitheilung jeglicher speciellen Variationen der Schädelformen halten müssen, um überhaupt eine Ordnung und ein einheitliches System bei den Vergleichungen der einzelnen Schädel oder Schädelgruppen ermöglichen zu können. Wie gesagt, wir werden jedwedes kraniometrische Merkmal (sei dies der Maasswerth selbst oder seine Verhältnisszahl) in drei Gruppen oder Typen eintheilen, so dass die regelrechte Gruppeneintheilung fürderhin nicht mehr den Gegenstand einer Discussion bilden kann; denn hiezu zwingt uns sowohl die Logik, wie auch die Mathematik. Wir wissen z. B., dass es 19 Jahre gedauert hat, bis man die Nothwendigkeit der Einschaltung einer Mesocephalie (zwischen Dolicho- und Brachycephalie) eingesehen hat, und wir sind heutzutage Zeugen der Discussion: ob es nicht zweckmässig wäre, ausser den beiden bisherigen Gruppen (Typen) des Gesichtes, nämlich zwischen der (nach zweierlei Richtung incorrect genannten)[1]) Chamae- und Leptoprosopie auch noch die Mesoprosopie in die Charakteristik der Schädelformen aufzunehmen? — Und nota bene! auf diese Frage ist man erst gekommen, nachdem man die Charakteristik des Gesichtes seit bereits mehr als 10 Jahren in die Kraniometrie allgemein aufgenommen hat. Vom Standpunkte der Logik müssen wir doch einsehen, dass, wenn es zwei extreme Stufen gibt, es unbedingt auch eine Mittelstufe der Vergleichung geben muss. Vom Standpunkte der Mathematik, nämlich der (auf die Theorie der kleinsten Quadrate sich stützenden) Wahrscheinlichkeitsrechnung, müssen wir der Mittelstufe = Centralgruppe geradezu die grösste Wichtigkeit beimessen, da wir wissen: dass, wenn in der That Dasjenige, was wir heute Chamaeprosopie und Leptoprosopie nennen, wirklich die endstehenden (extremen) Gruppen der Gesichtsformvariationen ausdrückt, die Mesoprosopie unbedingt eine grössere Anzahl der Einzelfälle der Variationen der Gesichtsform in sich schliessen muss, als die Lepto- oder die Chamaeprosopie. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass die Mehrheit der gesammten Menschen eine mesoprosope Gesichtsform haben muss, was aber nicht im geringsten Widerspruche zu dem ist, dass bei den einzelnen Menschengruppen bald die Chamae-, bald die Leptoprosopie überwiegt. Und wenn wir die Schädelform als eine „zufällige Erscheinung" betrachten, so werden wir die Thatsache: dass bei den verschiedenen Menschengruppen ganz launenhaft bald die eine, bald die andere der drei Vergleichungsstufen = Typen (Dolicho-, Meso-, Brachycephalie, Lepto-, Meso-, Chamaecephalie, Pro-, Meso-, Orthognathie etc.) überwiegt, als eine ganz natürliche auffassen, wenn wir auch nicht die näheren Ursachen dieser uns jetzt noch launenhaft erscheinenden Thatsachen kennen. Es wäre eben eine der Hauptaufgaben der vergleichenden Kraniologie, alle uns zugänglichen Momente der Schädelformation in Bezug auf die inneren und äusseren Factoren (Abstammung, Kreuzung, Klima, Nahrung, physische und psychische Momente, Beschäftigung etc.) einer systematischen Analyse zu unterziehen, um die Ursachen der specifischen Schädelformen der einzelnen Menschengruppen näher kennen zu lernen; denn nur auf diese Weise wird es möglich sein, die Schädelformen innerhalb eines natürlichen Systemes sicher classificiren zu können. Wie ausserordentlich weit wir aber noch von dieser Aufgabe sind, beweist am besten das bisherige Verfahren der Charakteristik der Typenbestimmung und der Typeneintheilung der Schädelformen. Behufs der Charakteristik beschränkten wir uns nämlich auf nur einzelne zusammenhanglose Maasse; wir besorgten die Bearbeitung dieser Maasse nur bis zur Berechnung der arithmetischen Mittelzahl, sowie der Procente, und aus den rohen Ergebnissen dieser Berechnungen stellten wir die Typen auf und theilten die Schädelformen der Menschengruppen in gewisse Kategorien ein, und auf Grundlage dieser Manipulation wählten wir dann die Musterschädel für die einzelnen Schädelgruppen aus, was Alles höchst leicht und bequem ist. Wir vermeinten, dass es in der Natur constante Typen gibt, dass nämlich dieses oder jenes charakteristische Merkmal immer mit diesen oder jenen anderen charakteristischen Merkmalen verbunden sein muss. Auf diese Meinung hin stellten wir dann die Gesetzmässigkeit der Correlation in der Schädelform auf, und wenn unsere aprioristische Speculation mit den thatsächlichen Beobachtungen am Schädel nicht in Einklang gebracht werden konnte, so dachten wir sofort auf irgend eine Störung in der vermeintlichen Gesetzmässigkeit („Anomalie" oder auf „Blutmischung" u. dgl.), ohne den geringsten Nachweis liefern zu können: warum unsere Speculation schon über alle Zweifel richtig sein müsste und warum die unseren Speculationen widerspenstigen Beobachtungen gerade nur auf Störungen des normalen, des typischen Zustandes der Schädelform zurückgeführt werden müssten. — Bei dieser einseitigen Auffassung des Typus, sowie Bestimmung der Charakteristik der Schädelform vermeinten wir, solche Schädelformen als mustergiltige Exemplare des charakteristischen Typus ausfindig machen zu können, die diesen Typus nach jeder Richtung gleichmässig ausgeprägt aufweisen. — Und Keiner bedenkt, dass solche Musterschädel innerhalb unserer höchst beschränkten Beobachtungsreihen überhaupt nicht vorkommen können, was wir schon vermöge des Begriffes einer wahren Centralform der Schädelformvariationen einsehen müssen und was ich hier durch einfache — zu jeder Zeit controlirbare — Thatsachen der Forschung

[1]) Wie Sie schon in Ihrem an Prof. Sergi gerichteten Antwortschreiben richtig bemerkten, ist die griechische Benennung des niedrigen Gesichtes = „Chamaeprosopie" sinnlos, weil das griechische Wort χαμαί = parterre = auf der Erde bedeutet; aber auch die Logik dieser beiden Benennungen ist falsch, denn diese beiden Gesichtstypen können zu einander nur im gegensätzlichen Sinne aufgefasst werden; der logische Gegensatz vom „Niedrigen" ist aber nur das „Hohe" und nicht das „Schmale" = λεπτός.

noch eclatanter beweisen will. Hat man nämlich den sogenannten Typus von was immer für einer Schädelserie nach der bisherigen Art und Weise bestimmt, so dass man sagen kann, dass die charakteristische Schädelform z. B. einen dolichocephalen, chamaeprosopen, mesokonchen, platyrrhinen, prognathen und leptostaphylinen Typus aufweist, so vermeint man, dass es thatsächlich solche (wenn eventuell auch nur einzelne wenige) Schädel gibt, welche alle diese typischen Merkmale gleichmässig ausgeprägt aufweisen. Diese sind die vermeintlichen Musterschädel der betreffenden Gruppe. Analysirt man aber eine jede Variationsserie der erwähnten Indices für sich und stellt die Schädel (allemal nach der Aufeinanderfolge der Zahlwerthe geordnet) in so viele einzelne Reihen auf, als Indices zur Bestimmung des Typus gewählt wurden, so werden wir die höchst wichtige Erfahrung machen, dass die Schädel für die einzelnen Indexreihen immer anders gruppirt aufgestellt werden müssen. Wir werden nämlich finden, dass diejenigen Schädel, die z. B. für den Cephalindex in die centrale Gruppe gehören, nicht mehr alle in die centrale Gruppe, z. B. des Gesichtsindex, fallen, und je mehr Indexreihen genommen werden, umsomehr vermindert sich die Anzahl jener Schädel, die immer in die centrale Gruppe fallen, so dass, wenn man z. B. 100 Schädel auf diese Weise untersucht, kaum 2—3 Exemplare unter denselben vorkommen, die bei 6—8 besonderen Indexreihen immer in dieselbe Gruppe fallen und auch diese nie unveränderlich denselben Platz innerhalb der Gruppe beibehalten. Was bedeutet aber dies? Es bedeutet dies einfach, dass z. B. ein Schädel, welcher in Bezug auf einen oder auch mehrere kraniometrische Merkmale exquisit typisch für die betreffende Schädelgruppe geformt ist, in Bezug auf die übrigen Merkmale nicht mehr so typisch ist und einige Merkmale sogar in exquisit atypischer = extrem typischer Form aufweisen kann. Und ebenso umgekehrt gibt es keinen einzigen solchen Schädel, welcher bei allen Indexreihen immer in eine der zwei extremen Gruppen fiele und hiebei ganz dieselbe Stellung innerhalb der Gruppe einnehmen würde, d. h. bei welchem alle Merkmale ganz gleichmässig atypisch = extrem typisch = abnorm ausgeprägt wären. Und wenn man nun die Anzahl der Schädel der drei (der centralen und der zwei extremen) Gruppen von einer jeden einzelnen Indexserie genau notirt, so werden wir finden müssen, dass das Zahlverhältniss sich bei den einzelnen Serien verändert. Was bedeutet aber dies? Offenbar das, dass die Variationen der einzelnen anatomischen Schädeltheile — auch innerhalb einer und derselben Schädelreihe — sich ganz verschiedentlich verhalten, somit nicht nach einer und derselben speciellen Gesetzmässigkeit verlaufen, in Folge dessen auch die Präcision der Bestimmung des Typus für die einzelnen Indices eine verschiedene sein muss, so dass man nicht sagen kann, dass von irgend einer Schädelgruppe der Typus nach allen Richtungen hin ganz gleichmässig präcise angegeben werden könnte. Ich fand, dass einmal einzelne Maasse des Hirns, ein andermal wieder des Gesichtsschädels in Bezug auf den Typus mehr genauer bestimmt werden können; im Allgemeinen aber scheint es, dass der Gesichtsschädel viel weniger präcise auf seinen Typus bestimmt werden kann, als der Hirnschädel, d. h. dass die Schwankungen (Variationen) der Maasse bei dem Gesichtsschädel viel unregelmässiger, d. h. complicirter sind, als beim Hirnschädel. — Von diesem Gesichtspunkte muss also auch die Frage der Blickebene beurtheilt werden.

Wie Sie, sehr geehrter Herr College, sehen, bleibt noch ausserordentlich Vieles in der Kraniometrie zu thun übrig, um diejenigen Einzelprobleme systematisch in Angriff nehmen zu können, mit welchen es die Kraniologie zu thun hat. Eben deshalb sah ich mich veranlasst, bei dieser Gelegenheit einige Streiflichter auf einzelne wichtigere Fragen zu werfen, und zwar umsomehr, da eben Sie die Kraniometrie in selbstständiger und neuer Richtung cultiviren, wobei auch Ihr technisch so vollendeter Apparat in so eminenter Weise Ihnen zur Hilfe steht.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichneten

Hochachtung,

Ihr ergebenster

Prof. Dr. Aurel v. Török.

Budapest, 4. October 1894.

4. Herr Prof. Dr. **Moriz Benedikt** übersendet folgende

Antwort auf den vorhergehenden offenen Brief des Herrn Prof. Dr. Aurel v. Török.

Geehrter Freund!

Indem ich diese Zeilen an Sie richte, werde ich eigentlich einem gefassten Vorsatze untreu. Nachdem ich mich jahrelang vergebens bemüht habe, besonders die jüngeren Fachmänner in Frankreich, Italien und England u. s. w. für eine streng wissenschaftliche Schädelmessung zu gewinnen und nachdem mir auch der Versuch misslang, Mathematiker und Physiker für die Sache zu interessiren, hatte ich die traurige Ueberzeugung gewonnen, dass das heutige Geschlecht der Morphologen keine richtige Vorstellung von den höheren wissenschaftlichen Aufgaben der Gestaltungslehre der lebenden Körper habe und dass wir auf das künftige, wissenschaftlich vorbereitete Geschlecht warten müssen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass die grössten Fortschritte in der Mathematik immer an bestimmte Aufgaben der Naturwissenschaften anknüpfen, und es ist jammerschade, dass die Mathematiker sich der Bearbeitung der lebenden Formen nicht zuwenden. Andererseits ist es unzweifelhaft, dass die Mathematik heute schon einen Riesenschatz von Ansätzen (Formeln) besitzt, welche nach Anwendung in der Formenlehre förmlich verlangen.

Das Zusammentreffen mit Ihnen auf der jüngsten deutschen Naturforscher-Versammlung in Wien lässt mich freudig meinen Vorsatz aufgeben, da ich die innige Ueberzeugung habe, dass unser Zusammenwirken

den Fortschritt der streng wissenschaftlichen Schädelmessung beschleunigen werde. Darum kann ein Gedankenaustausch zwischen uns der Oeffentlichkeit anheimgegeben werden. Denn doppelt schmerzlich hat mich seinerzeit die Polemik berührt, die Sie vor wenigen Jahren in Ihrem bekannten Buche gegen mich führten. Waren und sind wir doch eigentlich die Einzigen, welche richtige Grundsätze der Messkunde befolgen, respective in die Schädellehre hineintrugen.

Ich habe Ihnen damals nicht entgegnet, vor Allem aus dem Grunde, weil es mir unzweifelhaft war, dass wir gewiss wissenschaftlich bald zusammentreffen werden. Ich habe das traurige Vorrecht, um zwei Lustren älter zu sein und daher den Weg durch den mechanischen Kathetometer bereits durchwandelt zu haben, als Sie sich noch auf demselben befanden.

Gestehen wir uns offen! Wenn wir Beide und die Fachmänner mit uns denjenigen Bildungsgang voll und ganz durchgemacht hätten, den jeder Naturforscher durchgemacht haben soll, nämlich den mathematisch-mechanischen, so hätten wir vom ersten Augenblick an erkannt, dass die Messung eines Körpers nur auf kathetometrischer Grundlage stattfinden kann, und wir Zwei hätten sofort erkannt, dass der zweckmässigste Kathetometer der optische sei. Wir hätten uns viel Mühe und viele Kosten ersparen können, welch' letztere ich zudem aus meiner eigenen Tasche trug.

Nur die kathetometrische Methode ermöglicht es, die Stellung eines jeden gemessenen Punktes im Raume des gemessenen Körpers genau festzustellen und die gegenseitige Winkelstellung aller Linien auch nachträglich zu messen. Die Methode mittelst des Messstabes und Messkreises (Zirkel) die Punkte in Beziehung zu drei festgelegten Punkten zu bringen, ist zu ungenau und macht bei kleinen Linien die Winkelmessung illusorisch. Gerade diese Ungenauigkeit drängt mich zur Erklärung, dass ich die trigonometrische Messmethode des Schädels und noch viel entschiedener jene des Kopfes, die ich in meinem Buche ausgeführt habe, heute vollständig aufgegeben habe, umsomehr, als die zur Regel gehörende Ungleichheit (Asymmetrie) beider Schädelhälften des Menschen eine geeignete Querlinie für die trigonometrische Messung vermissen lässt.

Selbst wenn es sich herausstellen sollte, dass ein Theil der Körper der lebenden Welt von der Natur nicht nach drei aufeinander senkrechten Richtlinien (Achsen) gerichtet (orientirt) ist, so sind doch unsere Messungen für alle Zukunft absolut brauchbar, während jenen der anderen Fachmänner der Makel unwissenschaftlicher Methodik für alle Zeiten anhängt. Vor Allem hat unsere Methode den Vortheil, dass wir die Richtgrössen (Projectionen) der Breitenlinien genau angeben können, da die geometrisch richtig dargestellte Mittelebene (Medianebene) zweifellos eine Richtebene (Projectionsebene) der Natur ist.

Wir sind also jetzt nicht nur darin einig, dass nur die kathetometrische Messung wissenschaftlich sei, sondern auch, dass der optische Kathetometer vorzuziehen sei.

Hiemit komme ich auf einen zweiten früheren Differenzpunkt zwischen uns.

Sie haben ursprünglich die Grundlinie des Gehirnes als eine natürliche Richtlinie angesehen, ohne den Beweis geliefert zu haben, dass dieselbe von der Natur beim Aufbau des Schädels als eine unveränderliche festgehalten wird. Denn nur eine solche Linie kann als Richtlinie angesehen werden. Eine Messung nach einer solchen Richtlinie entbehrt aber selbst dann, wenn sie wirklich die geforderte Eigenschaft hat, die volle wissenschaftliche Berechtigung, so lange der Beweis dieser Eigenschaft nicht voll geliefert ist.

Diesen Satz konnte ich den Fachleuten bisher nicht klar machen; dies ist nicht meine Schuld, sondern die Schuld der mangelhaften Vorbereitung der Anderen.

Ihnen gegenüber braucht er wohl nicht weiters betont zu werden.

Sie haben in neuerer Zeit die „deutsche" Ebene acceptirt und auch für diese ist der oben verlangte Beweis nicht geliefert. Es gibt eigentlich Niemanden, der die Veränderlichkeit der Lage dieser Richtebene, sowie der „französischen" Condylo-Alveolar-Ebene leugnet. Wenn dennoch bezügliche Richtgrössen bei verschiedenen Schädeln als vergleichbare angesehen werden, so beweist dies nur die Perversität der geometrischen Anschauungen der Fachleute. Würden die Herren sich bemühen, Mathematiker über die Aufgabe aufzuklären, so würden sie von diesen über das Verfehlte des jetzigen Vorgehens aufgeklärt werden.

Ich habe im Gegensatze zu Ihnen und den anderen Fachleuten den Gedanken von Broca aufgegriffen, „die Blickebene" als Richtebene zu benützen. So wie Broca diese Blickebene definirt und am Schädel festgelegt hat, ist sie werthlos, weil methodisch zu roh und zu schwankend. Ich habe diese Ebene resp. die Sehachse nach vielfachen Versuchen derart festgelegt, dass ich mir sie durch die Mitte einer bestimmten, mit der Mittelebene gleichgerichteten (parallelen) Höhenachse des Augenhöhleneinganges und durch die Mitte des Sehloches gelegt denke, und zwar wähle ich den Randpunkt der Naht zwischen Oberkiefer und Jochbein als den unteren Punkt dieser Linie.

Der Grund, warum ich diese Sehachse als eine Richtlinie der Natur im Aufbaue des Schädels ansehe, ist, dass bei Zugrundelegung derselben jener Punkt, den wir instinctmässig als den höchsten Punkt des Schädels ansehen, wirklich bei allen von mir bis jetzt gemessenen Menschen- und Thierschädeln bei dieser Einstellung als der höchste erscheint, oder mit anderen Worten, dass dann die Sehne des Kuppenbogens des Schädels mit dieser angegebenen Richtlinie parallel ist.

Man kann den Einwand erheben, dass dieser untere Punkt meiner Augenhöhlen-Höhenachse veränderlich sei. Allein man muss bedenken, dass die Natur bei allen Variationen dieses Punktes sich doch an das Grundgesetz halten kann, dass die genannte Richtungslinie durch den Mittelpunkt der betreffenden Höhenlinie des Augenhöhleneinganges geht oder wenigstens innerhalb engster Fehlergrenzen. (Die Eigenschaft dieser Höhenlinie des Augenhöhleneinganges, ausserhalb des Nervencanales

zu liegen, in der nach aussen vom letzteren liegenden hohen Ausschweifung des oberen Randes verleiht ihr wahrscheinlich ihre Eignung.)

Ich will hier bemerken, dass ich diese Richtungsachse, beziehungsweise die durch sie gelegte, auf die Mittelebene senkrechte Ebene in zweifacher Weise bestimme. Entweder in der horizontalen Stellung der Mittelebene, wobei der Querschenkel des Fadenkreuzes des Fernrohres das Sehloch in eine obere und untere resp. in eine rechte und linke Hälfte der natürlichen Stellung theilt.

Oder die Richtlinie wird bestimmt bei senkrechter Stellung der Mittelebene, wobei der Querschenkel des Fadenkreuzes das Sehloch in die natürliche obere und untere Hälfte theilt [1]).

Jedenfalls bitte ich den von mir aufgestellten Satz über die Festlegung dieser Richtlinie und Richtebene als einen Ausgangssatz zur Discussion und nicht als eine Lehre hinzunehmen. Dass Sie unlängst in einem Briefe an mich dieser Richtebene die Eigenschaft zuerkennen, möglichst unveränderlich zu sein, sichert ihre Wichtigkeit. Ihren Vorschlag, die Richtlinie als Orbitallinie und die Richtebene als Orbitalachsenebene (Augenhöhlen-Achsenlinie) zu bezeichnen, nehme ich an.

Vielleicht werden wir zu einer anderen Richtlinie greifen müssen; vielleicht ist der Gedanke Gaudenzi's, die Achse des Augenmuskelkegels zu benützen, noch richtiger.

Der Umstand, dass der „höchste" Punkt selbst mit Hilfe des optischen Kathetometers noch etwas Schwankendes hat und dass die Grenzen des Kuppenbogens auch in der besten, jetzt herzustellenden Zeichnung mittelst einer exacten und exact eingestellten Zeichenvorrichtung etwas verschwommen sind, ergibt mögliche Fehlerquellen. Feuchte oder befeuchtete Schädel sind zur Ueberprüfung des Gesetzes geeigneter, weil die Krümmungen sich schärfer abheben. Weiters werden Schädel mit scharf gekrümmtem Kuppenbogen oder, noch besser, solche mit gradliniger Krönung der Höhe oder mit concavem Bogen vorzuziehen sein.

Man könnte hier die Frage vorlegen, ob man heute nicht mit grösserer Energie darauf dringen solle, dass die allgemein geübten Methoden, welche geradezu ein Hohn auf wissenschaftliche Messkunst sind, endlich verlassen werden.

Ich glaube nicht; denn vor Allem würden wir von all' den Herren des Faches kaum einen bewegen können, auf unser Verfahren einzugehen. Es fehlt ihnen die wissenschaftliche Vorbereitung, und wir müssen uns sagen, dass die Arbeit mit den heutigen Mitteln, trotz des ihnen anhaftenden Dilettantismus, noch von grossem Werthe ist. Eine Hauptaufgabe von heute ist es noch, Objecte zu sammeln, sie nach irgend welchen allgemeinen Gesichtspunkten auseinander zu legen und zu ordnen und sie zu „caserniren", wie sich Szombathy glücklich ausdrückt. Weiters haben die empyrischen Messungen das grosse Gesetz der Variation dargelegt, mit dessen Hilfe die Natur — durch Variation der einzelnen Elemente, aus denen der Schädel sich aufbaut — die unendliche Fülle individueller Verschiedenheiten schafft. Die Feststellung der Grenzen der Variabilität liefert schon definitive Bausteine. Wenn wir einmal den Gesetzen des Aufbaues gegenüber stehen werden, wird es sich zeigen, wie sehr durch einige Hauptmaasse die übrigen Maasse und damit die Formverschiedenheiten eingeengt werden, so dass man aus einer verhältnissmässig kleinen Zahl die übrigen mit hochgradig angenäherter Genauigkeit wird bestimmen können. Denn dies ist ja ein Hauptziel aller Messkunst, aus möglichst wenig Maassen alle übrigen zu finden.

Dass die Natur bei aller Variation einige Grundgesetze der Construction festhält, über die sie sich unter keiner Bedingung hinaussetzt, das haben die Fachleute gänzlich übersehen und bei ihrer heutigen Vorbereitung und bei den Hilfsmitteln, mit denen sie arbeiten, ist es ganz unmöglich, dass sie zur richtigen Einsicht gelangen. Auch die Pietät vor den Verdiensten und die Dankbarkeit für grosse Leistungen verbieten uns, das Eingehen in ein besseres Verfahren erzwingen zu wollen. Es sei uns ferne, auf Jene drücken zu wollen, auf deren Schultern wir stehen. Darum habe ich es auch verschmäht, den Fanatikern der Unvollkommenheit ihr polemisches Treiben gegen uns ad personam zu verweisen. Es entspricht meiner sittlichen Empfindung, lieber ein grosses Unrecht zu erdulden, als selbst ein kleines zu verüben.

Es wird einem künftigen Geschlechte von Gelehrten ganz unfassbar sein, dass z. B. die heutigen Fachmänner die Bedeutung des Satzes, dass jeder Schädel aus einer bestimmten Summe von Kugelschalen zusammengesetzt ist und dass daher jeder Schnitt eine bestimmte Summe von Kreisbogen enthält, nicht nur nicht erfasst, sondern sogar ignorirt und negirt haben. Es muss der schärfste Tadel über die Art ausgesprochen werden, ohne Nachprüfung einen Satz zurückzuweisen. Wer nicht in der Lage ist, einen Satz zu überprüfen oder das Vorhandensein einer angegebenen Thatsache feststellen zu können, braucht den Satz oder die Thatsache nicht als Voraussetzung zu benützen. Aber es ist geistig und sittlich nicht zu rechtfertigen, den Satz oder die Thatsache ohne Nachprüfung als nicht berechtigt oder als unrichtig zu erklären.

Es wird und muss bald eine Zeit kommen, in welcher den Fachmännern die Schuppen von den Augen fallen werden und in welcher ihnen der Staar gestochen sein wird, der sie heute hindert, die relativ einfachen Aufbaugesetze, welche die Formen der lebenden Welt beherrschen, zu erkennen. Denn dass das oben genannte Gesetz von der Zusammensetzung des Schädels ebenso wahr sei, als der Satz, dass die Erde sich um die Sonne dreht, ist zweifellos, und nur die Weigerung der Fachmänner, mit jenen Hilfsmitteln zu arbeiten, welche die technische Wissenschaft bietet und gebietet, erklärt die allgemeine unwissenschaftliche Ablehnung. Ich zweifle nicht, dass

[1]) Es wird vor Allem noch nachzusehen sein, und Sie, Herr Collega, sind vor Allem dazu berufen, ob die Ebenen, die man nach beiden Methoden erhält, ganz oder befriedigend zusammenfallen und ob wir bei der zweiten Methode die nach unten verlängerte Spitze der Eingangsöffnung des Sehcanals berücksichtigen sollen oder nicht.

die Ableugnung des Satzes die geheime Zustimmung der Mehrzahl der Fachmänner findet, aber „compacte Majoritäten“ in der Wissenschaft können nur die Geltung der Wahrheit gefährden, aber nicht die Wahrheit!

Man hört freilich von geachteter Seite den Satz aussprechen: „Der optische Kathetometer sei zu schön für den Schädel“ Würden aber die Morphologen von heute eine Ahnung von der Grundaufgabe der Morphologie haben, die Krümmungsflächen der organischen Körper zu bestimmen, so würden sie wissen, dass der optische Kathetometer in allen drei aufeinander senkrechten Richtungen mindestens eine zehnfach grössere Präcision, also eine tausendfache Verfeinerung haben müsste, um dieser Anforderung zu entsprechen. Zum Glücke können wir mit der in den Kathetometer organisch eingefügten Zeichenvorrichtung die Curven darstellen und wir können dadurch jene gesteigerte Feinheit und die ungeheuer gesteigerte Mühewaltung ersparen.

Wir hören oft den Satz aussprechen, die Form der organischen Körper decke ihre Leistung nicht. Um diesen Satz handelt es sich auch nicht. Die Leistung der Organe hängt von den eigenartigen chemischen und physikalischen Eigenschaften der eigenartigen Elemente ab, und zwei gleich geformte Organe können zwei ganz verschiedene Leistungen haben und umgekehrt.

Allein der Satz, dass aus den gestaltenden und den entgegenwirkenden Kräften sich die Formen der organischen Welt ergeben, ist ein Axiom, von dem jeder echt wissenschaftliche Naturforscher ausgehen muss. Daraus ergibt sich der unwiderlegliche Satz, dass wir die mathematischen Ansätze (Formeln) der Gestalt, der wachsenden und ausgestalteten lebenden Gebilde kennen müssen, um die gestaltenden Kräfte zu formuliren, und die echt wissenschaftliche Morphologie der Zukunft wird die betreffenden Vorarbeiten in der Schädellehre als mustergiltig und bahnbrechend begrüssen und mit Staunen die Thatsache registriren, dass eine Reihe genialer Forscher gegen die ersten Ergebnisse sich abwehrend verhalten hat.

Die allgemeinen Gesetze des Aufbaues in der organischen Welt sind lange nicht so unzugänglich, als sie aussehen. Cylindrische Körper wachsen nach der einen Richtung selten geradlinig, sondern durch Verbiegung der Achse und die Krümmungen mehren sich, je weiter das Wachsthum gedeiht. Das sehen wir z. B. an der Chorda des Gehirns, welche die Grundanlage des Gehirnstammes und ihm entsprechend die Schädelbasis ist. Der Grund dieser Verbiegung liegt im Verhältnisse zum ernährenden und abführenden Saftstrome und im Widerstande der Umgebung. Vergessen wir nicht, dass die Organe ihre Form im Thierleibe in jener Zeit erhalten, in welcher der Saftstrom, wie bei den Pflanzen, interstitiell und ohne geschlossenes Gefässsystem fliesst und dass zu der Zeit der biochemische Hunger der Gewebe die alleinige Triebkraft dieses Stromes ist.

Im Querschnitt senkrecht auf die Achse wächst der Cylinder durch Anlagerung und in der Regel ungleich nach den verschiedenen Seiten der Achse, quasi durch ungleiche blasig-cylindrische Anlagerungen. Die Achsen dieser seitlichen Anlagerungen können bei ihrem Wachsthum andere Krümmungen einschlagen, als die ursprüngliche der ersten Anlage, und wo die Richtung der Krümmung aus dem gemeinschaftlichen Stamme herausstrebt, kommt es zur Bildung von Verzweigungen. Vorwaltend in der Pflanzenwelt, aber auch häufig im Gebiete des thierischen Leibes, z. B. bei Geweihen, herrscht dieses Grundgesetz des Aufbaues. Raumrücksichten nach aussen walten in der Pflanzenwelt weniger ob, aber die Rücksichten auf Erleichterung des Saftstromes und auf eine grossflächige Berührung mit der Luft.

Häufig erheben sich aber aus der cylindrischen oder sphärischen Grundanlage Blasen, aus denen sich an Stellen des kleinsten Widerstandes und des grössten Wachsthumstriebes neue Blasen erheben, bis das ganze Gebilde seinen Wachsthumsabschluss findet.

Die Verkrümmung der Grundachse beim Wachsthum und das cylindrisch-blasige und blasige Auswachsen bilden das biomechanische Grundprincip des Wachsthums des Gehirnes und seines knöchernen Aufgusses in der Form des Schädels. Dass für die Zuleitung einerseits und für die zusammengesetzte Vertheilung und die mannigfache Verknüpfung der Leistungen andererseits dies die vollendetste Formbildung ist, wird ein Mathematiker der Zukunft leicht erweisen können.

Daraus ist klar, welche Bedeutung die Lehre von der bestimmten Anzahl von Kugelschalen und von den Krümmungen der Schädelbasis für die Morphologie des Gehirnes und des Schädels hat und dass diese Lehre die Grundlage für die Biomechanik des Gehirnes und des Schädels bilden muss, sowie dass wir aus dem Erkennen dieser Kugelschalen die Bildung des Gehirnes im Ganzen und seiner einzelnen Theile ableiten können. Es versteht sich von selbst, dass ein directer Schluss auf die Gehirnleistung aus der Form nicht gemacht werden kann, sondern dass alle Elemente der Schädelgleichung und der Gleichung des äusseren Gehirnbaues nur ein kleiner Theil der complicirtesten Gleichung in der Natur, nämlich der Gleichung der Gehirnleistung ist. Die von der Morphologie unabhängig betriebenen Studien über den geweblichen Bau und die Einzelleistungen der Gehirnelemente und das Studium der Seelenthätigkeit des Menschen und der Menschen müssen die anderen Elemente der grossen Gehirngleichung liefern Die Gestaltungsgleichung und die davon abgeleitete Gleichung der gestaltenden Kräfte sind nur ein Theil der Gesammtgleichung, aber jener Theil, der einer exacten Forschung zunächst und am leichtesten zugänglich ist[1]).

Es wurden hier einige aus der Beobachtung gewonnene Fundamentalsätze über den Aufbau der organischen Körper entwickelt. Ich will hier noch einige andere Sätze hinzufügen, die ich bereits früher (siehe „Vergleichende Anatomie der Gehirnoberfläche“, Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde von Eulenburg,

[1]) Nach dieser Auseinandersetzung werde ich wohl in Zukunft nicht mehr unter der irrigen Meinung zu leiden haben, dass ich aus morphologischen Veränderungen am Kopfe, am Schädel und am Gehirne unmittelbare Schlüsse auf seelische Sonderheiten mache.

II. Aufl.) entwickelt habe und die einer künftigen wissenschaftlichen Biomechanik zu Grunde gelegt werden müssen. Sie lauten:

1. Die Natur arbeitet ohne Kräfteverluste, d. i. mit voller Nutzwirkung.

2. Sie arbeitet mit dem vollendetsten Stoffe im kleinsten Raume.

3. Sie kann bei kleinstem Raume die grösste Oberfläche und umgekehrt bei grösstem Inhalte die kleinste Oberfläche erzielen.

4. Form und Inhalt wie Form und Wesen, d. i. Form und Leistung sind von einander abhängig.

Bei allen Anlagen von Organen, welchen Dauerleistungen für das Leben anvertraut sind, herrscht das Princip der scheinbaren L u x u s b i l d u n g, indem jedes Organ unter gewöhnlichen Verhältnissen nur mit einem Bruchtheile seiner Kraft arbeitet.

Dasselbe Princip der Luxusbildung herrscht dort, wo die Erfüllung des Zweckes von äusseren Verhältnissen abhängt, wie bei allen Formen des Samens.

Es möge hier wieder betont werden, dass solche Fundamentalsätze heute noch eine Gefahr für die Einbildungskraft der Biologen in sich bergen. Wenn diese einmal geschulte, mathematische Denker sein werden, dann werden diese Sätze Ausgangspunkte der Erkenntniss und sichere Leiter der Kritik sein!

* * *

Lieber Collega! Erlauben Sie mir noch einen ehemaligen Meinungsunterschied zu berühren. Es hat sich in der Schädellehre, wie in allen Zweigen der Wissenschaft, der Missbrauch eingenistet, eine Art von Kauder-Griechisch nicht blos für Begriffe, sondern selbst für einzelne Formen und Punkte einzuführen, und wir sind bereits dahin gelangt, dass sich die Fachmänner der verwandtesten Wissenschaften nicht mehr verstehen und der Verallgemeinerung der Erkenntnisse ein ausserordentliches Hinderniss entgegengesetzt wird. Da wir triftige Gründe dafür haben, dass die Schädellehre die allgemeinste Verbreitung finde, so müssen wir dem genannten Missbrauche mit aller Kraft entgegensteuern. Eine allenfallsige kleine Erschwerung für den kleinen Kreis der Fachmänner durch Gebrauch von Ausdrücken in modernen Sprachen kann nicht in's Gewicht fallen gegenüber der ausserordentlichen Erleichterung der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse. Wir können z. B. Punkte durch Buchstaben und Zahlen ausdrücken, die sich von selbst an Zeichnungen verständlich machen und durch kleine Tabellen allgemein zugänglich gemacht werden können. Wir wollen auf einem zukünftigen anthropologischen Congresse Vorschläge in dieser Richtung machen.

* * *

Erlauben Sie mir zum Schlusse, der Freude Ausdruck zu geben, in Zukunft vereint mit Ihnen arbeiten zu können. Wenn wir auch heute vereinzelt dastehen, wenn wir auch ferner vielleicht die Zustimmung und Anerkennung unserer Fachgenossen nicht finden werden, so wird uns doch das Bewusstsein aneifern, im Dienste echter biologischer Wissenschaftlichkeit vorzuarbeiten. Die wahre Entschädigung wissenschaftlicher Arbeit liegt ja nicht im augenblicklichen Erfolge, sondern in der Wollust des Schaffens!

W i e n, im Oc'ober 1894.

5. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

L'époque éburnéenne et les races humaines de la période glyptique. Par Ed. Piette. Saint-Quentin, Imprimerie Charles Poette, rue Croix-belle-porte, 21. 1894. 8°. 28 S.

Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. Von W. Radloff. Zweite Lieferung: Die Denkmäler von Koscho-Zaidam. Glossar, Index und die chinesischen Inschriften, übersetzt von W. P. Wassiljkw. St. Petersburg, 1894. Commissionäre der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften: in St. Petersburg: Eggers & Co. u. J. Glasunoff; in Riga: N. Kymmel; in Leipzig: Voss' Sortiment (G. Haessel). Preis 1 Rub. = 2 Mark 50 Pf. 8°. S. (83—174). Mit 2 Tabellen.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. V. 1894. Mjeseca Maja. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a vr. Sarajevo. Zemaljska štamparija. 1894. S. 223—288, 103—118.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume III. No. 2. May 1894. Dublin: Published at the Academy House, 19 Dawson-Street. Sold also by Hodges, Figgis & Co. (Ltd.), Grafton-St.; And by Williams & Norgate. London: 14, Henrietta-Street, Covent Garden. Edinburgh: 20, South Frederick-Street. 1894. Price Two Shillings and Sixpence. (305—400) + (145—162) + 4 + 8 S. Plate VI—X.

Zur Steppenfrage. Von Prof. Dr. A. Nehring in Berlin. Sonder-Abdruck aus Band LXV, Nr. 23 des „Globus". 6 S.

Franz Boas: Eskimo tales and songs. [Journal of American Folk-Lore; p. 45—50.]

The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXX. Part XI, XII. Dublin 1894. (419—512) S. Plate XXII—XXVII.

Atlas der Alterthümer der Mongolei. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Dr. W. Radloff. Zweite Lieferung. Tafeln: VI, XXVII, XXXVI, LIII, LXI, LXIII, LXXI—LXXXII und zwei Marcherouten der Orchon-Expedition. [Arbeiten der Orchon-Expedition.] St. Petersburg. Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wass. Ostr., 9 Lin., No. 12. 1893. Preis 8 Rubel. 14 S. Fol.

Römische Strassen in Bosnien und der Hercegovina von Philipp Ballif, bosn.-herceg. Baurath. Herausgegeben vom Bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. I. Theil mit 24 Abbildungen auf 12 Tafeln und 1 Karte nebst einem Anhang über die Inschriften von Dr. Karl Patsch. Wien 1893. In Commission bei Carl Gerold's Sohn. IV, 70 S. 4° [Geschenk vom k. u. k. Reichs-Finanzministerium.]

Observaciones antropométricas en los Cacereños, por Telesforo de Aranzadi. [Actas de la Sociedad española de Historia natural. Segunda serie, tomo III (XXIII). Sesión de Enero de 1894.] 4 S. 8°.

2 Photographien von egerländischen Gehöften. Geschenk von Herrn Alois John, Herausgeber des Literarischen Jahrbuchs für Westböhmen, in Eger.

A. Nehring: Wurden Bären-Unterkiefer in der Vorzeit wirklich zum Zerschlagen von Knochen benutzt? [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. December 1893, p. 573—574.]

A. Voss und A. Nehring: Eine durchbohrte Hacke aus den Beinknochen eines Urochsen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Februar 1894, p. 115—117.] Mit 1 Tafel.

C. A. Melander: Archäologische Fragen in botanischer Beleuchtung. Von J. Mestorf. [Archiv für Anthropologie. Bd. XXII, p. 263—266.]

Aus der skandinavischen Literatur. Von J. Mestorf in Kiel. [Archiv für Anthropologie. Bd. XXII, p. 464—485.]

XI. Výroční zpráva musejního spolku „Včela Čáslavská" za leta 1892—1894. V Čáslavi 1894. Nákladem „Včely Čáslavské". — Tiskem Fr. Starcha. 44 S. 8°. Mit 3 Tafeln. [Geschenk von Cl. Čermák.]

Contributo allo studio del tatuaggio negli antichi Peruviani del Dott. Jacopo Danielli libero docente d'Antropologia. II. 14 pp. Mit 4 Tafeln. [Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Volume XXIV, Fascicolo 1° — 1894.]

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. III. Band. 5.—7. Heft. Guben 1894. Druck von Albert Koenig. S. 235 bis 366. Mit 1 Tafel.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 13ª Serie-Nos 3, 4. Lisboa, Imprensa nacional. 1894. (109—290) S. Mit 6 Tafeln.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 6. Juni 1894. S. 41—48.

Actes de la Société scientifique du Chili fondée par un groupe de Français. Quatrième Année. Procès-verbaux des séances générales (Feuilles A—H; Mars—Mai). Notes et Mémoires (Feuilles 1—4). Planches I—II. Santiago, Imprenta Cervantes. 73, Calle de la bandera, 73. 25 Mai 1894. Tome IV (1894), 1ère livraison. LXIV + 32 S.

Einige Notizen über die pleistocäne Fauna von Türmitz in Böhmen. Von Prof. Dr. A. Nehring in Berlin. [Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1894. Bd. II.] 14 S. 8°.

The Anthropology of the North American Indian. By Dr. Franz Boas. [Reprinted from Memoirs of the International Congress of Anthropology. Chicago; Schultr Publishing Co. Copyright. — Physical Anthropology. S. 37—49.] 24 S. 8°.

Vierzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer bei der Universität Kiel, herausgegeben von J. Mestorf. Kiel 1894. Universitäts-Buchhandlung (Paul Toechr.) 24 S. 8°.

Sperminum-Poehl in chemischer, physiologischer und therapeutischer Beziehung. Von Dr. G. Bubis. St. Petersburg, Buchdruckerei von Wienecke, Katharinenhofer Prosp. Nr. 15. 1894. II, 84 S. 8°.

Raccolta di documenti Relativi ai Monumenti Artistici di Spalato e Salona per Dr. Luca Jelić. Fascicolo I. Spalato. Tipografia A. Zannoni (St. Bulat) 1894. 56 S. 8°.

Katalog über die Erwerbungen für die Anton Petermandl'sche Messer-Sammlung der k. k. Fachschule und Versuchs-Anstalt in Stadt Steyr im Schuljahre 1893/94. Mit Abbildungen: Tafel I, II und III. Druck von G. Bruckschweiger in Steyr. 16 S. 8°.

Antiquitäten-Zeitung. Zentral-Organ für Sammelwesen und Alterthumskunde. Herausgegeben unter Mitwirkung bewährter Fachleute von Udo Beckert in Stuttgart, Böblingerstrasse 2. 2. Jahrgang, Nr. 30. 25. Juli 1894. 4 S. Fol.

The correlation of Anatomical or physiological measurements. By Franz Boas. [From The American Anthropologist for July, 1894.] S. 313—324. 8°.

On various supposed relations between the American and Asian races. By D. G. Brinton. [Reprinted from Memoirs of the International Congress of Anthropology. Chicago; Schultr Publishing Co. Copyright. Ethnology. S. 145—151). 8 S. 8°.

The present Status of American linguistics. By Daniel G. Brinton. [Abstract.] Linguistics. S. 335—338. 4 S. 8°.

The „Nation" as an element in Anthropology. By Dr. Daniel G. Brinton. [Reprinted from Memoirs of the International Congress of Anthropology. Chicago; Schultr Publishing Co. Copyright. The Congress of Anthropology. Address by President. S. 19—34.] 26 S. 8°.

Classification of the Languages of the North Pacific Coast. By Franz Boas. [Reprinted from Memoirs of the International Congress of Anthropology. Chicago; Schultr Publishing Co. Copyright. S. 339—346.] 8 S. 8°.

Woordenlijst van de Bareë-taal, gesproken door de Alfoeren van Centraal Celebes beossten de rivier van Poso, benevens de Topebato-Alfoeren bewesten genoemde rivier door Alb. C. Kruyt, Zendeling-leeraar van het Nederlandsch Zendelinggenootschap. Uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de taal-, land- en volkenkunde von Nederlandsch-Indië. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1894. 124 S. 8°.

Dolls of the Tusayan Indians by J. Walter Fewkes, Boston, Mass. [Reprinted from the „Internationales Archiv für Ethnographie", Vol. VII, 1894.] Leiden, E. J. Brill, Publisher. 1894. II, 30 S. 7 Taf. 4°.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 7. Juli 1894. S. 49—56.

The alphabets of the Berbers. By Daniel G. Brinton, A. M., M. D., LLD., D. SC., Professor of American Archaeology and linguistics in the University of Pennsylvania. From the Proceedings of the Oriental Club of Philadelphia. 1894. 12 S. 8°.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. VI. 1894. Mjeseca Juna. Uredništov: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska Štamparija. 1894. S. 289—340, 119—134.

A study of certain figures in a Maya Codex. By J. Walter Fewkes. Hemenway Southwestern Archaeological Expedition. [Reprinted from the American Anthropologist, Vol. VII, No. 3, Washington, July, 1894. S. 260—274.] Mit 4 Tafeln.

A. Nehring: Die angebliche Verwendung von Bären-Unterkiefern zum Zerschlagen von Knochen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Mai 1894. S. 255—257.] 8°.

Mies: Maasse und anatomische Merkmale Havelberger Schädel nebst einem Vorschlage zu einem neuen Verfahren, den Schädel-Innenraum mit Wasser zu messen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Mai 1894. S. 257—270.] 8°.

Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1893 bis 31. März 1894. Separat-Abdruck. Berlin 1894. Druck von Gebrüder Grunert, Junkerstrasse 16. 8°. 28 S.

Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. Von Richard Andree. Sonder-Abdruck aus Band LXVI, Nr. 7 des „Globus". Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland". Herausgeber: Dr. Richard Andree, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. 4°. 6 S.

Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. New Series. Vol. XX. Whole Series. Vol. XXVIII. From May, 1892, to May, 1893. Selected from the Records. Boston: University Press: John Wilson and Son. 1893. 8°. VIII, 448 S.

Erzherzog Josef. Zigeunergrammatik, aus dem Ungarischen übersetzt von Anton Herrmann. Interims-Ausgabe als Festgruss an die XXV. Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft (Innsbruck, 24. bis 28. August 1894.) Budapest, Druck und Verlag von Victor Hornyánszky 1894. 8°. II, 160 S.

Schnecken und Muscheln im Leben der Völker Indonesiens und Oceaniens. Ein Beitrag zur Ethnoconchologie von J. D. E. Schmeltz, Conservator am Ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. Redacteur des Intern. Archivs für Ethnographie. — Ausw. Mitglied der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Ethnographie, Anthropologie und Naturgeschichte an der Universität Moskau; Corresp. Mitglied der Zoological Society, London; des Kgl. Indischen Instituts im Haag; der Anthropologischen Gesellschaften zu Florenz und Wien, etc. (Vorgetragen in der anthropol. Section der Versammlung der Brit. Association for the Advancement of Science zu Oxford am 14. August 1894.) Leiden, E. J. Brill, 1894. 8°. 46 S. Mit 1 Tabelle.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 13ª Serie, Nos 5, 6. Lisboa, Imprensa Nacional. 1894. 8°. (291—476) S.

Meriden Scientific Association. Annual Address. A Review of the year 1893 by the President Rev. J. T. Petter, A. M. Meriden, Conn. Press of the Horton Printing Co. 1894. 8°. 52 S. Mit 1 Porträt.

Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Für das Jahr 1892 zusammengestellt von Franz Weber. [Separat-Abdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 4°. 10 S.

Streiflichter auf Prähistorisches aus alten Schriftstellern. Von Oberamtsrichter F. Weber in München. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 2. 1894. S. 9—12.] 4°.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 8. August 1894. S. 57—74. 4°.

Gshicht Fun dä Altä Tsai'tä in Pensilfani. ("Sketch of the Olden Time in Pennsylvania.") By W. J. Hoffman, M. D., Washington, D. C. A Paper presented to the American Philosophical Society on the occasion of the Celebration of the 150 th Anniversary of its Foundation, May 22—26, 1893. Reprinted February 7, 1894, from Proc. Amer. Philos. Soc., Vol. XXXII. Philadelphia: MacCalla & Company, Prs., 237—9 Dock St. 1894. 8 S. 8°.

Human faculty as determined by race. Address by Franz Boas, Vice-President, Section H. before the Section of Anthropology, American Association for the advancement of Science, At the Brooklyn Meeting, August, 1894. [From the Proceedings of the American Association for the Advancement of Science, Vol. XLIII, 1894.] Printed by Geo. A. Aylward, The Salem, Press. Salem, Mass. 1894. 8°. 30 S.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljubojr Dlustuš. VII. 1894. Mjeseca Jula. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska Štamparija. 1894. 8°. (341—400) + 2 S.

Specimen of Songs of the Modoc Indians. Albert S. Gatschet. Reprinted from the "American Anthropologist" January, 1894, pp. 26 to 31. Washington, D. C. Judd & Detweiler, Printers, 1894. 8°.

The development of Sculpture. A preliminary paper by J. D. McGuire of Ellicott City, Maryland. [From The American Anthropologist for October, 1894.] Washington, D. C. Judd & Detweiler, Printers. 1894. 10 S. 8°.

Copper by C. Kirchhoff. Extract from „Mineral Resources of the United States Calendar Year 1892". — David T. Day, Chief of the Division of Mining Statistics and Technology. (Department of the Interior. United States Geological Survey. J. W. Powell, Director.) Washington, Government Printing Office, 1893. 8°. 28 S. (Geschenk von A. S. Gatschet.)

Lead and Zinc by C. Kirchhoff. Extract from "Mineral Resources of the United States Calendar Year 1892". — David T. Day, Chief of the Division of Mining Statistics and Technology. (Department of the Interior. United States Geological Survey. J. W. Powell, Director.) Washington, Government Printing Office, 1893. 8°. 20 S. (Geschenk von A. S. Gatschet.)

The Production of Iron Ores in 1892 by John Birkinbine. Extract from "Mineral Resources of the United States Calendar Year 1892". — David T. Day, Chief of the Division of Mining Statistics and Technology. (Department of the Interior. United States Geological Survey. J. W. Powell, Director.) Washington, Government Printing Office, 1893. 8°. 26 S. (Geschenk von A. S. Gatschet.)

Aluminum by Alfred E. Hunt. Abstract from "Mineral Resources of the United States Calendar Year 1892". — David T. Day, Chief of the Division of Mining Statistics and Technology. (Department of the Interior. United States Geological Survey. J. W. Powell, Director.) Washington, Government Printing Office, 1893. 8°. II + (227—264) S. (Geschenk von A. S. Gatschet.)

Production of Coal in 1892 by E. W. Parker. Abstract from "Mineral Resources of the United States". Calendar Year 1892. — David T. Day, Chief of the Division of Mining Statistics and Technology. (Department of the Interior. United States Geological Survey. J. W. Powell, Director.) Washington, Government Printing Office 1893. 8°. II + (263—550) S. (Geschenk von A. S. Gatschet.)

Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen von Gustav Bancalari. Mit 102 Abbildungen. Wien, Commissions-Verlag von Alfred Hölder, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 1893. 8°. II, 48 S. [Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.]

Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batak-Lande von Joachim Freiherr v. Brenner. Würzburg 1894. Verlag von Leo Woerl, k. k. Hofbuchhandlung. 8°. II, IV + 388 S. Mit 7 Tafeln und 2 Karten.

Crania Helvetica Antiqua. Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste auf 117 Lichtdrucktafeln abgebildet und beschrieben von Dr. Th. Studer, Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern, und Dr. E. Bannwarth, Privatdocenten der Anatomie an der Universität Bern. Leipzig 1894. Verlag von Johann Ambrosius Barth (Arthur Meiner). 4°.

Ueber Ursprung und Heimat des Urmenschen. Von Josef Müller. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1894. 8°. 64 S.

Les émules de Darwin par A. de Quatrefages, Membre de l'Institut, Professeur au Muséum d'histoire naturelle de Paris. Précédé d'une préface par M. Edmond Perrier, Membre de l'Institut, Professeur au Muséum, et d'une notice sur la vie et les travaux de M. de Quatrefages par M. E.-T. Hamy, Membre de l'Institut, Professeur au Muséum. Paris, Ancienne libraire Germer Baillière et Cie., Félix Alcan, Éditeur, 108, Boulevard Saint-Germain, 108. 1894. Tous droits réservés. [Bibliothèque scientifique internationale publiée sous la direction de M. Ém. Alglave. LXXVII. LXXVIII.] 2 Bände 8°. CXL, 156 + IV, 292, 32 S. (Geschenk von Madame J. L. A. de Quatrefages de Bréau.)

A la mémoire de Jean-Louis-Armand de Quatrefages de Bréau. 10 Février 1810 — 12 Janvier 1892. 4°. 116 S. Mit 9 Tafeln. (Geschenk von Madame J. L. A. de Quatrefages de Bréau und ihren Kindern.)

Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis (nebst analogen unedirten Funden aus Köln etc.) von R. Forrer. Mit 18 Tafeln, 250 Abbildungen, in Phototypie und Chromolithographie, nebst Clichéabbildungen im Text. Strassburg i. E. 1893. Druck von F. Lohbauer in Zürich. Phototypieen von J. Krakmer in Kehl. Chromolithographieen von R. Fretz in Zürich. 4°. 30 S.

Römische und Byzantinische Seiden-Textilien aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis von R. Forrer. Mit 17 Tafeln: 120 Abbildungen in Phototypie und Chromolithographie, nebst Clichéabbildungen im Text. Text und Tafeln auf Cartonpapier. Strassburg i. E. 1891. Druck von Emil Birkhäuser, Basel. Chromolithographieen von R. Fretz, Zürich. Phototypieen von Dr. Mertens & Cie., Berlin, und J. Krakmer, Kehl. Nicht im Buchhandel. 4°. 28 S.

Boletin del Instituto Geográfico Argentino publicado bajo la Direccion del Señor Presidente del Instituto D. Alejandro Sorondo, Profesor de Geografia Argentina en la Escuela Normal de Profesoras de la Capital, Miembro Honorario de la Sociedad Geográfica de Cochabamba, Corresponsal del Instituto Histórico y Geográfico Brasilero, de la Sociedad de Geografia de Rio de Janeiro, de la Sociedad Geográfica de Lima, de la de Estudios Geográficos é Históricos del Salvador, de la de Ciencias Naturales de Cherburgo, etc. etc. Tomo XIV, Cuadernos 9, 10, 11 y 12. Buenos Aires. Imprento „Roma", Calle Cuyo 852—56. 1894. 8°. S. 413—624. Mit 1 Tafel. Tomo XV. Cuadernos 1, 2, 3 y 4: II, 184 S. Mit 4 Tafeln.

Lissauer: Os Incae imperfectum. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Juni 1893. S. 303—305.] 8°.

Lissauer: Eine zweite Hausurne von Unseburg. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 10. März 1894. S. 161—162.] 8°.

Der Hausurnenfund von Seddin, Kreis Westpriegnitz. Ein Beitrag zur Zeitbestimmung der Hausurnen. Von A. Lissauer. Berlin. [Sonder-Abdruck aus Band LXVI, Nr. 9 des „Globus". Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland". Herausgeber: Dr. Richard Andree, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.] 4°. 4 S.

Prähistorische Recognoscierungstour nach der Bukowina im Jahre 1893. Von Josef Szombathy, k. u. k. Custos am Naturhistorischen Hof-Museum in Wien. Czernowitz 1894. Conc. Typo- und Lithogr. des Erzb. Silv. Morariu-Andriewicz. Im Verlage des Verfassers. [Sonder-Abdruck aus dem Jahrbuche des Bukowiner Landes-Museums, II. 1894.] 8°. 14 S.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. 3. Band. 8. (Schluss-) Heft. Guben 1894. Druck von Albert Koenig. 8°. VIII + (367—422) S. Mit 1 Tafel.

Journal and Proceedings of the Hamilton Association for session of 1893—94. Number X. Authors of Papers are alone responsible for statements made and opinions expressed therein. Printed for the Hamilton Association by the Spectator printing Company. 1894. 8°. 112 S.

Congrès internationaux d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique et de Zoologie à Moscou le 10 22—18/30 Août. Matériaux réunis par le Comité d'organisation des congrès concernant les expéditions scientifiques, les excursions et les rapports sur les questions touchant les congrès. Deuxième et dernière Partie. [Université Impériale de Moscou. Société Impériale archéologique de Moscou. Société Imp. des Amis des Sc. Nat. de Moscou. Société Imp. d'Acclimatation de Moscou.] Moscou 1893. 8°. IV, 268 S. Mit 25 Tafeln.

Sur divers points de l'anatomie de l'Orang-Outan. Par MM. J. Deniker et R. Boulart. [Gauthier-Villars et Fils, Imprimeurs-Libraires des Comptes Rendus des Séances de l'Académie des Sciences. Paris. — Quai des Grands-Augustins, 55. — 16 juillet 1894.] 4°. 4 S.

Cours d'Ethnographie comparée. Les figures sculptées sur les monuments mégalithiques de France. Par Adrien de Mortillet. [Association pour l'enseignement des sciences anthropologiques (reconnue d'utilité publique). Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie de Paris. Publiée par les Professeurs. Quatrième année — IX — 15 Septembre 1894. Extrait. Paris. Ancienne Librairie Germer Baillière et Cie, Félix Alcan, Éditeur, 108, Boulevard Saint-Germain, 108. 1894; p. 273—307.]

Památky archaeologické a místopisné. Organ Archaeologického Sboru Musea království Českého a Historického spolku v Praze. Redaktor: Dr. Josef Lad. Píč. Dílu XVI. sešit III.—VI. Roku 1893. V Praze. Nákladem Archaeologického Sboru Musea království Českého. V kommissi knihkupectví Fr. Řivnáče v Praze. 1893. 4°. S. 114—415. Mit Tab. VIII—XXIII.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. VIII. 1894. Mjeseca Augusta. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a vr. Sarajevo. Zemaljska Štamparija. 1894. 8°. (401—454) + (137—154) S.

Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1893.) 1894. (Second Session.) New South Wales. Presented to Parliament pursuant to Act 17 Vic. No. 2, sec. 9. 4°. 36 S.

Technogeography, or the relation of the Earth to the Industries of Mankind. By Otis Tufton Mason. [From The American Anthropologist for April, 1894, p. 137—162.] Washington, D. C Judd & Detweiler, Printers. 1894. 8°.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichte Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Fest-Sitzung am 12. Februar 1895 zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens.

1. Festrede des Präsidenten Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

Hohe und hochverehrte Versammlung!

Als Vorsitzender der Anthropologischen Gesellschaft ist mir die Ehre zugefallen, unsere heutige Festsitzung zu eröffnen. Es gereicht mir zur besonderen Freude, Se. königl. Hoheit den Herzog Wilhelm von Württemberg, Se. Durchlaucht den Herrn Ministerpräsidenten Fürsten Windischgrätz, Se. Durchlaucht Prinzen Ernst Windischgrätz, Se. Excellenz Grafen Hans Wilczek, Se. Excellenz Grafen Abensperg-Traun, Se. Excellenz Freiherrn v. Gautsch, Vertreter deutscher Schwestergesellschaften, zahlreiche naturwissenschaftliche Gesellschaften, sowie alle übrigen in so grosser Anzahl erschienenen hohen und hochverehrten Festgäste begrüssen zu dürfen. Leider befindet sich Graf Gundaker Wurmbrand nicht in unserer Mitte. Derselbe hat mich beauftragt, seinem lebhaften Bedauern hierüber Ausdruck zu verleihen.

Ich will es nun versuchen, Ihnen, hochansehnliche Versammlung, die wesentlichsten Momente unserer Geschichte während des verflossenen Zeitraumes in gedrängtem Bilde vorzuführen. Das Leben einer Gesellschaft steht aber in engster Abhängigkeit von dem Wirken ihrer Mitglieder. Ich werde somit die Leistungen unserer Mitglieder und die collective Thätigkeit unserer Gesellschaft in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung zu besprechen haben, woraus sich zugleich ein Ueberblick über die Entwicklung der unter dem Begriffe Anthropologie zusammengefassten Disciplinen in dem grössten Theile Oesterreichs ergeben wird.

Die Anthropologische Gesellschaft ist ein Seitensprosse der für den geistigen Aufschwung Oesterreichs typischen naturwissenschaftlichen Organisationen, welche ihren Ursprung dem Genie und der Thatkraft Wilhelm Haidinger's verdanken. Eine von der denkwürdigen Versammlung deutscher Naturforscher in Innsbruck 1869 ausgegangene Anregung zur Gründung einer deutschen Gesellschaft für Anthropologie hatte sofort ihre Wellen nach Wien geworfen. Von dem Wunsche durchdrungen, der Anthropologie auch in Oesterreich eine selbstständige Vertretung zu bereiten, bat ich Herrn Franz Ritter v. Hauer um seine kostbare Mitwirkung, die mir sofort in vollstem Maasse zutheil wurde. Einer der Ersten, welche uns Beifall zuriefen und beistanden, war der greise Wilhelm Haidinger. Rasch schloss sich ein Kreis von näheren Freunden, von Mitgliedern der geologischen Reichsanstalt und von berühmten Vertretern der nächstbetheiligten Disciplinen an uns an. Dem von uns gefertigten Aufrufe verdanken wir eine erweiterte Theilnahme geistig hochstehender Persönlichkeiten, mit deren Hilfe das Werk begonnen werden konnte.

Am 13. Februar 1870, um 12 Uhr Mittags, fand in den Räumen des Consistorialsaales der Universität die constituirende Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft unter dem Vorsitze des Hofrathes Professor Rokitansky statt. Rokitansky's Eröffnungsrede bezeichnet in der dem grossen Denker eigenthümlichen Tiefe die allgemeinen Gesichtspunkte einer wissenschaftlichen Anthropologie. So wurde, wie in Deutschland, auch bei uns die neue Richtung durch einen unsterblichen Meister der Naturforschung eingeführt, welcher ihr den Zauber seines Namens und seiner wissenschaftlichen Auffassung in die Wiege legte. Unsere Dankbarkeit hiefür wird niemals erlöschen.

Es wäre unbillig, anzunehmen, dass unsere Gesellschaft bei ihrem Entstehen eine tabula rasa vorgefunden hat. Es gab bereits zahlreiche Notizen über prähistorische Funde und prähistorische Sammlungen, wie jene des Barons Engelshofen; in Böhmen hatte Wocel, in Südtirol Baron Giovanelli, in Ungarn Florian Romer sich mit diesen Dingen beschäftigt. Vor Allem müssen wir der von Freiherrn v. Sacken geleiteten, in classischer Weise von ihm beschriebenen Ausgrabungen des Gräberfeldes von Hallstatt (1847—67) gedenken, welche dann vom Museum Francisco-Carolinum in Linz fortgesetzt wurden. Ausserdem hatte Sacken noch zahlreiche andere Funde aus Oesterreich beschrieben und in seinem Leitfaden nach dem Dreiperiodensystem geordnet. Auch die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien hat 1863 Pfahlbauforschungen veranstaltet. Für die physische Anthropologie lagen Sammlungen und Arbeiten von Hyrtl, Weisbach vor. Dr. Eduard Schwarz hat 1857—59 gelegentlich der Novara-Expedition Körpermessungen an Individuen verschiedener Rassen vorgenommen. Die österreichische Ethnographie war durch das monumentale Werk des Freiherrn v. Czörnig vertreten. Bezüglich der Volkskunde hatten die Anregungen der Grimm'schen Schule bei allen Volksstämmen unseres Vaterlandes mehr oder minder stark gewirkt. Für die allgemeine Ethnographie gab es starke Anlehnungspunkte in der berühmten Schule österreichischer Orientalisten, aus welcher u. A. unser unvergesslicher A. v. Kremer hervorgegangen ist. Zugleich besass Oesterreich eine Kraft ersten Ranges in Professor Friedrich Müller, welcher, neben Georg Waitz und Oscar Peschel, im III. Theile des Novara-Werkes und in seiner 1873 veröffentlichten „Allgemeinen Ethnographie" die noch heute allseitig anerkannte Grundlage einer wissenschaftlichen Ethnographie gelegt hat.

Die Ziele unserer Vereinigung, bei welcher die eben genannten hervorragenden Pfadfinder eifrigst mitwirkten, waren auf die methodische Entwicklung der schwächeren Keime gerichtet, sowie auf die Zusammenfassung und Verwerthung der bereits vorgeschritteneren, aber isolirten Thätigkeiten für die Bedürfnisse einer Naturgeschichte des Menschen in physischer und psychischer Richtung. Besonders wichtig erschien das Zusammenwirken der Naturforschung und der Archäologie auf dem bisher vernachlässigten Grenzgebiete beider Richtungen, der Urgeschichte. In einigen Nachbarländern waren unter diesen Voraussetzungen bereits einige Umrisse dieser Wissenschaft hervorgetreten. In Oesterreich waren für

die ältesten prähistorischen Epochen nicht wenige, jedoch eines inneren Zusammenhanges entbehrende Fundnotizen vorhanden. Hochstetter hatte als Mandatar der kaiserlichen Akademie 1863 nur Spuren von Pfahlbauten in fünf Seen Kärntens constatirt, welche am Keutschacher See mit günstigem Erfolge weiter verfolgt wurden. Wir können die methodische Thätigkeit der ausgezeichneten Archäologen des k. k. Münz- und Antikencabinets nicht hoch genug anschlagen. Um jedoch wahrhaft fruchtbringend wirken zu können, bedurfte dieselbe einer viel breiteren Grundlage von Erfahrungen, welche nur durch das Eingreifen vieler Interessenten zu beschaffen war. Dieses herbeizuführen, war unsere Aufgabe.

Eine grossherzige Spende Sr. Excellenz des Grafen Hans Wilczek setzte uns gleich nach unserer Constituirung in die Lage, eine selbstständige Arbeit zu beginnen. Wir beschlossen, die Seen des Salzkammergutes auf Pfahlbauten zu untersuchen, und übertrugen diese Arbeit dem jetzigen Handelsminister Sr. Excellenz Grafen Gundaker Wurmbrand, dem Entdecker und methodischen Erforscher der Pfahlbauten im Attersee und Traunsee. Unmittelbar daran schliesst sich die Untersuchung der Pfahlbauten im Mondsee durch Dr. Much. In diese erste Epoche fallen die Arbeiten von Jeitteles über die vorgeschichtlichen Reste von Olmütz und Troppau, die Ausbeutung des Laibacher Moores durch Deschmann und Freiherrn v. Sacken, ferner eine planmässige und überaus erfolgreiche Erforschung zahlreicher prähistorischer Ansiedelungen und Gräber in Niederösterreich, welche vor Allem das Verdienst des Dr. Much ist. Ihm folgt zunächst Graf Gundaker Wurmbrand, von dessen zahlreichen Arbeiten besonders seine Abhandlung über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth und die Funde von Joslowitz bahnbrechend gewirkt hat. Ich nenne noch den Grafen Heinrich Wurmbrand, Graf Hieronymus Mannsfeld, Ignaz Spöttl, Prälat Dr. Dungel in Göttweig. Dr. Heinrich Wankel eröffnete die Bahn in Mähren mit grosser Energie; ich erwähne hier nur dessen Erforschung der Höhlen von Sloup, der Byčiskála- und der Výpustek-Höhle. Professor Woldřich war in den meisten Theilen der Monarchie thätig, und zwar nicht blos als Prähistoriker, sondern auch als Paläontologe. Bereits 1874 begann er mit der Untersuchung der Wallbauten im südwestlichen Böhmen.

Das Hauptresultat dieser ersten Entwicklungsperiode bildet die Kenntniss der eigentlichen Steinzeit in Oesterreich. Bei der Wiener Weltausstellung 1873 war die Anthropologie bereits durch eine bemerkenswerthe Sammlung innerhalb des Rahmens der Abtheilung des Unterrichtsministeriums vertreten.

Von 1873 ab ward uns eine jährliche Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums zutheil. Dies war um so erfreulicher, als unsere materielle Lage bei der damals eingetretenen finanziellen Depression keineswegs glänzend war. Erst 1876 trat eine unbedeutende Besserung der Verhältnisse ein. Dass diese Schwierigkeiten nicht zum Stillstande führten, verdanken wir der Privatinitiative unserer Mitglieder, deren Namen bereits aufgezählt sind, besonders unseres verewigten Mitgründers Ferdinand v. Hochstetter. Am 29. April 1876 erfolgte die Allerhöchste Genehmigung von Hochstetter's Organisationsplan für das neue naturhistorische Hofmuseum, in welchem die Errichtung einer anthropologisch-ethnographischen Abtheilung vorgesehen war. Wir dürfen dieses folgenreiche Ereigniss als eines der wichtigsten Ergebnisse unserer Thätigkeit bezeichnen, da Hochstetter in lebendiger Antheilnahme an derselben die Gesichtspunkte gewonnen hatte, welche zur Ausarbeitung seines Antrages führten. Hochstetter trat mit der ihm eigenthümlichen Energie für seine Schöpfung ein. Seinem Einflusse ist die Bildung der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu danken, welche seit sechzehn Jahren das Ansehen und die Hilfsmittel der ersten wissenschaftlichen Corporation der Monarchie für die Vermehrung des anthropologischen Materials einsetzt. Dass unsere Beziehungen zum Hofmuseum stets die allerbesten waren, ist selbstverständlich. Wir hatten, abgesehen von persönlichen Verhältnissen, dabei nur jener alten Tradition zu folgen, welche Alles, was beschreibende Naturwissenschaft treibt, mit diesem Museum verknüpft. Die einträchtige Verfolgung gleicher Ziele führte 1877 zu einer noch innigeren Verbindung, zur Einverleibung unserer inzwischen nicht unbedeutend herangewachsenen Sammlung und unserer Bibliothek in die neue Abtheilung. Die Gesellschaft hat allerdings dadurch den Umfang ihrer Thätigkeit eingeschränkt und scheinbar an Selbstständigkeit verloren. Dies kam jedoch einerseits den Mitgliedern zugute, welche sich der Benützung der vortrefflich verwalteten Abtheilungsbibliothek erfreuen; andererseits blieb die Gesellschaft dadurch in der Lage, alle ihre Mittel ihren Veröffentlichungen zuzuwenden und damit den wichtigsten Theil ihrer Obliegenheiten zu erfüllen.

1875 brachte eine Steigerung unserer Hilfsmittel durch den niederösterreichischen Landesausschuss. Von 1877 an ward uns eine jährliche Subvention von Seiten Seiner Majestät des Kaisers gewährt.

Hochstetter begann seine wissenschaftliche Thätigkeit mit der Wiederaufnahme der Ausgrabungen von Hallstatt. Von 1878 an erfolgten dessen Arbeiten in den von Deschmann entdeckten Gräberfeldern von Watsch, Margarethen, an zahlreichen anderen Gräbern, Wohnplätzen und Wallanlagen in Krain. Sie haben die bisherigen Anschauungen über die Hallstatt-Periode ungemein erweitert und auf die gesammte europäische Urgeschichte wesentlich eingewirkt. Damit parallel gehen zahlreiche Untersuchungen des unermüdlichen Dr. Much in Niederösterreich und Steiermark, desselben sowie des P. Lambert Karner über die künstlichen Höhlen in Niederösterreich, des Grafen Gundaker Wurmbrand in Steiermark, des Custos Franz Heger in Niederösterreich u. s. w. In Mähren wirkte neben Dr. Wankel Karl Maška. Um 1880 begann es sich auch in Böhmen zu regen, wo Smolik, Heger, Woldřich, Ludwig Schneider, Břetislav Jelínek bereits vorgearbeitet hatten. Das persönliche Interesse, welches Fürst Adolf Schwarzenberg, Graf Georg Waldstein, Graf Erwin Schön-

BORN den prähistorischen Studien entgegenbrachten, hat eine Menge sehr fruchtbarer Untersuchungen veranlasst. 1882 begannen auch die Ausgrabungen zu Rosegg durch BARON HAUSER, die Arbeiten von PAOLO ORSI und L. v. CAMPI im Trentino, von MARCHESETTI und Professor MOSER in Istrien.

Wenn wir von Galizien absehen, welches in dieser Richtung Bedeutendes unter Initiative der Krakauer Akademie geleistet hat, aber ganz selbstständig vorgegangen ist, so hat die 1870 von Wien ausgegangene Anregung auf die wichtigsten der im Reichsrathe vertretenen Länder einen sehr bemerkbaren Einfluss schon innerhalb der ersten zwölf Jahre ausgeübt. Unsere Gesellschaft bildete einen geistigen Mittelpunkt für die methodische Forschung. Beim Durchblättern dieser Zeitschrift werden Sie kaum einen der wichtigeren Gesichtspunkte vermissen, welcher die europäischen Prähistoriker in diesem Zeitraume beschäftigt hat. Die Cooperation von FREIHERRN v. SACKEN, welcher nach dem Ableben ROKITANSKY'S das Präsidium 1879—1882 inne hatte, und von Dr. MUCH, unserem wissenschaftlich und administrativ von 1876 bis incl. 1883 überaus thätigen Secretär, vereinigte in seltenem Maasse die geistigen Vorbedingungen zur Ueberführung der eifrigen, aber zum Theile ungeschulten Bestrebungen in exactere Bahnen. In dieser Zeit vollzog sich auch mit dem Eintritte von OTTO BENNDORF (1882) eine für uns so bedeutungsvolle Annäherung der classischen Archäologie. BENNDORF'S Vorträge, seine Theilnahme an verschiedenen, von HOCHSTETTER und WURMBRAND angeregten Discussionen über die Cultur der Hallstätter Epoche haben uns vielfältig gefördert.

Unsere Thätigkeit auf dem Gebiete der physischen Anthropologie wurde 1871 eingeleitet durch MEYNERT (Unterschied im Gehirnbau der Menschen und Säugethiere), durch den wichtigen Vortrag des Hofrathes K. v. LANGER über Gesichtsbildung, durch die Arbeiten und Discussionen über den Schädel von Brüx, an welchen besonders Dr. v. LUSCHAN und WOLDŘICH betheiligt waren. Daran schliessen sich bald kraniologische Arbeiten von Dr. EMIL ZUCKERKANDL und Dr. WEISBACH. Der erstgenannte Forscher veröffentlichte ausserdem 1875 die Beschreibung des auf der Novara-Expedition gesammelten Schädelmateriales. Dr. WEISBACH hat Körpermessungen an verschiedenen Menschenrassen 1877 in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht. Prof. Dr. BENEDIKT hat in unseren Mittheilungen vielfach kraniometrische Fragen behandelt (1879, 1880, 1881). Kleine Beiträge verdanken wir Dr. FELIX LUSCHAN, A. B. MEYER, Dr. WANKEL.

Für die Ethnographie waren wir anfänglich fast gänzlich auf die überaus fruchtbare Unterstützung FRIEDRICH MÜLLER'S angewiesen. Von 1876 an fanden Erörterungen über die ethnographischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel, zunächst an der Hand der Beobachtungen unseres berühmten Balkanforschers F. KANITZ, statt. Die Arbeiten von FLIGIER auf diesem Gebiete sind allerdings wichtigen Einwänden begegnet. Wir können sie nur als Anregungen auffassen zur Verfolgung jener Bemühungen, welche durch RÖSLER (rumänische Studien 1871), durch HUNFALVY und SCHWICKER vom historischen Standpunkte aus unternommen, von MIKLOSICH, GEITLER, TOMASCHEK mit den Mitteln exacter Sprachforschung weitergeführt wurden. Die Lösung der Frage über den Ursprung und die Vertheilung der Rumänen bildet einen Angelpunkt der Ethnographie Osteuropas. Gegen das Ende der 1870er Jahre stellten sich Beiträge von Custos HEGER, Hofrath A. B. MEYER, Dr. RICHARD ANDREE u. s. w. in sehr willkommener Weise ein.

Unsere collective Thätigkeit in jener Epoche äusserte sich ausserdem in der Betheiligung an der retrospectiven Ausstellung im Trocadero, gelegentlich der Pariser Ausstellung 1878, ferner in den von uns veranstalteten Wanderversammlungen in Laibach 1879, in Salzburg 1881; an der letzteren Versammlung haben die deutschen Anthropologen, dem Beispiele RUDOLF VIRCHOW'S folgend, zu unserer Befriedigung sich lebhaft betheiligt.

Im Jahre 1882 geschah ein weiterer erfolgreicher Schritt. Wir fassten den Beschluss, einen Fond für praktische Arbeiten zu schaffen. Da wir damals nur 170 Mitglieder zählten, konnten wir nur auf ausserordentliche Zuflüsse für diesen Zweck rechnen. Durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers wurde uns neben einer regelmässigen Jahressubvention ein weiterer namhafter Betrag aus Allerhöchst dessen Privatcasse bewilligt. Diese hochherzige Initiative hat die Ungunst unserer materiellen Verhältnisse einigermassen ausgeglichen. Sie versetzte uns in die Lage, die für eine Erfahrungswissenschaft unerlässliche Beschaffung des Materiales in etwas rascherem Tempo zu betreiben. An diesem festlichen Tage sei hiefür unserem erhabenen Monarchen unser unauslöschlicher und ehrfurchtsvollster Dank dargebracht. Das hohe k. k. Unterrichtsministerium hat uns wiederholt für bestimmte Aufgaben Extradotationen bewilligt und uns zu tiefem Danke verpflichtet. Viele Private schlossen sich diesem Beispiele an; so spendeten uns WILHELM R. v. GUTMANN, FÜRST FERDINAND KINSKY, BARON KÖNIGSWARTER, BARON KÜBECK, GRAF WILCZEK, GRAF WURMBRAND, FÜRST WINDISCHGRÄTZ, MILLER v. AICHHOLZ, WIENER v. WELTEN, Herr F. v. ZWIKLITZ, Fräulein ANNA GROHMANN, I. SPÖTTL, FÜRST SCHWARZENBERG, FÜRST CLARY im Laufe der Jahre namhafte Beiträge zu diesen Zwecken. Wir werden die Namen dieser uneigennützigen Förderer der Wissenschaft in Ehren halten.

Diese günstigen Verhältnisse kamen allerdings in erster Linie der Urgeschichte zugute. Nur das Wichtigste hervorhebend, erinnere ich an die von Custos J. SZOMBATHY und V. RADIMSKY ausgeführten Ausgrabungen bei Wies (1882, 1883), an die Arbeiten der Herren A. B. MEYER, SZOMBATHY, M. HOERNES auf der Gurina (1884—1887), an die Grabungen des Professors FR. v. WIESER in Hötting bei Innsbruck (1883), an die Untersuchungen SZOMBATHY'S in Gemeinlebarn, in Rosegg (1884), an jene von Dr. M. HOERNES in St. Michael (1886), Oedenburg und Istrien (1890—1892). 1892, 1893 und 1894 hat Herr SZOMBATHY die prähistorische Forschung nach Dalmatien und in die Bukowina mit Hilfe dieses Fonds getragen und somit eine der wichtigsten Aufgaben der Gesellschaft, die Anregung

der Arbeiten in allen österreichischen Ländern, zur Durchführung gebracht.

Wir durften jedoch dabei nicht stehen bleiben. Es bestand das dringende Bedürfniss, auch die anderen anthropologischen Disciplinen etwas methodischer zu betreiben, worin uns, wie bereits angedeutet, die Polen vorausgegangen waren. Als 1883 Professor Dr. Zuckerkandl in Tirol und Kärnten, Professor Dr. Holl in Tirol ihre kraniologischen Uebersichtsaufnahmen in unserem Auftrage begannen, lagen nur kurze Mittheilungen von Rabl-Rückhardt, von Dr. Johannes Ranke und Dr. Tappeiner über Tirol, ferner eine interessante Arbeit von Zuckerkandl über die Kraniologie der Deutschen in Oesterreich vor. Allerdings erschienen noch in demselben Jahre die wichtigen Studien von Dr. Tappeiner über die Anthropologie Tirols. Holl's anthropologische Aufnahmen in Tirol und Vorarlberg erstrecken sich auf die Jahre 1883—1887. Zuckerkandl durchforschte 1883 Kärnten, Krain und Steiermark. Da um diese Zeit Professor Dr. Rabl aus eigener Initiative leider noch unverwerthetes Material im Kronlande Salzburg sammelte, waren doch wenigstens für die physische Anthropologie der Alpenländer die wichtigsten Anhaltspunkte erobert. Unabhängig von uns veröffentlichte Dr. A. Weisbach 1884 eine Monographie über die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer als Supplement des Bandes XVI der Berliner Zeitschrift für Ethnologie.

Durch eine 1883 erfolgte Verbindung mit Dr. Fr. S. Krauss erlangte die österreichische Volkskunde eine nachdrücklichere Vertretung in unserer Mitte, als bisher. Sie finden die Früchte dieser für unsere Zwecke sehr werthvollen Cooperation in unseren „Mittheilungen" von 1883 ab. Neben anderen Arbeiten war es Dr. Krauss möglich, sein umfassendes Werk über „Sitte und Brauch der Südslaven" 1884 abzuschliessen. Die damals reichlichen Zuflüsse zu unserem Arbeitsfond setzten uns in den Stand, die von Krauss längst geplante ethnographische Forschungsreise nach Bosnien, für welche sich der verblichene durchlauchtigste Kronprinz Rudolf lebhaft interessirte, zur Durchführung gelangen zu lassen. Eine unter dem Vorsitze von Dr. Fr. Müller 1884 gebildete ethnographische Commission hat die Drucklegung eines ausführlichen Fragebogens über die Ethnographie der Südslaven von Dr. Fr. S. Krauss veranlasst. Dr. Krauss war uns mehrere Jahre hindurch ein eifriger Mitarbeiter, dem wir auch sonst manche werthvolle Verbindungen verdanken.

Als eine weitere Frucht mehrjähriger Bemühungen dürfen wir das im Jahre 1885 erfolgte Erscheinen des ersten Supplementheftes zu unseren „Mittheilungen" bezeichnen, welches die „Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut der Schulkinder Oesterreichs" vom Regierungsrathe Gustav Adolf Schimmer enthält. Das Material verdanken wir der k. k. statistischen Central-Commission. Das k. k. Unterrichtsministerium hat uns die Herausgabe dieser an die gleichartigen Untersuchungen in der Schweiz und in Deutschland anschliessenden Erhebungen ermöglicht.

Die lebendigste Anregung aller auf die österreichische Volkskunde gerichteten Bestrebungen ward uns durch Se. k. u. k. Hoheit den durchlauchtigsten Kronprinzen Rudolf zutheil. Am 1. December 1885 erschien die erste Lieferung des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild". Wir können es nicht hoch genug anschlagen, dass in diesem monumentalen Werke durch die eigenste Willensentschliessung des durchlauchtigsten Urhebers der Standpunkt der modernen Ethnologie zur Geltung gebracht werden konnte.

Auf dem von uns 1885 zu Klagenfurt veranstalteten Congresse haben die Vorträge der Herren Hauser, Deschmann, Alphons Müllner, Seeland, L. v. Campi, Fürst Ernst Windischgrätz einen Aufschwung der prähistorischen Forschung entschieden constatirt. Die Discussionen über die Keltenfrage erhielten eine exactere Unterlage durch die damals zuerst von Szombathy in den Alpen nachgewiesenen La Tène-Funde. Graf G. Wurmbrand besprach einen der Cardinalpunkte der europäischen Urgeschichte, die Wechselbeziehungen zwischen den nordischen Völkern und Kelten. Die Ethnographie war durch den Reisebericht des Dr. Fr. S. Krauss, die physische Anthropologie durch wichtige Mittheilungen der Herren Dr. Holl und Zuckerkandl über die kraniologischen Eigenthümlichkeiten der Alpenbewohner vertreten.

Im Laufe der letzten zehn Jahre war es uns nicht blos möglich, unsere Thätigkeit auf die bis dahin noch unberührten Kronländer auszudehnen, wir haben auch die von uns gelegten Keime zu schöner Entwicklung gelangen sehen. Ein wesentlicher Antheil hieran fällt der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale zu, welche, seitdem sie Dr. Much zu den Ihrigen zählt, der Urgeschichte das grösste Interesse zuwendet. Die Landesmuseen verfolgen diese Gesichtspunkte mit grossem Eifer; dazu treten aber im Laufe dieser Zeit neue Schöpfungen, jene des čechischen Museumsvereines in Brünn, die prähistorische Abtheilung des Museo civico di Storia naturale in Triest, die Landesmuseen in Sarajevo und Czernowitz, die Localmuseen in Budweis, Pilsen, Časlau, Znaim, jene des Fürsten Schwarzenberg, des Fürsten Ernst Windischgrätz und des Grafen Georg Waldstein. Professor Woldřich, Makowsky, Karl Maška, Kříž, Niederle studirten vorzugsweise die paläolithischen und neolithischen Reste in Böhmen und Mähren; anschliessend an Wurmbrand haben sie den diluvialen Menschen wohl sichergestellt. Anschliessend an Pulszky fasste Much unter Anderem die Kupfercultur besonders in's Auge. Die Grabungen von Heger und Szombathy in Niederösterreich, von Smolik, Píč, Břetislav Jelínek in Böhmen, von Wankel und Palliardi in Mähren haben die eigentliche Bronzezeit nachgewiesen. Unsere Kenntniss der Hallstätter Cultur wurde abermals erweitert durch die grossen Arbeiten von C. v. Marchesetti und Szombathy in Sta. Lucia, von Hoernes in St. Michael u. s. w., vor Allem durch die von Sr. Excellenz dem Reichs-Finanzminister v. Kallay seit 1888 eingeleiteten Grabungen auf dem Glasinac, deren geistige Führung Dr. M. Hoernes

übertragen wurde. HOCHSTETTER's Erwartung, dass Bosnien uns eine Etappe nach Griechenland liefern werde, hat sich allerdings nicht erfüllt. Die Hochebene von Glasinac ist vielmehr nach SZOMBATHY's treffendem Ausdrucke eine Sackgasse, in der sich die Hallstatt-Cultur ausgelebt hat. Doch hat dieses grossartige, durch Jahrhunderte benützte Gräberfeld noch nicht das letzte Wort gesprochen. Aus den Verhandlungen des vorjährigen Congresses zu Innsbruck lassen sich vortrefflich die Fortschritte beurtheilen, welche innerhalb dieses Zeitraumes bezüglich der Gliederung aller prähistorischen Culturschichten erzielt wurden.

Durch die verhältnissmässig rasch erfolgte Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte hat die Urgeschichte die physische Anthropologie einigermassen überholt. Gleichwohl weist auch die jüngste Epoche bemerkenswerthe Fortschritte dieser Disciplin in Oesterreich auf. Ich erinnere an die Arbeiten von NIEDERLE, MERLIN, Dr. v. LANGER, ZUCKERKANDL in unseren „Mittheilungen". Dr. WEISBACH hat 1889 den Zigeuner-, 1890 den Maorischädel, 1892 die Deutschen Niederösterreichs beschrieben. 1887 übernahm eine Specialcommission, bestehend aus C. TOLDT, KUNDRAT, MEYNERT und WEISBACH, die Untersuchung der Ueberreste berühmter Persönlichkeiten gelegentlich deren Uebertragung auf den Centralfriedhof. Herrn Oberstlieutenant HIMMEL verdanken wir Erhebungen über die physische Beschaffenheit der Soldaten bosnischer, rumänischer und rutenischer Regimenter, welche Dr. WEISBACH einer weiteren Bearbeitung unterzogen hat. Professor TOLDT hat 1890 eine höchst werthvolle Arbeit über die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger geliefert. Der auf dem Congresse in Innsbruck von demselben Gelehrten gehaltene lichtvolle Vortrag über die „Somatologie der Tiroler" verwerthet in höchst anregender Weise das vorhandene Material, weist aber auch andererseits auf die Specialforschung hin, von deren Organisirung die Möglichkeit abhängt, über die Ursachen der somatologischen Differenzen in's Klare zu kommen. Möge TOLDT's Anregung zur Gründung einer Specialcommission fruchtbar wirken.

Obgleich in Oesterreich ethnographische Gegenstände früher gesammelt wurden, als in den meisten Nachbarländern und wir keinen Mangel haben an naturwissenschaftlich geschulten Reisenden, ist bei uns das allgemeine Interesse für die Völkerkunde weniger entwickelt, als in den übrigen Culturcentren Europas, welche sich der unausgesetzten Anregungen ihrer Colonialthätigkeit erfreuen. Ein bedeutender Fortschritt wurde allerdings durch die ethnographische Sammlung des Hofmuseums angebahnt, welches auch in seinen „Annalen" die Ethnographie mit werthvollen Publicationen bereichert hat. Sie finden in unserer Zeitschrift Mittheilungen der Herren HEGER, HABERLANDT, WILHELM HEIN, WINTERNITZ, TOMASCHEK, PENKA und KARL FREIHERR v. LÖFFELHOLZ. Selbstständige und wichtige Arbeiten haben ausserhalb des Rahmens derselben PAULITSCHKE, OSCAR BAUMANN, unser wackerer Afrikaforscher, FERDINAND BLUMENTRITT, Dr. FELIX v. LUSCHAN, A. R. HEIN und BARON BRENNER geliefert. Ich selbst habe mich um die Lösung verschiedener Probleme der vergleichenden Ethnologie bemüht. Herr HEGER hat es von jeher verstanden, ausländische Mitarbeiter für die „Annalen" wie für unsere „Mittheilungen" zu gewinnen; er hat dadurch unseren Publicationen eine bemerkenswerthe Vielseitigkeit verliehen. Mit warmem Danke erwähne ich die Namen Dr. FINSCH, UHLE, RATZEL, RICHARD ANDREE, STOLPE, BAHNSON, HAAS, v. SCHULENBURG, ALEX. SCHADENBERG, sowie jenen des armenischen Priesters PARSADAN TER-MOWSESJANZ. Ich möchte dieses Thema nicht verlassen, ohne der uns so nahe berührenden Thätigkeit des früh verstorbenen Krakauer Professors LOTHAR v. DARGUN zu gedenken. Vertrat er doch meines Wissens als einziger Oesterreicher jene Richtung der Ethnologie, welche auf den Ausbau einer wissenschaftlichen Sociologie hinarbeitet.

Wir waren lebhaft bemüht, dem in den letzten Jahren immer stärker betonten Interesse für österreichische Volkskunde in unseren Kronländern zu folgen und die wichtigeren Ergebnisse der literarischen Thätigkeit, der Landesausstellungen, der Sammelarbeit in den hiefür bestehenden und neugegründeten Museen unseren Arbeitsgenossen bekannt zu geben. Anschliessend an die bekannten Arbeiten über volksthümlichen Hausbau in Deutschland, an das reiche Material über diesen Gegenstand, welches das Werk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" bietet, ferner an die Arbeiten von FREIHERRN v. HOHENBRUCK, Oberst BANCALARI, Dr. PEEZ haben wir das Werk von ROMSTORFER über das Bauernhaus in der Bukowina veröffentlicht. Herr Prof. MERINGER studirte auf unsere Anregung wiederholt die Alpenländer zu diesem Zwecke; Sie finden dessen Ergebnisse in unserer Zeitschrift. Ausserdem hat Herr Dr. KAINDL in unserem Auftrage seine Thätigkeit den Huzulen gewidmet und das durch ihn gesammelte Material in einer besonderen, von uns subventionirten Schrift veröffentlicht. Als Ausfluss unserer vieljährigen Bemühungen auf diesem Felde dürfen wir die in den letzten Wochen durchgeführte Gründung eines eigenen „Vereines für österreichische Volkskunde" betrachten, welcher eine wesentliche Lücke in unserem Vereinsleben auszufüllen bestrebt ist. Wir wünschen ihm aufrichtigst ein fröhliches Gedeihen! Wir wünschen aber auch, dass die österreichische Volkskunde den Zusammenhang mit der allgemeinen Ethnographie, welcher die Grundlage ihrer Entwicklung bietet, niemals verlieren möge.

Bezüglich unserer zum grossen Theile sehr ersprieslichen Thätigkeit in zahlreichen Specialcomités erlaube ich mir, der Kürze der mir zugemessenen Zeit wegen, Sie auf die Blätter zu verweisen, welche sich in Ihren Händen befinden.

Wenn auch unsere Bestrebungen sich, wie Sie gesehen haben, zum grossen Theile auf österreichischem Boden bewegt haben, waren wir stets bemüht, der österreichischen Anthropologie jenen internationalen Charakter zu bewahren, welcher eine der wichtigsten Vorbedingungen für eine gesunde Entwicklung der Wissenschaft bildet. Unsere Prähistoriker sind in mehr oder minder lebhaftem Verkehre mit den ausländischen

Forschern, vor Allem mit Undset, Tischler, Steenstrup, Montelius u. s. w. gestanden. Besonders wichtig und fruchtbringend waren unsere Beziehungen zu der unter Virchow's und Bastian's Leitung so imponirend entwickelten deutschen Anthropologie. Virchow's unvergleichliche Universalität und Thatkraft, seine kritische Methode haben tiefe Spuren auch da unserer Thätigkeit zurückgelassen. Dieses freundliche Verhältniss hat uns zu friedlichem Wetteifer, zur Ausführung von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geführt, welche im Schoosse unserer deutschen Schwestergesellschaft entsprungen waren. Aus dem Bedürfnisse einer engeren wissenschaftlichen Cooperation sind unsere gemeinschaftlichen Congresse in Wien (1889) und in Innsbruck (1894) erwachsen. Sie bilden wichtige Marksteine in unserer Entwicklung; sie werden allen Theilnehmern unvergesslich bleiben.

Was ich Ihnen hier vorgetragen habe, hochverehrte Versammlung, ist die in ihren äusseren Umrissen überaus einfache Geschichte einer Vereinigung von geistigen Arbeitern, welche ursprünglich ausschliesslich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen waren, um der Naturgeschichte vom Menschen zum Durchbruche zu verhelfen. Dass es uns gelungen ist, uns zu behaupten, unseren Theilnehmerkreis stetig zu erweitern, der Unterstützung unseres allergnädigsten Kaisers und des k. k. Unterrichtsministeriums theilhaftig zu werden, verdanken wir nicht blos der wissenschaftlichen Thätigkeit unserer Mitglieder; einen grossen Antheil hieran hat das einträchtige Zusammenwirken unserer Functionäre. Die Gesellschaft hat seit ihrer Gründung drei Präsidenten gehabt: Freiherr v. Rokitansky 1870—1879, Freiherr v. Sacken 1879—1882; mir ist die Ehre zugefallen, seit 1882 an ihrer Spitze zu stehen. Als Vicepräsidenten wirkten Friedrich Müller, Freiherr v. Sacken, Hofrath Karl v. Langer, Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach, Hofrath Brunner v. Wattenwyl, Sectionschef v. Inama-Sternegg und ich selbst.

Wärmste Anerkennung gebührt unseren überaus eifrigen Secretären: v. Vivenot, Dr. S. Wahrmann, Dr. Much, J. Szombathy und Franz Heger, welche unter Mitwirkung von Dr. E. Reitlinger, Woldřich, Felix Karrer, Dr. M. Hoernes und Dr. Hein die Geschäfte und die Redaction unserer Zeitschrift führten.

Auch unseren finanziellen Organen, den Herren Cassieren und Rechnungsführern, unter denen Dr. Woldřich und Dr. Polak durch besonders lange Amtsdauer hervorragen, sind wir zu herzlichstem Danke verpflichtet.

Schmerzlichst gedenken wir am heutigen Tage unserer hervorragenden engeren Arbeitsgenossen Rokitansky, Langer, Meynert, Hochstetter, Polak, Miklosich u. s. w., welche nicht mehr in dieser Mitte weilen. Andererseits ist mir die Freude gegönnt, heute Mitgliedern unseres Ausschusses zu danken, welche, wie Franz v. Hauer, Graf Hans Wilczek, Graf Gundaker Wurmbrand, F. Kanitz, Dr. Wahrmann, Dr. Much, Dr. Woldřich, Hofrath Brunner v. Wattenwyl, seit der Gründung unserer Gesellschaft bis heute für uns wirken. Ich empfinde es als besondere Gunst des Schicksals, dass Männer, wie Friedrich Müller, Professor Karabacek, Hofrath Jagić, Sectionschef v. Inama-Sternegg, es nicht verschmäht haben, ihre kostbare Zeit unseren wissenschaftlichen und administrativen Angelegenheiten zu widmen. Aus der Fortdauer dieses günstigen Verhältnisses freundschaftlicher Cooperation erhoffen wir ein wachsendes Gedeihen unserer Gesellschaft auch in der Zukunft!

Gestatten Sie mir, hochgeehrte Versammlung, noch zum Schlusse über den Rahmen der Gesellschaft hinaus einen raschen Blick zu werfen auf einige allgemeine Resultate der Ethnologie, jener anthropologischen Disciplin, welche, neben der Prähistorie, den innerhalb des verflossenen Vierteljahrhunderts errungenen Fortschritt am deutlichsten erkennen lässt. Die Vorbedingungen hiezu bot ein fluthenartiges Zusammenströmen von Beobachtungsmaterial, wodurch der Einblick in die Verwandtschaftsverhältnisse, in die Sitten, Meinungen, Socialorganisationen aller Völker der Erde wesentlich vertieft wurde. Aus der vergleichenden Verwerthung dieses Materials ergaben sich überraschende Parallelen, welche alle, auch die anscheinend selbstständigsten Volksgruppen in ihrem Denken, Fühlen, theilweise in ihrem socialen Handeln miteinander verbinden. Analoge Erscheinungen aus dem Volksleben der Indogermanen waren nach dem Vorgange Grimm's als Echo einer uralten specifisch indogermanischen Mythologie gedeutet worden. Angesichts der vor Allem durch Tylor's und Bastian's zusammengefassten Erfahrungen über das Seelenleben der Naturvölker konnte diese Auffassung nicht mehr aufrecht erhalten bleiben. Wir erblicken vielmehr in den meisten der hieher gehörigen völkerpsychologischen Thatsachen die Aeusserungen einer primären, allen Völkern gemeinsamen Vorstellungsschichte, welche die primitivsten Reflexionen der Aussenwelt in der inneren Anschauung darstellt. Dieselbe wird auch bei den vorgeschrittensten Völkern von den ideellen Grundlagen höherer Geistesstufen nur überlagert, keineswegs erstickt; die älteren und jüngeren Vorstellungsschichten bleiben sogar in allen Epochen in einer mehr oder minder kräftigen gegenseitigen Wechselwirkung. Es ist überaus bezeichnend, dass das Verständniss für eine der wichtigsten Aeusserungen der Volksseele, den animistischen Aberglauben, erst aus der methodischen Vergleichung aller Völker erwachsen ist. Galt doch der Volksaberglaube bis dahin als das innerste Heiligthum jeder Völkerfamilie, ja jedes einzelnen Volkes. Dies ist nun keineswegs der Fall, da sich in demselben ausser den allen Völkern gemeinsamen Vorstellungen die heterogensten fremden Bestandtheile vorfinden.

Eine tiefere Erforschung des gemeinsamen Vorstellungsgebietes bleibt der künftigen Entwicklung unserer Wissenschaft vorbehalten. Die Aufstellung einer niederen, allen Völkern im Wesentlichen gemeinsamen Mythologie ist nur eine Frage der Zeit. Zur Erklärung der überraschenden Aehnlichkeiten vieler Sagen und Märchen der verschiedenen Völkerfamilien können die Hypothesen von Grimm und Benfey heute nicht mehr

ausreichen. Trotz der unbegrenzten Diffusionsfähigkeit dieser Phantasiegebilde wird die Möglichkeit einer selbstständigen Entstehung sehr ähnlicher Formen an weit getrennten Orten wohl nicht mehr abgewiesen werden können. Auch die primitive Kunst zeigt, nach Grosse, eine Einheit, welche in scharfem Gegensatze steht zu der Verschiedenheit der Rassen. Die Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft weisen aber auch, um mit Post zu sprechen, auf eine fast unheimliche Uebereinstimmung der primitiven Rechtsformen bei den verschiedensten Völkern. Immer klarer offenbart sich die innige Abhängigkeit aller Aeusserungen des Sociallebens von den jeweiligen Stufen des religiösen Bewusstseins, deren Bedeutung für das Socialleben die sogenannten „positiven" Philosophen so völlig verkannt haben.

Angesichts dieser durch die Beobachtung festgelegten Uebereinstimmungen können die zahllosen über den Erdball zerstreuten ethnischen Differenzirungen nicht auf specifische psychologische Rasseneigenthümlichkeiten zurückgeführt werden. Sie müssen als Entwicklungserscheinungen gelten, als Producte des Kampfes um's Dasein der Menschen untereinander, bei welchem physische Verhältnisse der Wohnräume sehr kräftig mitwirken. Jede höhere Entwicklung beginnt mit der überaus schwierigen Organisation von Socialgruppen, welche als Gattungsorganismen mit dem Anspruch auf „Selbsterhaltung und Selbstentfaltung" die Freiheit ihrer Angehörigen wesentlich beschränken und auf allen Culturstufen, am intensivsten auf den niederen, das Individuum dem Ganzen anpassen. Auf der unendlichen Mannigfaltigkeit aller Anforderungen und Hilfsmittel der Wettbewerbung im Inneren der Socialgruppen und nach aussen hin beruhen die ethnischen Differenzen der einzelnen Völker. Andererseits muss jedoch die Concurrenz der selbstständigen Volksgruppen untereinander zu einer allmäligen gegenseitigen Anpassung aller Kampfesmittel führen. Auf allen Culturstufen bestehen daher sehr deutlich ausgesprochene ethnische Correlationen bei verschiedenartigen, jedoch durch die geographischen Bedingungen in friedliche oder feindliche Berührung gebrachten Völkern. Das dadurch erzeugte annähernde Gleichgewicht innerhalb gewisser geographischer Areale wird durch den siegreichen Durchbruch von höheren Socialformen gestört, welchen eine gesteigerte Kraftentwicklung entspricht. So besteht das Menschengeschlecht aus einer grossen Anzahl von Socialorganisationen, welche um ihre Existenz ringen; die Concurrenzsphäre der einzelnen Gruppen wird durch die Plastik unserer Erdoberfläche wesentlich beeinflusst, wenn auch nicht ausschliesslich bestimmt. Dieser Wettkampf regt nicht blos alle Fähigkeiten des Menschen an, er führt auch fortwährend zu neuen socialen Keimen, zur Abänderung der bestehenden; viele derselben gehen zu Grunde, während wiederum neuere, ursprünglich völlig gleichartige Formen unter allmäliger Ausbildung einer einheitlichen Autorität, eines kräftigen Collectivbewusstseins und der Differenzirung aller socialen Functionen zu kräftigen Staatenbildungen weiter entwickelt werden. Was wir Cultur nennen, ist eine Folgeerscheinung der innerhalb der Socialorganismen erzielten Anpassungen.

Das ethnographische Material beweist, dass noch heute alle Stufen socialer Organisation auf der Erde vorhanden sind. Die Möglichkeit, durch deren Vergleichung den Anfangsstadien des Sociallebens und der damit verbundenen Geistesthätigkeiten näher zu treten, wirkt befruchtend auch auf die älteren Fachwissenschaften. Unverkennbar ist der wachsende Einfluss ethnographischer Thatsachen auf die Beseitigung von wissenschaftlichen Vorurtheilen, von Hypothesen, welche den Weg zur sachgemässen Behandlung der Entwicklungsgeschichte des Menschen als Gesellschaftswesen versperrt hielten. Die einst hochgefeierten Leistungen von Thomas Buckle und Auguste Comte sind von der heutigen Anthropologie weit überholt. Auf dem Boden vergleichender Völkerpsychologie erwächst das allseits ersehnte Bindeglied, welches die durch die Specialforschung zerrissene Einheit der Weltanschauung wieder herstellt. Möge das immer noch herrschende Vorurtheil schwinden, dass die Experimentalpsychologie von der Völkerpsychologie nichts zu lernen habe. Wenn der berühmteste Vertreter der physiologischen Psychologie noch heute an der allen ethnologischen Erfahrungen direct widersprechenden Ansicht festhält, der Materialismus sei die älteste philosophische Weltanschauung, so beweist dies eindringlicher als irgend etwas Anderes die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Annäherung der beiden Richtungen. Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist bekanntlich der Psychologe Georg Waitz zum unvergesslichen Bahnbrecher der heutigen Ethnologie geworden. Das inductive Studium des collectiven Menschen bietet aber noch andere sehr actuelle Vortheile dem modernen Gesellschaftsleben. Je ungestümer alle Volksschichten unseres Staates einer freien Bethätigung ihrer Kräfte zustreben, je gröberer Missbrauch heutzutage mit fictiven Socialgesetzen agitatorischer Zwecke willen getrieben wird, desto ernster und objectiver müssen andererseits die Grundbedingungen, das Werden und Vergehen der Socialorganismen erörtert werden, wofür die Ethnographie die erste unentbehrliche Grundlage bietet.

Mögen Sie, hochverehrte Anwesende, aus diesen flüchtigen Andeutungen entnehmen, welch' wichtiger Bestandtheil unseres Geisteslebens die Naturgeschichte des Menschen in verhältnissmässig kurzer Zeit geworden ist. Sollen die in die Anthropologie gesetzten Hoffnungen in Erfüllung gehen, so wird allerdings auch bei uns auf die Epoche intensiver Sammelthätigkeit jene der wissenschaftlichen Verwerthung des Materials nach den verschiedenen Gesichtspunkten folgen müssen, eine Bedingung, welche mit der Vertretung der anthropologischen Disciplinen an den Universitäten innig zusammenhängt. Dank dem verständnissvollen Eingreifen der Unterrichtsverwaltung und des Professorencollegiums der Wiener Universität ist die Lösung dieser für die Entwicklung der Anthropologie brennenden Frage in sehr günstiger Weise vorbereitet. Möge es uns gegönnt sein, die drei Richtungen der Anthropologie recht bald feste Wurzeln in

dem Systeme der akademischen Fächer schlagen zu sehen und damit den schönsten Lohn für unsere fünfundzwanzigjährigen Bemühungen zu ernten.

2. Vortrag des Herrn Hofrathes und Universitäts-Professors Dr. Otto Benndorf:

Das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha.

(Rundbau Kaiser Trajan's mit Trophäe nach den dakischen Kriegen.)

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

Der von der Donau umflossene Küstenstrich des Schwarzen Meeres, die heutige Dobrudscha, seit dem Exile Ovid's das classische Land des Jammers und der Klage, geht unter rumänischer Herrschaft glücklicheren Zeiten entgegen und spendet sogar einen verborgenen Schatz, den Niemand an solcher Stelle vermuthet hätte. Ein dort befindliches Monument, dessen türkische Bezeichnung Adamklissi (Menschenkirche) von seinem einstigen Sculpturenschmucke herrührt und auf ein benachbartes Dörfchen überging, erwies sich in kürzlicher Untersuchung als ein Markstein der römischen Kaisergeschichte und eine der denkwürdigsten Bauleistungen, welche die Antike der nördlichen Nachwelt hinterliess. Schon sein Standort bietet eigenthümliches Interesse.

In dem niedrigen Berglande, welches der Donau die unmittelbare Einmündung wehrt und einen langen Umweg gegen Norden aufnöthigt, ist die natürliche Verkehrsader eine breite Thalsenkung, die sich als kürzeste Verbindung des Stromes mit dem Meere von Tschernawoda nach Küstendsche, dem antiken Tomi, hinzieht. Seit einem Menschenalter läuft in diesem Thale eine Schienenbahn, die mit Vollendung des grossartigen Brückenbaues, der bei Tschernawoda über das vier Stunden breite Donaubett geleitet wird, Anschluss an das Bahnnetz des Continentes erhält. Im Alterthum zogen seinem Südrande die berühmten Wälle entlang, die im Volksmunde den Namen Trajan's tragen. Es sind drei grosse, durch Standlager verstärkte Befestigungslinien, die man noch jetzt 60—70 km weit im Lande verfolgt und die in verschiedenen Epochen, wie es scheint, die Nordgrenze des römischen Reiches an einer gefährdeten Stelle schützten. Indem sie das Thal gegen Norden vor sich wie einen Festungsgraben hatten, setzten sie den barbarischen Stämmen, die durch das offene Land östlich der Karpathen hereinbrachen, wenn sie die Naturhemmnisse des Stromgebietes überwunden hatten, eine kunstgerecht geschlossene letzte Abwehr entgegen.

In offenbarem Zusammenhange mit diesen militärischen Anlagen steht wenige Stunden südlich von ihnen das Denkmal Adamklissi. Des Schmuckes, der es auf allen Seiten umgab, ist es längst beraubt; aber noch in seiner rohen Kernform gewährt es einen Eindruck von Grösse, den die einsame Lage in traurig kahler Gegend und das Elend ihrer Lebensverhältnisse in's Ungemeine steigern.

Der Boden, welcher aus Jurakalk mit aufliegenden Lössschichten besteht, hat ein gleichmässiges Relief von 500—600 Fuss Seehöhe. In monotoner Abfolge wechseln wellenförmig gedehnte Erdrücken und sanft ausgeflachte Thalmulden, in deren Tiefen zuweilen Gestein ansteht. Ist die leichtgewölbte Höhe eines solchen Bergrückens erstiegen, so breitet sich in fahlen Tönen eine leise bewegte, endlose Fläche aus, in der kein Baum, kein Haus, kein Fels aufragt, nur eine grosse Zahl niedriger Tumuli auffällt, die sich wie Maulwurfshügel einer Wiese ausnehmen. Nirgends erglänzt ein Wasserspiegel, kein Grün verräth den Lauf eines befruchtenden Baches. Verdorrtes, blumenloses Gras, von einer ungewöhnlich grossen Heuschreckenart, einer Unzahl Ratten und Eidechsen belebt, wogt weithin auf dem trockenen Lehmboden, und im Contraste mit diesem Anblicke steigert sich die Bläue des Himmels, der bei Sonnenauf- und -Untergang die wunderbarsten Farbenspiele bietet. Man glaubt sich in völliger Einöde. Erst bei schärferem Sehen gewahrt man hie und da ein bestelltes Feld, eine zerstreut weidende Heerde, staunt über eine Telegraphenleitung, auf deren Stützen mächtige Geier hocken, und bemerkt an der Staubwolke eines im Fluge dahinrollenden Bauerngefährtes, dass Menschen im Lande verkehren. Aber der Weg läuft stundenweit, ehe er auf ein Dorf führt. Die Wohnungen liegen versteckt in den Thälern, wo Wasser aufzugraben war, wo die herrschenden Winde sich brechen, die auf den grenzenlos breiten Landstrassen hohe Staubmassen aufwirbeln, zur Qual aller athmenden Wesen. In jenen Bodensenkungen, welche die Niederschläge länger zurückhalten und zuweilen Sumpfstellen besitzen, gedeiht die einzige Vegetation der Landschaft: spärliches Buschwerk, aus welchem Falken und paarweise schwärmende Elstern auffliegen, dann und wann ein Obstbaum oder eine schattenspendende Linde. Dicht um solche Wohlthäter gruppiren sich dann die Wohnsitze und mit einigen Dutzend Hausständen zählen sie schon zu den stattlicheren Ortschaften. Höhlenartige, halb in den Boden eingegrabene Hütten mit flachen Erddächern und geflochtenen Schornsteinen dienen den ärmsten Insassen. Glücklichere wohnen in Lehmhäuschen, die sich durch Schilfdächer auszeichnen und in schmucklosen Holzhallen gegen Süden öffnen. Hochaufgerichtete Getreideschober, offene Tennen, Reisighürden für das Vieh und seltsame Korbgehäuse für die Maisfrucht bilden das primitive Anwesen grösserer Gehöfte, die nach antiker Weise von Wall und Graben umfriedet sind. Ein neuerbautes, ebenerdiges Steinhaus, das aus zwei Classenzimmern der rumänischen Volksschule besteht, wirkt wie der Palast des Ortes. Eine Kirche oder Moschee fehlt. Die Heiligthümer der Gemeinden, zu denen Alles wallfahrtet, sind die Gemeindebrunnen, die mit grossem Aufwande schachtförmig in ungewöhnliche Tiefen gebohrt sind; einen Begriff von ihrer Tiefe geben die Schöpfseile, welche die Länge von Ankertauen haben und durch kreisende Zugthiere um unförmlich rohe, knarrende Holzgerüste aufgewunden werden. Sonstige öffentliche Vorsorge ist unbekannt. Umherliegende Thiergerippe und verwesendes Aas vollenden einen Eindruck, der sich für den Ankommenden durch das Geheul grimmig zufahrender, wolfartiger Hunde nicht freundlicher gestaltet. Seit den Tristien des Ovid scheint sich in diesen Zuständen,

denen der Stempel säcularer Nothstände aufgedrückt ist, keine Entwicklung vollzogen zu haben. Schon der Bestand der Bevölkerung an sich, das bunte Rassengemisch von Tataren, Türken, Griechen, Zigeunern, Bulgaren und siebenbürgischen Walachen, welches die Geschichte wie Völkerkehricht auf diesem Boden zusammengefegt hat, gibt ein Bild stationären Elends im Wechsel der Schicksale.

Unter den Dörfern der Dobrudscha geniesst Adamklissi den einzigen Vorzug einer fliessenden Quelle. Ein dünner Wasserfaden rinnt von ihr zu Thal und erklärt hier die Existenz einer kleinen Römerstadt. Der Lauf ihrer Umfassungsmauer, die Spur von Thürmen und öffentlichen Gebäuden haben sich in der Bodengestalt erhalten, ein Thor steht noch als Ruine aufrecht; Inschriftenfunde ergaben ihren Namen Tropaeum Trajani. Diesen stolzen Namen erhielt und trug sie nach dem von Kaiser Trajan errichteten Siegesmonumente, welches über ihr auf kahler Höhe steht. Es hat die Form eines massiven Rundthurmes, der in seiner Zerstörung noch 27 m Durchmesser und 18 m Höhe misst. In solcher Grösse bildet es eine gewaltige Warte, von der man unbegrenzt in's offene Land schaut; die ganze Runde beherrscht es meilenweit und erinnert durch sein mächtiges Aufragen an die wunderbare Allgegenwart Sanct Peter's in der Campagna.

Da unsere Ueberlieferung es verschweigt, ist in diesem todten Winkel Europas seine völlige Vergessenheit begreiflich. Aufgefunden wurde es im Jahre 1837 von einer Mission preussischer Officiere, welche Sultan

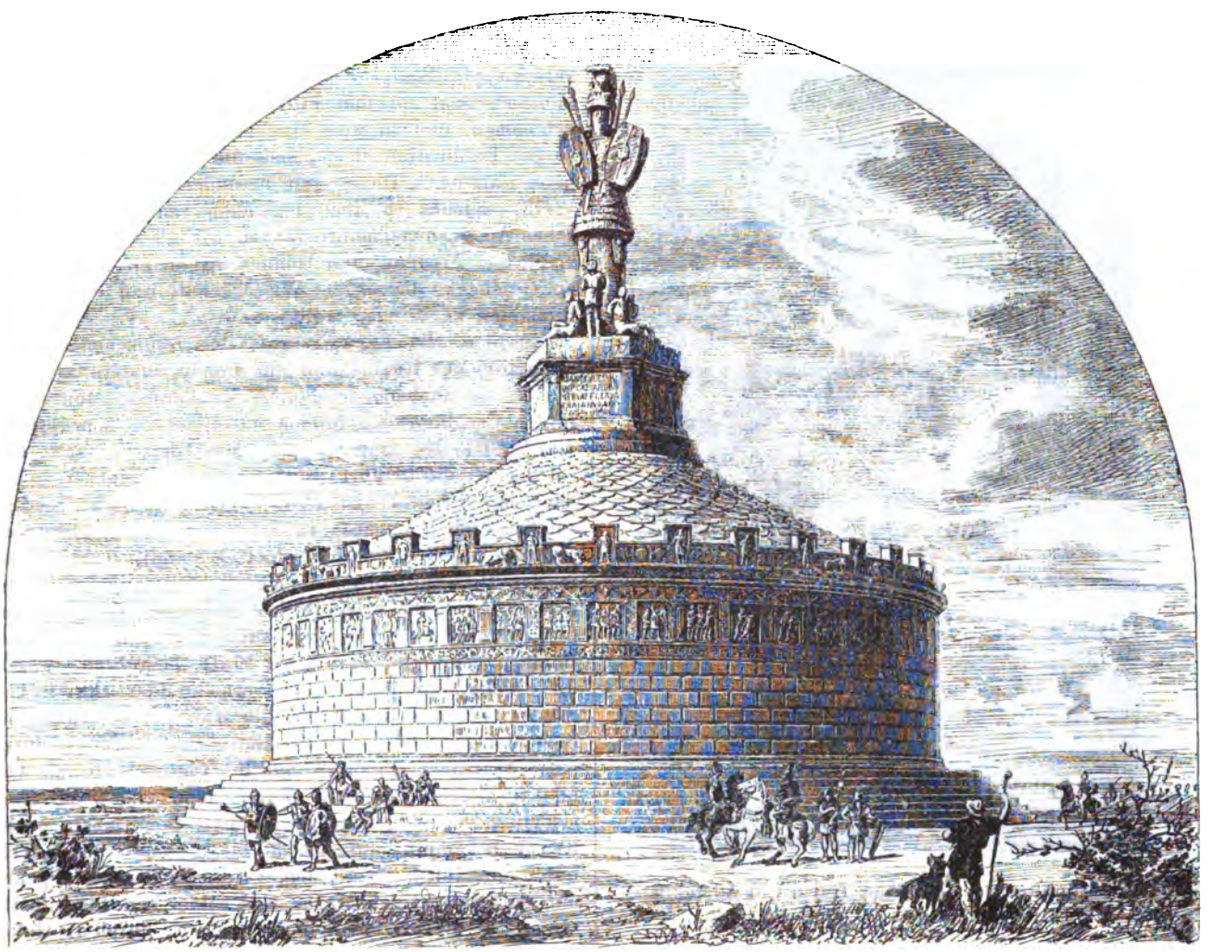


Fig. 1. Rundbau Kaiser Trajan's mit Trophäe in Adamklissi. (Ideale Reconstruction.)

Mahmud II. von König Friedrich Wilhelm III. für Reformen des türkischen Militärwesens erbeten und zunächst nach Bulgarien entsendet hatte, um die Befestigungen der Donaulinie zu prüfen. Die Seele der Mission war der spätere General-Feldmarschall Graf Helmuth v. Moltke; seiner Betheiligung dankt die deutsche Literatur das spät gewürdigte Buch über die Türkei, und eine Briefstelle dieses goldenen Orientbreviers ist es, die in theilweise wörtlichem Einklang mit einem fachmännischen Berichte des Hauptmannes

Karl Freiherrn v. Vincke-Olberndorf von Adamklissi die erste Kunde gab. Mit dem unfehlbaren Blicke für das Wesentliche, der den Beobachter, in sachlichster Kürze, die den Schriftsteller auszeichnet, beschrieb Moltke die Bauart des Denkmals, erkannte, dass es mit Reliefs und Säulen verkleidet war, und stellte seinen römischen Ursprung fest; der Eindruck der Oertlichkeit, die Nähe der erwähnten Militärwälle, wohl auch der Gedanke an ähnliche Ruinen der Via Appia liessen ihn das Grabmal eines römischen Feldherrn vermuthen. Vereinzelte Besucher, welche späterhin zufällig und ohne Kenntniss ihrer Vorgänger zur Stelle kamen,

Fig. 2. Sculpturen vom Rundbau Trajan's in Adamklissi.

haben diese Grundlinien kaum erweitert, durch Hypothesen eher verdunkelt; ein vorläufiger Lichtblick war es, als der Wiener Akademiker Eduard Freiherr von Sacken in der Zeichnung eines Basreliefs, die K. F. Peters von einer geologischen Excursion mitbrachte, die Darstellung eines dacischen Barbaren erkannte. Aus der Ruhe des türkischen Regiments aufgestört wurden die Ortsgeister erst, als die Dobrudscha nach dem letzten russischen Kriege an Rumänien fiel und ein um das Museum von Bukarest und die Alterthümer seiner Heimat verdienter Forscher, Senator Gr. G. Tocilesco, das Problem mit wissenschaftlichem Feuer aufgriff. In mehrjährigen Tastgrabungen befreite er aus dem Ruin, der das Monument umgab, eine Menge Sculpturen, deren unbekannte Eigenart Staunen erregte, und als er in den Bruchstücken einer kolossalen Bauinschrift die Titulatur Kaiser Trajan's errieth, die den Sinn des Räthsels aufschloss, hielt er nur um so beharrlicher aus und erbat sich zur Vollendung seines Vorhabens Hilfe aus Wien, deren er sicher war. In einer beschwerlichen Herbstcampagne leitete George Niemann eine erschöpfende Ausgrabung der Ruine und als Frucht seiner technischen Unternehmungen schenkte er uns eine meisterliche Wiederherstellung, welche ein in der Akademie der bildenden Künste befindliches Gypsmodell verdeutlicht. Einem Zöglinge unserer Schule, Dr. Moriz Dreger, gelang es, in Konstantinopel eine verschleppte Sculptur wieder aufzufinden; ich selbst habe zweimal an den Forschungen im Lande theilgenommen, und so wird eine von Hölder in Wien besorgte Publication demnächst die gewonnenen Ergebnisse darlegen. Dieses mit besonderer Mühe gepflegte Werk, welches in einer deutschen und einer rumänischen Ausgabe erscheint, danken wir aber unserem allverehrten Freunde und Gönner Nikolaus Dumba, als ein Geschenk, das er der Wissenschaft und dem Lande Rumänien darbringen wollte.

Seitdem die Expansivkraft des römischen Staates am Laufe des Rheins und der Donau äussere Grenzen, durch die ausbauende Politik des ersten Monarchen innere Beruhigung gefunden hatte, ist in dem Norden des Welttheiles kein militärischer Vorstoss mehr von solcher Wucht geführt worden, wie derjenige, den die dacischen Kriege Trajan's bezeichnen. Und nicht freudig, sondern pflichtgemäss, in letzter Stunde, wurde er geführt, als der Zustand einer beständigen Nothwehr in den Donauprovinzen unerträglich geworden war. In der langen Reihe kriegerischer Barbarenvölker, welche die Reichsgrenze von der Moldau bis hinauf nach Böhmen wie eine brandende Fluth bedrohten, waren die Dacier, ein rasch sich vermehrender thrakischer Stamm, der das Banat und die Walachei bewohnte, in Siebenbürgen aber seine Hochburg besass, zur Stellung einer Vormacht emporgekommen. Cäsar hatte sie befehden wollen, Augustus durch eine theilweise Umsiedelung vorübergehend geschwächt, Domitian in einem Kriege bekämpft, um sich in bitter empfundenen Tributen mit ihnen abzufinden. Physische Stärke, gepaart mit gottesfürchtigem Muthe und wilder Verschlagenheit, schien sie unwiderstehlich zu machen; durch die Goldvorräthe Siebenbürgens waren sie zu Wohlstand, durch Aufnahme römischer Elemente zu militärischer Disciplin und einer gewissen Civilisation gelangt; und zu Allem hatten sie an ihrem König Decebalus einen kühnen Führer, der sich mit grössten Plänen trug und in weitreichenden Verbindungen ihre Verwirklichung erstrebte. Es war ein Glück für Rom, dass nach inneren Wirren und einer Reihe schwacher Regenten mit dem ritterlichen Spanier Trajan ein geborener Feldherr an die Spitze trat, der einem Hauptschlage rechtzeitig zuvorkam. Noch zeugen bei Turn-Severin mächtige Steinpfeiler einer über die Donau geschlagenen Brücke, bei Orsova die Bauinschrift einer durch die Felsufer des Eisernen Thores gesprengten Strasse von dem gründ-

lichen Ernste, mit dem er den Angriff vorbereitete. Und doch endete ein erster zweijähriger Kampf mit einem Frieden, der sich als ungenügend erwies. Es bedurfte eines neuen, durchgreifenden Aufgebotes, zu dem selbst Legionen der Rheinarmee herbeigezogen wurden, um in drei weiteren Jahren des Gegners Herr zu werden. Seine endliche Niederlage im Jahre 107 n. Chr. glich dann freilich einer völligen Vernichtung. Mit dem Sichelschwerte gab sich Decebalus selbst den Tod, der männliche Adel trank den Giftbecher, in Schaaren wanderte das Volk aus, und eine energische Neubesiedelung rottete die Sprache aus bis auf Spuren, die in dem rumänischen Idiom fortleben. Den Verlauf des ganzen spannenden Dramas mit seiner furchtbaren Katastrophe schildert das wundervolle Reliefband, welches die Trajans-Säule in Rom schmückt. Verstehe ich mich recht auf diese bildliche Erzählung, zu der die Ueberlieferung leider den erklärenden Text versagt, so eröffnete Trajan den zweiten Krieg am Schwarzen Meere. An gewohnter Stelle waren hier Barbaren über die Donau gezogen, im Ansturme auf die Landwälle der Dobrudscha und schon im Siege begriffen, als Trajan im Augenblicke höchster Noth entscheidende Hilfe brachte. Seine Rettungsthat in dieser heissen Schlacht wird der Grund sein, warum das Triumphzeichen des ganzen Krieges an eine von seinem eigentlichen Schauplatze abgelegene Stelle verlegt wurde.

Das brave Heer, das so tapfer geblutet hatte, geschickt und geübt in Werken des Friedens, wenn die Waffen ruhten, hatte jenes Triumphzeichen im Schweisse seines Angesichtes selbst zu bauen. In der Tiefe des Thales von Enidsche, zwei Stunden entfernt von Adamklissi, wurden Steinbrüche eröffnet und zum Staunen der nur an Lehmbau gewöhnten Bevölkerung enorme Kalkblöcke hervorgezaubert, spielend auf die dominirende Baustelle gebracht und hier zu unerhörter Höhe aufgethürmt. Werkstätten kamen in Gang, in denen Soldaten das Schwert mit dem Meissel vertauschten, wohlprofilirte Bauglieder, Ornamentfriese von prächtiger Wirkung und, so gut sie vermochten, sogar figürliche Reliefs arbeiteten, Bilder gefesselter Barbaren, allerhand Scenen aus dem vergangenen Kriege, worin ihnen eine möglichste Vollendung der Gestalt ihres Kaisers und die peinlich genaue Wiedergabe ihrer Uniform Hauptsache war. Eine Abtheilung des Geniecorps, welche keiner Armee fehlte, führte den Bau durch, wahrscheinlich nach einem Plane des Hofarchitekten Trajan's, Apollodor von Damascus, der den Feldzug mitge-

Fig. 3. Sculpturen vom Rundbau Trajan's in Adamklissi.

Fig. 4. Sculpturen vom Rundbau Trajan's in Adamklissi.

macht und die vielbewunderte Donaubrücke erbaut hatte, wie er später in dem Trajans-Forum einen höchsten Stolz der Hauptstadt schuf. Das Werk kam in bewunderungswürdiger Sorgfalt der Technik und doch merkwürdig rasch, im Verlaufe von nur zwei Jahren, zu Stande. Geweiht wurde es im Jahre 109 n. Chr. dem rächenden Kriegsgotte, Mars ultor, dessen Heiligthum in Rom Anrecht auf alle Zeichen des Triumphes hatte und die Ruhmeshalle des Herrscherhauses wie des Heeres war. Daher wird die Vollendungsfeier des Monumentes an dem Weih- und Festtage dieses Heiligthums, der ohnehin durch ruhmvolle Erinnerungen ein Ehrentag der Kaisergeschichte war, dem 1. August, begangen worden sein. Mit Befriedigung mochten die Prätorianer und Legionäre den fertigen Bau mustern, auf dessen Gipfel der Name Trajan's in kolossalen Lettern neben dem Gottesnamen prangte.

Es war eine auf die Gemüther der Barbaren berechnete Siegespredigt, die der Architekt zu entwerfen hatte, und für ihre Rhetorik fand er fertige Elemente vor. Unter der Fülle von Denkmälern, mit denen die Völker des Alterthums ihre Siege verkündeten, ist die gemeinste, fasslich kürzeste Form, diejenige der Trophäe, griechischen Ursprunges, nachhomerisch zwar, doch in graue Vorzeit zurückreichend. Ihr Gedanke wurzelt in volksthümlichen Vorstellungen von dem schädlichen Fortwirken abgeschiedener Seelen. Wie man der Leiche des Feindes die Glieder abhaut, den Sitz der Fortpflanzung verstümmelt, um seiner ausfahrenden Psyche die Möglichkeit der Rache zu nehmen — und dieser urthümliche Kannibalismus ist selbst in lichtesten Zeiten nie völlig erloschen —, so beraubte man sie vor Allem der Waffen. An sichtbarer Stelle des Schlachtfeldes wird aus Steinen ein Hügel zusammengetragen, ein Pfahl auf ihm errichtet, über einer Querstange die erbeutete Rüstung des Todten, Hemd oder Panzer, aufgehängt, Schwert, Schild und Lanze wie im Leben daran befestigt, der Helm dem Pfahlende übergestülpt als Krönung. Wie eine Vogelscheuche im Saatfelde, wie ein Galgen auf der Richtstätte soll dieser Kriegerschemen Schrecken verbreiten und zugleich den siegverleihenden Gott ehren, dem man die Gefangenen vor dem Tropäum zum Opfer abschlachtet. Das Motiv solcher Siegeszeichen, die auch der Feind heilig hielt, nur die Zeit zerstörte, hat die Kunst dann in dauernde Denkmale von Stein oder Erz übertragen, in mannigfachen Zierformen gesteigert und weiter gebildet, seltener in griechischer, um so häufiger in römischer Zeit, und aus römischer Sitte griff es die Renaissance wieder auf, um es im Dachschmuck unserer erzherzoglichen Paläste bis auf die Gegenwart zu vererben. Monumental im höchsten Sinne verwendete es die Architektur der Kaiserzeit, die so oft Wirkungen von schauerlicher Grösse erstrebt, mit Vorliebe da, wo sie auf Barbaren zu wirken hatte. Untergegangen sind zwar die grossen Prunktrophäen, die Drusus an der Elbe, Germanicus an der Weser, Pompejus auf einem meerbeherrschenden Gipfel der Pyrenäen errichtete; aber in der Ruine eines hohen Thurmes bei Nizza am Fusse der Seealpen (La Turbia) haben wir noch das Monument, das Kaiser Augustus nach Besiegung der Alpenvölker aufführen liess. An die Tradition dieser Trophäen knüpfte der Erbauer von Adamklissi an; sein Werk eröffnet das Verständniss für eine ganze Classe verschwundener Denkmale.

Das Siegeszeichen war die Hauptsache, die ganze Architektur lediglich Basis. Es galt, die Trophäe möglichst kolossal zu gestalten, ihr ein unverrückbares Postament zu sichern und sie in unnahbarer Höhe aufzupflanzen. Sie erhielt 12 m Höhe, also das Maass von drei Hausgeschossen. Den Baumstamm bildeten ovale Trommeln von 2 m Durchmesser; darauf folgten zwei gigantische Blöcke mit dem Rumpfe und den oberen Schilden, den Beschluss machte der verlorene Helm, den man bekränzt denken darf. Mit besonderem Prunke wurde der Panzer ausgestattet, der über einem Schuppenhemde ruhte, einen kaiserlichen Adler und eine Reliefdarstellung Trajan's erhielt, wie er kämpfend die Barbaren niederreitet. Beinschienen wurden dem Stamme angefügt, Lanzen und Feldzeichen den Schultern aufgesteckt, der ganze Aufbau durch Statuen gefesselter Barbaren vollendet, welche am Fusse als Schlachtopfer dastanden. Die gewaltige Last ruhte auf einem massiv aus Steinquadern aufgeschichteten, viereckigen Thurme, der zu grösserer Sicherheit rings in weitem Umkreise einen festen Mantel von steinhartem Gusswerk erhielt. Diese innere Construction wurde dann nach aussen mit architektonischen Schmuckformen verkleidet: einem ringsumlaufenden, siebenstufigen Unterbaue, einer mässig hohen Cylinderwand, welche oben zwischen zwei Ornamentfriesen 54 metopenartige Relieffelder und einen bekrönenden Kranz von Zinnen erhielt, auf denen wieder Barbaren, an Baumstämme gebunden, zur Darstellung kamen; darüber schliesslich das konisch aufsteigende Dach, aus Schuppen gebildet. In der einstigen Vollendung hatte die Anlage, welche an die Grundform des perikleischen Odeion erinnert, einen grössten Durchmesser von 27 und mit Inbegriff des Tropäums eine Gesammthöhe von 32 m. In kluger Berechnung und mit einer höchsten Geschicklichkeit war aber die gesammte Steinverkleidung durch einen verborgenen Klammerverband zusammengehalten und anscheinend für die Ewigkeit gegründet. Erst nachdem dieser Klammerverband von Stein zu Stein gewaltsam aufgebrochen war, konnte sich die kunstvolle Schale des massiven Kernes, der seinerseits jedes Angriffes spottete, wieder in ihre Theile auflösen. Wann dies geschah, entzieht sich einer Schätzung. Ein Erdbeben wird die bekrönende Trophäe herabgeschleudert und den Grund zu einer Zerstörung gelegt haben, welche Barbarenhände weiterführten und vollendeten.

So weit die rumänische Sprache reicht, ist keine Legende allgemeiner bekannt und höher geehrt, als diejenige Kaiser Trajan's; man feiert ihn wie einen Stammheros. Dass ein Volk den Vernichter seiner Vorfahren hochhält, erscheint widersinnig, ist aber hier in Thatsachen der Geschichte begründet. Im Schoosse der von Trajan besiedelten dacischen Provinz bildeten sich die Keime der rumänischen Nation; Adamklissi kann als ihr Geburtszeugniss gelten. Aus einem Theile der alten römischen Provinz ist heute ein freies König-

reich geworden; mit frischen Kräften strebt der verjüngte Staat auf und je strenger er die politischen Grenzen von den sprachlichen scheidet, um so rascher wird er eine volle Blüthe erreichen. Dem Gelehrten von Bukarest, welcher Adamklissi in die Literatur einführt, kann man daher die Freude nachfühlen, mit der er diesen Gewinn den Fortschritten seiner Heimat zuzählt. Rumänisches Militär hat das Monument, welches römische Soldaten erbauten, aus dem Schutte der Jahrhunderte erlöst; dem Patrioten, der zu vergleichen versteht, rückt König Karl in den Schicksalen der Walachei wirklich an die Seite Kaiser Trajan's. Auch er ist als Herrscher fremdher in das Land gekommen; aber er hat es nicht mit einem Heere in langer Kriegsnoth, sondern, wie er am 20. Mai 1866 als schlichter Lloydpassagier eintraf, im Fluge durch seine Person erobert. Auch er hat ein bauliches Denkzeichen seines Wirkens aufgerichtet, aber nicht in gluthversengter Einöde, sondern in der Waldeinsamkeit eines herrlichen Hochthales der Karpathen, das schöne Schloss Sinaia, das einen von Adamklissi kommenden Gast wie eine Trophäe des Friedens anmuthet. Wie sich im ewigen Kreislaufe der Dinge nichts gleichartig, Unendliches verschieden wiederholt, so verkörpern Adamklissi und Sinaia in der That Wendepunkte der rumänischen Geschichte.

3. Begrüssungen durch Deputationen.

a) Herr geheimer Medicinalrath Prof. Dr. Wilhelm Waldeyer aus Berlin im Namen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

b) Herr geheimer Medicinalrath Prof. Dr. Rudolf Virchow aus Berlin im Namen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte[1]).

Beide Redner wiesen in warmen Worten auf die nahen freundschaftlichen Beziehungen ihrer Gesellschaften mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft hin, welche in den letzten Jahren wiederholt zu sichtbarem Ausdrucke gelangt sind.

c) Herr Universitäts-Professor Dr. Johannes Ranke aus München im Namen der Münchener Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.

Die Adresse dieser Gesellschaft lautet:

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Wiener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bringe ich im Auftrage der Münchener Anthropologischen Gesellschaft als deren derzeitiger Vorsitzender die wärmsten Glückwünsche dar.

Zwischen München und Wien bestehen seit uralter Zeit die innigsten Beziehungen, begründet auf dem Gefühle enger Stammesgenossenschaft.

Auch die Münchener Anthropologische Gesellschaft hat stets mit besonderer Freude die nahen Verbindungen gepflegt, welche die Wiener Anthropologische Gesellschaft mit den deutschen Anthropologen, von der Zeit der Gründung unserer Gesellschaften an, vereinigt hat. Wir wurden darin auf das Schönste unterstützt durch das collegiale und freundschaftliche Entgegenkommen der ausgezeichnetsten Vertreter Ihrer Gesellschaft: von Hochstetter, der viel zu früh aus unserem Kreise geschieden ist, Freiherr v. Andrian, an welche ich die Namen Much, Heger, Szombathy und so manche Andere anreihen darf.

Mögen diese engen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen, welche unsere beiden, nach einem Ziele strebenden Gesellschaften so innig verbinden, fortbestehen und immer festere werden zum Heile der Wissenschaft, der wir Alle dienen wollen: der Anthropologie.

Wien, den 12. Februar 1895.

Für die Vorstandschaft der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte:

Ranke, Rüdinger, Rückert, Mollier, Weismann.

Der Vorsitzende:

Professor Dr. Joh. Ranke.

d) Herr geheimer Sanitätsrath Dr. Wilhelm Grempler aus Breslau im Namen des Museums für schlesische Alterthümer.

Die Adresse lautet:

Indem der Vorstand des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für die freundliche Einladung zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens seinen ergebensten Dank ausspricht, ergreift er mit Freuden die Gelegenheit, ihr zu diesem Ehrentage seine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Gerade unser Verein, der seine Arbeiten der Erforschung von Schlesiens Vorzeit zuwendet, hat bei den engen Beziehungen, die unser Land in vorgeschichtlicher, wie in geschichtlicher Zeit mit dem Wirkungsgebiete der geehrten Gesellschaft verbinden, das lebhafteste Interesse an deren fernerem Blühen und Gedeihen. Da gibt uns denn die reiche Thätigkeit, welche die Gesellschaft in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens entfaltet hat, die festeste Bürgschaft dafür, dass das schöne Fest eine neue Periode weiterer Fortschritte auf dem Felde der prähistorischen und anthropologischen Forschung einleiten werde. Dass damit zugleich eine Fortdauer der mit unserem Vereine gepflogenen freundschaftlichen Verbindung gesichert sei, erbitten und erhoffen wir.

Breslau, den 10. Februar 1895.

Der Vorstand des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer:

Dr. Grempler. Dr. Seger. Strieboll.

e) Herr Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer im Namen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums:

Wohl kein wissenschaftliches Institut, keine Gesellschaft hat mehr Veranlassung, mit den lebhaftesten Gefühlen der Freude an Ihrer Jubelfeier theilzunehmen, wie das k. k. naturhistorische Hofmuseum.

Wenn der Gefertigte, der im Namen dieses Institutes zu sprechen berufen erscheint, unter den Ersten sich befand, die, der vor 25 Jahren von Ihrem gegenwärtigen Präsidenten Freiherrn v. Andrian gegebenen

[1]) Vertreten war die Berliner Gesellschaft ausserdem noch durch den zweiten Vorsitzenden Herrn Geheimrath Dr. W. Waldeyer und Herrn Sanitätsrath Dr. Max Bartels.

Anregung Folge leistend, an der Gründung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien lebhaften Antheil nahmen, so konnte er wohl nicht ahnen, von welcher Bedeutung dereinst diese Gesellschaft für die Entwicklung und das Gedeihen einer der wichtigsten Abtheilungen des Institutes werden würde, welches, damals seinem Wirkungskreise gänzlich ferne stehend, gegenwärtig seiner Leitung anvertraut ist.

Die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des Museums, zu deren Bildung erst im Jahre 1876 unter Hochstetter der Grund gelegt wurde, verdankt in der That ihren raschen Aufschwung mit in erster Linie Ihrer Gesellschaft, welche nicht nur unsere prähistorische Sammlung Jahr für Jahr mit den Ergebnissen der von ihr in's Werk gesetzten Ausgrabungen bereichert, alle ihr zugekommenen Einzelwerke und im Tausch erworbenen periodischen Schriften unserer Bibliothek widmet, sondern insbesondere auch durch ihre Vorträge und eigenen Publicationen allgemeines Interesse und allgemeine Theilnahme weckt, die in reichstem Maasse unserem Institute zugute kommen.

Mit berechtigtem Stolze können Sie darauf zurückblicken, dass durch Ihre Bemühungen ein Wissensfeld, welches vorher bei uns beinahe brach gelegen war, nunmehr auch in Oesterreich zu reicher Entwicklung und Blüthe sich entfaltet hat.

Möge Ihre Thätigkeit auch fortan zu immer grösseren und grösseren Erfolgen führen und möge das freundliche Einvernehmen stets aufrecht erhalten bleiben, welches Ihre Gesellschaft mit dem Hofmuseum in gleichem Streben vereinigt.

f) Herr Dr. Matthäus Much im Namen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

Die Adresse lautet:

Geehrtes Präsidium der Anthropologischen Gesellschaft in Wien!

Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Anthropologischen Gesellschaft bietet der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale die erwünschte Gelegenheit, die geehrte Gesellschaft auf das Freundlichste zu begrüssen.

Die k. k. Central-Commission hat die Thätigkeit der Anthropologischen Gesellschaft von der Zeit ihrer Begründung an bis zum heutigen Tage mit ununterbrochener Aufmerksamkeit verfolgt und die werthvollen Ergebnisse ihrer Bestrebungen stets freudig anerkannt und gewürdigt.

Ist doch das wissenschaftliche und örtliche Gebiet der beiderseitigen Thätigkeit zum grossen Theile ein gemeinsames und fanden sich beide, wenn auch getrennt arbeitend, doch in einem Ziele, in der Erforschung und Erhaltung der Denkmale der Culturentwicklung unserer Heimatländer, zusammen.

Deshalb hat auch die k. k. Central-Commission die Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft stets mit den besten Wünschen begleitet und die heutige Feier bietet auf's Neue den Anlass, die Hoffnung auszusprechen, dass auch die Zukunft beide wissenschaftliche Körperschaften vereint nebeneinander finden möge zum Gedeihen der wissenschaftlichen Forschung und zur Ehre des Vaterlandes.

Wien, am 11. Februar 1895.

Helfert.

g) Herr Director Oberbergrath Dr. Guido Stache im Namen der k. k. Geologischen Reichsanstalt in Wien.

Die Adresse derselben lautet:

Hochansehnliche Gesellschaft!
Sehr verehrter Herr Präsident!

Die kaiserlich königliche Geologische Reichsanstalt fühlt sich in zweifacher Richtung gedrängt und berufen, der hochgeehrten Anthropologischen Gesellschaft zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Sympathie die herzlichsten Glückwünsche darzubringen.

Es sind nicht nur die vielfachen wissenschaftlichen Berührungspunkte und es ist nicht allein die unmittelbare Verbindung der beiderseitigen Forschungsgebiete innerhalb der anthropozoischen Entwicklungsperiode der Erde, welche uns Geologen die collegiale Begrüssung der Gesellschaft am Tage des festlichen Abschlusses des ersten Vierteljahrhunderts ihrer so erfolgreichen und Oesterreich zur Ehre gereichenden Thätigkeit nahelegt, sondern es tragen auch bedeutsame persönliche Momente aus halbvergangener Zeit im glücklichen Verein mit dem Fortbestehen treuer, freundschaftlicher Beziehungen dazu bei, dass die k. k. Geologische Reichsanstalt sich zur Kundgebung ihrer besonders freudigen Antheilnahme an der heutigen Festfeier angeregt fühlen muss.

Wilhelm Haidinger und Franz v. Hauer bilden durch ihr dem Fortschritt der Naturwissenschaften gewidmetes Wirken und durch die ihnen unsererseits gemeinsam bewahrte hohe Verehrung das alte feste, und glanzvolle Bindeglied zwischen der hochgeehrten Gesellschaft und unserer Geologischen Reichsanstalt, sowie nicht minder zwischen der Gründungszeit dieser letzteren und dem Stiftungstage, dessen wir heute in festlicher Stimmung gedenken.

Die Erinnerung an diesen Tag versetzt uns im Geiste auch leicht in jene Zeit zurück, wo die Anthropologische Gesellschaft während der Direction Franz v. Hauer's in der k. k. Geologischen Reichsanstalt gleichsam als Ziehtochter eine erste Heimstätte gefunden hatte, sowie auch in jene frühere Periode, wo Sie selbst, Herr Präsident, dem Verbande dieser Anstalt noch als Mitglied angehörten.

Unter Ihrer Präsidentschaft hat sich die hochgeehrte Gesellschaft, welcher Sie bereits in ihren ersten Entwicklungsstadien das wärmste Interesse und die erfolgreichste Mitarbeit zugewendet hatten, zur jetzigen hohen Blüthe entfaltet.

Dass es dem Unterzeichneten heute vergönnt ist, als Nachfolger Wilhelm v. Haidinger's und Franz v. Hauer's im Amte und zugleich als treues Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft seine aufrichtigen

Glückwünsche im Namen der Geologischen Reichsanstalt und im eigenen Namen an den gefeierten Präsidenten der hochansehnlichen Gesellschaft und zugleich an einen treu bewährten Freund unserer k. k. Geologischen Reichsanstalt zu richten, — dies hofft derselbe als glückliche Vorbedeutung und als sichere Gewähr für den Fortbestand der bisher gepflegten wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnungen und für die weitere fortschrittliche Förderung der beiderseits gepflegten Wissenschaften betrachten zu dürfen.

Möchte es der hochgeehrten Anthropologischen Gesellschaft in Wien — in diesem Gedanken vereinigen sich gewiss die Festwünsche aller ihrer Freunde — noch viele Jahre hindurch beschieden sein, ihren thatsächlichen geistigen Begründer und jetzigen hochverehrten Präsidenten in voller Geistesfrische und Arbeitsfreudigkeit an ihrer Spitze zu sehen.

Wien, am 12. Februar 1895.

Die Direction:
G. Stache.

h) Herr Hofrath Prof. Dr. Leopold Ritter v. Dittel als Vertreter der k. k. Gesellschaft der Aerzte im Vereine mit den Herren Universitäts-Professoren Dr. Theodor Puschmann und Dr. Richard Paltauf.

i) Herr Secretär A. Handlirsch als Vertreter der k. k. Zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien.

Die Adresse lautet:

Wohllöbliche Anthropologische Gesellschaft!

Hocherfreut, die wohllöbliche Anthropologische Gesellschaft anlässlich ihres heutigen Jubelfestes begrüssen zu können, erlaubt sich die k. k. Zoologisch-botanische Gesellschaft die herzlichsten Glückwünsche zu einer an Erfolgen so überaus reichen fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit auszusprechen.

Wien, am 12. Februar 1895.

Für die k. k. Zoologisch-botanische Gesellschaft:

A. Handlirsch, Secretär. — **Brunner v. Wattenwyl,** Präsident-Stellvertreter.

j) Herr k. k. Sectionschef Dr. Josef Roman Ritter Lorenz v. Liburnau als Vertreter der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.

Die Adresse lautet:

Hochgeehrter Herr Präsident!

Der heutige Jubel- und Ehrentag der hochgeehrten Anthropologischen Gesellschaft in Wien bietet uns den hochwillkommenen Anlass, unsere herzlichsten Glückwünsche zu diesem Freudenfeste der geehrten Schwestergesellschaft darzubringen.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien hat in den 25 Jahren ihres Bestehens auf den verschiedenen Gebieten der anthropologischen Forschung gediegene und dauernde Erfolge errungen und vermag mit gerechtem Stolze auf eine Epoche rühriger Arbeit, fruchtbringenden Schaffens und wissenschaftlicher Leistung zurückzublicken.

Namentlich verdienen die in diesem Zeitabschnitte von Seite der Anthropologischen Gesellschaft theils veranlassten, theils geförderten wissenschaftlichen Untersuchungen auf anthropologischem und ethnologischem Gebiete auch vom geographischen Standpunkte die vollste Anerkennung.

Die Erwartungen, die sich an die Gründung Ihrer Gesellschaft knüpften, sind vollauf erfüllt worden!

Wenn heute von allen Seiten der Wunsch laut wird, dass die Anthropologische Gesellschaft auf der betretenen Bahn fortschreiten, weiter blühen, wachsen und gedeihen, neue Erfolge erzielen und die Wissenschaft bereichern möge, so stimmt die k. k. Geographische Gesellschaft um so lauter, freudiger und herzlicher in diesen allseitigen Wunsch ein, als ja die hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft bei Gelegenheit des Festes des 25jährigen Bestandes unserer Gesellschaft im December 1881 in wahrhaft erhebender und weihevoller Weise uns beglückwünscht hat.

Es ist also nicht blos der Tribut, den wir den Erfolgen der hochgeehrten Anthropologischen Gesellschaft zollen, sondern auch eine Dankesschuld, die wir abtragen, wenn wir die Schwestergesellschaft zu ihrem Jubel- und Ehrentage auf das Herzlichste beglückwünschen!

Wien, 12. Februar 1895.

Die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien:

Der General-Secretär-Stellvertreter: **Dr. Ernst Gallina.** — Der Präsident: **Fr. v. Hauer.**

k) Herr königlich ungarischer Rath Felix Karrer im Namen des Wissenschaftlichen Club in Wien.

Die Adresse lautet:

Hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft!

Die Anthropologische Gesellschaft begeht heute die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestandes, und der Wissenschaftliche Club, welcher die Ehre hat, der hochverehrlichen Gesellschaft seit Januar 1883 in seinen Räumen ein gastliches Heim zu bieten, fühlt sich daher besonders gedrungen, seiner Freude über dieses Ereigniss Ausdruck zu geben.

Für den unermesslichen Bereich anthropologischer Forschung, die ihr Gebiet über die ganze weite Erde und über Jahrtausende ausdehnt, erscheint ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren wohl nur als ein verschwindend kleiner; wer aber die Summe des Fleisses, der Ausdauer und der geistigen Anstrengung kennt, welche die rastlos strebende Gesellschaft während fünfundzwanzigjähriger wissenschaftlicher Arbeit geleistet hat, für den wird ihr erfolgreiches Wirken zu einer Geisteshat, welcher die Anerkennung der ganzen Welt gebührt.

Fünfundzwanzig Bände des reichhaltigsten Wissens geben Zeugniss von dem Leben und dem Werthe der Gesellschaft auf einem Felde, das der eigentlichen

wissenschaftlichen Erkenntniss zu erschliessen erst der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts vorbehalten war.

Dass aber der Gegenstand der Forschung das Höchste auf unserer Erde: „der Mensch" es ist, welchem die Anthropologische Gesellschaft ihr unermüdetes Streben und ihre rastlose Thätigkeit widmet, verleiht dem heutigen Tage erst seine wahre und hohe Bedeutung.

Der Wissenschaftliche Club erfüllt nur eine tiefempfundene Ehrenpflicht, wenn er sich in die Reihen Jener stellt, welche gekommen sind, ihre lebhaftesten und wärmsten Glückwünsche darzubringen, und für die fernste Zukunft der hochverehrten Anthropologischen Gesellschaft zuruft: Vivat, crescat, floreat!

Wien, am 12. Februar 1895.

Der Ausschuss des Wissenschaftlichen Club im Namen seiner Mitglieder:

Alfred R. v. Arneth. Ernst Lohwag.

Franz v. Hauer. Eugen Baron Poche.

Felix Karrer.

l) Herr Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser aus Innsbruck im Namen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum.

Die Adresse desselben lautet:

Das tirolische Landesmuseum Ferdinandeum sendet der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens die aufrichtigsten und wärmsten Glückwünsche.

Mit berechtigtem Stolze kann die Anthropologische Gesellschaft dieses schöne Fest begehen und ein Gefühl freudiger Genugthuung muss heute die Brust jener verdienten Männer schwellen, welche vor einem Vierteljahrhundert die Gesellschaft in's Leben riefen. Das schwanke Reis, das sie damals in den heimatlichen Boden pflanzten, hat längst feste Wurzel geschlagen und ist jetzt zum mächtigen weithinschattenden Baume geworden, welcher köstliche Früchte reift und immer reichere Ernte zu tragen verspricht.

In zielbewusster, rastloser Arbeit hat die Anthropologische Gesellschaft eine unerwartete Fülle hochbedeutsamen wissenschaftlichen Materiales zu Tage gefördert und nicht nur die somatologische, ethnologische und urgeschichtliche Erforschung unseres weiten Vaterlandes in ausgedehntestem Maasse gefördert, sondern auch in gar manche dunkle Frage allgemeinerer Natur zuerst helles Licht gebracht und die anthropologische Wissenschaft ihrem hohen Ziele nähergerückt.

In den weitesten Kreisen hat die Gesellschaft das Interesse für anthropologische Forschung zu wecken gewusst. Dankbar erkennt auch das tirolische Landesmuseum die mannigfache Anregung und Förderung an, welche es von der Anthropologischen Gesellschaft empfangen hat.

Das Ferdinandeum beglückwünscht die Anthropologische Gesellschaft zu ihren glänzenden Erfolgen und nimmt warmempfundenen Antheil an ihrer Jubelfeier. Die Anthropologische Gesellschaft in Wien möge blühen und gedeihen bis in die fernste Zukunft und das Band, welches sie mit dem tirolischen Landesmuseum verbindet, sich immer fester knüpfen.

Innsbruck, den 4. Februar 1895.

Carl Adam, Curator. Dr. Fr. R. v. Wieser, Vorstand des Ferdinandeums.

m) Herr Alphons Müllner aus Laibach im Namen des krainischen Landesausschusses und des Museums Rudolphinum daselbst.

n) Herr Universitäts-Docent Dr. Robert Sieger als Vertreter der Section „Austria" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines.

o) Herr Präsident Julius Meurer als Vertreter des Oesterreichischen Touristenclub.

Hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft in Wien!

Der ergebenst gefertigte Centralausschuss des Oesterreichischen Touristenclub beehrt sich hiermit, die hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft aus Anlass ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens mit dem Wunsche herzlichst zu begrüssen, es möge ihre ehrenreiche Thätigkeit auch in Zukunft im Interesse der Wissenschaft und der Allgemeinheit von glänzendstem Erfolge begleitet sein.

Der ergebenst gefertigte Centralausschuss nimmt um so innigeren Antheil an dieser schönen Feier, als er durch seine Section für Naturkunde mit der hochansehnlichen Gesellschaft in engerer Verbindung steht und an ihren wissenschaftlichen Forschungen regen Antheil nimmt.

Wien, im Februar 1895.

Hochachtungsvoll ergebenst zeichnet

Oesterreichischer Touristenclub.

C. Rint, I. Schriftführer. Meurer, Präsident.

4. Eingelangte Adressen.

Von folgenden Gesellschaften und Vereinen waren Adressen eingelangt:

a) Von der Kaiserlichen Archäologischen Gesellschaft in Moskau.

Dieselbe lautet:

Societatis Archaeologae Caesareae Mosquensis

sodales Societati Anthropologae Vindobonensi, nunc quintum lustrum, ex quo cum maximo litterarum emolumento condita est, optimis eminibus claudenti, ex animo bene precantes pro eius salute vota nuncupamus, ut in annorum vicissitudine ac varietate quam diutissime superstes incolumisque semper eisdem floreat laudibus. Nam cum alia, tum illud grato animo recordamur, horum annorum aliquot communitatem studiorum inter nos intercedere tam artam tamque

constantem, ut utramque societatem fraterna necessitudine coniunctam esse dicas. Quae cum ita sint, verissimo studio Vestri permoti his vocibus Vos salutamus: vivant litterae! vivat, crescat, floreat multos in annos illud clarissimum litterarum columen, quod est Societas Anthropologa Vindobonensis!

Dabamus Mosquae

Pridie $\frac{\text{Calendas}}{\text{Idus}}$ Februarias. a. MDCCCXCV.

Praeses Comes Parasceve Uwaroff.

Praesidis vicarius D. Anutschin.

Ab epistolis Waldimerus Trutowski.

b) Von der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie in Stockholm.

Dieselbe lautet:

Die Schwedische Gesellschaft für Anthropologie und Geographie

sendet der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens Gruss und Glückwunsch.

Mit Genugthuung und Stolz darf Eure Gesellschaft auf ihre erfolgreiche Thätigkeit während des verflossenen Zeitraumes zurückblicken. Die Forschungsinteressen der Anthropologie, der Ethnologie und der Alterthumskunde habt Ihr in einer Weise zu fördern gewusst, welche die vollste Anerkennung aller an solchen Studien Betheiligten fordert und welche zeigt, dass die Gesellschaft stets der Losung treu geblieben, die von ihrem ersten Präsidenten am Stiftungstage in der Eröffnungsrede gegeben wurde: „Das wahre Studium des Menschen ist der Mensch."

Mögen gemeinschaftliche Bestrebungen uns immer inniger verbinden.

Stockholm, am 5. Februar 1895.

E. W. Dahlgreen, Secretär. **Hjalmar Stolpe,** Vorsitzender.

c) Von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig.

d) Von der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz.

e) Vom Museumverein für Vorarlberg.

Dieselbe lautet:

Hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft!

Auch im fernsten Westen des Reiches freut man sich heute am Jubiläumsfeste Ihrer Stiftung der grossartigen Entwicklung, zu welcher die hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft emporgestiegen.

Unser Verein, ob auch klein an Zahl und schwach in seinen Leistungen, will doch nicht zurückbleiben, wo es gilt, der sympathischen Anerkennung Ihrer Erfolge Worte zu leihen und hoffnungsvolle Wünsche darzubringen. So frisch und belebend sie bis anhin schaffensfreudig die idealen Güter der Wissenschaft pflegte, möge die hochgeehrte Anthropologische Gesellschaft unter Männern von ebensolchem Geiste, wie deren Gründer und Erhalter sie zu Blühen und Gedeihen gebracht, immerdar als Vorbild jedem verwandten Streben voranleuchten.

Bregenz, 12. Februar 1895.

Der Museumverein für Vorarlberg:

S. Jenny,
Obmann.

5. Eingelangte Telegramme.

a) Gesellschaften, Vereine, Museen.

1. Société d'Anthropologie de Paris.
2. Società Italiana di Antropologia, Etnologia e Psicologia comparata in Florenz.
3. Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie in Moskau.
4. Russische Anthropologische Gesellschaft an der Universität zu St. Petersburg.
5. Nordisches Museum in Stockholm.
6. Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn.
7. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde in Guben.
8. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg in Preussen.
9. Museumsverein „Včela" in Časlau.
10. Musealverein in Hallstatt.
11. Akademie der Wissenschaften in Krakau.
12. Musealverein für Krain in Laibach.
13. Museum „Francisco-Carolinum" in Linz.
14. Königlich Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag.
15. Archäologische Section des Museums des Königreiches Böhmen in Prag.
16. Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum in Sarajevo.

b) Einzelne Persönlichkeiten.

17. Archimandrit Mesrop in Etschmiadzin.
18. Professor E. Petri in St. Petersburg.
19. Paul Fürst Putjatin in St. Petersburg.
20. Reichsantiquar Hans Hildebrand in Stockholm.
21. Dr. Gustav Retzius, Dr. Hjalmar Stolpe und Dr. Oskar Montelius in Stockholm.
22. Dr. H. Kern, Dr. G. J. Dozy, Dr. G. Schlegel und J. D. E. Schmeltz in Leiden.
23. K. u. k. Generalconsul Dr. Carl v. Scherzer in Genua.
24. Docent Jakob Heierli in Zürich.
25. Conservator Eduard Krause in Berlin.
26. Professor Dr. Ferdinand Freiherr v. Richthofen in Berlin.
27. Karl Künne in Charlottenburg.
28. Directorial-Assistent Dr. Johannes Deichmüller in Dresden.
29. Geheimrath Dr. Ludwig Stieda in Königsberg in Preussen.
30. Dr. Wilhelm Reiss in Könitz.
31. Oberlehrer Johannes Weismann in München.
32. Professor Dr. Josef Hampel in Budapest.
33. K. u. k. Oberstlieutenant Heinrich Himmel v. Agisburg in Budapest.
34. Professor Dr. Aurel v. Török in Budapest.
35. Alexander Graf Apponyi in Lengyel.

36. Kreisarzt Dr. Leopold Glück in Sarajevo.
37. K. u. k. Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach in Sarajevo.
38. Docent Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz.
39. Professor Erich Kolbenheyer und Professor Karl A. Romstorfer in Czernowitz.
40. K. k. Sectionschef i. R. Dr. Arthur Graf v. Enzenberg zum Freyen- und Jöchlsthurn in Innsbruck.
41. Bürgermeister Dr. Friedrich Mörz in Innsbruck.
42. Professor Dr. Leopold v. Schröder in Innsbruck.
43. Dr. Heinrich Matiegka in Prag.
44. Professor Dr. Joh. Nep. Woldřich in Prag.
45. Director Dr. Carlo de Marchesetti in Triest.
46. Professor Dr. Ludwig Karl Moser in Triest.
47. K. k. Handelsminister Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach in Wien (Telegramm von Graz).

6. Eingelangte Glückwunschschreiben.

a) Von Gesellschaften.

1. Internationale Gesellschaft für Ethnographie in Leiden.
2. Königliche Akademie der Wissenschaften in Amsterdam.
3. Finnische Alterthumsgesellschaft in Helsingfors.
4. Redaction des Bullettino de Paletnologia italiana in Rom.
5. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin.
6. Gruppe Hamburg-Altona der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hamburg.
7. Alterthumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg.
8. Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis“ in Dresden.
9. Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz.
10. Alterthumsabtheilung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest.
11. Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns in Budapest.
12. Direction des Bukowiner Landesmuseums in Czernowitz.
13. Direction des Franzensmuseums in Brünn.
14. K. k. Mährische Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, der Natur- und Landeskunde in Brünn.
15. Böhmische Gesellschaft für Erdkunde in Prag.
16. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen in Prag.
17. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag.
18. Anthropologische Section der böhmischen ethnographischen Gesellschaft in Prag.
19. Präsidium der čechoslawischen ethnographischen Ausstellung in Prag 1895.
20. Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark in Graz.
21. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg.
22. Direction des Museums Carolino-Augusteum in Salzburg.
23. K. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien.
24. Verein für österreichische Volkskunde in Wien.
25. Verein für Landeskunde von Niederösterreich in Wien.
26. Numismatische Gesellschaft in Wien.
27. Società dei naturalisti in Modena.
28. Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein.
29. Historisches Museum in Moskau.
30. Gelehrte Esthnische Gesellschaft Dorpat.
31. Koninklijk Institunt voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië in 's-Gravenhage.
32. Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien in Stockholm.
33. Verein für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau.
34. Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.
35. K. k. Zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien.
36. Oesterreichischer Touristenclub in Wien.

b) Von einzelnen Personen.

1. Dr. Richard *Andree* in Braunschweig.
2. Sanitätsrath Dr. Max *Bartels* in Berlin.
3. Geheimrath Dr. Adolf *Bastian* in Berlin.
4. Joseph Baron de *Baye* in Paris.
5. Dr. R. *Beltz* in Schwerin.
6. Geheimrath Dr. Anatol *Bogdanow* in Moskau.
7. Prinz Roland *Bonaparte* in Paris.
8. Dr. Georg *Buschan* in Stettin.
9. Professor Luigi *Calori* in Bologna.
10. J. *Capellini* in Bologna.
11. Professor Dr. D. *Chwolson* in St. Petersburg.
12. Professor *Conwentz* in Danzig.
13. Dr. Wilhelm *Dörpfeld* in Athen.
14. Dr. O. *Donner* in Helsingfors.
15. Director Edouard *Dupont* in Brüssel.
16. Dr. Paul *Ehrenreich* in Berlin.
17. Generallieutenant Roderich v. *Erckert* in Berlin.
18. Dr. v. *Fellenberg* in Bern.
19. Sir William Henry *Flower* in London.
20. Professor Dr. Georg *Gerland* in Strassburg.
21. Hofrath Dr. Theodor *Gomperz* in Wien.
22. Professor Dr. Ernst *Haeckel* in Jena.
23. Professor Dr. Rudolf *Henning* in Strassburg.
24. Director Dr. C. *Herbst* in Kopenhagen.
25. Walter J. *Hoffman* in Washington.
26. Dr. Abel *Hovelacque* in Paris.
27. Dr. v. *Hovorka* in Janjina, Dalmatien.
28. Professor Dr. Heinrich *Kern* in Leiden.
29. Professor Dr. A. *Kirchhoff* in Halle a. d. Saale.
30. Professor Josef *Klvaňa* in Ungarisch-Hradisch.
31. C. *Künne* in Charlottenburg.
32. Dr. G. W. *Leitner* in Woking.
33. Marie Gräfin *Linden* auf Schloss Burgberg.
34. Dr. A. *Lissauer* in Berlin.
35. Professor Dr. *Lortet* in Lyon.
36. C. W. *Lüders* in Hamburg für das Museum für Völkerkunde in Hamburg.
37. Professor Alexander *Makowsky* in Brünn.
38. Director Dr. Carlo de *Marchesetti* in Triest.
39. Director Johanna *Mestorf* in Kiel.
40. Sophus *Müller* in Kopenhagen (Gesellschaft für nordische Alterthümer).
41. Dr. Julius *Naue* in München.
42. Dr. Lubor *Niederle* in Prag.
43. Dr. Otto *Olshausen* in Berlin.
44. C. M. *Pleyte* in Amsterdam.
45. Professor Alexander *Prosdocimi* in Este.
46. Dr. J. G. F. *Riedel* in Haag.
47. Professor Dr. *Rüdinger* in München.
48. Professor Dr. Gustav *Schlegel* in Leiden.

49. J. D. E. *Schmeltz* in Leiden.
50. Professor Emil *Schmidt* in Leipzig.
51. Professor Dr. Leopold *Schröder* in Innsbruck.
52. Geheimer Regierungsrath Dr. Wilhelm *Schwartz* in Berlin.
53. Dr. Eduard *Seler* in Berlin.
54. Wladimir *Sisow* in Moskau.
55. Custos Moriz *Trapp* in Brünn.
56. Professor Edward B. *Tylor* in Oxford.
57. Gräfin *Uwaroff* in Moskau.
58. Professor Vid *Vuletić-Vukasović* in Curzola.
59. Geheimrath Dr. E. *Wagner* in Karlsruhe.
60. Professor Dr. Martin *Wilckens* in Abbazia.

7. Der Präsident verkündet die Namen der in der Monatsversammlung am 8. Januar 1895 aus Anlass des Jubiläums ernannten Ehren- und correspondirenden Mitglieder:

a) Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit der Herr *Erzherzog Josef.*
2. Seine Excellenz der Herr Handelsminister Gundaker Graf *Wurmbrand-Stuppach.*
3. Seine Excellenz der Herr Reichs-Finanzminister Benjamin *Kállay de Nagy-Kálló.*
4. Dr. Hans *Hildebrand,* Reichsantiquar in Stockholm.
5. Professor Dr. Julius *Kollmann* in Basel.
6. Sir John *Lubbock* in High Elms.
7. Professor Dr. Johannes *Ranke* in München.
8. Professor Edward B. *Tylor* in Oxford.
9. Geheimrath Professor Dr. Wilhelm *Waldeyer* in Berlin.

b) Correspondirende Mitglieder.

1. Kristian *Bahnson,* Inspector des ethnographischen Museums in Kopenhagen.
2. Edoardo *Brizio,* Director des Museo civico in Bologna.
3. Dr. Wilhelm *Dörpfeld* in Athen.
4. Professor Dr. Georg *Gerland* in Strassburg.
5. Professor Gherardo *Ghirardini* in Pisa.
6. Enrico *Giglioli,* Vicepräsident der Anthropologischen Gesellschaft in Florenz.
7. Geheimrath Professor Dr. August *Meitzen* in Berlin.
8. Dr. Robert *Munro,* Secretär der Society of Antiquaries of Scotland in Edinburgh.
9. Dr. Otto *Olshausen* in Berlin.
10. Salomon *Reinach,* Sous-Directeur des Nationalmuseums in St. Germain en Laye.
11. Professor Dr. Emil *Schmidt* in Leipzig.
12. Professor Dr. Karl *von den Steinen* in Berlin.

8. Der Präsident schliesst die Festversammlung mit folgenden Worten:

Die soeben vernommenen freundlichen Kundgebungen verpflichten uns zu tiefstem Danke. Ich spreche denselben vor Allem aus den Vertretern der deutschen Schwestergesellschaften. Sie haben den weiten Weg und die rauhe Jahreszeit nicht gescheut, als es sich handelte, unser Fest durch Ihre Anwesenheit zu verherrlichen. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, dass die in unseren langjährigen Beziehungen gezeitigten Gefühle von Bewunderung für Ihr Wirken, von persönlicher Anhänglichkeit und treuer Verwandtschaft Ihnen gegenüber niemals erlöschen werden! Die Antheilnahme der wichtigsten naturwissenschaftlichen Corporationen Wiens an unserem Feste entspricht dem untrennbaren idealen Zusammenhange, welcher alle Naturforscher verbindet, auf welchem Boden dieselben sich auch bewegen mögen. Die mir als Vorsitzenden der Anthropologischen Gesellschaft gewordene Auszeichnung wird uns durch Männer vermittelt, welche für unsere Gesellschaft jederzeit mit Rath und That eingestanden sind; möge dieselbe zum Symbol werden für ein immer innigeres Zusammenwirken Aller für den Ausbau der Naturgeschichte des Menschen!

Der wohlthuende Antheil, den alle Schichten unserer Bevölkerung an unserer Feier genommen haben, sei uns eine Gewähr für eine wachsende Beachtung unserer Bestrebungen, für ein stets innigeres Zusammenwirken aller Geistesthätigkeiten, um das Studium des Menschen als Gesellschaftswesen zu fördern.

* * *

Die Festversammlung, welche im grossen Saale des Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenvereines stattfand, bot auch äusserlich ein glänzendes Bild. Die Freunde und Mitglieder der Gesellschaft hatten sich überaus zahlreich eingefunden. Wir nennen zuerst die von auswärts herbeigeeilten Gäste: die Geheimräthe Virchow, Waldeyer und Fritsch, Sanitätsrath Dr. M. Bartels, Director Dr. A. Voss vom Museum für Völkerkunde, Medicinalrath Dr. Güterbock und Directorial-Assistent Dr. Felix v. Luschan aus Berlin, Prof. Dr. Johannes Ranke aus München, Geheimrath Dr. Grempler aus Breslau; ferner aus Oesterreich die Herren: Universitäts-Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser aus Innsbruck und Alphons Müllner aus Laibach. Von in Wien domicilirenden Persönlichkeiten waren erschienen: Seine königliche Hoheit Herzog Wilhelm von Württemberg, Seine Durchlaucht Ministerpräsident Alfred Fürst Windisch-Grätz, Prinz Ernst Windisch-Grätz, Seine Excellenz Hans Graf Wilczek, Seine Excellenz Oberstjägermeister Hugo Graf Abensberg-Traun, Seine Excellenz Freiherr von Gautsch, Carl Graf Lanckoroński, Nikolaus Dumba, die Hofräthe F. v. Hauer, W. v. Hartel, Jagić, Dittel, Toldt, Stoffella, Juraschek, Hann, Baron v. Hohenbruck, Oberbergrath Director Dr. Stache, Stadtphysicus Dr. Kammerer, die Universitäts-Professoren Karabacek, Bormann, Puschmann, Paltauf, Benedikt u. A. m.

Nach der Versammlung fand ein gemeinschaftliches Abendessen im Wissenschaftlichen Club statt, an dem sich gegen 80 Personen betheiligten.

Den Abschluss des Jubiläums bildete ein Bankett, welches am folgenden Tage, Nachmittag 2 Uhr, im Grand Hôtel stattfand und das überaus animirt verlief. In warmen Worten wurde von den zahlreichen Rednern der innigen Verbindung gedacht, welche zwischen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und den deutschen Schwestergesellschaften existirt. Möge das geistige Band, das sie alle umschlingt, ein immer festeres werden, um Hand in Hand, Schulter an Schulter die vielen Aufgaben allmälig einer gedeihlichen Lösung zuzuführen, zu welcher die Vorarbeiten in den ersten 25 Jahren gelegt wurden.

ANHANG.

I. Präsidenten der Gesellschaft.

Karl Freiherr v. Rokitansky, 13. Februar 1870 bis 23. Juli 1878.
Eduard Freiherr v. Sacken, 11. Februar 1879 bis 14. Februar 1882.
Ferdinand Freiherr v. Andrian, 14. Februar 1882 bis heute.

II. Vice-Präsidenten der Gesellschaft.

Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, 13. Februar 1870 bis 14. März 1876.
Dr. Friedrich Müller, 13. Februar 1870 bis 14. Februar 1888.
Dr. Eduard Freiherr v. Sacken, 14. März 1876 bis 11. Februar 1879.
Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg, 11. Februar 1879 bis 14. Februar 1882.
Dr. Karl Langer Ritter v. Edenberg, 11. Februar 1879 bis 7. December 1887.
Dr. Eduard Freiherr v. Sacken, 14. Februar 1882 bis 13. März 1883.
Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl, 14. Februar 1888 bis heute.
Dr. Augustin Weisbach, 14. Februar 1888 bis 13. März 1894.
Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, 13. März 1894 bis heute.

III. Secretäre der Gesellschaft.

a) Secretäre:

Prof. Ritter v. Vivenot, 13. Februar 1870 bis März 1870.
Dr. Sigmund Wahrmann, bis 14. März 1876.
Dr. Matthäus Much, bis 12. Februar 1884.
Josef Szombathy, bis 8. Februar 1887.
Franz Heger, 8. Februar 1887 bis heute.

b) Secretär-Stellvertreter:

Edmund Reitlinger, 13. Februar 1870 bis 11. März 1873.
Dr. Johann Nep. Woldřich, 11. März 1873 bis 14. März 1876.
Dr. Sigmund Wahrmann, 11. März 1876 bis 13. Februar 1883.
Josef Szombathy, 13. Februar 1883 bis 12. Februar 1884.
Felix Karrer, 12. Februar 1884 bis 8. Februar 1887.
Dr. Moriz Hoernes, 8. Februar 1887 bis 11. März 1890.
Dr. Wilhelm Hein, 11. März 1890 bis heute.

IV. Rechnungsführer der Gesellschaft.

Dr. Sigmund Wahrmann, 13. Februar 1870 bis 14. Februar 1871.
Dr. Johann Nep. Woldřich, 14. Februar 1871 bis 11. März 1873.
Dr. Felix Ritter v. Luschan, 11. März 1873 bis 10. Februar 1874.
Felix Kanitz, 10. Februar 1874 bis 11. Februar 1879.
Dr. Jakob Eduard Polak, 11. Februar 1879 bis 17. Februar 1891.
Dr. Otto Müller, 17. Februar 1891 bis heute.

V. Cassiere der Gesellschaft.

Bergrath Foetterle, 13. Februar 1870 bis 14. März 1876.
Dr. Johann Nep. Woldřich, 14. März 1876 bis 8. Februar 1887.
Ignaz Spöttl, 8. Februar 1887 bis 17. Februar 1891.
Karl Freiherr v. Schlosser, 17. Februar 1891 bis heute.

VI. Ausschussräthe der Gesellschaft.

1. **Dr. Karl Aberle,** 14. Februar 1882 bis 1892.
2. **Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg,** 12. Februar 1878 bis 11. Februar 1879.
3. **Dr. Hektor Ritter v. Arneth,** 13. Februar 1870 bis 11. März 1890.
4. **Franz Foetterle,** 14. März 1876 bis 5. September 1876.
5. **Dr. Theodor Gomperz,** 13. Februar 1870 bis 9. Februar 1875.
6. **Dr. Michael Haberlandt,** 11. März 1890 bis heute.
7. **Dr. Franz Ritter v. Hauer,** 13. Februar 1870 bis heute.
8. **Franz Heger,** 13. Februar 1883 bis 8. Februar 1887.
9. **Friedrich Heller v. Hellwald,** 13. Februar 1870 bis 13. Februar 1872.
10. **Dr. Emanuel Herrmann,** 11. März 1890 bis heute.
11. **Dr. Ferdinand Ritter v. Hochstetter,** 13. Februar 1870 bis 18. Juli 1884.
12. **Dr. Moriz Hoernes,** 11. März 1890 bis heute.
13. **Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg,** 13. Jänner 1885 bis 13. März 1894.
14. **Felix Kanitz,** 13. Februar 1870 bis 10. Februar 1874; 11. Februar 1879 bis heute.
15. **Dr. Josef Karabacek,** 13. Februar 1872 bis heute.
16. **Felix Karrer,** 14. März 1876 bis 12. Februar 1884; 8. Februar 1887 bis heute.
17. **Dr. Hans Kundrat,** 13. Februar 1883 bis 13. Jänner 1885.
18. **Dr. Karl Langer v. Edenberg,** 13. Februar 1870 bis 11. Februar 1879.
19. **Dr. Felix Ritter v. Luschan,** 10. Februar 1874 bis 9. Februar 1886.
20. **Dr. Theodor Meynert,** 13. Februar 1870 bis 1892.
21. **Dr. Matthäus Much,** 14. Februar 1871 bis 14. März 1876; 12. Februar 1884 bis heute.
22. **Dr. David Heinrich Müller,** 8. Februar 1887 bis heute.
23. **Karl Penka,** 11. März 1890 bis heute.
24. **Dr. Jakob Eduard Polak,** 13. Februar 1870 bis 11. Februar 1879.
25. **Eduard Freiherr v. Sacken,** 13. Februar 1870 bis 14. März 1876.
26. **Dr. W. Scherer,** 13. Februar 1870 bis 14. Februar 1871.
27. **Dr. Fr. Romeo Seligmann,** 13. Februar 1870 bis 14. Februar 1871.
28. **Ignaz Spöttl,** 9. Februar 1886 bis 8. Februar 1887.
29. **Dr. Eduard Suess,** 13. Februar 1870 bis 12. Februar 1878.
30. **Josef Szombathy,** 8. Februar 1887 bis heute.

31. **Josef Tandler Ritter v. Tanningen,** 14. März 1876 bis 14. Februar 1882.
32. **Dr. Karl Teldt,** 9. Februar 1886 bis heute.
33. **Dr. Wilhelm Tomaschek,** 11. März 1890 bis heute.
34. **Dr. Sigmund Wahrmann,** 13. Februar 1883 bis heute.
35. **Dr. Augustin Weisbach,** 8. Februar 1887 bis 14. Februar 1888.
36. **Dr. Martin Wilckens,** 12. Februar 1878 bis heute.
37. **Hans Graf Wilczek,** 13. Februar 1870 bis heute.
38. **Dr. Johann Nep. Woldřich,** 8. Februar 1887 bis heute.
39. **Heinrich Wolf,** 13 Februar 1877 bis 1882.
40. **Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach,** 13. Februar 1870 bis heute.
41. **Dr. Emil Zuckerkandl,** 12. Februar 1878 bis 13. Februar 1883; 15. Jänner 1889 bis heute.

VII. Verzeichniss der Mitglieder,

welche der Gesellschaft seit 25 Jahren angehören.

1. **Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg,** Wien.
2. **Dr. Alfred Ritter v. Arneth,** k. u. k. wirklicher Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien.
3. **Dr. Franz Hektor Ritter v. Arneth,** Wien.
4. **Dr. Adolf Beer,** k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule, Wien.
5. **Dr. Moriz Bruck,** k. u. k. Oberstabsarzt i. R., Wien.
6. **Dr. Karl Brunner Ritter v. Wattenwyl,** k. k. Ministerialrath i. P., Wien.
7. **Dr. Karl Maria Faber,** Graz.
8. **Dr. Theodor Gomperz,** k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Wien.
9. **Dr. Josef Gruber,** k. k. Universitäts-Professor, Wien.
10. **Dr. Karl Gussenbauer,** k. k. Universitäts-Professor, Wien.
11. **Dr. Franz Ritter v. Hauer,** k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Wien.
12. **Heinrich Herrnfeld,** Schriftsteller, Wien.
13. **Dr. Gustav Jurié Edler v. Lavandal,** Universitäts-Privatdocent, Wien.
14. **Franz Kaiser,** k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Oberdirector im k. k. Finanzministerium, Wien.
15. **Felix Kanitz,** Wien.
16. **Dr. Josef Karabacek,** k. k. Universitäts-Professor, Wien.
17. **Felix Karrer,** königl. ung. Rath, Wien.
18. **Max Freiherr v. Kübeck zu Kübau,** k. u. k. Legationsrath a. D., Wien.
19. **Dr. Paul Mittler,** Wien.
20. **Dr. Matthäus Much,** Wien.
21. **Dr. Friedrich Müller,** k. k. Universitäts-Professor, Wien.
22. **Dr. Heinrich Obersteiner,** k. k. Universitäts-Professor, Wien.
23. **Dr. Leopold Oser,** k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor, Wien.
24. **Rudolf Pfeiffer,** k. k. Oberbergrath, Wien.
25. **Dr. Emil Rollet,** k. k. Regierungsrath, Wien.
26. **Dr. Ludwig Karl Schmarda,** k. k. Hofrath, Wien.
27. **Josef Sederl,** k. u. k. Hof-Steinmetzmeister, Wien.
28. **Dr. Guido Stache,** k. k. Oberbergrath, Wien.
29. **Pellegrino Strobel,** Professor, Parma.
30. **Dr. Sigmund Wahrmann,** Wien.
31. **Hans Graf Wilczek,** k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Wien.
32. **Dr. Johann Nep. Woldřich,** k. k. Universitäts-Professor, Prag.
33. **Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach,** k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, k. k. Handelsminister, Wien.

VIII. Vorstand und Mitglieder am 25. Jahrestage, 13. Februar 1895.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl.**
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg.**

Secretär:

Franz **Heger.**

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Wilhelm **Hein.**

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller.**

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Ausschussräthe:

Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter v. **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Teldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Johann Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u k. Hoheit Erzherzog **Josef.**
2. Adolf **Bastian** in Berlin.
3. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
4. Ernst **Haeckel** in Jena.
5. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
6. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien.

7. Julius **Kollmann** in Basel.
8. John **Lubbock** in High Elms.
9. Friedrich **Müller** in Wien.
10. J. W. **Powell** in Washington.
11. Franz v. **Pulszky** in Budapest.
12. Johannes **Ranke** in München.
13. Wilhelm **Reiss** in Könitz (Thüringen).
14. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
15. Edward B. **Tylor** in Oxford.
16. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
17. Rudolf **Virchow** in Berlin.
18. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin.
19. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Wien.

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. Kristian **Bahnson** in Kopenhagen
4. **Max Bartels** in Berlin.
5. Josef Baron de **Baye** in Paris.
6. Franz **Boas** in Washington, D. C., U. S. A.
7. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
8. Edoardo **Brizio** in Bologna.
9. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
10. Ernest **Chantre** in Lyon.
11. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen.
12. Ernst **Eitel** in Hongkong.
13. A. **Ernst** in Carácas.
14. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
15. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
16. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
17. Georg **Gerland** in Strassburg.
18. Gherardo **Ghirardini** in Pisa.
19. Enrico **Giglioli** in Florenz.
20. J. **Girard de Rialle** in Paris.
21. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
22. Victor **Gross** in Neuveville.
23. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
24. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
25. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
26. Josef **Hampel** in Budapest.
27. Ernest **Hamy** in Paris.
28. Jakob **Heierli** in Zürich.
29. Wolfgang **Helbig** in Rom.
30. Theodor von **Heldreich** in Athen
31. C. **Herbst** in Kopenhagen.
32. Anton **Herrmann** in Budapest.
33. W. J. **Hoffman** in Washington.
34. Abel **Hovelacque** in Paris.
35. Urban **Jarnik** in Prag.
36. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
37. A. **Lissauer** in Berlin.
38. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
39. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
40. August **Meitzen** in Berlin.
41. Johanna **Mestorf** in Kiel.
42. A. B. **Meyer** in Dresden.
43. Oskar **Montelius** in Stockholm.
44. Enrico **Morselli** in Genua.
45. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
46. Robert **Munro** in Edinburgh.
47. Julius **Naue** in München.
48. Alfred **Nehring** in Berlin.
49. Hermann **Obst** in Leipzig.
50. Otto **Olshausen** in Berlin.
51. Paul **Orsi** in Siracus.
52. Antonio **Pascoli** in Mexico.
53. Luigi **Pigorini** in Rom.
54. Gustav **Radde** in Tiflis.
55. W. **Radloff** in St. Petersburg.
56. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
57. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye.
58. Gustav **Retzius** in Stockholm.
59. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
60. L. **Rütimeyer** in Basel.
61. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
62. Emil **Schmidt** in Leipzig.
63. Willibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg.
64. W. **Schwartz** in Berlin.
65. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
66. C. **Schwicker** in Budapest.
67. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
68. Karl von den **Steinen** in Berlin.
69. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
70. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
71. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
72. Pellegrino **Strobel** in Parma.
73. Aurel v. **Török** in Budapest.
74. Paul **Topinard** in Paris.
75. W. **Troutowski** in Moskau.
76. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
77. Julien **Vinson** in Paris.
78. Albert **Voss** in Berlin.

III. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 18.
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 8.
4. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k, wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2.

11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Herman. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Schlickgasse 4.
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Shanghai.
16. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3.
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7.
18. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4.
19. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
20. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9.
21. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6.
22. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
23. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13.
24. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn.
25. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Blasewitz b. Dresden, Forsthausstrasse 1.
26. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59.
27. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II./2. Czerningasse 3.
28. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
29. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
30. **Schauta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich.
31. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
32. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2.
33. **Seudler,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
34. **Todesco,** Sophie Baronin v. Wien, I. Kärntnerstrasse 51.
35. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
36. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. Strohgasse 21 A.
37. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Kämmerer, k. k. Handelsminister. Wien, I. Postgasse 8.
38. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20.

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56.
2. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
3. **Alterthumsverein** in Worms.
4. **Alth,** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Leitermeyergasse 46.
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freih. v. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein** in Görlitz.
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 88. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hofelhof.
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17.
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Taborstrasse 49.
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12.
22. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
23. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1.
24. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gauss-Strasse 17.
25. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1.
26. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
27. **Bohatta,** Dr. Hans, Volontär an der k. k. Universitäts-Bibliothek. Wien, I. Weihburggasse 8.
28. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfahrn, Niederösterreich.
29. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Czerninplatz 1.
30. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur. Guntramsdorf, Niederösterreich.
31. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
32. **Brunšmid,** Josef, Custos am Nationalmuseum in Agram.
33. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 8.
34. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 51.

35. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., General-Secretär der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
36. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol.
37. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6.
38. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau.
39. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2.
40. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
41. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Jacquingasse 1.
42. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath, Kämmerer und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
43. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
44. **Döhner,** Richard. Dorna-Watra, Bukowina.
45. **Dołkowski,** Leo, Techniker, Wien, IV. Danhausergasse 6.
46. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz.
47. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
48. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
49. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Milatyn, Galizien.
50. **Eigl,** Josef, k. k. Regierungs-Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorstrasse 9.
51. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, V. Siebenbrunnengasse 13.
52. **Epstein,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
53. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
54. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
55. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
56. **Fiala,** Franz, Custos-Adjunct am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum. Sarajevo.
57. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
58. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
59. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt. Graz, Rechbauerstrasse 30.
60. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.
61. **Flondor,** Alexander Ritter v., Gutsbesitzer. Hlinitza, Post Draczynetz, Bukowina.
62. **Franc,** Franz Xaver, Secretär der histor. Gesellschaft. Pilsen.
63. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22.
64. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VIII. Lange Gasse 5 u. 7.
65. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
66. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3.
67. **Gerlich,** Karl, Lehrer, Prerau, Žerotinplatz 173.
68. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg.
69. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 61.
72. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3.
73. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilfl. Klinik. Wien, XI. Simmeringer Hauptstrasse 42.
74. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
75. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Ergänzungs-Bezirks-Commando 59 in Salzburg.
76. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9.
77. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8.
78. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
79. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Post Furth, Niederösterreich.
80. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
81. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo.
82. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Piaristengasse 62.
83. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
84. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
85. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13.
86. **Hein,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
87. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
88. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2.
89. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
90. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 6. Budapest, Herrengasse 66.
91. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen.
92. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt.
93. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
94. **Hörmann,** Constantin, k. k. Regierungsrath, Director des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo.
95. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Strohgasse 5.
96. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
97. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52.
98. **Hofmeier,** Ernst, Domänen-Besitzer. Prag, Wenzelsplatz 55.
99. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. v., k. k. Ministerialrath im Ackerbauministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.

100. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
101. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
102. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt und Abtheilungs-Vorstand in der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Porzellangasse 48.
103. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, III. Stammgasse 15.
104. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7.
105. **Hovorka Edler v. Zderas,** Dr. Oskar, Gemeindearzt. Janjina, Dalmatien.
106. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32.
107. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6.
108. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX./1. Döblinger Hauptstrasse 24.
109. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichov, Hieronymusgasse 13.
110. **Jenny,** Dr. Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
111. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Bankgasse 7.
112. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Privatdocent an der k. k. Universität. Czernowitz, Neueweltgasse 58.
113. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21.
114. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen.
115. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich.
116. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9.
117. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
118. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
119. **Karásek,** Dr. Josef. Wien, VI. Dürergasse 29.
120. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
121. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 80.
122. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt Brünn.
123. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
124. **Kneis,** Jan, Lehrer. Blansko, Mähren.
125. **Knoll,** Dr. Philipp, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Salmgasse 6.
126. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Wien, IV. Favoritenstrasse 28.
127. **Könyöki, Dr. Alois,** Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
128. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Operngasse 2.
129. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.
130. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen.
131. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor. Niemtschitz, Mähren.
132. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteingasse 18.
133. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
134. **Kosmač,** Joh., Werkdirector. Graz, Parkstrasse 7.
135. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
136. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren.
137. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
138. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
139. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren.
140. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
141. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
142. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Rothenthurmstrasse 13.
143. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Lange Gasse 48, 2. Stiege, Thür 41.
144. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus und Administrativ-Director der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo.
145. **Landesmuseum „Joanneum"** (Antiken- und Münzen-Cabinet) in Graz.
146. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer. Pressburg.
147. **Leder,** Hans. Jauernig, Schlesien.
148. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
149. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstr. 70.
150. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8.
151. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Prechtlgasse 1.
152. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Garnisons-Chefarzt. Oedenburg, Ungarn.
153. **Linden,** Marie Gräfin. Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
154. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9.
155. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich.
156. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Alserstrasse 27.
157. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Berlin, W., Maassenstr. 25.
158. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61.
159. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25.

160. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest.
161. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
162. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
163. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul - Director. Teltsch, Mähren.
164. **Mayer,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13.
165. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt. Smichov, Havlíčekgasse 10.
166. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
167. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim.
168. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter - Retzbach, Niederösterreich.
169. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28.
170. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Ober-Stabs- und Chefarzt des Militär-Invalidenhauses. Wien, III. Landstr. Hauptstr. 1.
171. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 2.
172. **Miličević,** Dr. Franjo. Mostar.
173. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
174. **Montecuccoli - Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola.
175. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo.
176. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
177. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
178. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der k k. Universität. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
179. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24.
180. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
181. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
182. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
183. **Museal verein** in Hallstatt, Oberösterreich.
184. **Musejní spolek.** Brünn.
185. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
186. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
187. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15.
188. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11.
189. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
190. **Niederösterreichische Landes - Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
191. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg.
192. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts - Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Billrothstrasse 69.
193. **Oesterreichischer Touristen-Club.** Wien, I. Herrengasse 23.
194. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
195. **Ossowski,** Gottfried. Tomsk, Moskowskij-Trakt Nr. 3.
196. **Pachinger,** Anton Max, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Kirchberggasse 16.
197. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat. Znaim.
198. **Pastrnek,** Dr. Franz, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
199. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
200. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der k. k. Universität und Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16.
201. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
202. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Schindlergasse 48.
203. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
204. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfelde, Niederösterreich.
205. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts - Professor. Prag, Stadtpark 11.
206. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
207. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter v., p. k. k. Statthaltereirath und Professor. Prag, Wenzelsplatz 43.
208. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Karlsplatz 34.
209. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich.
210. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XIX. Ober-Döbling, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
211. **Prašák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Beatrixgasse 25.
212. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
213. **Pudil,** Jan, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16.
214. **Pžehler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
215. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6.
216. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag.
217. **Radić,** Fran. Curzola, Dalmatien.
218 **Radimský,** Wenzel, k. k. Berghauptmann. Sarajevo.
219. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck.
220. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (Lebenslängliches Mitglied.)
221. **Richly,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen.
222. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie, k. k. Universitäts - Professor. Wien, I. Schottengasse 3.
223. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22.
224. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26.
225. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bladowitz, Oesterr.-Schlesien.
226. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammer- und Hofopernsänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.

227. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
228. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6.
229. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11.
230. **Rosthorn,** Arthur v. Wien, IX. Garnisongasse 22.
231. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
232. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
233. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
234. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich.
235. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
236. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7.
237. **Scheff,** Dr. Julius, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4.
238. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
239. **Schiffmann,** Ludwig. Hamburg, Neue Grüningerstrasse 22.
240. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15.
241. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummeng. 8.
242. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
243. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath a. D. Steyr, Oberösterreich.
244. **Schmidl,** K. Wien, XIII. Hietzing, Alleegasse 25.
245. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig.
246. **Schmidt,** Dr. Josef. Znaim, Bahnhofstrasse 20.
247. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
248. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
249. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg.
250. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20.
251. **Schroeder,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck.
252. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
253. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6.
254. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Ragusa, k. u. k. Garnisonsspital Nr. 24.
255. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24.
256. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III/3. Reisnerstrasse 61.
257. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wollzeile 12.
258. **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 18.
259. **Sonne,** Dr. Eduard. Ober-Laa bei Wien.
260. **Sonnleithner,** Ferd., Obergerichtsrath. Sarajevo.
261. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15.
262. **Spitzer,** Gust., k. u k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
263. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Lange Gasse 11.
264. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 18.
265. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich.
266. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Rasumofskyg. 23.
267. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof.
268. **Steiner,** Franz, Cand. phil. Schaab bei Podersam, Böhmen.
269. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 8.
270. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Küssnacht bei Zürich.
271. **Storno,** Franz jun., akademischer Maler. Oedenburg.
272. **Strobel,** Pellegrino, Professor. Parma.
273. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
274. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien.
275. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien.
276. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5.
277. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
278. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
279. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
280. **Tappeiner,** Dr. Franz, Curarzt. Meran, Tirol.
281. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9.
282 **Thomas,** Eugène, Compositeur und Musikschriftsteller. Wien, III. Ungargasse 63.
283. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
284. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
285. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan.
286. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währinger Gürtel 118.
287. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen.
288. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14.
289. **Trapp,** Moriz, Custos des Museums Francisceum. Brünn.
290. **Treulieb,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
291. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Stuhlweissenburg.
292. **Trojanović,** Dr. Sima, Gymnasial-Director. Loznica, Serbien.
293. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum. Sarajevo.
294. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 18.
295. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kukovič 6.

296. **Veszely**, Dr. Karl Constantin, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
297. **Vuletić-Vukasović**, Vid, Professor. Curzola, Dalmatien.
298. **Wahrmann**, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
299. **Wang**, Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14.
300. **Weinberger**, Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20.
301. **Weinzierl**, Robert Ritter v. Prag, II. Krakauergasse 16.
302. **Weinzierl**, Dr. Theodor Ritter v., Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 4.
303. **Weisbach**, Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo.
304. **Weiss**, Dr. Johann Baptist v., k. k. Universitäts-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
305. **Weiss v. Tessbach**, Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1.
306. **Weyr**, Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Ungargasse 58.
307. **Wieser v. Wiesenhort**, Dr. Franz Ritter, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
308. **Wilckens**, Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestrasse 48.
309. **Willner**, Berthold, Privatier. Wien, IX. Pramergasse 29.
310. **Winternitz**, Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road.
311. **Winternitz**, Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
312. **Wittmann**, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
313. **Witzany**, Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren.
314. **Woldřich**, Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 21.
315. **Wolfram**, Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, XVIII. Canongasse 19.
316. **Wosinsky**, Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn.
317. **Zawiliński**, Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Krowoderska 55.
318. **Zeyer**, Johann, Architekt. Smichov, Inselgasse 91.
319. **Ziller**, Karl, k. u. k. Lieutenant i. d. R. bei der Batterie-Division Nr. 35. Hermannstadt, Siebenbürgen.
320. **Žitný**, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren.
321. **Zsigmondy**, Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2.
322. **Zuckerkandl**, Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
323. **Zumbusch**, Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
324. **Zwirner**, Hubert, Bürgerschullehrer. Retz, Niederösterreich.

C. Correspondenten.

1. **Bella**, Ludwig. Oedenburg.
2. **Krahuletz**, J. Eggenburg.
3. **Moser**, L. Karl. Triest.

IX. Verzeichniss der Comités,

welche für specielle Zwecke eingesetzt wurden und zum Theile heute noch fungiren.

Redactions-Comité. 1870.
Special-Comité zur Feststellung des Untersuchungsprogramms und zur Leitung der Untersuchungen in oberösterreichischen Seen. 1870.
Comité zur Beschickung der VIII. Session des Archäologen-Congresses in Budapest. 1876.
Comité zur Berathung einer Eingabe an das Unterrichtsministerium wegen Einladung der Mittelschulen zum Beitritte. 1876.
Comité für die Uebergabe der Sammlungen an das Hofmuseum. 1876.
Comité zur Gründung einer allgemeinen österreichischen Anthropologischen Gesellschaft. 1878.
Anthropologisch-ethnographisches Special-Comité für die Weltausstellung in Paris. 1878.
Commission zur Berathung der Frage der kraniometrischen Ebenen. 1878.
Commission behufs Vornahme und Leitung anthropologischer Erhebungen. 1879.
Comité für die rasche Aufnahme der Augen-, Haut- und Haarfarbe bei den Schulkindern. 1881—1884.
Commission zur Vornahme anthropologischer Messungen und Erhebungen an den Völkern und Rassen Oesterreichs. 1881—1890.
Comité für die Zusammenstellung von Fragen über Gegenstände von anthropologischer, ethnologischer und urgeschichtlicher Bedeutung in Afrika. 1881.
Commission zur Durchgrabung der Grabhügel in der Umgebung von Wies. 1882, 1883.
Comité zur Berathung in der Angelegenheit der sogenannten Frankfurter (internationalen kraniometrischen) Verständigung. 1883—1886.
Comité zur Vorberathung einer geschriebenen Geschäftsordnung. 1884.
Ethnographisches Comité. 1884.
Subcommission für österreichische Ethnographie. 1884.
Comité für Statutenänderung. 1885.
Commission für die Grabungen auf der Gurina. 1886.
Comité für praktische Arbeiten. 1887.
Exhumirungs-Comité. 1888—1889.
Commission zur Vornahme von Körpermessungen an dem Mannschaftsstande der Armee. 1888.
Comité zu den Vorbereitungen für den Anthropologen-Congress zu Wien. 1888.
Comité zur Berathung des Antrages Haberlandt-Hoernes-Szombathy wegen Reorganisirung der Gesellschaft. 1889.
Subcomité für Hausbau, Ortsanlage und Flureintheilung in Oesterreich. 1890.

X. Verzeichniss der in den bisher erschienenen Bänden I—XXIV der Mittheilungen enthaltenen Abhandlungen [1]).

(Nach Autornamen alphabetisch geordnet.)

	Band	Seite
Archäologische Funde in der Umgegend von Komotau in Böhmen	II,	91
Ethnographische Studien über Alt-Serbien	XVIII,	182
Der achte Congress russischer Naturforscher und Aerzte in St. Petersburg 1890	XX,	165
Andree, Dr. Richard. Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde	VI,	28
— Ein Idol vom Amazonenstrom	IX,	253
— Die prähistorischen Steingeräthe im Volksglauben	XII,	111
— Das Zeichnen bei den Naturvölkern	XVII,	98
Andrian, F. Freiherr v. Ueber eine alte Begräbnissstätte bei Rossitz in Böhmen	I,	227
— Ueber den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedelungen	VI,	1
— Ueber Wetterzauberei	XXIV,	1
Bahnson, Kristian. Ueber ethnographische Museen	XVIII,	109
Barach, Dr. C. S. Kant als Anthropolog	II,	65
Baumann, Oskar. Beiträge zur Ethnographie des Congo	XVII,	160
Bayern, Friedrich. Die Ausgrabungen von Samthawro im Jahre 1872	IV, 206, 221,	253
Beigel, Dr. Hermann. Ueber prähistorische Gräber Polens	II,	80
Bella, L. und Müller, Dr. Otto. Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg in Ungarn	XXI,	166
Benedikt, Dr. Moriz. Kraniometrische Mittheilungen	VIII,	95
— Ueber die Wahl der kraniometrischen Ebenen	IX,	1
— Offener Brief an Paul Broca	IX,	10
— Weitere methodische Studien zur Kranio- und Kephalometrie	IX, 348, X,	129
Boas, Franz. Der Eskimo-Dialekt des Cümberland-Sundes	XXIV,	97
Boué, Dr. A. Aufzählung von Tumuli oder alten Grabhügeln in der europäischen Türkei	I,	156
Brauer und Dr. Dolesch. Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen	VI,	40
Brenner, Aug. Graf. Archäologischer Fund bei Kamp in Niederösterreich	I,	42
Bünker, J. R. Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn	XXIV,	115
Coppi, Franz. Ueber die im Jahre 1871 in den Terremare von Gorzano vorgenommenen Ausgrabungen	II,	33
— Ueber die im Jahre 1872 in den Terremare von Gorzano vorgenommenen Ausgrabungen	III,	158
Cori, Eduard. Schreiben des Herrn Eduard Cori an Sectionsrath Ritter v. Hauer, betreffend den in der Nähe von Brüx gemachten Fund	II,	62
Dell, J. Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum	XXIV,	251
Deschmann, Karl. Ueber die vorjährigen Funde im Laibacher Pfahlbau	VIII,	65
— Eine heidnische Urnengrabstätte bei Zirknitz in Krain	VIII,	137
— Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882	XIII, 177, XIV,	49
Dolbeschew, W. J. Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien (Kaukasus)	XXI,	60
Dzieduszycki, Adalbert Graf. Mythen und Märchen der Nordslaven	XVII,	85
Ende, Louis v. Die Baduwis auf Java	XIX,	7
Finsch, Dr. Otto. Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea	XV,	12
— Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea	XVII,	1
— Abnorme Eberhauer, Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker	XVII,	153
Fischer, Dr. H. Mineralogisch-archäologische Studien	VIII, 8,	148
Fligier, Dr. Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel	VI,	209
— Zur Ethnologie Noricums	VII,	281
— Zur Scythenfrage	VII,	344
— Zur prähistorischen Ethnologie der pyrenäischen Halbinsel	VIII,	277
— Die Ursitze der Gothen	IX,	15
— Ethnologische Entdeckungen im Rhodope-Gebirge	IX,	165
— Zur Anthropologie der Briten und Iren	IX,	247
— Neuere ethnologische Entdeckungen auf der Balkanhalbinsel	X,	202
— Die Psyche des thrakischen Volkes	X,	261
— Thracicae Res	XII,	128
— Neue Beiträge zur altitalischen Ethnologie	XII,	136
Fuchs, Theodor. Ueber die Bedeutung des Rigsmal	IX,	142
Geitler, Dr. Die Sage von Orpheus-Orfen der Rhodope-Bulgaren	X,	165
— Die Juda in den Mythen der Balkanvölker	X,	197
Haberlandt, Dr. M. Ueber die Batta-Schrift	XVI,	7
— Indogermanica	XVI,	11
— Ueber Schrifttafeln von der Osterinsel	XVI,	47
— Ueber tulâpurusha der Inder	XIX,	160
— Ueber eine Graburne von den Liukiu-Inseln	XXIII,	39
— Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa	XXIV,	184

[1]) In diesem Verzeichnisse sind nur die als Abhandlungen bezeichneten grösseren Arbeiten erwähnt; die kleineren Mittheilungen, Notizen, sowie die in den Sitzungsberichten enthaltenen Vorträge und Aufsätze sind hiebei nicht berücksichtigt Wir verweisen deswegen auf die ausführlichen Register, welche den Bänden X und XX der Mittheilungen beigegeben sind.

	Band	Seite
Hacker, P. Leopold. Die Gudenus-Höhle, eine Renthierstation im niederösterreichischen Kremsthale	XIV,	145
Haidinger, W. v. Das Eisen bei den homerischen Kampfspielen	I.	63
Hauer, Dr. F. v. Vorlage von prähistorischen Culturresten	I.	30
Hauser, Karl Baron. Die Römerstrassen Kärntens	XVI,	61
Havelka, Johann. Entdeckung neuer Steinkisten in der Krim	VI,	112
— Die Forschungen der kais. archäologischen Commission in St. Petersburg	VII, 104, 175,	221
Heger, Franz. Aus den Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistor. Hofmuseums in Wien	IX,	132
— Der Tumulus bei Pillichsdorf in Niederösterreich	IX,	229
— Fundplätze aus vorhistorischer Zeit in der chemischen Fabrik zu Aussig	IX,	244
— Grosser Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen	XII,	80
— Merkwürdige Lanzen der Schilluk-Neger	XII,	91
— Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen	XIII,	180
— Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887	XVIII,	190
— Der achte russische Archäologen-Congress in Moskau 1890	XX,	148
— Goldgeräthe von den Philippinen	XXII,	216
Hein, Dr. Wilhelm. Ornamentale Parallelen	XX,	50
— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken	XXI,	45
— Die Todtenbretter im Böhmerwalde	XXI,	85
— Die geographische Verbreitung der Todtenbretter	XXIV,	211
Hermann, Otto. Der paläolithische Fund von Miskolcz	XXIII,	77
Hochstetter, Dr. Ferdinand v. Ueber das Vorkommen alter Grabhügel in der europäischen Türkei	I,	93
— Ueber die Ausgrabung einiger Tumuli bei Papasli in der europäischen Türkei	II,	49
— Ueber neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt	VII,	297
— Gräberfunde bei Dux in Böhmen	VIII,	118
— Die Alterthümer von Hradischt	VIII,	142
— Ueber einen Kesselwagen aus Bronze aus einem Hügelgrabe von Glasinac in Bosnien	X,	289
— Ueber einen alten keltischen Bergbau in Salzburg von Hallstatt	XI,	65
Hoernes, Dr. Moriz. Holzgeräthe und Holzbau in Bosnien	XII,	88
— Alte Gräber in Bosnien und der Hercegovina	XIII,	169
— Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain	XVIII,	217
— La Tène-Funde in Niederösterreich	XIX,	65
— Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien	XIX,	134
— Eine prähistorische Thonfigur aus Serbien und die Anfänge der Thonplastik in Mitteleuropa	XXI,	153
Hoernes, Dr. Moriz. Die ornamentale Verwendung der Thiergestalt in der prähistorischen Kunst	XXII,	107
— Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien	XXIV,	155
Holl, Dr. M. Ueber Akrocephalie	XIII,	149
— Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen	XIV, 77, XV, 41, XVII,	129
— Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen	XVIII,	1
Hovorka, Dr. Oskar v. Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthumes und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme	XXIV,	131
Jeitteles, L. H. Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung I, 217, 238, II, 18, 53, 86, 130, 162, 211, 233,		278
Jelinek, Břetislav. Die Verhandlungen der Anthropologischen und Archäologischen Section auf dem zweiten Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag am 26. bis 29. Mai 1882	XII,	144
— Zwei Wallbauten bei Březnic	XIII,	119
— Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker	XIV,	175
— Die Funde zu Slup in Prag	XX,	136
— Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens	XXI, 1, XXIV,	57
Kaltenegger, F. Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen	XIV,	129
Kanitz, Felix. Die herrschende Race der Türkei auf unseren ethnographischen Karten	I,	60
— Ethnographische Verhältnisse der bulgarischen Nordwestspitze	II,	41
— Die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete	VI,	75
— Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien	VI,	201
— Der prähistorische Bleiwagen aus den Tumuli zu Rosegg in Kärnten	XIV,	141
— Die prähistorischen Funde in Serbien bis 1889	XIX,	150
— Aeltere und neuere Grabdenkmalformen im Königreiche Serbien	XIX,	153
Karabacek, Dr. Josef. Nachrichten über die Errichtung von Tumuli bei den heidnischen Russen nach arabischen Quellen	I,	325
— Bemerkungen zu dem Vortrage Hochstetter's über die Tumuli bei Papasli	II,	51
— Der angeblich slavische Apiscult in der Byciskála-Höhle	II,	325
Karner, P. Lambert. Künstliche Höhlen in Niederösterreich	IX, 289, XI,	113
Karrer, Felix. Archäologisches von der Wiener Wasserleitung	I,	368
Kittl, Ernst. Neuere prähistorische Funde im mittleren Goldbachthale	X,	264
Koch, Dr. G. A. Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden	V,	369

	Band	Seite
Kohn, Albin. W. Mainow's ethnographische Forschungen im Innern Russlands . .	X,	273
Kollmann. J. Europäische Menschenrassen . .	XI,	1
Kotljarewski, A. Ueber die Gräber in der Hercegovina zwischen den Orten Čista und Lowrica	II,	274
Koudelka, Florian. Die „Todtengrotte im dürren Thal" bei Blansko in Mähren	XII,	93
Krauss, Dr. F. S. Südslavische Pestsagen . .	XIII,	156
— Südslavische Hexensagen	XIV,	13
— Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslaven	XV,	101
— Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven	XVI,	102
— Das Bauopfer bei den Südslaven . . .	XVII,	16
— Das Schamanenthum bei den Jakuten .	XVIII,	165
Kříž, Dr. M. Die Lösslager in Předmost bei Prerau	XXIV,	40
Kubinyi, Baron Nikolaus jun. Das Urnenfeld von Felsö-Kubin . . . . . XIII, 67,	XIV,	195
Kulka, Richard. Der Burgberg bei Jägerndorf in Schlesien	XVI,	169
— Beiträge zur Vorgeschichte Oesterreich.-Schlesiens	XIX,	13
Langer, Dr. Karl. Ueber Gesichtsbildung . .	I,	48
— Negerschädel mit überzähligen Zähnen .	I,	118
— Ueber Form- u. Lageverhältnisse des Ohres	XII,	115
Liedermann, Joh. Prähistorische Ansiedelungen im Nikolsburger Bezirk	III,	135
Loeffelholz, Karl Freiherr v. Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien) .	XXIII,	101
Luschan, Dr. Felix v. Eine Begräbnisstätte aus der Bronzezeit bei Villach in Kärnten	II,	10
— Ueber ein altes Grab an der Mündung des Casones (Mexiko)	II,	153
— Die Funde von Nagy-Sap	II,	301
— Die Höhlen bei Villach	II,	313
— Die Funde von Brüx	III,	25
— Ein neanderthaloider Ungar-Schädel . .	III,	161
— Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft . . . VI, 137, 194, 273, 293, VIII,	82, X,	298
— Ueber die Geschichte der slavischen Literaturen	XI,	170
Makowsky, A. Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch	XIX,	179
— Der diluviale Mensch im Löss von Brünn. Mit Funden aus der Mammuthzeit . .	XXII,	73
Mannsfeld, H. Graf. Durchforschung des Tumulus von Zegersdorf	IV,	175
Marno, Ernst. Ein Akka-Mädchen	V,	157
— Ein Akka-Weib	V,	366
Maška, Karl J. Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch	XIX,	46
Melzer, Dr. W. Zur Homologie der menschlichen Extremitäten	XXIII,	124
Meringer, Dr. R. Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung . . . . . XXI, 101,	XXIII,	136
— Nachtrag zum ersten Theile des vorigen Aufsatzes	XXII,	101
Meringer, Dr. R. Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum	XXIV,	247
Meyer, Dr. A. B. Anthropologische Mittheilungen über die Papuas von Neu-Guinea . . .	IV,	87
— Einige Bemerkungen über den Werth, welcher im Allgemeinen den Angaben in Betreff der Herkunft menschlicher Schädel aus dem ostindischen Archipel beizumessen ist	IV,	234
— Notizen über das Feilen der Zähne bei den Völkern des ostindischen Archipels	VII,	214
— Ein weiterer Beitrag zur „Nephritfrage"	XV,	1
Meynert, Dr. Theodor. Ueber Unterschiede im Gehirnbau des Menschen und der Säugethiere	I,	79
— Ueber die Methode der Gehirnwägungen	I,	119
Mies, Dr. Josef. Ueber die Unterschiede zwischen Länge, Breite und Längen-Breiten-Index des Kopfes und Schädels	XX,	37
Mowsesjanz, Parsadan Ter. Das armenische Bauernhaus. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Armenier	XXII,	125
Much, Dr. Matthäus. Ueber die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge . .	I, 181,	159
— Ueber die Urgeschichte Nordamerikas .	I,	203
— Ueber die Mühlsteine von Kamp . . .	I,	255
— Bericht über den Besuch einiger Tumuli im Viertel unter dem Mannhartsberge .	I,	315
— Zweiter Bericht über die urgeschichtlichen Ansiedlungen in Niederösterreich	II,	105
— Erster Bericht über die Auffindung eines Pfahlbaues im Mondsee	II,	203
— Neu aufgefundene Tumuli in Niederösterreich	II,	228
— Erklärung einiger Gegenstände aus dem Pfahlbaue im Mondsee	II,	322
— Ueber die Gräber der Römerzeit bei Mautern	III,	249
— Ueber die Resultate der Weltausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung	IV,	1
— Ein befestigtes Lager der Steinzeit auf dem Bisamberge bei Wien	IV,	73
— Friedrich Bayern's Ausgrabungen auf dem Leichenfelde von Samthawro im Kaukasus im Jahre 1872	IV,	201
— Die prähistorischen Feuersteinmesser und die Dreschmaschinen alemannischer und bajuvarischer Bauern	IV,	243
— Zweiter Bericht über Pfahlbauforschungen in den oberösterreichischen Seen . . .	IV,	293
— Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich	V, 37,	173
— Ueber den Stand der urgeschichtlichen Forschung in Bayern	V,	381
— Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein	VI,	101
— Dritter Bericht über die Pfahlbauforschungen im Mondsee (1875—1876) .	VI,	161

	Band	Seite
Much, Dr. Matthäus. Eine vorgeschichtliche Ansiedlung (Wall mit Trichtergruben) bei Unter-Siebenbrunn im Marchfelde . . .	VI,	281
— Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache	VII,	7
— Ueber die Steinfiguren (Kamene babe) auf den Tumulis im südlichen Russland . .	VII,	193
— Ueber eine Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift in den Sammlungen der nordisch-germanischen Alterthümer zu Oldenburg	VII,	239
— Ueber prähistorische Bauart und Ornamentirung der menschlichen Wohnungen	VII,	318
— Ueber den Ackerbau der Germanen . .	VIII,	203
— Ueber Kosmogenie und Anthropogenie des germanischen Mythus	VIII,	324
— Künstliche Höhlen in Niederösterreich .	IX,	18
— Baugen und Ringe	IX,	89
— Ueber die Priorität des Eisens oder der Bronze in Ostasien	IX,	214
— Bericht über die Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 28. und 29. Juli 1879 zu Laibach	X,	1
— Ueber die Zeit des Mammut im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammutjägern in Niederösterreich im Besonderen	XI,	18
— Bericht über die II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 12., 13 und 14. August 1881 zu Salzburg	XII,	1
— Kelt oder Celt oder keines von beiden?	XXIV,	84
Much, Rudolf. Ueber die Anfertigung der Steingeräthe	XII,	82
Müller, Dr. Friedrich. Ueber die Schrift der malayischen Völker	I,	21
— Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen	I,	111
— Ueber das Alter des Menschen vom ethnologisch-anthropologischen Gesichtspunkte	I,	140
— Die Ethnographie Alaskas	I,	179
— Ueber den Ursprung der Cultur der amerikanischen Rasse	I,	259
— Ueber die Verschiedenheit des Menschen als Rassen- und Volksindividuum . . .	I,	347
— Ueber die Melanesier und die Papuarasse	II,	45
— Einheit oder Mehrheit des Ursprunges der menschlichen Sprachen	III,	181
Nagel, E. Die Vitalität des magyarischen Volksstammes	III,	146
Naue, Dr. J. Die silberne Schwertscheide von Gutenstein (Grossherzogthum Baden) . .	XIX,	118
Nehring, Dr. A. Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea	XXIII,	204
Neudeck, Julius. Germanische Befestigungen des oberen Waagthales in Ungarn	VIII, 273,	IX, 29
Niederle, Dr. Lubor. Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformirte Schädel aus Böhmen . . .	XXII,	194
Niederle, Dr. Lubor. Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber	XXIV,	194
Ortvay, Dr. Theodor. Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen prähistorischen Steinwerkzeuge	XVII,	29
Osborne, W. Zur Beurtheilung des prähistorischen Fundes auf dem Hradischt bei Stradonic in Böhmen	X,	234
Paulitschke, Dr. Ph. Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ost-Afrikas	XIX,	165
Peez, Dr. A. Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn	XXI,	57
— Thierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen	XXIII,	193
Penka, Karl. Die Heimat der Germanen . .	XXIII,	45
Petrino, O. Freiherr v. Ueber natürliche Feuerstein-Splitter	II,	93
Pichler, Dr. Fritz. Die Beinschnitzereien von Goldes	XVI,	34
Prinzinger, d. Ae. Dr. Die Markmannen-Baiern-Wanderungen	XIV,	1
Radimsky, V. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark	(I), XIII,	39
Radimsky, V. und Szombathy, J. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark (II), XV, 117, (III),	XVIII,	77
Ransonnet, Eugen Freiherr v. Ueber Tätowirung in Japan	II,	183
Ratzel, Dr. F. Zur Beurtheilung der Anthropophagie	XVII,	81
Riehl, Dr. G. Die Hauslöcher in Niederösterreich	IX,	342
Rokitansky, Dr. Karl. Eröffnungsrede . . .	I,	1
Rollett, Dr. Herm. Urgeschichtliche Controversen	VI,	296
Romstorfer, Karl A. Typen der landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina	XXII,	193
Rzehak, Anton. Neu entdeckte prähistorische Begräbnissstätten bei Mönitz in Mähren	IX,	202
— Beiträge zur Urgeschichte Mährens . .	XI,	178
Sacken, Dr. Ed. Freiherr v. Instructionen für die Eintragung und Eröffnung der Tumuli	I,	38
Schadenberg, Dr. A. Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon	XVIII,	265
Schumacher, Paul. Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste von Nordamerika . .	VI,	287
Simony, Dr. Friedrich. Die Pfahlwerke bei Kammer und Litzelberg im Attersee . .	I,	70
Specht, Ernst. Ueber einen Gräberfund bei Oberhollabrunn in Niederösterreich	V,	351
Spöttl, Ignaz. Resultate der Ausgrabungen für die Anthropologische Gesellschaft in Niederösterreich und Mähren im Jahre 1889 .	XX,	59
Steenstrup, Japetus. Die Mammuthjäger-Station bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren	XX,	1
Stieda, Dr. L. Der VII. russische Archäologen-Congress in Jaroslawl 1887	XIX,	1

	Band	Seite
Stolpe, Dr. Hjalmar. Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker . .	XXII,	19
Strobel, Dr. Pelegrino v. Die Terremare . .	III,	172
Szombathy, J. Abbildungen von fünf Jurak-Samojeden	XVI,	25
— Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. IV. Schlussbemerkungen. (Siehe auch Radimský und Szombathy)	XX,	170
— Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain	XXIV,	227
Teplouchoff, A. F. Archäologische Beiträge aus dem Osten Europas	VIII,	360
Tischer, Dr. Anton (fälschlich Tichler). Ueber prähistorische Wohn- und Begräbnissplätze aus dem mittleren Goldbachgebiete in Böhmen	VIII,	1
Török, Dr. A. v. Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels in Bezug auf die kraniometrische Analyse der Schädelform	XXII,	85
Teldt, Dr. C. Ueber Welcker's Cribra orbitalia	XVI,	20
— Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger	XXI,	69
Trapp, Moriz. Berichte über Erdställe in Mähren	XVI,	163
Truhelka, Dr. Ćiro. Die Nekropolen von Glasinac in Bosnien	XIX,	24
Trumpp, Dr. Ernst. Aus einem Briefe von Dr. Ernst Trumpp an Prof. Friedrich Müller, ddo. Lahore, 6. März 1871 . .	I,	195
— Die heutige Bevölkerung des Panjâb, ihre Sitten und Gebräuche	II,	289
Uhle, Dr. Max. Ueber einige seltene Federarbeiten von Californien	XVI,	15
— Angebliche Elephantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas	XVII,	24
— Ueber die Wurfhölzer der Indianer Amerikas	XVII,	107
Undset, Dr. J. Terremaren in Ungarn . . .	XIX,	125
Wankel, Dr. H. Der Menschenknochenfund in der Býčískálahöhle	I,	101
— Prähistorische Alterthümer in den mährischen Höhlen	I, 266, 309,	329
— Kleinere Mittheilungen I, II	II, 207,	307
— Eine Opferstätte bei Raigern in Mähren .	III,	75
— Skizzen aus Kiev	V,	1
— Ein erratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift bei Smolensk in Russland gefunden	VI,	129
— Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren	VII,	1
— Ein prähistorischer Schädel mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchstwahrscheinlich durch Trepanation entstanden	VII,	86
— Der Bronzestier aus der Býčískálahöhle	VII,	125
— Prähistorische Eisenschmelz- u. Schmiedestätten in Mähren	VIII,	289
— Ueber die angeblich trepanirten Cranien des Beinhauses zu Sedlec in Böhmen .	VIII,	352
Wankel, Dr. H. Ueber einen prähistorischen Schädel mit einer Resection des Hinterhauptes	XII,	123
Weinzierl, R. v. Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz	XXIV,	144
Weisbach, Dr. A. Die Schädelformen der Türken	III,	185
— Ein makrocephaler Türkenschädel . . .	V,	153
— Die Schädelform der Griechen	XI,	72
— Ein Macrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien	XII,	77
— Die Zigeuner	XIX,	107
— Der Maori-Schädel	XX,	32
— Die Oberösterreicher	XXIV,	232
Weiser, Dr. M. E. Thracien und seine Tumuli II,	136, 185,	225
— Tumuli in Montenegro	IV,	185
— Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel	VII,	154
— Die Feiertage der Brüder aus den schwarzen Bergen	VII,	159
Wieser, Dr. F. und Merlin H. Die Reihengräber von Igels	XVI,	1
Wilckens, Dr. M. Ueber die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores	VII,	165
— Ueber die Brachycephalus-Rasse des Hausrindes und über die Dolichocephalie und Brachycephalie des Rinderschädels überhaupt	IX,	371
Winternitz, Dr. Moriz. Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult	XVIII, 25,	250
Wlislocki, Dr. H. v. Tod und Todtenfetische im Volksglauben der Magyaren	XXII,	172
Woldřich, Dr. J. Eine Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich	III,	1
— Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel	III,	57
— Urgeschichtliche Studien in der Wiener Weltausstellung 1873	IV,	121
— Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic	IV,	189
— Urgeschichtliche Objecte auf der Regional-Ausstellung in Schüttenhofen (Böhmen)	V,	149
— Wallbauten im südwestlichen Böhmen .	V,	341
— Urgeschichtliche Notizen aus Dalmatien .	VI,	48
— Zweiter Bericht über die Pulkauer Fundstätte	VII,	37
— Ueber einen neuen Haushund der Bronzezeit	VII,	61
— Ueber bearbeitete Thierknochen aus der Diluvialzeit	IX,	196
— Ueber einen prähistorischen Schmuck aus Essegg	X,	332
— Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes	XI,	8
— Die diluvialen Faunen Mitteleuropas und eine heutige Sareptaner Steppenfauna in Niederösterreich	XI,	183
— Beiträge zur Urgeschichte Böhmens XIII,	1, XIV,	200, XVI, 72, XIX, 71, XXIII, 1.
— Prähistorische Fundstätten bei Kromau in Mähren	XX,	121

	Band	Seite
Wurmbrand, Gundaker Graf. Untersuchungen der Pfahlbauten im Salzkammergut, knochenführender Höhlen in Steiermark und eines alten Grabfeldes in Croatien .	I,	145
— Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen I, 283, II, 249 III, 117.		
— Aus einem Briefe des Grafen G. Wurmbrand an Sectionsrath Ritter v. Hauer . . .	I,	321
— Schreiben des Grafen Gundaker v. Wurmbrand an Sectionsrath Ritter v. Hauer über die in den oberösterreichischen Seen fortgesetzten Pfahlbauuntersuchungen .	II,	1
— Fundnotizen. I. Ueber die Villacher Tumuli der Bronzezeit . . . . . II, 7, III,		109
— Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth	III,	123
— Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest, September 1876	VII,	15
Wurmbrand, Gundaker Graf. Aufklärungen .	VII,	96
— Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft	VII,	265
Wurmbrand, Heinrich Graf. Ueber einige prähistorische Funde in Niederösterreich im Jahre 1874	V,	34
— Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene prähistorische Erdwerke in Niederösterreich	VI,	69
Zuckerkandl, Dr. E. Beiträge zur Lehre des menschlichen Schädels	IV,	31
— Nachtrag zur Anatomie der Schädelnähte	IV,	144
— Ueber oxycephale und acrocephale Cranien	IV,	153
— Ueber Mikrocephalie	V,	138
— Ueber ein bei Weikersdorf gefundenes Skelet	V,	233
— Beiträge zur Craniologie der Deutschen in Oesterreich	XIII,	89
— Craniologische Untersuchung in Tirol und Inner-Oesterreich	XIV,	117
— Zur Craniologie der Nias-Insulaner . .	XXIV,	254

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXV. Der neuen Folge XV. Band.)

Nr. 2 u. 3. März bis Juni. Sitzungsberichte. 1895.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 6. März 1895.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [51]. — 2. Beschlussfassung über die Verwendung des Fondes für praktische Arbeiten im Jahre 1895; S. [51]. — 3. Kosten der Stiftungsfeier; S. [51]. — 4. Vorschlag zur Wahl des Herrn Präsidenten zum Ehrenpräsidenten; S. [51]. — 5. Schlussrechnung für 1894 und Voranschlag für 1895; Rechnungsabschluss der Innsbrucker Versammlung; S. [51]. — 6. Entsendung des Secretärs zur Festfeier der Münchener Anthropologischen Gesellschaft; S. [52]. — 7. Subvention des Unterrichtsministeriums; S. [52]. — 8. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [52]. — 9. Delegirung in das Comité für die Erforschung des deutschen Bauernhauses des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines; S. [52].

Jahres-Versammlung am 12. März 1895. 1. Eröffnung der Sitzung; S. [52]. — 2. Rechnungsabschluss für 1894; S. [52] und Cassa-Gebahrungsausweis für den gemeinsamen Congress in Innsbruck; S. [53]. — 3. Wahlen in den Ausschuss; S. [53]. — 4. Wahl des Ehrenpräsidenten, von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern; S. [53]. — 5. Benedikt, Anthropologische Mittheilungen über Schädel und Gehirn des Mädchenmörders Schneider; S. [53]. — 6. Marchesetti, Ausgrabungen im Jahre 1894; S. [53]. — 7. Moser, Forschungen im österreichischen Littorale 1893—1894; S. [54]. — 8. Hörmann, Arbeiten des Landesmuseums in Sarajevo 1894; S. [54]. — 9. Palliardi, Arbeiten im Jahre 1894; S. [56]. — 10. Klvaňa, Volkskundliche Forschungen im Jahre 1894; S. [57]. — 11. Franc, Ausgrabungen in den Jahren 1893 und 1894; S. [58]. — 12. Richlý, Forschungen im südöstlichen und südlichen Böhmen 1894; S. [60]. — 13. v. Weinzierl, Grabungen bei Lobositz 1894; S. [62]. — 14. Zawiliński, Arbeiten in Galizien 1894; S. [62]. — 15. Pisko, Volksmedicin in Nordalbanien; S. [63]. — 16. Stratimirović, Das illyrische Achselband; S. [64]. — 17. Tappeiner, Zur Ethnographie und Anthropologie der Resianer; S. [66]. — 18. v. Schroeder-Knapp, Hexenbraten; S. [67].

Ausschuss-Sitzung am 9. April 1895. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [68]. — 2. Stiftungsfeier der Münchener Anthropologischen Gesellschaft; S. [68]. — 3. Dank des Ehrenpräsidenten; S. [68]. — 4. Excursionen nach Bosnien und nach Znaim; S. [68].

Monats-Versammlung am 9. April 1895. 1. Excursion nach Bosnien und in die Herzegowina; S. [68]. — 2. Hoernes, Ueber die Anfänge der Kunst; S. [68].

Monats-Versammlung am 14. Mai 1895. 1. Hoernes, Die neolithische Station von Butmir; S. [68]. — 2. Haberlandt, Bilder vom japanisch-chinesischen Kriegsschauplatze, Zaubermuster der Orang Sémang; S. [69].

Ausserordentliche Versammlung am 28. Mai 1895. 1. Begrüssung; S. [69]. — 2. Szombathy, Tumuli von Fischau; S. [69]. — 3. Haberlandt, Die indische Frau; S. [69].

Bericht über die Excursion nach Znaim, 15. und 16. Juni 1891. Von Dr. W. Hein; S. [70].

Geschenke für die Bibliothek; S. [74].

Ausschuss-Sitzung am 6. März 1895.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Als Stifter tritt bei Herr Professor Dr. Wilhelm Joest in Berlin.

Aufgenommen werden als unterstützende Mitglieder:

Karl Ritter v. Scherzer, k. u. k. Ministerialrath und Generalconsul in Genua,

Ernst Karl Graf Waldstein, k. u. k. Kämmerer und Rittmeister i. d. R. in Prag (lebenslängliches Mitglied),

Wilhelm Herzog v. Württemberg in Wien.

Als wirkliche Mitglieder:

Dr. Eugen Bormann, k. k. Universitäts-Professor in Wien,

Anton Dachler, Ingenieur in Wien,

Sigmund Ehrenfreund in Wien,

Eduard Fürst, Universitäts-Student in Tübingen,

Museumsverein in Budweis,

Dr. Alois Pick, k. u. k. Regimentsarzt und Privatdocent an der k. k. Universität in Wien.

2. Der Ausschuss beschliesst auf Vorschlag des Comités für praktische Arbeiten, in diesem Jahre folgenden Herren aus dem Fonde für praktische Arbeiten Geldmittel zur Verfügung zu stellen:

Herrn Oberst Gustav Bancalari in Linz 200 fl. für Hausforschungen an den Nationalitätsgrenzen in den Alpen.

Herrn Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg 100 fl. zum Studium der Bauernhäuser an der steierisch-ungarischen Grenze.

Herrn Privatdocenten Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz 100 fl. für ethnographische Forschungen im Gebiete der Huzulen.

Herrn Custos Josef Szombathy in Wien 800 fl. für Grabungen auf der Malleiten bei Fischau und für eine dritte Reise in die Bukowina.

Herrn Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg in Wien 50 fl. zur Veranlassung von Vorarbeiten zu einer Untersuchung über die Flurverfassung.

3. Der Secretär legt Rechnung über die Kosten der Stiftungsfeier; dieselben belaufen sich auf 226 fl. 70 kr. Dem Secretariate wird der Dank votirt.

4. Der Ausschuss beschliesst, den Herrn Präsidenten für seine verdienstvolle fünfundzwanzigjährige Thätigkeit in der Gesellschaft der Jahres-Versammlung zur Wahl als Ehrenpräsidenten vorzuschlagen.

5. Der Secretär legt die Schlussrechnungen für 1894 und den Voranschlag für 1895 vor; ferner kommt zur Vorlage der von Herrn Professor Dr. Franz Ritter Wieser v. Wiesenhort zusammengestellte Rechnungsabschluss für die Innsbrucker Versammlung, deren Einnahmen von 1236 fl. 86 kr. sich mit den Ausgaben in derselben Höhe decken. Der Gemeinderath der Stadt Innsbruck hat für diese Versammlung eine ansehnliche Subvention gewährt, wofür ihm der Dank votirt wird.

6. Herr Secretär Franz Heger wird als Vertreter zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Münchener Anthropologischen Gesellschaft am 16. März 1895 delegirt.

7. Der Minister für Cultus und Unterricht hat der Gesellschaft als Beitrag zur Herausgabe ihrer Publicationen die Summe von 400 fl. für das Jahr 1895 bewilligt.

8. Mit der Società Romana di Antropologia in Rom, der Anthropologischen Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie in St. Petersburg und dem Nordischen Museum in Stockholm wird die Einleitung des Schriftentausches beschlossen. Dagegen wird der Schriftentausch mit der Wochenschrift „Science" in New-York aufgehoben.

9. Der Ingenieur- und Architektenverein in Wien beruft ein Comité ein, welches sich mit den einleitenden Schritten für die Erforschung des deutschen Bauernhauses beschäftigen soll. Der Ausschuss beschliesst, die Herren Universitäts-Professor Dr. Rudolf Meringer in Wien und Scriptor Johann Peisker in Graz für dieses Comité zu empfehlen.

Jahres-Versammlung am 12. März 1895.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Nach Constatirung der Beschlussfähigkeit eröffnet der Vorsitzende die Versammlung mit der Mittheilung, dass die bisher übliche Erstattung des Jahresberichtes diesmal entfalle, da dieser zum Theil in der Festrede des Präsidenten enthalten war. Die für den Jahresbericht eingelaufenen Specialberichte sind in dieser Nummer abgedruckt.

2. Der Vorsitzende ertheilt Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller das Wort zur Verlesung des Rechnungsabschlusses für das Jahr 1894.

SOLL Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1894. HABEN

SOLL

A. Cassa-Conto:

Cassarest vom Jahre 1893	fl.	6·09
Subvention Sr. Majestät des Kaisers	„	200·—
„ des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	„	400·—
Ausserordentliche Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums für die Anthropologen-Versammlung in Innsbruck	„	600·—
Mitglieder-Beiträge:		
Jahresbeiträge von 40 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	400·—
Ausserordentliche Beiträge durch Ueberzahlungen	„	25·—
Jahresbeiträge von 314 wirklichen Mitgliedern à 5 fl.	„	1570·—
Vorauszahlungen	„	1·40
Eincassirte Rückstände	„	32·30
Verkauf von Druckschriften	„	348·62
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften	„	147·70
Spenden:		
Von Herrn Ferdinand Freiherrn v. Andrian-Werburg	„	50·—
Von Herrn Generalconsul William Schönlank	„	50·—
Eincassirte Zinsencoupons vom Anlagecapitale (Werthpapier-Conto)	„	29·40
Summe	fl.	3860·51

B. Fond für praktische Arbeiten:

Cassarest vom Jahre 1893	fl.	292·85
Spende Sr. Majestät des Kaisers	„	1000·—

C. Werthpapier-Conto:

Anlagecapital: 7 Stück Allgemeine Staatsschuldverschreibungen à 100 fl. Nominale Silber zum Courswerthe per 31. December 1894 à 100 fl.	„	700·—
Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1894	„	14·70
Summe	fl.	5868·06

HABEN

A. Cassa-Conto:

Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:		
Druckkosten	fl.	2169·15
Für Clichés und Zeichnungen	„	523·93
Honorare für Literaturberichte	„	65·40
Kanzlei-Auslagen:		
Remuneration für den Beamten	„	200·—
Entlohnung des Dieners	„	96·—
Versendungskosten für die Publicationen, Einladungen etc.	„	350·28
Auslagen des Secretärs	„	206·85
„ „ Cassiers	„	61·20
An Steuern	„	1·08
An Herrn Dr. v. Wieser für die Anthropologen-Versammlung in Innsbruck	„	50·—
Summe	fl.	3723·89

B. Fond für praktische Arbeiten:

An Herrn Dr. Hein für ethnographische Studienreisen nach Salzburg und Tirol	fl.	250·—
An Herrn Custos Szombathy für Grabungen auf der Malleiten	„	111·21
An Herrn Lehrer Bönker für Hausforschungen im westlichen Ungarn	„	50·—
An Herrn Professor Dr. Meringer für Hausforschungen	„	200·—
An Herrn Custos Szombathy für Reisen und Grabungen in der Bukowina	„	433·14
Summe	fl.	1044·35

Vermögensstand:

A. Cassarest vom Jahre 1894	fl.	136·62
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	„	248·50
C. Courswerth des Anlagecapitales (wie neben)	„	714·70
Zusammen Activ-Saldo vom Jahre 1894	fl.	1099·82
Summe	fl.	5868·06

Wien, am 5. März 1895.

Karl Freiherr v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Dr. Moriz Bruck, d. Z. Rechnungscensor. A. R. Hein, d. Z. Rechnungscensor.

Im Anschlusse hieran folgt der **Cassa-Gebahrungsausweis**

des

Localcomités für den gemeinsamen Congress der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck vom 24. bis 28. August 1894.

EINGANG		AUSGANG	
Theilnehmerkarten	fl. 1088·—	Saalmiethe und Beleuchtung	fl. 268·30
Agiogewinn	„ 6·13	Saaldecoration	„ 52·84
Spende des Herrn Generalconsuls Schönlanck	„ 50·—	Musik	„ 220·—
„ „ Innsbrucker Gemeinderathes zur Deckung des Deficites	„ 92·73	Beitrag zur Bergbeleuchtung	„ 150·—
		„ „ Festschrift	„ 185·—
		Drucksorten	„ 144·51
		Festabzeichen	„ 26·04
		Beitrag für das Wohnungscomité etc.	„ 58·92
		Honorar für Schreiber und Diener	„ 71·—
		Briefporti und Telegramme	„ 39·30
		Sonstige Regie-Auslagen	„ 20·95
Summe	fl. 1236·86	Summe	fl. 1236·86

Innsbruck, 8. Februar 1895.

W. Greil, Cassier. Dr. Fr. v. Wieser, Obmann des Comités.

3. Der Vorsitzende theilt mit, dass nach § 19 der Statuten die Mandate folgender Herren des Ausschusses erlöschen: Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer, Hofrath Dr. Karl Toldt, Dr. Sigmund Wahrmann, Hans Graf Wilczek, Handelsminister Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach und Universitäts-Professor Dr. Emil Zuckerkandl.

Auf Antrag des Herrn königl. Rathes Felix Karrer erfolgt die Wiederwahl der genannten Ausschussräthe per acclamationem.

4. Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn Präsidenten Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg zum Ehrenpräsidenten, der Herren Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor Dr. Gustav Fritsch in Berlin und Dr. Sophus Müller, Director des Museums für nordische Alterthümer in Kopenhagen, zu Ehrenmitgliedern und des Herrn Universitäts-Professors Dr. Rudolf Hoernes in Graz zum correspondirenden Mitgliede.

Auf Antrag des Herrn königl. Rathes Felix Karrer erfolgen diese Wahlen per acclamationem.

5. Herr Universitäts-Professor Dr. Moriz Benedikt gibt hierauf

Anthropologische Mittheilungen über Schädel und Gehirn des Mädchenmörders Schneider.

Dieser Vortrag wird in französischer Sprache in den „Archives d'Anthropologie criminelle et de Médecine legale" von Lacassagne in Lyon erscheinen.

6. Herr Director Dr. C. v. **Marchesetti** in Triest übersendet eine Uebersicht über seine Ausgrabungen im Jahre 1894.

Wie im Vorjahre, wurden die Hauptgrabungen auf dem Grabfelde von Santa Lucia vorgenommen, wo ich auf 262 m² weitere 109 Gräber eröffnete. Sie gehörten zum grossen Theile (81·7%) Erwachsenen an und daher auch die verhältnissmässig geringe Zahl (17·4%) der Gräber ohne Beigaben, die bei den früheren Grabungen etwa ein Drittel ausmachten. Im Einklange damit waren auch die grossen Graburnen viel häufiger vertreten (23·9%), während sie sonst sich auf kaum 10% beliefen. Sie waren durchwegs aus Thon und in der Mehrzahl mittelst Reifen in Zonen getheilt. Unter den anderen irdenen Gefässen herrschen die Kelche vor. Als Neuheit erwähne ich noch ein flaschenförmiges Gefäss mit zwei seitlichen Henkeln. Ausserdem wurde eine sehr gut erhaltene apulische Oinochoë aus gelblichweissem Thone mit linearen Ornamenten gefunden. Ganz gleich in der Form, aber aus Bronze, hob ich noch eine zweite, ebenfalls prächtig erhaltene Oinochoë aus, die bisher unter den Bronzegefässen von Santa Lucia fehlte, obgleich diese Nekropole bereits gegen 200 metallische Vasen geliefert hat. Von der gewöhnlichen Situlaform sammelte ich zehn Exemplare, wovon eines mit seitlichem Henkel. Es sei noch eines schönen cylindrischen Reifeneimers (cista a cordoni) mit zwei oberen Henkeln gedacht. Statt der kleinen Glasgefässe der Vorjahre enthielten einige Gefässe zarte, hölzerne Näpfe mit Henkel, von denen es mir glückte, einen noch unversehrt zu erhalten.

Charakteristisch für die heurigen Gräber war das gänzliche Mangeln von Haarnadeln. Dagegen waren Fibeln sehr gut vertreten, so dass ich 202 Exemplare sammelte, wovon beinahe die Hälfte dem Schlangentypus angehört. Unter den halbkreisförmigen Fibeln sind die meisten mit oft sehr reichen Anhängseln versehen. Wie gewöhnlich, lieferten die Gräber eine interessante Serie von Ringen für Finger, Ohren und Arme, von Gürtelplatten, Knöpfen, Perlen etc. Als Prachtstück notire ich noch ein über 30 cm langes, dolchartiges Messer mit verzierter bronzener Scheide.

Ich grub heuer noch in einer neuen kleinen Nekropole vom Santa Lucia-Typus, nämlich in Sutta am Karste, nicht weit von Triest, und fand in den wenigen geöffneten Gräbern neben anderen Sachen einen zweihenkeligen Lebes.

Die anderen Grabungen betrafen einige Castellieri und Grotten bei Triest und in Istrien, die mehrere interessante neolithische Objecte lieferten. Auch in den St. Canzianer Höhlen wurden die Forschungen fortgesetzt und ergaben noch ergiebige Funde.

7. Correspondent Professor **Dr. L. Karl Moser** berichtet über seine Thätigkeit in den Jahren 1893 und 1894 auf anthropologisch-prähistorischem Gebiete im österreichischen Litorale, und zwar über Untersuchungen von einer eigenthümlichen Art von Höhlen, die im Volksmunde den Namen Pečina jama, d. i. Felshöhlen, führen. Dieselben liegen in mehreren von einander räumlich getrennten Gebieten, und zwar in der Umgebung der Orte: Nabresina, Zgonik, Borst und Materia.

Besonders reich an solchen Höhlen zeigt sich die Umgebung von Nabresina. Alle sind sie in einer halben bis einer Stunde vom Bahnhofe zu erreichen. Es sind dies folgende: die Felshöhle „na Leskoucach" (deutsch: Haselhöhle) nächst Samatorca, in welcher mächtige Aschenschichten mit Knochen und Zähnen von Hausthieren, Flint- und Knochenartefacten in geringer Zahl, Gefässbruchstücke und Haufen verkohlter Eicheln und Samenkerne von Cornus mas (Hartriegel) gefunden wurden. Der vordere, ehemals bewohnte Theil ist durch eine Steinmauer von dem nach innen zu noch 220 m hinabziehenden, sehr geräumigen Theile abgeschlossen. Aber auch in diesem hinteren Theile, in dem enorme Lehmmassen aufgespeichert sind, konnten Reste von Hausthieren sowie von wilden Thieren nachgewiesen werden neben Holzkohlestücken, die den Lehm durchsetzen. Die ersten Untersuchungen wurden am 24. Juli 1892 ausgeführt. Im selben und darauffolgenden Jahre wurden dann die in unmittelbarer Nähe Nabresinas liegenden Felshöhlen untersucht, so die kleine, aber mit zwei Eingängen versehene Felshöhle „Leša jama" (deutsch: Betthöhle), deren ehemals bewohnter Theil durch eine grosse Steinmauer von dem Nordeingange abgegrenzt ist.

Nordöstlich von ihr liegt eine zweite Felshöhle mit imposantem Felsthor: die „Katra jama", in der, wie in der vorhergehenden, Aschenschichten mit Funden des Hausraths prähistorisch-neolithischer Bewohner angetroffen wurden. An der Oberfläche fanden sich auch noch die Gefässreste von Weinurnen (Krügen), aus der Römerzeit herrührend.

Auf dem südwestlichen grössten Hügel, der die Gemeinden von Slivno und Nabresina trennt und auf dessen Gipfel das bekannte Gradišče mit dem mächtigen Steinwalle thront, befindet sich unter seinem Felsgehänge eine kleine Höhle: „Russa spila", d. i. Räuberloch genannt, welche ebenfalls Funde, wie grosse Steinmesser und wenige Knochenartefacte, darunter eine Lockpfeife, aufzuweisen hatte.

Die besten und reichsten Funde enthielt aber die Pečina jama nächst dem Eisenbahnviaducte, die ich als Rothgartl-Höhle a. a. O. bezeichnet habe und die eine reiche Aufsammlung aus dem Hausrathe prähistorisch-neolithischer Bewohner gestattete. Die Zahl der Aschenschichten beträgt vier; die tiefste birgt Reste von Landschnecken, Süsswassermuscheln und Sumpfschildkröten neben spärlichen Knochen- und Feuersteinartefacten. Ueber die Gesammtergebnisse soll später berichtet werden.

Auch in der Höhle am rothen Felde, sowie in der Saugrotte, beide unter dem Südbahnviaducte bei Nabresina, wurden ähnliche Funde gemacht.

Nächst Zgonik wurden in der Komadrava Pečina, nordöstlich von der Kirche, sowie in der Čotarjova dolina und in der in ihr gelegenen Felshöhle neolithisch-prähistorische Funde gemacht, die in sehr mächtigen Aschenschichten eingebettet sind; letztere sind wegen der Abschüssigkeit des Höhlenbodens nur auf den hintersten Theil desselben gleichsam zusammengeschwemmt. Südwestlich von der Kirche befindet sich die Čotarjova dolina, an deren südwestlichem Ende eine Schutz-Felsenhöhle gleichen Namens sich befindet. Bis auf das Vorherrschen der Artefacte von Hirschgeweih und den Mangel an Obsidian-Artefacten, welch' letztere nur in der Rothgartl-Höhle von Nabresina gefunden wurden, stimmen die übrigen Funde in ihrem Gesammtcharakter mit den Funden der früher genannten Höhle überein. Erwähnenswerth ist auch das reichlichere Vorkommen mannigfaltig verzierter Gefässreste, als in allen übrigen Höhlen.

Aufmerksam gemacht durch Se. Durchlaucht Fürsten Taxis, untersuchte ich auch eine vor der Ortschaft Jamiano gelegene Spalthöhle, in der ausser Knochen von Hausthieren noch Gefässreste, aus freier Hand gearbeitet, angetroffen wurden.

Aehnliche Funde, wie in den genannten Höhlen, finden sich auch am Eingange in einer kleinen, oberhalb Borst gelegenen Felsenhöhle, in deren trockenem Boden die Gefässreste nur in kleinen Bruchstücken gehoben werden konnten.

Alle bisher aufgezählten Höhlen sind ausgezeichnet durch das massenhafte Auftreten von Meeresconchylien, die, aus dem nahen Meere geholt, dem Höhlenbewohner zur Nahrung dienten. Manche von diesen Conchylien, wie die Schnecken, sind gespalten geöffnet worden, andere dagegen sind in ganzem Umfange bearbeitet, abgeschliffen, wie die Schalen der Austern oder die Schalen der Miesmuschel. Napfschnecken und Austern sind auch manchmal künstlich gelocht.

Die letzte Gruppe von Felshöhlen wurde in der Umgebung von Materia untersucht.

Die Stefakova Pečina, nördlich von Materia, nächst Svety duch, enthielt keine Aschenschichten, wohl aber Holzkohlenklein in der Culturschichte nebst wenigen gespaltenen Knochen, Zähnen vom Rind und Schwein.

Südwestlich von Rožice bei Materia wurde der Boden einer höhlenartig ausgehenden Doline untersucht, in deren Lehm nebst geringen Mengen von Asche und Kohle die Zähne einer kleinen Pferdeart zerstreut vorgefunden wurden. Artefacte fanden sich keine vor.

8. Herr Regierungsrath **Konstantin Hörmann** berichtet über die im Jahre 1894 vom bosnisch-herce-

govinischen Landesmuseum in Sarajevo durchgeführten Arbeiten und Forschungen.

a) Allgemeines.

In das Jahr 1894 fällt die Erlassung des provisorischen Organisationsstatutes für das b.-h. Landesmuseum und die neuerliche Vergrösserung der Museumsräumlichkeiten um mehrere Säle. Vom 15. bis 22. August 1894 fand in Sarajevo die von der Landesregierung einberufene Versammlung hervorragender Archäologen und Anthropologen statt. Von 26 Persönlichkeiten, an welche Einladungen versendet wurden, sind zur Versammlung 17 erschienen.

Das Museum betheiligte sich im Jahre 1894 an folgenden Congressen:

α) beim I. christlich-archäologischen Congresse in Spalato, wo in Vertretung des Landesmuseums der Kreisvorsteher Dr. Franz Freiherr v. Mollinary einen Bericht über christliche Bau- und Kunstdenkmale aus Bosnien und Hercegovina vortrug;

β) beim Congress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24. bis 30. August) war das Museum durch Regierungsrath Hörmann und Custosadjuncten Franz Fiala vertreten. Ersterer hielt einen Vortrag über Volksschaustellungen und Nationalspiele in Bosnien und Hercegovina, Fiala über den Glasinac mit Berücksichtigung der Resultate der heurigen Ausgrabungen;

γ) bei der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien vom 24. bis 30. September. Das Museum war hiebei durch den Primararzt und Leiter der anthropologischen Sammlung Dr. Leopold Glück vertreten; derselbe hielt zwei Vorträge über die Messungen der spaniolischen Juden in Bosnien und über die Verbreitung des Favus (Kopfgrind) in Bosnien und Hercegovina.

b) Arbeiten des Custosadjuncten Franz Fiala im Jahre 1894.

I. Glasinac (Fortsetzung).

Es wurden im Gebiete der Ortschaften Rusanović, Vrlažije, Dobrača, Jarevici, Ponor, Ilijak, Strane, Rudine, Golubovići und Brezije 157 Tumuli durchforscht.

Die Ausbeute betrug in Bronze-, Eisen- und Silberobjecten 1000 Stücke. Circa 70 Objecte sind für den Formenkreis des Glasinac als neu zu bezeichnen. Besonderes Interesse erregt eine Fundserie von La Tène-Fibeln, die zum ersten Male in grösserer Anzahl auftauchen.

Eine silberne Bogencharnierfibel mit gravirter Fussplatte bildet wohl das kostbarste Fundobject dieses Jahres. Einige reine La Tène- und römische Tumuli, sowie Nachbestattungen aus der Völkerwanderungszeit boten Stoff zu neuen und interessanten Beobachtungen und Folgerungen. An Schädelmateriale wurden circa 35 Stück prähistorischer Schädel gehoben.

Wallburgen wurden in diesem Gebiete vier neue entdeckt.

II. Sobunar und Debelo Brdo (Fortsetzung).

Die Ausgrabungen wurden hier sowohl innerhalb des römischen Mauersystems, als auch an den Abfällen des Berges in der prähistorischen Schichte vorgenommen. Die Ausbeute an Thongefässen, Knochen- und Steinartefacten, sowie an Bronzen ist eine beträchtliche zu nennen.

Die römische Culturschichte ergab eine grosse Menge diverser Eisengeräthe, Fibeln, mehrere Münzen und zwei byzantinische Gewichtchen.

III. Prähistorische Wälle im Bezirke Cazin.

Die Untersuchung beschränkte sich auf eine eintägige Probegrabung im Walle „Čungar" bei Cazin, dem Fundorte eines bronzenen Helmes aus der Hallstätter Epoche, sowie auf die Aufnahme zweier ähnlicher Wälle in der Umgebung.

Die Ausbeute vom Čungarwalle bestand in prähistorischen Thongefässfragmenten, einigen bemalten Scherben griechischen Importes, Knochengeräthen und wenigen Bronzefragmenten.

IV. Römische Ausgrabungen in Stolac und Ljubuški.

In Stolac wurden, an die Grabungen 1893 anknüpfend, die Ruinen von zwei römischen Wohnhäusern freigelegt. Münzen, Waffen, diverse Stempelziegel und einige Architekturstücke wurden dem Museum in Sarajevo einverleibt.

In Ljubuški wurden die Räume eines grösseren villenartigen Gebäudes nebst Wirthschaftsgebäuden ausgegraben. Zahlreiche Münzen und diverse andere Anticaglien kamen in die Sammlungen des Museums.

In der Umgebung wurden vier neue römische Inschriften entdeckt.

c) Arbeiten des Berghauptmannes Radimský (Archäologische Abtheilung) im Jahre 1894.

α) Butmir. In der neolithischen Station von Butmir wurden die Grabungen durch Berghauptmann Radimský vom zeitlichen Frühjahre an bis zum Herbste mit einer kurzen Unterbrechung im Monate Juni fortgesetzt und eine weitere Fläche von 1500 m² dieser interessanten Ansiedlung und Werkstätte umgegraben.

Die Culturgeschichte zeigte sich auch in diesem Jahre reich an fertigen und in allen Stadien der Bearbeitung befindlichen, sowie an mehr minder stark abgenützten und gebrochenen Steingeräthen aller Art, so dass die Zahl aller bisher in Butmir gefundenen Lanzen-, Speer- und Pfeilspitzen, Messer, Sägen, Bohrer, Schaber, Hämmer, Beile, Meissel, Mahl-, Schleif- und Glättsteine, dann der halbfertigen und gebrochenen Geräthe rund 12.000 Stücke ausmacht.

An Thongeräthen wurden Massen von mitunter reich verzierten Gefässscherben gewonnen, unter welchen besonders jene mit dem theils eingeritzten, theils aber in Relief ausgeführten Spiralornamente ein besonderes Interesse verdienen. Ausserdem ist auch im Jahre 1894

eine grosse Anzahl von mehr minder sorgfältig ausgeführten Thonidolen vorgekommen.

Ausserdem fand man verschiedenes verkohltes Getreide an mehreren Stellen und einige Knochen vom Rind, Schwein und Schaf oder Ziege vor.

β) Radimský leitete ferner die weitere Ausgrabung bei dem Pfahlbaue von Ripač nächst Bihać im Unaflusse, welche von dem Evidenzgeometer Julius Grauner überwacht wurde und ein sehr reichliches Fundmateriale an prähistorischen Bronze-, Elfenbein-, Stein- und Thonartefacten lieferte.

γ) Ebenso leitete derselbe die vom Bergcommissär Eduard Worličex überwachte Grabung in der römischen Stadt Domavia bei Srebrenica, wo in der Campagne 1894 in einer Gasse gegenüber der Curia zwei Gebäude vollständig, eines nahezu ganz und eines zum Theile ausgegraben wurden. Von diesen vier Gebäuden sind drei Privatgebäude, eines dagegen ein öffentliches Gebäude.

An Funden sind vor Allem sieben theils ganze, theils nur in Fragmenten erhaltene Inschriftsteine, darunter ein Meilenstein, anzuführen.

Unter den Bronzefunden sind eine ganz erhaltene Statuette mit Untersatz, Bruchstücke einer grossen Statue, dann einige Schmuck- und Gebrauchsgegenstände besonders erwähnenswerth. Auch wurden Münzen aus Silber, Billon, Bronze und Kupfer in grösserer Anzahl gehoben.

Ausserdem kamen verschiedene Architekturstücke, einige neue Ziegelformen, dann Eisen-, Thon-, Glas- und Beinartefacte in ziemlicher Menge vor.

δ) Endlich hat Berghauptmann Radimský gelegentlich seiner montan-geologischen Studienreisen auch einige Wallbaue, römische Ansiedlungen, Befestigungen und eine Strasse im Bezirke Županjac, dann einige Wallbaue in den Bezirken Srebrenica und Donja-Tuzla untersucht.

d) Arbeiten des Gymnasiallehrers Dr. Karl Patsch als Leiter der römischen Sammlung.

Dr. K. Patsch führte im Laufe des Jahres 1894 nachstehende grössere Forschungsarbeiten aus:

1. Das Thal der Lašva, eines Nebenflusses der Bosna, wurde nach seinen römischen Ueberresten bis nach Turbe bei Travnik durchsucht; hiebei konnte eine grössere Ansiedlung in Mali Mošunj constatirt werden.

2. In Lisičići an der Narenta fand Patsch eine römische Ortschaft, deren einheimische Bevölkerung nach Ausweis der Inschriften mit keltischen Elementen stark durchsetzt war.

3. In Zenica-Bistua sind die Ausgrabungen fortgesetzt worden und es wurde daselbst südlich von der früher blossgelegten Basilica ein grosser, forumartiger, gepflasterter Platz gefunden, den an der West- und Ostseite grössere Gebäude umgaben.

4. Eine dreiwöchentliche Reise im Sandžak Novibazar ergab ein reiches archäologisches und epigraphisches Material. Erwähnung verdienen insbesondere zwei Mithrasinschriften, darunter eine Felseninschrift in Nefertara, zwei wichtige Dedicationen an Jupiter cohortalis und das Denkmal eines beneficiarius consularis.

5. Im August nahm Dr. Patsch den römischen Bestand des Museums von Knin in Dalmatien auf und untersuchte das Lager von Burnum. Auf Grund von Kaiser- und Prätorianerinschriften wurde die von keinem Autor überlieferte Thatsache ermittelt, dass im II. Jahrhundert n. Chr. eine Insurrection das nördliche Dalmatien ergriffen hatte, die durch die Garde unterdrückt wurde.

e) Forschungen des Custos Dr. Ćiro Truhelka.

Die ethnographische Abtheilung des Landesmuseums erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die Aufstellung von sechs bulgarischen und sechs südalbanischen Costümen und durch eine weitere Vermehrung der bosnischen Costümsammlung.

Custos Dr. Truhelka widmete eine Forschungsreise im centralen Gebiete Bosniens der Untersuchung der bei den Katholiken gebräuchlichen Tätowirungen, wobei er insbesondere den Ursprung dieser Sitte aufzuklären suchte.

Bei diesen Studien gelangte er zu dem Resultate, dass das Alter dieser Sitte in Bosnien ein viel höheres ist, als bisher angenommen wurde, und dass sie geradezu ein Vermächtniss der vorrömischen Landesbewohner, der Illyrier, ist (vid. Glasnik, 2. Heft 1894).

Einen grossen Beitrag zur volkshistorischen Kenntniss der Landesbewohner erhielt das Landesmuseum, indem es durch Herrn Ludwig Kuba, der in diesem Fache bereits mit Erfolg thätig war, die bosnischen Volksmelodien sammeln liess. Es liegen bereits circa 1200 Melodien aus allen Gebieten Bosniens und der Hercegovina im Manuscripte vor.

f) Arbeiten des Primararztes Dr. Leopold Glück für das Landesmuseum (Anthropologische Abtheilung) im Jahre 1894.

α) Es wurden im Laufe des Sommers nach und nach 55 Spaniolen gemessen, die Ergebnisse zusammengestellt und berechnet;

β) die Schädel der Nekropole „Jezerine“ inventarisirt und gemessen;

γ) im Vereine mit dem statistischen Departement der Landesregierung die Formularien zur Erhebung der Farbe der Augen, der Haare und der Haut der bosnisch-hercegovinischen Schulkinder, sowie zur Erforschung der Körperhöhe der zwanzigjährigen männlichen Bevölkerung entworfen.

9. Herr **Jaroslav Palliardi** in Znaim übersendet den nachstehenden Bericht über seine Thätigkeit im Jahre 1894.

In diesem Jahre war ich mehr mit dem Studium und der literarischen Verarbeitung meiner in den letzten Jahren gemachten Funde, als mit Ausgrabungen beschäftigt. Was die letzteren betrifft, so war ich vor Allem bemüht, meine mehrjährigen Forschungen über die prähistorische Ansiedlung „nad Mírovcem“ bei Gröschelmauth so weit zum Abschlusse zu bringen,

um zur Bearbeitung der hierselbst gemachten Funde schreiten zu können. Diese Station zeigt eine sehr interessante Keramik, denn wir finden hier Schnur-, Schnitt-, Stich-, Stichpunkt-, Tupfen- und Kerbenverzierung nebst plastischen, aufgelegten Ornamenten. — Steinwerkzeuge bilden das gewöhnliche Inventar und auffallend ist der gänzliche Mangel von Knocheninstrumenten. Von Metall wurde blos ein gravirter, bronzener offener Armring mit verjüngten Enden gefunden, welcher dem Typus der ungarischen Bronzezeit angehört. — Von Hödnitz verzeichne ich eine Herdgrube aus der Bronzezeit mit ziemlich erhaltenen Gefässen, von denen eine Schale mit papierdünnen Wänden und kugeligem Leibe besonders merkwürdig ist; ferner den Fund einer Bronzenadel mit kugeligem, vertical durchlochtem Knopfe, welche dem Culturkreise unserer bronzezeitlichen Hockergräber angehört. — Eine neue Station mit Herdgruben aus der Hallstatt-Periode entdeckte ich bei Schattau. — Namhafte Funde wurden beim Baue eines neuen Sudhauses am Burgberge in Znaim gemacht. Von denselben ist besonders erwähnenswerth ein Massenfund von 70 grossen, offenen Bronzeringen mit platt ausgehämmerten, eingeschlagenen Enden, welche gewöhnlich für Halsringe ausgegeben werden, die ich jedoch für halb zugerichtetes Materiale halte. Der interessanteste Fund, welcher in diesem Jahre am Burgberge in Znaim gemacht wurde, ist ein sehr gut erhaltener sogenannter Schleifenring aus zinnarmer Bronze, welcher die Gleichzeitigkeit der unteren Culturschichte mit den bronzezeitlichen Hockergräbern darthut.

Von den zahlreichen Einzelfunden, welche mir zugekommen sind, will ich ein sehr gut erhaltenes Flachbeil aus Bronze verzeichnen, welches im Niklowitzer Walde in der Nähe des bekannten Hradisko bei Křepic zufälligerweise gefunden und von mir erworben wurde.

Eine neue bisher nicht näher untersuchte prähistorische Station constatirte ich bei Winau (Ansiedlungsfunde).

So weit meine Nachrichten über die im Jahre 1894 in der Umgebung von Znaim gemachten bedeutenderen Funde.

Wichtiger als diese sind die Ergebnisse des Studiums der bereits früher gemachten Funde, welche ich in einigen Artikeln der Zeitschrift des Olmützer Musealvereines (Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomuckého) in böhmischer Sprache veröffentlicht habe. Von denselben will ich hier meiner Untersuchung der aus den bronzezeitlichen Hockergräbern von Oblas und Urbau gewonnenen Skeletreste Erwähnung machen. Mit Herbeiziehung des spärlichen bisher bekannten einschlägigen Materiales von anderen mährischen Fundorten bin ich zu den nachstehenden Resultaten gelangt:

Die Schädel der sogenannten liegenden Hocker in Mähren sind dolichocephal, oft hyperdolichocephal, mit charakteristisch hervortretender Hinterhauptschuppe. (L.:B. = 62—74, im Mittel 69) orthocephal, seltener hypsicephal und chamaecephal, stets leptoprosop; die männlichen in der Regel chamaekonch, die weiblichen mesokonch. Bezüglich der Nasenöffnung wurden lepto-, meso- und platyrhine Formen ermittelt; dabei ist jedoch hervorzuheben, dass bei den weiblichen Schädeln in der Regel breitere Nasenöffnungen als bei den männlichen vorzukommen pflegen. Die Gaumenindices variiren zwischen 68·46—81·13. Die geringste Stirnbreite bewegt sich zwischen 90—107 und es besitzen demnach die Schädel sehr breite Stirnen. Die übrigen Knochen deuten auf einen musculösen Körperbau bei den Männern, sowie auch beim weiblichen Geschlechte hin; viele Tibiae sind platyknemisch.

Auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie habe ich mich besonders mit der Frage der bemalten neolithischen Keramik beschäftigt. Diese eigenthümliche, sehr entwickelte Keramik trägt mit lose aufgetragenen, nicht eingebrannten rothen, braunen, gelben und weissen Erdfarben gemalte geometrische Muster (horizontale und verticale Streifen, Winkelbänder, Mäander, Spiralen, Gittermuster, Punktgruppen etc.) und überragt bei weitem alle anderen keramischen Erzeugnisse, welche wir von den neolithischen Stationen in Mähren kennen. Ich habe zunächst festgestellt, dass diese Keramik in Mähren ohne Ausnahme stets in Begleitung von typischen neolithischen Funden vorkommt und dass die einschlägigen Funde mit jenen von Lengyel zahlreiche Analogien aufweisen. Mit Rücksicht darauf, sowie auch auf Grund des gleichzeitigen Auftretens von Obsidian halte ich dafür, dass diese bemalte Keramik von Ungarn nach Mähren eingedrungen ist. Dieselbe ist verwandt mit der in Siebenbürgen, in der Bukowina, im südöstlichen Galizien und in Rumänien vorkommenden bemalten Keramik und hängt unzweifelhaft mit südöstlichen Culturen zusammen. Die betreffenden mährischen Funde, welche sich übrigens nicht weiter nach Norden als bis in die Umgebung von Brünn ausbreiten, bilden die westlichsten Ausläufer dieser Culturströmung, welche auf die Fortentwicklung der einheimischen Keramik keinen dauernden Eindruck geäussert hat, was aus den ältesten bronzezeitlichen Funden deutlich zu ersehen ist, da dieselben keine Spur dieser Einflüsse aufweisen.

Näher behandelt habe ich diese Frage in Nr. 44 der Zeitschrift des Olmützer Musealvereines.

10. Herr Professor **Jos. Klvaňa** in Ung.-Hradisch berichtet über seine volkskundlichen Forschungen im Jahre 1894.

Die heurigen Ferialwanderungen, insoferne sie nicht geologischen und petrographischen Nachforschungen in Mähren gewidmet waren, befassten sich wie gewöhnlich mit dem Studium der nationalen Trachten, der volksthümlichen Industrie und des Ornamentes der mährischen Slaven. Der Ort Wernsdorf bei Frankstadt bot eine gute Gelegenheit, die letzten Ueberreste der Tracht der mährischen Lachen (gewöhnlich im Deutschen Wasserpolaken genannt) in einer Serie von Photographien, wenigstens bildlich, der Zukunft zu erhalten. Die hiesige Tracht hat eine kleine Verwandtschaft mit jener in der Umgebung von Teschen, ist aber im nordwestlichen Mähren fast gänzlich verschwunden. Nur in Wernsdorf ist sie noch

ziemlich erhalten; spärliche Ueberreste von ihr zeigt auch noch das nahe Murk und Hotzendorf. In Hotzendorf wurde eine ziemlich umfangreiche Suite von heimischen Stickereien durchgesehen. Auch diese zeigen viel Eigenthümliches und von den wallachischen Stickereien Verschiedenes. In Soběchleb und Ober-Něčic bei Leipnik wurde das neu belebte Königsreiten und die fast erloschene Tracht der hiesigen Záhoraken photographirt.

Eine ganze Reihe von nationalen Ausstellungen in Mähren bot dem Genannten wenigstens in den feineren Details nationaler Industrie natürlich immerhin hie und da etwas Neues und wurden in dieser Hinsicht die Ausstellungen auf's Gewissenhafteste ausgebeutet. Behufs Vergleichung des mährischen Ornamentes mit dem böhmischen wurde die Ausstellung in Königgrätz (Böhmen) besucht und in Prag die Sammlungen des (böhmischen) Museums, sowie des äusserst reichhaltigen Museums des unlängst verstorbenen Förderers jeglicher Industrie, V. Náprstek, gründlich besichtigt. Ein Ausflug nach Landshut, Turnitz und Neudorf bei Lundenburg in Mähren, dessen Zweck hauptsächlich in Studien der hiesigen interessanten Dorfbauten bestand (um einen typischen Repräsentanten davon in der künftigen nationalen Ausstellung aufzustellen), wurde dazu benützt, um die hiesige alterthümliche Hochzeitstracht zu photographiren. Da schon im vorigen Jahre der Zusammenhang der Tracht und des Kunstgeschmackes der mährischen Kroaten bei Nikolsburg mit jenen der Slovaken bei Lundenburg constatirt werden konnte, wurde beides heuer während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Neu-Prerau bei Neusiedl eingehender studirt und eine Suite hiesiger Trachten photographirt. Es ist nun ziemlich festgestellt, dass der interessante Rest der Kroaten, der sich hier um Nikolsburg durch drei Jahrhunderte erhalten hat, kroatisch spricht, böhmisch betet und in der Schule deutsch lernt, die Tracht und das Ornament den Slovaken um Lundenburg gegeben hat oder besser gesagt: die Slovaken um Lundenburg haben ihre Tracht und ihr Ornament von ihren ehedem kroatisch sprechenden Vorfahren. Diese Vorfahren wurden von der sie umgebenden slovakischen Bevölkerung slovakisirt; bei Nikolsburg aber hat sich der kroatische Stamm mitten in der deutschen Umgebung in drei Dörfern (Guttenfeld, Fröllersdorf und Neu-Prerau) erhalten.

Nebst diesen Studien wurde auch überall die slovakische und hannakische Bauernkeramik und die interessante Holitscher Stadtkeramik durchgesehen. Einige Besuche in Holitsch selbst, besonders in dem dortigen Schlossarchiv, dürften diese Studien vervollständigen. Bis jetzt konnte eine Reihe von sechs Typen der Holitscher Fabrikate constatirt werden.

11. Herr **F. X. Franc**, Secretär des historischen Museums der Stadt Pilsen, berichtet über seine in den Jahren 1893 und 1894 auf Rechnung der Stadt Pilsen vorgenommenen Ausgrabungen.

a) Die in den Monaten September und October des Jahres 1893 vorgenommenen Ausgrabungen geschahen in der am rechten Ufer des Flusses Klabava befindlichen grossen, circa 230 Tumuli zählenden Nekropole im Walde Kokotsko. Die grossen, meist der älteren Bronzezeit angehörenden Tumuli befinden sich gegenüber von Horomyslitz. Zwischen denselben befinden sich zerstreut auch einige kleine, der Hallstatt- bis La Tène-Periode zuzuzählende Tumuli. Der jüngeren Bronzezeit gehören sämmtliche gegenüber Ejpowitz gelegenen Tumuli an. Dieselben sind hier dicht zusammengedrängt; weiterhin liegen sie zerstreut und reichen fast bis zu der Horomyslitzer Hauptgruppe. Während viele der kleinsten der letzteren Periode angehörenden Tumuli nur ein Kenner aufzufinden vermag, sind die der älteren Bronzeperiode angehörenden Tumuli gross und messen hier bis 22 m Durchmesser bei 2·3 m Höhe. Leider sind die allermeisten Tumuli dieser grossen Nekropole entweder schon vor dem jetzigen Waldbestande behufs Gewinnung von Steinen oder in der neuesten Zeit von verschiedenen Personen durchgegraben und die Löcher wieder zugedeckt worden, so dass man sich leider oft erst viel zu spät von der Thatsache der schon geschehenen Ausgrabung überzeugt.

Die Durchforschung von circa 26 gut erhaltenen Tumuli hat abermals den Beweis geliefert, dass, wie dies in den Nekropolen an der Úslava der Fall war, auch hier die grössten und die meisten Tumuli der älteren Bronzezeit schon in der vorhistorischen Zeit ausgeplündert wurden. Dass dies wirklich geschah, dafür sprechen die genauesten, in den Nekropolen an der Úslava und nun auch hier gemachten Forschungen. Man findet z. B. öfter einen alten grossen Tumulus, dessen an der Seite angelegte Grabzellen noch unberührte Funde der alten Bronzecultur, wie: Bronzebeile, Schwerter, Dolche etc. der ältesten Formen, bergen, während die in der Mitte des Tumulus befindliche, oft auch die einzige, erste Grabzelle gewöhnlich ausgeplündert vorgefunden wird. Auf der Ruine dieser Grabzelle wurde bequemerweise von dem späteren, der Eisenzeit gehörenden Volke eine neue errichtet, deren Inhalt: Eisen- oder Bronzegegenstände sowie Gefässe, uns den Beweis liefern, dass diese Grabzelle der Hallstatt-Periode oder der sich schon der La Tène-Periode nähernden Zeitepoche angehöre.

Während in der älteren Bronzeperiode die Leichen immer unverbrannt in die mit Beihilfe des Holzes meist aus Steinen erbauten, heute aber stets eingestürzten Grabzellen beigesetzt wurden, kommt in den der jüngeren Bronzezeit angehörenden Tumuli und den erwähnten Nachbestattungen meist Leichenbrand vor.

Ein nachweisbarer Uebergang aus der älteren Bronzeperiode in die jüngere ist nach der genauesten Durchforschung von mehr als 300 Tumuli an der Úslava, und nun auch hier an der Klabava, bisher nicht constatirt worden.

Die Ausgrabungen in Kokotsko ergaben aus der älteren Bronzeperiode einige der bisher sehr seltenen zierlichen Gefässe nebst mehreren bronzenen Schmucknadeln, Pfeilspitzen, Armringen, Bernsteinperlen, eine kleine goldene Drahtrolle, einen Dolch und einen inter-

essanten, aus zehn herzförmigen Anhängseln bestehenden bronzenen Halsschmuck.

Den jüngeren Perioden angehörende Funde sind: bronzene Armringe, zwei charakteristische kreisrunde Ringe von der Grösse eines Armringes mit je drei Anschwellungen, die Reste eines bronzenen Hohlringes, mehrere bei dem Leichenbrande geschmolzene Nadelköpfe und andere Bronzeschmuckreste, eiserne Lanzenspitzen und Messer und unter den verschiedenen Gefässformen auch jene grossbauchigen Gefässe, die jedoch, wie alle anderen hier gefundenen Gefässe, aus einzelnen kleinen Scherben wieder zusammengesetzt werden mussten.

b) Im Jahre 1894 wurde in den Monaten Juni, Juli und September die ehemals aus mehr als 54 heute noch nachweisbaren Tumuli bestehende Nekropole im Walde „Černá mýť" und die Nekropole „Kostelík", beide dem Flussgebiete der Mies (Berounka) angehörend (nahe bei Bukovec und dem Pilsener Ausflugsorte Zábělá), durchforscht.

Wir wollen zuerst unsere Aufmerksamkeit der Nekropole „Černá mýť" zuwenden. Die meisten Tumuli gehören der älteren Bronzezeit an; in wenigen finden wir die jüngere Zeit vertreten, und wo dies der Fall war, hatten wir den begründeten Verdacht, einen neubesetzten, ursprünglich der alten Bronzecultur gehörenden Tumulus vor uns zu haben.

Es wurden 28 der besterhaltenen Tumuli der genauesten Untersuchung unterzogen, deren grösster 23 m Durchmesser bei 1·78 m Höhe mass. Die meisten Tumuli waren von verschiedener Grösse, aber immer kleiner, doch alle, selbst die unscheinbarsten, leicht kenntlich. Manche der grossen Tumuli waren vor mehr als 80 Jahren (wie uns die darauf stehenden Kiefern beweisen) behufs Steingewinnung ausgebrochen oder sonst beschädigt worden. Einige wurden vor wenigen Jahren versuchsweise angegraben oder regelrecht durchforscht. Die Resultate der diesjährigen Forschungen sind befriedigend. Die Art des Baues der Grabzellen ist ähnlich wie in den Tumuli an der Úslava und Klabava, mit dem einzigen Unterschiede, dass sowohl in Kokotsko als hier in Černá mýť die Tumuli meist eine, seltener zwei, höchstens aber drei Grabzellen enthielten, während in den Nekropolen an der Uslava die grösseren Tumuli auch aus vier bis sechs Grabzellen erbaut waren, ohne die Grösse des Kokotsko-Tumuli erreicht zu haben. Diese Erscheinung ist wahrscheinlich daraus zu erklären, dass die Umgebung der Kokotsker und Černa mýťer Nekropolen viel mehr leicht zu gewinnendes, umherliegendes Material, lose Steine etc., lieferte, als dies die Natur an der Úslava bieten konnte.

Ausser mehreren der seltenen feinen Bronzezeitgefässen wurden dort gefunden: ein bronzenes Rasirmesser, mehrere bronzene Schmucknadeln, ein Dolch, eine Schwertspitze, mehrere Armringe, der bronzene Schmuck einer Schürze, ähnlich jenem Kleidungsstücke, wie es Dr. Jul. Naue in „Die Bronzezeit in Oberbaiern" auf Tafel VII vorführt. Das nochmalige Vorkommen eines derart verzierten Kleidungsstückes ist gewiss sehr interessant. Wir wollen nur kurz erwähnen, dass im Jahre 1889 in einem Tumulus derselben Nekropole (Černá mýť) ein ähnlicher Fund von Professor Jos. Strnad gemacht wurde. Ein diesem ähnliches, ledernes, mit 10 grossen und circa 160 kleinen Bronzebuckelscheiben dicht benähtes Kleidungsstück mit zwei wohlerhaltenen, mit je aus drei Bronzeröhrchen, Drahtgewinden und Lederfassung bestehenden Quasten und zwei Radscheiben als Anhängsel nebst dem üblichen Frauenbronzeschmuck u. s. w. wurde im Jahre 1880 im Gebiete der Uslava, Nekropole „Hájek", Tumulus Nr. 14, gefunden. Zu den vorgehenden ähnlichen, sich ergänzenden und erklärenden Funden gehört auch jener aus der Nekropole bei Plav bei Böhm.-Budweis, gefunden im Jahre 1866, beschrieben in „Památky", VII. Bd., S. 302, und nachträglich ergänzend 1879, XI. Bd., S. 63.

Unweit von Černá mýť, etwas näher bei Bukovec, bei der üblichen Besichtigung der Gegend einer jeden Nekropole, wurde im Frühjahre 1894 auf einer Anhöhe, „Kostelík" genannt, eine kleine, aus circa 20 Tumuli ehemals bestehende Nekropole entdeckt, die für unsere Forschungen sehr interessant zu werden verspricht. Nur circa vier Tumuli konnten als solche angesehen, aber doch erst nach näherer Untersuchung als Tumuli erkannt werden, die übrigen sind mit der jetzigen Ebene beinahe gleich und nur einzelne, hie und da in dem Rasen der Hutweide erkennbare, dem „Kostelík" fremde Steine verrathen das Vorhandensein eines Tumulus.

Dem Inhalte nach gehört die ganze Nekropole einer der La Tène-Periode nahen Zeit an. Bis jetzt konnten acht Tumuli durchforscht werden. In dem grössten Tumulus fand man zwar auf dem ehemaligen Niveau der einen Seite des Tumulus eine mächtige Brandschichte, zerstreut liegende Scherben aus mehreren Gefässen, doch in der Mitte des Tumulus die Reste einer unverbrannten Leiche, bestehend aus den Resten eines Schädels nebst anderen, ebenfalls ganz zerfallenen Knochen. Dort, wo der Hals sich befunden haben mag, lagen vier blaue Glasperlen, dabei eine bronzene Nadelspitze ohne Kopf und ein einfacher kleiner Bronzering. In den übrigen Tumuli waren meist die verbrannten Leichenreste entweder in einem Gefässe aufbewahrt, auf die oft noch mehrere Centimeter hohe Brandschichte gestellt und mit mehreren grösseren Gefässen und Schalen umstellt. Sämmtliche Gefässe zeigen elegante Formen und sind kunstvoll aus freier Hand ausgeführt, glänzend graphitirt und verziert. Die Schalen sind im Inneren entweder glatt oder auch verziert; zwei derselben zeigen ein rundliches Mäanderornament. Die Vasen sind mit Kreisen, Strichen oder auch mit einer Art Rastralornament verziert. In der Brandschichte findet man öfter verbrannte Knochenreste, seltener geschmolzene Bronzeringe, aber bisher nicht einen ganzen bronzenen Gegenstand. Es sind in einem Tumulus bis gegen 20 Gefässe beigesetzt. Am Boden der grösseren befinden sich kleine, hübsche Näpfchen (zum Schöpfen), die uns zu beweisen scheinen, dass solche Gefässe mit Flüssigkeiten beigesetzt wurden, indem sie obendrein mit verzierten, graphitirten, in der Mitte mit einem runden Loch versehenen Schalen zugedeckt waren.

Leider ist Alles in Tausende von Scherben zerfallen und muss erst zusammengesetzt werden. Sehr bezeichnend sind die eisernen Messer (7 Stück), die sich entweder neben oder auch selbst in den Gefässen befinden und dieselben Formen aufweisen, wie die aus der Nekropole bei Santa Lucia u. a. a. O. Zu bemerken ist, dass ganz gleichartige Tumuli bisher weder in der so nahen Nekropole „Černá mýť", noch in der Kokotsker Nekropole vorgefunden wurden; wohl sind einige mit denselben Gefässformen vor einigen Jahren in den Feldern zwischen Dejšina und Kyschitz ausgegraben worden, deren reicher, seltener Inhalt an Bronze von besonderem Interesse war.

Im Úslavagebiete fand man in Beztehov nur drei ähnliche Tumuli, die etwas entfernt von der dortigen Nekropole erbaut waren; bei Stiahlawitz die Reste von ähnlichen Tumuli in den Feldern total zerackert. Alle letztgenannten waren ohne Metallbeigaben.

12. Herr k. k. Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus berichtet über seine Forschungen im südöstlichen und südlichen Böhmen im Jahre 1894.

a) Hügelgräber bei Michalovic (bei Deutschbrod).

Von den hier befindlichen beiden Hügelgräbern habe ich bereits vor Jahren eines durchforscht und über die damals erzielten Resultate an die „Památky arch." (Bd. XIII, S. 15) berichtet.

Die im heurigen Sommer vorgenommene Versuchsgrabung betraf den zweiten, vollkommen erhaltenen, „Na Baště" genannten Grabhügel, welcher einen Umfang von 100 Schritten und eine Höhe von 5 m hat (von der umgebenden, unter dem Terrain liegenden Grabensohle aus gerechnet). Derselbe wurde mittelst eines 1·5 m breiten Durchstiches von Südost nach Nordwest in centraler Richtung durchgraben.

Die Resultate waren jenen aus dem früher durchforschten Hügelgrabe analog und bestanden in Thongefässscherben, worunter einige mit Bodenzeichnung, mit Wellenornament, und Eisensachen, darunter ein starker Nagel von 28 cm Länge.

Die Fundobjecte weisen, insbesondere mit Rücksicht auf die Form der Randstücke, auf spätmittelalterliche Zeit (etwa XIV. Jahrhundert) und dürfte die Bestattung nach heidnischem Gebrauche in den beiden Hügelgräbern von Michalovic, welche inmitten des einstigen Grenzwaldes (silva media) gelegen waren, nur dadurch zu erklären sein, dass halsstarrige Anhänger des Heidenthumes aus dem Inneren Böhmens hieher flüchteten, um ihre Todten nach altgewohnter Weise zu bestatten.

b) Steinhammer von Suchá (bei Deutschbrod).

Bei der Ortsgemeinde Suchá (Dürre) fand der Oberlehrer Josef Semrád aus Květinau vor Jahren die Hälfte eines Steinhammers, welchen derselbe mir übergab.

Das bezügliche Fragment ist aus sehr hartem, dunkelgrünem Gestein verfertigt, besitzt muscheligen Bruch und ist an allen Seiten geglättet; nur die Schneide und die Hälfte des eliptischen Bohrloches sind vorhanden. Herr Universitäts-Professor Dr. K. Vrba in Prag, welcher auf Anregung meines Freundes, Herrn Universitäts-Professor Dr. F. J. Studnička, die Analyse an einem Dünnschliff des Steinhammers von Platz durchzuführen die Güte hatte und dasselbe für kieselhaltigen Aklimolitschiefer erkannte, dessen Vorkommen in Böhmen nicht genau angegeben werden kann, aber secundärer Provenienz ist, hatte auf meine diesbezügliche Anfrage die Freundlichkeit, auch das Steinbeil von Suchá behufs Qualität und Provenienz zur wissenschaftlichen Untersuchung zu übernehmen, wofür gewiss alle interessirten Kreise dem genannten Herrn Professor zu grossem Danke verpflichtet sein werden. Der Steinhammer von Suchá ist neben jenem von Platz und einem in meinem Besitze befindlichen, von mir an den Ufern der Nežárka bei Neuhaus gefundenen schönen Flintmesser das einzige bis jetzt in berufenen Kreisen bekannte Steinartefact aus dem südöstlichen Böhmen.

c) Festenhof (südöstlich von Pilgram).

Hart an der mährischen Grenze und unmittelbar am linken Ufer des Iglavaflusses und nur etwa einundeinhalb Stunden von der gleichnamigen Stadt entfernt befanden sich noch vor wenigen Jahren zwei kleine, von Wällen umgebene Plätze, von denen einer an der steilen Lehne über dem vorbenannten Flusse, der andere im Thale selbst inmitten einer sumpfigen Wiese situirt und, wie der tiefe und breite Schanzgraben beweist, auch von Wasser umgeben war.

Dieser letztere wurde bei dem Eisenbahnbau Veselí-Iglau abgetragen und ist heute nur ein Theil der Culturschichte vorhanden.

Ich habe hier, unter sehr thätiger Mitwirkung meines Neffen Camill Richlý, durch zwei Tage graben lassen und fand nebst zahlreichen Gefässscherben auch einige zum grössten Theile erhaltene Thongefässe, welche durch ihre ganz ungewöhnliche Gestalt besondere Aufmerksamkeit verdienen. Ihr Boden ist nämlich rund, übergeht aber allmälig bei fortgesetzter Erweiterung an dem Bauchumfange in die Viereckgestalt. Die oben geradlinigen Randseiten sind in den vier Ecken abgerundet — das Gefäss selbst hat hier mehr als den doppelten Bodendurchmesser — und können insgesammt als Ausgussöffnungen bezeichnet werden.

Ein anderes Gefäss ist nicht weniger merkwürdig; dasselbe hat die Gestalt eines oben elliptischen, nach zwei Richtungen langgestreckten Blumenkörbchens und ist gleich den vorhergehenden mit Längslinien ornamentirt. Auch fand ich zahlreiche Randstücke aus Graphit und in einigen Fällen das Wellenornament vertreten. Sämmtliche Gefässe sind auf der Drehscheibe hergestellt, mittelalterlicher Provenienz und dürften bergmännischen Zwecken gedient haben; für diese Ansicht spricht auch eine eiserne Spitzhaue (Pickel), welche ebenfalls hier gefunden wurde. Die Fundstücke befinden sich dermalen in der Alterthumssammlung meines Bruders Wilhelm in Mirešovice.

d) Forschungen in der Umgebung von Budweis.

Behufs genauerer Bestimmung prähistorischer Fundorte in der Umgebung der Stadt Budweis habe ich dortselbst im heurigen Sommer einen mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen und besondere Aufmerksamkeit dem Auffinden von fehlenden Zwischengliedern auf dem Linzer Steig gewidmet.

Es gelang auf diesem Steige, welcher wahrscheinlich schon in der Bronzezeit von den Ringwällen des Luftenberges an der Donau (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch., Jahresbericht des Präsidenten 1890, S. 5) in nicht näher bekannter Richtung, aber gewiss in weiterem Verlaufe gegen Freistadt und über Plavnice, Na Hradci, Holšovice, Zahájí, Křtěnov, Nezdašov, Paseka, Na Stráži wahrscheinlich in die grossartigen Wälle des Plešivec führte, ein Zwischenglied, wenn auch etwas jüngerer Provenienz, in dem bei dem Orte Homoly befindlichen Hügelgrabe nachzuweisen.

Bei der systematischen Durchforschung des seinerzeit an 70 Schritte Durchmesser aufweisenden und 3 m hohen, einen mächtigen Steinkern enthaltenden Hügelgrabes wurden die Spuren eines sehr reichlichen Leichenschmauses in Gestalt zahlreicher, den ganzen Hügel durchsetzender, gespaltener Thierknochen (Rind, Schwein u. s. w.) gefunden.

An Artefacten sind zu nennen:

aus Knochen: ein Meissel, eine Nadel, das Fragment eines Knochens, mit zwei Linien verziert;

aus Bronze: der Kopf einer Nadel, ein zusammengeschmolzenes Bronzestück (wahrscheinlich Armring oder Fibel);

aus Eisen: eine Lanzenspitze (vielleicht auch nur eine grössere Pfeilspitze);

aus Stein: Feuersteinsplitter;

zahlreiche Bruchstücke von Freihandgefässen verschiedener Qualität, auch ornamentirt;

endlich eine riesige Bärenklaue.

Der systematisch abgegrabene Hügel hatte die Arbeit von acht Tagen in Anspruch genommen und eine Erd- und Steinbewegung von annähernd 100 m³ nothwendig gemacht.

e) Urnenfeld bei Homoly.

Im Orte selbst fand ich an der Nordseite unter einer regelmässig gelegten Steindecke Freihandgefässscherben, gebrannte Knochen, Kohle und Asche.

Der Ortsinsasse Jakob Stěpánek hatte an derselben Stelle und unter analogen Verhältnissen ein Thongefäss mit gebrannten Knochen und Asche gefunden, woraus auf einen kleinen Urnenfriedhof geschlossen werden dürfte.

Andere im Orte vorgenommene Versuchsgrabungen blieben resultatlos.

f) Wallburg Hradiště bei Třísov.

Oestlich von der Ortsgemeinde Třísov beschreibt die hier von hohen und steilen Ufern eingeschlossene Moldau einen weiten Bogen und nimmt im Westen den Kremserbach auf.

Wenn man sich dieser schon von der Natur zu einer Befestigung geschaffenen Terrainlage von dem Orte Třísov nähert, gelangt man an zwei mächtige, theils aus Steinen, theils aus Erde, Lehm und Schotter aufgebaute, 2—4 m hohe, an der Sohle 15—42 Schritte breite, heute etwa 50 Schritte auseinander liegende Doppelwälle; an der noch durch zwei Querwälle geschlossenen Nordwestseite befindet sich der alte Eingang.

An der Südseite nähern sich beide Wälle einander bis auf 25 Schritte und endigen hier an der fast senkrechten, an 100 m hohen, zur Moldau abfallenden Uferlehne; an der Nord- und Südseite folgen dieselben, wenn auch nur theilweise erhalten, doch meist überall ersichtlich, dem Laufe der Moldau einerseits, jenem des Kremserbaches andererseits und schliessen im Osten, gerade der Maidburg gegenüber, mit einem mächtigen, 5—10 m hohen, zum Theile aus Steinen erbauten Walle ab; hier befindet sich auch der zweite, sehr enge, beiderseits durch hohe und bis jetzt wohlerhaltene Wälle geschützte Eingang.

Die ganze Wallburg „Hradiště“ oder „Na Hradišťatech“ bildet fruchtbare, der Gemeinde Třísov gehörige Gründe und dürfte bei einer Breite von 500—600 Schritten und einer Länge von fast 1000 Schritten einen Flächenraum von annähernd 50 Joch einschliessen.

Die Culturschichte ist allenthalben kenntlich, meist aber nicht tiefer als die Ackerkrume. Ueberall liegen Bruchstücke von Graphitgefässen zu Tage, mitunter sind dieselben auch mit senkrecht angeordneten, tief eingeritzten Parallelstrichen sehr regelmässig geziert.

Nach den vorhandenen Fundstücken dürfte dem Hradiště bei Třísov kein hohes Alter zuerkannt werden.

g) Hügelgräber bei Ujezd-Ostrolov.

Ich habe diese eine Viertelstunde vom Orte entfernte Nekropole unter Führung des Schulleiters Herrn J. Šimek besichtigt. Dieselbe befindet sich in dem der Stadtgemeinde Budweis gehörigen Walde in der „Hroby“ (Gräber) genannten Waldabtheilung und enthält 80 bis 100 Hügelgräber, welche meist von kegelförmiger, aber auch wallartiger Form sind. An vielen von ihnen ist der bereits vor Jahren behufs „Schatzgräberei“ betriebene „Raubbau“ mehr oder weniger kenntlich; systematische Grabungen sind nirgends ersichtlich und erzielte Resultate unbekannt. Die auf einer sanft abfallenden Lehne situirten Grabhügel sind aus dem an Ort und Stelle vorhandenen Materiale aufgeschüttet und dürften kein hohes Alter besitzen.

h) Berg Hradiště bei Kaplic.

Die Umgebung von Kaplic und speciell den 774 m hohen, über dem gleichnamigen Dorfe gelegenen Berg Hradiště habe ich ebenfalls untersucht, indem ich hier eine Verschanzung vermuthete, welche möglicherweise für den von Freistadt nach Plavnice führenden Steig von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen wäre.

Ich fand jedoch weder Verschanzungen noch Spuren der Anwesenheit des Menschen.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch die bekannte Nekropole von Pláva in Augenschein genommen.

Ferner besuchte ich auch, von der Haltestelle Petřikov ausgehend, den etwa zwei Wegstunden entfernten Hrádek, wo ich wohl die Ueberreste einer mittelalterlichen Verschanzung, aber keine mir seinerzeit signalisirten Hügelgräber vorfand.

An einem der folgenden Tage besichtigte ich auch den Fundort des Depôtfundes „Na Hradci“ und erfuhr, dass in der Nähe auch eine Pfeilspitze aus Bronze gefunden, aber an einen Juden verkauft wurde. Dieselbe dürfte möglicherweise ein und demselben Funde angehören, ebenso ein sehr schöner, nie im Gebrauche gewesener Leistencelt, welcher sich im Besitze des Herrn Rožánek jun. in Budweis befindet. Dieser Herr war so freundlich, mir das bezügliche Artefact zu zeigen, und versprach, dasselbe seinerzeit dem Museum der Stadt Budweis zu schenken.

13. Herr **Robert Ritter v. Weinzierl** in Prag übersendet einen vorläufigen Bericht über seine Grabung in den Monaten Juli und August 1894 auf dem südöstlich von Lobositz gelegenen Lösshügel.

Seit nahezu zwei Decennien verfolge ich die kleinen Abgrabungen des Ziegelthones in der ehemals Tschinklschen, jetzt Reiser'schen Ziegelei und besitze von dort eine grosse Menge von Artefacten der neolithischen Culturepoche, wie auch der älteren Bronzeperiode.

Die neolithischen Funde bestehen in Skeletgräbern — aufrechte und liegende Hocker —, Brandgräbern, Ustrinen und Wohnplätzen. Die Artefacte sind mannigfaltig: verschiedene Gefässe in den neolithischen Haupttypen, darunter die Topfurne „Lobositzer Typus“.

Die Waffen bestehen aus Stein und Knochen: Steinhämmer von bekannter Form, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen und Dolche aus Knochen. Der Feuerstein ist in Absplitterungen vertreten. Unter den Hausgeräthen finden sich Meissel, Pfriemen, Webstuhlgewichte und Wirtel; Netzsenker kommen ebenfalls vor. Reibsteine, Mahlsteine aus Porphyr und Granit und Schleifsteine aus feinkörnigem Sandstein finden sich häufig. Verkohlten Weizen fand ich in grosser Menge. Unter den Gefässornamenten finden wir das typische Schnurornament mehrfach vertreten, ebenso das einfache Zickzackband mit dem Ringelornament. Unter den Steinhämmern hätte ich nur einen Typus zu erwähnen: es ist dies eine kleine, bauchige Form mit runder Bahn und querstehender Schneide, konisch gebohrtem Stielloche, aus Plänerkalk, eine Form, die des sehr leicht brüchigen Steines wegen zur Vertheidigung nicht gedient haben kann. In der Umgebung von Lobositz wurden bisher drei ganz gleiche Stücke gefunden. Ich halte diese Form für ein Hoheitszeichen.

Diese hier sesshaft gewesenen arischen Neolithen gehören so ziemlich einem Schädeltypus an mit einem Index von durchschnittlich 70. Auffallend ist die stets gedrückte Gesichtsbildung mit kleinem Nasenbein. Die Skeletgräber sind durchaus Flachgräber.

Die darauf folgende Culturepoche — die ältere Bronzezeit — ist hier einzig durch Brandgräber vertreten: Urnengräber mit Leichenbrand, Lausitzer Typus.

Der Lausitzer Urnentypus findet sich in allen Grössen. Stark vertreten ist eine flache Henkelbecherform und ein gehenkelter Napf. Das Ornament besteht der Hauptsache nach aus Buckeln mit abwechselnden Rillen in verticaler Richtung. Der grössere Theil der Gefässe besteht aus grauem oder röthlichem Thone; ein Theil derselben ist stark graphitirt. Von Bronzewaffen habe ich bis jetzt nichts gefunden; der Schmuck beschränkt sich auf Haarnadeln mit Kopf oder mit eingebogenem S-förmigen Kopfende. Von Wichtigkeit erscheint blos ein Ring mit doppelt S-förmig eingebogener Scheibe.

Im Sommer 1894 unternahm der Besitzer der Ziegelei, Herr Reiser, eine grosse Grabung und hatte mir freundlichst alle eventuellen Funde zugestanden. Da nun behufs Anlage eines neuen, grossen Brennofens beinahe 10.500 m³ ausgehoben wurden, und dies im Centrum des Lösshügels, so liess sich viel erwarten. Grundbesitzer und Bauunternehmer hatten mir nebstdem freundlichst ihre Unterstützung jeder Art zugesichert. Das Resultat meiner fünfwöchentlichen Arbeit ist ein glänzendes. Aufgedeckt wurden: sieben neolithische Skeletgräber (liegende Hocker), darunter ein aufrechter Hocker und ein Grab mit Doppelbestattung; vier neolithische Ustrinen und Feuerherde, elf Urnengräber der älteren Bronzeperiode mit Leichenbrand, darunter ein grosses Grab mit vier Bestattungen in Steinpackung und eine Ustrine. Unter den neolithischen Gräbern ist besonders ein Frauengrab ausgezeichnet durch einen reichen Schmuck an gebohrten Hundezähnen und Ringelchen aus Muschelschalen. Ein zweites neolithisches Skeletgrab ist dadurch ausgezeichnet, dass zwei Skelette mit den angezogenen Füssen gegen einander gekehrt, aber zeitlich verschieden bestattet sind.

Erwähnen muss ich noch die theilweise enorm tiefe Einbettung der Leichen im Lehm — bis 2·5 m Tiefe.

Die bronzezeitlichen Urnengräber sind einander ganz gleich und sehr seicht liegend. Meist nur mit einer Deckplatte versehen oder auf einer Platte stehend, sind zwei monströse Urnen aufeinander gedeckt, oft von kleinen, amphoren- oder becherförmigen Urnen umgeben. Ein einziges Grab unterschied sich wesentlich dadurch, dass vier getrennt von einander stehende und mit mächtigen Steinen gedeckte Bestattungen in einem engen Kreise als gleichzeitige Bestattungen anzusehen sind. Es sind hier zwei Kinder und zwei Erwachsene begraben und da in der einen Bestattung zwei Haarnadeln aus Bronze gefunden wurden, so kann man annehmen, dass eines der Erwachsenen ein Weib, vielleicht die Mutter der Kinder, gewesen sein mochte. Das Grab enthielt sieben Urnen.

14. Herr Professor **Roman Zawiliński** in Krakau berichtet über Arbeiten und Forschungen in Galizien im Jahre 1894.

Hier war im vorigen Jahre beinahe alle Thätigkeit auf prähistorischem und ethnologischem Gebiete in der

allgemeinen Landesausstellung in Lemberg concentrirt. In einem Theile des Ausstellungsrayons hat man ausser einem separaten Pavillon vier ruthenische und zwei polnische Bauernhütten in natura gebaut und dieselben den factischen Verhältnissen getreu eingerichtet; man hat sogar die Einwohner der betreffenden Gegend in den Hütten wohnen lassen. Von den Ausstellungsgegenständen haben die Volkstrachten die meiste Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Das Malerische der Costüme ist meistens bei dem polnischen, das Mannigfaltige bei dem ruthenischen Volke hervorgetreten. Ausserdem sind die Erzeugnisse der Hausindustrie in ungemein grosser Menge ruthenischerseits zusammengetragen worden; Westgalizien war daselbst viel zu schwach repräsentirt, als dass man sich ein wahres Bild der Verhältnisse machen konnte.

Der prähistorischen Archäologie war im I. Saale des Pavillons ein Schrank gewidmet. Die darin ausgestellten Gegenstände — alle Privateigenthum — stammten aus Ostgalizien und trugen das Gepräge des Spontanen und zufälliger Zusammenhäufung an sich. Der wichtigste Theil war der Bronzeschatz (Eigenthum des Herrn L. Przybyslawski), welcher aus einer Anzahl von Gegenständen, von welchen sechs der Hallstatt-Periode angehören, besteht. Interessant war auch ein Bronzeschwert, dem Typus der ungarischen Schwerter mit einem schaleartigen Griff angehörend; ausserdem Bronzefibeln aus dem südöstlichen Galizien, bemalte Thonscherben, Steinwerkzeuge, ein Kupferbeil aus Komarowo (bei Halicz) und eine Gruppe an Ausgrabungen aus der Umgegend von Halicz. Eine Collection von Glasarmringen aus Horodnica am Dniestr war auch sehr interessant.

Die anthropologische Commission der Akademie der Wissenschaften zu Krakau hat ihre bisherigen Forschungen auf prähistorischem, anthropologischem und ethnologischem Gebiete auf dem Gebiete des ehemaligen Königreiches Polen auf grossen Tafeln graphisch dargestellt. Es war sehr belehrend, dieses Inventar einem Studium zu unterziehen; auf die noch unvollkommen oder gar nicht durchforschten Landstriche und Bezirke wurde dadurch eindringlichst aufmerksam gemacht. In Anbetracht dessen hat es die obgenannte Commission für zeitgemäss erachtet, eine neue Instruction für anthropometrische Beobachtungen und ein Programm für ethnographische Forschungen auszuarbeiten und den Mitgliedern und allen Freunden der Wissenschaft mitzutheilen. Diese Instruction ist von Dr. L. Olechnowicz, das Programm von Prof. A. Zawiliński ausgearbeitet worden; beide befinden sich bereits in vielen Händen und geben uns die beste Hoffnung für die Zukunft.

15. Herr k. u. k. Vice-Consul **Julius Pisko** in Janina übersendet folgende Mittheilungen über

Volksmedicin in Nordalbanien.

Ein neugeborenes Kind, welches die Augen mühsam öffnet, wird dadurch gekräftigt, dass der Kopf mit einem Eidotter gerieben und sodann mit einem Tuche fest umbunden wird.

Ein zwei bis fünf Monate altes Kind, welches fortwährend schreit, leidet entweder am Nabel oder an einem anderen Leiden. Gegen das erstere Uebel wird folgendes Heilverfahren angewendet: Der Fuss des Kindes wird derart gebogen, dass die Fussspitze den Elbogen berührt. Falls dies nichts nützt, hat das Kind ein anderes Uebel. Um dieses zu finden, wird der Körper des Kleinen mit einem ganzen Eidotter langsam bestrichen; dort, wo der Dotter sich zerschlägt, sitzt das Uebel, worauf dann der betreffende Körpertheil mit dem gebrochenen Dotter fest gerieben wird.

Kinder dürfen bis zu einem Jahre nicht in den Mond sehen, widrigenfalls sie an Diarrhoe leiden würden.

Eine jung verheiratete Frau muss sich ihre neuen Kleider von einem Knaben in's Haus bringen lassen, damit ihr erstes Kind ein Knabe sei.

Schwangere Frauen, welche Knaben gebären wollen, werden von eigens bestellten Weibern (Ferkojze = Reiberinnen) am Unterleibe gerieben und trinken überdies verschiedene kleine Gebirgspflanzen in Branntwein aufgelöst.

Die Mutter darf ihr Kind nicht auf den Mund küssen, da dasselbe sonst stottern würde.

Den ersten Kaffee, welcher der Mutter noch im Wochenbette gereicht wird, muss vorher eine andere Frau kosten und sodann die Lippen des Neugeborenen damit benetzen, damit derselbe stets guten Appetit habe.

Schnittwunden werden, falls starker Blutverlust eintritt, durch Bestreichen mit reinem Traubenbranntwein und sodann durch Umschläge mit Spinnengeweben geheilt.

Brandwunden werden mit dem Schmutze des Ścoλ (lies Schtschol) bestrichen. Ścoλ ist eine fensterartige Oeffnung im albanesischen Wohnhause, wo die Hausleute ihre Ablutionen vornehmen. Die sich dortselbst aus Schmutz und Seifenwasser ablagernde Masse (balt ścoλit — Schmutz des Schtol) bildet das Heilmittel.

Wer an Ausschlägen leidet, muss sich das Gesicht, die Hände und den Körper mit dem Gürtel eines kinderlos gestorbenen Mannes (die Patiéntin mit dem Gürtel einer kinderlos gestorbenen Frau) einreiben. Dieser Gürtel heisst brêɛ t'škret (Gürtel des Unglücklichen).

Wer an Kopfschmerzen leidet, muss an einem Sonntage den Sonnenaufgang durch einen von Natur aus durchlochten Stein ansehen.

Wer an Scropheln (gunga) leidet, muss einen wilden Kürbis sammt den Wurzeln aus dem Boden reissen, die Pflanze in 365 Stücke zerschneiden und ein Jahr hindurch jeden Tag ein anderes Stück an einer Schnur um den Hals tragen. Das gebrauchte Stück muss täglich vor Sonnenaufgang weggeworfen werden. Nur wenn die Pflanze sammt allen Wurzeln unversehrt dem Boden entnommen wurde, ist das Mittel von Wirkung.

Scorpionbisse werden mit Scorpionöl geheilt, welches folgendermassen bereitet wird: Scorpione werden in grösserer Anzahl zur Begattungszeit lebend eingefangen

und in eine mit Olivenöl gefüllte Flasche gegeben, welche sodann luftdicht verschlossen wird. Nach erfolgter Verwesung der Scorpione ist das Heilmittel bereit.

Kleine Geschwüre werden mit dem Pulver von verbrannten Blättern des Brombeerstrauches bestrichen.

Gegen Kahlköpfigkeit (zzî) wird folgendes Mittel angewendet: Durch ein Jahr hindurch wird zwölfmal, jedesmal bei Neumond, ein kleines Büschel Haare abgeschnitten und die betreffende Stelle mit dem Safte frisch beschnittener Rebenstöcke eingerieben.

Gegen Gelbsucht (sarilek, aus dem Türkischen) wird eine Goldmünze, welche von einer kinderlos verstorbenen Frau herrühren muss, am Halse getragen.

Schlechte Träume darf man nicht im Zimmer erzählen.

Blattern (lî), Cholera (koler), Keuchhusten (kol i keć) und Pest (murtaj) zeigen sich vor ihrem Auftreten in Form von Frauengestalten. Die Pest hat einen Besen in der Hand. Wer die betreffende Erscheinung weiss gekleidet gesehen hat, dessen Haus bleibt von der Krankheit verschont, während ein schwarzes Kleid den Tod eines Familienmitgliedes bedeutet. — Der Glaube an diese Frauenerscheinungen ist in Nordalbanien allgemein verbreitet. Sowie die ersten Fälle einer der obgenannten Krankheiten auftreten, behauptet sofort eine Menge Leute, die betreffende Erscheinung bereits früher gesehen zu haben.

Brot darf man nicht im Garten essen, da sonst die Gemüse von Würmern beschädigt werden.

Wenn der Leichnam des Verstorbenen nicht erkaltet oder eines der Augen offen bleibt, ist ein weiterer Todesfall in der Familie zu erwarten.

Kinder werden vor dem bösen Blick am sichersten durch folgendes Amulet bewahrt: Der Fuss eines Maulwurfes wird mit einer alten Silbermünze abgeschnitten und in ein Stückchen Leinwand gewickelt. Dieses Amulet wird dem Kinde um den Hals gehängt.

Gegen Urinzwang wird Ameisensuppe mit Elsternhirn verordnet.

Gegen heftige Schmerzen jeder Art wird Mäusekoth, in Wasser gelöst, verschrieben.

Geschwülste werden mit dem Blute aus dem geschnittenen Ohre einer schwarzen Katze bestrichen.

Aus einem neuen Wasserkruge muss zuerst ein kleiner Knabe trinken, widrigenfalls das Wasser im Kruge stets übel riechen würde.

Fieber (ezze) wird folgendermassen geheilt: Der Patient nimmt ein Bad, dessen Wasser aus drei verschiedenen Brunnen geschöpft wird. In das Wasser werden Pflaumenblätter, Elsternhirn und Spreu gegeben. Dieses Bad muss durch drei Tage vor Sonnenaufgang genommen und das Wasser sodann auf die Strasse geschüttet werden. Derjenige, dessen Fuss auf der Strasse zuerst das ausgeschüttete Wasser berührt, wird fieberkrank.

Demjenigen, welcher unter dem Verluste eines Anverwandten besonders leidet, wird von einem guten Freunde eine Handvoll Erde aus dem Grabe des Verstorbenen an den Kopf geworfen. Hiedurch erträgt er das Unglück muthiger.

Wer nach einem Leichenbegängnisse im Hause des Leidtragenden einen Beileidsbesuch machen will, muss sich früher die Hände waschen, da er sonst den Trauernden neues Unglück bringen würde.

16. Herr k. k. Ingenieur **Georg v. Stratimirović** übersendet eine Mittheilung über

Das illyrische Achselband.

(Ein neuer Gegenstand vom Glasinac.)

Unter den vielen Gegenständen, welche die verschiedenen Ausgrabungen am Glasinac in Bosnien zu Tage förderten, befanden sich auch verzierte Streifen aus Bronzeblech, deren eigentliche Bestimmung nicht festgestellt war. Immerhin war es klar, dass es ein Schmuckgegenstand oder ein Trachtstück sei. Anfangs hielt man diese Streifen für Stirn- oder Haarreifen und später für Gürtel. Aber bei der Menge interessanter Fundobjecte aus Bronze und Eisen (Fibeln, Nadeln, Armreifen, Lanzenspitzen, Messer etc.), von denen man auf den ersten Blick wusste, wozu sie dienten, hat man vordem diesen einfachen Blechstreifen keine besondere Bedeutung beigelegt. Und doch ist dieser Gegenstand von einem grösseren Interesse, weil er für die Archäologie eine Neuheit bildet.

Als ich im Jahre 1891 die Arbeiten am Glasinac leitete, fand sich bei der Abgrabung der Tumuli im Kovačev-Dô ausser zwei Schwertern (es sind dies die ersten, die am Glasinac überhaupt gefunden worden sind) auch noch eine grössere Anzahl von Bronzegegenständen und darunter (u. zw. in einem Tumulus von Kegelform) einer der obenerwähnten schmalen Streifen aus dünnem Bronzeblech, circa 100 cm lang und 1 cm breit, die übergreifenden Enden mittelst zweier Nieten verbunden. Der Gegenstand sah wie ein Streifen aus, aber nicht von runder, sondern von annähernd elliptischer Form.

Wie gewöhnlich achtete ich auf alle Fundmomente. Als ich dieselben notirte, dachte ich auch über den Gegenstand selbst nach. Vor Allem constatirte ich, dass die längliche Form desselben keineswegs auf den Druck des Steinmateriales zurückzuführen sei, sondern dass hier die ursprüngliche Form erhalten blieb; es konnte demnach kein Gürtel sein.

Der längere Durchmesser dieses „Reifens“ lag ziemlich parallel zur Längsrichtung des vermorschten Skeletes, und den Knochenresten nach musste es neben dem linken Arm des Todten gelegen haben[1]).

Nach einigem Nachdenken kam mir der Gedanke, dass es irgend eine Schlinge zum Zusammenhalten eines Kleidungsstückes gewesen sein müsse. Von dieser

[1]) Auf die Dimensionen des Achselbandes von Kovačev-Dô erinnere ich mich nicht mehr genau; und auch in die Details des Fundes kann ich nicht eingehen, da ich hierüber keine Notizen bei mir habe; es findet sich jedoch Alles genau in meinem damaligen „Arbeits-Journal“ verzeichnet, welches die Museal-Direction in Sarajevo zurückbehielt in der Absicht, es seinerzeit zu veröffentlichen. Die Veröffentlichung ist leider noch nicht erfolgt und dies hindert eine eingehendere Besprechung.

Voraussetzung ausgehend, untersuchte ich den Gegenstand genauer. Ich überzeugte mich nun, dass einzelne verbogene Partien desselben nicht anders entstanden sein konnten, als durch den Druck der Armmuskeln. Und so fand ich, dass dieser scheinbare Reifen wirklich ein Trachtstück sei, bestimmt zur Aufnahme des Endes eines Umhanges.

Die fixe Form des Gegenstandes offenbarte mir jetzt klar, wie man ihn trug: der Arm wurde durch den Reifen gezogen und dieser über die Schulter gelegt — die obere Krümmung war also für die Schulter bestimmt; die andere Hälfte hing dann unter der Achselhöhle und durch die untere Krümmung zog man das Ende des Umhanges.

Ich benannte den Gegenstand Achselband (serbisch poramenica [1]).

Nach den zarten Knochen und insbesondere nach den Grabbeigaben (darunter auch Kinderbracelets) war anzunehmen, dass hier ein weiblicher Leichnam bestattet worden ist.

Als ich den Zweck des Gegenstandes constatirt hatte, interessirte mich die Frage: Wie sah das Kleidungsstück aus, zu dem das Achselband gehörte? Es war naheliegend, jetzt zu fragen: wie kleideten sich im Allgemeinen die Frauen in antiker Zeit, insbesondere bei Römern und Griechen — da man daraus auch auf die Tracht ihrer Nachbarn im alten Illyrien schliessen konnte.

Die Römerinnen trugen bei feierlichen Anlässen über dem Hauskleide noch die Palla.

Die Palla war ein viereckiges, vielleicht quadratisches Tuch. Frauen, welche die Stola trugen, legten die Palla um, nach Art des griechischen Pallium, indem sie das eine Drittel über die linke Schulter nach vorne fallen liessen, den übrigen Theil aber über den Rücken legten und dann entweder über die rechte Schulter nach vorne nahmen (in welchem Falle das Tuch den ganzen Körper bedeckte) oder unter dem rechten Arm durchzogen (in welchem Falle der halblange Aermel der Stola oder der tunica interior sichtbar blieb), in beiden Fällen aber das Ende des Tuches über den linken Arm oder die linke Schulter zurückschlugen [2]).

Aus dieser Beschreibung der römischen Frauentracht sieht man also, dass das Pallaende über den linken Arm zurückgeschlagen wurde; vergegenwärtigen wir uns nun das illyrische Achselband, so findet man, dass es zu nichts Anderem dienen konnte, als dazu, um durch seine untere Hälfte (Krümmung) das Pallaende durchzuziehen, wodurch sowohl der linke Arm frei wurde, als auch die Tracht selbst eine Verschönerung erhielt.

Daraus ist zu folgern, dass auch die Frauen, die einst am Glasinac bestattet wurden, eine den Römerinnen ganz ähnliche Tracht hatten und dieser noch ein neues Object hinzugefügt war [1]).

Dieses Resultat meiner Forschung traf anfangs noch auf Widerspruch. Da aber an der Wahrheit nicht zu zweifeln war, so liess ich mich nicht abhalten, darüber in meinem Berichte über die Ausgrabungen am Glasinac im Jahre 1891 Erwähnung zu thun. Ich hoffte, dass künftige Ausgrabungen früher oder später meine Behauptung bestätigen würden. Thatsächlich geschah dies auch kurze Zeit darauf, denn schon die nächste Ausgrabungsperiode bestätigte, dass wir es hier thatsächlich mit einem Achselband zu thun haben.

Es dürfte zum Schlusse auch einiges Interesse haben, die Chronik dieser kleinen Entdeckung hier vorzuführen.

Jahr 1889. Der Gegenstand wurde als Stirn- oder Haarreif aufgefasst [3]).

Dem widersprach Dr. M. Hoernes, indem er erklärte: Die Verwendung dieses Trachtstückes erscheint mir noch unklar. Für Diademe möchte ich sie (die verzierten Bronzeblechstreifen) nicht halten, und wie sie als Haarreifen gedient haben sollen, wüsste ich ebenfalls nicht zu sagen [3]).

Jahr 1890. Dr. C. Truhelka sagt: Bei vorhergehenden Ausgrabungen fand ich in Sokolac Bruchstücke dünner Reifen von schmalem Bronzeblech, welche mit einfachen linearen Einschnitten verziert waren. Im Vorjahre wurde in Taline ein ganzer solcher Reifen gefunden und der Länge nach urtheilend, hat er auch als Gürtel gedient [4]).

Jahr 1891. In meinem oben erwähnten Berichte habe ich als Beobachtungsresultat ausgeführt: Vornehme Frauen trugen ein Achselband über die linke Schulter, zum Durchstecken des Mantelsaumes; mit dieser Ausstattung wurden dieselben auch begraben [5]). Das Achselband ist von Bronzeblech. Schon vordem wurden Fragmente von Bronzeblechstreifen angetroffen, man ist jedoch nicht darauf gekommen, wozu sie dienten [6]).

---

[1]) Siehe meinen Bericht „Sa Glasinca“ im „Glasnik“ des Sarajevoer Museums, J. 1891, pp. 345, 347.

[2]) J. Marquardt: Das Privatleben der Römer, Leipzig 1882, II, pp. 559, 560.

[1]) Würde man das Achselband als eine Vervollkommnung der römischen Tracht auffassen, so käme man zur Conclusion, dass die Hügelgräber von Glasinac aus einer Zeit nach der römischen Occupation Illyriens herrühren.

[3]) „Glasnik“ des Sarajevoer Museums, J. 1889, I, p. 33. Dann: Dr. C. Truhelka: Die Nekropolen von Glasinac in Bosnien; Wien 1889, p. 13 u. 19 (Fig. 23, 24).

[3]) Dr. Moriz Hoernes: Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien; Wien 1889, p. 10 (verzierte Bronzeblechstreifen).

[4]) „Glasnik“ des Sarajevoer Museums, J. 1890, p. 75 (Fig. 6).

[5]) „Glasnik“ des Sarajevoer Museums, J. 1891, p. 348.

[6]) „Glasnik“ des Sarajevoer Museums, J. 1891, p. 345.

Jahr 1892. Im Berichte über die Ausgrabungen am Glasinac im Jahre 1892 schreibt Herr F. Fiala: Endlich muss noch ein in Form der Zahl 8 gebogener Streifen von Bronzeblech erwähnt werden, dargestellt in der Figur 46 dieses Fundberichtes, welcher bis jetzt an zwei Orten gefunden worden war, das ist im Kovačev-Dô und auf dem Mlagj. Dieser mit einer Niete zusammengeschlossene Streifen scheint mir eine Art Schlinge vorzustellen, welche auf der linken Schulter getragen wurde, wo sie das Kleidungsende hielt. Bei zwei Skeletten konnte auch das noch constatirt werden, dass diese Schlinge beiläufig von der Schulter bis zu den Hüften reichte[1]).

Diese Ausführungen des Herrn F. Fiala, welcher meinen Fund von Kovačev-Dô erwähnt, sagen also nichts Anderes als das, was ich ein Jahr vorher über diesen Gegenstand schon ausgesprochen habe.

17. Herr **Dr. Franz Tappeiner** in Meran übersendet eine Mittheilung

Zur Ethnographie und Anthropologie der Resianer (Provinz Udine).

Im Sommer 1884 besuchte ich auf meiner Reise nach Budapest Herrn Dr. Fligier in Graz. Dieser erzählte mir unter Anderem, er glaube aus verschiedenen Gründen annehmen zu können, dass im italienischen Alpenthale Resia, nahe der österreichischen Grenze, an der Eisenbahnlinie Ponteba-Udine noch Reste der alten Avaren zu finden seien, und empfahl mir, auf meiner Rückreise einen Abstecher dahin zu machen. Das war der Grund, dass ich von Villach-Tarvis aus das Thal Resia besuchte.

Das Thal Resia (Valle di Resia) ist ein südöstliches Seitenthal des Valle de ferra, welches bei der Eisenbahnstation Resiutta der Bahn Ponteba-Udine ausmündet. Der Thalbach Resia fliesst da in den Fluss Fella, der sich weiter unten mit den Tagliamento vereinigt. Der Eingang des Thales ist eng, erweitert sich aber nach einer Stunde zu einem weiten Kessel, welcher rechts und links mit Moränenhügeln eingefasst ist, zwischen welchen sich die Resia ihr Bett durchgefressen hat, so dass die eigentliche Thalsohle nur das breite Schuttbett der Resia bildet. Auf den Moränenhügeln liegen die fünf Dörfer des Thales, rechts S. Giorgio, Prato di Resia (Hauptort und Sitz des Pfarrers und des Syndaco der ganzen Gemeinden), Helvizza und Coritis, links Gniva und Ossiaco. Beide Thalseiten sind von dolomitischen Bergen eingefasst. Die Seelenzahl der ganzen Gemeinde beträgt etwas über 3700. Dazu gehört auch das kleine hohe Alpenthälchen von Uccea, welches im Hintergrunde des Resiathales, aber durch ein Joch getrennt liegt, 214 Seelen mit 30 Familien in sich fasst und ganz nahe der österreichischen Grenze liegt, so dass seine Wasser schon in den Tsongo fliessen. In fünf Stunden gelangt man von Prato di Resia über das Joch nach Uccea. Früher war Uccea nur im Sommer von Hirten aus Resia bewohnt, erst seit hundert Jahren blieben diese Hirten auch im Winter dort, gehören jedoch zur Pfarre und Gemeinde Resia, haben aber erst seit fünfzig Jahren eine eigene Kirche und seit dreissig Jahren einen eigenen Friedhof. Zum Gottesdienste gehen die Leute in das nahe österreichische, von Slovenen bewohnte Dorf Flitsch.

Bei Prato di Resia, bis wohin eine fahrbare Strasse führt, wächst noch die Rebe an den Häusern; im ganzen Thale wird viel Mais gebaut. Vor dem Municipio in Prato und vor der Kirche in Ossiaco steht je eine alte Linde. Die Dörfer sind eng zusammengebaut, nur selten sind Einzelhöfe auf den Bergrücken. Die Häuser sind gemauert, zweistöckig, mit Ziegeldächern, die Thoreingänge sind oft aus gehauenen Steinen mit Rundbogen. Die Resianer sind nicht wohlhabend, aber eigentliche Arme sind wenig; gebettelt wird im Thale gar nicht, die wenigen Bettler gehen ausserhalb in's Friaulische. Etwa 800 Resianer gehen jährlich als Hausirer mit Südfrüchten, Galanterie- und Schnittwaaren in die Fremde, besonders nach Kärnten, Steiermark, Krain, Ungarn, Bosnien, selbst nach Tirol, errichten hin und wieder eigene Geschäfte und heiraten nicht selten deutsche Frauen; aber in der Regel kehren sie im Sommer nach Hause zurück und heiraten Resianer Mädchen, gehen aber im Winter auf acht Monate wieder fort und lassen die Familie zu Hause, bis sie endlich im späteren Alter selbst für immer zu Hause bleiben. Auch als Maurer und Handwerker wandern Viele in's Ausland, besonders nach Oesterreich, selten Italien, daher sprechen Viele ziemlich gut deutsch. Ihre Sprache ist eine eigenthümliche Abart der slovenischen, so dass, wenn Resianer in Laibach ihre Mundart sprechen, slovenische Professoren sie nicht verstehen, aber langsam gesprochen, versteht der Slovene das Resianische und umgekehrt. Schule und Amtssprache im Municipio sind ganz italienisch. Der Schullehrer selbst spricht nicht resianisch, aber Predigt und Beichtstuhl sind nur resianisch. Kleidung und Lebensweise der Resianer sind ganz nach italienischer Sitte. Früh Kaffee, 10 Uhr Reissuppe mit Fisolen, Polenta und Käse, um 3 Uhr wieder Polenta und Abends Salat und Erdäpfel. Ihre Nationalspeise heisst die „Gialzuna", das sind derbe, dreieckige Klösse (ähnlich den Priesterkappen), welche mit Käse bestreut und mit Butter übergossen und so warm an hohen Feiertagen verspeist werden. Sie werden aus Weizenmehl bereitet und mit einer Fülle von Eiern, Käse und zerriebenem Brot und Krennblättern gefüllt und in heissem Wasser gekocht.

Beim Kirchweihfeste in Gniva sah ich viele Resianer aus dem ganzen Thale, auch einige alte Weiber in ihrer alten Tracht (ein schlafrockartiger Ueberwurf

[1]) „Glasnik" des Sarajevoer Museums, J. 1892. p. 443. Hiebei wird bemerkt, dass das Achselband nicht die Form eines „Achters", sondern eine Form wie die Umfangslinie eines Biscuits hat.

ohne Aermel, so dass die Arme mit den Jackenärmeln sichtbar sind, um die Mitte mit einem handbreiten schwarzen Gürtel geschlossen). Ein paar alte Männer tragen noch kurze Hosen und Strümpfe. Jetzt kleidet sich Alles nach italienischer Sitte. Nachmittags 4 Uhr wurde bei Violine und Bassgeige auf der Dorfgasse getanzt, da die Regierung wegen der Cholera jede Tanzunterhaltung im Zimmer verboten hatte. Der Tanz ist eine Art Quadrille mit hüpfenden Schritten, aber ohne dass der Tänzer die Tänzerin berühren darf. Nach jedem Tanz sangen vier Burschen ihre resianischen schwermüthigen Lieder. Jodler hörte ich keinen, obwohl man mir später sagte, dass Burschen und Mädchen im Felde bei der Arbeit so jodeln wie in Steiermark.

Die Resianer haben in ihrer äusseren Erscheinung nichts Fremdartiges. Es ist im Ganzen ein schöner Menschenschlag. Die Männer sind hoch und schlank gewachsen, mehr hager (ich sah keinen einzigen Fetten). Körpergrösse mehr als mittelgross, Leute von 1·70 bis 1·90 m gibt es viele. Der vorherrschende somatische Typus ist kastanienbraunes Haar mit grauen hellen Augen und weisser Haut. Schwarze Haare sind sehr selten, blonde Haare häufiger, aber mit blauen Augen zusammen auch selten. In der Schule fand ich viele blonde Haare, aber gewöhnlich mit hellgrauen Augen, seltener mit braunen Augen. Haarwuchs reich, lockig, Bart stark, meistens nur Schnurrbart, seltener Kinnbart, Vollbart wird sehr selten getragen. Gesicht und Nase lang, Nasenrücken stark vorspringend, Augenspalte immer horizontal, Schiefzähnigkeit sehr selten. Frauen und Mädchen tragen Kopftücher auch beim Tanze. Ihre Haare von der Stirne bis zum Nacken gescheitelt und die zwei Zöpfe einfach ohne Nadel um den Scheitel geschlungen. — Cretins sind unbekannt, Kropf sehr selten (ich sah nur eine alte Frau mit Kropf). Tuberculose ebenfalls sehr selten.

Somatischer und craniologischer Typus der Resianer.

Ich habe 50 Personen in Resia somatisch untersucht und gemessen, 42 Männer und 8 Weiber.

Unter 50 Personen hatten blonden Typus 10%, braunen Typus 30%, gemischten Typus 60%.

Von den gemessenen 50 Personen waren Dolichocephale 2%, Mesocephale 28%, Brachycephale 46%, Hyperbrachycephale 24%, Chamaecephale 6%, Orthocephale 66%, Hypsicephale 28%, breitgesichtig 6%, schmalgesichtig 94%, langnasig 96%, kurznasig 4%. Zur Berechnung des Kopfindex habe ich die grösste Länge und grösste Breite gemessen, für den Höhenindex habe ich die Ohrhöhe und Kopflänge genommen. Zum Gesichtsindex habe ich nach Kollman die Jochbreite als Gesichtsbreite gewählt. Alle Indices sind nach Stieda durch Abzug von zwei Einheiten auf Schädelindices reducirt.

Das Endergebniss meiner ethnologischen und anthropologischen Untersuchung im Thale Resia ist die sichere Thatsache, dass da keine Spuren von Avaren zu finden sind. Die Resianer sind ohne Zweifel nur ein vorgeschobener Zweig der Slovenen.

18. Herr Universitäts-Professor **Dr. Leopold v. Schroeder** in Innsbruck übersendet eine Mittheilung des Herrn B. Knapp über das sogenannte Hexenbraten. (Erzeugung von Feuer durch Reibung von drei Holzstücken.)

Unter den frohen Erinnerungen aus meiner Knabenzeit nimmt die an das lustige Feuermachen ohne besondere feuerzeugende Vorrichtungen, nur mit drei Holzstücken, eine hervorragende Stelle ein. Es war an einem Julitage des Jahres 1835, als acht Schüler der Kreishauptschule zu Schwaz in Tirol auf dem Heimwege, die einen nach den Häusern unter dem Schlosse Freundsberg, die anderen nach denen oberhalb desselben, an dem sonst gerne besuchten Spielplatz beim Koanradl vorüberzog, da zwei Knaben, Leitinger Seppel und Loisel Unterlechner für den zunächst aufwärts führenden Weg im Hag ein anziehendes Schauspiel, das „Hexenbraten", in Aussicht gestellt hatten. Den Hagweg schliessen zu beiden Seiten Schrankenstangen ein, die in meterhohen Pflöcken eingelegt sind. Beim siebenten Pflock wurde Halt gemacht. Unterlechner zog ein Messer aus der Tasche, um eine kleine Vertiefung am oberen Theile des Pflockes weiter auszuhöhlen, ungefähr 2 cm tief und breit; dasselbe that er an einem herbeigeholten Holzstück, worauf er ein mitgebrachtes, über 20 cm langes, rundliches Holzstück (Kloben) in die beiden Vertiefungen wagrecht so einlegte, dass es zwischen dem Pflock und dem von zwei Knaben entgegen gehaltenen längeren Holzstück zwar festgehalten wurde, aber doch drehbar blieb. Nun legte Leitinger ein Stück eines alten Strickes zweimal um den Kloben und jetzt begannen zwei Knaben, der eine rechts, der andere links davon, die Strickenden abwechselnd anzuziehen und zurückzulassen. Nach wenigen Minuten hörte man ein Geräusch, dass dem Schreien einer menschlichen Stimme nicht unähnlich war, was einige Knaben sofort zum Rufe veranlasste: „Jetzt schreit sie schon!", nämlich die Hexe, worauf einige Schulmädchen, die inzwischen herbeigekommen waren und zuschauten, eiligst die Flucht ergriffen. Das schrille Getöne wurde immer stärker; jetzt schoss bereits an beiden Seiten des Klobens Rauch heraus, noch etwa ein Dutzend Drehungen und nun wurde der an beiden Seiten in Gluth versetzte Kloben herausgenommen und herumgezeigt. Der ganze Vorgang schien auch denen, die ihn nur vom Hörensagen kannten, so belustigend, dass der Vorschlag Loisels mit Freuden angenommen und beschlossen wurde, am nächsten Sonntag Nachmittags um 3 Uhr im Schlösselthal auf dem „Hexenplatzel" unter dem „Mosestein", gegenüber dem Schloss Freundsberg, zusammenzukommen, dann nach dem Thalgrund zu ziehen, um uns dort mit der auf die versuchte Weise gewonnenen Gluth ein Feuer anzumachen und uns dabei mit Singen, „Erwischeletz", Verstecken und anderen Spielen zu unterhalten. Als zur festgesetzten Stunde Alle am „Hexenplatzel" erschienen waren, befriedigte Hinterkirchner Honsal und Hörheger die Neugierde der Jüngeren, was es mit dieser, damals mit mächtigen Fichten und dichtem Nachwuchs umfassten kleinen Abgeschiedenheit für eine Bewandtniss

habe, durch Erzählung einiger ein unheimliches Gruseln erregender Hexengeschichten, die sie von ihren Grossmüttern gehört hatten. Sodann wurde thalaufwärts gewandert, unter Sammlung von Reisig, Pechstückchen und dürrem Grase. An einer ziemlich breiten Rasenstelle wurde Halt gemacht und das Gesammelte zunächst hingelegt. Jetzt holten die Einen Steine herbei, um eine Herdstätte zu umschliessen und Sitze herzurichten; Andere schleppten dürre Baumäste, Reiser und Fichtenzweige herbei. Schmadl Hansl hatte ein trockenes Holzscheit mitgebracht. Nachdem in die hübsch gebaute Herdstätte eine zur Aufnahme des Feuers geeignete Unterlage von Reisig, dürren Blättern und trockenem Gras eingelegt war, schritt man an's Feuermachen. Es fand sich unweit vom gewählten Lagerplatz ein Baumstrunk, den wir, wie jüngst den Pflock im Hag, benützen konnten; als Gegenhalt diente Schnadl's mit einem Stein in den Boden eingetriebenes Holzscheit, aus dem wir vorher das zu drehende Einlagestück geschnitten hatten. Die Drehung und Gluthbildung erfolgte, wie neulich im Hag, nach wenigen Minuten. Loisel hatte schon früher seine rechte Hand mit feinstem Reisig, trockenem Gras und mitgebrachtem Baumbart („Rach") belegt; darauf wurde nun sogleich ein mit einem Messer abgetrenntes Gluthstückchen und darüber Baumbart gelegt und die das Ganze mit getrennt gehaltenen Fingern umfassende Hand sehr schnell im Kreise geschwungen. Nach ungefähr zehn Drehungen schlug die Flamme durch die nach Art eines Balles gehaltene Umhüllung; das Ganze wurde sogleich auf die vorgerichtete Herdstätte gegeben, mit Reisig und Fichtenzweigen überdeckt, mit einem Hute Luft zugefächelt und bald hatten wir ein mächtig aufloderndes Feuer. Nachdem wir es einige Zeit überreichlich genährt, dann mit verschlungenen Händen umtanzt hatten und der Reihe nach darüber gesprungen waren, zerstreuten wir uns im Walde, um essbare Schwämme, Weinbergschnecken, Erd- und Heidelbeeren zu suchen. Auf den Ruf des Unterlechner kamen wir wieder am Feuer zusammen und umstellten die steinumschlossene Feuerstätte in mässiger Entfernung mit einem Steinwalle; darauf sitzend brieten wir nun die gefundenen Schwämme auf den glühenden Steinen, nahmen aus den Hüten die gesammelten Beeren und ergötzten uns unter Erzählung von den eben gesehenen Dingen.

Es sei noch erwähnt, dass zu der oben genannten Zeit der Gebrauch von Zündhölzchen im Volke noch unbekannt war und dass man Feuer auf dem Herd entweder mit Benützung der in Asche gehüllten Gluthreste aus der „Vestelgrube" — einer überdeckten Vertiefung neben dem Herde zur Aufnahme der Feuerreste — anfachte, oder indem man mit Stahl und Feuerstein Funken schlug, die man meist in einer mit Ofenruss (amorpher Kohle) gefüllten Schachtel, bisweilen auch mit Schwamm, wie gewöhnlich beim Feuermachen im Freien, auffing, woraus man mit Schwefelfäden die Flamme gewann.

Ausschuss-Sitzung am 9. April 1895.

Vorsitzender: Herr Ministerialrath Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:
Regierungsrath Dr. Moriz Gauster in Wien,
Enea Gracioso Lanfranconi in Pressburg,
Bergrath Franz Pošepný in Wien und
kais. Rath Karl Sarg, Fabriksbesitzer in Liesing.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Dr. Arthur Breycha, k. k. Ministerial-Secretär in Wien,
Josef Vyvlečka, k. k. Conservator und Domvicar in Olmütz, und der
Musealverein der Stadt Cilli.

2. Der Vorsitzende berichtet über die 25jährige Stiftungsfeier der Münchener Anthropologischen Gesellschaft, bei welcher die Wiener Gesellschaft durch den Redner, den Secretär Franz Heger und den Regierungsrath Franz Kraus vertreten war.

3. Der Präsident, Herr Ferdinand Freih. v. Andrian-Werburg, dankt schriftlich für seine Wahl zum Ehrenpräsidenten.

4. Der Ausschuss beschliesst, in der ersten Septemberhälfte d. J. eine Excursion nach Bosnien-Herzegowina zu unternehmen, und betraut Herrn Dr. Moriz Hoernes mit den einleitenden Schritten; das Secretariat wird ferner ermächtigt, für den Monat Juni eine Excursion nach Znaim oder Eggenburg vorzubereiten.

Monats-Versammlung am 9. April 1895.

Vorsitzender: Herr Ministerialrath Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende theilt der Versammlung mit, dass für die erste Septemberhälfte d. J. eine Excursion nach Bosnien-Herzegowina beschlossen wurde, und ladet zu zahlreicher Betheiligung ein.

2. Herr Dr. Moriz Hoernes hält einen Vortrag

Ueber die Anfänge der Kunst.

Monats-Versammlung am 14. Mai 1895.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Toldt.

1. Herr **Dr. Moriz Hoernes** legt das Werk

Die neolithische Station von Butmir [1])

vor. Diese überaus stattliche Veröffentlichung wird nicht verfehlen, in Fachkreisen und darüber hinaus ungewöhnliches Interesse zu erregen. Aus Fachkreisen sind, in Folge der Anwesenheit zahlreicher hervor-

[1]) Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Ausgrabungen im Jahre 1893. Bericht von W. Radimský, Vorwort von M. Hoernes. Mit einem Beitrage von C. Schröter und 1 Plane, 20 Tafeln und 85 Abbildungen im Texte. 54 pp. fol. Wien 1895. Druck und Verlag von Ad. Holzhausen, k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

ragender Specialisten in Butmir während der Grabungen im August 1894, schon viele werthvolle Nachrichten über diesen Fundort in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es sei hier namentlich auf die Schilderungen Szombathy's in diesen Mittheilungen, Bd. XXIV, Sitzgsb. S. 206—209, hingewiesen. Aber die nunmehr vorliegende grosse Publication erscheint geeignet, Aufmerksamkeit auch in jenen Kreisen zu erwecken, welche an den wissenschaftlichen Streitfragen der Discussion über Butmir auf dem vorjährigen Congresse in Sarajevo keinen unmittelbaren Antheil nahmen. Wohl nie oder nur höchst selten hat eine Edition prähistorischer Funde, unter Beobachtung aller Vorschriften exacter Terrainforschung und Berichterstattung, zugleich so viele technische Hilfsmittel aufgewendet, um volle Naturtreue in der Wiedergabe der Objecte und volle Deutlichkeit in der Darstellung der Umstände, unter welchen sie in unseren Besitz gelangt sind, zu bewirken. In dieser Hinsicht darf der Rechenschaftsbericht über die erste, den Butmirfunden gewidmete Grabungscampagne wohl als eine Musterleistung bezeichnet werden. Unter den Textbildern befindet sich eine vom k. u. k. militär-geogr. Institute in Farben ausgeführte Umgebungskarte des Fundplatzes im Massstabe von 1:200.000, 8 Grundrisse und Durchschnitte einzelner Fundstellen, 76 Abbildungen beweglicher Objecte und 7 Darstellungen von Pflanzensamen. Von den 20 Tafeln bietet die erste eine Heliogravure mit der Ansicht der Ausgrabungen, die übrigen zeigen 644 in Chromo-Photographie nach der Natur aufgenommene, auserlesene Objecte, nämlich 151 Gegenstände aus Thon und 493 solche aus Stein. Unter den Thonfunden sind die menschlichen Figuren und Figurenbruchstücke Taf. II—III, dann die Gefässfragmente mit Spiralornamenten Taf. V, unter den Steinfunden die Typensammlung Taf. X, die schönen Pfeilspiten Taf. XIV und die Proben verschiedener Stadien der Herstellung polirter Flachbeile Taf. XV—XVII besonderer Beachtung werth. Die ungewöhnlich reiche Ausstattung der Herausgabe erscheint durch den ungewöhnlichen Charakter dieser grossen Fundstätte vollauf gerechtfertigt. Die eingehende wissenschaftliche Bearbeitung des Materials, zu welcher von verschiedenen Seiten schon Bausteine herbeigetragen wurden, bleibt naturgemäss einem späteren, jedoch sehr nahen Zeitpunkte vorbehalten; sie wird sich an die Vollendung der Grabungen anschliessen, welche 1894 und 1895 mit namhaften Mitteln und Erfolgen fortgesetzt worden sind. Es besteht die Absicht, die Ergebnisse dieser beiden Campagnen (und eventuell noch einer vierten) in einen zweiten, der ersten Publication ebenbürtigen Bericht zusammenzufassen und dann an die abschliessende kritische Behandlung des Fundortes und seiner Bedeutung heranzutreten.

2. Herr **Dr. Michael Haberlandt** spricht über

Bilder vom japanisch-chinesischen Kriegsschauplatze und über die **Zaubermuster der Orang Sêmang** (mit Demonstration).

Ausserordentliche Versammlung am 28. Mai 1895.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende begrüsst Ihre königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern, welche gelegentlich ihrer Anwesenheit in Wien die Gesellschaft mit ihrem Besuche auszeichnet. Er gedenkt des herzlichen Empfanges, der den Vertretern der Wiener Gesellschaft bei der 25jährigen Stiftungsfeier der Münchener Anthropologischen Gesellschaft in München zutheil wurde, und hebt rühmend das tiefe Interesse hervor, das der hohe Gast den anthropologischen und ethnographischen Forschungen entgegenbringt.

2. Herr Custos Josef Szombathy spricht

Ueber die Tumuli von Fischau

nächst Wiener-Neustadt, mit deren Ausgrabung er soeben beschäftigt ist. An der Hand von drei hübschen Aquarellskizzen Johann Varrone's erläutert er die Lage der Localität im Wallram-Liess am Fusse der durch eine grosse prähistorische Ansiedelung ausgezeichneten, die ganze Umgebung beherrschenden Malleiten. Die Nekropole enthält 13 Tumuli von 1—4 Meter Höhe, welche in der Regel je ein Grab, und zwar ein Brandgrab enthalten. Die Einrichtung eines solchen Brandgrabes besteht darin, dass die calcinirten Knochenreste vom Scheiterhaufen gesammelt, in einem Häufchen auf den ebenen Boden gelegt, mit verschiedenen Beigaben von Bronze- und Perlenschmuck, eisernen Streitbeilen und zahlreichen Thongefässen umgeben und dann mit einem Steinsatze von unbehauenen Bruchsteinen überschichtet wurden. Durch diese Steinüberschichtung wurden natürlich alle Beigaben zerdrückt und müssen nun erst wieder aus ihren Trümmern reconstruirt werden. Die Steinsätze nehmen je 10—15 Quadratmeter Flächenraum ein und sind ½ bis 2 Meter hoch. Ueber ihnen sind dann die Tumuli aus Erde aufgetragen. Eine ansehnliche Suite der Funde ist ausgestellt und erregt das lebhafte Interesse der Versammlung. Der Vortragende verbreitet sich ausführlich über die archäologische Stellung der Funde, fixirt ihr Alter auf das VI. bis VII. Jahrhundert vor Christi, d. i. die ältere Stufe der sogenannten Hallstatt-Periode, und weist nach, dass ihre typologische Verwandtschaft vollkommen der geographischen Lage des Fundortes entspricht, indem sie einerseits den bekannten Grabhügelfunden von Oedenburg und anderen ungarischen Funden, andererseits den alten Grabhügeln an der Donau in Niederösterreich, hauptsächlich jenen von Gemeinlebarn zuneigt. Besonders interessant sind die an den bronzenen Gewandnadeln (Fibeln) schon für jene frühe Zeit nachweisbaren Einflüsse der alten italischen Cultur auf unsere Länder.

3. Herr Dr. Michael Haberlandt hält einen Vortrag über

Die indische Frau.

Bericht über die Excursion nach Znaim,

ausgeführt am 15. und 16. Juni 1895 unter der Führung des Herrn Jaroslaw Palliardi.

Von **Dr. Wilhelm Hein.**

Abkürzungen: A. G. = Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien; C. C. = Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale (N. F. = Neue Folge); Č. O. = Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomuckého; N. = Notizenblatt der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

Die Orthographie der Ortsnamen ist nach dem Special-Ortsrepertorium von Mähren, herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission, Wien 1893, gegeben.

Znaim und seine Umgebung haben schon seit etwa zwei Decennien in immer steigendem Maasse durch zahlreiche und höchst bedeutsame Funde die Aufmerksamkeit der Urgeschichtsforscher auf sich gelenkt, namentlich seitdem unser Mitglied, Herr Notariatscandidat Jaroslaw Palliardi, in unermüdlicher Thätigkeit bemüht ist, die Fundstellen in möglichst systematischer Weise auszubeuten und deren Ergebnisse in kritischen Darstellungen zu behandeln.

Schon im ersten Bande unserer Mittheilungen, S. 165, wies Dr. Much darauf hin, dass Znaim eine alte Steinzeitansiedlung sei. Gundaker Graf Wurmbrand-Stuppach wurde durch die Funde von Joslowitz bei Znaim angeregt, die Frage der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut aufzuwerfen, die seither für Mähren eine brennende geworden ist [A. G., III, 123—135]; im Jahre 1881 entdeckte Professor August Komers bei Kallendorf eine prähistorische Kupferschmelzstätte [N. 1882, Nr. 1, S. 8, 11—12], dem 1892 der Fund des grössten bisher bekannt gewordenen Kupferbeiles folgte [Č. O. X, 1893, S. 114, und C. C., N. F. XIX, 1893, S. 198]; zwei Jadeitbeile (bei Hödnitz und Křepitz gefunden), das Chloromelanitbeil von Křepitz, die Skeletgräber mit liegenden Hockern von Oblas, Urbau, Ober-Danowitz, die Urnengräber von Durchlass und Oblas, die neolithischen Stationen am Mírovec bei Gröschelmauth, in Znaim selbst und vom Burgwalle bei Křepitz, eine grosse Anzahl von Wohngruben, endlich auch die Funde von den Burgwällen in Pöltenberg lassen allein schon die grosse Bedeutung des Znaimer Bezirkes für die Urgeschichtsforschung erkennen.

Da die Funde zum grössten Theile in der Privatsammlung des Herrn Palliardi in der Beseda zu Znaim, ein kleinerer Theil im Znaimer Stadtmuseum aufgestellt wurden und nur wenige Stücke in die Museen von Brünn und Wien wanderten, so versprach eine Besichtigung der Sammlungen in Znaim ein vollständiges Bild zu geben. Allerdings hatte Herr Palliardi eine grosse Zahl von Funden, namentlich Bronzegegenstände, zur čechoslawischen Ausstellung in Prag gesandt, wodurch seine Sammlung eine nicht unbeträchtliche Einbusse erhielt.

Ausser dem reichen prähistorischen Materiale besitzt aber Znaim eine Fülle von archäologischen und Kunstdenkmalen, welche das lebhafteste Interesse selbst des Laien erwecken, und endlich eine Fülle von Naturschönheiten, welche die Excursion zu einer äusserst genussreichen machen mussten. Schon bei der Einfahrt über die in ungewöhnlicher Höhe das tiefeingeschnittene Thayathal überspannende Eisenbahnbrücke bietet die über dem Thale thronende Stadt ein prächtiges Bild, das überraschend wirkt. Nackte Felsen, die sich zur Thaya und zum Granitzbache abstürzen, machen den Platz zu einer natürlichen Festung, die es begreifen lässt, dass er schon in den ältesten Zeiten besiedelt wurde.

Es vertreten daher auch die Funde, welche die Sammlung Palliardi ausmachen, alle Perioden der Urgeschichte. Dieser Sammlung galt der erste Besuch. Sie besteht mit Ausnahme einiger als Vergleichsmateriale dienenden kleinen Collectionen aus Mähren und Böhmen ausschliesslich aus den Ergebnissen der 14jährigen Forschungsarbeiten des Besitzers in Znaim und Umgebung; geordnet ist sie nach den Fundorten und innerhalb dieses Rahmens zugleich der Zeit und dem Materiale nach. Den somatologischen Theil bilden die menschlichen Cranien und Knochen aus den Skeletgräbern mit liegenden Hockern in Oblas und bei Urbau, aus den Gräbern mit Hakenringen aus dem XI. und XII. Jahrhundert p. Chr. von Ober-Danowitz, endlich einzelne Cranien von verschiedenen Fundorten.

Die prähistorische Sammlung umfasst:

1. an Einzelfunden eine Collection von circa 400 geschliffenen Steinwerkzeugen: Flachbeile, schuhleistenförmige Beile, Meissel, Hohlmeissel, durchbohrte Hämmer, Hämmeräxte (Prunkhämmer), Hauen, Keulenknaufe, Anhängsel und angefangene Bohrungen; ferner vier Kupferbeile.

2. Funde aus den neolithischen Gruben bei Gross-Maispitz: Scherben mit Stichpunktverzierung; Scherben von kleinen bombenförmigen Gefässen, mit stark eingeritzten, geraden und krummen Linien, welche flache Grübchen verbinden, verziert; Scherben von grossen, rohen Gefässen mit Finger- und Nageleindrücken; Stein- und Beinwerkzeuge.

3. Funde aus den neolithischen Gruben in der Vorstadt Neustift von Znaim: Stein-, Bein- und Hornartefacte, Thonfiguren, Thongewichte, Topfscherben von grossen bombenförmigen Gefässen, Scherben von kleinen feineren, kugeligen Gefässen, mit flachen, durch kräftig eingeritzte Linien verbundene Grübchen verziert; roth, gelb und weiss bemalte Scherben (auch mit Spiralen und schiefen mäandroiden Linien, die in den farbigen Ueberzug eingravirt sind); Thonlöffel mit hohlem Griffe u. s. w.

4. Funde aus den Gruben bei Hödnitz *a)* der neolithischen Zeit: ein Jadeitbeil, Steinwerkzeuge, Bein- und Hirschhorninstrumente, keramische Erzeugnisse mit Stichpunktverzierung; *b)* der Bronzezeit: Säbelnadel mit durchbohrtem Knopfe, glatte, schwarze und braune Thonwaare (auch ganze Gefässe) u. s. w.; *c)* der Hallstatt-Periode: Gefässscherben, zumeist mit Graphitanstrich und mit mittelst Graphit aufgetragenen Mustern; *d)* Gefässe und Scherben vom Burgwalltypus.

5. Funde von der prähistorischen Höhenansiedelung am „Mírovec“ bei Gröschelmauth aus der Uebergangsperiode von der neolithischen in die Bronzezeit: zahlreiche zugeschlagene und geschliffene Steinwerkzeuge, Schleif- und Mahlsteine, Spinnwirtel, Thongewichte, Lehmbewurf, Löffel, Gefässe und Scherben, und zwar mit Schnur- und mit Stichpunktverzierung, mit eingestochenen Linien, welche ursprünglich wohl mit einer weissen Masse ausgefüllt waren, ferner bronzezeitliche Scherben mit plastischen, angeklebten Ornamenten (Reifen, Zickzack- und Schlangenlinien). Von Bronzeobjecten wurde nur ein schöner, massiver Armring mit eingravirter linearer Verzierung gefunden.

6. Funde aus den neolithischen und bronzezeitlichen Gruben in Ober-Danowitz.

7. Funde vom „Hradisko“ bei Křepitz: eine mehrere Tausend Nummern zählende Collection: zahlreiche geschlagene Steinwerkzeuge (Messer, Sägen, Schaber, Bohrer, Pfeilspitzen, ein gemuschelter vierkantiger Dolchgriff, Nuclei, darunter zwei aus Obsidian), polirte Steinwerkzeuge (darunter das Bruchstück eines Flachbeiles aus Chloromelanit, ein Jadeitflachbeil, Fragmente von Prunkhämmern, angebohrte Hämmer), Schleif-, Mahl-, Behau- und Glättsteine, eine reiche Serie von Hirschhorn- und Beinwerkzeugen (darunter Instrumente zum Verzieren der Thongefässe, schön geschnitzte Pfeilspitzen, Schmucknadeln), Thongewichte, Spinnwirtel, Thonperlen, Miniaturhämmer aus Thon, Thonfiguren (auch Brettidole), dreieckige Dolchklingen aus Kupfer, verschiedene grössere und kleinere Bronzegegenstände (namentlich Schmucknadeln aus der Bronzezeit und aus der Hallstatt-Periode), eine Kahnfibel, Gussformen, ganze Gefässe und viele Thonscherben (hervorzuheben ist die Töpferwaare mit kreideeingelegten Verzierungen). Die La Tène-Cultur ist durch spärliche Eisenobjecte und das Bruchstück eines Reifens aus blauem Glase vertreten.

8. Funde von der Höhenansiedelung „Starý zámek“ bei Jaispitz aus der neolithischen und aus der Bronzezeit.

9. Funde vom Burgberge bei Znaim: *a)* ältere Schichte: ähnliche Funde wie von dem „Hradisko“ bei Křepitz; *b)* jüngere Schichte: Burgwalltypus, Hakenringe, Spinnwirtel, Perlen, Schlittschuhe aus Knochen, Eisensachen u. s. w.

10. Funde aus bronzezeitlichen Skeletgräbern mit sogenannten liegenden Hockern bei Oblas, Urbau, Ober-Danowitz, Gaiwitz.

11. Funde aus den bronzezeitlichen Grabhügeln bei Oblas.

12. Funde aus bronzezeitlichen Skeletgräbern und von der Ansiedelung bei Töstitz.

13. Funde von der bronzezeitlichen Ansiedelung bei Žerotitz.

14. Funde von der Ansiedelung aus der Hallstatt-Periode in Gnadlersdorf.

15. Funde von der Ansiedelung in Niklowitz.

16. Funde von der Ansiedelung und aus den Urnengräbern aus dem Ende der Hallstatt-Periode bei Durchlass.

17. Funde von der Ansiedelung aus der La Tène-Periode bei Domschitz.

18. Funde von der Ansiedelung auf dem „Hradiště“ bei Pöltenberg (überwiegend Burgwalltypus).

19. Funde aus den Urnengräbern aus dem IV. und V. Jahrhundert p. Chr. bei Pöltenberg.

20. Funde aus den Skeletgräbern mit Hakenringen in Niklowitz.

21. Funde aus den Skeletgräbern mit Hakenringen aus dem XI. und XII. Jahrhundert p. Chr. in Ober-Danowitz.

22. Funde von der Ansiedelung aus dem XII. und XIII. Jahrhundert p. Chr. bei Mährisch-Budwitz.

23. Verschiedene kleinere und Einzelfunde.

Die Besichtigung dieser Funde, die von Herrn Palliardi eingehend erläutert wurden, nahm den ganzen Samstag-Nachmittag und die ersten Stunden des Sonntag-Nachmittags in Anspruch.

Abends fand eine gesellige Zusammenkunft im Gasthofe „Zum goldenen Kreuz“ statt, bei welcher sich von den Znaimer Gastfreunden Herr und Frau Palliardi, Herr Conservator Sterz mit Tochter, Herr Stadtrath Leopold Ritter v. Haberler und Professor Reinhard Mildner einfanden.

Der Sonntag-Morgen war einem Spaziergange nach Klosterbruck gewidmet, wo die Kirche und der in Verfall gerathende Kreuzgang des ehemaligen Klosters in Augenschein genommen wurden. Die Besichtigung des Gräberfeldes bei Oblas musste wegen Zeitmangels unterbleiben.

Nachdem die mit dem Frühzuge ankommenden Nachzügler begrüsst waren, begaben sich die Theilnehmer an der Excursion in das Stadtmuseum, wo Herr Bürgermeister Johann Brantner an der Spitze einiger Stadträthe und der Verwalter des Museums die Gäste freundlichst begrüsste. Herr Custos Szombathy und Herr Rath Karrer dankten im Namen der Anthropologischen Gesellschaft und des Wissenschaftlichen Clubs, der durch eine Anzahl von Mitgliedern vertreten war, für den freundlichen Empfang.

Das Znaimer Stadtmuseum enthält eine Collection von prähistorischen Objecten, die zum grossen Theile von dem Director der k. k. Fachschule, Herrn Conservator Adolf Sterz, gesammelt wurden, eine prächtige Sammlung von Porzellangefässen aus der Frainerfabrik, volkskundliche Gegenstände, namentlich Trachtenstücke, und hervorragende, auf die Geschichte der Stadt bezügliche Alterthümer und Kostbarkeiten. Besondere Aufmerksamkeit erregte der Codex des Znaimer Stadtrechtes aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, den Dr. Albert Ilg in C. C. XV, 1870, S. 89—96, ausführlich beschrieben hat. Die Sammlungen des Museums wurden von Herrn Josef Karl Freytag, Lehrer an der k. k. Fachschule, geordnet und stehen seit drei Jahren unter der Aufsicht des Herrn Oberlehrers Sprinz.

Dem Heidentempel mit seinen höchst beachtenswerthen Wandmalereien, die Custos Trapp entdeckt und von dem sicheren Verderben gerettet hat, galt der nächste Besuch. Ueber diesen Rundbau, der als Burgcapelle diente, ist schon eine namhafte Literatur angewachsen (K. Zap: Drei wüste Alterthumsdenkmale

in Mähren; angezeigt in C. C. VIII, 1863, S. 238; Dr. Karl Lind: Ueber Rundbauten etc. C. C. XII, 1867, S. 148, mit Abbildung, und vielfache Notizen fast in jedem Bande der C. C.). Professor Aug. Komers erörtert in N. 1883, Nr. 4, den Namen und führt ihn auf eine alte heidnische Opferstätte zurück, die sich an der Stelle der Rundcapelle befand. Vgl. auch unten die Zusammenstellung der Fundorte s. v. Znaim, Heidentempel.

Ein Rundgang durch die weiten Räume der Burg, in welche hoffentlich das Stadtmuseum verlegt werden wird, und die Besichtigung einiger hervorragender Bauten füllten den Rest des Vormittags aus.

Die Nachmittagsstunden waren dem Studium der Sammlung Palliardi und einem Ausfluge auf das hoch über dem Granitz- und Thayathale gelegene Hradisko Pöltenberg gewidmet. Der Abstieg erfolgte durch den schluchtartigen Brunnengraben zur Restauration am Rabenstein, wo von den Znaimer Gastfreunden Abschied genommen wurde. Ihnen Allen gebührt der herzlichste Dank, namentlich aber dem Herrn Bürgermeister und den Herren Stadträthen, welche die Gesellschaft im Namen der Stadt Znaim empfangen und bei ihren Rundgängen begleitet haben.

Wir schieden mit dem Bewusstsein, zwei einzig schöne Tage verlebt zu haben, die immerfort in der Erinnerung bleiben werden.

Zum Schlusse lasse ich noch eine Zusammenstellung der urgeschichtlichen Fundplätze im Znaimer Bezirk folgen, die zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht, aber doch ein übersichtliches Bild geben dürfte und besonders darauf verweisen soll, von welcher Bedeutung es ist, wenn ein Mann, wie Palliardi, Jahre lang an einem Orte wirkt. Ein dichtes Netz von prähistorischen Fundplätzen liegt jetzt schon über dem Znaimer Bezirk, an dem Herr Palliardi rastlos weiterarbeitet.

Zusammenstellung der prähistorischen Fundorte in der Umgebung von Znaim.

(In alphabetischer Reihenfolge.)

Der slawische Name ist in Klammern beigesetzt, da dieser öfters in deutsch geschriebenen Mittheilungen statt des deutschen gebraucht wird; auch dürfte durch die Beisetzung des slawischen Namens der Gebrauch der čechisch geschriebenen Mittheilungen wesentlich erleichtert werden. — Abkürzung: G. B. = Gerichtsbezirk.

Alt-Petrein (Petřín Starý), G. B. Frain: Erdstollen (Sterz, C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52).

Alt-Schallersdorf (Šaldorf Starý), G. B. Znaim: Reihengräber aus der spätesten Heidenzeit; Funde: Eisenmesser, eiserne Lanzenspitze, eiserne Streitaxt, Thongefäss mit Wellenornament; ein Theil der Funde im Museum „Francisceum“ in Brünn (Maška, C. C., N. F. XVI, 1890, S. 45).

Bihařowitz (Bihařovice), G. B. Hrottowitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Biskupitz (Biskupice), G. B. Hrottowitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Bojanowitz (Bojanovice). G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Borotitz (Borotice), B. G. Znaim: Silberner Denar der Gens Postumia (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [44]; Č. O. X, 1893, S. 31).

Boskowstein (Týn Boskův), G. B. Mährisch-Budwitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Brenditz (Přimětice), G. B. Znaim: Steinbeil und Keulenknauf (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27, S. 29, Fig. 4, S. 33, Fig. 9).

Budwitz, siehe Mährisch-Budwitz.

Burgberg, siehe Znaim.

Černin (Černín), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Danowitz, siehe Ober-Danowitz.

Domschitz (Domšice), G. B. Znaim: Brandgruben mit Topfscherben aus der La Tène-Periode (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5], XXI, 1891, S. [17], C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52; Bronzearmband aus der La Tène-Periode, Einzelfund in einem Weingarten (Palliardi, A. G. XXI, 1891, S. [17], C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52); Steinwerkzeug, Beininstrument (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27; VI, 1889, S. 79, Abb.).

Durchlass (Tvoříráz), G. B. Znaim: aschige Schichten mit Scherben vom älteren Burgwalltypus (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43]); Urnengrab mit Beigefässen und Bronzering aus der späteren Periode der Urnenfriedhöfe; Gruben mit Topfscherben vom Hallstatt-Typus und Thierknochen (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [15], [33]).

Im Riede „Hájek“: massives Flachbeil aus Kupfer (Sterz, C. C., N. F. XIX, 1893, S. 198; Palliardi, Č. O. X. 1893, S. 114, Abbildung; A. G. XXIV, 1894, S. [33]).

Im Riede „u vinohrádku“: Brandgruben mit Topfscherben von Freihandgefässen (einige graphitirt), spitz zugeschnittener Hirschhornzinke, Knochen von Hausthieren (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43]).

Edelspitz (Sedlešovice), G. B. Znaim: Silberner Denar des Kaisers Trajanus (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [44]).

Edmitz (Citonice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Frain (Vranov), G. B. Frain: Steinhammer (Much, Aelteste Besiedelung der Länder des österreichischen Kaiserstaates durch die Menschen und deren Culturentwicklung, Wien 1884, S. 9, Fig 15).

Frainersdorf (Vranovská Ves), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Gaiwitz (Kyjovice), G. B. Znaim: bronzezeitliche Gräber mit liegenden Hockern (Palliardi, Č. O. XII, 1895, S. 34).

Gnadlersdorf (Hnanice), G. B. Znaim: Aschenmulden mit Gefässen, Knochen, Unioschalen (Spöttl, A. G. XX, 1890, S. 96—97, [35]); bronzene Pferdetrense, im Besitze Hubert Zwir-

ner's in Retz (Spöttl, A. G. XX, 1890, S. 96); Wohngruben aus der Hallstatt-Periode (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [15], [33]).

Gröschelmauth (Grešlové Mýto), G. B. Mährisch-Budwitz: Neolithitische Station am Mírovec (na mírovci): Herdgruben mit Gefässen, Löffeln, Thoncylindern, Spinnwirteln, Thongewichten, Steinwerkzeugen, Pfeilspitze. (Palliardi, A. G. XX, 1890, S. [40], XXI, 1891, S. [17], 1892, S. [25], XXIV, 1894, S. [33]; C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52; Č. O. XII, 1895, S. 21, Abb.; S. 49—56, Abb. S. 49, 53); massiver Armring aus Bronze (Palliardi, A. G. XXII, 1892, S. [25], Č. O. XII, 1895, S. 49, Abb.).

Gross-Maispitz (Mašovice Velké), G. B. Znaim: Gruben mit neolithischem Inventar; punktirte Topfscherben (Palliardi, A. G. XXI, 1891, S. [17]; C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52); neolithische Station (Palliardi, Č. O. XI, 1894, S. 91—95, Abb.)

Hájek, siehe Durchlass und Klein-Němčitz.

Heidentempel, siehe Znaim.

Hödnitz (Hodonice), G. B. Znaim: Abfallsgruben mit Asche, Topfscherben, Feuersteinmesser, Steinhämmer, Glättinstrument aus Hirschhornzinke, Spinnwirtel; neolithisches Inventar (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5], [178]—[180], XXI, 1891, S. [17], C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52). Ustrinen mit neolithischen Gefässscherben, Bein- und Steinartefacten (Maška, C. C., N. F. XVI, 1890, S. 45). Abgestumpftes Flachbeil aus Jadeit (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [178]—[180], XX, 1890, S. [40], XXI, 1891, S. [17]; C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52; Č. O. VI, 1889, S. 169, Abb.; Maška, A. G. XIX, 1889, S. [181]). Brandgruben: Scherben mit dem Charakter der Bronzezeit, Bronzenadel (Palliardi, A. G. XXI, 1891, S. [17], XXII, 1892, S. [25]. Wohngruben aus der Hallstatt-Periode (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [15], [33]). Mulde mit Scherben vom Burgwalltypus, Eisenmesser (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43], XXIV, 1894, S. [33]).

Hradisko siehe Křepitz und Pöltenberg.

Jaispitz (Jevišovice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27). Höhenansiedelung aus der neolithischen und aus der Bronzezeit „Starý zámek“ (siehe oben diesen Bericht).

Joslowitz (Jaroslavice), G. B. Joslowitz: Feuersteine, Knochen (Wurmbrand-Stuppach, A. G. III, 1873, S. 105, 123—135. VIII, 1878, S. 128—130).

Judenstein siehe Střelitz.

Kallendorf (Chvalovice), G. B. Znaim: Kupferschmelzstätte mit Gefässfragmenten (Komers, N. 1882, Nr. 1, S. 8, 11—12).

Klein-Němčitz (Němčice Malé), G. B. Znaim: Im Hájek: Steinäxte (Palliardi, XXIII, 1893, S. [44]).

Klein-Tajax (Dyjakovice Malé), G. B. Znaim, siehe Urban.

Krawska (Kravsko), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Křepitz (Křepice), G. B. Hrottowitz: Hradisko: das zweite mährische Jadeitbeil (Maška, A. G. XVI, 1886, S. [29], XVIII, 1888, S. [3], XIX, 1889, S. [45], [181]; Palliardi, Č. O. III, 1886, S. 19 bis 24, A. G. XIX, 1889, S. [5], Szombathy, A. G. XVIII, 1888, S. [11]—[14]). Chloromelanitbeil (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [180], XX, 1890, S. [40]. Č. O. VI, 1889, S. 169; Maška, A. G. XIX, 1889, S. [181]). Fundberichte (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5]; XX, 1890, S. [40]; XXI, 1891, S. [17]; XXII, 1892, S. [25]; XXIII, 1893, S. [43]; XXIV, 1894, S. [15], [33], Č. O. V, 1888, S. 29, Fig. 6; C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52). Kupferwerkzeuge (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [33], Č. O. X, 1893, S. 113, Abb.). Beinwerkzeuge (Palliardi, Č. O. VI, 1889, S. 80, Abb.). Thongefässe (Sterz, C. C, N. F. XIX, 1893, S. 198).

Kukrowitz (Kuchařovice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Mährisch-Budwitz (Budějovice Moravské), G. B. Mährisch-Budwitz: Funde aus dem XII. bis XIII. Jahrhundert p. Chr. (Palliardi, Č. O. V, 1888, Nr. 18).

Maispitz siehe Gross-Maispitz und Tief-Maispitz.

Mannsberg (Mansberk), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Mírovec siehe Gröschelmauth.

Mramotitz (Mramotice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Mühlfraun (Milfron), G. B. Znaim: Steinbeil (Sterz, C. C., N. F. XIX, 1893, S. 198).

Na Stinadlech siehe Ober-Danowitz.

Němčičky siehe Střelitz.

Němčitz siehe Klein-Němčitz.

Neustift (Nové Sady) siehe Znaim.

Niklowitz (Mikulovice), G. B. Znaim: Skeletgräber mit Hakenringen (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27, 29, Fig. 7, VII, 1890, S. 173—175, Abb., XII, 1895, S. 33, Abb.; A. G XXI, 1891, S. [17]; C. C., N. F., XVII, 1891, S. 52).

Ober-Danowitz (Dunajovice Horní), G. B. Znaim: Neolithisches Inventar (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27, A. G. XXI, 1891, S. [17]; Skeletgräber mit Hakenringen (Palliardi, Č. O. VII, 1890, S. 69—77, Abb., X, 1893, S. 159—161, Abb., XII, 1895, S. 17—22, Abb , A. G. XX, 1890, S. [40], XXI, 1891, S. [17], XXIV, 1894, S. [15], [33]—[35]; C. C., N. F. XVII, 1891, S. 52). Im Riede „na Stinadlech“: Skeletgräber mit liegenden Hockern (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43], Č. O. X, 1893, S. 30).

Obere Vorstadt (Horní Předměstí) siehe Znaim.

Oblas (Oblékovice), G. B Znaim: Skeletgräber mit liegenden Hockern (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5], XXII, 1892, S. [25], XXIV, 1894, S. [34]; Č O. X, 1893, S. 1—8). Urnenfriedhof (Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43]).

Panditz (Bantice), G. B. Znaim siehe Töstitz.

Paulitz (Pavlice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Petrein siehe Alt-Petrein.

Platsch (Plaveč), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Plenkowitz (Plenkovice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi. Č. O. V, 1888, S. 27).

Pöltenberg (Hradiště), G. B. Znaim: Steinwerkzeuge (Paliardi, Č. O. V, 1888, S. 27; A. G. XXIII, 1893, S. [43]). Gräber, Culturschichten mit Thongefässen, Bronzeobjecten; Eisenfunde vom VII. bis X. Jahrh. (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5].

Hradisko: Scherben von Freihandgefässen und vom Burgwalltypus (Palliardi, A. G. XXII, 1892, S. [25], Maška, C. C., N. F. XVI, 1890, S. 45).

Possitz (Božice), G. B. Joslowitz: Skeletgrab mit Gefässen, Bronzering und Fibel (Sterz, C. C., N. F. XIX, 1893, S. 198).

Ratischowitz (Ratišovice), G. B. Hrottowitz: Palstab aus Bronze (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [33]; Č. O. XII, 1895, S. 33).

Roskosch (Rozkoš), G. B. Mährisch-Budwitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Rudlitz (Rudlice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Schallersdorf, siehe Alt-Schallersdorf.

Schattau (Šatov), G. B. Znaim: Neolithische Wohngruben (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [15], [33]); Mulden mit Asche und Brandlehm, Feuersteinen, Steingeräthen, Gefässen, Halsringen aus Bronze (Spöttl, A. G. XX, 1890, S. 97—99, [35]).

Starý zámek, siehe Jaispitz.

Stiegnitz (Křtěnice), G. B. Mährisch-Kromau: Bronzemesser (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [33]).

Střelitz (Střelice), G. B. Znaim: Judenstein (Židův kámen): Steinaxt (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 29, Fig. 3; A. G. XXIII, 1893, S. [43]). Einzelhaus Němčicky: Steingeräthe (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 29, Fig. 5; S. 33, Fig. 10).

Stupeschitz (Stupešice), G. B. Hrottowitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Tajkowitz (Tavikovice), G. B. Hrottowitz: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27). Bronzemesser (Palliardi, Č. O. X, 1893, S. 67; A. G. XXIII, 1893, S. [44], XXIV, 1894, S. [35]).

Tief-Maispitz (Mašůvky Hluboké), G. B. Znaim: Steinwerkzeuge (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27, 32, Fig. 8; A. G. XXI, 1891, S. [17]).

Töstitz (Těšetice), G. B. Znaim: Ziegelei zwischen Töstitz und Panditz: Wohngrube mit Scherben und Steingeräthen (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27, A. G. XXIII, 1893, S. [43]; XXIV, 1894, S. [15], [33]).

Urbau (Vrbovec), G. B. Znaim: Ziegelei zwischen Urban und Klein-Tajax: Mulden mit Feuersteinen, Scherben, Steingeräthen; Skeletgräber mit liegenden Hockern, Freihandgefässe, Steinbeile, Bronzegegenstände (Spöttl, A. G. XX, 1890, S. 99—100; [35]; Palliardi, A. G. XXIII, 1893, S. [43], XXIV, 1894, S. [15], [32], [34], Č. O. X, 1893, S. 129—135).

U vinohrádku siehe Durchlass.

Wairowitz (Vírovice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Weskau (Veskov), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Wewčitz (Vevčice), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27); Kupferwerkzeuge (Palliardi, A. G. XX, 1890, S. [40], XXIV, 1894, S. [35]; Č. O. X, 1893, S. 30).

Winau (Únanov), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Wischenau (Višňová), G. B. Mährisch-Kromau: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Wolframitzkirchen (Olbramkostel), G. B. Znaim: Steinwerkzeug (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Zendelbrunnen siehe Edelspitz.

Žerotitz (Žerotice), G. B. Znaim: Steinwerkzeuge (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 27).

Znaim (Znojmo), G. B. Znaim: Steinzeitansiedelung (Much, A. G. I, 1871, S. 165). Steingräber, (Dudik, C. C., N. F. I, 1875, S. XIX). Kupferwerkzeuge (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [35]). Thongefässe, Wirtel, Bronzesachen (Palliardi, Č. O. V, 1888, S. 53—58, 115—121, 150—157; VI, 1889, S. 8—12, 69—74, 142—147, XI, 1894, 91—95, 128—138, XII, 1895, 17—22, 49—56; Sterz, C. C., N. F. XIV, 1888, S. 205, XVII, 1891, S. 183).

Bahnhof: Skeletgräber aus dem VI. bis VIII. Jahrhundert (Maška, C. C., N. F. XVI, 1890, S. 45).

Burgberg: Burgwalltypus, Hakenringe, Bronzefunde (Palliardi, A. G. XIX, 1889, S. [5], XXII, 1892, S. [25], Č. O. XI, 1894, S. 104—105, Abb.).

Obere Stadt: Culturschichten mit mittelalterlichen Gefässen (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [33]).

Heidentempel: Gefässscherben, Wirtel, Stein- und Thonkegel, Bronzereifen, Meissel (Sterz, C. C., N. F. VIII, 1882, S. LXVIII; Much, C. C., N. F. IX, 1883, S. XIII; Komers, N. 1883, Nr. 4).

Neustift: Neolithische Ansiedelung (Palliardi, A. G. XXIV, 1894, S. [15], [32]; C. C., N. F. XVI, 1890, S. 45, Č. O. XI, 1894, S. 128—138; Sterz, C. C., N. F. XIX, 1893, S. 198).

Geschenke für die Bibliothek:

Tagblatt der 66. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894. Herausgegeben von den Geschäftsführern Prof. Kerner und Prof. Exner. Redigiert von Dr. Heinrich Adler. Nr. 1—7. Wien. Aus der kaiserlich königlichen Hof- und Staatsdruckerei. 1894. 4°. IV, 448 S.

Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn. Im Auftrage des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, herausgegeben von der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale. Entworfen und erläutert von Dr. M. Much. Aquarelle von Ludwig Hans Fischer. Wandtafel. Dazu: Uebersicht über die vor- und frühgeschichtliche Culturentwicklung. 8°. 4 S.

Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. II. Untersuchungen am Lebenden. Von Dr. Koganei, Professor der Anatomie an der Kaiserlichen Universität zu Tokio. Aus dem II. Bande der Mittheilungen der medicinischen Facultät der Kaiserlich-Japanischen Universität zu Tokio. Tokio. Verlag der Kaiserlichen Universität. 1894. 8°. (251 bis 404) S. Mit 3 Tabellen und Tafeln VI—XI.

XIX. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1893/94 veröffentlicht von Michael Miess, Direktor. Bistritz. Verlag der Bistritzer Gewerbeschule. 1894. 8°. 32 S.

Geschichte der Bukowina. Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Docenten an der k. k. Universität in Czernowitz. Zweiter Abschnitt. Von der Begründung des Fürstenthums Moldau bis zur Occupation durch Oesterreich (1342—1774). [Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 8. 1895.] Czernowitz, 1895. Verlag der k. k. Universitätsbuchhandlung H. Pardini. Buchdruckerei H. Czopp (Tempelgasse 8). 8°. 136 S.

Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Prof. Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 9—12. September bis Dezember 1894. 4°. (75—194) + IV S. XXVI. Jahrgang. Nr. 1—8. Januar bis August 1895. 4°. 70 S.

Rassen-Typen aus Ceylon und Indien. [40 Blätter photographischer Aufnahmen.] Der Wiener anthropologischen Gesellschaft zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens hochachtungsvoll überreicht von Emil Schmidt.

Mein Besuch in El-Achmim. Reisebriefe aus Aegypten von R. Forrer. Mit 33 Abbildungen und XIII Tafeln. 1895. Strassburg i. E. Verlag von Fritz Schlesier, Strassburg i. E. Druck d. Konkordia Bühl (Baden). 8° 104 S.

Ueber die Bedeutung der bis jetzt bekannten Kopfmasse des Fürsten Bismarck. Von Dr. Joseph Mies. [Tägliche Rundschau. Unterhaltungs-Beilage. Herausgegeben von Dr. Friedrich Lange. Nr. 89, 90. 17., 18. April 1895.]

Bericht über die Wirkungen des Erdbebens vom 14. zum 15. April auf die Sammlungen des Landesmuseums Rudolfinum. [Laibacher Zeitung. Nr. 88. 18. April 1895.] Geschenk von Alfons Müllner.

Antiquitäten-Zeitung. Zentral-Organ für Sammelwesen, Versteigerungen und Alterthumskunde. Stuttgart, 3. Jahrgang, 1895. Nr. 16, 17. April; Nr. 24, 12. Juni; Nr. 25, 19. Juni; Nr. 36, 4. September 1895.

Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden von Konstantin Koenen. Mit 590 Abbildungen. Bonn 1895. P. Hanstein's Verlag. 8°. IV, 166 S.

Classification palethnologique du prof. G. de Mortillet, 1894—95. 1 feuille in-plano. [Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris; Séance du 6 Décembre 1894; S. 617—622.] 8°.

Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Ausgrabungen im Jahre 1893. Bericht von W. Radimský. Vorwort von M. Hoernes. Mit einem Beitrage von C. Schröter und 1 Plane, 20 Tafeln und 85 Abbildungen im Texte. Wien, 1895. Druck und Verlag von Adolf Holzhausen, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker. Folio, II, 54 S. [Geschenk vom Gemeinsamen Ministerium in Angelegenheiten Bosniens und der Herzegowina.]

Olshausen: Sonder-Abzüge. 1883—94.

Die Ausbreitung der chinesischen Macht in südwestlicher Richtung bis zum vierten Jahrhundert nach Chr. Eine historisch-geographische Studie. Der philosophischen Facultät der Universität Leipzig bei Bewerbung um die Doctorwürde als Inaugural-Dissertation vorgelegt von Arthur von Rosthorn, Prag. F. Tempsky. Wien. F. Tempsky. Leipzig. G. Freytag. Buchhändler der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 1895. 8°. 60 S.

The Salt Administration of Ssuch'uan. By arthur von rosthorn. Journal of The China Branch of the Royal Asiatic Society. Vol. XXVII (1892—93). 8°. 32 S. Mit einer Karte.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. II. 1895. 1—7. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku s poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska Štamparija. 1895. 8°. 514 + 16 S.

Bullettino della Società Veneto Trentina di Scienze naturali redatto dal Segretario Dott. Felice Supino. Tomo VI. N. 1. Anno 1895. Maggio. Padova. Stabilimento Prosperini. 1895. 8°. II, 38 S. Mit 1 Tafel.

A Comparison of Sia and Tusayan Snake Ceremonials. By J. Walter Fewkes. [Reprinted from The American Anthropologist, Vol. VIII., No. 2, Washington, April, 1895.] Washington, Judd & Detweiler, Printers. 1895. 8°. (118 bis 141) S.

J. Walter Fewkes, A. M. Stephens: The Nā-ác-nai-ya: A Tusayan Initiation Ceremony. [Journal of American Folk-Lore, Vol. V, S. 189—221]. 8°.

Zur Ethnographie der Matty-Insel. Von Dr. F. von Luschan, Berlin. [Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie", Bd. VIII. 1895.] Leiden. — E. J. Brill. — 1895. 4°. 16 S. Mit 3 Tafeln.

Předhistorické nálezy z pozdní doby slovanské na Moravě. Píše Jan Knies. (Zvláštní otisk z III. ročníku Českého Lidu.) V Praze. Knihtiskárna F. Šimáček, nakladatelé. 1894, 8°. 28 S.

Příspěvky ku poznání diluviální fauny moravských jeskyň. Napsal Jan Knies, jednatel archaeol. kommisse České Akademie. (Zvláštní otisk z „Věstníku České Akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění.") 8°. 14 S.

Starohrvatska Prosvjeta. Glasilo hrvatskoga starinarskog družtva u Kninu. Urednik joj Frano Radić, teoretični učitelj strukovnog tečaja u Korčuli. God. I. Br. 1, 2. U Kninu 1895. Nakladom hrvatskoga starinarskog družtva. Dionička tiskara u Zagrebu. 8°. 132 S.

Transactions of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Vol. 3. Part III. March, 1895. Philadelphia, U. S. A.: Wagner Free Institute of Science, Montgomery Ave. and 17 th. St. 8°. S. 475—570.

Bogen und Pfeil in Central-Brasilien. Ethnographische Studie von Dr. Herrmann Meyer. Mit 4 Tafeln nach Zeichnungen von Sütterlin, Sörling, Lischka und Larsen und einer Karte. Leipzig. Druck vom Bibliographischen Institut. 8°. VI, 56 S.

Der IX. Russische archäologische Congress in Wilna 1893. Von L. Stieda. (Königsberg i. Pr.) Aus der Russischen Literatur. [Archiv für Anthropologie. Bd. XXIII. S. 509—526. 4°.

Kritische Bedenken gegen den Pithecanthropus erectus Dubois. Von Dr. Rud. Martin, Dozent d. Anthropologie. (Zürich.) Sonder-Abdruck aus Band LXVII, Nr. 14 des Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Vereinigt mit der Zeitschrift „Das Ausland". Herausgeber: Dr. Richard Andree, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. 4°. 6 S.

Altere Vertheidigungsanlagen in der Bukowina. Vortrag, gehalten in der 3. Hauptversammlung vom 24. März 1895 des Bukowiner Landes-Museums von Carl A. Romstorfer, k. k. Conservator. Czernowitz, 1895. Conc. Typo- und Lithogr. des Erzb. Silvester Morariu-Andriewicz. Verlag des Buk. Landes-Museums. 8°. 16 S.

Materialy dlja Antropologii kabardinskago naroda (Adyge). Dissertazija na stepen doktora mediziny J. D. Wyschogroda. Zensorami dissertazij, po porutscheniju Konferenzij, byli: akademik N. P. Zwanowskij, professor A. N. Tarenezkij i prosektor S. N. Delizin. [Serija doktorskich dissertazij, dopuschtschennych k saschtschitjä w Imperatorskoj Woenno-Medizinskoj Akademij w 1894—1895 utschebnom gody. Nr. 35.] S.-Petersburg. Tipografija A. M. Mendelewitscha, Gorochowaja, No. 51. 1895. 8°. II, 96 S. Mit 1 Tafel.

Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India Anno 1665. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering en onder toezicht van Mr. J. A. van der Chijs. Batavia, Landsdrukkerij. 's Hage, M. Nijhoff, 1894. 8°. II, 444 S.

Der heutige Stand der Erfahrungen über die menschlichen Zwergrassen. Von Rudolf Virchow. [Sonderabdruck aus den Jahresheften der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Heft 4. S. 229 bis 236.] 8°.

Die Robrechtsche Schenkung. (Hierzu Tafel IX.) Von Rudolf Virchow und Ludwig Feyerabend. [Sonderabdruck aus den Jahresheften der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Heft 4. S. 219—228.] 8°.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 13a. Serie. No. 9—12. Lisboa, Imprensa nacional. 1894. 8°. S. 743—1180. Mit 1 Karte. 14a. Serie. No. 1. 92 S.

Aerztliche Sachverständigen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. L. Becker und Dr. A. Leppmann. Verlag von Richard Schoetz, Berlin NW., Luisenstrasse 36. Jahrgang 1895. No. 6. 4°. S. 61—72.

Twelfth Annual Report of the Board of trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. September 1 st, 1893, to August 31 st, 1894. October 1 st, 1894. Milwaukee: Ed. Keogh, Printer, 386 and 388 Broadway. 1894. 8°. 76 S.

Ueber Wirbelthier-Reste von Klinge. Vorläufige Zusammenstellung von Prof. Dr. A. Nehring. (Mit 9 Abbildungen.) Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie. Jahrg. 1895. Bd. I. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch). 1895. 8°. S. 183—208.

Salishan Texts. (Read before the American Philosophical Society, March 1, 1895.) By Franz Boas. [Reprinted from Proc. Amer. Philos. Soc., Vol. XXXIV, March 21, 1895.] 8°. S. 31—48.

Nederlandsch-Indisch Plakaatboek, 1602—1811, door Mr. J. A. van der Chijs. Tiende Deel. 1776—1787. Twaalfde Deel. 1795—1799. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering. Batavia. Landsdrukkerij. 's Hage. M. Nijhoff. 1892. 1894. 8°. II, 1074; II, 1154 S.

Catalogus der ethnologische verzameling van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen door Mr. J. A. van der Chijs. Vierde Druk. Supplement. Batavia, Albrecht & Rusche. 's Hage, M. Nijhoff. 1894. 8°. VIII, 196 S.

D. N. Anoutchine: L'Amulette crânienne et la trepanation des cranes, dans les temps anciens, en Russie. S tremja tablizami (fototipijami) i 13 risunkami w tekstjä. Is I-go toma „Trudow Wilenskago Archeologitscheskago Sjäsda". Moskwa. Tipografija E. Lissnera i Iu. Romana. Wosdwiženka, Krestowosdwiž. per., D. Lissera. 4°. 18 S.

Élie Reclus: Le primitif d'Australie ou les Non-Non et les Oui-Oui. Étude d'ethnologie comparée. Dayéris, Narrinyéris, Kamilaroïs, Minnal-Yangas, Yirclas, Yarra-Yarras etc., etc. Paris, E. Dentu, Éditeur, 3 et 5, Place de Valois, Palais-Royal. (Tous droits réservés.) 8°. IV, 392 S.

Altgermanischer Frauenschmuck. Von Eduard Krause. [Der Bazar. Illustrirte Damenzeitung. 37. Jahrg. Nr. 32, S. 316—318. Berlin, 17. August 1891.]

Das Spielzeug unserer Vorzeit. Von Eduard Krause. [Der Bazar. Illustrirte Damen-Zeitung. 39. Jahrg. Nr. 44. S. 452—453. Berlin, 17. November 1893.]

Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. Beitrag zur pfälzischen Landeskunde von Dr. C. Mehlis. I. Abteilung mit einem topographischen Plane des Drachenfels. Separat-Ausgabe der Pollichia, des naturwissenschaftlichen Vereines der Pfalz. Neustadt a. d. H. 1894. II, 32 S. 8°.

The Archæologist. An illustrated monthly Magazine, devoted to Archaeology, Ethnology, History etc. Vol. II. Nr. 4, 12. Vol. III. No. 1—9. 8°.

XV. Amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archaeologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums, für das Jahr 1894. Mit 16 Abbildungen. 4°. 36 S.

Einfluss der Rasse auf die Form und Häufigkeit pathologischer Veränderungen. Ein Beitrag zur Rassenpathologie von Georg Buschan, Dr. med. et phil. [Sonder-Abdruck aus Band LXVII, Nr. 2 bis 5 des Globus.] 4°. 14 S.

The origin of civilisation and the primitive condition of man. Mental and Social condition of Savages. By Sir John Lubbock Bart. Fifth Edition, with numerous Additions. London, Longmans, Green, and Co. 1889. 8°. XXIV, 554 S.

Usi e riti funebri presso gli Slavi meridionali nei tempi antichi e moderni ed altri argomenti pertrattati nel mese di Luglio 1893 al Congresso della Folk-Lore a Chicago da Vid Vuletić-Vukasović, membro del Congresso. Zara, 1894. 8°. IV, 48 S.

Sur la faune et l'homme de l'Époque quaternaire par M. É. Dupont. Extrait du Bulletin de la Société belge de Géologie, de Paléontologie et d'Hydrologie (Bruxelles). Tome VI, 1892. p. 32—37, 144—158, 1—22. 8°.

L'homme considéré comme force géologique propre par M. É. Dupont. (Extrait des Mémoires de la Société belge de géologie, de paléontologie et d'hydrologie, t. VI, séance du 29 novembre 1892.) 8°. 24 S.

Le régime frugivore est le régime naturel de l'homme. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles dans da Séance du 29 Mai 1893, par M. É. Dupont. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 24 S.

A l'opposé du régime d'aliments naturels, le régime d'aliments artificialisés par la cuisson n'est pas dépendant de l'organisation animale. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles, dans la séance du 29 Janvier 1894, par M. É. Dupont. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 18 S.

La théorie de Wallace sur l'arrêt d'évolution de l'organisation humaine par l'effet des progrès de l'intelligence. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles, dans la Séance du 26 Février 1894, par M. É. Dupont. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 10 S.

Les derniers travaux de M. Dupont. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles dans la Séance du 26 avril 1893, par M. Hoier. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 12 S.

L'action de la cuisson sur les aliments végétaux et animaux. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles dans la Séance du 30 octobre 1893, par M. Bergé. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 28 S.

La disponibilité d'énergie. Communication faite a la Société d'Anthropologie de Bruxelles dans la séance du 30 octobre 1893, par le Dr. P. Heger. (Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XII. — 1893—1894.) 8°. 12 S.

A. Ernst: Etymologisches von Venezuela's Nord-Küste. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Januar 1895. S. 32—36.]

A. Ernst: Drei Nephrit-Beile aus Venezuela. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Januar 1895. S. 36—38.]

The Protohistoric Ethnography of Western Asia. By Daniel G. Brinton, A. M., M. D., LL. D., D. Sc., Professor of American Archæology and Linguistics in the University of Pennsylvania. Read before the American Philosophical Society, April 19, 1895. Philadelphia: Mac Calla & Company, Printers, 237—9 Dock Street. 1895. 8°. II, 32 S.

Čechoslavische Ethnographische Ausstellung in Prag 1895 (15. Mai bis 28. September). Prag. Verlag der Ethnographischen Ausstellung. Buchdruckerei der „Politik". 1895. 8°. 12 S.

Lissauer: Das Gräberfeld am Haideberg bei Dahnsdorf, Kreis Zauche-Belzig, und „glockenförmige" Gräber insbesondere. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung vom 26. Januar 1895. S. 97—118.]

Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz von Dr. Albert Hermann Post, Richter am Landgericht in Bremen. Zweiter Band. Spezieller Theil. Oldenburg und Leipzig, 1895. Schulze'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei. A. Schwartz. 8°. XVI. 744 S.

M. Bartels: Drei Guanche-Schädel von Tenerife. — Siebenlinge. — Ein Menschenschwanz. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. October 1894.]

Die megalithischen Gräber (Steinkammergräber) Deutschlands. Von Eduard Krause, Conservator am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin, und Dr. Otto Schoetensack in Heidelberg. I. Altmark. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 22. April 1893. Hierzu 9 Tafeln. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Ethnologie" 1893. Berlin. Verlag von A. Asher & Co. 1893. 8°. II, 66 S.

Boletin del Instituto geográfico Argentino publicado bajo la Direccion del Señor Presidente del Instituto D. Alejandro Sorondo. Tomo XV-Cuadernos 5, 6, 7 y 8. Buenos Aires. Imprenta „Roma" Calle Cuyo 852—56. 1894. 8°. S. 185—400. Mit 1 Karte und 7 Tafeln.

An Australian Language as spoken by the Awabakal the people of Awaba or Lake Macquarie (near Newcastle, New South Wales) being an account of their language, traditions, and customs: by L. E. Threlkeld. Re-arranged, condensed, and edited, with an appendix, by John Fraser, B. A., LL. D., Fellow of the Royal Society of New South Wales; Associate of the Victoria Institute of Great Britain; Delégué Général (pour l'Océanie) de l'Alliance Scientifique de Paris; Hon. Corr. Member of the Celtic Society of Montreal; Author of The Etruscans: were they Celts? The Aborigines of Australia: their ethnic position and relations. Sydney: Charles Potter, Government Printer. 1892. 8°. LXVI. X, 228 + 148 S. Mit 1 Karte u. 3 Tafeln.

Die Länder des Islâm nach chinesischen Quellen von Prof. Dr. Friedrich Hirth. I. [Supplément au Volume V du „Toung-Pao". Leiden, E. J. Brill, 1894. 8°. IV, 64 S.

Ueber den Schiffsverkehr von Kinsay zu Marco Polo's Zeit von Friedrich Hirth. Der Ausdruck So-fu. Das Weisse Rhinoceros. [Toung pao. Leide. E. J. Brill 1895.] 8°. 8 S.

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Festsitzung zur Feier ihres 25jährigen Bestehens am 17. November 1894. Nach stenographischer Aufzeichnung. Berlin. Verlag von A. Asher & Co. 1894. 8°. II, 48 S.

Über Krankheits-Beschwörungen. Von Max Bartels. [Aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Heft 1. 1895.] 8°. 40 S.

Anthropologie de l'Italie par Zaborowski, Archiviste de la Société d'Anthropologie de Paris. (Extrait de la „Grande Encyclopädie"). Paris, H. Lamirault et Cie., Éditeurs, 61, rue de Rennes, 61. 1894. 8°. 20 S.

Actas das Sessões da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. Volume XIV — Anno de 1894. Lisboa. Imprensa Nacional. 1894. 8°. 134 S.

Eduard Krause: Skeletgräberfunde bei Arnswalde in der Neumark. [Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. 1893. Heft 6. S. 81—86.] 8°.

Eduard Krause: Moorfunde und Pfahlbau von Sammenthin, Kreis Arnswalde. [Aus den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. 1893. Heft 6. S. 86—89.] 8°.

Ed. Krause: Ein Theil eines Leichenverbrennungs-Heerdes. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. Februar 1892.] 8°.

E. Krause: Bronze-Lanzenspitze mit Runen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Februar 1887. S. 179—182.] 8°.

E. Krause: Ein neues Verfahren zur Conservirung der Eisen-Alterthümer. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung am 11. November 1882. S. 533—537.] 8°.

Rudolf Virchow: Sein Wirken für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. [Sonderabdruck aus der Berliner klin. Wochenschr., 1893, No. 43a.] 20 S. 8°.

Dr. Otto Tischler †: Ein Blatt der Erinnerung, dem allzufrüh verstorbenen Freunde gewidmet von Eduard Krause. [Separatabdruck aus „Ausland" 1891, Nr. 31.] 8 S. 4°.

Das Nordische Museum in Stockholm. Stimmen aus der Fremde. Als Beilage: Führer durch die Sammlungen des Museums. Stockholm 1888. Kungl. Boktryckeriet P. A. Norstedt & Söner. 8°. II, 124 S.

Le Musée d'Ethnographie Scandinave a Stockholm, fondé et dirigé par le Dr. Arthur Hazelius. Notice historique et descriptive par J.-H. Kramer. Deuxième édition. Stockholm. P. A. Norstedt & Söner. 1879. 8°. 64 S.

Skansen och Nordiska Museets anläggningar å Djurgården skildrade och beskrifna af HERMAN A. RING. Stockholm. Samson & Wallin. 8°. 110 S.

Karta öfver Skansen jämte Bredablick, Lejonslätten och Framnäs å Kongl. Djurgården upprättad år 1894 af C. E. DAHLMAN.

Führer durch die Sammlungen des Nordischen Museums in Stockholm. Herausgegeben von Dr. ARTHUR HAZELIUS. Stockholm 1888. Kungl. Boktryckeriet. P. A. Norstedt & Söner. 8°. II, 52 S.

Ueber die Formen der Hand und des Fusses. Von Dr. S. WEISSENBERG in Elisabethgrad, Russland. Hierzu Taf. II und III. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 9. März 1895. [Separat-Abdruck. Zeitschrift für Ethnologie. S. 82—111.] 8°.

Dr. A. Hazelii öfverlåtelsebref af den 18 april 1880 samt Nordiska Museets stadgar. Tredje upplagan. Stockholm 1890. Kungl. boktryckeriet. P. A. Norstedt & Söner. [Handlingar angående Nordiska Museet. 1.] 8°. IV, 8 S.

Nordiska Museet inför 1890 års riksdag jämte ett par samtidiga uttalanden i tidningsprässen. Stockholm 1890. Kungl. boktryckeriet. P. A. Norstedt & Söner. [Handlingar angående Nordiska Museet. 2.] 8°. IV, 56 S.

Vitterhets-, historie-och antikvitetsakademien emot Nordiska Museet 1886. Stockholm 1891. Kungl. boktryckeriet. P. A Norstedt & Söner. [Handlingar angående Nordiska Museet. 3.] 8°. 22 S.

Programm zu einem beabsichtigten Gebäude für das Nordische Museum in Stockholm. Mit zwei Karten. Zweite Auflage. Stockholm 1883. Kungl. Boktryckeriet. 8°. 4 S.

Förslag till byggnad för Nordiska Museet. 15 Ljustryck efter de af arkitekten Prof. J. G. CLASON utarbetade ritningarna. Stockholm 1891. Gen. Stab. Lit. Anst. Fol. 6 S.

Finsk Museum. Finska Fornminnesföreningens Månadsblad. 1894. No. 4—12. April—December. 8°. S. 49—192.

Minnen från Nordiska Museet. Afbildningar af föremål i Museet jämte åtföljande text, under medverkan af flere konstnärer och författare utgifna af ARTUR HAZELIUS. Andra Bandet. Första — fjärde häftet. 4°.

Runa. Minnesblad från Nordiska Museet 1888. Utgifvet af ARTUR HAZELIUS. Fol. IV, 70 S.

Afbildningar af föremål i Nordiska Museet, äfvensom af Nordiska ansiktstyper, klädedräkter och byggnader. af hvilka teckningar förvaras i Nordiska Museets arkiv, utgifna af ARTUR HAZELIUS, Styresman för Nordiska Museet. 1. Småland. 2 och 3. Island. 4 och 5. Svenska byar och gårdar. 6 och 7. Spetsar. Stockholm 1888—1892. 4°.

Bidrag till vår odlings häfder, utgifna af ARTUR HAZELIUS. 1. Finland i Nordiska Museet. 4. Lifvet i kinds härad i Västergötland. 5. Byskomakaren Jonas Stolts minnen från 1820—talet. Stockholm 1885—1892. 8°.

Samfundet för Nordiska Museets främjande. Meddelanden utgifna af ARTUR HAZELIUS, Samfundets Sekreterare. 1881—1892. 8°.

Materialy po archeologij wostotschnych gubernij Rossij sobrannie i isdannie Imperatorskim Moskowskim archeologitscheskim obschtschestwom na wysotschajsche darowannyja sredstwa. Wypusk I, pod redakziej D. ANUTSCHINA. S 13 fototipijami i 2 tablizami. Moskwa. Tipografija E. Lissera i Ju. Romana, Wosdwiženka, Krestowosdwiženskij per., D. Lissera. 1893. 4°. XIV, 192 S. [Geschenk der Frau Gräfin Uwarow.]

Materialy po Archeologij Kawkasa, sobrannie ekspedizijami Imperatorskago Moskowskago Archeologitscheskago Obschtschestwa, snarjažennymi na Wysotschajsche darowannyja sredstwa. Wypusk IV. Moskwa, Tobarischtschestwo tipografij A. J. Mamontowa, Leontewskij per., D. Mamontowa, 1894. 4°. VI, 198 S. [Geschenk der Frau Gräfin Uwarow.]

The decorative art of British New Guinea: A Study in Papuan Ethnography. By Professor A. C. HADDON, Royal College of Science, Dublin. With twelve Plates, Map, and Numerous Woodcuts. [Royal Irish Academy. „Cunningham Memoirs". — No. X.] Dublin 1894. 4°. IV, 280 S.

Službeni dodatak Školskog Vjesnika. Urednik: Ljuboje Dlustuš. I. 1879—1894. Sarajevo. Zemaljska štamparija. 1894. 8°. XXXII. S.

Zur Litteratur der Erdkunde. Eine Zusammenstellung älterer u. neuerer Schriften über Geographie u. verwandte Fächer im Anschluss an die „Geschichte der Erdkunde von J. G. Lüdde. Berlin 1841." Von Prof. Dr. HEINRICH BAUMGARTNER, socio corrispondente dell' Imp. Reg. accademia degli agiati (Rovereto). Leipzig. Simmel & Co. 1895. 8°. IV, 76 S.

The Denham Tracts. A Collection of Folklore by MICHAEL AISLABIE DENHAM, and reprinted from the original tracts and pamphlets printed by Mr. Denham between 1846 and 1859. Edited by Dr. JAMES HARDY. Vol. II. London: Published for the Folklore Society by David Nutt, 270, Strand, W. C. 1895. 8°. XII, 396 S.

De Danske Runemindesmærker undersøgte og tolkede af LUDV. F. A. WIMMER. Afbildningerne udførte af J. Magnus Petersen. Undersøgelserne foretagne med understøttelse af det kgl. Nordiske Oldskriftselskab og Ministerie for Kirke- og Undervisningsvæsenet; udgivelsen bekostet af Carlsbergfondet. I. De historiske runemindesmærker. Kjøbenhavn, Gyldendalske boghandels forlag (F. Hegel & Søn). Thieles bogtrykkeri. 1895. fol. 8, II, 174 S.

Dr. William Townsend Porter's Untersuchungen über das Wachsthum der Kinder von St. Louis. Von FRANZ BOAS. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 6. 1895. S. 41—46.] 4°.

Het paard onder de volken van het maleische ras door Prof. P. J. VETH. Bijvoegsel tot Deel VII van „Internationales Archiv für Ethnographie". Leiden. — E. J. Brill. 1894. 8°. VIII, 176 S.

J. Walter Fewkes and A. M. Stephen: The Pá-lü-lü-koñ-ti: A. Tusayan Ceremony. [Journal of American Folk-Lore, S. 269—282]. Mit 2 Tafeln 8°.

A Study of certain figures in a Maya Codex. By J. WALTER FEWKES. [Hemenway Southwestern Archæological Expedition. Reprinted from The American Anthropologist, Vol. VII, No. 3, Washington, July, 1894. S. 260—274.] Mit 4 Tafeln. 8°.

On the physiological correlations of certain linguistic radicals; by Professor D. G. BRINTON, of the University of Pennsylvania, Philadelphia, Pa. [American Oriental Society's Proceedings, March 1894. S. CXXXIII—CXXXIV.] 8°.

On Certain Morphologic Traits of American Languages by DANIEL G. BRINTON, M. D., LLD., D. S. C. [Re-printed from the American Antiquarian, November, 1894.] 8°. 8 S.

The kinship of a Tanoan-speaking Community in Tusayan. By J. WALTER FEWKES. [Hemenway Southwestern Archæological Expedition. Reprinted from The American Anthropologist, Vol. VII. No. 2, Washington, April, 1894. S. 162—167.] 8°.

Technogeography or the relation of the earth to the industries of mankind by Otis Tufton Mason. [From The American Anthropologist for April, 1894. S. 137—161.] Washington, D. C. Judd & Detweiler. Printers, 1894. 8°.

Dr. S. Weissenberg: Die südrussischen Ostereier. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Juni 1894. S. 347—351.] 8°.

Eleventh Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. September 1 st, 1892, to August 31 st, 1893. October 1 st, 1893. Milwaukee: Ed. Keogh, Printer, 386 and 388 Broadway. 1893. 8°. 104 S.

J. D. E. Schmeltz: Antike südamerikanische Waffen und eine Trompete aus dem ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden. (Mit einer Tafel.) [Overgedrukt uit den Feestbundel van Taal-, Letter-, Geschied- en Aardrijkskundig Bijdragen ter gelegenheid van zijn tachtigsten geboortedag aan Dr. P. J. Veth, Oud-Hoogleeraar, door eenige Vrienden en Oud-Leerlingen aangeboden.] 4°. S. 281—290.

Transactions of the American Philological Association. 1893. Volume XXIV. Published for the Association by Ginn & Company, 9 Tremont Place, Boston, Mass. European Agents. England: Edward Arnold, 37 Bedford Street, Strand, London, W. C. Germany: Otto Harrassowitz, Leipzig. France: H. Welter 59 Rue Bonaparte, Paris. 208, LXXVI S.

The Journal of orthoepy and orthography. Ringoz. N. J., April, 1894. Vol. XI, No. 4. S. 69—88. 8°.

Kurze philologische Uebersicht über die sprachwissenschaftliche Litteratur in den Jahren 1888—1891. Von Prof. Dr. H. Ziemer. Read at The Ninth International Congress of Orientalists, London, 1891. Publishing Department: Oriental University Institute, Woking. [„The Baroda Oriental Series."] 1894. 8°. 28 S.

Ob otkrytij Troizkosawsko-Kjachtinskago otdjälenija priamurskago otdjäla Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa. Irkutsk. Tipolitografija K. J. Witkowskoj, Charlamp. ul., d. No. 1. 1894. 8°. 28 S. [Ueber die Constituirung der Troizkosawsko-Kjachter Section der Amurischen Abtheilung der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch.]

Protokol obyknowennago obschtschago sobranija Troizkosawsko- Kjachtinskago Otdjälenija Priamurskago Otdjäla Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa. No. 1. Sasjädanie 16 sentjabrja 1894 goda. 8°. 10 S. [Protokoll der gewöhnlichen allgemeinen Versammlung der Troizkosawsko-Kjachter Section der Amurischen Abtheilung der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch. No. 1. Sitzung vom 16. September 1894.]

Bulletin de la Société d'émulation d'Abbeville. Année 1893. Nos 1—4; Année 1894, — Nos 1 et 2. Abbeville, Imprimerie C. Paillart, 24, rue de l'Hôtel-de-Ville, 24. 8°. S. 209 356; 1—52.

Société d'émulation d'Abbeville. Cinquantenaire de M. Ernest Prarond. Abbeville, Imprimerie. Fourdrinier et Cie. Rue des Teinturiers, 51—53. 1894. 8°. 24 S.

Mémoires de la Société d'émulation d'Abbeville (fondée le 11 octobre 1797). Tome dix-neuvième de la collection, 4e série, Tome III. — 1re partie. Abbeville, Imprimerie C. Paillart, 24, rue de l'Hôtel-de-Ville, 24. 1894. 8°. 320 S. Mit 13 Tafeln.

Rud. Virchow: Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Herausgegeben vom Bosnisch-Hercegovinischen Landesmuseum. Ausgrabungen im Jahre 1893. Bericht von W. Radimsky. Vorwort von M. Hoernes. Mit einem Beitrage von C. Schröter und einem Plane. 20 Tafeln und 85 Abbildungen im Text. Wien 1895. Ad. Holzhausen. Fol. 54 S.

Ueber fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Von Prof. Dr. A. Nehring — Berlin. [Naturwissenschaftliche Wochenschrift. X. Band. Nr. 31. Sonntag, den 4. August 1895. Berlin. S. 369—372. 4°.

Proceedings of the Royal Society of Queensland. Volume XI. — Part I. Printed and published for the Society by Pole. Outridge & Co., Petrie's Bight, Brisbane. 8°. 26, XIV S.

Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. New Series. Vol. XXI. Whole Series. Vol. XXIX. From May, 1893, to May, 1894. Selected from the Records. Boston: University Press: John Wilson and Son, 1894. 8°. VIII. 480 S.

Transactions of the American Philological Association. 1894. Volume XXV. Published for the Association by Ginn & Company, 9 Tremont Place, Boston, Mass. European Agents. England: Edward Arnold, 37 Bedford Street, Strand, London, W. C. Germany: Otto Harrassowitz, Leipzig. France: H. Welter, 59 Rue Bonaparte, Paris. 8°. 166, LXXXVIII S.

Ueber den Yézoer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Széchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des Königl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Ein Beitrag zur Reform der Craniologie. Von Prof. Dr. Aurel v. Török, Director des anthropologischen Museums zu Budapest. Mit sechs Abbildungen. Sonder-Abdruck aus dem „Archiv für Anthropologie". XXIII. Band. 3. Heft. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. 1895. 4°. 98 S.

Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1894. (Vierter Jahrgang.) Von Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Privatdocenten an der Universität Czernowitz. Mit Unterstützung des Bukowiner Landesmuseums-Vereines. 1895. Commissionsverlag von H. Pardini in Czernowitz. Buchdruckerei H. Czopp, Czernowitz. 8°. 16 S.

Max Bartels (Berlin): Bericht über die XXV. allgemeine, gemeinsam mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft abgehaltene Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Innsbruck vom 24. bis 28. August 1894. [Leopoldina XXXI, 1895.] 4°. 24 S.

Das Reich Malabar nach Chao Iu-kua von Friedrich Hirth. „Separatabdruck aus Tonng-Pao, Vol. VI, n°. 2." Leiden, E. J. Brill, 1895. 8°. II, 16 S.

N. N. Charusin: Otscherk istorij raswitija Žilischtscha u Finnow. S 6-ju tablizami risunkow. Moskwa. Wysotschajsche utw. T-wo Skoropetschatni A. A. Lewenson. Petrowka, D. Lewenson. 1895. 8°. 100 S.

Ueber die neue paläethnologische Eintheilung der Steinzeit. Von Prof. Dr. A. von Török-Budapest [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 3. 1895. 4°. 4 S.

Das 25jährige Jubiläum der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 16. März 1895. 8°. 38 S.

Roczniki Towarzystwa Przyjaciół Nauk Poznańskiego. Tom XX, XXI. Nakładem Towarzystwa Przyjaciół Nauk Poznańskiego, Poznań. Czcionkani drukarni dziennika Poznańskiego. 1894. 1895. 8°. IV, CII, 656+IV, 598 S. Mit 21 Tafeln.

Träsniderimönster i Allmogestil hemtade ur Nordiska Museet i Stockholm af Wilhelm Oldenburg. 250 motiv från 16 - 17— och 18 hundratalen jemte deras användning å gamla föremål. 4°. II, VIII S. 32 Tafeln. (Geschenk von Dr. Arthur Hazelius.)

An ancient Quarry in Indian Territory by William Henry Holmes. Washington. Government Printing Office, 1894. (Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director.) 8°. II, 20 S. Mit 12 Tafeln.

List of the publications of the Bureau of Ethnology with Index to Authors and Subjects by Frederick Webb Hodge. Washington, Government Printing Office. 1894. (Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director.) 8°. II, 26 S.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XIX., Part I. [With Three Plates.] Edited by Professor Ralph Tate. Issued July, 1895. Adelaide: W. C. Rigby, 74, King William Street. 8°. 122 S.

Protokol obyknowennago obschtschago sobranija Troizkosawsko-Kjachtinskago Otdjälenija Priamurskago Otdjäla Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa. No. 2. Sasjädanie 28 oktjäbrja 1894 goda. 8°. 30 S.

Protokol godowogo sobranija Troizkosawsko-Kjachtinskago Otdjälenija Priamurskago Otdjäla Imperatorskago Russkago Geografitscheskago Obschtschestwa. No. 1. Sasjädanie 31 janwarja 1895 goda. 8°. 24 S.

Jahresbericht über die Thätigkeit der Troizkossawsk-Kjachtaer Section der amurländischen Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft für 1894. Irkutsk. Tipo-litografija P. J. Makuschina, Iwanowskaja ploschtschad, dom Sukatschewa. 1895. 8°. IV, 20 S.

Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. Mit besonderer Berücksichtigung der Feuerungsanlagen. Von Josef Eigl, k. k. Regierungs-Oberingenieur. Wien. Commissions-Verlag von Lehmann und Wentzel. 1895. Buchdruckerei Jos. Oellacher, Salzburg. 8°. 64 S. Mit 19 Tafeln.

Sergi-Rom: Ueber die europäischen Pygmäen. [Separat-Abdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Nr. 10. 1894. (II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropol. Gesellschaft in Innsbruck.)] 4°. 4 S.

G. Sergi: Aus der Italienischen Literatur. 4°. 4 S.

Studi di antropologia laziale di Giuseppe Sergi. (Estratto dal Bullettino della R. Accademia Medica di Roma, Anno XXI—1894—95. — Fascicolo I. Roma, Tipografia Fratelli Centenari, Via degli Avignonesi, 32. 1895. 8°. 60 S.

Prof. G. Sergi: Varietà umane della Russia e del Mediterraneo. Catalogo sistematico. Torino. Premiato stabilimento tipo-litografico P. Bruno. Via Roma 28 Galleria Nazionale. 1894. 8°. 24 S.

G. Sergi: Crani antichi di Sicilia e Creta. Roma, Tipografia dell' Unione cooperativa editrice, Via di Porta Salaria, 23-A. 1895. 8°. 12 S.

Smithsonian Miscellaneous Collections 969. The Varieties of the Human Species. Principles and Method of Classification by Giuseppe Sergi. Professor of Anthropology, Royal University of Rome, Italy. City of Washington, Published by the Smithsonian Institution 1894. 8°. 62 S.

G. Sergi: Intorno ai Pigmei d'Europa. (Estratto dagli Atti della Società Romane di Antropologia, vol. II, fascicolo 2°. 1895.) 8°. 4 S.

The evolution of decorative art. An Essay upon its origin and development as illustrated by the art of modern races of mankind by Henry Balfour, M. A., F. Z. S., Curator of the Ethnographical Department (Pitt Rivers Collection), University Museum, Oxford. London, Rivington, Percival & Co. 1893. 8°. XVI, 132 S.

On the Structure and affinities of the composite Bow. By Henry Balfour, M. A., F. Z. S. With Plates V and VI. London: Harrison and Sons, St. Martin's Lane, Printers in Ordinary to Her Majesty. 1889. [Reprinted from the Journal of the Anthropological Institute, November, 1889, p. 220 bis 246.] 8°.

The Old British „Pibcorn" or „Hornpipe", and its Affinities. By Henry Balfour, Esq., M. A., F. Z. S. (With Plates II and III.) London: Harrison and Sons. St. Martin's Lane, Printers in Ordinary to Her Majesty. 1890. [Reprinted from the Journal of the Anthropological Institute, November, 1890, p. 142—154.] 8°.

Note on the use of „Elk" teeth for Money in North America. By Henry Balfour, Esq., M. A., F. Z. S. [Reprinted from the Journal of the Anthropological Institute, August, 1889.] 8°. 2 S.

Henry Balfour: Stone Implements from the Malay Peninsula in the Pitt-Rivers Museum. [Reprinted from the Archæologia Oxoniensis, December, 1892.] 8°. 6 S. Mit 1 Tafel.

The Fin Whale Fishery in North Lapland. By H. Balfour, M. A., F. Z. S. [Reprinted from the Midland Naturalist, Vol. XII., 1889.] 8°. 14 S.

On the evolution of a characteristic pattern on the shafts of arrows from the Solomon Islands. By Henry Balfour, M. A., F. Z. S., Assistant to the Curator of the Pitt-Rivers Museum at Oxford. London: Harrison and Sons, St. Martin's Lane, Printers in Ordinary to Her Majesty. 1888. [Reprinted from the Journal of the Anthropological Institute, May, 1888, p. 328—331.] 8°. Mit 1 Tafel.

The origin of decorative art as illustrated by the art of modern Savages. By Henry Balfour, M. A., F. Z. S. [Reprinted from the Midland Naturalist. Vol. XIII., 1890.] Herald Press, Union Street, Birmingham. 8°. 16 S.

Evolution in decorative art. By Henry Balfour, M. A. [Journal of the Society of Arts and Official Organ of the Royal Commission for the Chicago Exhibition, 1893. Vol. XLII. No. 2, 162. April 27, 1894. p. 455—471.] 8°.

Henry Balfour: Ancient Double Hooks of Bronze. Bemrose and Sons, Ltd., Printers, 23, Old Bailey, London; and Derby. 8°. 4 S.

Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung in Bosnien und der Hercegovina vom 22. April 1895. Zusammengestellt vom statistischen Departement der Landesregierung. Sarajevo. Landesdruckerei. 1895. 8°. 10 S.

Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Für das Jahr 1893 zusammengestellt von Fr. Weber. [Separat-Abdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 8°. 18 S.

Australian Museum. [Report of Trustees for the year 1894.] 1894—5. New South Wales. 4°. 34 S.

Prähistorische und neuere Fundstätten in der Stadt Čáslau und in der nächsten Umgebung. Forschungen und Memoiren des k. k. Conservators Clemens Čermák. [Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.] 4°. 6 S.

De Garĕbĕg's te Ngajogyåkartå, door J. Groneman. Met Photogrammen van Cephas. Uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1895. 4°. 88 S. Mit 26 Tafeln.

Transactions of The Academy of Science of St. Louis. Vol. VI. Nr. 18. Proceedings. 8°. XL + (545—548) S.

Transactions of The Academy of Science of St. Louis. Vol. VII. No. 1. A Study of the Unionidae of Arkansas, with incidental reference to their distribution in the Mississippi valley. By R. Ellsworth Call. Issued January 3d, 1895. 8°. 66 S. Mit 21 Tafeln.

Transactions of The Academy of Science of St. Louis. Vol. VII. No. 2. On the electrical capacity of bodies, and the energy of an electrical charge. Francis E. Nipher. Issued January 21, 1895. 8°. S. 109—120.

Transactions of The Academy of Science of St. Louis. Vol. VII. No. 3. Note on the Glacial drift in St. Louis. Note on the occurrence of Blende in Lignite. Recent additions to the Mineralogy of Missouri. H. A. Wheeler, E. M. Issued February 21st, 1895. 8°. S. 121-132.

Die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Nord-Deutschland nach ihren landschaftlichen Gruppierungen (mit den einzelnen Ortsangaben). Von Wilhelm Schwartz. [Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. Heft 3. 1895.] 8°. 20 S. Mit einer Specialkarte der Havellandschaften.

Woordenlijst: Galélareesch-Hollandsch. Met ethnologische aanteekeningen, op de woorden, die daartoe aanleiding gaven; sammengesteld door M. J. van Baarda, Zendeling der Utrechtsche Zendings-Vereenigung, te Galéla (eiland Halmaheira). Uitgegeven door het koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1895. 8°. 536 S.

Stonehenge and its Earth-Works. With Plans and Illustrations. By Edgar Barclay, R. P. E., Author of „Mountain life in Algeria". London: D. Nutt, 270 and 271, Strand. 1895. 4°. XII, 152 S.

Dr. W. Schwartz: Die altgriechischen Schlangengottheiten. Ein Beitrag zur Glaubensgeschichte der Urzeit. [Programm, womit zu der öffentlichen Prüfung der Zöglinge des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, welche Mittwoch den 24. März 1858 Vormittags von 9, Nachmittags von 2½ Uhr an in dem Hörsaale der Anstalt (Kur-Strasse No. 52.) stattfinden wird, die Beschützer, Gönner und Freunde des Schulwesens und des Gymnasiums ergebenst einladet Karl Eduard Bonnell, Director und Professor. Berlin, 1858. S. 1—34]. 4°.

Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms unter dem Reflex indogermanischer Mythen. Von Dr. F. L. W. Schwartz, Director des königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Posen. Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten. Jena, Hermann Costenoble. 1878. 8°. VI, 50 S.

Der Ursprung der Mythologie dargestellt an griechischer und deutscher Sage von Dr. F. L. W. Schwartz, Oberlehrer am hiesigen Friedr. Werderschen Gymnasium. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1860. 8° XXIV. 300 S.

Wandmalereien von Mitla. Eine mexikanische Bilderschrift in Fresko. Nach eigenen an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen herausgegeben und erläutert von Dr. Eduard Seler. Berlin, Verlag von A. Asher & Co. 1895. Fol. 58 S. Mit 13 Tafeln.

Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1848. 8°. XLIV, 560 S. (Geschenk des Herrn Geheimrath W. Schwartz in Berlin.)

Das Süddeutsche Wohnhaus „fränkischer" Form. Eine volkskundliche Studie von Gustav Bancalari. Linz a. D. [Globus, Bd. LXVII. S. 201—207.] 4°. Braunschweig 1895.

Nederlandsch-Indisch Plakaatboek, 1602—1811, door Mr. J. A. van der Chijs. Dertiende deel. 1800—1803. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regering. Batavia, Landsdrukkerij. 's Hage, M. Nijhoff. 1895. 8°. II. 784 S.

Ein pithecanthropos-ähnlicher Menschenschädel aus den Sambaquis von Santos in Brasilien. (Vorläufige Mittheilung.) Von Prof. Dr. A. Nehring in Berlin. Mit 3 Abbildungen. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift. X. Band. S. 549—552.) 8°.

Julius Pisko: Nord-albanesische Legenden. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. December 1894. S. 560—562.) 8°.

Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Von Dr. Ludwig Wilser, Karlsruhe. Bonn 1895, P. Hanstein's Verlag. 8°. II. X, 60 S.

Aus der Skandinavischen Literatur. Von J. Mestorf in Kiel. (Archiv für Anthropologie. Bd. XXIII. S. 637—652.) 4°.

Instruction in Sociology in Institutions of Learning. By Daniel Fulcomer, Acting Chairman, Lecturer in Social Science, University of Chicago. Reprented from the „Proceedings of the Twenty-first National Conference of Charities and Correction". 8°. 20 S.

Paul Topinard: Science and Faith. (The Monist, Vol. 6, p. 28—49.) 8°.

Sulla causa generale delle anomalie numeriche del Rachide. Nota di E. Regàlia. Firenze, Tipografia di Salvadore Landi, Dirett. dell' Arte della Stampa. 1895. 8°. 76 S. [Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Volume XXV. Fascicolo 2°. 1895.]

Journal and Proceedings of the Hamilton Association for Session of 1894—95. Number XI. Anthor of Papers are alone responsible for statements made and opinions expressed therein. Printed for the Hamilton Association by the Times Printing Company. 1895. 8°. 104 S.

Fifth Report on the Indians of British Columbia. By Franz Boas. — Tenth Report on the North-Western Tribes of Canada. — Tenth Report of the Commitee, consisting of D. E. B. Tylor, Dr. G. M. Dawson, Mr. R. G. Haliburton, and Mr. H. Hale [Plate]. (Britsh Association for the Advancement of Science. Section H. — Ipswich, 1895.) 8°. 72 S.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 14a. Serie. — Nr. 2. 3. Lisboa, Imprensa National, 1895. 8°. S. 93—312. Mit 8 Tafeln.

„New dangers and fresh wrongs." By Dr. G. W. Leitner. (Reprinted from the Asiatic Quarterly Review, October, 1895.) 8°. 24 S.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXVI. Jahrgang. Nr. 9, 10. September, October 1895. 4°. S. 71—122.

Popular Science. News Nature, Invention, Botany, Chemistry, Medicine, Hygiene, Health. 29 th. Year. Nr. 10—12. New-York, October—December 1895. 4°. S. 145—192.

Julius Naue: L'époque de Hallstatt en Bavière particulièrement dans la Haut-Bavière et le Haut-Palatinat. [Revue archéologique publiée sous la direction de MM. Alex. Betrand et G. Perrot, Membres de l'Institut.] Paris, Ernest Leroux, Éditeur, 28. Rue Bonaparte 28. 1895. Tous droits réservés. Expedition der prähistorischen Blätter. Munich, 1895. 8°. 40 S.

Geschäfts-Bericht, welcher in der General-Versammlung der Gesellschaft des Museums des Königreiches Böhmen am 15. December 1894 vorgelegt wurde. Prag. Verlag des Museums des Königreiches Böhmen. 1894. 8°. 66 S.

L'avvenire della Colonia Eritrea. Conferenza tenuta dall' onorevole Barone Leopoldo Franchetti nell' Adunanza generale del 24. settembre 1895. Roma, Presso la Società Geografica Italiana. Via del Plebiscito 102. 1895. [Secondo Congresso Geografico Italiano.] 8°. 24 S.

Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. Von W. Radloff. Dritte Lieferung: Verbesserungen, Zusätze und Bemerkungen zu den Denkmälern von Koscho-Zaidam, die übrigen Denkmäler des Orchon-Beckens und die Denkmäler im Flussgebiete des Jenissei. 1895. St. Petersburg. Commissionaires de l'Académie Imperiale des Sciences: MM. J. Glasounof, Eggers & Cie. et C. Ricker à St. Pétersbourgh. M. N. Karbasnikof à St.-Pétersbourg, Moscou et Varsovie. M. N. Kymmel à Riga. Voss' Sortiment (G. Haessel) à Leipzig. Prix: 7 Mrk. 4°. (175—460)+XII S.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu, Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. II. 1895. 8°. 10. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku s poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska Štamparija. 1895. 8°. (515—730) + (19—28) S.

Provisorisches Statut für das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum in Sarajevo. Sarajevo. Druck der Landesdruckerei. 1894. 8°. 10 S.

Urgeschichte der Menschheit von Dr. Moriz Hoernes, Privatdocent an der Universität Wien. Mit 48 Abbildungen. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1895. (Sammlung Göschen.) 8°. 156 S.

Antiquitäten-Zeitung. Central-Organ für Sammelwesen, Versteigerungen und Alterthumskunde. Nr. 42, 45. 3. Jahrgang. Stuttgart 16. October, 6. November 1895, 4°.

Records of the Australian Museum edited by the Curator. Vol. II. No. 6. Printed by order of the Trustees. R. Etheridge. Junr. Curator. Sydney, September, 1895. 8°. S. 85—94. Mit Tafel 18—22.

Archeologie investigations in James and Potomac Valleys by Gerard Fowke. Washington, Government Printing Office. 1894. (Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director.) 8°. 80 S.

The Siouan tribes of the Eeast by James Mooney. Washington, Government Printing Office, 1894. (Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director.) 8°. 100 S.

Chinook texts by Franz Boas. Washington, Government Printing Office. 1894. (Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director.) 8°. 278 S. Mit 2 Tafeln.

N. Charusin. O drewnostjach Tomskago Museja (Ottisk is Archeolog. Tsw. i Sap. 1895 g. No. No. 9—10). Moskwa, Towarischtschestwo tipografij A. J. Mamontowa, Leontewskij per., D. Mamontowa 1895. 8°. 12 S.

Národopisná výstava československá v Praze 1895. Vydalí výkonni výbor národopisné výstavy československé a národopisná společnost československá prací spisovatelův a umělcu Českých. Pořádají K. Klusáček, Em. Kovář, L. Niederle, Fr Schlaffer, F. A. Šubert. Tiskem a nákladem J. Otty v Praze. 4°. Sešit 1—4. 96 S. Mit 4 Tafeln.

The Aims of Anthropology. Adress by Daniel G. Brinton. the retiring President of the American Association for the Advancement of Science, at the Springfield Meeting, August 1895. [From the Proceedings of the American Association for the Advancement of Science, Vol. XLIV, 1895.] Printed by Aylward & Huntress, The Salem Press, Salem, Mass. 1895. 8°. II, 18 S.

Report upon the Collections exhibited at the Columbian historical Exposition. By Daniel G. Brinton, M. D., L. L. D., D. Sc., Commissioner of the United States of America. From the Report of the Madrid Commission. 1892. [Commemoration of the Fourth Centenary of the Discovery of America. Columbian Historical Exposition. Madrid.] Washington: Government Printig Office. 1895. 8°. S. 17—90.

Sasun und das Quellengebiet des Tigris. Historisch-topographische Untersuchung von Wilhelm Tomaschek, correspondirendem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band (XXXIII). Wien, 1895. In Commission bei Carl Gerold's Sohn, Buchhändler der kais. Akademie der Wissenschaften. 8°. II. 44 S.

Institut International de Bibliographie. Bulletin. 1895. — Nr. I. 1895. — 1re année. — I. Indice décimal: 010.6. Bruxelles. Au Siège de l'Institut: 11, Rue Ravenstein, Veuve Ferdinand Larcier, Imprimeur. 26—28, rue des Minimes. 8°. 48 S.

Die südrussischen Juden. Eine anthropometrische Studie mit Berücksichtigung der allgemeinen Entwicklungsgesetze. Von Dr. S. Weissenberg, Elisabethgrad, Russland. Mit 20 in den Text eingedruckten Abbildungen und 15 Typenbildern. Braunschweig, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn. 1895. 4°. IV. 126 S.

Beiträge zur physischen Anthropologie der Bajuvaren: Ueber die langen Knochen der südbayerischen Reihengräberbevölkerung. Von Dr. R. Lehmann-Nitsche. Sonderabdruck aus den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Band XI. 1894. Heft 3 und 4. München. 1895. Königl. Hof- und Universitätsbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXV. Der neuen Folge XV. Band.)

Nr. 4. September—December. Sitzungsberichte. 1895.

INHALT: **Bericht über die Excursion nach Bosnien und der Hercegovina**; S. [83].

Monats-Versammlung am 12. November 1895. 1. Andrian, Nachruf auf Post; S. [90]. — 2. Murko, Meringer, Heger: Drei Vorträge über die čecho-slavische ethnographische Ausstellung in Prag 1895; [90]: Discussion Bancalari; S. [110].

Ausschuss-Sitzung am 10. November 1895. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [111]. — 2. Bericht über die Excursion nach Bosnien; S. [112]. — 3. Druckkostenantheil für den Innsbrucker Congressbericht; S. [112]. — 4. Schriftentausch; S. [112]. — 5. Verwendung des Fondes für praktische Arbeiten im Jahre 1895; S. [112]. — 6. Beitrag Sr. Majestät zum Fonde für praktische Arbeiten; S. [112]. — 7. Siebzigjährige Geburtstagsfeier von Dr. W. Grempler; S. [112].

Monats-Versammlung am 10. December 1895. D. H. Müller, Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie und die Chöre der griechischen Tragödie; S. [112].

Bericht
über die
Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Bosnien und der Hercegovina
nebst Aufenthalt in Spalato und Pola.
(1. bis 16. September 1895.)

Warmer Sonnenschein lagert über dem Bilde, das sich dem Gedächtnisse der Theilnehmer an dieser schönen Excursion eingeprägt hat, und vergoldet noch in der Erinnerung die schönen Gegenden, welche dieselben durchzogen haben. War ihnen diesmal der Himmel im wahren Sinne des Wortes gnädig, so dass kaum ein Wölkchen den weiten Weg kreuzte, so verschwindet das gegen die Herzlichkeit der Aufnahme, die sie daselbst fanden. Prächtige Menschen treten ihnen entgegen und reichen ihnen die sichere Hand, um sie zu führen und zu geleiten durch die weiten Lande, vor Kurzem noch der Herd starrsten, trotzigsten Islamismus, heute geöffnet dem Strome des Weltverkehres dank der Fürsorge einer weisen Regierung und dem milden Scepter eines grossen Culturstaates. Wie ein fruchtbarer, frisch gedüngter Acker, aus dem in der Maiensonne die grünen Spitzen der Saaten emporspriessen, reiche Ernte kündend, so erschien uns Allen das Land, das wir durchzogen. Fleissige, friedliche Menschen traten uns allerorten entgegen und verwischten einigermassen den fremdartigen Eindruck, den sie als die Träger einer andersgearteten Cultur auf die meisten der Theilnehmer machten, die den Orient bis dahin gar nicht oder nur flüchtig berührt hatten. Ein einheitlicher fester Zug geht durch das ganze Land, das eine ernste, zielbewusste Regierung so lange missen musste. Unter der wohlwollenden und freundlichen Führung derselben wurden sonst so schwierige Touren spielend überwunden und Alle gedenken wir dankend der gütigen Unterstützung, die uns hier die Wege geebnet und dadurch dem Geiste Gelegenheit gab, alle Fortschritte und Errungenschaften voll und ganz erfassen zu können.

Das Gros der Theilnehmer hatte sich am 1. September Früh am Wiener Staatsbahnhofe versammelt, um die weite Reise gemeinsam anzutreten. Von ferne her waren die meisten herbeigezogen, um neue Länder und Menschen kennen zu lernen. Unsere lieben Freunde und Gäste aus Nord- und Süddeutschland hatten sich besonders zahlreich eingefunden. Serbien, die Schweiz und England waren durch hervorragende Gelehrte vertreten. In gehobener Stimmung wurde die Fahrt angetreten; erwartungsvoll sah Alles den kommenden Tagen entgegen. Schon in Budapest harrte unser eine kleine Ueberraschung: unser allverehrter Freund, Herr Prof. Dr. J. Hampel, war am Bahnhofe erschienen, um uns zu begrüssen. War der Aufenthalt auch nur ein kurzer, so drang sein freundlicher Wunsch auf eine frohe Fahrt doch in Aller Herzen und geleitete uns von da nach dem fernen Süden. Bald tauchten rechts und links echte Pusztabilder auf, die uns erst verliessen, als am späten Nachmittag Maria-Theresiopel erreicht war. Die Weltverkehrslinie, die erst am Goldenen Horn endet, wurde hier verlassen und ein Seitenweg gegen Südwesten eingeschlagen. Am Abende wurde die Donau zwischen Erdöd und Dalja auf einer Dampffähre (Traject) übersetzt. Damit war Slavonien erreicht, von dem wir aber auf der mehrstündigen Fahrt nach Brod nichts sehen sollten. Um Mitternacht wurde Alles lebendig; wir hatten Slavonisch-Brod erreicht, passirten kurz darauf die Save und betraten in Bosna-Brod den Boden der Balkanhalbinsel. Hier wartete unser eine neue Ueberraschung. Herr Regierungsrath K. Hörmann, von nun an unser treuer und liebenswürdiger Führer, hatte es sich nicht nehmen lassen, uns bis hieher entgegenzueilen, um uns trotz der späten Nachtstunde auf bosnischem Boden zu begrüssen. Der Zug wurde hier gewechselt, da die normalspurige Bahn hier ein Ende hat und die Schmal-

spur beginnt. Alle Theilnehmer waren auf das Angenehmste überrascht, statt kleiner, enger Coupés geräumige Schlafwaggons vorzufinden, welche die bosnische Vorsehung zu unserer Verfügung gestellt hatte. Nun ging's in's neue fremde Land hinein, das den meisten von uns ganz unbekannt war. Doch erst am Morgen, als wir schon weit nach Süden vorgedrungen waren, wurde uns der erste Anblick desselben zutheil. Zuerst erschien Zenica, in einem schönen, fruchtbaren Thalbecken gelegen, das von der Bosna durchströmt wird. Wie sehr sich seit der Occupation die Verhältnisse hier geändert haben, ersieht man am besten daraus, dass das früher allein herrschende Minaret von zahlreichen Fabriksschornsteinen überragt wird, welche das unaufhaltsame Eindringen abendländischer Cultur am deutlichsten illustriren.

Bald darauf wurde Lašva erreicht, das wir wenige Tage später auf der Fahrt nach Jaice zweimal passiren sollten. Unaufhaltsam ging es jetzt jedoch weiter nach Süden in dem schönen Bosnathale mit seinen malerischen Höhenzügen und stets wechselnden Scenerien. Auch das sollte ein Ende nehmen; mit dem Eintritt in die grosse Ebene von Sarajevo, von hohen, scharfcontourirten Bergen umkränzt, hatte auch die Bosna ein Ende, welche hier erst durch den Zusammenfluss zahlreicher grösserer Bäche entsteht. Um 11 Uhr Vormittags erreichten wir nach 27stündiger Bahnfahrt die Hauptstadt Bosniens. Auf dem Bahnhofe hatte sich schon eine Anzahl unserer bosnischen Freunde eingefunden, welche sich uns in den folgenden Tagen auf das Engste anschlossen. In dem ganz nach westeuropäischem Muster eingerichteten „Hôtel Europe", in dem unsere kleine Schaar einlogirt wurde, fand man sich während des einschliesslich der Excursionen bis zum 10. September dauernden Aufenthaltes wiederholt in zwangloser Weise zusammen. Es blieb für diese Dauer das Hauptquartier, von dem alle Unternehmungen der nächsten Tage ausgingen und wo man sich ebenso sicher wieder zusammenfand.

Die nächsten $2^1/_2$ Tage waren der Besichtigung der Stadt und deren Umgebung gewidmet. Den meisten der Theilnehmer war das Leben und Treiben in einer orientalischen Stadt ganz fremd. Um so mehr Interesse wurde demselben entgegengebracht. Gleich am ersten Nachmittage (2. September) wurde ein Rundgang durch die Stadt unternommen. Der erste Besuch galt hier dem landesärarischen kunstgewerblichen Atelier, in welchem die so berühmten bosnischen Metallgeräthe und Incrustationsarbeiten unter Obhut der Regierung erzeugt werden. Dasselbe ist bei den Webe-Ateliers der Fall, wo sowohl gewöhnliche als auch Prachtteppiche streng nach alten einheimischen Methoden erzeugt werden. Beide Anstalten haben eine grosse Zukunft, da hier nur gute, nach den besten Mustern gearbeitete Waare erzeugt wird, und handelt es sich jetzt hauptsächlich darum, dieselben in den verschiedenen Haupt- und Grossstädten Europas zur Ausstellung und Geltung zu bringen.

Sodann ging es nach der Čaršija, dem Bazarviertel Sarajevos. Kann sich dasselbe auch nicht mit den reichen Bazars anderer Städte des Orients messen, so bietet es doch manche Eigenthümlichkeiten dar, die namentlich den mit den Sitten und Gewohnheiten des Orients nicht Vertrauten sehr fesseln können. Das rege Interesse zeigte sich bei den Theilnehmern auch in den zahlreichen Einkäufen, die manches Stück ausser Landes wandern liessen. Diese Besuche wurden im Laufe der nächsten Tage noch recht oft wiederholt; es wurde allmälig zur Regel, einen Spaziergang durch die Čaršija zu machen. Einen bedeutenden Eindruck machte auch die grosse Moschee Begova-Džamia, nach ihrem Erbauer auch Husrev-Beg-Moschee genannt. Der schöne Neubau des Rathhauses, sowie die neue, in orientalischem Stile erbaute Scheriatsschule sind nebst vielen anderen Bauten sprechende Beweise der Fürsorge, welche die Regierung für Stadt und Land an den Tag legt. Den Schluss dieses ersten Rundganges bildete der Aufstieg zum Castell mit dem prächtigen Ausblick auf das zu den Füssen liegende Sarajevo und die sich im Westen aufbauenden Planina-Gruppen.

Der folgende Tag, Dienstag, 3. September, war im Wesentlichen dem Studium des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums gewidmet. Dasselbe ist das ureigenste Werk des Reichs-Finanzministers v. Kallay, der demselben eine ganz modern-wissenschaftliche Grundlage gab und zu dessen Lieblingsschöpfungen es auch zählt. Director des Museums ist unser liebenswürdiger Führer, Regierungsrath Konstantin Hörmann.

Neben den rein naturwissenschaftlichen und den historischen Sammlungen ist eine anthropologische, eine prähistorische und eine ethnographische Abtheilung vorhanden, welche sich der besonderen Förderung Seiner Excellenz zu erfreuen haben und die im Laufe weniger Jahre aus dem Nichts zu bedeutendem Umfange angewachsen sind. Namentlich die prähistorische Sammlung hat durch die in umfassendem Massstabe durchgeführten Ausgrabungen auf reichen prähistorischen Fundstellen (Glasinac, Jezerine, Butmir) eine grosse Wichtigkeit erlangt. Der im Monate August 1894 durch eine Anzahl geladener Vertreter der Urgeschichtsforschung aus allen Theilen Europas in Sarajevo abgehaltene Congress hat wesentlich zur Verbreitung der Kenntniss dieser wichtigen Funde in Fachkreisen beigetragen, welche Bekanntschaft durch die in deutscher Sprache erscheinenden „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina"[1]) wesentlich gefördert wird.

Die prähistorische Sammlung ist neuerdings aus dem eigentlichen Museumsgebäude in Parterrelocalitäten eines anderen Gebäudes übersiedelt, wo sie in übersichtlicher Weise aufgestellt ist und von Herrn Custos-Adjuncten Franz Fiala in ebenso liebevoller wie sachgemässer Weise verwaltet wird.

Besonderes Interesse erweckt die reichhaltige ethnographische Abtheilung. Der Gedanke, durch die Art und Weise der Anordnung wirklich volksthümlich zu wirken, ist hier auf das Glücklichste durchgeführt. In einer Anzahl naturgetreu eingerichteter Interieurs, welche durch entsprechende Costümfiguren belebt werden, sind die wichtigsten Typen der Bevölkerung in aus-

[1]) I. Band 1893, II. Band 1894, III. Band 1895.

gezeichneter und höchst lebendiger Weise zur Darstellung gebracht. Diese Sammlung soll durch Ergänzung der Typen und Gegenstände aus den anderen Gebieten der Balkanhalbinsel nach und nach zu einem vollständigen ethnographischen Museum dieses Gebietes werden, eine ebenso umfassende wie lohnende und dankenswerthe Aufgabe. Es wird sich empfehlen, in Zukunft, wenn die entsprechenden Räumlichkeiten dazu disponibel sein werden, ein Hauptaugenmerk auf die Vertretung der ärmeren und primitiven Volksschichten zu wenden, neben der jetzt hauptsächlich vertretenen städtischen und wohlhabenderen Landbevölkerung. Dasselbe muss auch bei den Geräthen der Fall sein, indem nicht nur alte und durch ihre Arbeit bemerkenswerthe und kostbare Stücke, sondern die ganzen Reihen von solchen angefangen, die einen Gegenstand in der primitivsten Ausführung zeigen, gesammelt werden sollen. Vorerst geht die erste Sorge dahin, die alten und kostbaren Stücke an sich zu bringen. Aber auch das Primitive geht rasch zu Grunde und verdient in gleichem Maasse die Aufmerksamkeit des Sammlers. Soll das Museum eine wirklich wissenschaftliche Bedeutung für die Ethnographie erhalten, so müssen diese Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Die Gefahr liegt hier immer nahe, in die kunstgewerbliche Richtung zu verfallen, die immer nur eine Auslese, aber niemals ein richtiges ethnographisches Bild gibt. Jetzt ist die Zeit des Sammelns; und dass darin von dem unermüdlichen Custos der Sammlung, Herrn Dr. Ćiro Truhelka, schon Erkleckliches geleistet wurde, das zeigte uns allen die Fülle der vorhandenen Gegenstände. Wenn einmal ein eigenes, zu dem besonderen Zwecke errichtetes Museumsgebäude in Sarajevo entsteht, dann werden die bis heute und bis dahin gesammelten Schätze erst zur rechten Geltung kommen. Ein Jeder von uns nahm den stillen Wunsch mit sich fort, dass dies bald geschehen möge, aber auch die Ueberzeugung, dass dies geschehen werde.

Am Abende fuhr die Gesellschaft mit dem Localzuge nach dem in den letzten Jahren vielgenannten Badeorte Ilidže hinaus, um einer Einladung Seiner Excellenz des Herrn Reichs-Finanzministers zu einem Souper Folge zu leisten. Die herzliche Gastfreundschaft, deren sich alle Theilnehmer während der ganzen Excursion an verschiedenen Orten zu erfreuen hatte, fand hier ihren Höhepunkt. Als Gäste des obersten Landeschefs und seiner liebenswürdigen Gemahlin, welche den regsten Antheil an der Entwicklung des Landes nimmt und namentlich in der auch hier sehr schwierigen „Frauenfrage“ in erfolgreichster Weise werkthätig eingreift, gewannen Alle den tiefsten Eindruck von dem regsten Interesse, mit welcher Seine Excellenz alle die durch ihn veranlassten wissenschaftlichen Arbeiten verfolgt und thatkräftigst fördert. Da ist kein oberflächliches Wohlwollen, sondern ein aus tiefsten Innerem entspringender Antheil an den erzielten Erfolgen und Resultaten. Wo hat ein anderer Culturstaat ein ähnliches Beispiel aufzuweisen? Ihm zur Seite steht Herr Sectionschef v. Horowitz, dem wir für die Förderung unserer Excursion auch zu bestem Danke verbunden sind.

Am 4. September Früh wurde der Aufstieg zu den prähistorischen Fundstellen von Sobunar und von Debelo brdo unternommen, wo Ausgrabungen vorbereitet worden waren. Der Abstieg führte über einen alten spaniolischen Friedhof mit seinen merkwürdigen Grabsteinen Ein Besuch der Tabakfabrik beschloss den Vormittag. Kurz nach dem Mittagmahl wurde zum zweiten Male die Fahrt nach Ilidže unternommen, um die Bäder (Schwefelthermen), die Curanlagen und den Park zu besichtigen, namentlich aber, um die in der Nähe liegende, so rasch zu grosser Berühmtheit gelangte neolithische Fundstelle von Butmir in Augenschein zu nehmen. Die Tags vorher im Museum eingehend studirten Funde hatten schon auf die Wichtigkeit dieser Station hinlänglich aufmerksam gemacht; namentlich erregten die merkwürdigen plastischen Verzierungen der hier vorgefundenen keramischen Reste allgemeine Aufmerksamkeit. Die im Jahre vorher eifrig ventilirte Frage, ob wir es hier mit einer den Terramaren Italiens ähnlichen Anlage oder mit einer Landansiedelung zu thun haben, ist wohl auch diesmal von den anwesenden Fachmännern nach der letzten Richtung beantwortet worden. Die grosse, prächtig ausgestattete Publication[1]) über die bisherigen Ausgrabungen hat viel zur Klärung der strittigen Frage beigetragen.

Ilidže ist so recht eine moderne Schöpfung, welche zeigt, was in kurzer Zeit mit Energie und Zielbewusstsein geleistet werden kann. Mich erinnerte die ganze Genesis dieses Punktes auf das Lebhafteste an eine vor mehreren Jahren besuchte neu angelegte Krondomäne in der Nähe des alten Merw, mitten in dem einst so feindlichen Turkmenenlande.

Am Abende folgten wir einer Einladung des Herrn Bürgermeisters von Sarajevo, Mehmed beg Kapetanović-Ljubošak. Der herzliche Empfang, die ungezwungen liebenswürdige Art und Weise des Verkehres, das originelle, nach Landessitte zubereitete, aus zahllosen Gängen bestehende Mahl, Alles trug dazu bei, den Anwesenden diesen Abend unvergesslich zu machen.

Die nächsten zwei Tage galten dem Besuche der im Osten von Sarajevo gelegenen Hochebene von Glasinac. Am 5. September wurde zeitlich Früh in einer Anzahl bequemer Fiaker bei schönstem Wetter aufgebrochen. Die Fahrt längs des Miljačkabaches, der oft tief unten blieb, gestaltete sich zu einer höchst genussreichen; vorbei ging es an Han Bulog, der berühmten bosnischen Ammonitenfundstelle, bis die Gesellschaft nach 2½ Stunden den Ort Mokro am Fusse der mächtigen Romanja-Planina erreichte. Hier wurde kurze Rast gehalten und dann ging es in scharfen Serpentinen die herrliche Kunststrasse hinan durch den prächtigsten Hochwald, der die westlichen Abhänge der Planina bedeckt. Vom oberen Rande hatte man einen schönen Rückblick auf die zurückgelegte

[1]) Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien. Herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Ausgrabungen im Jahre 1893. Bericht von W. Radimský, Vorwort von M. Hoernes. Wien 1895.

Wegstrecke. Drüben ging es zuerst noch im Walde langsam hinab und dann nochmals einen kleinen Sattel hinan. Erst von hier aus erblickt man einen Theil der vielfach undulirten Hochebene des Glasinac mit ihren weissen Kalkkämmen und den ausgedehnten grünen Weiden. Das Charakteristische dieser Hochfläche ist das Fehlen von Wald und die relative Wasserarmuth. Bei der Hinabfahrt verliess uns auch bald der prächtige Hochwald. Dafür erwartete uns hier ein anderer merkwürdiger Anblick. Längs der Strasse hatte sich ein langer Zug berittener Männer aufgestellt, angethan in ihrer schönsten Tracht, um uns zu begrüssen. Aus allen Theilen der ausgedehnten Hochfläche waren die Leute herbeigeeilt zu dieser Huldigung, deren Herzlichkeit und Ursprünglichkeit auf uns Alle den tiefsten Eindruck machte. Nachdem der Bürgermeister von Rogatica, Hadži Ahmed beg Bukvica, eine kurze Begrüssungsrede gehalten, setzten sich Banderium und Wagen in Bewegung, eine stattliche Reihe bildend, wie sie hier oben wohl noch selten gesehen worden ist. So wurde Einzug gehalten in die gastliche Kaserne von Podromanja, wo die Gesellschaft von dem Stationsofficier, Herrn k. und k. Lieutenant Branko Blasich, begrüsst wurde, der auch später in vollendetster Weise die Honneurs des Hausherrn machte. Das überaus gelungene Arrangement am Glasinac hatten wir Herrn Stanislaus Babinski, Bezirksvorsteher von Rogatica, zu verdanken, der das Möglichste zur Zerstreuung und Unterhaltung aufgeboten hatte. Zu besonderem Danke fühlten sich aber die Theilnehmer dem hohen k. und k. XV. Corps-Commando in Sarajevo verpflichtet für die Gewährung der Unterkunft in der eigens dazu hergerichteten Kaserne. Nur dadurch war es möglich geworden, diese Excursion auf zwei Tage auszudehnen.

Der Rest des Nachmittags war dem Besuche eines Bogumilen-Friedhofes gewidmet, der sich in der Nähe des sogenannten Obelisken, eines Erinnerungszeichens für die in den Occupationskämpfen gefallenen Oesterreicher, befindet. Im Osten hievon liegt der vom Volke „Hreljingrad" genannte alte Wallbau. Ab und zu traten uns hier schon einzelne Tumuli entgegen.

Am frühen Morgen des 6. September wurde aufgebrochen, um den Probegrabungen in den bei Taline in der Nähe von Sokolac aufgedeckten Tumuli beizuwohnen. Die Funde aus den Tumuli am Glasinac haben Weltberühmtheit erlangt, so dass es hier füglich unterlassen werden kann, dieselben zu schildern [1]). Die grosse Zahl derselben (gegen 20.000) wird noch für lange Zeit Stoff für lohnende Ausgrabungen geben. Bis heute sind ihrer etwa 1000 durchgegraben.

Das darauf folgende Volksfest mit Spiel, Tanz und verschiedenen Volksbelustigungen brachte die Excursionstheilnehmer so recht in das Festtagsgetriebe der einheimischen Bevölkerung. Das gelungene Fest war von Herrn Jakob Reich arrangirt worden. Dasselbe gipfelte in einem grossen Kolotanze, an dem sich die meisten Theilnehmer betheiligten.

Um die Mittagsstunde wurde die Rückfahrt nach Podromanja angetreten. Nach eingenommenem Mittagsmahle erfolgte die Rückfahrt nach Sarajevo.

Die nächsten drei Tage galten dem Ausfluge nach Jaice und Jezero, der uns tief in das Innere des Landes brachte. Am Morgen des 7. September erfolgte die Abfahrt von Sarajevo mit der Bosnathalbahn, von der die Strecke bis Lašva bereits von der Herfahrt bekannt war. Von hier zweigt eine neue Bahnlinie ab, welche über Travnik einerseits nach Jaice, andererseits nach Bugojno führt. Die letztere Linie soll später bis Spalato weitergeführt und damit eine zweite Verbindung mit der Adria eröffnet werden.

Unsere Linie führte das freundliche Lašvathal aufwärts nach dem 30 km entfernten, am Fusse der mächtigen kahlen Vlašić-Planina romantisch gelegenen Städtchen Travnik. Die weitere Bahnlinie wurde erst im Jahre 1894 eröffnet; sie führt auf die Höhe des Komarsattels, welche von der Bahn mittelst der Zahnstange überwunden werden muss. Von da geht es hinunter in das Flussgebiet der Vrbas nach dem freundlichen Orte Dolnji Vakuf, von wo eine Linie nach Süden (Bugojno), die zweite nach Norden (Jaice) führt. Der letzteren folgend, gelangt man durch ein langes Defilé des Vrbasflusses nach der herrlich gelegenen Stadt Jaice. Seit der Eröffnung der Bahnlinie, sowie der neuen Kunststrasse längs der Vrbas nach Banjaluka wird der Ort sehr häufig besucht; ein comfortabel eingerichtetes Hôtel bietet auch verwöhnteren Reisenden gute Unterkunft. Die Stadt mit ihrem hoch thronenden Castell, den alten Katakomben und den herrlichen Plivafällen bietet nebst dem Eingange in die Vrbasschlucht und den reizenden Plivaseen eine Reihe von Sehenswürdigkeiten, die eines Besuches wohl werth sind. Am Abend war grossartige Beleuchtung der Wasserfälle, was sich von dem gegenüberliegenden Vrbasufer prächtig ausnahm. Die Fälle erinnern am meisten an jene des Anio bei Tivoli.

Am nächsten Morgen wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt und sodann eine Fahrt nach der hochromantischen Vrbasklamm im Nordosten der Stadt unternommen. Dieselbe kann sich mit mancher der berühmten Flussengen unserer Alpen getrost messen. Am Nachmittage fand ein Ausflug nach dem im Westen gelegenen Jezero statt. Zuerst ging es zu Wagen längs der Pliva und dem unteren See entlang; die eigenthümliche Bildung des über querstreichende Gesteinschichten staffelförmig nach abwärts fliessenden Baches erregte viel Interesse. Am östlichen Ende des grösseren oberen Sees wartete eine ganze Flotille der grossen landesüblichen Kähne auf unsere Gesellschaft, die reich decorirt waren. Kaum hatte sich Alles eingeschifft, so ertönten die sonderbaren Klänge eines nationalen Orchesters, die uns auch auf der Weiterfahrt bis zu dem am westlichen Seeende gelegenen freundlichen Orte begleiteten. In dem am See gelegenen Touristenhause hatte sich die festlich gekleidete Bevölkerung aus dem Orte und dessen Umgegend eingefunden

[1]) Siehe die Aufsätze in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Band XIX (1889) und in den Wissenschaftlichen Mittheilungen, Band I und III.

und gab den erstaunten Theilnehmern die abwechslungsreichsten Tänze und Volksspiele zum Besten. Herr Bezirksvorsteher Franz Jakubowsky, der sich schon in Jaice als unser wohlorientirter und liebenswürdiger Führer gezeigt hatte, erwarb sich durch das gelungene Arrangement dieses originellen Volksfestes, bei dem er von Herrn Kanzlisten Adalbert Kuzmanović unterstützt wurde, den lebhaftesten Dank der Excursionstheilnehmer. Nur schwer konnte man sich gegen Abend von dem interessanten Schauspiele trennen. Es war dies neben Glasinac einer der Glanzpunkte der ganzen Excursion.

Am nächsten Morgen (9. September) ging es wieder per Bahn zurück nach Sarajevo. Der $2^3/_4$stündige Aufenthalt in Dolnji-Vakuf wurde zur Besichtigung dieses meist von Mohamedanern bewohnten Ortes verwendet. Dann ging es wieder langsam zurück nach der Landeshauptstadt.

Am 10. September Vormittags war grosser Abschied am Bahnhofe vor der Abfahrt des Mostarer Zuges. Allen den alten und neuen Freunden wurden wiederholt die Hände zum Abschied geschüttelt; die immer wiederkehrenden Worte waren: Auf Wiedersehen! Und doch sollten wir Einen aus der Mitte, und gerade einen der Trefflichsten, nicht mehr sehen; denn wenige Wochen später fällte ihn unerbittlich die Hand des Todes. Unser allverehrter Freund, Berghauptmann Wenzel Radimský, hatte sich in diesen Tagen die Sympathien aller Derer, die ihn bis dahin nicht kannten, erworben. Seine früheren Freunde schätzten den wackeren Mann nach Gebühr. Sein Andenken wird allen Theilnehmern immer theuer bleiben; der unverwelkliche Kranz freundlicher Erinnerung schwebt über dem frischaufgeworfenen Grabhügel. Unsere kenntnissreiche und treue Begleiterin, Fräulein Milena Mrazović, ein Landeskind, vertraut mit seinen Eigenthümlichkeiten, den Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner, war auch zum Abschiede erschienen; auch sie hat sich die tiefen Sympathien aller Theilnehmer erworben und wusste man ihr namentlich Dank für ihre trefflichen Artikel über unseren Ausflug in der „Bosnischen Post". Unser trefflicher Anthropologe, Herr Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach, Dr. L. Glück, die Beamten des Landesmuseums, die sich in diesen Tagen so viel um uns bemüht hatten, Alle waren sie versammelt und das Abschiednehmen war erst zu Ende, nachdem sich der Zug in Bewegung setzte.

Die Eisenbahnfahrt von Sarajevo nach Mostar gehört zu einer der grossartigsten und genussreichsten Europas. Zuerst ging es vorbei an dem schönen Ilidže und nach Passirung der Ebene in ein enges Thal, in dem später mittelst Zahnstange die Passhöhe des Iwan erreicht wurde, der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere. Auf der anderen Seite ging es in grossen Serpentinen rasch hinab; bald war das in freundlicher Thalweitung gelegene Konjica erreicht. Hier mussten wir Abschied nehmen von den freundlichen Fluren Bosniens; was nun folgte, kündigte gleich in vollem Tone die strengere, ernste Natur der Hercegovina an. Die massige Prenj-Gruppe schiebt sich hier wie ein gewaltiger Riegel vor; in grossem Bogen umfliesst die Narenta dieselbe und längs derselben windet sich, getreu dem Flusslaufe folgend, die Bahnlinie. Bilder von düsterer Erhabenheit traten da vor die Augen der staunenden Beschauer; das Defilé ist eines der längsten und grossartigsten, das man sich denken kann. Am Abende wurde Mostar erreicht, nachdem sich schon die Schatten der Nacht niedergesenkt hatten. Es war unsere letzte Station auf dem Boden des Occupationsgebietes.

Der 11. September war der Stadt und deren Umgebung gewidmet. Am frühen Morgen ging es schon im Wagen hinaus auf der Strasse nach Süden. Der erste Besuch galt der alten, hochthronenden Veste Stepan-grad mit herrlichem Ueberblick des Mostarsko polje. Von dort ging es zurück nach Blagaj und zur romantischen Bunaquelle, die aus geheimnissvollen Tiefen dem Felsen entströmt, ein treues Bild des schon hier herrschenden Karstcharakters. Die originelle Art des Forellenfanges, die romantische Lage des Ortes, die freundliche Begrüssung des greisen Bürgermeisters von Blagaj, der solenne Empfang in der landesärarischen Weinbaustation — all' dies sind Bilder aus diesen Tagen, welche nicht so bald aus der Erinnerung schwinden. Ebenso bot ein Gang durch die Stadt manches Bild, das sich fest einprägte. Eine Abendfahrt nach der Radoboljequelle beschloss diesen denkwürdigen Tag. Noch lange sassen wir in dem geräumigen Garten des Narenta-Hôtels beisammen und feierten die Arrangeure des gelungenen Tages. Die Namen des Bezirksvorstehers und interimistischen Kreisleiters von Mostar, Herrn Dr. Otto Freiherrn v. Klimburg, des Mostarer Bezirksvorstehers, Herrn Anton Dragonić de Veranzio, und des Ingenieurs Herrn Miloš Komadina werden allen Theilnehmern in freundlicher Erinnerung bleiben.

Am frühen Morgen des 12. September gab es am Bahnhofe doppelt schweren Abschied. Erstlich galt es dem Abschiede von dem schönen Lande, das wir nun bald verlassen sollten, und dann — und das war viel schwerer — galt es, von unserem treuen Begleiter, Herrn Regierungsrath Hörmann zu scheiden, der von Bosna-Brod an unser unzertrennlicher, stets liebevoller Führer gewesen war. Der prächtige Verlauf der ganzen Excursion war ihm in erster Linie zuzuschreiben; aus vollstem Herzen wurde ihm auch der Dank Aller, die er so treu geführt.

Mit der Ankunft in Metković war der officielle Theil der Excursion zu Ende. Einige besonders kühne Theilnehmer wandten sich dem Süden zu, die Crnagora mit einem Besuche zu bedenken; der grössere Theil schiffte sich auf dem Schnelldampfer des österr. Lloyd ein, dem Norden zustrebend. Zwischen den schönen Inseln der dalmatinischen Küste ging die ruhige Fahrt dahin. Gegen Abend legte der Dampfer in Spalato an; ein Theil der Excursionstheilnehmer hatte sich geeinigt, die nächsten Tage dieser merkwürdigen Stadt und ihrer schönen Umgebung zu widmen. Ein verlockendes Programm war uns von dem hochwürdigen Herrn Director und Conservator Franz Bulić zusammengestellt worden; einen liebenswürdigeren und kenntnissreicheren Führer konnten wir uns nicht wünschen.

Der Vormittag des 13. September galt der Besichtigung der Stadt — von welcher ein Theil in den alten diocletianischen Palast hineingebaut ist —, des Domes und vor Allem dem reichen, von Monsignore Bulić geleiteten Museum, dessen Reichhaltigkeit an römischen Alterthümern weithin bekannt ist. Am Nachmittage ging es hinaus nach Salona, dem eigentlichen Sammelgebiete des unermüdlichen Forschers, der hier jeden Stein kennt. Nach langem Marsche genossen wir bei der Rückkehr zum Bahnhofe zum ersten Male nach vielen Tagen der Wohlthat eines erfrischenden Gewitters.

Am 14. September standen eine Anzahl Wagen bereit, um auf einem Tagesausfluge etwas mehr von Land und Leuten kennen zu lernen. Zuerst ging es auf der Strasse nach Sinj gegen Nordost bis zu der Höhe von Clissa, mit seinem hochaufragenden Fort, von dem aus man einen herrlichen Blick auf Land und Meer geniesst. Dann wurde Kehrt gemacht und von Salona aus die Strasse eingeschlagen, welche in der Nähe des Meeres längs der Riviera dei sette Castelli verläuft. Diese Fahrt bietet die herrlichsten Landschaftsbilder in seltener Fülle und bleibt jedem Besucher dieser Gegend unvergesslich. Gegen Mittag wurde das eigenthümlich gelegene Städtchen Traù erreicht und hier ein mehrstündiger Aufenthalt gemacht. Der schöne Dom und die prächtige Lage des Ortes verfehlten nicht ihre Wirkung auf die Besucher. Am Abend war man wieder in Salona.

Am nächsten Vormittage ging es wieder mit dem Dampfer weiter. Stark hatte sich schon die Zahl der Theilnehmer gelichtet; ein Theil war zurückgeblieben, der andere schon vorausgeeilt. Als nächste und letzte Station war Pola ausersehen, das in günstiger Meerfahrt nach kurzem Aufenthalte in Zara, der gerade zur Besichtigung der Stadt ausreichte, am frühen Morgen des 16. September erreicht wurde. Auch hier hatte ein lieber, seither leider verstorbener Freund die Vorbereitungen für einen freundlichen Empfang treffen lassen. Das hohe k. und k. Admiralat hatte in dankenswerther Weise die nöthigen Weisungen ergehen lassen und Herrn Corvetten-Capitän Reymann zu unserem Führer ausersehen, dessen liebenswürdiger Eifer uns Alle zu bestem Danke verpflichtet hatte. Ihm hatte sich Herr Natal Tommasi, Ingenieur und Architekt der Statthalterei in Triest, beigesellt. Die Besichtigung der namhaften Sehenswürdigkeiten der Stadt, obenan das Amphitheater und das Marinemuseum, nahmen die Vormittagsstunden in Anspruch. Nach einem anregenden Mahle im Marinecasino wurden wir durch die Nachricht überrascht, dass ein Torpedoboot zu unserer Verfügung bereit liege, um einen Nachmittagsausflug nach der istrianischen Küste zu machen. Bald schossen wir mit Windeseile auf der blauen Fluth dahin, an den mächtigen Kriegsschiffen vorbei, hinaus in's offene Meer. Leider war die Zeit zu kurz, um bis nach Parenzo zu gelangen, wie es ursprünglich projectirt gewesen war; so machten wir daher kurze Station in Rovigno, wo die dortige Station des Berliner Aquariums unter der freundlichen Führung des Custos und Conservators derselben, Herrn Johann Kossel, besucht wurde. Mit schwerem Herzen nahmen wir Abschied; noch schwerer wurde derselbe am Abende auf dem Bahnhofe, denn von jetzt an theilten sich die Wege unerbittlich.

Allen den Theilnehmern an dieser schönen Excursion werden die froh durchlebten, genussreichen Tage gewiss in denkwürdiger Erinnerung bleiben. Sie hatten in einer kurzen Spanne tiefen Einblick in ein Land gewonnen, dessen Bereisung noch vor zwei Jahrzehnten die allergrössten Schwierigkeiten bereitete. Und wenn von den colonisatorischen Bestrebungen anderer Reiche in fernen Welttheilen die Rede ist, so kann jeder Oesterreicher still befriedigt dazu lächeln; auch er hat seine Colonien und dieselben liegen vor seinen Thoren. Und wenn er dieselben besucht, so kann er an denselben seine Freude haben, denn alle Anzeichen sprechen dafür, dass dieselben nach jahrhundertelanger Barbarei und Knechtschaft dauernd für die Cultur erschlossen sind. Franz Heger.

Liste der Theilnehmer.

1. **Augustin Bachinger,** Gymnasialprofessor in Horn, Niederösterreich.
2. **Mr. Henry Balfour,** Oxford.
3. **Dr. Max Bartels,** Sanitätsrath, Schriftführer der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
4. **Dr. Josip Brunšmid,** Professor, Custos der archäologischen Abtheilung des Nationalmuseums in Agram.
5. **Dr. Wilhelm Grempler,** Geheimer Sanitätsrath und Vorstand des Museums für schlesische Alterthümer in Breslau.
6. **Dr. E. Gurlt,** Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor in Berlin.
7. **Dr. Michael Haberlandt,** k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.
8. **Dr. Karl Hagen,** Assistent am Museum für Völkerkunde in Hamburg.
9. **Dr. August Hedinger,** Medicinalrath, Vorsitzender des Vereines für Württembergische Alterthümer in Stuttgart.
10. **Franz Heger,** Secretär der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
11. **Dr. Wilhelm Hein,** Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien; sammt Gemahlin.
12. **Dr. Bernhard Kahle,** Privatdocent der germanischen Philologie an der Universität in Heidelberg.
13. **Dr. Julius Kollmann,** Universitäts-Professor in Basel.
14. **Dr. Wilhelm Freiherr v. Landau.**
15. **Dr. Ludwig Ritter v. Lorenz, k. u. k.** Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.
16. **Dr. Eduard Ludwig,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.
17. **Alexander Makowsky,** Professor an der k. k. technischen Hochschule in Brünn.
18. **Dr. Matthäus Much,** k. k. Regierungsrath in Wien.
19. **Georg Rauch,** Architekt in Wien.

20. **Dr. Heinrich Schiess,** Vorstand der ophthalmologischen Klinik in Basel.

21. **Dr. Emil Schmidt,** Professor an der Universität in Leipzig.

22. **Dr. Ludwig Stieda,** Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor in Königsberg.

23. **Dr. Sima Trojanović,** Gymnasial-Professor in Belgrad.

24. **Dr. Rudolf Virchow,** Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor, Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

25. **Nicolaus Wang,** k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

Von unseren in Bosnien domicilirenden Mitgliedern hatten sich in Sarajevo angeschlossen:

Fräulein **Milena Mrazović,** Schriftstellerin.

Franz Fiala, Custos-Adjunct am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum.

Dr. Leopold Glück, Kreisarzt.

Constantin Hörmann, Regierungsrath, Director des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums.

Wenzel Radimský, Berghauptmann †.

Dr. Ćiro Truhelka, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum.

Dr. A. Weisbach, k. u. k. Oberstabsarzt, Sanitäts-Chef des XV. Corps.

Uebersicht der Tageseintheilung während der Excursion in Bosnien und der Hercegovina.

Montag den 2. September:

11ʰ Vormittags Ankunft in Sarajevo.
2ʰ 30ᵐ Rundgang durch die Stadt. Besichtigung des landesärarischen kunstgewerblichen und des Teppichwebeateliers, der Čaršija, des Rathhauses, der Gazi Husrev-beg-Moschee sammt der Medresse und der Scheriatsrichterschule. Aufstieg zur Castellhöhe mit Besuch eines bosnischen Kaffeehauses.

Dienstag den 3. September:

8—1ʰ Besichtigung des bosn.-herceg. Landesmuseums.
2ʰ 30ᵐ Fortsetzung der Besichtigung des Museums.
4ʰ Besichtigung des bosn.-herceg. Landesspitales.
6ʰ 29ᵐ Fahrt nach Ilidže mit Localzug von der Tabakfabrik aus.
8ʰ Souper bei Sr. Excellenz dem Herrn Reichs-Finanzminister in Ilidže.
10ʰ 29ᵐ Rückfahrt nach Sarajevo mit Localzug.

Mittwoch den 4. September:

7ʰ 30ᵐ Besuch der prähistorischen Fundstellen Sobunar und Debelo brdo. Probegrabung daselbst. Besichtigung des alten spaniolischen Friedhofes.
11ʰ Besichtigung der Tabakfabrik.
2ʰ 30ᵐ Fahrt mit elektrischer Tramway vom Kirchenplatze zur Bahnstation Tabakfabrik.
2ʰ 49ᵐ Fahrt mit Localzug in's Bad Ilidže.
3ʰ 20ᵐ Spaziergang nach Butmir, Besichtigung der Ausgrabungen in der dortigen neolithischen Station und der Einrichtungen der landesärarischen-landwirthschaftlichen Station.
5ʰ Rückkehr in's Bad Ilidže. Besichtigung der Curanlagen und der römischen Fundstätten.
6ʰ 52ᵐ Rückfahrt nach Sarajevo mit dem Mostarer Zug von der Station Ilidže.
8ʰ Souper beim Herrn Bürgermeister Mehmed beg Kapetanović.

Donnerstag den 5. September:

6ʰ Fahrt nach dem Glasinac.
8ʰ 30ᵐ Ankunft in Mokro, halbstündige Rast.
12ʰ 30ᵐ Ankunft in Podromanja (Glasinac); Quartier in der k. und k. Kaserne vorbereitet.
3ʰ Fahrt zum Obelisk zur Besichtigung eines Bogumilenfriedhofes, eines Wallbaues und der prähistorischen Nekropolen, eventuell auch der Megara-Höhle.

Freitag den 6. September:

7ʰ Fahrt nach Sokolac-Taline zur Probegrabung in den dortigen Tumuli.
10ʰ Imbiss an der Ausgrabungsstätte, Nationalspiele aller Art.
12ʰ Rückfahrt nach Podromanja.
2ʰ 30ᵐ Rückfahrt nach Sarajevo.

Samstag den 7. September:

8ʰ 20ᵐ Fahrt zum Bahnhof mit Fiaker oder elektrischer Tramway.
9ʰ 09ᵐ Abfahrt nach Jajce.
6ʰ 12ᵐ Ankunft in Jajce, Logis im landesärarischen Hôtel.
8ʰ 30ᵐ Beleuchtung des Wasserfalles.

Sonntag den 8. September:

7ʰ Besichtigung des Wasserfalles, der Katakomben, der Königsburg, des Lucasthurmes und der Franziskanerkirche.
10ʰ Fahrt zur Vrbasklamm bis zum Tunnel.
12ʰ Rückfahrt nach Jajce.
2ʰ Fahrt nach Jezero. Bootfahrt auf dem See, Volksspiele.
6ʰ Rückfahrt nach Jajce.

Montag den 9. September:

6ʰ Abfahrt vom Bahnhof in Jajce.
7ʰ 12ᵐ Ankunft in Dolnji-Vakuf, Rundgang durch das romantische Städtchen, Besichtigung der Moschee.
9ʰ 58ᵐ Abfahrt von Dolnji-Vakuf.
5ʰ 34ᵐ Ankunft in Sarajevo.

Dienstag den 10. September:

7ʰ 30ᵐ—10ʰ Nach Wahl Besichtigung der sonstigen Sehenswürdigkeiten von Sarajevo.
11ʰ 40ᵐ Abfahrt nach Mostar.
7ʰ 34ᵐ Ankunft in Mostar, Logis im „Hôtel Narenta".

Mittwoch den 11. September:

6ʰ 30ᵐ Fahrt zum Stjepan-grad, Besichtigung der Bunaquelle.
10ʰ Rückfahrt nach Mostar, hiebei
10ʰ 30ᵐ Besichtigung der landesärarischen Obst- und Weinbaustation.
4ʰ Spaziergang durch die Stadt, Besichtigung der alten Brücke, der Höhlen und sonstigen Sehenswürdigkeiten.
5ʰ 30ᵐ Fahrt nach Radobolje und zurück.

Donnerstag den 12. September:

4ʰ 30ᵐ Frühstück und Fahrt zum Bahnhof.
5ʰ Abfahrt von Mostar nach Metković.

Monats-Versammlung am 12. November 1895.

Vorsitzender: Herr Dr. Freih. v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende hält einen Nachruf auf den verstorbenen Rechtsgelehrten und Ethnologen Dr. H. Post. (Dieser Nachruf wird im nächsten Jahresberichte Aufnahme finden.)

2. Es finden dann drei Vorträge über die čechoslavische ethnographische Ausstellung in Prag statt.

Herr **Dr. M. Murko** hält einen Vortrag

Zur Geschichte und Charakteristik der Prager ethnographischen Ausstellung im Jahre 1895.

In Prag wurde heuer vom 15. Mai bis 23. October eine eigenartige Ausstellung abgehalten, die den officiellen Titel führte „Böhmisch-slavische ethnographische Ausstellung". Dank unseren eigenthümlichen politisch-nationalen Verhältnissen, die ganz ungerechtfertigt in Alles hineingetragen werden, fand sie bei der Wiener Presse wenig Beachtung, trotzdem sie ein grosses, lehrreiches und auch schönes Unternehmen war, das auch unserem Gesammtvaterlande zur Ehre gereichte. Von Fachleuten jeder Art, speciell von den deutschen und namentlich von solchen aus dem Deutschen Reich, wurde sie jedoch viel besucht und in vollem Maasse gewürdigt. R. Virchow, ein gewiss competenter und objectiver Richter, spendete den ihn begleitenden Comitémitgliedern volles Lob und äusserte sich beim Verlassen der Ausstellung, er wolle dem preussischen Unterrichtsminister sagen, dass bei ihnen etwas Aehnliches veranstaltet werden soll. Als er dieses Urtheils wegen von gewissen Blättern stark angegriffen wurde, erklärte er im Berliner Börsen-Courier, dass er von der Ausstellung in der That „begeistert" war und fügte hinzu: „ich wünschte wohl, dass viele Deutsche sie gesehen und sie als Vorbild des bei uns zu Leistenden kennen gelernt hätten". Von den Wiener Gelehrten begann Hofrath Exner, ein Fachmann im Ausstellungswesen, seine lobende Schilderung der Prager Ausstellung in der „Wiener Zeitung" (1895, Nr. 241) mit der Versicherung, sie habe auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht.

Es ist daher gewiss die Frage interessant, wie kam man in Prag dazu, eine Ausstellung zu veranstalten, die zweifellos die erste in ihrer Art war und ein so schmeichelhaftes Urtheil verdiente? Das zu zeigen, ist meine wichtigste Aufgabe, die ich um so lieber übernommen habe, weil ich den Fachmännern die Grundlage für eine richtige Beurtheilung der ganzen Ausstellung schaffen möchte.

Zu diesem Zweck müssen wir zuerst einen Blick auf die slavische Ethnographie überhaupt werfen. Diese steht in innigstem Zusammenhang mit der Wiedergeburt der slavischen Völker zu Anfang unseres Jahrhunderts, die ihrerseits eine Folge der vorangehenden und gleichzeitigen grossen europäischen Ereignisse und Ideen war. In literarischer Hinsicht wirkte auf alle Slaven, nicht blos auf die österreichischen, am meisten die deutsche Romantik; ja ihre Anregungen und wohlthätigen Folgen waren für die Slaven viel grösser und dauernder als für die Deutschen selbst. Ausser der vaterländischen Begeisterung, die nach den Befreiungskriegen bald bitter enttäuscht wurde, brachte die Liebe zum „Volksthum", das Suchen des „Nationalgeistes" in Sprache, Poesie und Recht dem deutschen Volke doch nur eine über Schiller und Goethe hinausgehende, weil auf dem Volksliede basirende Blüthe der Lyrik und die Märchen der Brüder Grimm als neues Volksbuch, sonst war aber die Begeisterung für das „Volksthum" auf dem Gebiete der Literatur und Kunst überhaupt wenig fruchtbar, denn abgesehen von der älteren phantastischen Romantik flüchtete sogar die jüngere, streng nationale zu sehr in das Mittelalter und selbst in das graue Alterthum und trat dem wirklichen gegenwärtigen Leben des deutschen Volkes in seinen unteren Schichten doch zu wenig nahe. Bedeutender waren ihre Erfolge in der wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Volkes, denn ihr verdanken wir eine neue Wissenschaft, die Germanistik, die historische Schule in der Jurisprudenz und eine neue Richtung auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung. Bei den Slaven gingen alle diese Wirkungen noch viel tiefer und es kamen noch andere hinzu. Vor Allem musste die Sprache selbst sozusagen erst aus den Bauernhütten hervorgeholt werden. Bei den Westslaven waren nicht blos die höheren Stände, wie bei den Deutschen, sondern auch die mittleren entnationalisirt, bei den Slaven der orthodoxen Kirche, also bei den Russen, Serben und Bulgaren, musste ein aus der Kirchensprache hervorgegangenes Kauderwälsch über Bord geworfen und die Volkssprache in die Literatur eingeführt werden. Das Sammeln der Volkslieder, Sagen, Märchen und Sprichwörter, des lexikalischen und des dialektologischen Materials war daher noch viel mehr als bei den Deutschen eine nationale That. Auf der Tradition des Volkes beruht die ganze moderne Literatur aller slavischen Völker in ihren Anfängen und besten Erzeugnissen. Man musste ja die ganze Poesie auf das Volkslied aufbauen, insoweit nicht fremde Muster in Betracht kamen, da eine ältere Poesie eigentlich nur die Polen und von den Südslaven die Dalmatiner, speciell die Ragusaner, hatten, eine mittelalterliche romantische Poesie aber nur die Böhmen, welche jedoch derselben zu wenig Beachtung schenkten und dafür lieber die Königinhofer und Grünberger Handschrift „entdeckten". Die Volkspoesie war für einzelne Stämme, z. B. für die Serben, eigentlich ihre ganze Literatur, die für moderne Verhältnisse in Betracht kam. Und nun bedenken wir noch, welche begeisterte Aufnahme die serbischen Volkslieder bei den Deutschen und durch diese in der ganzen gebildeten Welt fanden. Das musste begreiflicherweise zu einer Ueberschätzung der Volksliteratur und der übrigen „nationalen Heiligthümer", wie man sich ausdrückte, bei allen Slaven führen. Ein Vuk Karadžić sammelte nämlich nicht blos die ganze traditionelle Literatur seines Volkes, sondern beschrieb auch in ebenso classischer Weise das patriarchalische Leben der Montenegriner, die Trachten, Sitten und Gebräuche des ganzen serbischen Volkes wenn nicht in besonderen Aufsätzen, so doch präcise und kurz unter den be-

treffenden Schlagworten seines Wörterbuches. Diese Thätigkeit wurde bei allen Slaven nachgeahmt und sie fanden in der That bei sich viel Eigenthümliches, Patriarchalisches und Demokratisches, letzteres um so leichter, weil sie meist keine höheren Stände hatten. Alles das konnten sie im Geiste der Romantik umsomehr für ihr originelles Nationalgut halten, als auch die Westeuropäer von den angeblich idyllischen socialen Zuständen der Slaven ungemein erbaut waren und speciell die russische Dorfgemeinde (mir) und die südslavische Hauscommunion (zadruga) als ein Ideal des Collectivismus hinstellten. Der Glaube, dass die jugendlichen und frischen Slaven berufen seien, der angeblich absterbenden westeuropäischen Civilisation ein neues Leben einzuflössen, ging von ähnlichen deutschen Theorien aus, und speciell die Erwartung, dass sie die Ideen einer wahren Demokratie verwirklichen werden, wurde auch von vielen Romanen und Germanen gehegt. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass das Interesse für das „Volksthum" immer rege erhalten wurde und dass die in die Fussstapfen der Germanistik tretende Slavistik vor Allem der Ethnographie im weitesten Sinne eine ungemein grosse Beachtung schenkte. Diesem allseitigen Interesse und nationalen Bedürfniss, zum Theil auch der grossen Zersplitterung der slavischen Völker verdanken wir bei allen Slaven eine Fülle ethnographischen Materials, wie es die übrigen europäischen Nationen, die skandinavischen vielleicht ausgenommen, über ihr Volk nicht aufzuweisen haben. Die westeuropäische Ethnographie interessirte sich überwiegend doch nur für verschiedene Wilde und stapelte in ihren Museen hauptsächlich Objecte transatlantischer Völker auf. Selbstverständlich sollen damit die grossen Verdienste nicht geleugnet werden, die sie sich dadurch erwarb, dass man nur auf diesem Wege aus dem verzauberten Kreise der romantischen Begriffe zur neuen Folkloristik gelangen konnte.

Die wissenschaftliche Bearbeitung und die Verwerthung dieses riesigen slavischen Materials im Interesse der allgemeinen Völkerkunde sind allerdings sehr zurückgeblieben. Im Allgemeinen standen bis in die neueste Zeit, von einzelnen hervorragenden russischen Gelehrten abgesehen, so ziemlich die meisten Slaven auf dem Standpunkte J. Grimm's bezüglich aller Erzeugnisse des Volkes. Selbst ein solcher Gelehrter wie Miklosich ist mit der romantischen Anschauung, dass das ganze Volk dichte, aus dem Leben geschieden. Benfey's Theorie über die Wanderung der Märchenstoffe ging allerdings nicht unbeachtet vorüber und die neuen unter dem Einfluss der Naturwissenschaften stehenden folkloristischen Studien im Sinne Lubbock's, Tylor's und Bastian's wurden auch auf slavischen Boden verpflanzt.

Im Gefolge der modernen Folkloristik wurde nun zuerst die alte, romantischen Impulsen folgende Sammlungsthätigkeit verstärkt und zum Theil von Neuem aufgenommen, und den vielen romanischen und germanischen Organen für Volkskunde folgten auch slavische. Es ist höchst charakteristisch, dass das erste derartige Organ bei den in abnormalen Verhältnissen lebenden russischen Polen zu Stande kam. Die Warschauer „Wisła" (seit 1887) ist ein Beweis, dass die nationalen Interessen auch bei der neuen folkloristischen Richtung ihre Rechnung finden, weshalb die Polen auch jetzt an der Spitze marschiren, wie sie zu Anfang unseres Jahrhunderts die Ersten waren, die nach dem Verlust ihres Vaterlandes dem germanischen Nationalgeist einen slavischen, einem System des Germanismus das des Slavismus entgegenstellten. Der „Wisła" folgte 1889 das Moskauer „Etnografičeskoe Obozrěnie", dessen Redacteur Jančuk, ein Kleinrusse aus Congress-Polen, auch bei der „Wisła" mitgearbeitet hatte. Nach dem Muster dieser beiden tüchtig redigirten Organe ist von Niederle und Zíbrt im Jahre 1891 der auf gleicher Stufe stehende „Český Lid" begründet worden. In diesem Jahre ist auch in Lemberg eine Gesellschaft für Volkskunde entstanden, die ihr eigenes Organ herausgibt; in Agram ist ein solches in Vorbereitung, in Serajevo widmet der „Glasnik" des Landesmuseums schon seit Jahren grosse Aufmerksamkeit auch der Völkerkunde, die Bulgaren überschütten uns namentlich seit ihrer Befreiung mit ethnographischem Material und bei ihnen ist die Herausgabe einer ethnographischen Encyklopädie über das bulgarische Volk bereits beschlossene Sache, wofür Fürst Ferdinand 20.000 Frcs. gespendet hat.

Mit diesem kurzen Ueberblick sind auch schon alle Strömungen charakterisirt, welche die slavische Ethnographie in Bezug auf Böhmen, Mähren, Schlesien und die nordwestlichen Comitate Ungarns durchmachte. Die ersten bedeutenden Dichter, wie Čelakovský, Kollár, Erben und viele minder wichtige, sammelten selbst die traditionelle Literatur ihres Volkes; damit begannen als Studenten auch Šafařík und Palacký ihre Thätigkeit. Mit Hilfe des Adels wurde nach dem Muster des Grazer Joanneums das böhmische Museum errichtet (1818), das zwar der Heimatskunde des ganzen Landes gewidmet war, aber durch die Macht der Thatsachen doch überwiegend zu einem Mittelpunkt der nationalböhmischen Bestrebungen wurde.

In den wissenschaftlichen Arbeiten über die Vergangenheit und Gegenwart des böhmischen Volkes begegnen wir den romantischen Anschauungen und diese mussten auch für Fragen des öffentlichen Lebens von Bedeutung werden. Dass die Einkehr in das Volksleben in der Musik einen Smetana und Dvořák hervorbrachte, ist der Welt in den letzten Jahren allgemein bekannt geworden. Dieselben Bestrebungen machten sich aber schon lange auf allen Gebieten der Kunst geltend und fanden in der Prager „Umělecká Beseda" ihren Brennpunkt. Namentlich war es der Maler Josef Manes, der unermüdlich auf die Motive und die Ornamente in der Kunst des Volkes hinwies und für seine Zwecke häufig Böhmen und Mähren durchwanderte. Er wirkte dadurch in den Siebziger- und Achtziger-Jahren ungemein anregend nicht blos auf Künstler, sondern auch auf Ethnographen und Freunde des Volkes. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähne ich, dass in der ganzen Familie Wankel, deren Töchter ja unseren Ethnographen bekannt sind, das Interesse für volksthümliche

Kunst von Manes, der bei ihr öfters in Blansko weilte, erweckt worden ist.

Ausserdem wirkte in Prag in diesem Sinne der mit amerikanischem Geld und amerikanischen Erfahrungen bereicherte Patriot V. Náprstek, der zur Hebung der Industrie und des Gewerbes in seiner Heimat ein Museum errichtete und seit 1877 gute Stick- und Strickmuster unter dem Volke sammeln liess. Das hatte die Veranstaltung der ersten Ausstellung böhmisch-mährischer Trachten durch Prof. Studnička im Jahre 1879 in Prag zur Folge, andererseits aber eine Action zu Gunsten der Erhaltung der alten Volksbauten. Auch hier ging die „Umělecká Beseda" voran (1880) und seit der Zeit beschäftigen sich zahlreiche Architekten und Maler mit dem Studium der Volksbaukunst. Niemand Geringerer als der Architekt Fr. Schmoranz war es, der schon im Jahre 1881 ein Jagdhaus im Stile derselben in Kunětic aufführte.

Namentlich lebhaft gestaltete sich diese dem Studium und der Erhaltung der Volkskunst gewidmete Bewegung in Mähren, wo der Boden für sie viel günstiger war, weil sich hier viel mehr Eigenartiges und Altes als in Böhmen erhalten hat. Das schmeichelte nicht blos dem nationalen, sondern auch dem speciell mährischen Provinzialpatriotismus und dem stark ausgeprägten Selbstbewusstsein der einzelnen slavischen Stämme Mährens (Hanaken, Walachen, Slovaken, Lachen und Horaken). Die Mährer hielten sich für bessere Slaven, als ihre Stammesgenossen in Böhmen, die ihnen ihrerseits offen und im Stillen ihre Unfähigkeit, sich von der deutschen Hegemonie zu emancipiren, häufig vorgeworfen hatten. Das waren die speciellen Triebkräfte. Im Allgemeinen äusserte sich aber auch in Mähren jene sentimentale Trauer über das Schwinden der alterthümlichen Individualität des Volkes, die auch bei den folkloristischen Studien in Westeuropa stark im Spiele ist.

Im Jahre 1883 wurde in Olmütz ein vaterländisches Museum gegründet, das durch eine besondere Zeitschrift für seine Ziele wirkt. Charakteristisch ist für diese Bewegung die ungemein starke Betheiligung der Frauen, die ausser Olmütz auch in ihrem Brünner Verein „Vesna" einen Vereinigungspunkt haben. Dadurch erklärt sich natürlich das besondere Interesse für Volkstrachten, mit denen die ganze Kunst des Volkes innigst zusammenhängt. Das ganze Volksleben von Mähren und Schlesien fand einen vorzüglichen Schilderer im Schulrath Fr. Bartoš (in Brünn), dem wir auch eine ausgezeichnete mährische Dialektologie verdanken. Von Olmütz wurde endlich auch das Schlagwort ausgegeben, man müsse nicht blos volksthümliche Kunstobjecte sammeln, sondern auch das ganze eigenartige Leben des Volkes erhalten und sogar restauriren. Das wurde in Wort und Schrift gepredigt und auf zahlreichen Localausstellungen, von denen die erste in Němčice bei Prossnitz im Jahre 1887 stattfand, praktisch bethätigt, indem überall die Volkstänze, Feste, Sitten und Gebräuche vorgeführt wurden.

Von Böhmen und namentlich von Mähren aus griff die ganze ethnographische Bewegung auch nach Ungarn hinüber und schon im Jahre 1887 veranstaltete der Frauenverein „Živena" in Thurocz-St. Martin die erste Ausstellung der ungarisch-slovakischen Stickerei und Strickerei.

Das Interesse für einheimische Ethnographie war also schon gründlich vorbereitet, bevor die allgemeine Jubiläums-Landesausstellung des Königreiches Böhmen im Jahre 1891 zu Stande kam. Dieselbe sollte bekanntlich an die erste Industrieausstellung auf dem Continente erinnern, die anlässlich der Krönung Leopold II. zum König von Böhmen veranstaltet wurde, und die Fortschritte Böhmens im Laufe der letzten hundert Jahre zur Anschauung bringen. Durch die Abstinenz der Deutschen wurde sie unwillkürlich zu einer nationalböhmischen, war aber in erster Linie eine Industrie- und Gewerbeausstellung. Allerdings hatte sie zwei Annexe, ein Bauernhaus und eine „retrospective Abtheilung", und aus diesen beiden entwickelte sich die heurige ethnographische Ausstellung.

Das Bauernhaus wurde von einem Kreis von Freunden der Volkskunde im Stile der nordostböhmischen Bauten, die nach den Studien des jungen Malers J. Prousek am meisten bekannt waren, errichtet und mit Hausgeräth, mit Figurinen, Trachten und weiblichen Handarbeiten aus allen Theilen Böhmens angefüllt. Und siehe da! Nebst dem Industriepalast zog die Besucher nichts so sehr als die česká chalupa. Die städtische und die ganze intelligente Bevölkerung überhaupt betrachtete dieselbe mit einer gewissen Pietät und sagte sich: aus solchen Hütten sind die besten Männer unseres Volkes hervorgegangen! So mancher Prager und sonstiger Städter dachte dabei auch an die Herkunft seiner eigenen Vorfahren. Ganz merkwürdig war aber die Wirkung auf die Bauernbevölkerung, die ja auch aus allen Gauen Böhmens, Mährens und Schlesiens herbeiströmte, denn nur dank diesem allgemeinen Interesse konnte es die damalige Ausstellung auf fast drittehalb Millionen Besucher bringen. Die Leute waren ganz verwundert, als sie sich selbst, ihr Heim und sein Inneres ausgestellt fanden, schüttelten aber doch den Kopf und meinten: o, das ist bei uns nicht so, da fehlt das und jenes, von jenen Sachen dort haben wir viel mehr, viel schönere und ältere u. s. w. Solche Gespräche hörten, wie ich selbst, noch viele Leute, aber es musste doch der richtige Mann kommen, der daraus die entsprechenden Schlüsse zog. Das war der Director des Nationaltheaters Fr. Šubert, der sich auch ein Jahr darauf als ein Mann von Initiative und Energie erwies, indem er nach schweren Kämpfen und auf ein grosses persönliches Risico hin das Nationaltheater auf die Wiener Musik- und Theaterausstellung brachte und damit erst der „Verkauften Braut" den Weg in die Welt öffnete. Als er die Anziehungskraft des Bauernhauses bemerkte, ging er jeden Tag hin, um seine Beobachtungen fortzusetzen, und so reifte in ihm der Gedanke: wie wäre es, wenn wir treu nachgemachte Bauernhäuser aus allen böhmisch-slavischen Gegenden bauten, ausser den Stickereien, Trachten und Hausgeräthen auch das ganze anthropologische, sprachwissenschaftliche, sociologische, musikalische und überhaupt künstlerische Material vereinigten, mit einem

Worte, wäre es nicht möglich, eine grosse ethnographische Ausstellung zu veranstalten? Dieser Gedanke fesselte ihn umsomehr, als er sich nach einiger Umschau überzeugte, dass bisher auf keiner Ausstellung das ganze Leben eines Volkes zur Darstellung gebracht wurde. Als Muster schwebte ihm vor Augen nur das nordische Museum in Stockholm und der dazu gehörige Skånsen im Djurgården und das Museum des Grafen Dzieduszycki in Lemberg, das auch viele folkloristische Gegenstände enthält. Ich weiss nicht, ob Director Šubert specielle ethnographische Studien gemacht hat, aber das Eine ist gewiss, dass er sich als dramatischer Schriftsteller und als Leiter einer dramatischen und Opernbühne angezogen und verpflichtet fühlte, das Volksleben genau zu studiren, und dass er es verstand, seinen Gedanken die richtige Form zu geben: er war und blieb die Seele des ganzen Ausstellungsunternehmens, seine Ideen drangen in ihren Grundzügen zuletzt überall durch und wie weit seine Einflussnahme selbst auf Details ging, zeigt der Umstand, dass er auch den Massstab der Bauernhausmodelle bestimmte.

Šubert sendete zuerst an hervorragende Männer des öffentlichen Lebens, an Gelehrte, Künstler und die wichtigsten Institute ein Programm seines Vorhabens und fand auf allen Seiten begeisterten und lebhaften Wiederhall, denn eine Ergänzung der Jubiläumsausstellung, über deren Gelingen man bereits frohlocken konnte, wurde allgemein als erwünscht betrachtet. Ueberdies stellte es sich heraus, dass ganz um dieselbe Zeit zwei junge Gelehrte, Niederle und Zíbrt, die sich zuvor in München, Paris, London, Berlin, Petersburg und Moskau, einer auch in Wien, mit den ethnographischen Museen und folkloristischen Studien bekannt gemacht hatten, die Herausgabe des „Český Lid" vorbereiteten, ohne von Šubert's Vorhaben etwas zu wissen, wie dieser seinerseits von dem ihrigen keine Ahnung hatte. Ein schönes Beispiel, wie zeitgemässe Ideen von verschiedenen Personen gleichzeitig irgend einer Verwirklichung entgegengeführt werden können! Am 26. Juli kam im Prager Altstädter Rathhause trotz der drückenden Hitze eine grosse Versammlung von Freunden des neuen Unternehmens zu Stande, welcher Šubert in einer Resolution die Veranstaltung einer ethnographischen Ausstellung im Jahre 1893, die Gründung eines ethnographischen Museums aus den Objecten derselben, die Herausgabe einer ethnographischen Encyklopädie des böhmisch-slavischen Volkes auf Grund der Ausstellung und der Sammlungen des Museums und zu diesem Zwecke die Gründung einer ethnographischen Gesellschaft vorschlug. Die Vorbereitungen wurden gleich von einem Haupt- und von einem Executivcomité in die Hand genommen. Am 12. September erschien ein von der Dichterin Eliška Krasnohorská verfasster Aufruf, aus dem sehr stark die alten romantischen Ideen vom Volksthum herausklingen, die aber den grossen Massen entschieden am meisten verständlich waren.

Wenn wir das Programm der Ausstellung in's Auge fassen, so müssen wir zuerst mit einigen Worten den Namen derselben erklären, der ja auch Gegenstand von Erörterungen war. Die ganze slavische Bevölkerung vom Böhmerwald bis weit in die Tatra hinein ist ethnisch unbedingt eine Einheit und war es bis in die Vierziger-Jahre auch culturhistorisch, denn erst um diese Zeit lösten die Slovaken ihre literarische Gemeinschaft mit den Böhmen. Die gemeinsame Schriftsprache und Literatur wurde mit dem Adjectiv česko-slovenský (= čechisch-slovakisch) bezeichnet und dem entsprach ursprünglich der Ausdruck „böhmisch-slavisch", denn in Ungarn verstand man unter Slaven speciell die Slovaken. Im Laufe der Zeit wurde dieser Sinn ziemlich vergessen und es bildete sich die Meinung aus, „slavisch" sei nur eine nähere Bestimmung des Ausdruckes „böhmisch", der ja Missverständnisse hervorrufen kann. Das gleiche Malheur hat man jedoch auch mit dem slavischen Ausdrucke český, welcher ebenso nicht blos čechisch, sondern auch böhmisch bedeutet, und so entwickelte sich im Gefolge des deutschen Compositums ein slavisches česko-slovanský, dessen wörtliche Wiedergabe mit čecho-slavisch also ein Pleonasmus ist. Wenn man schon die fremden Ausdrücke in die deutsche Sprache einführen will, so sind nur čechisch, eventuell čecho-slovakisch am Platz. Am besten ist es jedoch in solchen Fragen, die eines politischen Beigeschmackes nicht entbehren, den Spruch zu beherzigen: Quieta non movere. Dieser Anschauung huldigt übrigens unsere Verfassung und der officielle Gebrauch, ebenso wie bezüglich der Namen ungarisch, ruthenisch, kroatisch. Die Ausdrücke „lingua bohemica", beheimische oder böhmische Sprache haben im Laufe der Jahrhunderte Niemanden irre gemacht und die Wiener Bevölkerung richtet ihre Witze und Bemerkungen noch immer gegen den Böhm, trotzdem sie in den meisten Blättern nur von Čechen liest. Eine böhmische Sprache ist aber ausserhalb Böhmens natürlich ebenso möglich wie eine deutsche, italienische, rumänische oder serbische ausserhalb der betreffenden Staaten.

Das Programm der Ausstellung wurde bis zum 10. October 1894, wo das zur Ausführung Gebrachte definitiv festgesetzt wurde, mehrere Male verrückt. Die Folkloristen und auch Šubert wollten ursprünglich nur die Landbevölkerung als den conservativen Theil des Volkes zur Darstellung bringen, dieses allerdings nach jeder Hinsicht. Für das „Volk" in diesem Sinne hat die böhmische Sprache den Ausdruck lid, für Volkskunde lidopis, aber man blieb doch bei národopis, was eine alte Uebersetzung von Ethnographie ist und einen weiteren Umfang hat, da národ ungefähr dem Begriff „Nation" entspricht. Nach vielen Berathungen wurde das Programm auch auf die niedere städtische Bevölkerung, hauptsächlich auf die Gewerbetreibenden und die Arbeiter, dann aber sogar auf die ganze Nation ausgedehnt, um endlich wieder hauptsächlich auf die Landbevölkerung und die Arbeiterschaft, deren socialdemokratischer Theil jedoch zuletzt die Betheiligung ablehnte, reducirt zu werden. Man wollte schrecklich wissenschaftlich sein, aber auch praktische Gründe sprachen gegen eine zu grosse Ausdehnung des Unternehmens unmittelbar nach der allgemeinen Landes-

ausstellung. Das ganze Volk sollte in einer vierten Gruppe, die den drei folkloristischen angegliedert ward, repräsentirt sein; diese „culturhistorischen Abtheilungen" wurden ausdrücklich als Zuthaten bezeichnet, obwohl sie meist (z. B. die kirchliche, die juridische, die der bildenden Künste) innige Beziehungen zu den folkloristischen Gruppen hatten. Eine fünfte der modernen Industrie gewidmete Gruppe fand nur aus finanziellen Gründen Aufnahme und selbst da wurde auf die überwiegend nationalen Industriezweige Rücksicht genommen. Wer daher den Pragern über die Begriffe Ethnographie oder Volkskunde ein Licht aufstecken wollte, würde Eulen nach Athen tragen und müsste sich zuerst über die unzähligen Debatten orientiren, die darüber im Comité und in seinen Sectionen, in Versammlungen, auf Congressen und in der periodischen Literatur geführt wurden: eine Vorsicht, die auch bezüglich anderer Fragen geboten ist. Das Material ist bis zu einem gewissen Grade ziemlich zugänglich und könnte für sich den Gegenstand eines sehr belehrenden Aufsatzes bilden. Ich constatire blos kurz und mit Befriedigung einen ziemlichen Sieg der Thatsache, dass Völker lebendige, sich in fortwährender Entwicklung befindliche und höchst complicirte Organismen sind, über den Doctrinarismus und über praktische Schwierigkeiten. Der Ausstellung gereichte das nur zum Vortheil und ihr Zweck war einfach, zu zeigen: 1. das ist der Kern des böhmischen Volkes am Ende des XIX. Jahrhunderts; 2. das ist und war das böhmische Volk in geistiger Hinsicht als Ganzes. Das sollte dem böhmischen Volk zur Belehrung und Selbsterkenntniss, fremden Völkern zur Aufklärung, der Wissenschaft aber als möglichst vollständige Materialsammlung dienen.

Zur Durchführung dieses Programmes gehörte viel Wissen und Können, Fleiss, Ausdauer und Opferwilligkeit im Prager Comité, das allein über 200 Sitzungen abhielt, und in seinen 33 Subcomités und Sectionen. Wie wenig verlockend diese Arbeit war, zeigt der Umstand, dass von den ursprünglichen Mitgliedern des Executivcomités nur drei bis zur Ausstellung ausharrten (von den übrigen war nur einer aus dem Leben geschieden). Doch alle Umsicht und Thätigkeit des Prager Comités, dem allerdings die ganze Presse und seit 1893 ein vierzehntägiges Correspondenzblatt behufs Agitation und Belehrung zur Verfügung stand, hätte das Werk, ein ganzes Volk darzustellen, nicht vollbracht, wenn ihm dieses Volk selbst nicht zu Hilfe gekommen wäre. In der Organisation der Vorarbeiten wurde in der That Grossartiges geleistet und die „ethnographische Bewegung" wurde so sehr popularisirt, dass in jedem Localblättchen die Abkürzungen NVČ, NMČ und NSČ als Bezeichnungen für die Ausstellung, das Museum und die ethnographische Gesellschaft als selbstverständlich hingenommen wurden. In Böhmen allein gab es 154 Localcomités, in Mähren 47, in Schlesien 4, in Amerika theilten sich in die Arbeit ein Comité der „freisinnigen" und eines der „katholischen" Vereine. Von diesen 209 Comités waren jedoch mehrere nach Art des Prager in Fachsectionen getheilt oder hatten kleinere Localcomités in den Dörfern. So hatte z. B. das Comité in Hořic Sectionen für Anthropologie, Literatur, Musik, Architektur, Kunst, Hausgeräth und Geschirr, Studienwesen und sociale Zustände und natürlich auch für Finanzen und für das Photographiren der Menschen und Gegenstände. Dieser einzige Gerichtsbezirk mit einem Flächenraum von 254·8 km² und 30.499 Einwohnern hat sein ethnographisches Material in einem umfangreichen, klein gedruckten und wunderschön ausgestatteten Werk (Národopisný Sborník okresu Hořického. V Hořicích 1895. Lex.-8°, 423 + 4 S. nebst Beilagen) herausgegeben, in dem uns in weiteren Kreisen ganz unbekannte, aber tüchtige Arbeiter entgegentreten. In ähnlicher Weise wurde in vielen Bezirken gearbeitet und stehen noch weitere Publicationen in Sicht. Die Zahl der Localcomités erreichte die höchste Ziffer wohl im Bezirke Pardubic, wo es ihrer 30 gab. Die meiste Arbeit leisteten auf dem Lande die Lehrer, Geistlichen und Studenten.

Viel trugen zur Popularisirung der Ausstellung unzählige Vorträge bei, von denen die Studenten allein bei 1400 gehalten haben sollen. Die wichtigste Vorbereitung bildeten jedoch die Localausstellungen, von denen es von 1892 bis Mai des heurigen Jahres im Ganzen 175 gab, mit den schon vorher abgehaltenen zusammen über 200. Manche von diesen Ausstellungen — die in Königgrätz im Jahre 1894 wurde an einem Tage von 53.000 Besuchern besichtigt — nahmen einen grossen Umfang an und waren so gut organisirt, dass sie geradezu zum Muster für die Prager wurden. Natürlich erschienen auf den meisten Ausstellungen Delegirte des Prager Comités, um Studien zu machen, Rathschläge zu geben und die für die Prager Ausstellung erwünschten Objecte auszuwählen. Für Fachmänner ist es wichtig, zu wissen, dass nach Prag doch nur der zehnte, höchstens der achte Theil des schon früher Ausgestellten gekommen ist, so dass sehr werthvolle Objecte, über die man sich aus den Ausstellungsberichten orientiren kann, in Localmuseen oder bei Privatbesitzern zu suchen wären. In Verbindung mit den grösseren Ausstellungen und auch unabhängig davon wurden dreizehn ethnographische Congresse abgehalten. Interessant ist es, dass sich dieselben auch mit der Frage beschäftigen mussten, wie man dem Aufkaufen werthvoller Gegenstände durch Agenten steuern soll. Als sehr praktisch erwies sich das Mittel, dass man bei solchen Objecten, wenn sie nicht in festen Händen waren, auf den Ausstellungen die Besitzer nicht nannte. Diese localen Vorarbeiten hatten allerdings auch eine Schattenseite, indem ihre Arrangeure häufig bezüglich der Installirung des von ihnen gelieferten Materials in Prag Specialwünsche geltend machten, die öfters berücksichtigt werden mussten, so dass darunter die Systematik der Ausstellung Schaden litt. An manchen Orten erlahmte die Thätigkeit der Localcomités nach Veranstaltung ihrer Ausstellung, so dass es von Prag aus vieler Mahnungen bedurfte, um sie wieder zum Leben zu erwecken.

Als besonderes Verdienst muss dem Comité die ziemlich reichhaltige Sammlung des Materials aus Ungarn angerechnet werden. Die meisten Besucher der Ausstellung hatten davon keine Ahnung, wie schwer

das zu erreichen war. Erstens musste man tactvoll jeden Schein einer Annexionslust gegenüber den Slovaken selbst vermeiden, denn bekanntlich sind die einzelnen slavischen Nationalitäten, mögen sie sich noch so nahe stehen, nicht frei von Eifersucht gegen einander. Zweitens war in Ungarn jede öffentliche Propaganda für die Ausstellung eine Unmöglichkeit, Gemeinden und Corporationen konnten sich an derselben nicht betheiligen und auch für Private war das nicht rathsam. In Folge des Lärmes der Budapester Blätter war doppelte Vorsicht am Platze, denn das Ausstellungscomité wollte der ungarischen Regierung absolut keinen Anlass zu Reclamationen bei der österreichischen geben. Die meisten Objecte wurden daher unter der slovakischen Bevölkerung durch Vermittlung von Einheimischen aufgekauft, aber selbst von diesen verfielen einige bei der Absendung der Confiscation. Es muss jedoch zur Ehre der ungarischen Ethnographen, Culturhistoriker und Publicisten constatirt werden, dass sie die Prager Ausstellung gründlich in Augenschein nahmen und ihr, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass daselbst von irredentistischen Gelüsten nichts zu merken ist, ihre volle Bewunderung zollten, speciell der Vollständigkeit und Schönheit der slovakischen Abtheilung. Sie gaben ihren Meinungen auch öffentlich Ausdruck und ein Feuilletonist des „Pester Lloyd“ (Nr. 210) ging sogar so weit, dass er den Organen der Millenniums-Ausstellung auf's Dringendste empfahl, den ganzen slovakischen Theil der Prager Ausstellung ihrer ethnographischen Abtheilung in Budapest einzuverleiben. Besonderer Werth wurde mit Rücksicht auf die vielen gemeinsamen Beziehungen zwischen Böhmen und Ungarn und auf die Prager culturhistorischen Abtheilungen gelegt.

Es wäre ungerecht, wenn man noch andere Schwierigkeiten verschwiege, mit denen die Ausstellung zu kämpfen hatte. Ursprünglich war sie bereits für das Jahr 1893 geplant, weil man nicht blos die allgemeine Freude über das im Jahre 1891 gelungene Werk, sondern auch die damaligen Gebäude und Installirungsarbeiten ausnützen wollte. Da sich jedoch die Bewilligung einer Subvention des Landtages und der Stadt Prag, ohne welche die Ausstellung unmöglich war, da ihr hauptsächlich das nöthige moralische Ansehen gefehlt hätte, in die Länge zog, so wurde sie auf das Jahr 1894 angesetzt und endlich auf 1895 verschoben, weil im Jahre 1893 der Landtag von Böhmen vor der Budgetberathung geschlossen werden musste. Diese Verschiebungen und sonstige Schwierigkeiten, die meist in der Trübung des politischen Horizontes in Böhmen ihren Grund hatten, brachten es mit sich, dass viele Ausschussmitglieder, Localcomités und sonstige Mitarbeiter den Muth sinken liessen und dass begeisterte Anhänger des Unternehmens, namentlich Fachgelehrte, die sich zum Theile auch in administrativer Hinsicht schlecht bewährten, an die Möglichkeit eines Erfolges gar nicht mehr glaubten. Ein grosser ethnographischer Congress musste noch am Wenzelstage des Jahres 1894 nur zu dem Zwecke abgehalten werden, um allen Gerüchten, dass die Ausstellung im Jahre 1895 nicht stattfinden werde, ein Ende zu machen. Der Landtag von Mähren lehnte zwar nicht im Budgetausschusse, wohl aber im Plenum eine Subvention ab und die Verhältnisse brachten es leider mit sich, dass der Staat das Gleiche that, trotzdem Director Šubert in dem von ihm verfassten Memorandum ganz richtig betont hatte, dass die Prager Ausstellung zugleich eine Vorbereitung für eine künftige allgemeine österreichische sei. Der Adel blieb in Folge dieser Haltung der Regierungskreise und aus anderen Gründen passiv; aber es wird ihm als Verdienst angerechnet, dass er wenigstens die Gewährung einer Landessubvention (fl. 62.000) nicht verhinderte. Es war sogar schwer, entsprechende Aristokraten an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Zum Präsidenten des Comités musste man zuletzt einen jungen und wenig bekannten Cavalier, den Dr. jur. Vladimir Grafen Lažanský, wählen, der sein Amt seit dem Jahre 1892 in vorzüglicher Weise versah und heute wohl der populärste Mann in den böhmischen Ländern ist. Als Protector der Ausstellung fungirte aber der Bürgermeister von Prag. Ohne eine Absicht der Arrangeure wurde daher die Ausstellung zu einer ausserordentlichen Kraftäusserung des Volkes, das sie zu veranschaulichen hatte. Nicht blos die Arbeit wurde überwiegend von Männern des Volkes und vom Volke selbst geleistet, sondern auch die bedeutenden Kosten (über eine Million Gulden) wurden von demselben gedeckt.

Die Ausstellung brachte es in 162 Tagen auf 2,065.285 zahlende Besucher. Das Geheimniss, wie das erreicht werden konnte, verdiente auch, studirt zu werden. Es wäre falsch, wenn man diesen riesigen Erfolg hauptsächlich der nationalen Begeisterung zuschreiben wollte. Diese spielte dabei gewiss eine grosse Rolle und äusserte sich namentlich in der Veranstaltung von Massenausflügen aus allen Gegenden; aber das böhmische Volk ist zu nüchtern, praktisch und namentlich zu sparsam, als dass es sich auf die Dauer in die Taschen greifen und sich vom Schein blenden liesse. Die Hauptsache waren doch die geistige Nahrung und die geistigen Genüsse, die es auf der Ausstellung fand. Da waren Congresse aller Berufsstände, Vorträge, Masseenbesuche mit Erklärungen, Concerte, auf denen vor Allem die einheimische Musik zu Ehren kam, Vorstellungen alter Komödien und studentischer Gebräuche in Altprag, Puppentheater im Dorfe, volksthümliche Musik, Gesang und Tänze, überall Kinderspiele, Vorführungen der Hochzeiten, Feste, Sitten und Gebräuche aus allen Gegenden. Am stolzesten repräsentirten sich auch da die Mährer, die um den 15. August in der Zahl von 4000 Personen mit ihren Rossen und Wagen in Prag anlangten. Auch in historischen Festzügen Originelles zu leisten, ist gelungen. Partien mit lebenden Schachfiguren haben zwar Engländer und Amerikaner schon versucht, aber in Prag führte man unter Begleitung altböhmischer Chorale und eigens dazu componirter Märsche den populärsten König Georg von Podiebrad gegen den König Mathias Corvinus in getreuen Costümen der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Das Rössel repräsentirten Cavallerieabtheilungen, den Thurm Kriegswagen u. s. w. Diese Requisiten sind bereits nach Buda-

pest für die Millenniums-Ausstellung verkauft worden, wo wohl der König von Böhmen mattgemacht werden wird.

Ein Bild der Ausstellung wird in dem Prachtwerke „Národopisná výstava českoslovanská v Praze 1895“ (herausgegeben vom Executivcomité und von der ethnographischen Gesellschaft unter Mitwirkung der böhmischen Schriftsteller und Künstler, Prag, bei J. Otto) der Nachwelt erhalten bleiben. Dauernder wird sie jedoch durch ihre Anregungen, die sie für weiteres Sammeln und Suchen gegeben hat, und durch die Institutionen, die durch sie in's Leben gerufen worden sind, auf künftige Geschlechter wirken. Die böhmisch-slavische ethnographische Gesellschaft (národopisná společnost československá) wurde im Jahre 1891 nicht activirt, da man alle Kräfte der Ausstellung widmen wollte und im „Český Lid“ ohnehin ein wissenschaftliches Organ für alle Freunde der Volkskunde vorhanden war. Als jedoch der Ausnahmszustand über Prag verhängt wurde, zitterte das Ausstellungscomité um seine Existenz, organisirte am Wenzelstage (28. September) 1893 sofort die Gesellschaft und setzte sie als seine eventuelle Erbin ein. Die Gefahr ging jedoch bald vorüber und so wurde ihre Thätigkeit wieder eingestellt und erst heuer definitiv begonnen. Ein grosses Verdienst würde sie sich erwerben, wenn sie in der That die Herausgabe einer Encyklopädie über das böhmisch-slavische Volk in Angriff nähme.

Ein besonderes Glück hatte das Comite bisher mit dem ethnographischen Museum. Es rechnete darauf, dass eine grosse Menge der Ausstellungsgegenstände sofort durch Schenkungen oder durch Kauf erworben werden könnte. Schwierig gestaltete sich nur die Frage, wo dieselben unterzubringen wären. Man dachte an das einstige Schicksal des jetzigen Museums für das Königreich Böhmen, das durch viele Jahre in den adeligen Palais untergebracht war. Man fasste auch jetzt die leerstehenden in's Auge und hatte beim ersten Anklopfen einen bedeutenden Erfolg. Graf Ernst Sylva-Tarouca und seine Frau, eine geborene Nostitz, überliessen dem Comité bereitwilligst ihr schönes, am Graben gelegenes Nostitz'sches Palais auf 10 Jahre unentgeltlich und verknüpften damit für immer ihren Namen mit einem neuen Unternehmen, das nicht blos dem böhmischen Volke, sondern auch unserem Vaterlande zur Ehre und der Wissenschaft zum Nutzen gereichen wird. Schon nach Schluss der Ausstellung war mehr als die Hälfte der Gegenstände, darunter 144 Figurinen, 104 Bautenmodelle und eine Anzahl Interieurs, im Besitze des Museums. Dasselbe soll streng folkloristisch sein, damit es dem Museum für das Königreich Böhmen und dem Prager städtischen Museum keine Concurrenz mache. Die Scheidung wird gewiss nicht immer leicht sein, aber diese Beschränkung ist begreiflich und löblich. Zum Museum dürfte auch das böhmische Dorf gehören, das wenigstens zum Theile erhalten bleiben dürfte. Ausserdem werden der Ausstellung ihre Entstehung zu verdanken haben: ein Museum für nationale Kunst, ein pädagogisches und ein Sokolmuseum (Turnvereine) und eine volkswirthschaftliche Gesellschaft.

Ich möchte noch ein paar Bemerkungen machen, die für die Kreise der Anthropologischen Gesellschaft von Interesse sind. Man konnte auf der Prager Ausstellung auf verschiedenen Gebieten beobachten, wie eigentlich das „Volk“ schafft. Dass auch da immer einzelne besonders begabte Individuen bahnbrechend wirken, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Z. B. gibt es in verschiedenen Gegenden besonders geschickte Stickerinnen und Spitzenklöpplerinnen, zu denen weit aus der Umgebung junge Mädchen vor ihrer Verheiratung kommen, um ihre Kunst zu lernen. Beachtenswerth ist es auch, dass die Schreiber der Cancionale, Gebetbücher, Briefe u. s. w. sich für ihre Illustrationen derselben Ornamente bedienen, wie wir sie auf den Stickereien, Ostereiern und bei Wandmalereien finden. Schöne Muster für alles das bietet namentlich Mähren. Es wurde auch constatirt, dass noch immer neue Tänze, Volkslieder und Melodien unter dem Volk entstehen. Allein um Reichenau herum wurden 102 Tänze aufgefunden und das neue Sammeln der Volkslieder ergab in vier Jahren ganz unerwartete Resultate. Wenn man bedenkt, dass heute so manches böhmische Städtchen sein Localblatt hat — im Ganzen gibt es ungefähr 530 periodische Schriften in böhmischer Sprache —, so muss man wirklich staunen, dass es noch Dichter und Dichterlinge gibt, die ihr Licht unter den Scheffel stellen und nicht zum Mindesten für ihre Gegend den Ehrgeiz literarischen Ruhms anstreben.

Eine ungemein grosse Ueberraschung hat die Ausstellung mir und gewiss auch anderen Slavisten gebracht, indem sie zeigte, dass es auch bei den Slovaken noch Reste der Hauscommunion gibt, die bei den Kroaten und Serben noch stark fortlebt und in ihren Resten auch in Westbulgarien nach der Befreiung durch Erbschaftsprocesse und durch sie verschuldete Todtschläge, wie mir Herr Prof. K. Jireček mittheilt, bekannt geworden ist. Der Bauerngrund aus dem Dorfe Čičmany im Trenčiner Comitat, woher die überall bekannten Glaswaarenhausirer kommen, belehrte uns, dass daselbst in einem ganz abgeschlossenen Gebirgsthal die Menschen noch recht patriarchalisch leben. Der unbewegliche Familienbesitz ist gemeinschaftlich und untheilbar, nur der Geldgewinn wird alljährlich gleichmässig vertheilt, die Söhne, die mit dem 24. Lebensjahre Mitbesitzer werden, bleiben im Hause und müssen sich eine Gefährtin suchen, damit eine neue Arbeitskraft in's Haus einziehe; als Familien- oder richtiger Stammesoberhaupt fungirt das älteste oder ein gewähltes Mitglied. Dieses Amt ist gar nicht beliebt, weil es viel Sorgen schafft. Für alle ihre Bedürfnisse sorgen die Leute noch selbst und sogar die Männer gehen, wenn sie ihre Nachbarn besuchen, mit einer Spindel daher und arbeiten also auch auf dem Wege, wie z. B. die Kroatinnen. Ein junger slovakischer Architekt, D. Jurkovič, der uns von diesen patriarchalischen Zuständen berichtet, ist davon ganz entzückt, aber er hat den Leuten doch etwas vorzuwerfen: ihren zu grossen Kleiderluxus; einer Braut, die ja nur Geld und Kleider mitbekommt, sind 20 Anzüge gar nicht zu

viel. In unsere Sprache umgesetzt, heisst das: der primitive Mensch sucht durch das wenige Privateigenthum, das er besitzt, zu glänzen und dasselbe nach Möglichkeit zu vermehren.

Ein zweites Beispiel, dass sich die Menschen gleich sind und gleich bleiben, ist hoch modern. Die Schwäche der Amerikaner für Dinge, die sie nicht haben, wie für Aristokratie, Titel, Militär u. ä., ist wohl bekannt. Es ist merkwürdig, wie sich diese Liebhabereien bei den Einwanderern ausbilden. Von den Polen weiss ich, dass sie mit Feuereifer Soldaten spielen und dass in Amerika das Heer Kościuszko's in allen seinen Waffengattungen weiter lebt. Bei den Böhmen, die gewiss als gute Demokraten nach Amerika kommen, finden wir etwas Anderes, was mich sehr überrascht hat. Während wir in Europa uns schon ordentlich in der Geschichte umsehen müssen, um zu erfahren, welchen Ursprung gewisse Orden, wie die Malteser, Johanniter u. s. w., haben und ihre Uniformen gar wenig kennen, stellen uns die amerikanischen Böhmen, also Demokraten zweiter Potenz, glänzende Uniformen ihrer zahlreichen Orden aus und so schöne Ordensabzeichen, dass neben ihnen die Mehrzahl derjenigen, welche die europäischen Staatsoberhäupter vertheilen, zum Mindesten mit Bezug auf Grösse und äusseren Glanz sehr zurückbleiben.

In socialer Hinsicht war auch höchst interessant die Abtheilung „die böhmische Frau". Unser gefeierter Chirurg dachte wohl wenig an seine Heimat, als er seine berühmt gewordene Broschüre schrieb. Nun ist die Böhmin gewiss das Muster einer guten Mutter, Hausfrau und Köchin. Woher kommt nun die äusserst rege Betheiligung am geistigen und öffentlichen Leben, wie brachte es in Oesterreich Prag zuerst dazu, Abiturientinnen eines weiblichen Gymnasiums auf die Universität zu entsenden und die Frauenfrage überhaupt in Fluss zu bringen? Die Ausstellung sagt uns klar, dass der Begründer der auf Frauenbildung gerichteten Bewegung und der Schöpfer der Frauenfrage in Böhmen der bereits erwähnte V. Náprstek ist, der nicht blos die erste Nähmaschine in sein Vaterland brachte, sondern auch amerikanische Ideen. Schon im Jahre 1865 gründete er mit der Schriftstellerin K. Světlá den „Česko-americký klub dam" und öffnete seine reiche Bibliothek hauptsächlich den Frauen. Náprstek's Grundsatz war: jede Frau soll sich so viel allseitiges Wissen und praktische Fertigkeit aneignen, um sich selbst ernähren zu können. Zahlreiche Schriftstellerinnen und Philanthropinnen wirkten in seinem Geiste, in neuester Zeit kam noch der Einfluss der russischen und nordischen Literatur hinzu und wie überall die sich immer schwieriger gestaltende Existenzfrage der Frauen.

Zum Schluss möchte ich erwähnen, dass die eigentliche wissenschaftliche Arbeit auf Grund der Ausstellung und der Objecte des neuen Museums auch für die böhmischen Gelehrten erst jetzt beginnt. Dass dieselbe mit dem gleichen Eifer und Fleiss wie bisher und ebenso mit Sachkenntniss und Ernst in Angriff genommen werden wird, bin ich fest überzeugt. Schon während der Ausstellung sind recht tüchtige Kritiken über einzelne Theile derselben erschienen, wobei die Mängel (z. B. des Dorfes) gehörig hervorgehoben wurden. Gegen ein Ueberhandnehmen der romantischen Anschauungen über das Volksthum in den wissenschaftlichen Arbeiten und auch im Leben — einige deutsche Publicationen, speciell Vilimek's „Führer" waren ziemlich ungeschickt verfasst — ist im Lande genug Kritik und Abwehr seit Jahren vorhanden. In dieser Hinsicht möchte ich daher fremden Gelehrten rathen, sich mit einer Bekämpfung derselben, wenn sie ihnen begegnen, nicht viel abzugeben. Eine grössere Wechselwirkung zwischen den böhmischen Gelehrten und den fremden, speciell den deutschen, ist jedoch im beiderseitigen Interesse ausserordentlich erwünscht. Die sprachlichen Schwierigkeiten mögen dadurch behoben werden, dass sich die böhmischen Gelehrten entschliessen, für kürzere Mittheilungen ihrer Forschungen in deutscher Sprache selbst zu sorgen, die deutschen aber überdies durch Anknüpfung persönlicher Beziehungen von dem Kunde zu erlangen suchen, was in böhmischer Sprache über diese oder jene Frage geschrieben worden ist, damit sie sich keinen unnöthigen Polemiken aussetzen. Die vollständige Vernachlässigung der slavischen Sprachen, die in Oesterreich grösser ist als in Deutschland, ist allerdings für die Dauer auch nicht haltbar. Das Vergleichen des böhmischen Volkes mit seinen Nachbarn, speciell mit den Deutschen und Ungarn, wird gewiss ganz hübsche Resultate bringen, wobei man allerdings sehr auf Details wird eingehen und grosse Vorsicht üben müssen. Ich möchte einen praktischen Wink geben, den ich noch nirgends beachtet finde. Man studire vor Allem, was die Völker selbst auf ihren Sprachgrenzen als national betrachten, womit sie selbst ihren Unterschied von den Nachbarn charakterisiren. Z. B. gibt es Gegenden in Böhmen, wo die Deutschen keine Erntefeste haben (Nordböhmen) oder dieselben nach dem Böhmischen „Wobschinken" (obžinky) nennen (um Pilsen). An der Sprachgrenze in Steiermark wird von den Slovenen das Johannisfeuer als slavisches Erbgut angesehen. Man sieht jedoch, dass die Slaven in beiden Fällen einst allgemein übliche Bräuche nur länger erhalten haben.

Das ganze böhmisch-slovakische Volk ist aber auch als Ganzes an sich für Ethnographen und Culturhistoriker ungemein interessant, denn es wird kaum ein zweites Volk von ungefähr acht Millionen Seelen geben, bei dem auf einem verhältnissmässig kleinen Territorium auf dem Wege von Westen nach Osten, den die allgemeine Cultur wandert, so sehr alle möglichen Culturabstufungen vorhanden sind. Eine Menge allgemeiner und specieller Probleme kann da genau studirt werden, da das erforderliche Material vorliegt oder leicht zu beschaffen sein wird. Wie schön passt z. B. zu den ethnographischen Resultaten bezüglich der Bauten, Trachten, Sitten und Gebräuche folgende Thatsache, über die man sich im Pavillon der Elementarschulen, einem der interessantesten und sorgfältigst geordneten der ganzen Ausstellung, Belehrung holen konnte: die Zahl der einclassigen Volks-

schulen beträgt in Böhmen 18·5%, in Mähren 41·5%, in Schlesien 56·3%, in der Slovakei in Ungarn 88%!

Das allgemeine Urtheil wird allerdings lauten, dass das böhmische Volk eigentlich zu viel Cultur habe; doch darüber wird es nicht unglücklich sein, speciell wenn ihm dies deutsche Gelehrte nachweisen. Für eine Anerkennung seines unleugbaren Kunstsinnes, seiner künstlerischen Fertigkeit, des Fleisses und der tüchtigen Arbeit bleibt genug Raum übrig. Die slavischen Völker wollen auch nicht blos für solche Ethnographen interessant sein, denen nur primitive und überlebte Zustände von Wichtigkeit sind, sondern fühlen den Drang und die Kraft in sich, an dem geistigen Wettkampfe der Culturnationen theilzunehmen und in die allgemeine Cultur, die ja ein Werk der Jahrtausende und aller Völker ist, das Ihrige hineintragen. Speciell Böhmen war bekanntlich immer ein bedeutender Culturherd in Mitteleuropa, dem direct deutsche, italienische, französische, spanische, holländische und englische Einflüsse neues Feuer zuführten. Bei der Beurtheilung seiner heutigen Zustände darf man nicht blos an seine mächtige Industrie und an sein Eisenbahn- und Strassennetz, das dem französischen und belgischen fast gleichkommt, denken, sondern muss sich auch vor Augen halten, dass Prag eine Residenzstadt war, die erste Universität und Technik in Mitteleuropa, das erste Conservatorium und die erste Schule für bildende Künste in der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte. Darüber zu streiten, dass diese Anstalten in der Vergangenheit überwiegend lateinisch oder deutsch waren, wäre ebenso müssig, wie wenn man die mittelalterliche und neuere lateinische Poesie und wissenschaftliche Literatur aus der Geschichte der Civilisation des deutschen Volkes streichen oder die Verdienste Friedrichs des Grossen für die deutsche Sprache und Literatur, für die er kein Verständniss und keine Neigung hatte, leugnen wollte. Dass die slavischen Bewohner Böhmens es auch heute verstehen, von den allgemeinen Culturmitteln entsprechenden Gebrauch zu machen, lehrte in hohem Grade auch die heurige Ausstellung. Weder die romantischen noch die folkloristischen Ideen sind auf böhmischem Boden entstanden, aber man verstand es daselbst, aus ihnen selbst ohne Unterstützung der Factoren, auf die man anderswo rechnet, etwas Neues und Gutes zu schaffen. Bezüglich der Prager ethnographischen Ausstellung bleibt anderen Völkern nichts übrig, als nachahmen und es besser machen. Mögen ihr also bald andere ethnographische Ausstellungen, vor Allem aber eine grosse österreichische in Wien, folgen!

Herr Universitäts-Professor **Dr. Rudolf Meringer** hält einen Vortrag über

Die čechisch-slavische ethnographische Ausstellung in Prag, speciell in Bezug auf das čechische Haus und seine Geräthe.

(Mit 9 Text-Illustrationen.)

Ich hatte heuer die Ehre, die Národopisná výstava československá in Prag als einer der Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu besuchen. Ich stellte mich als solcher dem Herrn Secretär der Ausstellung vor. Leider hatte ich nicht das Glück, die anderen Herren des leitenden Ausschusses kennen zu lernen, so sehr ich dies aus sachlichen Gründen gewünscht hätte. Doch wird sich dies wohl noch nachtragen lassen, und ich freue mich, in persönlichem Verkehre aus der Fülle ihrer Erfahrungen und Kenntnisse mitgeniessen zu können.

Dass ein so grosses und umfangreiches Werk wie die schöne Prager Ausstellung nicht von einem Manne gemacht werden kann, ist fast selbstverständlich. Sie hat bewiesen, dass ein ganzes Geschlecht zu ethnographischer Sammelarbeit erzogen worden ist, und dass das möglich war, beweist, dass unter den Veranstaltern eine ganze Zahl von hervorragend tüchtigen Gelehrten thätig gewesen sein muss. Wir können — nicht frei von Neid — ihnen nur zu dem Erfolge Glück wünschen.

Dabei denke ich, der Richtung meiner Studien entsprechend, nur an jenen Theil der Ausstellung, der das ethnographische Material im bisherigen Sinne des Wortes „Ethnographie“ zur Anschauung brachte. Ich gebe zu, dass man unter Ethnographie eines modernen Volkes die Beschreibung alles dessen verstehen kann, was es körperlich und geistig ist und kann, seine physische und geistige Potenz, die Beschreibung der Bethätigung beider in vergangenen Zeiten und in der Gegenwart, die Kunde von dem, was der Einzelne leistet und geleistet hat, und die Beantwortung der Frage, was für Verhältnisse aus dem Zusammenleben und Zusammenwirken sich ergeben haben. Ich gebe zu, dass all' das zu zeigen und nachzuweisen ist, wenn man ein grosses Bild von dem geben will, was ein Volk in diesem Augenblicke ist.

Und darauf kam es wohl auch den Männern, welche die Ausstellung erdacht haben, an.

Wir bescheiden uns schon mit weniger. Aber von dem, was eine Vereinigung von Männern, wie die Anthropologische Gesellschaft hier, berührt, bin ich wieder nur aus naheliegenden, d. h. blos in mir liegenden Gründen einen Ausschnitt zu behandeln in der Lage, allerdings keinen unwichtigen, die Wohnstätte des Menschen, sein Heim, sein Hausgeräthe.

Mehr als beim Städter bedeutet das Wohnhaus beim Bauer. Wir wechseln die Wohnung, der Bauer nicht. Er ist in ganz anderen Beziehungen mit seiner Wohnstätte, ihn scheidet gewöhnlich erst der letzte Gang von seinem ererbten Heim. So müsste denn wirkliche ideale Hausforschung nicht blos Küchen und Stuben beschreiben, sondern den Mann in seiner Stube, im Stall und der Scheune arbeitend und wirkend, sein Weib am Herde, bei den Kühen und am Spinnrocken. Wir wissen, dass es Beschränktheit unserer Forschung ist, Herdgeräthe zu beschreiben, Stubengeräthe zu detailliren und des Menschen scheinbar zu vergessen; es ist eben menschliche Beschränktheit. Aber die Grenzpfähle der Erkenntniss werden doch jeden Tag tapfer hinausgerückt und das Gebiet langsam, aber unwiderstehlich drängend erweitert.

Solche Gedanken machten sich die čechischen Gelehrten auch. Sie wollten ein lebendiges Bild des Lebens

geben, sie erbauten Häuser nach wirklichen Mustern, sie holten den Bauer vom Pfluge, den Hund von seinem Pflocke. Und da man doch nicht mehrere Dörfer entvölkern konnte, so wurde ein ganzes Heer von Puppen auf die Beine gestellt und die Räume damit bevölkert; im Sonntagsstaate, in besonders feierlichen Augenblicken des Lebens sind sie dargestellt, mit unleugbarem Geschick ist das Leben erlauscht und wiedergegeben. Was bei einer rein wissenschaftlichen Ausstellung vielleicht zu vermeiden wäre, das mag unter anderen Voraussetzungen zweckentsprechend sein.

Die Sammlung volksthümlicher Gegenstände und Erzeugnisse der Hausindustrie, wie sie im Prager Ausstellungspalaste zu sehen war, war nicht die erste ihrer Art in Oesterreich. Graz hat eine ganz hervorragende ethnographische Abtheilung im Joanneum; Salzburg und Innsbruck können sich würdig anschliessen. Eine kleinere Sammlung ist in Eisenerz. Von Privatbesitzern möchte ich Se. Excellenz Graf Hans Wilczek erwähnen und seine Sammlung auf Schloss Kreuzenstein bei Korneuburg rühmend hervorheben.

Auch die Idee, wirkliche Bauernhäuser auszustellen, war in Oesterreich schon ausgeführt worden. Ein ganzes Dorf aber, wie es die Prager Výstava zeigte, und zwar von ganz bedeutender Ausdehnung, war noch nicht zur Darstellung gelangt.

In Oesterreich brachte die Wiener Weltausstellung von 1873 die ersten Bauernhäuser und wir verdanken Herrn Professor Dr. Karl Schröer einen Bericht darüber, der viel Wissenswerthes enthält (vgl. Offic. Ausstellungsbericht, Gruppe XX, „Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe", 1874). Schröer berichtet (S. 2), dass die wenigen Bauernhäuser der Ausstellung auf die Besucher eine ausserordentliche Anziehungskraft übten.

Seit dem Jahre 1873 ist das ethnographische Interesse für die Völker Oesterreichs nicht mehr erlahmt. Der verewigte Kronprinz steckte Ziel und Plan einem grossen Werke, das allen Völkern Oesterreich-Ungarns in gleichem Maasse gerecht werden sollte. Als der Prospect des Werkes erschien, erfüllte froher Stolz die Herzen der Altersgenossen des kaiserlichen Prinzen. So ist zu hoffen, dass die Sache fortleben wird.

Wir stehen heute vor einer neuen Aufgabe. Sie ist so klar, so selbstverständlich, von so Vielen seit Jahren erkannt, jetzt endlich der Vollendung zureifend. Es ist das Kronprinzenwerk zu vollenden, es muss das Museum geschaffen werden, wo das Viele, was im Kronprinzenwerke blos beschrieben und abgebildet ist, in greifbarer Wirklichkeit uns entgegenblickt. Der uns nahestehende Verein für österreichische Volkskunde hat sich diese Aufgabe gestellt und es wird ihm dabei gewiss von keiner Seite an Unterstützung fehlen.

Gleichzeitig hat auch der Ingenieur- und Architektenverein ein Comité eingesetzt, um das deutsche Bauernhaus Oesterreichs in einer grossen und würdigen Publication zu beschreiben und darzustellen.

Ueber das čechische und slovakische Haus und seinen Hausrath ein abschliessendes Urtheil zu fällen, ist heute auch nach der Ausstellung noch unmöglich. Unsere Aeusserungen können daher nur für vorläufige genommen werden, zumal da die Gefahr, Manches in der grossen Ausstellung übersehen zu haben, trotz aller Sorgfalt, gross ist. Man wird mehr sagen können, sobald das čecho-slavische Museum in Prag eingerichtet sein und das Material der Ausstellung in zugänglichen Publicationen vorliegen wird. Als Ergänzung des von der Výstava Gebotenen will ich Jirásek's ausgezeichnete Abhandlung im Kronprinzenwerke, Band Böhmen, S. 424 ff., hervorheben.

Auch die Deutschen Böhmens sind daran, ihre Hausalterthümer zu erforschen, und erst, wenn diese Arbeiten vorliegen werden, wird man manches Detail des böhmischen Hauses und seine historische Entwicklung erkennen und verfolgen können. Diese Bestrebungen gehen von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen aus und haben in Dr. Adolf Hauffen, Privatdocent an der deutschen Universität in Prag, einen tüchtigen Anwalt.

Von den bis jetzt über die Wohnhäuser der Deutschen in Böhmen publicirten Schriften sind mir bekannt: L. Grueber, „Das deutsche und das slavische Wohnhaus in Böhmen" (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 8., S. 213) und der Abschnitt in „Die österr.-ungar. Monarchie", Band Böhmen, S. 512 ff.

Das Buch von Jan Prousek: „Dřevěné stavby starobyle roubené a lidový nábytek v severovýchodních Čechách", Prag 1895, habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

Der Hauptanziehungspunkt der čechischen Ausstellung war das böhmische Dorf.

Den Mittelpunkt des nach altslavischer Art in runder Linie angelegten Dorfes bildete eine Holzkirche an einem kleinen Teiche. Sie ist, wenn auch nicht ganz echt, so doch aus vielen echten Theilen zusammengesetzt und stammt der Hauptsache nach aus Pardubic. Der erste Blick lehrt sie uns analysiren. Wir sehen ein Menschenhaus, wir sagen treffender: ein Bauernhaus, mit einem darangerückten Glockenthurme. Das eigentliche Gotteshaus zeigt uns eine grössere Halle für die Andächtigen, sowie eine kleinere sich anschliessende für den Altar. Eine Laube zieht sich herum, ein gedeckter Brückengang führt zu dem Eingange. Ueberall sind ja die Gotteshäuser aus den Wohnhäusern der Menschen entstanden. Der Glockenthurm war ursprünglich ein besonderer Theil für sich, der erst später an das Wohnhaus herandrängte. Zuletzt hat er sich auf das Dach gesetzt (vgl. R. Henning, „Das deutsche Haus", S. 94). Oder ist der auf dem Dache reitende Thurm — wenigstens örtlich — ein Nachfolger des kleinen Häuschens, dessen Glocken in Tirol die auf dem Felde Beschäftigten zur Mahlzeit oder bei einer Gefahr nach Hause ruft? Auch diese Möglichkeit scheint nicht ausgeschlossen, zumal da nach einer mir vorliegenden Photographie [1]) solche Glockenthürme auch im Egerer Lande sich auf Bauernhäusern finden.

[1]) Ich verdanke einiges Material der Freundlichkeit des Herrn Dr. Ad. Hauffen.

Die böhmische Holzkirche der Ausstellung hat eine ziemlich weitläufige, der Forschung wohlbekannte Verwandtschaft. Ihre Art findet sich von Oberschlesien bis nach Ungarn hinein und Rud. Henning hat sie mit den skandinavischen Holzkirchen in nähere verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen versucht und sie deshalb für ostgermanisch-vandilisch erklärt. So wenig ich Henning folgen kann in der Annahme näherer Beziehungen zu den nordischen Holzkirchen, so glaube ich doch, dass über die eigentliche Nationalität dieser Holzkirchen bis jetzt nichts Bestimmtes sich sagen lässt. Doch möchte ich bitten, hier meinem Urtheile, das blos auf Eindrücken basirt, keinen weiteren Werth beizumessen, weil diese Holzkirchen eine eigene Geschichte haben, die mir bis jetzt fremd ist.

Herrn Dr. Adolf Hauffen in Prag verdanke ich das Bild einer deutsch-böhmischen Kirche, welche, allerdings jünger in ihren Formen, mit der Kirche des böhmischen Dorfes doch nahe verwandt zu sein scheint.

Man vergleiche auch die Holzkirche von Braunau in „Die österr.-ungar. Monarchie", Band Böhmen, S. 523, welche Hugo Charlemont meisterhaft abgebildet hat.

Meinem Auge ist aber die Uebereinstimmung der čechischen Kirche mit der ungarischen von Vörösmart im Szathmarer Weingebiete sehr auffallend (vgl. Henning, „Das deutsche Haus", S. 89). Die Theile sind sich alle höchst ähnlich, nur der Thurm hat sich auf das Dach gesetzt.

Man könnte sich nicht sehr wundern, wenn uns eine dieser eng verwandten Kirchen, wie in Prag als čechische, so in Ungarn als ungarische, bei den Deutschen als deutsche und bei den Polen als polnische angeboten würde.

Unter der von Henning S. 87, Anm.. citirten Literatur ragt besonders der Aufsatz von A. L. R. v. Wolfskron „Ueber einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien" hervor (vgl. Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1858, S. 85). Auch ihm ist die Verwandtschaft dieser Kirchen mit den skandinavischen eine ausgemachte Sache. Am nächsten stehen der böhmischen Kirche der Ausstellung die von Tychau und Nesselsdorf (a. a. O., S. 89, Fig. 3 u. 4), während bei der von Wirtřkovice der Thurm auf der Vorhalle sitzt.

Die Holzkirchen des Bisthums Szathmár hat Bischof Dr. Fr. Haas, a. a. O., 1866, S. 1 ff., beschrieben. Seine Fig. 2 ist bei Henning S. 89, Fig. 53, wiedergegeben. Nicht nur diese, sondern auch Fig. 1 zeigt grosse Aehnlichkeit mit der böhmischen Kirche, obwohl beide den Thurm auf dem Schiffe haben. Dass es aber auch im Bisthum Szathmár Kirchen mit nebenstehendem Thurme gibt, beweist Fig. 3 mit dem höchst interessanten Holzthurme neben der gemauerten Kirche.

Zu den lehrreichsten Kirchen stelle ich die von Stauding und Taschendorf in Schlesien, welche Anton Peter, a. a. O., 1872, S. XXXIX, beschrieben hat.

Die Häuser, welche den Dorfplatz einsäumen, sind Mustern aus ganz verschiedenen Theilen Böhmens nachgeahmt. Im Wesentlichen herrscht jener Grundtypus vor, den die Hausforschung den fränkischen zu nennen gewohnt ist, weil die Forscher ihn im deutschen Franken zuerst kennen lernten, während er aber auf weiten Gebieten Oberdeutschlands und weit darüber hinaus verbreitet ist.

Die čechischen Häuser zeigen diesen Typus meist in sehr klarer Form. Ich glaube, dass der beste Kenner des oberdeutschen Typus in vielen Fällen nicht im Stande wäre, zu sagen, ob er sich in einem deutschen oder čechischen Hause befinde.

Man kann mit Bestimmtheit sagen, dass zwischen dem tirolischen und dem Steirerhaus u. s w. grössere Unterschiede bestehen, als zwischen den čechischen und den fränkischen Häusern.

Gleich der erste Plan des Hlavní katalog a průvodse, S. 69, zeigt uns den Grundriss eines derartigen

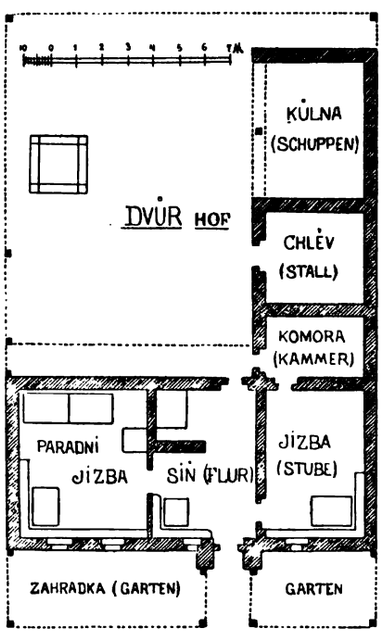


Fig. 5. Grundriss eines slovakischen Hauses.

slovakischen Hauses aus der Umgebung von Lundenburg [1]). Wir treten in den Flur (sin), der rückwärts den Herd beherbergt. Links ist die gute Stube (paradni jizba), rechts die Stube (jizba), woran sich nach rückwärts eine Kammer (komora), ein Stall (chlév) und ein Schuppen anschliessen [2]) (Fig. 5).

Der Grundriss des horakischen Gutes aus der Nähe von Gross-Meseritsch zeigt uns eine zweiseitige Anlage. Links finden wir ein Wohnhaus mit seknice (Stube) und sekníčka (Stübl, Kammer), Flur (sin) und kuchyn (Küche) in der Anordnung, die ich „Eckflur-

[1]) Die Bilder zu diesem Aufsatze sind dem Ausstellungskataloge entnommen. Die deutsche Uebersetzung wurde beigefügt.

[2]) Ich will aufmerksam machen, dass der verstärkte und hervortretende Thürrahmen des Hauses der südmährischen Slovaken sich auch an den Häusern in Niederösterreich von Pottendorf bis nach Ungarn hinein findet, und zwar bei Deutschen und Slaven.

haus“ genannt habe, woran sich nach hinten der marštal (deutsches Lehnwort; Marstall, Pferdestall) schliesst, ein Kuhstall (kravin) und ein Schuppen (kolna).

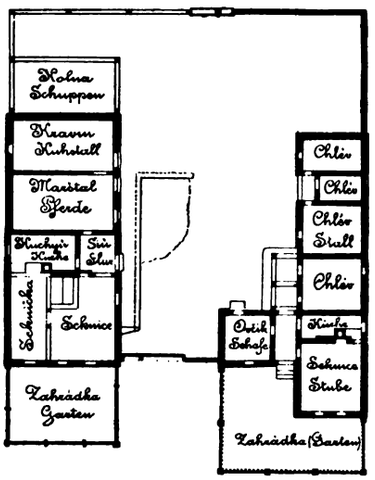


Fig. 6. Grundriss eines horakischen Hauses.

Der rechtsseitige Tract ist ähnlich eingetheilt; es ist das Ausgedinge (Fig. 6).

Auch der hannakische Grundriss bietet nichts von oberdeutscher Art auffällig Abweichendes (vgl. Kat.

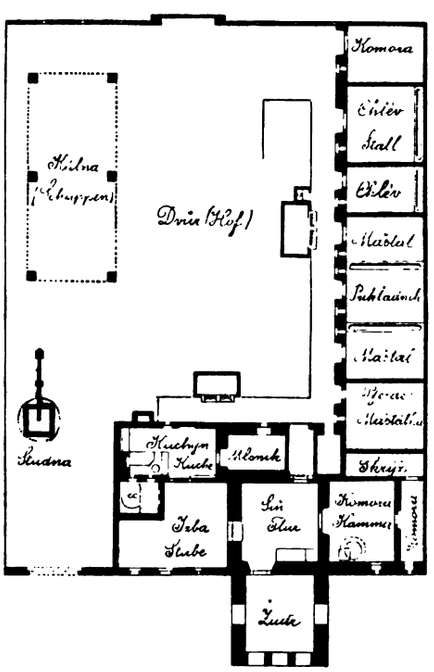


Fig. 7. Grundriss eines hannakischen Hauses.

S. 77). Das Vorhaus vor dem Flur (sin), welches žudr genannt wird, ist blos das gemauerte Vorhäuschen, das wir, aus Holz hergestellt, so oft auf deutschem Boden finden. Ich will aufmerksam machen, dass die Häuser am Plattensee ähnliche Vorhallen haben (vgl. Fig. 7).

Der Grundriss des Troppauer Gutes (Kat. S. 80) ist ein ganz typisch fränkischer und ich bitte mit ihm jenen zu vergleichen, den ich aus Pottendorf, Niederösterreich, d. Mitth., Bd. XXIII, S. 178, veröffentlicht habe. Auf der rechtsseitigen Flanke fehlt neben dem Ausgedinge (vymenek) auch das Zimmer für den Soldaten (voják) und der Stall für sein Pferd nicht (vojenský kůň).

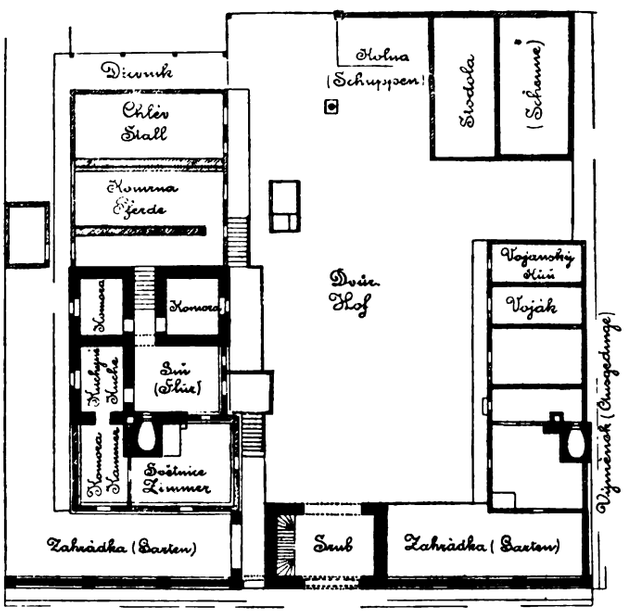


Fig. 8. Grundriss eines Gutes bei Troppau.

Charakteristisch ist der srub vor dem Hause, unter dem die Einfahrt ist (vgl. Fig. 8).

Das Haus der Tschitschmanen (Čičmanské gazdovstvo, Kat. S. 87) zeigt uns ein Vorhaus (pítvor), links eine Čierna izba, eine schwarze Stube, d. h also eine „Rauchstube“, in der der Herd steht; rechts Kammern und den Pferde- und Schafstall (marštale, ovčárna). Von all' den Anlagen des böhmischen Dorfes ist dieses Haus

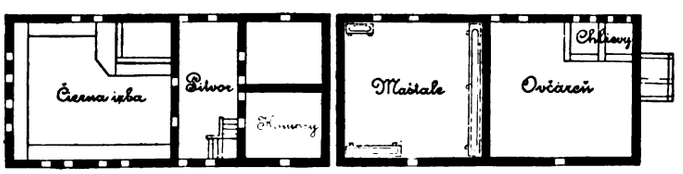


Fig. 9. Grundriss eines Tschitschmanenhauses.

der Slovaken des Trentschiner Comitates die ursprünglichste. Sie hat ihre nächsten Verwandten in der nordöstlichen Steiermark (vgl. Fig. 9).

Der Plan des Hauses aus Jaroměř (in der Nähe von Königinhof) in Nordostböhmen ist uns ein wohlbekannter. Aus dem Flur kommen wir links in die Stube, rechts in zwei Kammern. Im Vorhause ist der Herd und neben ihm die Einheiz zum Backofen, dessen Hohlraum sich aber in die Stube hinein erstreckt, eine

jener Anlagen, die uns so häufig auf deutschem Boden begegnen und uns dort auf die Idee brachten, dass der Kachelofen ein Nachkomme des Backofens sein könnte, wie es sich thatsächlich noch oft findet, dass im Kachelofen gebacken wird (vgl. d. Mittheilungen, Bd. XXV, S. 62 f.). Auch G. Bancalari theilt mir brieflich mit, dass er dieser Annahme sich anschliesst aus Gründen, die er bald zu veröffentlichen gedenkt (vgl. Fig. 10).

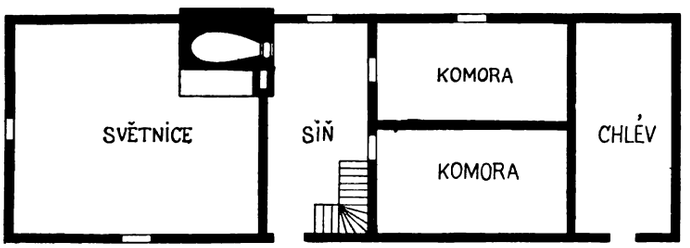


Fig. 10. Grundriss eines Hauses bei Jaroměř.

Eine ungewohnte Anlage zeigt uns der Plan eines Hauses aus dem östlichen Böhmen bei Hlìnsko (Kat. S. 95), doch ist er so deutlich eine junge Form, welche besondere örtliche Voraussetzungen hat, dass sie uns bei der Frage nach alten und primitiven Einrichtungen kaum beschäftigen kann (vgl. Fig. 11).

Auch das Chodengut (Chodský statek, Katal. S. 104) zeigt die ganz typisch fränkische Haus- und Hofanlage. Das Vorbild stammt aus dem Böhmerwaldgebiet bei Taus. Betreten wir das Wohnhaus, so

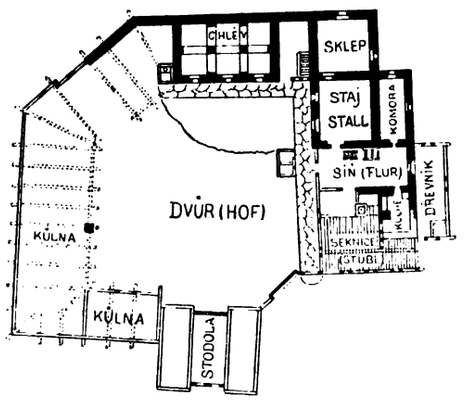


Fig. 11. Grundriss eines Hauses aus dem östlichen Böhmen.

kommen wir zuerst in das Vorhaus, das hier dům heisst, „das Haus“, sowie man in Aussee sagt „'s Haus“ als Bezeichnung für den Flur (d. Mittheilungen, Bd. XXI, S. 130). Hinter dem dům ist eine Küche abgetrennt, deren Backofen sich links in den Sklep, in's „Gewölbe“, hinein erstreckt. In diesem „Gewölbe“ war die bessere Habe und die Mundvorräthe der Chodenfamilie untergebracht. Rechts vom dům kommt man in die sence, die Stube, neben welcher ein vejstubek (výstupek, Kammer) sich befindet, ein marštal (Pferdestall), eine rezárna (Häckerlingkammer) und eine kůlna (Schuppen). Unten steht frei, quer über den Grund, die Scheune mit mlat (der Tenne), zu deren beiden Seiten sich eine perna (Banse) befindet — ganz die Anordnung, die in Niederösterreich die Regel bildet (vgl. Fig. 12).

Das Gehöft aus dem Isergebiete (statek Pojizercký, Kat. S. 107) kann für das Muster eines fränkischen Hauses und Hofes gelten. Besonders charakteristisch ist wieder die Anlage der Scheune (stodola); die Bansen werden přistének genannt (vgl. Fig. 13).

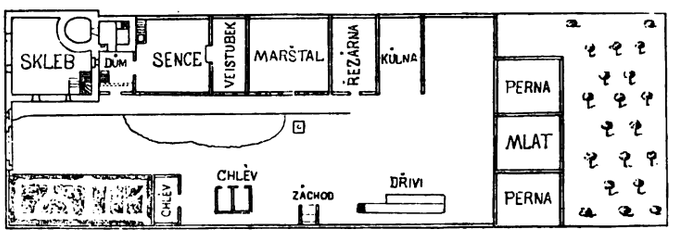


Fig. 12. Grundriss eines Chodengutes.

Von besonderem Reiz war das walachische Dorf der Ausstellung (Kat. S. 113), das ein Baumeister aus Všetin hergestellt hatte. In dem Wohntracte des Hofes sehen wir wieder im Flur Herd und Einheiz zu dem sich in die Stube hinein erstreckenden

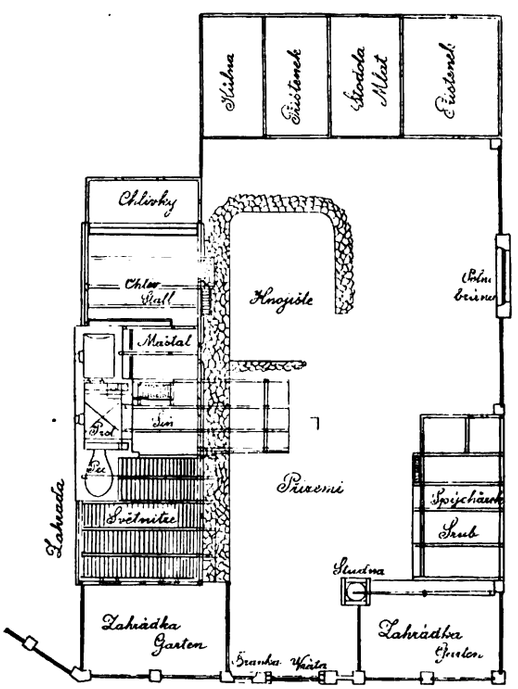


Fig. 13. Grundriss eines Hauses aus dem Isergebiete.

Backofen (Kat S. 115). Bemerken will ich, dass ich das höchst interessante Darrhaus (sušírna), wo der Flachs geröstet wird, genau so, mit so gut wie allen Details, bei Deutschen in der Nähe von Pörtschach gefunden habe. Es ist eine Abart der oberdeutschen „Badstuben“.

Wir constatiren also, dass das čechische Wohnhaus dieselben Ureinheiten zeigt wie das oberdeutsche, nämlich Küche, Stube, Kammer, Flur, dass diese dieselbe Bestimmung haben und dass ihre Anordnung im Grundriss so ist, wie bei der oberdeutschen Bauart.

Darauf will ich mich beschränken in Bezug auf die Anlage des čechischen Hauses, soweit es die Ausstellung zur Ansicht brachte. Aber auch die innere Ausstattung des Hauses zeigt die überraschendste Aehnlichkeit mit der Anlage des deutschen Hauses unserer Gegenden.

Ebensowenig wie in dem deutschen Hause ist im čechischen Hause dem Flur (sin, dům) irgend ein Geräthe specifisch eigen, wenigstens in jenen Fällen, wo der Herd abgetrennt ist.

Dagegen zeigt die Stube (jizba) dieselbe Tradition wie die deutsche. Der Kachelofen beherrscht die eine Ecke, um ihn eine Kleiderstellage, an ihm eine Bank, die sich um das ganze Zimmer zieht. In der entgegengesetzten Ecke ein Tisch, über ihm Heiligenbilder, ja, es fehlt nicht einmal die Taube an der Decke, der heilige Geist. Ein Wandkästchen mit den Schriften der Familie, eine Stelle mit Tellern und Schüsseln ist ebenfalls an der Wand angebracht.

Von besonderem Interesse sind die Beleuchtungsvorrichtungen des Bauernhauses. Gross ist die Anzahl der in der Ausstellung exponirten Spanleuchter, die alle die deutsche Form variiren (vgl. d. Mittheilungen, Bd. XXIII, S. 147 ff.); dagegen fand ich keine Kienleuchter (Mittheilungen, Bd. XXI, S. 149), die aber nach Jiráseк, S. 435, vorhanden sind. Kleine Feuerböcke von einer mir neuen Form überraschten mich. Sie trugen auf kleinen Herden in der Stube die zur Beleuchtung dienenden Kienspäne (vgl. Jiráseк, S. 435). Hoffentlich wird Herr Rittmeister Lad. Bennesch in Wien bald seine schöne Sammlung von Beleuchtungsobjecten des Volkshauses veröffentlichen.

Am offenen Herde, der sich oft noch im Flur, sonst in der Küche befindet, fällt seine Kleinheit auf. Seine Geräthe sind die bekannten. Selten ist schon der Feuerbock geworden. Dreifüsse finden sich nie in der Gestalt der alpinen, wie der ganze Herdapparat zu dem stimmt, der ostwärts von Admont herrscht (d. Mittheilungen, Bd. XXIII, S. 163). Man vermisst die langstieligen Pfannen. Die Pfannbretter sind kaum mehr vorhanden. Ich habe in der ganzen Ausstellung nur eines oder zwei gesehen. Auch sonst ist der Vorrath von Herdgeräthen dürftig gegen das, was die deutschen Länder zeigen, namentlich Tirol. Keine Spur der grossen, schönen Kessel, der Hafen aus Glockenspeise, scheint sich zu finden.

Im Ganzen kann man auch von der Küche sagen, dass das, was vorhanden ist, mit deutschen Geräthen stimmt, aber es fehlt schon sehr Vieles, was in deutschen Landen noch immer ziemlich zähe festgehalten wird.

Gewöhnlich wird in deutschen Gegenden nicht in der Stube geschlafen, sondern in Kammern, und das wird wohl auch die Regel im čechischen Hause sein (vgl. Jiráseк, S. 437). Der ursprüngliche Hausrath der Kammer, das Bett und die Kleidertruhe, ist auf der böhmischen Ausstellung in vielen und interessanten Objecten zur Besichtigung dargeboten worden.

Zur Vervollständigung dessen, was die Ausstellung brachte, liefert der Aufsatz im Kronprinzenwerke, Band Böhmen, S. 424—437, von Jiráseк eine werthvolle Ergänzung und Illustration. Die ganze Beschreibung liest sich wie die von fränkischen Häusern deutscher Gegenden und ich will die Uebereinstimmungen hier punktweise darlegen, indem ich Jiráseк's Auseinandersetzungen folge.

Uebereinstimmungen des čechischen und fränkischen Hauses:

1. Die Anlage des Gehöftes in oblonger Form, oft mit zwei Tracten, welche unten durch die Scheune abgeschlossen werden. Hinter der Scheune ein Garten (Jiráseк, S. 430).

2. Nach der Strasse zu eine Mauer mit grossem und kleinem Thore (vrata und dvírce, dvířka) (Jiráseк, S. 430). Ober dem Thore das Bild des heil. Florian, der Mutter Gottes oder des Namenspatrones des Erbauers. Vgl. dazu Henning, S. 91, der den hohen, doppelflügeligen Thorweg mit der niederen Pforte daneben von der Nordsee bis zu den Szeklerbergen fand und für „zweifellos germanisch“ erklärte.

3. Ort und Grundriss der Scheune (Jiráseк, S. 431).

4. Ein gepflasterter Fussweg neben dem Wohnhause im Hofe, die „Gred“, zásep, násep u. s. w. (a. a. O., S. 432).

5. Ein Balcon im Obergeschoss, „Söller“ u. s. w. (a. a. O., S. 432.).

6. Auf dem Giebel des Wohnhauses ein Kelch oder eine Wetterfahne.

7. Die Scheune hat keinen Firstschmuck (a. a. O., S. 433).

8. Die Thür des Vorhauses ist horizontal getheilt (a. a. O., S. 434).

9. Gegenüber der Vorhausthür ist die Küchenthür.

10. Die Stubendecke wird von einem grossen Tram getragen. Ueber ihm werden verschiedene Gegenstände des Hausgebrauches verwahrt.

11. In der Stube neben der Thür ist ein Weihwasserkessel.

12. In der Stube ist ein Herdchen für das zur Beleuchtung dienende Kienspanfeuer (a. a. O., S. 435).

13. Oder es findet sich ein hängendes Herdchen, also eine Kienleuchte.

14. Um den Kachelofen Stangen zum Trocknen der Kleider (a. a. O., S. 436).

15. An der Mauer ein Schüsselschrank.

16. Der Tisch ist aus hartem Holze, hat gekreuzte Beine und ein Fussbrett.

17. An der Decke über dem Tisch hängt eine Taube, der heilige Geist.

18. In die Wandecke ist ein dreieckiges Kästchen eingelassen (Wandkästchen, koutnice), in dem die Schriften und Documente verwahrt werden.

19. Auf dem Tisch der Stube wird blos zu den heiligen Zeiten gegessen.

20. In der Ecke über dem Tische Heiligenbilder, oft auf Glas.

21. Hinter den Bildern sind geweihte Blüthen. An den Fenstern Kränze, die gegen Blitzschlag sichern.

22. Der Wand entlang eine Bank.

23. Himmelbetten mit Bretterdach.

24. Der ornamentale Schmuck der Möbel besteht in Tulpen, Rosen, in Vasen oder ohne dieselben, in Blumenkränzen, Obst, Vögeln. Die Jahreszahl wird aufgeschrieben oder geschnitzt.

25. Stübchen (světnička u. s. w., Jiráſek, S. 437) und gleichbedeutende Kammern haben keinen Ofen. In ihnen Betten und Truhen.

26. Eine Kammer (oft ohne Fenster) dient als Aufbewahrungsort für Mundvorrath. Im östlichen Böhmen ist sie ausgemauert (kamenice) und dient als Milchkammer. Im Westen heisst sie sklep, „Gewölbe". Jiráſek sagt, sie sei nicht gewölbt. Sie ist es aber noch oft genug in deutschen Landen (Steiermark, Tirol).

Man sieht, dass die Uebereinstimmungen einschneidende sind und sich auch auf das Leben im Hause erstrecken. Dagegen ist es sehr schwer, die eigentlichen Unterschiede zu definiren.

1. Ich dachte zuerst, ein slavisches Charakteristicum im Schüttkasten (srub) zu finden. Er ist ein gemauertes oder stark gezimmertes, hölzernes Vorrathshaus, wie es auch die Deutschen kennen. Seine Anordnung vor dem Wohnhause gegen die Strasse zu, wie bei den Choden, ist auffallend. Aber der Schüttkasten selbst ist nichts specifisch Slavisches. Die Sicherung des Vorrathshauses ist begreiflich und die Verwendung desselben zu Vertheidigungszwecken natürlich. (Vgl. a. a. O., S. 430.) In der Schlacht bei Aspern und Esslingen war ein Schüttkasten ein hart umstrittenes Kampfobject, das die Spuren der Kugeln heute noch zeigt.

2. Charakteristisch gibt sich der Giebel des Hauses (a. a. O., S. 432). Hier sind scheinbar nationale Motive vorhanden.

3. Charakteristisch ist auch der runde Walm (besser wohl die „Dachnase") (kabřinec, kukla, kabelka), a. a. O., S. 432, mit der Gedenktafel (záklopa). Ich will aber erinnern, dass ähnliche Bräuche, in dem Giebel Sprüche, Bilder u. dgl. anzubringen, auch den deutschen Gegenden eigen ist. Vgl. „Die österr.-ungar. Monarchie", Böhmen, S. 516. Auch der kegelförmige Walm (die Dachnase) findet sich bei Deutschen, z. B. in Geidel (Ungarn). Vgl. Schröer, a. a. O., S. 116. Vgl. auch die Holzkirche im Szathmárer Gebiet, Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1866, S. 4, Fig. 1.

Ich möchte einige Dinge hervorheben, die ich in der Ausstellung nicht gesehen habe, auch aus Jiráſek's Beschreibung nicht kenne, von denen ich aber annehme, dass sie das čechische Haus kannte und besass. Es war eine grosse Kühnheit der böhmischen Gelehrten, eine ethnographische Ausstellung zu veranstalten, denn Gegenden, die auf der vollen Höhe modernster Landwirthschaft und Industrie stehen, sind sonst nicht diejenigen, wo die ethnographische Ausbeute besonders reich ausfällt.

Vor Allem fiel mir auf, dass die alten und ehrwürdigen Formen der wichtigsten Hausgeräthe, des Herdes und des Ofens, fehlen. Dabei setze ich mich der Gefahr des Irrthums aus, weil ich leider die „altböhmische Küche" übersehen habe [1]).

Den grossen, breiten, niederen, offenen Herd habe ich nirgendwo bemerkt. Die Herde — es ist natürlich nur von den offenen die Rede — sind klein und verhältnissmässig hoch. So kleine Herde habe ich kaum je in deutschen Häusern, auch nicht in ganz armen, gesehen. Hier liegt eine Thatsache vor, ein Unterschied, der vielleicht für die Datirung der Abspaltung der čechischen Hauscultur zu verwenden sein wird.

Weder der Holzknechtherd (vgl. d. Mittheilungen, Bd. XXIII, S. 143, Fig. 72) war in der Výstava zu sehen, noch der alte, gemauerte, mit Steinplatten versehene Herd. Nur der Holzrand der Herde oder der Holzunterbau erinnern — wenn anders sie echt waren — an ähnliche Erscheinungen im Alpengebiete.

Der grosse über dem Feuer hängende Kessel scheint nicht häufig zu sein, womit zusammenhängt, dass auch die Sammlung des ethnographischen Palastes — meines Wissens — keine charakteristischen Vorrichtungen, um ihn aufzuhängen, zeigte.

Auch den Kachelofen erinnere ich mich nur in recht jungen Formen gesehen zu haben. Ich sehe hier von den allerdings sehr schönen und sehr alten Kacheln ab, welche von kunstvollen Oefen im ethnographischen Palast unter den keramischen Erzeugnissen ausgestellt waren. Es handelt sich hier blos um die volksthümlichen Kachelöfen, die ich d. Mittheilungen, Bd. XXIII, S. 142, charakterisirt habe. Vgl. auch die Abbildung a. a. O., Fig. 57. Ich habe blos Oefen von prismatischem Aufbau gesehen, die alten kugeligen mit den runden Kacheln fehlten durchaus. Auch hier ist ein Punkt, wo spätere und genauere Forschung wird einsetzen müssen, um die Abzweigung čechischer Hauscultur von der der umgebenden Völker zu datiren. Auch concave Kacheln scheinen dem neueren čechischen Volkshause schon gänzlich zu fehlen.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche fiel mir auf, dass die ganze Výstava keine Votivthiere, weder eiserne noch wächserne, aufzuweisen hatte. Ebenso vermisste ich die Leichenbretter.

Ich muss gestehen, ich bin trotz aller Pracht und Herrlichkeit doch von der čechischen Ausstellung anfänglich enttäuscht gewesen, obwohl ich nach der mir bekannt gewesenen Beschreibung Jiráſek's kaum mehr hoffte. Der Forscher will etwas Neues finden; das Uebereinstimmende beängstigte mich. Kein urslavisches Haus, kein čecho-slavisches! Das wohlbekannte fränkische auf Schritt und Tritt und auch sein Hausrath, Vieles verloren, aber so gut wie nichts Eigenes, was nur im

[1]) Ich muss dazu bemerken, dass ich mich mehrfach an die Herren des Comités gewendet habe mit der Bitte, um eine kleine Skizze oder Beschreibung. Eine Antwort auf diese Bitten ist mir nicht zutheil geworden. Die in Prag erscheinenden Publicationen werden mich bald in die Lage setzen, mir ein Urtheil zu bilden und das Versäumte nachzuholen.

čechischen Hause sich fände. Ich glaube an kein slavisches Haus mehr.

Aber der Fehler lag doch wohl an mir. Müssen Čechen und Deutsche, weil die Sprachen so verschieden sind, auch verschiedene Hauscultur haben? Die Unterschiede der Sprachen gehen weit zurück. Vor sehr vielen Jahrtausenden haben sich die Germanen und Slaven vom indogermanischen Grundvolke sprachlich gelöst, aber damals entwickelten sie wohl noch keine nationale Bauart. Das „germanische", „slavische" Haus scheint ein Traum zu sein. Viele Jahrtausende später, nicht allzu weit vom Beginne der christlichen Aera, dürfte sich bei den Indogermanen Central-Europas eine Hauscultur entwickelt haben, die sich rasch verbreitete. Was der Eine dem Anderen dankt, wer erkühnt sich, das zu entscheiden?

Warten wir, was neue Ausstellungen und Forschungen aus slavischen Ländern und Ungarn bringen.

Warten wir auch auf die weitere Entwicklung unserer Hausforschung. Vielleicht lernen wir besser und schärfer sehen und lernen schärfer jene Unterschiede zwischen heutiger deutscher und slavischer Art zu bauen erkennen, die sich jetzt mehr dem künstlerisch geschulten Auge offenbaren als der zerlegenden Kritik.

Eines bleibt, das čechische Haus zeigt keine andere Cultur als das deutsche Bauernhaus; es ist dieselbe, kaum eine andere Entwicklungsstufe derselben Cultur. Wann diese čechische Hauscultur sich von einer anderen (als welche man nicht ohneweiters die deutsche nennen kann, sondern wo man vorsichtigerweise vorläufig von einer europäischen Cultur sprechen möchte) abgespaltet hat, entzieht sich bisher der Erkenntniss. Ebensowenig ist zu sehen, welche Art älterer Hauscultur von dieser jüngeren bei den Čechen verdrängt wurde.

Eine neue Invasion modernster Culturproducte allgemein europäischer Fabrikate zeigten viele der im ethnographischen Palaste ausgestellten Stubeneinrichtungen.

Herr Secretär **F. Heger** hält einen Vortrag über:

Die Ethnographie auf der Ausstellung in Prag (mit Ausnahme des Hauses und dessen Einrichtung).

Hochverehrte Anwesende!

Es wird mir nicht leicht, nach den so interessanten Ausführungen meines geehrten Herrn Vorredners ihre Aufmerksamkeit noch für eine kurze Zeit in Anspruch zu nehmen. Ich will es aber dennoch versuchen, ihnen in gedrängten Zügen ein übersichtliches Bild dessen zu geben, was die Prager Ausstellung an eigentlich ethnographischem Material dem Besucher bot. Wesentlich erleichtert wird mir diese Aufgabe dadurch, dass ich über all' das, was Herr Professor Meringer über das Haus und dessen Geräthe sagte, zum grössten Theile mit Stillschweigen hinweggehen kann.

Bevor ich meine Schilderung beginne, muss ich ihnen vorher in wenigen Worten meinen Standpunkt klarlegen, in welcher Weise ich den Begriff des Volksthümlichen auffasse. Dieser Begriff setzt sich aus zwei Elementen zusammen. Das erste derselben möchte ich das nationale oder, wissenschaftlicher ausgedrückt, das ethnographische nennen. Es wird im Wesentlichen durch die Gleichheit der Sprache bedingt. Wir sprechen z. B. von einem čecho-slavischen Volksstamme und rechnen zu diesem alle Völker, deren Muttersprache das čecho-slavische Idiom in weiterem Sinne ist.

Das zweite dieser Elemente ist das culturelle. Während man früher — und häufig auch noch jetzt — beide mit einander vermengte, ja sogar identificirte, kam man zu dem nicht ganz präcisen Begriffe einer nationalen Cultur. Man übersah dabei, dass das ethnographische Element sich mit dem culturellen nicht immer deckt. Und das ist begreiflich. Die Sprache ist ein lebender Organismus, dessen Entwicklung nach bestimmten, nur zum Theile von historischen und socialen Verhältnissen abhängigen Gesetzen erfolgt. Anders sind die Gesetze, nach denen sich die Cultur entwickelt. Die grossen Culturströmungen kennen keine Sprachgrenze und kannten eine solche nie. Sie gingen oft wie eine gewaltige Fluthwelle über eine Anzahl von Völkern hinweg, dieselben mehr oder weniger intensiv in den Kreis ihres Einflusses ziehend. Andere solche Strömungen blieben auf einen kleineren Kreis beschränkt. Endlich kommt man auf solche Culturströmungen, welche sich in der Regel für eine gewisse Zeit nur innerhalb einzelner Völker bemerkbar machen. Aber auch diesen Begriff muss man in mitunter ziemlich enge zeitliche Grenzen fassen. Man kann also von einer nationalen Cultur strenge genommen nur in dem ganz beschränkten Sinne reden als von dem Culturzustande, in dem sich ein bestimmtes Volk zu einer bestimmten Zeit befindet. Geht man aber historisch vor, so zerfällt dieser Begriff von selbst. Die Culturgeschichte kennt wohl Völker, sie kennt aber keine Völkergrenzen. Als historischer Organismus kann sie nicht dem ethnischen parallel gestellt werden. Das darf man nie vergessen. Ich kann diese Ausführungen hier nicht weiter vertiefen und muss mich mit diesen mehr cursorischen Andeutungen begnügen. Ich will aber in Folgendem Gelegenheit nehmen, ihnen dieselben an einzelnen Beispielen zu illustriren.

Was ich ihnen vorzuführen habe, war in der Ausstellung im Wesentlichen auf die westliche Hälfte des grossen ethnographischen Palastes beschränkt. Hier fand sich all' das vereint, was der čecho-slavische Volksstamm heute noch an Eigenthümlichkeiten in Bezug auf Tracht und Schmuck, auf Sitte und Brauch bietet. Das Centrum dieses Flügels wurde von der Ausstellung der Stickereien eingenommen. Im Westen und Osten schlossen sich daran die Abtheilungen, welche Sitte und Brauch darstellen sollten. Im Norden und Süden von diesem centralen Theile waren die sogenannten Regional-Ausstellungen untergebracht, welche, geographisch und ethnographisch gegliedert, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Gegenden und Volksgruppen zur Anschauung bringen sollten.

Ich will mit der vollständigsten und wissenschaftlich am besten aufgestellten Abtheilung beginnen, in welcher sich die Ausstellung der Stickereien befand. Dieselbe gehörte zu dem Bedeutendsten, was die Aus-

stellung zu bieten hatte. Alle čecho-slavischen Gebiete waren hier in einer Reichhaltigkeit vertreten, die ein eingehendes Studium ermöglichte. Es waren hier nicht nur Stickereien, sondern auch Spitzen, ferner verschiedene Kleidungsstücke und Schmucksachen aufgestellt; sogar die Bauernkeramik war vertreten. Mit Sorgfalt waren meist ältere Stücke ausgewählt, doch gingen dieselben nicht über das XVII. Jahrhundert zurück. Hier war noch ethnographisches Material in Fülle vorhanden, dessen Bedeutung namentlich in den zur Ausführung gebrachten Motiven und Mustern liegt. Eine Anzahl freistehender Figurinen demonstrirten schon hier die verschiedenen Volkstrachten.

Die Aufstellung war eine geographisch-ethnographische, indem die Gegenstände nach den Hauptgebieten und Völkergruppen vertheilt waren, die beiläufig der Aufeinanderfolge in den Regional-Abtheilungen entsprach. Ich will nur ganz kurz die hervorstechendsten Merkmale jeder dieser Gruppen hervorheben.

Unter den Stickereien der Pilsener Gegend tritt besonders die Flächenstickerei in dunkelrother Seide in den Vordergrund; selten wird eine andere Farbe gewählt. Die Motive sind meist Blumen, namentlich aneinandergereihte Rosen. Ueberhaupt ist hier das Pflanzenornament dominirend.

Das südlicher davon gelegene Böhmerwaldgebiet (Gegend von Klattau und Strakonitz) zeigt schon ein etwas anderes Bild. Die grossen, derben Leinentücher, die zu verschiedenen Zwecken dienen, zeigen in ihren für diese Art so charakteristischen rothen und mitunter auch blauen Stickereien schon verschiedene andere Muster, wie Darstellungen von Blumentöpfen mit Blumen, ferner Thierfiguren, wie Vögel, Schmetterlinge u. dgl. Hier kommt schon die Verwendung von verschiedenem Goldflitter bei der Stickerei in Aufschwung, welche in dem weiter östlich gelegenen Blattergebiet, sowie jenem von Tabor so überaus häufig ist und den Stickereien dieser Gegend ein so prächtiges Aussehen verleiht. Die Stickereien der Taborer Gegend gehören zu dem Feinsten und Schönsten, was die Slaven aufweisen können. Es treten hier auch schon Thierfiguren, Sterne u. dgl. als Muster auf; die häufigere Verwendung des Herzmusters verkündet uns schon die Nähe von Mähren.

Central-Böhmen zeigt in den Stickereimustern, namentlich auf den rothgestickten Wochenbettvorhängen, wieder das Ueberwiegen des Pflanzenornamentes, daneben aber auch andere Muster, wie Kreuze, Sterne u. s. w. Dieser Charakter ändert sich erst langsam, wenn wir weiter gegen Osten zu den Polaben kommen, welche die Gegenden an der oberen Elbe bewohnen. Hier tritt noch einmal die in der Gegend von Pilsen so entwickelte Flächenstickerei zu Tage; die Motive haben jedoch, obzwar vorwiegend noch Pflanzenmuster, schon einen anderen Charakter; auch hier treten schon vereinzelt Vögel als Stickmuster auf. An einem grossen Wochenbettvorhange von Semil war am Rande eine Reihe von vierfüssigen Thieren eingestickt zu sehen.

Wenn wir Böhmen verlassen und uns zu den Horaken wenden, welche das Bergland im westlichen Mähren, etwa in der Gegend von Iglau, bewohnen, so tritt uns schon ein anderer Charakter der Stickereimuster entgegen. Hier erscheinen schon öfters Menschenfiguren, dann Vögel, Hirsche u. s. w. Es ist das derselbe Charakter, der sich schon in den angrenzenden Gegenden des östlichen Böhmens zeigt. Diese Figuren tragen hier oft noch durchaus keinen stilisirten Charakter, sondern erscheinen wie aus dem Leben gegriffene Darstellungen. Ich glaube, dass man zwischen solchen Darstellungen und jenen stilisirten Thier-, namentlich Vogelfiguren, wie wir sie später bei den ungarischen Slovaken finden werden, wohl unterscheiden muss. Letztere scheinen ihrem Ursprunge nach weit älter zu sein und scheint ihnen auch eine andere Bedeutung innezuwohnen.

Ein ganz anderes Bild tritt uns entgegen, wenn wir zu den Slaven im mittleren und östlichen Mähren kommen. Zuerst sind es die Hanaken, welche die fruchtbaren Theile Central-Mährens bewohnen; dann von den Beskiden nach Süden die Walachen und südlich davon die mährischen Slovaken. Ganz oben im Norden wohnen die schlesischen Slaven in zwei Partien: die westliche an der Oppa, die Oppaven, die östliche die schon mit Polen vermischten Lachen. Die letzteren haben aber nicht viel Originelles aufzuweisen.

Bei den Stickereien der Walachen herrschen die lichten, gelblichen Farbentöne vor. Weisse Leinenstoffe werden in verschiedenen gelben und chamoisfarbigen Nuancen in Seide ausgestickt. Die Motive sind noch immer vorwiegend Blumenmuster, aber nicht mehr so einfach, wie in Böhmen. Daneben tritt auch schon das Herzmuster, sowie Vögel als Stickmuster auf. Namentlich auf Frauenleibchen und Hemden werden die Achseln, der Kragen und die Manchetten mit solchen Stickereien versehen. Weisse Spitzenstickereien weisen auch das Kreuzmuster auf. Dagegen werden die grossen weissen Leinentücher, zum Theile Wochenbettvorhänge, immer noch am Rande mit rothem Garn in Blumenmustern ausgestickt.

Bei den Stickereien der Hanaken wiegen noch immer die in verschiedenen Nuancen von gelb- und chamoisfarbig ausgeführten Seidenstickereien auf weissem Grund (Leinen) vor. Dazu tritt aber immer die schwarze Farbe. Das ist ganz besonders charakteristisch für die Hanaken.

Die Motive sind noch immer meist Blumen; dazu kommt aber als ganz charakteristisches Verzierungselement das Herzmuster. Selten kommen andere Muster, wie der laufende Hund, combinirt mit mäanderartigen Ornamenten, die Wellenlinie, die Vogelfigur und endlich der Doppeladler auf. Dieselben Motive treten bei den grossen Leinentüchern (meist Vorhänge) auf, hier aber ist die rothe Garnstickerei dominirend. Das Hauptmotiv ist hier das Herzmuster; dazu kommen auch schon Vogelfiguren.

Ganz charakteristisch für die hanakischen Frauen sind die Tuchjacken ohne Aermel, der Halstheil und die Ränder mit buntem (grün-rothem) Seidenband eingefasst und mit Gold- und Silberborten benäht (Kor-

dulka). Die Farbe des Tuches ist vorwiegend dunkelblau, aber auch roth und grün. Unter der Tuchjacke wird das Hemd getragen, oft mit grosser Halskrause aus weissen Spitzen, mit kurzen, bauschigen Aermeln.

Es folgen dann im Südosten von Mähren an den westlichen Abhängen der kleinen Karpathen, sich bis an die Grenzen von Niederösterreich hineinziehend, die mährischen Slovaken.

Obzwar gewisse Stickereien hier noch immer häufig in den lichten Chamoistönen ausgeführt werden, treten ebenso häufig schon andere Farben, wie blau, schwarz oder braun, auf. Ganz verändert ist jedoch der Charakter der Stickmuster. Es erscheinen zuerst geometrische Ornamente, wie das Kreuzmuster, das Zickzackmuster, ferner Sterne, besonders häufig und für die mährischen Slovaken sehr charakteristisch eine Art S-Muster in verschiedener Form und Ausführung. Ich vermuthe, dass manche dieser sogenannten geometrischen Ornamente auch ihren Ursprung im Thiermotiv haben. Sehr charakteristisch für die Stickereien der Slovaken überhaupt ist eine Art Baum mit Blüthen, in geringerer oder grösserer Stilisirung; oft sieht man auch Vögel in den Zweigen sitzen und der Baum wächst gleichsam aus einem Herzen hervor. Mich hat dieses Muster sehr an den altorientalischen Lebensbaum erinnert. Dann kommen ausgesprochene Thiergesichter vor. Kurz, der ganze Charakter erscheint hier verändert.

Das letzte Gebiet endlich ist das der ungarischen Slovaken. Die Stickereien dieses Stammes bieten das bunteste Bild von allen Čechoslaven dar. Man ist verwundert, bei diesem armen Volke einen solchen Reichthum an Mustern und Motiven, eine solche Farbenpracht zu finden. Hier in den unwegsamen Gebieten des Karpathengebirges haben sich auch die Trachten und Muster am besten erhalten.

Bei den Stickereien überwiegt bei weitem der Kreuzstich, was bei dem primitiveren Charakter desselben gegenüber der sogenannten Flächenstickerei auf ein Verbleiben auf einer älteren Stufe hinweist. Als das charakteristischeste Muster der ungarischen Slovaken müssen wir eine mehr oder weniger stilisirte Vogelfigur — wahrscheinlich ein Hahn — ansehen, der überaus häufig namentlich auf Vorhängen wiederkehrt. Die Stilisirung geht hier so weit, dass der Vogel sich mitunter in eine Art geometrischen Ornamentes auflöst. Es ist das gewiss ein sehr altes Motiv, dessen eigentliche Bedeutung schon verloren gegangen zu sein scheint.

Daneben tritt auch das schon bei den mährischen Slovaken vorkommende Baummotiv häufig hervor. Auch hier sehen wir mitunter den Baum mit Blüthen bedeckt und mit Vögel in den Zweigen; einmal fand ich sogar zwei Hirschfiguren unter einem solchen Baume. Dann finden wir als charakteristisches Ornament das S-Muster, ferner ein eigenartig geformtes Kreuzmotiv. Die oft in Reihen angeordneten Vögel und menschlichen Figuren erinnern an die ähnliche Anordnung der Bemalung auf griechischen Vasen. Dazwischen tritt noch immer das Pflanzenornament in Form von Blumen und Guirlanden auf, obwohl dasselbe gegen die obigen Motive sehr zurücktritt.

Sehr merkwürdig sind verschiedene Motive, welche wohl schon einer neueren Zeit angehören, wie der zweischwänzige Löwe, verschiedene phantastische Figuren, wie der Drache, und endlich der Doppeladler. Das letztere Motiv begegnete mir mitunter auch schon auf den böhmischen und mährischen Stickereien. Die Verfolgung der Entwicklung des letzteren Musters wäre ausserordentlich wichtig, weil es uns zeigen würde, wie selbst heraldische Embleme nach und nach in's Volksthümliche übergehen, in dasselbe eindringen und endlich einen Bestandtheil desselben bilden. Es mahnt uns dieses Muster gewissermassen zur Vorsicht bei der Beurtheilung der Ursprünglichkeit mancher uns jetzt fremdartig gegenübertretender Motive.

Dies in ganz kurzen Umrissen ein Bild dieser so ausserordentlich interessanten Abtheilung, die eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube für Studien darbot. Man hat sich im Laufe der letzten Jahre in čechoslavischen Kreisen viel mit der Deutung der Stickereimuster beschäftigt; die Studien hierüber sind aber noch lange nicht abgeschlossen. Interessant sind die Folgerungen, welche in dem bezüglichen Capitel des Ausstellungs-Kataloges (gez. Schwarz) über die bisherigen Resultate der diesbezüglichen Forschungen, wie folgt, angegeben werden:

1. Der Kreuzstich, der in seiner Grundlage einfacher ist als die Flächenstickerei und den wir daher seinem Ursprunge nach als älter betrachten müssen, kommt am häufigsten und in den schönsten Mustern in der ungarischen Slovakei vor.

2. Das geometrische Ornament im weiteren Sinne, als untrennbarer Bestandtheil des ornamentalen Schmuckes, kommt fast ausschliesslich in Mähren und in der Slovakei vor.

3. Das streng stilisirte Pflanzenornament ist in Mähren fast unangetastet von dem Einflusse der Renaissance geblieben; es offenbarte sich hier in ungewöhnlicher Verschiedenartigkeit sowohl bezüglich der Formen als auch bezüglich der Farbencomposition.

4. Die böhmischen Stickereien haben durch den Einfluss von Mähren ihren nationalen Charakter erhalten; der Einfluss des Westens ist aber an denselben deutlich bemerkbar.

Daraus geht hervor, dass der Ursprung unserer Stickerei im Osten zu suchen ist und dass sie sich auf die Tradition stützt, die den anderen slavischen Stämmen eigenthümlich ist. Nur im Westen ist ein gewisser Einfluss von aussen her bemerkbar.

Auch die slovakischen Spitzen zeigen ein eigenthümliches Ornament, welches ich wegen seiner Form am einfachsten das Dreifingermotiv nennen möchte und das immer und immer wiederkehrt.

* * *

Ich habe mich in Vorhergehendem nur mit den Stickereien beschäftigt. Diese Abtheilung enthielt aber noch manche andere Gegenstände, welche einer vollen Beachtung werth waren. Ich will von diesen nur zwei

Objecte hervorheben und etwas näher besprechen, nämlich die Gold- und Silberhauben und dann gewisse Ledergürtel.

Es war eine meiner grössten Ueberraschungen, auf dieser Ausstellung einer so grossen Anzahl von den bekannten Gold- und Silberhauben zu begegnen. Die Zahl derselben dürfte nicht viel unter Tausend betragen haben. Noch niemals wurde aus einem Gebiete eine so imposante Zahl dieses auffallenden Kleidungsstückes zusammengebracht. Diese bei uns unter dem Namen Linzerhauben bekannte Stücke, welche aber auch in Baiern, im Egerer Gebiete u. a. a. O. vorkommen, galten bisher immer als deutschen Ursprunges. Bei der grossen Zahl, welche hier namentlich aus Böhmen vertreten war, liegt die Frage nahe, ob man an dieser Anschauung noch weiter festhalten kann. Ich bin dieser Frage nachgegangen und habe mir dabei die Ansicht gebildet, dass diese Hauben in Böhmen aller Wahrscheinlichkeit nach doch fremden Ursprunges sind. Zu dieser Ansicht bin ich durch die Betrachtung der geographischen Verbreitung derselben gekommen.

Während aus allen čechischen Theilen Böhmens diese Hauben in grosser Zahl vorhanden waren, fanden sie sich in Mähren in geringerer Zahl nur bei den ganz im Westen sitzenden Horaken vor, welche ihren ganzen Eigenthümlichkeiten nach noch zur Bevölkerung des östlichen Theiles von Mittelböhmen gehören. Bei den Hanaken und Walachen finden sie sich dagegen nur ganz vereinzelt und fehlen endlich bei den Slovaken ganz. Hier scheinen sie stellenweise durch eigenthümliche weisse Tüllhauben ersetzt zu werden, welche mit Goldfäden ausgestickt sind. Dieses Dominiren in dem am meisten dem deutschen Einflusse ausgesetzten Böhmen und das Fehlen in den unberührter gebliebenen östlichen Gebieten berechtigt zu dem Schlusse, dass dieselben in den čechischen Theilen Böhmens nicht ursprünglich einheimisch waren. Selbst slavische Forscher geben zu, dass die Gründung der Städte in Böhmen den Deutschen zuzuschreiben ist. Viele dieser selbst in rein čechischen Gegenden gelegenen Städte haben noch lange ihren deutschen Charakter beibehalten. Durch diese Deutschen mögen auch diese Hauben in's Land gekommen sein und sich von den Städten aus allmälig auf das Land verbreitet haben, wie das ja mit manchen städtischen Trachten und Einrichtungen unzweifelhaft der Fall war und heute noch der Fall ist. Ja, man braucht da nicht einmal bis auf die schon weit zurückreichenden Städtegründungen zurückzugehen, denn bei einem dem Verkehre so unterworfenen Lande, wie dies Böhmen schon seit alter Zeit war, lässt sich auch die Verbreitung dieser merkwürdigen Stücke in späterer Zeit erklären. Diese Hauben haben sich nun in einzelnen Gebieten zu verschiedenen Formen ausgebildet, was so viel heisst, sie haben sich dann local weiter entwickelt. Es wäre sehr wichtig, die verschiedenen dieser Formenkreise genau festzustellen und dieselben mit denen der benachbarten deutschen Gebiete zu vergleichen.

Eine ganz ähnliche Erscheinung bieten uns gewisse Ledergürtel. Ich war ebenso erstaunt, die durch ihre Ausstattung so charakteristischen Tirolergürtel, welche bei uns aber auch in anderen deutschen Alpengebieten, namentlich in Oberösterreich vorkommen, in derselben Technik und Ausstattung in ziemlicher Zahl in verschiedenen Gegenden Böhmens, ja vereinzelt auch in Mähren anzutreffen. Ich kenne in Bezug auf ihre Ausschmückung drei Arten von solchen Gürteln. Die ersten sind auf der Oberseite mit Stickerei in buntgefärbten Lederstreifen versehen; die zweiten haben einen dichten Besatz von meist feinen Zinnnägelchen, und die dritten endlich, die merkwürdigsten von allen, tragen die bekannte Stickerei in Federkielen. Alle drei Sorten waren auf der Ausstellung aus rein čechischen Gebieten in ziemlicher Anzahl vertreten. Von besonderem Werthe scheint mir zu sein, dass einige derselben den Namen ihres ersten Besitzers und die Jahreszahl der Verfertigung tragen. Nun waren die meisten dieser Namen echt čechische, wie Vaclav Šeda u. A., die ältesten derselben tragen die Jahreszahlen 1797 (aus Raudnitz), 1798; einer aus Časlau aus dem Jahre 1807. Nach Mähren sind diese Verzierungsarten der Gürtel nur sporadisch vorgedrungen; im östlichen Mähren und in der ungarischen Slovakei fehlen dieselben so gut wie ganz. Hier kommen auch grosse Ledergürtel vor; dieselben zeigen aber ganz andere Verzierungsarten, nämlich vertiefte, eingepresste Muster und die schon nach dem Osten hinweisende Verzierungsart mit Draht oder Nägelchen aus Messing. Aus dieser geographischen Verbreitung scheint es auch wahrscheinlich, dass die beschriebenen Arten der Gürtelverzierung nach Böhmen von aussen eingedrungen sind. Eingehendere Forschungen über diesen Gegenstand werden noch die Richtigkeit dieser Annahme nachzuweisen haben.

Es muss hier noch der sonderbaren Ansicht über den Ursprung der mit Federkielen besetzten Ledergürtel gedacht werden, welche Herr Dr. Felix v. Luschan auf dem Innsbrucker Anthropologen-Congresse ausgesprochen hat[1]) und die damals merkwürdigerweise keine Entgegnung fand. Derselbe meint, die Technik wäre durch nach Amerika ausgewanderte und dann wieder in ihre Heimat zurückgekehrte Tiroler nach den Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts eingeführt worden. Einige der nordamerikanischen Indianerstämme machen nämlich verschiedene Arbeiten, die sie mit Stachelschweinborsten aussticken, welche entweder weiss bleiben oder verschieden gefärbt werden. Diese Technik ähnelt in der That den Federkielstickereien auf den Tiroler Gürteln. Nun gehen diese letzteren Arbeiten in den Alpen bis in das vorige Jahrhundert zurück (im Linzer Museum sollen einige sehr alte Stücke existiren); hier in Böhmen sah man genau datirte solche Stücke, deren Technik gewiss von aussen stammt, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Es wäre interessant, wenn die in den Alpen sitzenden Forscher dieser Sache nachgehen und die ältesten datirten solcher Gürtel zusammenstellen würden. Viele werden ihrer wohl nicht mehr aus alter Zeit vorhanden sein,

[1]) Siehe diese Mittheilungen. Bd. XXIV, Sitzungsbericht, S. [105] f.

denn man darf nicht vergessen, dass diese Gürtel jahrzehntelang getragen wurden und dass die Federkielstickerei auch weniger dauerhaft ist, als die Lederstickerei.

In dem grossen Prachtwerke, welches gegenwärtig über die Prager ethnographische Ausstellung erscheint[1]), sind auf Seite 152 und 156 zwei solcher Gürtel mit Pfauenfederkielstickerei abgebildet. Dieselben sind bezeichnet als: „Ostböhmische Gürtel". Auf Seite 154, bei der Beschreibung der Männertrachten von Leitomischl, heisst es dann[2]): „Breite mit Pfauenfedern ausgenähte und mit farbigem Leder ausgelegte Gürtel; in der Mitte des Vordertheiles ist der Name des Besitzers ausgenäht; auf der inneren Seite befindet sich ein Geldbeutel." Eine dazugehörige Fussnote sagt Folgendes: „Den böhmischen Bauern machte diese Gürtel der Sattler Doležal in Vysoké Mystó (Hohenmauth); sein Name ist auf der Innenseite verzeichnet; die Mehrzahl der Gürtel wird jedoch von Deutschen benützt, welche sie in Svitavy (Zwittau?) und Abtsdorf holten."

Auf Seite 156 heisst es bei der Beschreibung der Männertracht um Polička: „Mit Gürteln, die in Svitavy (Zwittau?) gearbeitet wurden, bekleideten sich um Polička herum Čechen und Deutsche; die letzteren haben mit ihren hohen Stiefeln, langen Westen und Röcken und breiten Hüten bisher wenigstens zum Theile ihre alte Tracht bewahrt, während der čechische Bauer, von den Lederhosen abgesehen, dieselbe ganz aufgegeben hat."

Aus dem geht hervor, dass der Verbreitungsbezirk dieser so gestickten Gürtel hier ein ganz beschränkter ist. Die näheren Beziehungen zu den Tiroler Gürteln müssen aber in Zukunft noch eingehender studirt werden, ehe man etwas Sicheres über die Herkunft derselben sagen kann. Auffallend bleibt es, dass nicht nur die Federkielstickerei, sondern auch die beiden anderen, für unsere nördlichen Alpenländer so charakteristischen Techniken Eingang in die westslavischen Gebiete gefunden haben.

Die zweite grosse Abtheilung dieses Theiles der Ausstellung war den Volkstrachten und Volksgebräuchen gewidmet. Beide waren vorerst durch eine Anzahl gut ausgeführter Figurinen illustrirt, welche zu mitunter recht umfangreichen Gruppen zusammengestellt waren. Während schon in der Stickerei-Ausstellung eine grosse Zahl einzelner Kleidungsstücke vertreten war, konnte man erst hier die Bedeutung und volle Wirkung derselben an den bekleideten Figuren studiren. Auch die später zu erwähnende Regional-Ausstellung enthielt eine grosse Zahl von Kleidungsstücken, wie auch von bekleideten Figuren.

Ich muss es mir hier leider versagen, im Detail auf die so interessanten Volkstrachten einzugehen. Dieselben zeigen eine Mannigfaltigkeit und einen Reichthum, wie er kaum überboten werden kann. Nur einige Andeutungen darüber mögen hier genügen.

In Böhmen haben sich die alten Volkstrachten fast nur mehr bei den im äussersten Westen in der Gegend von Taus sitzenden Choden und bei den Bewohnern der Pilsener Gegend erhalten. Für die Weiber der Choden ist charakteristisch das Hochbinden der Röcke, das bei anderen čecho-slavischen Stämmen in der Art nicht vorkommt. Für die Mädchen der Pilsener Gegend ist der grosse weisse Kopfschmuck wohl hinlänglich bekannt. Die Männer tragen meist lichtgelbe Hosen, die in hohen Stiefeln stecken; die jüngeren Männer einen kurzen, die älteren einen sehr langen Tuchrock, mit vielen Metallknöpfen besetzt.

In weitaus grösserer Ursprünglichkeit haben sich die Volkstrachten in Mähren erhalten, namentlich bei den Hanaken, den Walachen und den mährischen Slovaken. Bei den letzteren geht die Differenzirung in der Tracht so weit, dass sich sogar die einzelnen Dörfer nach derselben unterscheiden. Von besonderem Interesse sind aber die Volkstrachten in der ungarischen Slovakei. Jeder von ihnen kennt ja den armen Drahtbinder aus dem Trencsiner Comitat, der in halb Europa herumzieht; dessen Kleidung ist jedoch grundverschieden von der Feiertagstracht des wohlhabenden Slovakenburschen im Pressburger Comitat und weiter im Osten mit seiner der magyarischen Nationaltracht fast identischen Kleidung. Die Frage nach dem Ursprunge der letzteren ist heute noch nicht gelöst; hoffentlich wird uns die im nächsten Jahre in Budapest stattfindende Millenniums-Ausstellung etwas eingehender über dieselbe belehren.

Die čechischen Forscher, unter ihnen namentlich Professor Koula, sind geneigt, anzunehmen, dass die ursprüngliche Volkstracht des ganzen čecho-slavischen Stammes am meisten der heutigen slovakischen Tracht entsprach. Namentlich soll dies für die weibliche Tracht gelten. In Böhmen soll namentlich während des Mittelalters unter der Landbevölkerung eine der heutigen slovakischen Tracht ähnliche im Gebrauche gewesen sein. Man nimmt dabei an, dass sich früher bei allen Čechoslaven eine einzige Volkstracht ausgebildet hatte, die dann namentlich in Böhmen durch Einflüsse von aussen fast ganz verdrängt wurde. Ob diese Annahme in dieser Form richtig ist, wäre doch zu bezweifeln, da ja auch die heutige slovakische Tracht keinen einheitlichen Typus aufweist. Es sind das überhaupt noch Fragen, die eines eingehenden, vorurtheilslosen Studiums bedürfen. Hoffentlich werden dieselben durch das neugegründete Museum, welches der Ausstellung sein Dasein verdankt, ihrer Lösung nähergerückt werden.

Eine Anzahl dieser Figurinen war auf der Ausstellung zu Gruppen zusammengestellt, um verschiedene Sitten, Gebräuche und Spiele zu illustriren. In dem an den centralen Kuppelraum anstossenden Saale war eine Hochzeit aus dem Blattergebiete in Böhmen dargestellt. Die grösste Gruppe befand sich in dem westlichen Centralraume. Dieselbe stellte das bei den mährischen Slovaken beliebte Königsspiel dar. Drei andere Gruppen stellten die Betlemaři (heiligen drei Könige) aus der Walachei, eine Brautwerbung aus der Hanna und den sogenannten Kunkelschmaus aus dem Chodengebiete bei Taus dar. Andere Gruppen wieder zeigten uns Maskenumzüge am Faschingdienstag mit sehr inter-

[1]) Národopisná Výstava českoslovanská v Praze 1895.

[2]) Ich verdanke die Uebersetzung dieser Stelle der Freundlichkeit des Herrn Dr. M. Murko.

essanten Masken, ferner das sogenannte Todaustragen, die altslavische Sitte des Darreichens von Salz und Brot durch den Hausvater und die Hausmutter, endlich die Erzeugung des heiligen Feuers durch Reibung, eine walachische Sitte.

Zahlreiche Gegenstände in dieser Abtheilung illustrirten verschiedene Sitten und Gebräuche. Ich erwähne hier nur kurz die bemalten Ostereier mit ihren hochinteressanten Mustern, die verschieden geformten Hochzeitskuchen und Bäckereien, Volksarzneimittel, Kinderspielzeug, Erntestäbe u. s. w. Tanz und Musik waren durch Abbildungen, Notenbeispiele und Musikinstrumente illustrirt. Unter den letzteren befand sich manches interessante Stück, so die Karpathenleier, der Dudelsack, letzterer in zwei Arten, mit und ohne Blasebalg. Anschliessend möchte ich noch zweier Instrumente erwähnen, nämlich des bekannten Alpenhornes, aus Holz mit Rinde umwickelt, welches sich auch im Böhmerwalde, bei den Horaken, sowie bei den Karpathenbewohnern (Walachen und Slovaken) findet, und endlich die sogenannte Wettertrompete, aus einer grossen Schneckenschale zum Wetterzaubern (Vertreiben von Gewittern).

* * *

Mit wenigen Worten kann ich zum Schlusse nur die ebenso interessanten Regional-Ausstellungen berühren. Dieselben hatten die Aufgabe, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten einzelner Gebiete darzuthun. Freilich waren die Gesichtspunkte, wie das verwirklicht wurde, nicht überall dieselben.

In der im Norden befindlichen böhmischen Abtheilung war viel Städtisches enthalten, was man freilich nicht ganz ausschliessen kann. Es fanden sich aber auch hier zahlreiche prähistorische Alterthümer, deren Zuweisung an diese Stelle sich nicht ganz rechtfertigen lässt, ferner viel Mittelalterliches. Reichlich war diese Abtheilung durch Bilder und Photographien ausgestattet, welche Land und Volk zur Darstellung brachten. Auch dem Hause und dessen Einrichtung wurde man durch einige Interieurs (Bauern- und städtische Stuben) gerecht. Stickereien, Volkstrachten, ganze Figurinen waren auch hier zahlreich vertreten.

Einen weniger gemischten Charakter trug die im Süden sich hinziehende Regional-Ausstellung aus Mähren, Schlesien und der ungarischen Slovakei. Hier konnte man die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung der einzelnen Gebiete bis in's Detail studiren. Diese Abtheilung machte einen durchaus ethnographischen Eindruck. Leider war gerade die interessanteste der hiehergehörigen Volksgruppen, jene der ungarischen Slovaken, relativ schwächer vertreten, was in der schwierigen Beschaffung der geeigneten Objecte seinen Grund hatte.

* * *

Ich schliesse meine leider viel zu kurzen Ausführungen mit dem lebhaften Wunsche, dass diese grossartige und in ihrer Art einzige Ausstellung recht bald Nachfolger in den anderen Theilen unserer Monarchie haben möge. Schon rüstet man sich in Ungarn zur Millenniums-Ausstellung, auf der auch die verschiedenen Länder der ungarischen Krone eine entsprechende Darstellung erfahren sollen. In Bosnien ist dank der Fürsorge der Regierung ein grosses Museum im Werden begriffen, welches uns das Volksthum der Südslaven zur Darstellung bringen soll. Und so sehen wir, fast in letzter Stunde, allerorts ein eifriges Sammeln und Schaffen, um die noch vorhandenen Reste des Volksthums zu bergen. Die Wissenschaft wird daraus jedenfalls den besten Gewinn ziehen.

Darauf ergriff zur Discussion Herr Oberst d. R. **Gust. Bancalari** (Linz) das Wort. Er hob den grossen Fortschritt der gründlichen und vorsichtigen Anschauungsweise bezüglich der nationalen Zutheilung der verschiedenen Haustypen, wie er sich wieder in der Rede des Herrn Prof. Dr. Meringer höchst erfreulich geäussert hat, zustimmend hervor. Es gab eine Zeit, wo Forscher mit weniger Erfahrung, mit weniger Detailkenntniss als Speculation die verschiedenen Häuser den Nationen anhefteten, als wäre das Menschenhaus ein unzweifelhafter Artcharakter, wie etwa das Schneckenhaus. Diese Zeit ist, dank den Bemühungen der Wiener Hausforschungsschule, der sich auch Redner zurechne, vorbei. Er glaube, annehmen zu können, dass der Anthropologen-Congress von 1894 wesentlich beigetragen habe, den Ansichten der Wiener Hausforscher auch in Deutschland die Bahn zu ebnen.

Wenn Einer sagt: „fränkischer Dialect", „slavische Sprachen" u. dgl., so meint er dabei etwas national ganz und gar Zugehöriges, etwas von dieser Nation oder diesem Völkercomplex Entwickeltes, von denselben Untrennbares. In diesem Sinne darf man von nationalen Hausformen nicht oder noch nicht sprechen. Das Haus ist eine Function von zahlreichen Variabeln, welche mit den nationalen Besonderheiten, sozusagen mit der Volksseele, nichts gemein haben, welche anthropologisch sind, d. h. welche hervorgehen aus dem jeweiligen Verhältnisse, in welchem das Volk zur umgebenden Natur steht, z. B. Steinbau, wenn kein Wald da ist; Gehöfte, wenn Ackerbau betrieben wird; Mangel der Tenne, wenn das betreffende Volk keine Körnerfrüchte baut; horizontales Dach, wo es niemals oder nur sehr wenig regnet; Steildach, wo Stroh vorhanden und verwendet ist, etc. etc.

Es sei daher sehr erwünscht und erfreulich, dass heute der alte Streitpunkt: „Haben die Slaven das fränkische Gehöfte einfach übernommen?" ganz und gar vermieden worden ist. Herr Prof. Meringer hat nun, und zwar besonders an der Hand der Grundrisse dargethan, dass das čecho-slavische und sogenannte „fränkische Gehöft", dass vor Allem die Eintheilungen des Wohntractes, dessen typische Form „oberdeutsch" genannt zu werden pflegt, und dass endlich die Zimmereinrichtungen und der sonstige Hausrath „identisch" sind. An dieser Thatsache, wenn man die ausgestellten Prager Modelle und ihre Copien, welche beim Vortrage vorlagen, schematisch betrachte, könne man nicht rütteln. Die Aehnlichkeit sei so gross, dass sie auf nahe Ver-

wandtschaft deute. Mehr zu sagen, wäre jedoch vorerst unwissenschaftlich, weil voreilig.

Redner weist nun in einigen drastischen Parallelen nach, dass Dinge in Hauptsachen sehr ähnlich und doch für die menschliche Wahrnehmung sehr bedeutend verschieden sein könnten. So wäre z. B. das Skelet eines Maoriweibes und einer europäischen Dame kaum verschieden. Auch alle oder die meisten anderen, und zwar die wichtigsten Organe seien geradezu identisch. Nur ganz kleine, schwer messbare Unterschiede des Antlitzes und die Hautfarbe gäben jenen mächtig verschiedenen Eindruck, der jede Verwechslung von Europäerin und Maoriweib ausschlösse.

Etwas Derartiges finde auch bei sehr ähnlichen Haustypen statt. Die Grundrisse seien mit den Skeletten zu vergleichen, gewisse andere Dinge am Hause den anderen Organen — aber dessenungeachtet gäbe es auch zwischen den einzelnen Typen etwa doch feine Unterschiede, oft kaum mit Worten, wohl aber im Bilde festzustellen, welche dem Erfahrenen sofort klar machen, dies Haus gehöre dieser Gegend, diesem Volke an. Redner könnte es ohne diesen Umstand gar nicht verstehen, dass er selbst z. B. ein „fränkisches" Gehöfte am Fusse des Rhöngebirges und etwa ein sehr ähnliches im Waldviertel Unterösterreichs, ein graubündtisches und ein westtirolisches Steinhaus u. dgl. sofort erkenne und unterscheide. Grundrisse und Hauptsachen des Aufrisses seien hiebei fast identisch — aber fast imponderable Kleinigkeiten in der Technik, in der Form der Dachdecke etc. etc. gewährten die nur von Fachleuten, von Bautechnikern, ganz klar zu machenden Anhaltspunkte, einen Typus wirklich festzustellen.

Redner schloss mit folgenden Ausführungen: „Was mich nun z. B. das südwestlich vom Thüringerwalde gelegene Gehöfte auf den ersten Blick als ein gerade dorthin gehöriges, was mich das von Horaken bewohnte Haus (hauptsächlich durch die Methode der Strohdeckung) als solches schon von weitem erkennen lässt, gut, das sei national, vielleicht aber auch eher landschaftlich, weil es nicht in allen Theilen des betreffenden nationalen Gebietes ganz gleich bleibt. Wie nun bezüglich der Hauptsachen? der Grundrissform? der sogenannten fränkischen Form? Sie setzt voraus: Viehzucht und Getreidebau, ferner die Anordnung in der Dorfzeile. Sie ist wahrscheinlich hiedurch entstanden, wie etwa die Bienenzellenform durch die Anordnung in der Wabe. Ich bin in Süddeutschland und im nordöstlichen čechischen Theile von Böhmen zu dieser Vermuthung gelangt.

Die Anordnung in der Dorfzeile setzt Oekonomie mit dem Raume, also dichte Bevölkerung voraus. Wo auch immer die geschlossene Dorfzeile entsteht, ist es möglich und wahrscheinlich, dass, wenn auch die anderen Bedingungen klappen, sich etwas ähnliche, eine Art „fränkischer Gehöfte" herausbilde. Es ist ferner gar nicht so unwahrscheinlich, dass sich diese Form u. A. unter den Franken eher als anderswo gebildet hat, weil sie in altcultivirte, dichtbevölkerte Gegenden, das östliche Gallien, eingewandert sind.

Der Umstand, dass diese Gehöftform im ganzen Bereiche der Slovenen, sowie überhaupt in Kärnten, Krain, Küstenland, Istrien, Bosnien, Dalmatien gar nicht, in Steiermark nur im östlichen Theile gefunden wird, sichert wenigstens das Eine, dass sie mit den Südslaven in keiner Weise zu thun hat, und das ist eigentlich doch ein wenig verdächtig. Alle Nordslaven, wenn die mehrerwähnten Bedingungen stimmen, haben sie. Warum nicht die Südslaven des sogenannten Innerösterreich? Letzteres wurde fast allein von Bajuvaren germanisirt — doch Sie sehen, der Theorienteufel beginnt mich wieder zu reiten. Noch gleicht der Weg der Hausforschung einer Strickleiter ohne Stäbe. Man hat nirgends festen Tritt. Arbeiten wir also vor Allem an der Strickleiter. Mit wahrer Freude, aber auch mit aufrichtigem Neide habe ich die glänzende Haustypensammlung in Prag begrüsst. Ziehen wir Nutzen daraus, und zwar im Sinne der Materialsammlung. Halten wir daher noch mit den Schlussfolgerungen über die Herkunft, über die etwaigen Wanderungen gewisser Hausbauelemente in wissenschaftlicher Entsagung zurück. Warten wir den Typen-Atlas der Ingenieure ab und dann gehen wir anthropologisch und nicht national zu Werke, d. h. von allgemeinem und keineswegs von national-chauvinistischem Standpunkte. Vielleicht kommt dann etwas Gescheidtes heraus über die noch so mangelhaft bekannten Gesetze des menschlichen Hausbaues."

Ausschuss-Sitzung am 16. November 1895.

Vorsitzender: Herr Dr. F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Seit der letzten Ausschuss-Sitzung sind gestorben das unterstützende Mitglied:

Sophie Baronin v. Todesco in Wien und die wirklichen Mitglieder:

Wenzel Radimský, Berghauptmann in Sarajevo.

Pellegrino Strobel, Professor in Parma (zugleich correspondirendes Mitglied),

Moriz Trapp, Musealcustos in Brünn, und

Dr. Constantin Veszelý, k. u. k. Stabsarzt in Wien.

Als Stifter ist beigetreten:

Johannes regierender Fürst von und zu Liechtenstein in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. Wilhelm Freiherr v. Landau in Berlin.

Dr. Alexander Nicoladoni, Hof- und Gerichts-Advocat in Linz,

Ignaz Visintini, Oberlehrer in Pinguente, Istrien,

Georg Rauch, Architekt in Wien,

Dr. E. Gurlt, Geheimer Medicinalrath und Universitäts-Professor in Berlin,

Dr. August Hedinger, Medicinalrath in Stuttgart,

Dr. Eduard Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien,

Leonhard Bouchal in Wien,

Dr. Heinrich Schiess, Vorstand der ophthalmologischen Klinik in Basel,

Dr. Bernhard Kahle, Universitäts-Docent in Heidelberg,

Henry Balfour, Museums-Vorstand in Oxford,

Dr. Karl Hagen, Assistent am Museum für Völkerkunde in Hamburg,
Dr. Ludwig Ritter Lorenz v. Liburnau, k. u. k. Custos in Wien,
William R. Rowland jun. in Linsum Estate, Malayische Halbinsel,
Dr. Wilhelm Jerusalem, Gymnasial-Professor in Wien,
Dr Josef Neustadtl in Wien und
Daniel Fulcomer, Universitäts-Professor in Chicago.

2. Der Herr Secretär berichtet über den gelungenen Verlauf der Excursion nach Bosnien und der Hercegovina. Herrn Regierungsrath Hörmann wird der beste Dank für die Bemühungen um dieselbe votirt. Seiner Exc. Herrn Reichs-Finanzminister Benjamin v. Kallay wurde durch eine Deputation der Dank der Theilnehmer ausgesprochen.

3. Der Deutschen anthropologischen Gesellschaft wird als Druckkostenantheil für den Innsbrucker Congressbericht der von derselben gewünschte Betrag von 1200 Mark votirt.

4. In Schriftentausch wird eingegangen mit:
dem Verein für Volkskunde in Lemberg,
dem čechoslavisch-ethnographischen Museum in Prag,
der Academy of Science in St. Louis,
dem Canadian Record of Science in Montreal,
dem Musealverein für Enns und Umgebung und
der Zeitschrift „Věstnik" der čecho-slavischen archäologischen Museen und Vereine in Časlau,
den beiden letzteren gegen die Sitzungsberichte.

5. Der Fond für praktische Arbeiten wurde im Jahre 1895 zur Unterstützung folgender Arbeiten verwendet:
Herrn Custos Josef Szombathy für die Ausgrabungen auf der Malleiten fl. 612·83,
Herrn Dr. F. R. Kaindl für ethnographische Forschungen unter den Huzulen fl. 100,
Herrn Oberst G. Bancalari für Hausforschungen in den Ostalpen fl. 200,
Herrn J. R. Bünker für Hausforschungen an der steirisch-ungarischen Grenze fl. 100,
Herrn Professor Dr. R. Meringer für die Reise nach Prag zum Studium der ethnographischen Ausstellung fl. 60.

Ein Betrag von fl. 127·17 wurde als Druckkosten- und Illustrationsbeitrag der Abhandlung von J. R. Bünker über das Bauernhaus in der Heanzerei verwendet, der Rest von fl. 48·50 für projectirte Vorarbeiten zum Studium der Flureintheilung reservirt.

6. Von **Seiner kaiserl. und königl. Apostolischen Majestät** wurde der Gesellschaft als Beitrag zu ihrem Fonde für praktische Arbeiten der Betrag von fl. 1000 bewilligt.

7. Zu der am 26. Jänner 1896 in Breslau stattfindenden siebzigjährigen Geburtsfeier unseres correspondirenden Mitgliedes, des Geheimen Sanitätsrathes Dr. Wilhelm Grempler, wird die Absendung eines Glückwunschschreibens beschlossen.

Monats-Versammlung am 10. December 1895.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. K. Brunner v. Wattenwyl.

Herr Universitäts-Professor **Dr. David Heinrich Müller** hält einen Vortrag über

Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie und die Chöre der griechischen Tragödie.

Das Ziel, welches ich mir in dieser Arbeit gesteckt habe, ist die Erschliessung der poetischen und rhetorischen Formen, die allen semitischen Völkern gemeinsam waren und demnach in die ursemitische Zeit zurückreichen. Um den verschlungenen Pfad zu diesem weitab liegenden Ziele zu finden, bedurfte es einer eindringenden Prüfung und vertieften Untersuchung der ältesten Erzeugnisse der drei grossen semitischen Literaturen: der biblischen, keilinschriftlichen und arabischen.

Ich nehme an, dass die Propheten in Strophen gedichtet haben, diese Strophen erschliesse ich aber nicht nach dem Muster Anderer aus vorausgesetzten Versen, die nach Silben oder Hebungen gebildet werden, sondern aus bestimmten Kennzeichen; ich gelange nicht von der Erkenntniss des Verses zur Erkenntniss der Strophe, sondern umgekehrt, von der Strophe zum Verse.

Die Strophe ist eine grössere gedankliche Einheit, welche aus einer Summe oder einem Producte von Gedankeneinheiten zusammengesetzt ist, die strenge gedankliche Einheit ist als die wesentlichste Charakteristik der Strophe anzusehen. Daneben zeigen aber die Strophen unter einander eine solche Ebenmässigkeit im Baue, dass man eine strophische Einheit durch die danebenstehende andere vollkommen controliren kann. Die Strophen stehen nämlich zu einander in einer gewissen Beziehung, und die formalen Ausdrücke dieser Beziehungen bilden die Kennzeichen der strophischen Einheiten. Die Beziehung zwischen zwei strophischen Einheiten wird Responsion genannt, wenn im Baue der Strophen bestimmte Theile einander entsprechen. Die Entsprechung geschieht durch gleiche Construction wie durch gleiche oder gegensätzliche gedankliche Wendungen, die in der Regel durch gleiche oder ähnlichklingende Worte ausgedrückt werden. Die Responsion kann eine vollständige sein, d. h. jede Zeile der einen Strophe entspricht der parallelen Zeile der anderen, oder eine unvollständige, d. i. wo nur Anfangs- und Endzeilen oder bestimmte Zeilen an gleicher Stelle einander entsprechen.

Während die Responsion gewissermassen den gleichen Organismus zweier oder mehrerer Strophen darstellt, verbindet eine andere Kunstform je zwei Strophen mit einander. Diese Kunstform wird Concatenatio genannt, sie verkettet, wie es in der Natur der Sache liegt, das Ende einer Strophe mit dem Anfang der folgenden dadurch, dass die letzte Zeile der einen Strophe einen gedanklichen oder formalen Uebergang zur nächstfolgenden bietet.

Eine dritte Kunstform ist die Inclusio, die darin besteht, dass der Anfang einer Strophe mit dem Ende

derselben correspondirt. Durch diese Kunstform wahrt die Strophe ihr individuelles Wesen und grenzt sich innerhalb der gesteckten Pfähle ab. Diese drei Kunstformen bilden also ein zweites wichtiges Moment in der Erkennung der Strophe.

Dazu kommt noch ein drittes Moment, welches von der Ueberlieferung uns in die Hand gegeben wird. Die verschiedenen Absätze in dem massoretischen Texte, welche gewiss aus uralter Zeit herrühren, theilen einzelne Strophen oder Strophengruppen ab. Eine weitere Probe auf die Richtigkeit der strophischen Gliederung liegt in der Architektonik der prophetischen Reden. Es kommen zwei- und dreicolumnige Reden vor, wo die strophische Eintheilung und Abgrenzung je einer Columne durch die parallelen Einschnitte der anderen gesichert wird.

Die Strophen selbst sind verschiedener Art. Es kommen gleichmässige Strophen vor, die eine gleiche Anzahl Zeilen haben; es finden sich aber auch steigende und fallende Strophengebilde, wo jedoch das Steigen und Fallen durch eine bestimmte Proportion geregelt ist. Solche Strophenformationen sind meistens durch Responsion oder Refrain gesichert und fast immer im massoretischen Texte markirt.

Die Gesetze, welche das prophetische Schaffen beherrschen, sind nicht auf diesen Literaturzweig allein beschränkt, sie haben eine viel allgemeinere Geltung. Es zeigen sich dieselben Erscheinungen auch in der Keilschriftliteratur. So sind hier bestimmte Stücke z. B. der Schöpfungsgeschichte [1]), deren Zeilen auf dem Originale gegeben sind, strophisch gegliedert und dieselben Kunstformen, welche als Merkmale aus der Strophik im Hebräischen vorhanden sind, finden sich auch in den Keilinschriften.

Ein weiterer Beweis für die Strophentheorie bildet die Beobachtung, dass auch die Offenbarungen Muḥammeds, dass also der Koran in vielen Suren nachweisbar strophisch gegliedert ist und dass dieselben Kunstformen und dieselbe Architektonik darin sich finden, wie in den alten hebräischen Propheten. Die grosse Bedeutung dieser Erkenntniss besteht aber darin, dass die Versabtheilung im Koran durch den **Reim** gesichert ist, und also von Muḥammed selbst herrührt.

Die kurzen und langen Verse, die nebeneinander stehen, zeigen nun, dass der prophetische Vers nicht immer mit dem dichterischen identisch sein muss.

Nachdem Strophenbau und Responsion mit ihren Dependenzen in drei semitischen Literaturen und Sprachen, die verschiedenen Völkergruppen angehören (die Hebräer sind Nordwestsemiten, die Assyro-Babylonier Nordostsemiten oder Uraramäer, die Araber Südsemiten), nachgewiesen worden waren, so ergab sich der Schluss von selbst, dass diese Grundgesetze schon in ursemitischer Zeit die religiöse Poesie beherrscht haben müssen. Von den alten Wahrsagern und Priestern jener entlegenen vorhistorischen Zeit sind diese Grundgesetze vererbt worden, und sie haben sich erhalten in Bibel, Keilschrift und Koran.

Die Lücke zwischen den Propheten Israels und dem mekkanischen Gesandten Gottes wird in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit durch die Entstehung des Christenthums ausgefüllt, und es wäre ein Wunder, wenn in den Evangelien sich keine Spuren dieser die ganze religiöse Literatur der Semiten beherrschenden Gesetze fänden. In der That finden sich in der Bergpredigt, trotzdem sie nicht mehr in der Originalsprache (Aramäisch), sondern nur in der griechischen Version erhalten ist, deutliche und sichere Spuren von Strophenbau und Responsion, die in dieser Arbeit nachgewiesen worden sind.

Nach Feststellung dieser Thatsachen musste sich die Frage aufdrängen, in welchem Verhältnisse hiezu die eigenthümliche Erscheinung der Strophik und Responsion in der griechischen Tragödie stehe. Strophe und Antistrophe correspondiren mit einander im Metrum, in der Gliederung und in den Einschnitten der Sätze, sie correspondiren aber auch häufig gedanklich, und diese Uebereinstimmung wird oft durch gleiche oder ähnlichklingende Worte markirt. Eine sorgfältige Prüfung der Chöre bei Aeschylos, Sophokles und Euripides ergab eine vollständige Gleichheit zwischen den Grundgesetzen der ursemitischen Poesie und der in dem Strophenbau der Chöre herrschenden Uebungen.

Ich habe die Hypothese aufzustellen gewagt und zu begründen versucht, dass diese Dichtungsart (Strophenbau mit Responsion) von den Phönikern zu den Griechen herübergekommen sei, die sie in der ihnen eigenthümlichen künstlerischen Weise umgestaltet haben. Aus der Gedanken- und Wortresponsion machten sie eine streng metrische, aber diese letztere vermochte die erste nicht ganz zu verdrängen; es sind nicht nur Spuren jener vorhanden, sondern ganz deutliche Gebilde, die durch die starke Aehnlichkeit noch die Zeichen der Entlehnung an der Stirne tragen.

In Folgendem gebe ich eine Reihe von Proben aus den drei semitischen Literaturen wie aus den griechischen Chören, indem ich Diejenigen, die sich für die Sache weiter interessiren, auf mein vor Kurzem erschienenes Werk verweise [1]).

---

[1]) Während der Correctur dieses Aufsatzes erhalte ich von Prof. Friedrich Delitzsch seine neueste, soeben erschienene, sehr werthvolle Arbeit: „Das babylonische Weltschöpfungsepos", wo der Verfasser auf S. 67, unabhängig von mir, die These aufstellt, dass die IV. Tafel des Epos ein Strophengesetz erkennen lässt. Die strophische Eintheilung bei Delitzsch stimmt mit der meinigen vielfach überein. Der Hauptunterschied besteht darin, dass er vierzeilige, während ich achtzeilige Strophen ansetze. In den meisten Fällen bilden je ein Paar von Delitzsch' Strophen, die gedanklich zusammengehören, eine Strophe bei mir (7. Februar 1896).

[1]) Die Propheten in ihrer ursprünglichen Form. Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie erschlossen und nachgewiesen in Bibel, Keilinschriften und Koran und in ihren Wirkungen erkannt in den Chören der griechischen Tragödie. I. Band. Prolegemena und Epilegomena, II. Band, Hebräische und Arabische Texte. Wien, Alfred Hölder, 1896.

Amos, Cap. 1—2.

Parodos.

Und er sprach:
Jahweh schreit von Zion her
Und aus Jerusalem lässt er seine Stimme schallen
Und es trauern die Triften der Hirten
Und es verdorrt das Haupt des Karmels.

1. Strophe.

3. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Damascus'
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück;
Weil sie gedroschen mit eisernen Walzen
— Das Gilead!

4. Und so sende ich Feuer in Hazaels Haus
Und es verzehrt die Paläste Ben Hadads.

5. Und ich breche Damascus' Riegel
Und tilge die Bewohner aus Biq'at Awen
Und den Scepterhalter aus Bet-Eden
Und wandern wird Arams Volk nach Ḳir
Spricht Jahweh. |

1. Gegenstrophe.

6. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Ghaza's
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück,
Weil sie weggeführt eine volle Razia,
Sie auszuliefern an Edom.

7. Und so sende ich Feuer in Ghaza's Mauern
Und es verzehrt darin die Paläste.

8. Und ich tilge die Bewohner aus Aschdôd
Und den Scepterhalter aus Asqalôn
Und wende meine Hand gegen Eḳrôn
Und umkommen wird der Rest der Philister
Spricht der Herr Jahweh. |

2. Strophe.

9. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Tyrus'
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück,
Weil sie ausgeliefert eine volle Razia

Und nicht gedacht haben des Bruderbundes.

10. Und so sende ich Feuer in Tyrus' Mauern
Und es verzehrt darin die Paläste.

2. Gegenstrophe.

11. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Edom's
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück,
Weil er verfolgt mit dem Schwerte seinen Bruder und
seine Liebe unterdrückt,
Und seinen Zorn nachträgt, seinen Grimm ewig bewahrt.

12. Und ich sende Feuer nach Têmân
Und es verzehrt die Paläste Boṣra's. |

3. Strophe.

13. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen der Söhne Amôn's
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück;
Weil sie aufgeschlitzt die Schwangern Gileads,
Um ihr Gebiet zu erweitern.

14. Und ich zünde Feuer an in Rabbah's Mauern
Und es verzehrt darin die Paläste,

Unter Lärm am Tage der Schlacht,
Im Sturme am Tage des Unwetters.

15. Und es wandert ihr König in Gefangenschaft,
Er mit seinen Fürsten zusammen,
Spricht Jahweh. |

3. Gegenstrophe.

1. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Môab's
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück,
Weil er verbrannt des Edomiter Königs Gebeine
— Zu Kalk.

2. Und so sende ich Feuer in Moab
Und es verzehrt die Paläste Ḳerijôts

Und es stirbt im Getümmel Môab
Unter Lärm, unter Posaunenschall.

3. Und ich tilge den Richter aus denselben
Und all seine Fürsten tödte ich mit ihm
Spricht Jahweh. |

Epodos.

4. Also spricht Jahweh:
Wegen drei Verbrechen Juda's
Und wegen vier nehme ich es nicht zurück
Weil sie missachtet die Weisung Jahweh's und seinen Satzungen nicht gehorcht
Und sie irreführten ihre Lügen(götzen), denen ihre Väter nachgingen.

5. Und so sende ich Feuer in Juda
Und es verzehrt die Paläste Jerusalems.

Amos, Cap. 7—8.

1. Strophe.

1. Also liess mich schauen der Herr Jahweh:
2. Und sieh', er war schaffend Heuschrecken zu Anfang des Nachwuchses,
3. Und sieh', es war Nachwuchs nach der Königsmahd.
4. Und als sie fast gar gefressen das Gras des Landes,
5. Da sprach ich: Herr Jahweh verzeihe doch!
6. Wie soll Jacob bestehen, er ist doch gering.
7. Es reute Jahweh dessen,
8. Es soll nicht geschehen, sprach Jahweh. |

1. Gegenstrophe.

1. Also liess mich schauen der Herr Jahweh:
2. Und sieh', er war rufend das Feuer zur Strafe (der Herr Jahweh)
3. Und es verzehrte die grosse (Wasser-) Tiefe
4. Und frass fast den Grund.
5. Da sprach ich: Herr Jahweh lass doch ab!
6. Wie soll Jacob bestehen, er ist doch gering.
7. Es reute Jahweh dessen,
8. Auch dies soll nicht geschehen, sprach der Herr Jahweh. |

2. Strophe.

1. Also liess mich schauen [der Herr Jahweh]:
2. Und sieh', er war stehend auf einer Senkbleimauer, ein Senkblei in seiner Hand.
3. Und es sprach Jahweh zu mir: Was siehst du Amos?
4. Und ich sprach: ein Senkblei.
5. Da sprach der Herr: Sieh', ich lege ein Senkblei an mitten in meinem Volke Israel,
6. Ich will ihm nichts mehr hingehen lassen.
7. Und Isak's Höhen sollen verwüstet und Israel's Heiligthümer zerstört werden.
8. Und ich erhebe mich gegen das Haus Jerobeam's mit dem Schwerte. |

2. Gegenstrophe.

1. Also liess mich schauen der Herr Jahweh:
2. Und sieh', [da war] ein Korb reifen Obstes.
3. Und es sprach Jahweh zu mir: Was siehst du Amos?
4. Und ich sprach: Einen Korb reifen Obstes.
5. Da sprach Jahweh zu mir: Gekommen ist die Reife (das Ende) über mein Volk Israel.
6. Ich will ihm nichts mehr hingehen lassen.
7. Und in Klagelieder verwandeln sie dann Tempelgesänge, ist Jahweh's Spruch.
8. Leichen in Menge aller Orten warf man hin. Stille! |

Amos, Cap. 4, V. 4—11.

1. Gehet nach Bêtel und sündigt, nach Gilgal und sündigt mehr,
2. Und bringet jeden Morgen eure Opfer, jeden dritten Tag eure Zehnten,
3. Und bringet Dankopfer von Gesäuertem und rufet eure Freigaben laut aus;
4. Denn so liebt ihr es, Kinder Israels, ist der Spruch des Herrn Jahweh.
5. Aber auch ich gab euch Zähnereinheit in all euren Städten und Brotmangel an all euren Orten;
   Und doch seid ihr nicht zurückgekehrt zu mir, ist Jahweh's Spruch.

1. Aber auch ich weigerte euch den Regen drei Monate vor der Ernte,
2. Und regnete auf eine Stadt und auf eine andere regnete ich nicht,
3. Ein Acker ward beregnet, und der nicht beregnete verdorrte.
4. Und es wanderten zwei, drei Städte nach einer Stadt, um Wasser zu trinken und wurden nicht satt;
   Und doch seid ihr nicht zurückgekehrt zu mir, ist Jahweh's Spruch.

1. Ich sandte gegen euch die Pest nach Art der ägyptischen,
2. Ich erschlug mit dem Schwerte eure Jünglinge bei Erbeutung eurer Rosse,
3. Und ich liess aufsteigen den Gestank eures Lagers euch in die Nase;
   Und doch seid ihr nicht zurückgekehrt zu mir, ist Jahweh's Spruch.

1. Ich schlug euch mit Brand und Gilbe,
2. Die Menge eurer Gärten und Weinberge und eure Feigen- und Olivenbäume frass die Heuschrecke;
   Und doch seid ihr nicht zurückgekehrt zu mir, ist Jahweh's Spruch.

1. Ich stürzte euch um wie der Gottes-Umsturz von Sodom und Gomorrha, und ihr seid wie ein Scheit aus Feuer gerettet!
   Und doch seid ihr nicht zurückgekehrt zu mir, ist Jahweh's Spruch. |

Micha, Cap. 5, V. 6—7.

Strophe.

1. Und sein wird der Ueberrest Jakobs,
2. In der Mitte vieler Völker.
3. Wie Thau von Jahweh,
4. Wie Gussregen auf das Gras,
5. Der nicht wartet auf Menschen,
6. Nicht harret auf Menschenkinder. |

Gegenstrophe.

1. Und sein wird der Ueberrest Jakobs,
2. In der Mitte vieler Völker,
3. Wie ein Löwe unter den Thieren des Waldes,
4. Wie ein Jungleu unter den Schafherden,
5. Der, wenn er einbricht, niedertritt.
6. Zerreisst, und Niemand rettet.

Ezechiel, Cap. 21, V. 1—12.

Und es war das Wort Jahweh's an mich also:
Menschenkind!
Richte dein Angesicht den Weg gegen Süden
Und weissage gegen Mittag
Und prophezeihe gegen den Waldberg im Süden,
Und sprich zum Walde des Südens:

Höre das Wort Jahweh's,
Also spricht der Herr Jahweh:
Ich zünde in dir ein Feuer an,
Und es verzehrt darin jeden grünen und trockenen Baum.

Nicht erlöschen wird die lodernde Lohe,
Und es versengen sich an ihr alle Gesichter,
Von Norden nach Süden.
Und sehen wird alles Fleisch,
Dass ich, Jahweh, es angezündet,
Nicht wird's verlöschen.

Da sprach ich:
Ach Herr Jahweh!
Sie sagen von mir:
Redet er nicht in Gleichnissen?

Und es war das Wort Jahweh's an mich also:
Menschenkind!
Richte dein Angesicht gegen Jerusalem,
Und weissage gegen das Heiligthum,
Und prophezeihe gegen das Land Israels
Und sprich zum Land Israels.

Also spricht Jahweh:
Sieh', ich will an dich,
Und ich ziehe mein Schwert aus der Scheide,
Und ich vertilge aus dir Gerechte und Frevler.

Weil ich aus dir tilge Gerechte und Frevler,
Darum fährt mein Schwert aus der Scheide wider alles Fleisch,
Von Norden nach Süden.
Und erkennen wird alles Fleisch,
Dass ich, Jahweh, mein Schwert aus der Scheide gezogen,
Nicht wird es wieder zurückkehren.

Und du, Menschenkind, seufze, als brächen die Lenden,
Und bitterlich seufze vor ihren Augen.
Und wenn sie dir sagen:
Worüber seufzest du?

So sprich:
Ueber eine Kunde, dass sie kommt,
Da zerfliesst jedes Herz, und es erschlaffen alle Hände,
Und stumpf wird jeder Geist, und alle Knie fliessend Wasser,
Siehe, sie kommt, ist eingetroffen,
Ist der Spruch des Herrn Jahweh.

Aus den Keilinschriften gebe ich nur eine Probe aus der

Prunkinschrift Sargons.

Jene Stadt und jener Palast,
Ašur, der Vater der Götter,
Im Glanze seines strahlenden Angesichts,
Gnädig blicke er (sie) an,
Für ferne Tage,
Ihre Erneuerung sprech' er aus.

Mit seinem strahlenden Munde bestimm' er:
Der schützende Genius,
Der rettende Gott,
Tag und Nacht,
Drinnen mögen sie walten,
Nicht höre auf ihre Macht.

Ihr Herrscher (aber)
Ihr königlicher Bauherr,
Greisenalter erreiche er,
Er erlange Macht,
Für ewige Tage,
Alt werde ihr Verfertiger.

Mit seiner strahlenden Lippe sprech' er:
Wer in ihnen wohnt,
In leiblichem Wohle,
Fröhlichen Herzens,
Hellen Gemüthes,
Drinnen erfreue er sich,
Geniesse Lebensfreude.

Ebenso muss ich mich mit Einer Probe aus dem Koran begnügen.

Koran, Sure 56, V. 57—72.

57. Wir haben euch geschaffen. Ihr solltet doch glauben!

58. Was meint ihr von dem Samen, den ihr aussendet,
59. Seid ihr es, die ihn geschaffen, oder sind wir die Schaffenden?
60. Wir haben unter euch den Tod bestimmt — und uns kann man nicht entgehen —
61. Damit wir euch in euresgleichen verwandeln und euch hervorbringen, in dem was ihr nicht wisset.
62. Und fürwahr, ihr kennt die erste Hervorbringung, ihr solltet doch nachdenken!

63. Was meint ihr von dem, was ihr pflüget?
64. Seid ihr es, die es ausgesäet, oder sind wir die Säenden?
65. Wenn wir wollten, machten wir es zu verdorrtem Grase und ihr würdet euch wundern.
66. (Und sagen:) Wir sind betrogen, ja um den Ertrag ganz gebracht.

67. Was meint ihr von dem Wasser, welches ihr trinket?
68. Seid ihr es, die es niedergesendet aus der Wolke, oder sind wir die Niedersendenden?
69. Wenn wir wollten, machten wir es bittersalzig. Wäret ihr doch dankbar!

70. Was meint ihr von dem Feuer, das ihr anzündet?
71. Seid ihr es, die das Holz hervorbrachten, oder sind wir die Hervorbringenden?

72. Wir haben es gemacht zur Erinnerung und zum Nutzen der Hungernden.

Aus den Evangelien mögen hier zwei Stellen folgen:

Matth., Cap. 7, 13—14.

13. Gehet ein durch die enge Pforte.

Strophe.	Gegenstrophe.
Denn die Pforte ist weit,	14. Denn die Pforte ist enge,
Und der Weg ist breit,	Und der Weg ist schmal,
Der zur Verdammniss führet,	Der zum Leben führet,
Und ihrer sind viele, die darauf wandeln.	Und wenige sind ihrer, die ihn finden.

Matth., Cap. 7, V. 24—27.

Strophe.	Gegenstrophe.
1. Jeder also, der diese meine Reden höret und thut sie,	Und jeder, der diese meine Reden höret und thut sie nicht,
2. Den vergleiche ich mit einem klugen Manne,	Der ist einem thörichten Manne gleich,
3. Der sein Haus auf einem Felsen baute.	Der sein Haus auf den Sand baute.
4. Und es fiel ein Platzregen,	Und es fiel ein Platzregen,
5. Und es kamen Gewässer,	Und es kamen Gewässer,
6. Und es weheten die Winde,	Und es weheten die Winde,
7. Und sie stiessen an jenes Haus,	Und sie stiessen an jenes Haus,
8. Und es fiel nicht,	Und es fiel,
9. Denn es war auf einen Felsen gegründet.	Und that einen grossen Fall.

Aeschylos.

Prometheus.

1. Strophe.	1. Gegenstrophe.
Ich klag'[1] um dein traurig Geschick,	Schon hallt von Wehklage die Welt[1];
Prometheus! ach, Thränen entlockt's, Thränen des Mitleids dem Blick;	405. Der ries'gen Urzeiten gedenk weint sie um dein, deines Geschlechts
Mit reichem Quell netzt sich die Flur	Aeonen lang herrliches Reich.
400. Der Wange mir! Grausig ja ist's!	So viele rings Asia's Flur,
Also in willkürlichem Recht[2])	Um ihres Herdes Flamme gesellt[2]),
Nun herrschet Zeus. Uebergewaltig zwinget sein	Bewohnen, dein jammergesättigt grauses Loos
Scepter der Urzeit hehre Götter[3]).	410. Leiden sie jammernd mit, die Menschen[3]).

[1]) στένω.
[2]) νόμοις.
[3]) θεοῖς.

[1]) στονόεν.
[2]) νέμονται.
[3]) θνητοὶ

Sehr interessant ist die eigenartige Responsion dieser beiden Strophen, die mehr oder minder deutlich die meisten Zeilen durchflicht, bald durch gleiche Worte (στένω und στονόεν), bald durch gleichen Sinn (Thränen und weint), bald durch Antithese (Götter und Menschen), endlich aber auch durch ein etymologisches Wortspiel (νόμοις und νέμονται). Dazu kommt der gedankliche Gegensatz in den letzten Zeilen: dort herrscht Zeus und bezwingt gewaltig die Götter, hier leiden jammernd die Menschen.

Sophokles.

Elektra.

2. Strophe.

Wohl kein Edler, o Kind,
Wählt sich Unglück, dass hinfort ruhmlos in Nacht
Schwinde des Namens Glanz:
So wählst auch du, Kind, ein gramvolles, niedres Leben,
Du rufest die Schmach zum Kampfe, nimmst den Doppelpreis in Einem Worte:
Das weise Kind seist du, wie das frömmste.

2. Gegenstrophe.

Siegreich über den Feind
Leb' in Macht fortan und Reichthum, wie du jetzt
Seiner Gewalt dich beugst.
Obwohl ein unselig Los über dir gewaltet,
Doch fand ich, wie du dir den Preis errangst, den höchsten Pflichten treu,
Indem du Zeus fromme Scheu bewiesest.

Die Trachinerinnen.

Strophe.

Hier um die Sterbliche freiend,
Welche Bewerber erschienen zum Streit? Umhallt
Vom Schlachtgetös', umwölkt von Staub,
Treten sie vor zum Kampfe.

Gegenstrophe.

. . . Beid', um die Jungfrau
Glühend, betraten den Plan, und des bräutlichen
Genusses Göttin sass im Kreis,
Waltend allein des Kampfes.

Euripides.

Helena.

2. Strophe.

O schwebten wir hoch durch die Lüfte, beschwingt, wie der schwärmende Zug
Libyscher Vögel Geschlecht,
Die, kaltstürmendem Herbst entfloh'n, weithin zieh'n und des ältesten
Lockpfeife folgen, des Führers. der zu dem dürstenden Land,
Zum fruchtschweren Gefilde mit lauthallendem Jubel heranschwebt.
Auf, ihr Vögel mit schlankem Hals, eilender Wolke Laufe gesellt,
Fliegt am Siebengestirn vorbei, schwebt um Orions nächtliche Bahn;
Am Strom Eurotas den Flug hemmend, meldet die Kunde dort:
Atreus Sohn, der Dardanos' Burg stürzte, kehrt in die Heimat!

2. Gegenstrophe.

Eilt ihr auch mit Rossen und Wagen im Flug durch die Lüfte daher,
Söhne des Tyndaros, kommt,
Die ihr unter der funkelnden Sterne Kreisen im Himmel wohnt!
O kommt als Helena's Retter über die brandende See,
Ueber düst'rer Meeresflut wildaufrauschende Wogen,
Und hellwehender Windeshauch von Zeus sendet den Schiffern zu:
Wälzt die Schmach von der Schwester ab, dass sie dem fremden Manne sich gesellt!
So bitter büsst sie den Spruch, den am Ida fällte der Hirt:
Und doch nahte sie Troja nie, nie den Thürmen Apollons!

Die Gegensätze, welche beide Strophen durchweben, sind verschiedener Art: Dort ziehen die Vögel durch die Lüfte, hier die Söhne des Tyndaros; jene gelangen zu trockenem Lande und fruchtbeladenen Gefilden, diese kommen über die brausenden Wogen und die Fluthen des Meeres; jene melden, dass Menelaos heimkehrt, und diese sollen verkünden, dass Helena niemals nach Troja gekommen war, und dass ihr bitter Unrecht geschah, wenn man ihre Gattentreue verdächtigt hatte.

Die Bacchantinnen.

Strophe.

Werd' ich in nächtlichem Reigentanz einst heben den weissen
Fuss, aufjubelnd und frei den Hals noch in thauige Lüfte werfend,
Dem Reh gleich, das in den Auen grüner Lust sich spielend ergeht,
Wann es schüchtern entfloh, geschreckt,
Ueber schöngeflochtene Netz', ausserhalb des Geheges.

Gegenstrophe.

Spät kommt Göttergewalt heran, doch sicher erscheint sie
Zuletzt, züchtigt der Menschen Stolz, wenn sie thörichtem Wahne fröhnen,
Und nicht die Götter verehren, voll wahnsinnigen Uebermuths.
Klüglich lauern die Göttlichen
Lange Zeit im Verborg'nen und haschen endlich den Frevler.

In der Strophe das Bild vom schüchternen, scheuen Reh, das aus dem Gehege entflieht und glücklich ist, dem verfolgenden Jäger zu entrinnen; in der Gegenstrophe der übermüthige Mensch, der die Satzungen der Natur und der Sitte überschreitet. Dort flüchtet es scheu, hier lauern die Götter verchlagen (ποικίλως); das Reh entkommt dem menschlichen Jäger, der Mensch entrinnt nicht den Göttern. Die Antithese in Zeile 4—5 ist geradezu packend. Die letzten fünf Zeilen der beiden Strophen sind gleichlautend.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
JOSEF SZOMBATHY, DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXVI. BAND.

(Der neuen Folge XVI. Band.)

Mit 531 Text-Illustrationen und 6 Tafeln.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER. k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1896.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Steinmetz, Dr. Rudolf S. Endokannibalismus 1

Schulenburg, Willibald v. Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. (Mit 118 Text-Illustrationen.) 61

Makowsky, Alexander. Beiträge zur Urgeschichte Mährens. (Mit einer Tafel.) 87

Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. 1. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. (Mit 55 Text-Illustrationen.) 93

Matiegka, Dr. H. Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovíze und in der prähistorischen Zeit überhaupt. (Mit einer Tafel.) 129

Pisko, Julius E. Gebräuche bei der Geburt und Behandlung der Neugeborenen bei den Albanesen . . 141

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich. Haus und Hof bei den Huzulen. Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich. (Mit 228 Text-Illustrationen.) 147

Kusnezow, S. K. Fund eines Mammuthskeletes und menschlicher Spuren in der Nähe der Stadt Tomsk (Westsibirien) 186

Jelínek, Břetislav. Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. III. Theil. Plešivec und seine nächste Umgebung in der Vorgeschichte. (Mit 76 Text-Illustrationen.) 195

Literaturberichte.

Bulgarische Volksdichtungen. Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Adolf Strausz. (Dr. M. Murko.) 237

Chlingensperg auf Berg, Dr. Max v. Die römischen Brandgräber von Reichenhall in Oberbaiern. (Dr. M. Much.) 192

Etnografičeskoje Obozrjenije. (Ethnographische Rundschau.) II. Band. (W. Bugiel.) 90

Hahn, Ed. Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung des Ackerbaues. (Dr. M Much.) 237

Lud. (Das Volk.) Zeitschrift für Volkskunde. (W. Bugiel.) 193

Schrenck, Leopold v. Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—1856. Bd. III. Dritte Lieferung. Die Völker des Amurlandes. Ethnographischer Theil. Zweite Hälfte. (F. Heger.) . . 194

Semon, Richard. Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. (F. Heger.) . . . 240

Sitzungsberichte.

Seite

Ausschuss-Sitzung am 14. Jänner 1896 . . . . . [1]

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Dank an Dr. W. Hein . . . . . [1]
3. Subscription für das Denkmal für Pellegrino Strobel . . . . . [1]
4. Centennarfeier in Lissabon anlässlich der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco de Gama . . . . . [1]

Monats-Versammlung am 14. Jänner 1896 . . . . . [1]

1. **Wahrmann, Dr. Sigmund.** Nachruf auf L. Rütimeyer . . . . . [1]
2. **Szombathy, Josef.** Nachruf auf Wenzel Radimský [1]
3. **Szombathy, Josef.** Vorlage der I. Abtheilung des Werkes von Oskar Montelius: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. — Demonstration neuer Tumulusfunde aus Unterkrain . . . . . [2]
4. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [2]

Monats-Versammlung am 13. Februar 1896 . . . . [3]

1. **Brunner v. Wattenwyl, Dr. Karl.** Begrüssung . [3]
2. **Herman, Otto.** Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. (Mit 21 Text-Illustrationen und 4 Tafeln.) . [3]
3. **Fischer, Ludwig Hans.** Paläolithische Fundstelle im Löss von Willendorf (Niederösterreich). (Mit 7 Text-Illustrationen.) . . . . . [13]

Ausschuss-Sitzung am 6. März 1896 . . . . . [17]

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [17]
2. Dr. Lettner's Kâfirangelegenheit . . . . . [17]
3. Ergebniss der Sammlung für das Denkmal für P. Strobel . . . . . [17]
4. Subvention des Unterrichtsministeriums für 1896 [17]
5. Delegirung in das Comité der Ausstellung 1898 [17]
6. Excursion nach Budapest . . . . . [17]

Jahres-Versammlung am 10. März 1896 . . . . . [17]

1. **Inama-Sternegg, Dr. Karl Theodor v.** Begrüssung [17]
2. **Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v.** Jahresbericht für 1894 und 1895 . . . . . [17]
3. Rechnungsabschluss für 1895 . . . . . [26]
4.—6. Wahlen . . . . . [26]
7. **Hoernes, Dr. Moriz.** Renthierkunst und Dypilonstyl . . . . . [26]

Seite

8. **Lissauer, Dr. A.** Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt im Jahre 1895. (Mit 12 Text-Illustrationen.) . . . . . [26]
9. **Campi, L. v.** Ein Bogenspannring aus Achat . [30]
10. **Gurlitt, Dr. W.** Archäologischer Bericht aus Steiermark (1895) . . . . . [30]
11. **Niederle, Dr. Lubor.** Programm des čecho-slavischen ethnographischen Museums in Prag . [31]
12. **Lindner, Adolf.** Ueber die in letzterer Zeit vom städtischen Museum in Budweis gemachten Erwerbungen. (Mit 8 Text-Illustrationen.) . . [31]
13. **Schneider, L.** Ueber seine somatologischen Zusammenstellungen in Böhmen, Mähren und Schlesien . . . . . [33]
14. **Richlý, Heinrich.** Steingrabhügel mit Steinsetzung im südwestlichen Böhmen . . . . [34]
15. **Franc, F. X.** Bericht über die auf Kosten und für die Sammlungen des historischen Museums in Pilsen im Jahre 1895 durchgeführten Ausgrabungen . . . . . [36]
16. **Bugiel, Wladimir.** Besprechung des Werkes von K. Skrzyńska: Kobieta w pieśni ludowej. (Die Frau im polnischen Volkslied.) . . . . . [38]
17. **Stieda, Dr. L.** Ueber den internationalen Congress für Medicin in Moskau 1897 . . . . [41]

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 10. März 1896 . . [42]

Monats-Versammlung am 14. April 1896 . . . . . [49]

1. **Brunner v. Wattenwyl, Dr. Karl.** Nachruf auf Abel Hovelacque und Anatol Bogdanow . . [49]
2. **Holub, Dr. Emil.** Die Arbeiten eines ausgestorbenen Stammes der Buschmänner (Gravirungen und Einmeisselungen) in Diabas, Melaphyr und Phyllit . . . . . [49]

Ausserordentliche Versammlung am 21. April 1896 . . [49]

Inama-Sternegg, Dr. Karl Theodor v. Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich. (Mit 6 Text-Illustrationen.) . . . . . [49] und [53]

Seite

Geschenke für die Bibliothek . . . . . [49]

Zograf, Dr. N. v. Professor A. P. Bogdanow † . [51]

Ausschuss-Sitzung am 5. Juni 1896 . . . . . [59]

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [59]
2. Subventionen aus dem Fonde für praktische Arbeiten . . . . . [60]
3. Vorlage des Programmes für die Excursion nach Budapest . . . . . [60]
4. Ethnographische Ausstellung 1898 . . . . [60]
5. Ablehnung des Vorschlages zur Abhaltung einer gemeinsamen Versammlung 1897 in Bregenz . [60]
6. Schriftentausch . . . . . [60]

Depôtfund von Kossau bei Budweis . . . . . [60]

Geschenke für die Bibliothek . . . . . [61]

Verzeichniss der Institute, Vereine und Redactionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausch steht . . . . . [61]

Monats-Versammlung am 10. November 1896 . . . . [63]

1. Begrüssung und Nachrufe . . . . . [63]
2. **Heger,** Vorlage neuer Werke . . . . . [63]
3. **Paulitsche, Dr. Philipp.** Die Zwergvölker Afrikas [63]

Discussion: Heger, Toldt . . . . . [64]

4. **Nowotny, Dr. E.** Nachbildungen von Körpertheilen als Grabbeigaben . . . . . [64]

Ausschuss-Sitzung am 15. December 1896 . . . . . [65]

1. Verstorbene Mitglieder . . . . . [65]
2. Dank an Dr. Haberlandt und Dr. Hein . . [65]
3. Neue Mitglieder . . . . . [65]
4. Sitzungen im Jahre 1897 . . . . . [65]
5. Ergebniss einer Sammlung . . . . . [65]
6. Subventionen . . . . . [65]

Monats-Versammlung am 15. December 1896 . . . . [65]

1. **Szombathy, Josef.** Bemalte neolithische Thongefässreste aus Mähren und Niederösterreich [65]
2. **Masner, Dr. Karl.** Theodor Graf's Sammlung griechisch-römischer Mumienbilder und Masken aus Aegypten . . . . . [66]
3. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [66]

Autoren-Register.

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr v. Jahresbericht . [17]
Bancalari, Gustav. Forschungen und Studien über das Haus. I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. (Mit 55 Text-Illustrationen.) 93
Bugiel, Wladimir. Besprechung des Werkes von K. Skrzyńska: Kobieta w pieśni ludowej (Die Frau im polnischen Volkslied) . . . . . [38]
— — Literaturberichte . . . . . [90], [193]
Brunner v. Wattenwyl, Dr. Karl. Nachruf auf Abel Hovelacque und Anatol Bogdanow . . . . . [49]
Campl, L. v. Ein Bogenspannring aus Achat . . . . [30]
Fischer, Ludwig Hans. Paläolithische Fundstelle im Löss von Willendorf (Niederösterreich). (Mit 7 Text-Illustrationen.) . . . . . [13]
Franc, F. X. Bericht über die auf Kosten und für die Sammlungen des historischen Museums der königl. Stadt Pilsen im Jahre 1895 durchgeführten Ausgrabungen [36]
Gurlitt, Dr. W. Archäologischer Bericht aus Steiermark [30]
Heger, Franz. Literaturberichte 194, 239
— — Vorlage neuer Werke . . . . . [63]
Herman, Otto. Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns, mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. (Mit 21 Text-Illustrationen und 4 Tafeln.) . . . . . [3]
Holub, Dr. Emil. Die Arbeiten eines ausgestorbenen Stammes der Buschmänner (Gravirungen und Einmeisselungen) in Diabas, Melaphyr und Phyllit [49]
Hoernes, Dr. Moriz. Renthierkunst und Dypilonstyl . . [26]
Inama-Sternegg, Dr. Karl Theodor v. Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich. (Mit 6 Text-Illustrationen.) . . . . . [49], [53]
Jelinek, Břetislav. Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. III. Theil. Plešivec und seine nächste Umgebung in der Vorgeschichte. (Mit 76 Text-Illustrationen.) 195
Kaindl, Dr. Raimund Friedrich. Haus und Hof bei den Huzulen. Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich. (Mit 228 Text-Illustrationen.) 147
Kusnezow, S. K. Fund eines Mammuthskeletes und menschlicher Spuren in der Nähe der Stadt Tomsk (Westsibirien) 186
Lindner, Adolf. Bericht über die in letzterer Zeit vom städtischen Museum in Budweis gemachten Erwerbungen. (Mit 8 Text-Illustrationen.) . . . . [31]
Lissauer, Dr. A. Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt im Jahre 1895. (Mit 12 Text-Illustrationen.) . . . . . [26]
Makowsky, Prof. Alex. Beiträge zur Urgeschichte Mährens. (Mit einer Tafel.) 87
Masner, Dr. Karl. Theodor Graf's Sammlung griechisch-römischer Mumienbilder und Masken aus Aegypten [66]
Matiegka, Dr. H. Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovíze und in der prähistorischen Zeit überhaupt. (Mit einer Tafel.) 129
Much, Dr. M. Literaturberichte 192, 237
Müller, Dr. Otto. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1895 . . . . . [26]
Murko, Dr. M. Literaturbericht 237
Niederle, Dr. Lubor. Ueber das Programm des čechoslavischen ethnographischen Museums in Prag . [31]
Nowotny, Dr. E. Nachbildungen von Körpertheilen als Grabbeigaben . . . . . [64]
Paulitschke, Dr. Philipp. Die Zwergvölker Afrikas . . [63]
Pisko, Julius E. Gebräuche bei der Geburt und Behandlung der Neugeborenen bei den Albanesen . . 141
Richlý, Heinrich. Steingrabhügel mit Steinsetzung im südwestlichen Böhmen . . . . . [34]
Schneider, L. Ueber seine somatologischen Zusammenstellungen in Böhmen, Mähren und Schlesien . [33]
Schulenburg, Willibald v. Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. (Mit 118 Abbildungen.) . . 61
Steinmetz, Dr. Rudolf S. Endokannibalismus 1
Stieda, Prof. Dr. L. Ueber den internationalen Congress für Medicin in Moskau 1897 . . . . . [41]
Szombathy, Josef. Nachruf auf Wenzel Radimský . . [1]
— — Besprechung des Werkes von Oskar Montelius: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. I. partie . . . . . [2]
— — Demonstration neuer Tumulusfunde aus Unterkrain . . . . . [2]
— — Bemalte neolithische Thongefässe aus Mähren und Niederösterreich . . . . . [65]
Verwaltungs-Ausschuss des Städtischen Museums in Budweis. Bericht über einen bei dem Dorfe Kossau gemachten grösseren Depôtfund . . . [60]
Wahrmann, Dr. Sigmund. Nachruf auf Prof. L. Rütimeyer [1]
Zograf, Dr. N. v. Nachruf auf Prof. A. P. Bogdanow . [51]

Inv. No 2175.

K. K. STAATS-
GEWERBESCHULE
IN WIEN

Endokannibalismus.

Von **Dr. Rudolf S. Steinmetz.**

§ 1. Einleitung.

Ueber die Anthropophagie liegen uns heute verschiedene interessante Untersuchungen vor; vor Allem haben sich die deutschen Ethnologen eingehend mit ihr beschäftigt; die prähistorische Seite des Problems wurde häufig von den Franzosen erörtert. Doch betreffen die Studien Schaaffhausen's, Andree's, Schneider's und Bergemann's [1]) hauptsächlich die Verbreitung der Erscheinung; die Motive und die Consequenzen wurden kaum je selbstständig und eingehend untersucht. Diesem Umstande aber meine ich es zuschreiben zu müssen, dass die Beispiele der Exo- und die der Endoanthropophagie immer ungesondert mitgetheilt wurden, während doch die grosse Verschiedenheit beider Erscheinungen auf der Hand liegt. Diese Verschiedenheit gilt nicht nur für die Motive, sondern auch für die selektivistischen Folgen der beiden Arten des Kannibalismus.

Die Ethnologie hat die Aufgabe, allen Seiten ihrer Erscheinungen gerecht zu werden, ihre Gesetze aufzustellen und ihre Erklärungen zu versuchen, so weit nur irgend möglich, bis die Grenzen der verwandten Disciplinen erreicht werden. Von der vergleichenden Psychologie, der Völker-Psychologie und dem nichtnormativen Theile der Ethik und der Rechtswissenschaft lässt sich die Ethnologie aber gar nicht trennen, bildet sie ja das erste Hauptstück der Sociologie, welche den theoretischen Theil aller dieser Wissenschaften umfasst.

Aus den erwähnten Gründen habe ich mir vorgestellt, die merkwürdigen Erscheinungen, welche darin übereinstimmen, dass Verwandte oder Stammesgenossen von ihren Verwandten oder Stammesgenossen gegessen werden, zu beleuchten und ihre Erklärung zu versuchen. Bordier hat die Namen Exo- und Endoanthropophagie vorgeschlagen [2]), welche den berührten Unterschied ganz deutlich hervorheben, nur scheinen sie mir etwas zu lang und ihre Abkürzung in Exo- und Endophagie ist undeutlich; deshalb möchte ich die termini technici Exo- und Endokannibalismus verwenden; der Barbarismus der Zusammenstellung wird ja nur Philologen verletzen.

Wir wollen jetzt zuerst die gesammelten Thatsachen vorführen, ihre Erklärung versuchen und endlich den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Urmoral, mit Schurtz's Theorie der Speiseverbote, Golberg's Ableitung der Todtenfeste, Robertson Smith's Deutung der Opfermahlzeiten erörtern.

Einige Gelehrte betrachteten einmal in einem Garten eine grosse gläserne Kugel, welche auf einer Säule aufgestellt war und ihre Aufmerksamkeit dadurch lebhaft erregte, dass gerade die von der Sonne abgewendete Seite heiss, die ihr zugewendete aber viel kühler war; die sonderbare Thatsache suchte man durch viele tiefsinnige, klugerdachte Theorien zu erklären, deren keine aber die ganze gelehrte Gesellschaft befriedigte; während sie sich immer mehr ereiferten und immer tiefer grübelten, trat der Gärtner hinzu und bemerkte, dass er die Kugel vor einigen Minuten umgestellt hatte: da brauchte es keine Hypothesen mehr. Diese Anekdote ist wohl allgemein bekannt; wie sie aber für jeden Forscher jeder Disciplin eine immer nützliche Warnung enthält, gilt dies ganz besonders für den Ethnologen, welcher sich ja in einer einzigen Lage seinem Materiale gegenüber befindet. Der Gärtner der Anekdote ist für ihn der Ethnograph, welcher die Kugel öfter merkwürdig umstellt [1]). Geographen, Meteorologen, Astronomen, Biologen können, wenn sie nicht in der Lage sind, die betreffenden Thatsachen selbst zu prüfen, sich doch immer auf zuverlässiges, von geübten Fachmännern gesammeltes Material stützen. Der arme Ethnologe aber kann erstens fast nie eigenes Material sammeln, weil längerer Aufenthalt die unabweisliche Bedingung vertieften Volksstudiums genannt werden darf und

[1]) Warum der Letztere seine Vorgänger, besonders Andree's schöne Arbeit, kaum erwähnt und häufig wiederholt, kann ich nicht recht fassen. Er hätte ihre Angaben nur aus neueren oder von ihnen unbenützten Quellen vervollständigen sollen. Diese nur zu häufige Arbeitsart ist fast so schlecht als die unausgesetzte Selbstwiederholung gewisser anderer Ethnologen.

[2]) Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 3. Série, XI, 1888, S. 67, 71.

[1]) Mucke („Horde und Familie", 1895 passim) nimmt die Richtigstellung zwar oft, aber völlig willkürlich vor — ein ganz verzweifelter Ausweg.

manchmal die äusseren Mittel oder die persönliche Eignung fehlen werden; zweitens aber — und das sollte doch keineswegs in dem jetzigen Umfange länger dauern — wird das von den Ethnologen zu benützende Material meistens nicht einmal von ethnographisch vorgebildeten Forschungsreisenden gesammelt, was in den anderen Naturwissenschaften fast nie vorkommen dürfte. Aber wann wird das erste Institut zur Ausbildung in den socio- und anthropologischen Wissenschaften errichtet werden? [1]) Wann wird das Mittelalter für die Universitäten enden?

§ 2. Die Thatsachen. Classisches Alterthum.

Gerade weil wir die angeführten Thatsachen nochmals strenge prüfen wollen, so scheint es uns angemessen, die vielbekannten Angaben der classischen Schriftsteller gesondert zusammenzufassen. Kritisch betrachtet, scheinen sie keinen grossen Werth beanspruchen zu können. Herodotus, dem sie meistens entnommen sind, kann von unserem Standpunkte wohl kaum als ein kritischer Forscher betrachtet werden [2]). Ganz zu verwerfen sind aber die betreffenden Nachrichten der Alten keineswegs, schon aus dem Grunde nicht, weil sie mit wohlbeglaubigten modernen Fällen vollkommen übereinstimmen. Die Massageten [3]) tödteten die zu alten Leute, welche von ihren Verwandten festlich gegessen wurden, und dasselbe gilt von den Issedonen; die Kalatier assen ihre Väter und die Padäer tödteten und assen alle Kranken und Alten, und zwar die Ersteren, bevor die Krankheit das Fleisch verdorben hatte; sonderbarer Weise sollen nach Strabo die Derbiker zwar alle mehr als siebzigjährigen Leute getödtet, aber nur die Männer gegessen haben, und derselbe Gewährsmann erzählt von den damaligen Bewohnern des Kaukasus, dass sie das Fleisch von den Körpern ihrer Verwandten verzehrten.

[1]) Der Entwurf R. Worms' („Un Laboratoire de Sociologie", Revue Internationale de Sociologie, Sept. 1895, S. 777 seq.) scheint mir werthlos, bedeutend besser der Brinton's („Anthropology as a Science and as a Branch of University Education" 1892), siehe mein „Anthropologie als Universiteitsvak", 1892, De Nederlandsche Spectator.

[2]) Ziegler („Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie", 1894, S. 54) hat Recht, die Berufung auf die alten Schriftsteller ohne Weiteres in diesen Sachen zu verurtheilen.

[3]) Nach Herodot, bestätigt von Strabo: es wird dies auch für den schönsten Tod gehalten.

§ 3. Die Thatsachen. Festland von Asien.

Wenden wir uns jetzt zu den Völkern des mittelalterlichen Asiens, welche wir leider auch nur aus nicht ganz zuverlässigen Nachrichten kennen. So weiss Rubruk von den Tibetanern [1]) zu erzählen, dass sie ihre Todten verzehren [2]), und zwar die verstorbenen Eltern zum ehrenvollen Begräbniss [3]), und die Tartaren um die Stadt Cianda (Xandu) sollen nach Marco Polo die zum Tode verdammten Missethäter verspeist haben [4]).

Die Aïno-Männer Japans fürchten „to make a woman too angry, lest she should go to a grave, exhume a corpse, cut off a piece of the flesh, and, after having put it in the pot and mixed it with the stew, cause him unwittingly to eat it. This filthy praehice has, we are told by the Aïnu, been resorted to by angry women, though, happily not often." Diese Angabe erhält tiefere Bedeutung, wenn wir erfahren, dass wenigstens die Aïno des Tokaptschi-Districtes auf Yeso „are said not only to have murdered people, but also to have eaten some of them"; sie hiessen daher „eaters of their own kind" [5]). Es wird dies Alles wieder durch die Behauptung der Aïno Sachalin's gestützt, dass sie selbst und die benachbarten Gilyaken noch bis vor Kurzem Kannibalismus getrieben haben; es sei Sitte gewesen, dass der Vater sein verkrüppeltes Kind und der Mann sein unfruchtbares Weib tödtete und verspeiste [6]).

Die Samojeden erzählen selbst (und von ihnen auch die Ostjaken), dass sich früher die alten, zur Arbeit nicht mehr tauglichen Eltern von ihren Kindern unter verschiedenen Schamanengebräuchen tödten und verspeisen liessen, in der Erwartung, dass sie es nach dem Tode besser haben würden [7]).

[1]) Vgl. Andree: „Die Anthropophagie" (1887), S. 13, 14; Bergemann: „Die Verbreitung der Anthropophagie" (1893), S. 7, 8; Nadaillac in Bull. Soc. d'Antrop. (1888), S. 36.

[2]) Bergemann, S. 14.

[3]) Bastian: „Controversen in der Ethnologie", IV (1894), S. 273; Sartori: „Die Altentödtung", Globus 95, I, S. 126 nach Wuttke; Polo by Yule, I, S. 292, 302.

[4]) Bergemann: S. 14; Sartori, l. c., S. 127 nach Vinc. Bellovacius.

[5]) Batchelor: „The Aïnu of Japan" (1892). S. 192, 193. 288.

[6]) Th. Preuss: „Die Begräbnissarten der Amerikaner und Nordostasiaten" (1894). S. 298 nach Jacobsen. — Zur Zeit der ersten Berührung mit den Japanern sollen sie Blut getrunken haben. D. Macritchie: „The Ainos" (1892). S. 59.

[7]) Preuss, l. c., S. 218; Sartori, l. c., S. 127, nach Ausland LIII, S. 742; Vos nach Eichwald ebenso („Die Verbreitung der Anthropophagie auf dem asiatischen Festlande"), Intern. Arch. f. Ethnogr., III (1890), S. 71.

Die Jakuten und die Kamtschadalen essen die Placenta auch, um schneller wieder gebären zu können [1]).

Die Chinesen bezichtigen einen der wilden Stämme Kweichaus, dass diese ihre Alten essen, und Yule hörte, dass man auch einige wilde Völker Arakans dessen beschuldigte [2]). Von einem nicht benannten Bergstamme zwischen Fokien und Kiangsi sagt Polo: „The people eat all manner of unclean things, even the flesh of a man, provided he has not died a natural death. So they look out for the bodies of those that have been put to death and eat their flesh, which they consider excellent." Feinde essen sie auch [3]).

Gefechte zwischen Stämmen auf den Liu-Kiu-Inseln wurden durch Vorkämpfer geführt; wenn die eines Stammes fallen, flüchtet dieser und bittet um Frieden; die Versöhnung ist nicht schwer: man sammelt die Todten und vereint sich, um sie zu verspeisen. Die Frau soll bei ihrer Niederkunft die Umhüllung der Neugeborenen verzehren. Vom Süden heisst es, dass die Bewohner der Flecken und Dörfer zusammen die Leichen ihrer Todten verzehren. Die Uei-Po, früher im Südwesten Yunnans wohnhaft, „mangent habituellement leurs vieillards et n'ont de respect que pour leur mère. S'ils reçoivent des hôtes ou s'ils célèbrent un mariage, les vieillards manifestent une grande inquiétude en voyant les apprêts du festin [4]).

In dem von Yule nicht näher bestimmten Dondin werden nach Friar Odoric die Alten und Gatten getödtet und verspeist, wenn sie krank sind und die Priester ihren Tod ansagen, damit sie gegen die Würmer geschützt sind, welche der Seele wehethun [5]).

Unter den Urvölkern Indiens gibt es manche von noch sehr wilder und urwüchsiger Moral; wir fanden aber nur sehr wenige, von welchen über unsere Sitte berichtet wird. „According to Lieutenant Pendergast, the Binderwurs, a Gond tribe near the source of the Nerbuddah, kill and eat their relations when sick and unlikely to recover, and also the aged, thinking this cannibalism to be an act of kindness, and acceptable to the goddess Kali [1])."

„The Birhôr of the Central Provinces of India are said to eat their aged relatives, who invite their relations to kill and eat them", und sie verabscheuen, andere Leichen als die ihrer Verwandten zu essen, nach Dalton [2]). Die Aghora, eine Hindu-Secte, scheinen auch bis auf unsere Zeit die Leichen auf den Märkten verkauft und die der Verbrecher verspeist zu haben [3]). Die Gonda im nördlichen Dekhan sollen nach Lassen ebenfalls noch ihre Alten tödten und verzehren [4]).

§ 4. Die Thatsachen. Indonesien.

Wenn wir uns von dem Festlande nach den indonesischen Inseln begeben, so treffen wir auf der grossen Insel Borneo auf die Těring-Dajaken vom Stamme der Kajan, welche, wie Wilken annimmt, in Hungerszeiten auch ihre Kranken und sonst ihre schwerverwundeten Stammesgenossen und sogar die ermüdeten Reisekameraden verspeisen, wobei vorausgesetzt wird, dass sie dieselben zu diesem Zwecke auch tödten [5]). Merkwürdig aber ist, dass Brooke Low, jedenfalls ein vorzüglicher Kenner der Eingeborenen Borneos, den Kannibalismus (à fortiori den der Angehörigen) der Těring-Dajaken in Uebereinstimmung mit Bampfylde entschieden leugnet, während er sich auf seine gute Gelegenheit zum Urtheilen beruft [6]).

Die Djongkang-Dajaken, welche im Gebiete der Sanggau- und Sekajam-Flüsse wohnen, sollen ihre Verwandten und Stammesgenossen verspeisen, wenn diese dem Tode nahe sind. Kuppel führt zum Beweise an, dass in Sintang einmal, als ein Djongkang-Dajake von einem Baume fiel, sich schwer verletzte und einen Arm brach, seine Genossen ihm den Kopf abschlugen und die Leiche verzehrten [7]). Veth rechnet auf Dalton's Zeugniss auch die Dajaken

[1]) Vos ibidem nach Steller und Georgi.

[2]) Marco Polo ed. by H. Yule. I. S. 280. 281.

[3]) Yule, eodem. S. 207 (nach Davis ist dies wahrscheinlich dasselbe Volk, wie die wilden Stämme Ost-Formosas). S. 209.

[4]) Ma-Touan-Lin: „Ethnographie des Peuples étrangers à la Chine", trad. par D'Hervey de Saint-Denys (1876). I. S. 418, 421; II. S. 299.

[5]) H. Yule: „Cathay and the Way Thither" (1866. Hakluyt Society), I, S. 100.

[1]) C. Staniland Wake: „The Evolution of Morality" (1878). I. S. 122 nach Pritchard.

[2]) Balfour: „Cyclopaedia of India" I, (1885), S. 570, 382; Yule: „Polo" II, S. 281. Das Volk lebt von Hasen, Affen und Waldfrüchten.

[3]) Balfour, l. c., S. 42. 43.

[4]) Sartori: „Die Sitte der Alten- und Krankentödtung", Globus 1895, S. 126.

[5]) G. A. Wilken: „Handleiding voor de Vergelijkende Volkenkunde van Nederlandsch Indië" (1893), S. 23, nach von Dewall.

[6]) H. Ling Roth: „Low's natives of Borneo." Journ. Anthropol. Inst. XXII (1893), S. 61.

[7]) Wilken, l. c., S. 23. — P. J. Veth: „Borneo's Wester-Afdeeling" (1856), II, S. 298.

im Gebiete Kutei zu den Kannibalen. Der Sultan Seldji soll sogar, wenn er sonst kein Fleisch bekommen konnte, einen seiner eigenen Leute haben tödten lassen [1]).

Um die Anthropophagie der Battak ist es eine eigene Sache. Dass gewisse Verbrechen mit dem Tode und nachheriger Verspeisung bestraft werden, ist gewiss und wird kaum mehr angefochten [2]). Daneben scheint aber noch zweierlei festzustehen: erstens, dass nicht nur in den vom Adat geforderten Fällen die Verspeisungsstrafe verhängt wird [3]), und zweitens, dass dieses Essen des Feindes oder des Verbrechers mit besonderer Wuth in echt kannibalischer Weise vor sich geht. Wilken geht denn auch so weit, anzunehmen, dass entschieden auch Anthropophagie aus Leckerei stattfindet, und zum Beweise führt er an, dass nicht selten Fleisch von in anderer Weise getödteten und bestraften Verbrechern geraubt und gegessen wird [4]). Auch nehmen die Frauen, denen es sonst verboten ist, wohl mal heimlich am Mahle theil [5]). Allerdings dürfte Wilken hiemit nur bewiesen haben, dass nicht nur die Pflicht, sondern auch wilder Hass zu diesem Kannibalismus treibt, denn es kann dies Alles ebensowohl, ja besser durch das Motiv des spontanen Hasses als durch das der Leckerei erklärt werden. Jedenfalls ist die gerichtliche Verspeisung keine dem Adat widerstrebende, aufgezwungene Strafart, sondern sie geht noch aus einem frischen, lebhaft empfundenen spontanen Antriebe hervor. Ein rein gerichtlicher Kannibalismus darf dies also kaum genannt werden [6]).

Bis hieher gibt es keine Controversen, was von dem eigentlichen Endokannibalismus der Battak keineswegs gilt.

Schaaffhausen [1]), v. Brenner [2]) und Letourneau [3]) behaupten auf Grund verschiedener Quellen, dass diese Sitte bei den Battak bestehe oder bestanden habe. Wilken verneint dies zwar ausdrücklich, doch aus sehr ungenügenden Gründen, z. B. dass, als er als niederländischer Beamter, in Sipirok verweilend, die Leute danach befragte, doch eine verneinende Antwort erhielt — nun ist es aber Thatsache, dass die meisten Eingeborenen sich dieser den Weissen so abscheulichen Sitte diesen gegenüber schämen und sie daher leicht verleugnen [4]), indem sie übrigens auch sonst nicht leicht zum Eingeständniss ihrer eigenthümlichen Sitten zu bringen sind. Ausserdem hatten die von Wilken befragten, längere Zeit in der Nähe der Holländer lebenden Battak diese Sitte vielleicht längst abgelegt; deshalb darf aber von ihnen keineswegs auf die wilderen Battak geschlossen werden [5]).

Alle diese Forscher berufen sich aber auf Andere, welche die ursprünglichen Zeugnisse beigebracht haben, doch scheinen sie ohne Ausnahme keinen von diesen aus erster Hand zu kennen. Und doch ist diese Kenntniss zur kritischen Erledigung dieses Problems wohl an erster Stelle nothwendig.

Nicolo Conti (1449) erwähnt nur das Fressen der Feinde durch die Battak [6]); Odoardus Barbosa (1516) aber sagt nur, dass sie hauptsächlich ihre Feinde

---

[1]) Veth, l. c., S. 296.

[2]) Burton in „Journ. of the Indian Archipelago", IX, S. 358; Wilken, l. c., S. 23 seq.; Modigliani: „Fra i Batachi Indipendenti" (1892), S. 183; v. Brenner: „Besuch bei den Kannibalen Sumatras (1894), S. 207 seq.; Willer: „Verzameling der Battaksche Wetten en Instellingen in Mandheling en Pertibie," Tijdschr. van N. Indië 1846, II, S. 201, früher auch in Mandheling wie jetzt noch in Dollok und sonstwo; Meerwaldt: „Anteek. betr. de Bataklanden", T. v. T. L. en Volkenkunde XXXVII (1894), S. 533, 541, 542; van Dyk: ‚Het Eten van Menschenvleesch bij de Battaks", Eodem XXXVIII (1895), S. 303—311.

[3]) Wilken, S. 24.

[4]) L. c., S. 24.

[5]) Modigliani, S. 183; van Dyk, l. c., S. 306.

[6]) v. Brenner, l. c., S. 209, 211. H. v. Rosenberg aber war wohl sehr mässig in seinen Ansprüchen, wenn er die Battak ein gutmüthiges Volk nennt, dem das menschliche Leben sogar bei grossem Hunger heilig ist und das den Mord verabscheute; sie frassen die Verbrecher nur aus uralter Sitte, keineswegs aus Gefallen daran; das Essen der Alten nennt er natürlich ein Märchen, ohne dies zu beweisen. „Der Malaiische Archipel", S. 34, 33.

[1]) „Anthropologische Studien" (1885), S. 530.

[2]) L. c., S. 207—211.

[3]) „Sociologie", S. 209, 210.

[4]) Junghuhn („Die Battaländer auf Sumatra", 1847, II, S. 160): Die Battak von Hurung und Tobah, unbekannt mit dem Abscheu der Europäer, sprechen ganz offen über ihr Menschenfressen, dagegen die Häuptlinge der Grenzprovinzen leugneten es Europäern gegenüber zwar auf das Bestimmteste, thaten es aber auch sehr gerne; van Dyk, l. c., S. 303.

[5]) So fand van den Bor bei den Kuta berhu Battak Bilder der Abgestorbenen aufgerichtet, was sich bei den bekannteren Stämmen nach Pleyte nicht finden soll. C. M. Pleyte: „De Verkenning der Bataklanden", I. Nederl. Aardryksk. Gen. 1895, S. 91. Und während sonst Bestattung die Regel ist, fand van der Tuuk (den man östlich vom Tobasee verspeisen wollte) in Bahhara noch die Verbrennung der Leichen. Brief von van der Tuuk an Veth, Tijdschr. von N. Indië 1867, I, S. 541.

[6]) „The travels of Nicolo Conti" (Hakluyt Society), S. 8, 9; Alb. Gray in „The Voyage of Pyrard of Laval" (Hakluyt Society, 1887, I, S. 297) citirt Vincent le Blanc (I, S. 106—107), welcher wahrscheinlich von den Battak oder sonst von den wilden Stämmen Arakans erzählt, dass sie die Leichen ihrer nächsten Verwandten verzehren, weil so die Seele eher zur Ruhe kommt.

verspeisen; De Barros (1563) spricht ganz allgemein; Beaulieu (1622) nennt wieder nur die Feinde als Opfer ihres Kannibalismus [1]).

Marsden spricht gar nicht über das Verspeisen der Alten oder Kranken; das der Feinde und der Verbrecher aber bestätigt er auf das Ausdrücklichste, und zwar auf Zeugniss der allgemeinen Bekanntheit der Sitte, der Geständnisse vieler Battak, die sich in gebildeterer Umgebung der Sache schämten, und der Erzählungen vieler Beamten, mit welchen mehrere Battak offenherzig darüber gesprochen hatten, die selbst Theilnehmer an einer solchen Mahlzeit gewesen waren [2]).

Da Marsden also viele und vielerlei Zeugen vernommen hatte und augenscheinlich vorurtheilslos war, fällt es schwer in's Gewicht, dass ihm von einem etwaigen Endokannibalismus gar nichts bekannt wurde.

Entscheidend darf dieses Schweigen aber hier, wie in wohl keiner ethnographischen Controverse, genannt werden, umsoweniger, als demselben einige ausdrückliche Versicherungen unverdächtiger Zeugen gegenüberstehen.

J. Leyden, M. D., ein ausserordentlich begabter, tüchtiger und kenntnissreicher Mann [3]), verweilte 1805 einige Zeit in Penang, Achi und anderen Küstenplätzen und sprach dort eingehend mit vielen Leuten von verschiedenen Stämmen und gibt dann Folgendes als „the account of some of the Battas themselves, as well as that of the Malays in their vicinity". „They themselves declare, that they frequently eat their own relations, when aged and infirm, and that, not so much to gratify their appetite, as to perform a pious ceremony. Thus, when a man becomes infirm, and weary of the world, he is said to invite his own children to eat him in the season when salt and limes are cheapest. He then ascends a tree, round which his friends and offspring assemble and as they shake the tree, join in a funeral dirge, the import of which is: the season is come, the fruit is ripe and it must descend. The victim descends, and those that are nearest and dearest to him, deprive him of life and devour his remains in a solemn banquet." — Leyden stellt die Behauptung auf, dass die Battak die Padaioi des Herodot (III, 99) sein könnten, was dem Klange des Namens nach gewiss nicht unmöglich wäre, meines Wissens aber nie ausführlich untersucht wurde und wohl auch schwer zu beweisen wäre [1]).

Auch der berühmte Raffles hat sich in einem Briefe an die Herzogin von Somerset im Jahre 1820 über unsere Frage ausgelassen. Er nennt die Battak ganz gewiss keine Wilden, auch fressen sie einander nur aus Ehrfurcht vor den Gesetzen der Ahnen; und obwohl sie Menschenfleisch als Delicatesse sehr hoch schätzen, geniessen sie es doch nur bei den vorgeschriebenen Veranlassungen (nl. vier Verbrecherarten [2]) und Kriegsgefangene, die letzteren, wenn getödtet, lebend oder auch wenn schon bestattet); ehemals aber, so war Raffles „informed", wurden auch die alten Leute von den Verwandten verspeist, und bedeutsam darf es gewiss genannt werden, dass das hierbei beschriebene Ceremoniell genau dasselbe ist, wie es Leyden schon angegeben hat.

In einem Briefe an Marsden vom selben Jahre wiederholt Raffles den Bericht über das ehemalige Verspeisen der Alten nochmals, indem er sonst alle die Marsden'schen Angaben, welcher diesen Kannibalismus nicht erwähnt, bestätigt gefunden zu haben sagt und über diese Ausnahme nicht spricht. Raffles schrieb die beiden Briefe, nachdem er in Tappanuly und im Herzen des Battalandes gewesen war und „extensive inquiries" vorgenommen hatte [3]).

Allerdings dürfen die wohlbegründeten Zeugnisse Leyden's und Raffles' einen grossen Werth beanspruchen, doch behauptet nur der erstere, dass die Sitte zu seiner Zeit noch öfters geübt wurde, indem der zweite nur ihre ehemalige Uebung feststellen zu können meint.

Der alte Nieuwhof behauptet nur im Allgemeinen, dass die Bergbewohner von Atchin Kannibalen seien und dass der Sultan deshalb zwei von ihnen als Henker benützte [4]). Ch. Miller, welcher in den Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts als Beamter

[1]) Marsden: „History of Sumatra" (1811), S. 390.

[2]) L. c., S. 391—394.

[3]) „Dict. of National Biography", XXXIII (1893), s. v.

[1]) J. Leyden: „On the Languages and Litteratures of the Indo-Chinese Nations," Asiatic Researches 1811 (X), S. 159, 202, 203. Newbold schliesst sich Leyden an, „British Settlements in the Straits of Malacca", 1839, II, S. 371—374.

[2]) Bickmore: „Travels in the East Indian Archipelago" (1868), S. 444: Ein Missionär des Silindong Thales erzählte ihm, dass dort ein Dieb, welcher auch nach ihren Begriffen nur eine Kleinigkeit gestohlen hatte (ob am Tag oder bei Nacht, wird nicht gesagt) verspeist wurde.

[3]) „Memoir of the Life and Public Services of Sir Thomas Stamford Raffles" (London, 1835), II, S. 76, 79, 81, 89, 95.

[4]) Ph. Salmon: „Hedendaagsche Historie of Tegenwoordige Staat van alle Volkeren" (1739), II, S. 276. Die betreffende Stelle konnte ich in Nieuwhof's grossem Reiseberichte nicht auffinden.

der East India Company zu Fort Malbro in der Nähe Benkulens lebte und mit einer kleinen Gefolgschaft von Malaien in's Innere reiste, nennt dieselben Fälle des Kannibalismus als die anderen Autoren, erwähnt aber des Verspeisens der Alten mit keinem Worte; als Motiv nennt er das Bestreben, Furcht einzuflössen; doch betont er, dass sie Menschenfleisch allen anderen Speisen vorziehen, „and speak with peculiar raptures of the soles of the feet and the palms of the hands“ [1]). Rademacher schreibt den Battak nur den gerichtlichen Kannibalismus und den der Gefangenen zu, seine Quellen und Gründe nennt er aber nicht [2]). Major Canning fand 1814 in Tappanuly, nach einer gründlichen Untersuchung, dass der Kannibalismus noch stärker vorkam und grausamer betrieben wurde, als Marsden angab, und dennoch weiss er von Endokannibalismus, ausser dem gerichtlichen, nichts zu berichten [3]).

In einem anonymen Aufsatze des Jahres 1847 wird zwar wiederholt, dass die Battak, nach verschiedenen Schriftstellern, ehemals ihre Alten verspeisten, doch wird nur Raffles citirt [4]). Es sind dies alle Zeugnisse, welche wir beibringen konnten. Ihre ungenügende Beschaffenheit macht den Schluss sehr schwer und endgiltig kann dieser keinesfalls sein. Von grossem Gewichte für unsere Entscheidung muss die Betrachtung sein, dass die unabhängigen Battak wohl noch nie eingehend auf Grund eines längeren Aufenthaltes unter ihnen beschrieben wurden und dass es gar nicht immer gelingt, die intimeren Gepflogenheiten eines Volkes zu erfahren, vor Allem, wenn dieses sich bewusst ist, dass die betreffende Sitte den Ausländern fremd und abstossend erscheint. Unmöglich wäre es gewiss nicht, dass die entschieden kannibalistischen Battak in noch wilderer Zeit auch ihre Alten verspeisten; wurden doch die Padambolo-Battak von ihren Feinden, den Angkolo-Battak, des Wegelagerns beschuldigt, um Reisende zu tödten und zu verspeisen [5]), und wurde sogar noch im Gebiete der Pane und Bila der Sclave, welcher mit einer Häuptlingsfrau die Ehe gebrochen hatte, früher nach seiner Tödtung verspeist [1]), eine bedeutende Reduction von der sonstigen Verspeisung aller Kriegsgefangenen, Verräther, Incestuosi und nächtlichen Räuber. Es scheint uns um so eher erlaubt, in dieser Scala je nach dem Zeitalter und der Wildheit des betreffenden Stammes aufzusteigen, als diese uns so fremde Sitte gewiss ziemlich verbreitet genannt werden darf und der Battak auch Affen, Schlangen u. s. w., und zwar auch die, welche eines natürlichen Todes gestorben und schon der Verwesung sehr nahe waren, verspeisten [2]). Jedenfalls verriethen sie eine wahre Passion für Menschenfleisch [3]).

Wenn wir uns dahin entscheiden, dass wir die Verspeisung der Alten bei den Battak nur als sehr wohl möglich betrachten, so ist dies noch keineswegs in Widerspruch mit unserer Meinung, dass zahllose anerkannte Thatsachen in der Ethnographie gewiss nicht auf besserer Beweisgrundlage beruhen.

Eine gewisse Stütze für die Richtigkeit der Raffles-schen Erzählung möchte ich darin sehen, das Marco Polo eigentlich in der Hauptsache schon genau dasselbe von den Bewohnern Dagroian's erzählt, welche zwar noch nicht identificirt sind, wahrscheinlich aber Battak oder wenigstens eng mit ihnen verwandt waren. Da Raffles und Leyden jedenfalls geglaubt werden müssen, sich selbstständig erkundigt und zweifelsohne nicht Polo abgeschrieben zu haben, so ist die Ueber-

---

[1]) Ch. Miller: „An account of the Island of Sumatra, communicated by Edw. King compiled by John Freke“ (aus den Briefen Miller's). Philos. Transactions of the Royal Society of London, LXVIII (1778), part. I, S. 160, 168, 170.

[2]) „Beschrijving van het eiland Sumatra“, Verhandelingen v. h. Bataviaasch Genootschap, III (1781), S. 26, 27.

[3]) J. H. Moor: „Notices of the Indian Archipelago and Adjacent Countries“ (Singapore, 1837), I, S. 121, 123, 124.

[4]) Tijdschrift voor Nederlandsch Indië 1847, IV: „Schetsen van het Noordelijk Gedeelte van Sumatra“, S. 182, 183.

[5]) Moor, l. c., S. 121.

[1]) Neumann, „Het Pane en Bila Stroomgebied op het eiland Sumatra“. Tijdschrift v. het Koninklijk Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap 1887 (IV, S. 2, 57, 303).

[2]) Moor, l. c., S. 124. Und J. A. M. van Cats Baron de Raet sah in Udjung Sampun ausgepresste Kuhexcremente gekocht in dem Blute des Thieres mit rohem Pfeffer essen. „Reise in die Battaklanden“, T. v. Ind. T. L. en Vk., XXII, 1875, S. 187; Meerwaldt, l. c., S. 527; van Dyk, l. c.. S. 305.

[3]) Eodem: in einem Dorfe wurden einmal an einem Tage 20 Räuber gegessen; und die verschiedenen obigen Aussprüche über die Leidenschaft und den Genuss des Verspeisens. Waitz und Gerland urtheilen auch, dass die Anthropophagie nicht immer auf die gerichtliche beschränkt blieb; nach Anderson, von Moor vertheidigt, soll es Rajahs geben, die täglich Menschenfleisch verzehren; auch wurde erzählt, dass Menschenfleisch bei ihnen auf den Märkten feilgeboten wurde; doch betrachten Waitz und Gerland dies nicht als hinreichend verbürgt (V, 1. Heft. S. 188). Nach de Raet (l. c., S. 209) gilt in Naya Seribu Menschenfleisch als delicate Speise und gehört der leckerste Theil dem Fürsten. Nach Junghuhn, „Die Battaländer auf Sumatra“, 1847, II, S. 158, läuft den Umstehenden vor der Hinrichtung vor Appetit nach dem Fleische das Wasser im Munde zusammen.

einstimmung der Berichte [1]), welche fünf Jahrhunderte voneinander entfernt entstanden, gewiss nicht ohne eine grosse Beweiskraft, welche der gelehrte Herausgeber der Reisen Marco Polo's merkwürdigerweise nicht einmal vermuthet zu haben scheint. Polo's Bericht lautet in englischer Uebersetzung, wie folgt: „When one of them is ill they, send for their sorcerers and put the question to them, whether the sick man shall recover of his sickness or no. If they say that he will recover, then they let him alone, till he gets better. But if the sorcerers foretell, that the sick man is to die, the friends send for certain judges of theirs to put to death him who has thus been condemned by the sorcerers to die. These men come, and lay so many clothes upon the sick man's mouth that they suffocate him. And when he is dead they have him cooked, and gather together all the dead man's kin and eat him. And I assure you they do suck the very bones till not a particle of marrows remains in them, for they say that if any nourishment remained in the bones, this would breed worms, and then the worms would die for want of food, and the death of those worms would be laid to the charge of the deceased man's soul. And so they eat him up stump and rump." Die Knochen aber werden in schönen Büchsen in unzugänglichen Höhlen aufbewahrt [2]). Die Hügelbewohner Ferlec's (Parlak? ebenso wahrscheinlich Battak) sind auch Menschenfresser nach Polo und auch er gibt an, dass sie übrigens alle Arten von Fleisch, rein oder unrein, verzehren [3]). Auf die Autorität von Junghuhn und Anderson nimmt Yule an, dass sie bisweilen Menschenfleisch in ihren Häusern zur Nahrung aufbewahrten und dass ein Häuptling nur Menschenfleisch genoss; Yule bestätigt hiemit natürlich, dass die Battak wenigstens im XIII. Jahrhundert schon Kannibalen waren, Junghuhn somit Unrecht hatte [4]). Yule führt noch Gasparo Balbi an, welcher (1579—1587) dieselbe Geschichte wie Polo von den Battak unter den Bewohnern von Atjeh vernahm [1]).

Auch die Battak der Landschaft Deli auf Sumatra verspeisen bisweilen noch die getödteten Verbrecher [2]). Nach Bickmore werden auf Timor und auch auf Luzon die zum Tode bestimmten Verbrecher an Pfähle gebunden; die rasende Menge stürzt alsdann auf sie los und reisst Stücke Fleisch heraus, „um sie mit Salzwasser und Citronensaft zu essen". Bergemann bemerkt dazu, dass diese Sitte jetzt fast ganz aufgehört zu haben scheint [3]). Ob aber seine Quelle, der amerikanische Reisende Bickmore, als die beste betrachtet werden darf, lasse ich dahingestellt [4]). De Castro erwähnt dieser doch auffälligen Erscheinung aber gar nicht [5]). Ten Kate sagt entschieden von den West-Timoresen: „Menschenfresserei ist unbekannt. In Ambénu soll aber nach Herrn Kleian einmal ein Fall von Anthropophagie vorgekommen sein [6])." Wilken erwähnt dieser angeblichen Sitte in seinen Werken niemals [7]) und die Aussöhnung des geschnellten Feindeskopfes, um ihn zum Schutzgeist umzustimmen, deutet wohl auch nicht auf die Möglichkeit seiner Verzehrung hin [8]).

Was aber Luzon anbetrifft, so scheint mir Bickmore's Nachricht [9]) auch hier sehr fragwürdig. Wilken schweigt und Blumentritt erwähnt die Erscheinung ebensowenig [10]). Ich glaube, wir sind berechtigt, ihre Existenz zu leugnen. Die strenge angebliche Bestrafung der Grabesschändung und das Bestreben,

---

[1]) Bemerkenswerth ist, dass die Art und Weise der Tödtungsceremonie bei Polo ganz anders beschrieben ist, als bei Raffles und Leyden; eine Aenderung im Laufe der Jahrhunderte ist sehr wohl möglich, auch betreffen die Berichte gewiss nicht genau dieselben Stämme.

[2]) The book of Ser Marco Polo by Colonel Henry Yule (1875), II, S. 275.

[3]) S. 265.

[4]) L. c., S. 269, 270; Peschel: „Völkerkunde" (1885, 6. Aufl.), S. 163. Auch Friedmann nennt die Bestimmung der genauen Zeit der Einführung der Anthropophagie bei diesem Volke eine lächerlich unbegründete Hypothese. „Der Anthropophagismus der Battaer auf Sumatras Westküste." (Z. f. Ethnol., III (1871), S. 320.)

[1]) S. 280.

[2]) Veth: „Het Landschap Deli op Sumatra." Tijdschr. Aardryksk. Genootschap. I. Serie, II. (1877), S. 159.

[3]) L. c., S. 22. In der englischen Ausgabe Bickmore's finde ich diese Stellen nicht.

[4]) Vgl. Wilken, l. c., S. 26.

[5]) „Résumé Historique de l'Etablissement portugais à Timor." „Tijdschr. v. Taal, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië", 1862, XI. S. 479, 480, 486, werden doch die Hinrichtungsarten behandelt.

[6]) „Verslag eener Reis in de Timorgroep en Polynesie." „Tijdschrift v. h. Kon. Nederl. Aardrykskundig Genootschap." 1894, S. 342.

[7]) Vgl. meine „Ethnologischen Studien", I, S. 227.

[8]) Gramberg: „Eene maand in de binnenlanden v. Timor." Verh. v. h. Bataviaasch Genootschap v. Kunsten en Wetenschappen. XXXVI (1872), S. 208, 216. Vgl. auch S. 213 die Bestattung und S. 215 die Tänze, worin sich zwar Spuren von Kopfschnellen, nicht von Anthropophagie finden. Wallace („Insulinde", Veth's Uebers., I, S. 340 seq.) meldet die Sitte nicht.

[9]) L. c., S. 228, 229.

[10]) „Ueber die Staaten der philippinischen Eingeborenen in den Zeiten der Conquista", Mitth. d. Geogr. Ges. in Wien 1885, S. 63, 65.

andere Leute gelegentlich des Sterbefalles zu tödten [1]), sind kaum mit einer Verspeisung der Leiche in Uebereinstimmung zu bringen.

Nach Bickmore sollen auf der Südküste der Insel Flores die Rakka auch die Leichen ihrer verstorbenen Verwandten verschlingen [2]); aber Wilken, welcher doch die besten Quellen benützte, schweigt in auffallender Weise auch hier [3]), Riedel ebenso [4]); Ten Kate, der letzte Besucher der Insel, folgt diesem Beispiele [5]). In seinem Handbuche scheint Wilken die Frage aber als noch ungelöst zu betrachten [6]).

Unter diesen Umständen gehen wir wohl am sichersten, wenn wir vorläufig das Vorkommen unserer Sitte auf Luzon, Timor und Flores als wahrscheinlich nicht vorhanden annehmen.

§ 5. Die Thatsachen. Polynesien.

Wenden wir uns jetzt zu der verwandten polynesischen Menschenrasse, um zu sehen, ob unsere Ernte hier eine reichere sein werde.

Von den Markesanern meldet auch Ellis, dass sie zuweilen ihre eigenen Kinder schlachten und essen, aber nur bei grossem Mangel an Nahrungsmitteln [7]). Meinicke dagegen behauptet, dass nur Kriegsgefangene verzehrt werden [8]), Ratzel aber scheint anderer Meinung zu sein [9]). Porter fand sogar keine Spur von Kannibalismus auf den Markesas-Inseln, und mehrere andere Schriftsteller behaupten, dass nie einer vom eigenen Stamme gefressen wurde [10]).

Ueber die eine Insel Nukuhiva liegt uns besonders der sehr entschieden bejahende Bericht von Krusenstern's vor, den Gerland, Andree und Bergemann anführen: Menschenfleisch sei ihnen ein Leckerbissen und in Hungersnoth tödteten die Männer öfters die Weiber, die Kinder die altersschwachen Eltern [1]); sie sollen dieses Fleisch aber auch mit dem grössten Wohlgefallen verzehren [2]). Eine Mutter, der man im Scherze ein Stückchen Eisen für ihren Säugling angeboten hatte, war sofort zu dem schnöden Handel bereit [3]). Andere Reisende äusserten sich bedeutend gelinder [4]); dagegen führt Andree einen Bericht vom Jahre 1884 an, nach welchem ein Häuptling von Hatihéu seine Schwiegermutter verzehrt hatte [5]).

Von Samoa soll genau dasselbe wie von Nukuhiva gelten [6]); Gerland's Quellen wissen hievon aber nichts zu berichten [7]). Dagegen meldet v. Langsdorff, dass bei Hungersnoth die Frauen und Kinder gegessen werden [8]). Auf der Hudsons-Insel wurden die Schädel der Eltern, nachdem sie drei Tage bestattet gewesen waren, ausgegraben und von den Zähnen der Kinder gereinigt; dies zu unterlassen, wäre Schande gewesen [9]). Kannibalismus herrscht auf der Francis-Insel nur für die Diebe als Strafe [10]).

Nadaillac behauptet, dass sogar vor wenigen Jahren auf den Sandwich-Inseln die Leichen der berühmten Fürsten gegessen wurden [11]); es ist dies aber kaum wahrscheinlich, da die Menschenfresserei dort schon zu Cook's Zeiten fast ganz verschwunden war [12]). Remy's Zeugniss [13]) stützt aber Nadaillac's Behauptung: es kann die Sitte ein seltener Rest früherer Anthropophagie gewesen sein.

Berchey berichtet von der kleinen Bow-Insel, „où l'on était très friand de la chair féminine et où l'on mangeait d'abord les ennemis, puis les compatriotes tombés dans la bataille, tous ceux qui mouraient de mort violente, enfin les voleurs et les assassins [14]).

---

[1]) Meine „Ethnol. Studien", I, S. 335, 336, 340 seq.

[2]) Bergemann, S. 23, N. 1; Bickmore, l. c., S. 111, sagt nur, dass die Rakka „are reported" die Leichen der todten Verwandten zu essen, ohne Weiteres. De Hollander („Volkenkunde" 1884), II, S. 664, citirt keine Quelle.

[3]) Meine „Ethnol. Studien", I, S. 227.

[4]) „The Island of Flores or Pulau Bunga", Revue Coloniale Internationale 1886, S. 69, 71.

[5]) L. c., S. 212, 242.

[6]) L. c., S. 23. Nach einer anonymen Notiz in „Tijdschr. voor Nederl. Indië", 1847, IV, S. 147 („Kannibalen op het eiland Floris") ist der Sohn sehr erfreut, wenn sein verstorbener Vater gross und schwer war; bei der Bevölkerung Endoré's soll nur das Herz des Todten von seinen Stammesgenossen roh verzehrt werden.

[7]) Bergemann, S. 35. In einem anderen Buche „Polynesian Researches" 1831, III, S. 317, sagt Ellis auch geradezu: die Männer schlachten ihre Frauen und Kinder.

[8]) „Die Inseln des Stillen Oceans", II, 1876, S. 247, 254.

[9]) „Völkerkunde", II, 1890, S. 124.

[10]) Waitz-Gerland, „Anthropologie der Naturvölker", VI, S. 157.

[1]) Waitz-Gerland, l. c., S. 158; ebenso Rienzi nach Bordier: Bull. Soc. Anthrop., l. c., S. 65.

[2]) Bergemann, S. 36.

[3]) Schneider, „Naturvölker", I, S. 136.

[4]) Gerland, l. c.

[5]) L. c., S. 65.

[6]) Bordier, l. c.

[7]) L. c., S. 159; Andree, S. 67 ebenso.

[8]) „Reise um die Welt" (1812), I, S. 120.

[9]) Turner, „Samoa" (1884), S. 291.

[10]) Ibidem, S. 300.

[11]) Bulletin, l. c., S. 38 (ohne Quellenangabe).

[12]) Gerland, S. 158; Andree, S. 64.

[13]) Remy (J.), „Ka Mooalelo Hawaii. Histoire de l'Archipel Hawaien" (1862), S. XLVIII, 125.

[14]) Letourneau: „L'Evolution de la Morale" 1887, S. 96.

Was endlich die Maori Neu-Seelands betrifft, so herrscht auch hier keine Einstimmigkeit. Wir brauchen kaum erstaunt zu sein, dass Letourneau annimmt, was Andere bezweifeln. Er sagt, dass das Fleisch der Frauen und Kinder sehr beliebt war, aber auch, dass die Angehörigen nicht länger „ordinairement" gegessen wurden, und dass sie die Leichen der an einer Krankheit Verstorbenen nicht berührten; auch forderte die Sitte, dass die Frau eines getödteten Häuptlings seinen Siegern zur Mahlzeit überliefert wurde. Letourneau's einzige Quelle hiefür ist Cook [1]). Schaaffhausen theilt die merkwürdige Erzählung eines Missionärs mit, dem eine alte Frau, die sonst alle Nahrung verweigerte, gestand, nur noch Appetit nach der Hand eines Kindes zu haben, indem sie hinzufügte: „Aber Niemand wird mir zu lieb ein Kind einfangen und tödten!" Es wird hiemit aber noch kein Endokannibalismus bezeugt, wohl aber eine unter Umständen hieran streifende Intensität des Gelüstes [2]).

Diese ganze Anekdote hat aber nur den nicht sehr in's Gewicht fallenden Werth eines Einzelfalles, und nichts verbürgt uns, dass die Frau normal gewesen und somit als Typus angeführt werden dürfe. Merkwürdig ist aber, dass Andree eine Mittheilung Cook's anführt, nach welcher einige Maori, die ersten, welche er erblickte, ihm gesagt haben sollten, dass sie nur die Leichen ihrer in der Schlacht erlegten Feinde essen, nie die ihrer Verwandten [3]). Es kann aber kaum geleugnet werden, dass eine solche oberflächliche Bekanntschaft kaum zu einem Urtheile berechtigte und dass die erste Aussage der erstbesten Eingeborenen wohl auch nie als Autorität gelten darf. Thomson behauptet ausdrücklich, dass nie, auch nicht in der höchsten Noth, Genossen gegessen wurden [4]); Polack berichtet, dass man wohl einmal aus Verwechslung einen Verwandten verspeiste, wovon man sonst den grössten Abscheu hegte [5]); Gerland schliesst sich dieser Ansicht an [6]). Dagegen erzählt uns Polack doch auch, dass gerichtliche Anthropophagie stattfand, namentlich wurden die untreue verheiratete Frau und ihr Paramour mit dem Tode bestraft und nachher öfter gegessen [7]). Bewiesen dürfte jetzt nur sein, dass die Endoanthropophagie auf Neu-Seeland nicht allgemeine Sitte war, wohl aber in der gerichtlichen Form vorkam. Diese drastische Strafe braucht aber keineswegs eine Abschwächung eines ehemaligen allgemeinen Endokannibalismus zu sein, es ist sogar wahrscheinlicher, dass sie bei einem seine Feinde fressenden Volke jedenfalls die Bedeutung einer Art Friedloslegung, eines Auswerfens des Verbrechers und somit seiner Gleichstellung mit dem Feinde hatte [8]). Weiter unten mehr darüber.

§ 6. Die Thatsachen. Melanesier.

Wenden wir uns jetzt zu den angrenzenden melanesischen Völkergruppen.

„An der Ostküste der Geelvink-Bai verzehren die Tarungarés ihre eigenen Todten": so ganz lakonisch und ohne Quellenangabe spricht Bergemann [9]). Andree behauptet dasselbe und führt als Autorität die Berichte des Reisenden A. B. Meyer an [10]), welcher dasselbe von den Karceu behauptet [11]). Von den Bewohnern des Arfakgebirges, den Stämmen der Karoner und Kebar, sagt Wilken, dass sie, wenn es keine Sclaven oder Gefangene gibt, die Kinder aus den Familien mit mehr als zwei Kindern verspeisen [12]), und er führt hiefür mehrere gute Zeugen an.

Nach Marsden werden an der Nordwestküste Neu-Guineas „Freunde und Verwandte so gut gefressen wie Feinde, natürlich Gestorbene so gut wie Erschlagene", und „Bruynkops berichtet, dass an der Küste Vandammen der überlebende Ehegatte die Leiche des früher Sterbenden, Eltern die Leiche ihres eigenen Kindes aufzehren". Gerland weist Finsch's Einspruch dagegen als vorschnell ab; von seinen Gründen, nl. Marsden's Autorität, dass die Sitte sich auch in Melanesien finde, dass er sie hier erklären könne, scheinen mir die beiden letzten doch nicht mehr als die Möglichkeit der Erscheinung auf Neu-Guinea zu beweisen [13]). Unsere Schätzung Gerland's kritischer Schärfe wird ein wenig herabgesetzt durch die naive Anführung der naiven Behauptung Cheyne's, auf manchen Inseln des Salomon-Archipels sei Men-

[1]) „Sociologie", S. 206, 207; „Morale", S. 92.

[2]) Schaaffhausen, S. 519.

[3]) Andree, S. 68. Bergemann scheint dieselbe Meinung auf dieselbe Quelle zu stützen, l. c., S. 36.

[4]) A. S. Thomson: „The story of New-Zealand", 1859, I, S. 146, 129.

[5]) J. S. Polack: „Manners and Customs of the New-Zealanders", 1840, II, S. 48, 299.

[6]) Waitz-Gerland, VI, S. 160,

[7]) Polack, l. c., I, S. 148.

[8]) Vgl. meine „Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe", 1894, II, S. 165 seq.

[9]) L. c., S. 30.

[10]) L. c., S. 50.

[11]) Ratzel, II, S. 289.

[12]) L. c., S. 22.

[13]) Gerland, l. c., S. 647.

schenfleisch die Hauptnahrung! was doch kaum möglich ist [1]). Auf den Loyalitäts-Inseln verzehren die Eingeborenen von Mare die nächsten Verwandten, wenn sie dieselben im Streite getödtet haben [2]).

Die Neu-Britannier zertheilen und kochen ihre eigenen verstorbenen Angehörigen, bevor sie dieselben verzehren [3]). Nach Hager wird im Bismarck-Archipel vom eigenen Stamme nur einmal eine Frau verspeist [4]). Powell erzählt uns, wie ein junger Mann auf der Herzog York-Insel mit seinem Canu, vom Sturm nach dem Orte getrieben, wo der Duk-Duk sich versammelt hatte, als Uneingeweihter erfasst, durch den Duk-Duk gleich getödtet und bei dem Feste verspeist wurde. Also gerichtlicher Kannibalismus in gewissem Sinne. Der Mann darf seine Frau tödten; eine Frau wollte zu ihren Eltern zurückkehren, weinte und arbeitete nicht; der Gatte sagte erbost, sie schon anders benützen zu können, tödtete sie gleich und kochte den Leichnam zu einem Festmahle; es herrscht Endogamie in weiterem Sinne.

„They seldom eat a man of their own tribe; but should one have been killed by his own chief or a member of the tribe for wrong doing, the body may be sold to another tribe; women are more often killed and eaten by their own friends [5])." Also kommt auch eigentlicher gerichtlicher Kannibalismus in reducirter Form vor, und sonstige Endoanthropophagie vor Allem in Bezug auf die Frauen. Als Bestattungsceremonie scheint sie aber gewiss nicht geübt zu werden [6]).

Auf Wild-Island im Admiralitäts-Archipel scheint die Challenger-Expedition die Verspeisung der Todten vorgefunden zu haben [7]).

[1]) Eodem, S. 648.

[2]) Eodem, S. 649.

[3]) Bergemann, S. 31. Seine Quelle (Jung: „Australien", II, S. 291) nennt zwar im Allgemeinen ihre Autoritäten (S. 279), im speciellen Falle aber nicht. Nach Finsch (Ratzel, II, S. 288) verzehren sie aber nur im Kriege Erschlagene.

[4]) „Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel", S. 115.

[5]) W. Powell: „Wanderings in a wild Country" (1883), S. 63, 84, 85, 93.

[6]) Meine „Ethnologischen Studien", I, S. 212 seq.; vgl. was S. 214 N. über die Zuverlässigkeit Powell's gesagt wurde. Graf Pfeil behauptet, dass in Neu-Mecklenburg der Kannibalismus zwar noch in hohem Grade herrsche, aber nie innerhalb verwandter Stämme oder Dörfer, nur der Fremde ist ihm verfallen; auch werden immer die Nachbarn davon angeklagt, das eigene Dorf von der Sitte im Allgemeinen freigesprochen; in Neu-Mecklenburg soll man sich aber weniger schämen. „Land und Volk im Bismarck-Archipel", Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1890, XVII, S. 151, 152.

[7]) Schneider: „Die Naturvölker" (1885), I, S. 126.

Die Bewohner der Fichten-Insel und der Insel Uën verzehren nur Kinder des eigenen Stammes [1]). Auf der folgenden grossen Insel war man weniger wählerisch. Von den Kanaken Neu-Caledoniens berichtet Staniland Wake, dass sie ihre neugeborenen Kinder mitunter wie ein anderes Thier mit Taros und Ignamas genossen [2]). Bisweilen soll ein Fürst einen Unterthanen verspeisen [3]). Auch hier wurden Uebelthäter vom Häuptlinge getödtet und gegessen. Alte Leute wurden mit ihrer Genehmigung den Göttern geopfert und gegessen und missgestaltete Kinder wurden von den eigenen Eltern geschlachtet und genossen. Die Häuptlinge benützen reichlich die Anklage wegen Zauberei, um sich Fleisch für den Ofen zu verschaffen, und tödten öfter ihre eigenen Unterthanen oder lassen im absichtlich erweckten Tumulte ihre Gäste tödten, um Fleisch zum Festmahle zu erlangen [4]). Bergemann weiss ohne Quellenangabe ganz genau zu berichten, dass die Neu-Caledonier ursprünglich nur die im Kampfe Gefallenen verzehrten, dass später aber auch vielfach Europäer, ja eigene Stammesmitglieder geschlachtet und verspeist wurden [5]). Merkwürdigerweise erwähnt Gerland die Endoanthropophagie auf Neu-Caledonien gar nicht [6]). Auch eigene Stammesangehörige werden auf den Neuen Hebriden verzehrt [7]). Andree aber, welcher auch hier gute Gewährsmänner hat, berichtet nur von Exokannibalismus [8]). Nadaillac behauptet, dass sie die Leichen zum Verspeisen ausgraben: „par un scrupule assez étrange (?), ils ne mangeaient jamais leurs propres parents et se contentaient de les échanger contre les morts des tribus voisines"; er sagt aber nicht, woher er dies weiss [9]).

Einer der letzten Beschreiber dieser Gruppe, Lieut. Somerville, theilt auf die Autorität eines Missionärs hin mit, dass auf Efaté „each village regarded the next simply as a larder for fresh meat"; „the bodies seem to have been divided among such villages as were friendly". „At Port Sandwich in Malekula a native solemnly assured one of our men that a young girl was to be killed and eaten after one of the dances." Ein Halbblutknabe einer eingeborenen Mutter,

[1]) Schneider, S. 129, nach Garnier.

[2]) L. c., I, S. 99.

[3]) Letourneau: „Sociologie", S. 203.

[4]) Andree, S. 58; vgl. Schneider, S. 129, 130.

[5]) Bergemann, S. 33.

[6]) L. c., S. 649.

[7]) Bergemann, S. 33, ohne Quelle.

[8]) L. c., S. 55. So auch Gerland, l. c., S. 648.

[9]) L. c., S. 34.

welcher auf einem Cocosbaume Nüsse pflückte, wurde absichtlich heruntergeschossen und von den Eingeborenen verspeist. Und in Uripio wurde eine Blutfehde zwischen zwei Dörfern nicht durch Sendung von Schweinen, sondern von einem Knäblein zum Verspeisen beendet [1]).

Codrington's jedenfalls sehr zuverlässige Beschreibung hinterlässt den Eindruck, dass die Anthropophagie der Melanesier doch nicht eine so allgemeine und täglich vorkommende Sache gewesen sein könne; er warnt auf diesem Gebiete vor den Berichten der Händler. Von der Lepers-Insel der Neuen Hebriden sagt er: „they still eat men. It was not the common fashion, however, to eat enemies killed in fair fighting, it was a murderer or particularly detested enemy who was eaten, in anger, and to treat him ill; such a one was cooked like a pig, and men, elder women and boys ate him. The boys were afraid, but were made to do it. It is the feeling there that to eat human flesh is a dreadful thing, a maneater is one afraid of nothing; on this ground men will buy flesh when some one has been killed, that they may get the name of valiant men by eating it" [2]). Also nur eine sehr reducirte Form des Endokannibalismus und gerichtliche Menschenfresserei.

Für das Vorkommen unserer Sitte auf den Salomon-Inseln spricht vielleicht der Umstand, „dass im Jahre 1845 Missionären ein Kind zum Verkauf angeboten wurde, mit dem Bemerken, ‚dass es gut zu essen sei'" [3]). Alle Angaben Andree's deuten nur auf Exokannibalismus, der aber in voller Blüthe zu stehen scheint [4]). Guppy erzählt, wie auf Santa Anna die Leute einem Sclaven, welcher lange mit ihnen gelebt hatte (die Sclaven werden auf die Dauer wie Angehörige behandelt und betrachtet), aus Mitleid verschwiegen, wann sie ihn schlachten würden [5]). Endokannibalismus dürfte hier also doch fehlen.

Auf den kleinen Neu-Georgischen Inseln wurde eine Hexe, die angeblich einen Häuptling bezaubert hatte, erst derart körperlich gestraft, dass sie weiterhin als Frau, d. h. zum Werkzeug untauglich erklärt und daher für drei Muschelhalsbänder nach einer anderen Insel zum Verspeisen verkauft wurde. Mitunter wird die Leiche eines Verstorbenen verzehrt, der Schädel aber aufgehoben [1]).

Endlich sind wir bei den Fidji-Inseln, dem bekannten Hauptorte der Menschenfresserei, angelangt. Bergemann theilt nach Graefe mit, wie ein Häuptling seine Frau frass, blos weil sie ihn geärgert hatte [2]) oder um sich auszuzeichnen als „verfluchter Kerl" [3]). „Der Häuptling Warani schlug, wenn ihn die Lust nach Menschenfleisch packte, die Menschen wie Frösche todt und hörte nicht eher auf, als bis er müde geworden." Mitunter wurden auch die Leichen natürlich Verstorbener von den Fidjiern ausgegraben und zum Schmause zubereitet [4]). Gegen unsere Erwartung beschränkt sich jede Spur von Endokannibalismus auf dieses Wenige.

§ 7. Die Thatsachen. Australien.

Australien, der Welttheil, wo die angeblich am weitesten zurückgebliebene Rasse wohnt, wird sich für uns besonders interessant zeigen.

Bei den Yuloogundies im östlichen Central-Australien finden sogenannte Liebesschmäuse statt: stirbt eine junge Frau oder ein junges Mädchen, so verzehren die Männer, die sie lieb gehabt haben oder mit ihr verwandt sind, gewisse Theile des Körpers, wobei sie sich weiss anmalen [5]).

An der Moreton-Bai starb ein Knabe, wie Angas mittheilte, dessen Kopf und Haut, vom Körper getrennt, über Feuer getrocknet wurde. Vater und Mutter waren bei dem Vorgange zugegen und stiessen laute Schreie aus. Das Herz, die Leber und die Eingeweide wurden unter die Anwesenden vertheilt, welche Stücke davon an den knöchernen Spitzen ihrer Speere mit forttrugen, während die gerösteten Oberschenkel — angeblich die grössten Leckerbissen — von den Eltern selbst verzehrt wurden. Haut, Schädel und Knochen dagegen packten die Eingeborenen sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflecht auf die Reise mit. — Nicht selten soll eine Mutter ihr eigenes Kind in dem dunklen Wahne auffressen, dass jene Kraft, welche ihre Leibesfrucht

---

[1]) Lieut. Boyle T. Somerville: „Ethnological Notes on New Hebrides." J. Anthr. Inst., XXIII, 1894, S. 382, 383. Nach Wawn („The South Sea Islanders", 1893, S. 217, 284) scheint auf den Salomon-Inseln, sowie am Port Hunter, Duke of York, nur Exokannibalismus vorzukommen.

[2]) Codrington: „The Melanesians" (1891), S. 343, 344.

[3]) Bergemann, S. 32.

[4]) L. c., S. 52, 54.

[5]) Guppy: „The Solomon Islands" (1887), S. 54.

[1]) C. M. Woodford: „A Naturalist among the Head-Hunters" (1890), S. 150—152, 38.

[2]) L. c., S. 34. Letourneau: „Sociologie", S. 202.

[3]) Letourneau: „Evol. Mor.", S. 85 nach Pritchard („Polyn. Reminiscences", S. 371). Vgl. Andree, S. 61.

[4]) Schneider: „Naturvölker", I, S. 132. Praefe („Viti Levu", 1868, S. 9): Wuth und Rachsucht können nicht Alles erklären.

[5]) Bergemann, S. 29. Schneider: „Naturvölker", I, S. 123.

ihr entzogen, auf solche Weise wieder in den Körper zurückkehre [1])! Durch eine andere Quelle wird dies in der Hauptsache bestätigt. Während die Verwandten die Leiche zur Verspeisung zubereiten, bringen sie sich Wunden bei, dass ihnen das Blut von den Schultern strömt [2]). — An der Wide-Bai wird auch todten Verwandten die Haut abgezogen und werden sie gegessen, wenn sie nicht zu alt starben, und zwar gilt dies als feste Pflicht der Angehörigen, welche die abgezogene Haut aufheben [3]).

In Queensland scheinen die verstorbenen Kinder auch aus Liebe verzehrt zu werden [4]).

Vom nördlichen Queensland hören wir auch, wie ein verstorbenes Kind von seiner Mutter und deren Freundinnen verspeist wurde; die Mutter starb ein paar Tage später und wurde ebenfalls verspeist [5]).

Am Carpentaria-Golf im nördlichen Queensland verzehrt man nur die im Gefecht Gefallenen der eigenen Partei; Kinder werden verzehrt, wenn sie sterben; der Kindesmord ist aber nicht häufig [6]). Glücklicherweise wird dies Alles in der Hauptsache von Lumholtz bestätigt. Nur dass die Queensländer besondere Kriegszüge unternehmen, um Menschenfleisch zu holen, leugnet er; meistens werden die eigenen Leute nicht gegessen, wohl aber isst die Mutter ihr verstorbenes Kind; auch sollen am Carpentaria-Golf die Frauen die natürlich Gestorbenen essen; an der Moreton-Bai verzehrt man alle Todten [7]).

Auch im Norden werden Leichen bei Hungersnoth ausgegraben und gegessen und im Inneren, nördlich von den Seen, verzehren Freunde ein Stück Fleisch ihrer verstorbenen Freunde [8]).

In Neu-Süd-Wales essen die Eltern die Hüften ihrer verstorbenen Kinder, die Haut aber wird vom ganzen Körper abgeschnitten und getrocknet [9]).

Im Dieieri-Stamme wird bei der Bestattung das Fett durch Nicht-Verwandte abgeschnitten und von den Verwandten gegessen, um den Todten zu vergessen und nicht immer zu weinen. Die Mutter isst von den Kindern, die Kinder von der Mutter, Schwiegerbrüder und -Schwestern von einander u. s. w.; Väter und Kinder essen aber einander nicht [1]). Deutsche Missionäre theilen von Cooper-Creek im nördlichen Südaustralien mit, dass eine Mutter mit lächelnder Miene ihr eigenes Kind verzehrt. Die Schwarzen essen von jeder Leiche, wenn etwas Essbares daran ist, nur zu magere Leute nicht.

Ein guter Gewährsmann berichtet neuerdings aus dem Northern-Territory: „Cannibalism is practised occasionally but only by old men and women who eat a baby, thereby thinking they will get the youngster's strength" (also eine Art Verjüngungscur)! Bei den Schwarzen am Mc. Kinlay sollen die alten Männer und Häuptlinge alle sechs oder sieben Jahre in einer mit menschlichen Gebeinen angefüllten Höhle einen jungen Menschen eine Ceremonie durchmachen lassen und wenn ihm diese nicht gelingt, ihn verspeisen, worauf seine Knochen zu den übrigen geworfen werden. „I have a girl here that assures me, that the first child she had died and that her mother ate it. She was young and not entitled to any of the titbits [2])."

Noch ein anderer Reisender erzählt, wie in Queensland ein berühmter Krieger nach seinem Tode verzehrt wird; seine Haut wird abgezogen, eingepackt und jahrelang mitgeführt [3]).

Ein Gutsbesitzer am oberen Mary-River berichtet aus eigener Wahrnehmung, dass die Eingeborenen das Fleisch ihrer verstorbenen Freunde verzehren, was für sie eine Wohlthat, für den Verstorbenen eine Ehre bedeutet [4]).

Nach einem anderen Gewährsmanne werden auch am Peakflusse in Central-Australien die gestorbenen Kinder verzehrt; als Grund wird von den Schwarzen angegeben, dass, wenn sie dieses nicht thäten, sie sich fortwährend grämen müssten. Den Kopf bekommt die Mutter und die Kinder im Lager bekommen auch ihren Theil, damit sie gut wachsen. Auch verzehren sie einzelne Theile von verstorbenen Männern

---

[1]) Andree, S. 46.

[2]) Meine „Ethnol. Studien zur ersten Entwicklung der Strafe". I, S. 189, nach Lang.

[3]) Gerland, VI, S. 748.

[4]) Gerland, eodem, nach Angas.

[5]) A. W. Stirling: „The Never Never Land. A Ride in North Queensland" (1884), S. 92.

[6]) Andree, S. 47, 48.

[7]) Vgl. die Stellen, von mir l. c., S. 186, 187 angeführt, und Lumholtz: „Among Cannibals" (1889). S. 272, 273.

[8]) Gerland, VI, S. 749, nach Salvado und Angas.

[9]) J. F. Angas: „Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand" (1847), II, S. 231.

[1]) Gason: „The Dieyeri-Tribe" in Curr: „The Australian Race" (1886), II, S. 63. — Vgl. vom selben Verfasser die Beantwortung der Fraser'schen Fragebogen in „Journ. Anthrop. Inst." XXIV (94), S. 172, Nr. 72.

[2]) Crawford's Beantwortung der Fraser'schen Fragen, „Journ. Anthrop. Inst." (94), S. 182.

[3]) H. Finch-Hatton: „Advance Australia!" (1885), S. 143.

[4]) Schneider, l. c., S. 124.

und Frauen, namentlich solche, in denen sie den Sitz gewisser tüchtiger Eigenschaften wähnen [1]).

In Südaustralien ermorden die Eltern nicht selten ihre neugeborenen Kinder, um sie aufzufressen. Auch herrscht ein entsetzlicher Aberglaube, demgemäss ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, dass er sofort auch die Körperkraft seines jüngeren Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlägt und verzehrt. Das geschieht unter Festlichkeiten und bei diesem dringen Vater und Mutter mit eifriger Ermahnung in den älteren Sohn, so viel Fleisch von dem Leichnam hinabzuwürgen, als irgend möglich ist [2]). Und Howitt erzählt, dass man die Freunde und Verwandten, welche eines natürlichen Todes starben, frass, besonders deren Zungen, und aus ihren Schädeln Trinkschalen machte [3]).

Die Westaustralier „erschlagen und verzehren die Alten", „that so much good food may not be lost". Man glaubt, die Alten hätten keine Seele mehr, welche, zurückkehrend, dem Fresser etwa Ungemach bereiten könnten. In Zeiten der Hungersnoth tödten die Watschandee in Westaustralien eines ihrer Kinder durch einen Schlag mit der Keule in den Nacken, um das Fleisch zu verzehren. Die Mutter, welche keinerlei laute Klagen ausstossen darf, da sie sonst Prügel erhält, bekommt den Kopf als ihren Antheil, der Vater verzehrt die fetten Stücke, die übrigen Kinder, wenn vorhanden, werden mit den Eingeweiden abgefunden [4]). Beim Caara-Fest wird, wenn die Lebensmittelvorräthe ganz verzehrt sind, mitunter ein Weib getödtet [5]). Salvado bestätigt diese Angaben. Bei Hungersnoth werden die Frauen ohne Zaudern geopfert. Auch hier werden die Frauen gegessen, bevor sie zu alt oder zu mager werden, damit nicht so viele gute Nahrung verloren gehe [6]).

Die Koombokkabura verzehren die Gesunden, welche eines plötzlichen Todes sterben [7]). Von den Eingeborenen West-Victorias erfahren wir durch Dawson, der sie genau kannte, dass die gesunde und unverstümmelte Leiche von einem nicht durch Krankheit Gestorbenen von den Verwandten aus Ehrfurcht und Trauer gegessen wird [1]).

Der Körper einer Frau, die geboren hatte, wird nicht gegessen, und Geschwister essen einander nicht. Curr bestätigt im Allgemeinen, dass bei einigen Stämmen die Leichen von den Männern gegessen werden [2]), und Oberländer berichtet, dass „die Mischlinge" gegessen werden, weil man von ihnen nicht mit Unrecht eine der schwarzen Rasse gefährliche Concurrenz befürchtet. Auch müssen bei einigen Stämmen die Zauberamtscandidaten, vor der Aufnahme in den Orden, ein Stück Menschenfleisch verzehren [3]).

Bonney berichtet von den Eingeborenen am Darling-Flusse in Neu-Süd-Wales, wie bei der Bestattung ein Stück Fleisch von der Leiche genommen, getrocknet und unter die Freunde und Verwandten vertheilt wird, welche es zum Zauber verwenden, Kraft heraussaugen oder es in den Fluss werfen, um Fische zu erhalten [4]).

So viel geht aus dem Angeführten jedenfalls hervor, dass der Endokannibalismus in Australien überall und oft in intensiver Weise vorkommt.

§ 8. Die Thatsachen. Nordamerika.

Wenden wir uns jetzt nach Nordamerika. Die Chippeways scheinen nach älteren Schriftstellern nur in höchster Noth mitunter ihre Angehörigen zu verspeisen, und das kommt ja auch noch bei heutigen Europäern vor, darf also keineswegs als ein Beweis des Endokannibalismus aufgefasst werden, so lange es wenigstens nicht zu einer ständigen Sitte wird. Auf das Maass der Resistenz kommt hier alles an. Der Missionär H. Faraud aber, der achtzehn Jahre in der Athabaska-Region verlebte, beschuldigt die Chippeways auf das Entschiedenste, dass sie zwar aus Noth im Winter bei Nahrungsmangel, aber doch gewöhnlich die eigenen Weiber und Kinder schlachten. Dieses Urtheil muss allerdings schwer wiegen [5]). Bis auf Weiteres sind wir also genöthigt, auch dieses Volk unserer Reihe anzuschliessen. „The Dog-ribs or Slavés (Tinneh-Volk) are very improvident, and frequently driven to cannibalism and suicide"; sie essen dann wohl auch ihre Familienmitglieder.

---

[1]) Andree, S. 45. Bergemann, S. 29.

[2]) Andree, S. 44, 45, nach Standbridge, welcher 18 Jahre mit den Eingeborenen lebte.

[3]) Gerland, VI, S. 748.

[4]) Andree, S. 44, nach Oldfield.

[5]) Oldfield: „On the Aborigines of Australia", Transactions of the Ethnol. Soc. of London (1865), S. 287.

[6]) Letourneau, „Mor.", S. 83.

[7]) Bastian: „Controversen in der Ethnologie", IV (1894), S. 273, nach Mc. Glashaw.

[1]) Meine „Erste Entwicklung der Strafe", I, S. 189.

[2]) „The Australian Race", I, S. 89.

[3]) W. Schneider: „Die Naturvölker" (1885) I, S. 123, nach Oberländer und Mundy.

[4]) „Customs of the Aborigines of the River Darling." Journ. Anthrop. Instit. of Great Britain and Ireland, XIII, S. 131.

[5]) Andree, S. 93.

Die Berg-Indianer sollen in Zeiten der Noth durch Würfeln ein Opfer zum Fressen anweisen [1]).

Die Nipissang im Norden des Huron-Sees werden oft Menschenfresser aus Noth; die Hasen-Indianer, welche zur Vermeidung dieses letzten Mittels manchmal sich und ihre Familie ermorden, dürfen wir aber nicht zu den Endokannibalen rechnen. Bei den Chippewyans hat der Hunger in mehreren Fällen zu dem Greuel des Auffressens der eigenen Familie geführt; sie machen sich aber auch bisweilen nach Jahren aus trockenem Feindesfleisch ein Festessen; deshalb scheinen wir doch eher berechtigt, dieses Volk in unsere Reihe aufzunehmen [2]).

Von den Dueèl deli-ût-dinnè sagt Letourneau nach Faraud, dass bei dem geringsten Nahrungsmangel die Schwachen von den Starken verzehrt werden und Freunde und Verwandte einander verspeisen [3]).

Zu den Eintrittsceremonien in den Orden der Hametzen bei den Bewohnern der Vancouver-Insel gehört das Essen einiger Bissen mumificirten Leichenfleisches; auch die verurtheilten Verbrecher werden verspeist. Auch bei den Tschimsian auf dem Festlande gegenüber von Vancouver ist das Leichenfressen sichergestellt [4]) und ebenso bei den Kwakiutl, den Bilgula und den Komoken; das Recht, Kannibale zu sein, ist hier in gewissen Familien erblich, doch muss Jeder dazu vorher noch eine Initiation mit vielen Ceremonien bestehen und einige Monate allein im Walde verleben. Dagegen stellt Boas die kannibalistischen Ceremonien bei den Haidah und Tlinket in Abrede [5]); Nadaillac behauptet aber, dass die Tlinket die Tapfersten ihrer Gefallenen verzehren [6]).

Die Häuptlinge der Bilballa oder Bella-Bella des Festlandes „sollen bisweilen Verrückte spielen, in den Wald laufen, Gras essen und an den Rippen von Leichnamen nagen. Wenn sie zurückkommen, fallen sie dann über Jeden, der ihnen begegnet, her und beissen ihm ein Stück Fleisch aus den Armen oder Beinen heraus, das sie dann „hinunterschlucken“ (nach Simpson) [1]).

Die Fisch-Indianer Britisch-Columbias sollen keine Kannibalen sein, wohl aber haben einige Scheusale Leichen ausgegraben und verzehrt; doch wurden diese dann von ihren Volksgenossen mit Entsetzen und Abscheu betrachtet [2]).

Eine Tradition der Ni-shi-nam sagt, dass sie früher ihre eigenen Todten assen, wie dies jetzt nach ihrer Meinung der Coyote noch thut [3]).

Die Utes sollen die Leichen ihrer Angehörigen zum Verspeisen ausgraben und im Nothfalle ihre eigenen Kinder verzehren [4]). Nach Ten Kate verstecken sie ihre Leichen unter Felsblöcken und Zweigen; doch erzählt auch er, dass sogar die Reservation-Indianer (Wilde gab es zu seiner Zeit nicht mehr) Stücke von dem noch zuckenden Thiere schneiden und das noch warme Gedärme mit seinem Inhalte verschlingen; bedeutungslos ist es auch nicht, dass hier die Mestizen-Kinder noch ganz ohne Scheu getödtet werden, und ebensowenig der Umstand, dass ein Mann durch das Essen des Gehirnes eines erschlagenen Feindes dick geworden zu sein meinte [5]). Andere Schriftsteller erkennen hier nicht mehr als einen sehr reducirten Exokannibalismus an [6]).

Die ganz unbestimmte Aussage Bergemann's: „Franklin berichtet, dass die Indianer des nördlichen Amerika die Leichname ihrer nächsten Verwandten essen“ [7]), kann allem Obigen nach nur ganz geringen Werth beanspruchen [8]).

---

[1]) H. H. Bancroft: „The Native Races of the Pacific States“, I (1875), S. 120, 121. Hooper: „Ten months among the Tents of the Tuski“ (1853), S. 303, haben sie (meist die Weiber) einmal Menschenfleisch genossen, so ziehen sie dasselbe jedem anderen Fleische vor. Schneider, l. c., I, S. 140.

[2]) Waitz, III, S. 89. Vgl. The Geography of Hudson's Bay ed. by Barrow (Hakluyt Society, 1852), S. 42.

[3]) „Evol. Mor.“, S. 89.

[4]) Bergemann, S. 25, 26, ohne Quelle. Mayne (l. c., S. 283 seq.) beschreibt nach Duncan ausführlich, wie rasende Leute in ceremoniöser Weise den Leichnam einer als Grabbeigabe oder zur Genesung einer Häuptlingstochter geopferten Sclavin zerrissen und verzehrten. Es gibt eine Classe von Medicingesellschaften, welche Menschen fressen.

[5]) Boas: „Notes on the Ethnology of British Columbia“, Proc. Amer. Philos. Soc., XXIV (1887), Nr. 126, S. 426, und ebenso Krause: „Die Tlinket-Indianer“ (1885), S. 318. Bancroft (I, S. 171) glaubt, dass die Haidah auch keine eigentlichen Kannibalen sind, S. 203, Nr. 88, die Nutka doch nach Cox und Vancouver, S. 219, die Sound-Indianer nicht.

[6]) L. c., S. 38.

[1]) Krause, l. c., S. 321.

[2]) Mayne: „Four Years in British Columbia“ (1862), S. 257.

[3]) Powers: Tribes of California“ Contr. N. A. Ethnol. III (1876), S. 343.

[4]) Nadaillac, l. c., S. 28.

[5]) Ten Kate: „Reizen en Onderzoekingen in N. Amerika“ (1885), S. 320, 326, 328. Die südlichen Utes treiben noch immer keinen Landbau. Vgl. Bancroft, I, S. 440, über die Bestattungsweise.

[6]) Burton: („City of the Saints“, S. 581, 140) sagt nur, dass sie vom Herzen eines Feindes essen, und Bancroft (S. 413) nimmt auch nur an, dass sie Stücke Fleisch vom Feinde essen, um seinen Muth zu erlangen.

[7]) L. c., S. 25.

[8]) Lindesay Brine („Travels amongst American Indians“, 1894, S. 135) geht in seiner Reinwaschung zu weit.

Merkwürdig ist es aber, dass, während die nordwestlichen Indianer Amerikas wie für den Kannibalismus im Allgemeinen [1]) so auch für unsere Erscheinung eine eigene Verbreitungsgruppe bilden, die Eskimo und überhaupt alle borealen Völker sich beider Arten der Anthropophagie enthalten, wie dies aus Andree's positivem Ausspruch [2]), sowie aus den fehlenden Angaben aller von mir durchgesehenen ethnographischen Schriftsteller hervorgeht [3]).

Nur Bergemann erhebt hiegegen Einspruch. Die gelegentliche Menschenfresserei, welche Andree zulässt, weist er ab, weil Egede angibt, dass die Eskimo (eigentlich doch nur die Grönländer) im Nothfalle doch lieber ihre Hunde schlachten, welche sie sonst nie essen. Mir scheint diese Beweisführung völlig unzureichend, umsomehr, als Egede's Aussage nur die Grönländer betrifft und blos eine negative ist; wohl aber wird die Seltenheit des Nothkannibalismus der grönländischen Eskimo in dieser Weise noch mehr betont [4]). Dass die Anthropophagie in einigen von Boas mitgetheilten Legenden berührt wird, beweist gar nichts weiter, als dass sie den Leuten bekannt war, was aber durch ihre häufigen Berührungen mit den Indianern erklärt werden könnte. Von mehr Bedeutung sind aber die beiden folgenden Aussprüche, welche Bergemann anführt: „Nach Egede frisst Jeder ein Stück vom Herzen einer getödteten Hexe, damit sie nicht spuke und sie erschrecke, und nach Crantz verschlucken die Bluträcher Stücke von der Leber und vom Herzen eines von ihnen getödteten Meuchelmörders, damit dessen Anverwandte dadurch das Herz verlieren, sie anzugreifen" [5]). Auffallend ist aber, dass in dem einzigen Buche Egede's, das ich kenne, gelegentlich der Ermordung der Hexe die Verspeisung ihrer Leiche mit keinem Worte erwähnt wird [6]). Crantz in seinem weit eingehenderen Buche bestätigt den angeblichen Bericht Egede's auch nicht [7]), und dass die Rächer „swallow a bit of (the murderer's) heart or liver, because they think his relations will by that means lose their courage to fall upon them" [8]) (wie es in meiner Ausgabe heisst), könnte sowohl auf Aberglauben als auf den tiefen Schrecken, den eine solche That hervorruft, hindeuten; die letztere Deutung scheint mir aber aus dem einfachen Grunde wahrscheinlicher, weil mir kein Analogon zu der hier vorausgesetzten mystischen Beziehung zwischen der Verspeisung eines Theiles eines Todten und dem Muthe seiner Angehörigen (nicht von ihm selbst) einfällt, welche Beziehung doch auch sehr sonderbar wäre. Begreiflicher ist denn auch die Darstellung, welche wir bei der ersten Autorität über die Grönländer finden, wo es heisst: „a slain man is said to have power to avenge himself upon the murderer by rushing into him, which can only be prevented by eating a piece of his liver" [9]). Dagegen finden wir bei der Tödtung der Mörder und der Hexen, öffentlich oder durch Blutrache, keine Spur von Kannibalismus [10]). Wahrscheinlich werden sich also Diejenigen, welche einen Menschen tödteten, ob Mörder oder Rächer, gegen die Rache der Todten durch das Essen eines Theiles seiner Eingeweide geschützt haben.

§ 9. Die Thatsachen. Südamerika.

Das südlichste Volk Südamerikas, obwohl thatsächlich in ebenso dürftigen und schwierigen Verhältnissen wie die Eskimo lebend, zeigt doch ein ganz anderes Verhalten. Eine der vielen Warnungen für die Sociologen, welche die ganze Culturgeschichte als

---

[1]) Kirchhoff's Besprechung des Bergemann'schen Buches in Petermann's Mittheilungen, 1894. Literaturbericht, Nr. 34, S. 13.

[2]) L. c., S. 91. Gelegentliche Anthropophagie aus Hunger und Noth hält er bei ihnen allerdings für möglich, doch darf diese nicht mitgezählt werden, da sonst Verzweiflungsthaten verhungernder Matrosen ja auch alle Culturvölker zu Kannibalen stempeln würden.

[3]) Murdoch in seiner ausführlichen Beschreibung der „Point Barrow-Eskimo" (Ninth Ann. Rep. Bur. of Ethnol., 1892) erwähnt das Wort nicht einmal, ebensowenig Petitot („Les Grands Esquimaux"), der sie doch genau kannte.

[4]) Captain W. Coats behauptet von den „Usquemows" der Hudson-Bai, dass sie nur beim Menschenopfer für ihren Gott das Fleisch der getödteten Feinde geniessen, es aber nie als Leckerbissen betrachten. „The Geography of Hudsons-Bay", ed. by J. Barrow (Hakluyt Soc., 1852), S. 75.

[5]) Bergemann, S. 24.

[6]) Hans Egede: „Beschrijving van Oud-Groenland" (1746), S. 104.

[7]) D. Crantz: „The History of Greenland" (1767), I, S. 194.

[8]) D. Crantz: ibidem, S. 193.

[9]) H. Rink: „Tales and Traditions of the Eskimo" (1875), S. 45. Strack theilt („Blutaberglaube", 1892, S. 59, vgl. S. 62, nach Mannhardt) nach Tettau und Temme von den Ostpreussen mit: „Wer einen Anderen ermordet hatte, brauchte nur ein Stück aus dessen Leibe auszuschneiden, solches zu braten und zu verzehren, und er gedachte fürder seiner Uebelthat nie wieder." Wie in Grönland die Rache, wird hier die Reue durch Kannibalismus aufgehoben, wahrscheinlich beide hievon ausgehend, dass das Fressen des Ermordeten ihn erst vollständig tödtet, auch dessen Geist, der sonst Reue verursachte, d. h. dem Mörder erschien.

[10]) Ibidem, S. 34, 35.

eine Function eines einzigen Factors, des „Milieu", betrachten!

Prüfen wir jetzt dieses Volk, die Fuegier (Feuerländer), einmal auf unseren Brauch hin. Bergemann macht es sich in Betreff ihres Kannibalismus überhaupt sehr bequem, indem er sich auf die allbekannten Berichte Darwin's und Fitzroy's beruft; er urtheilt, dass es wahrscheinlich sei, dass sie „wegen des Mangels an Nahrung, namentlich an Fleischnahrung" Menschen fressen; andererseits berücksichtigt er doch, dass alte Leute unter ihnen leben und gut behandelt werden, und schliesst dementsprechend, dass von gewohnheitsmässiger Menschenfresserei der Fuegier kaum die Rede sein kann [1]). Darwin hat behauptet, dass in Zeiten der Noth die alten Weiber im Rauch erstickt und gegessen wurden, dass man aber die Hunde sparte, weil diese Ottern fangen. Darwin beruft sich auf das Zeugniss Jemmy Button's, eines mitgenommenen Fuegiers, und auf dasjenige eines Knaben, welcher Low die Geschichte erzählte und ihm sogar den Schrecken der alten Weiber vorspielte. Darwin selbst aber theilt gleich darauf mit, wie der Jemmy keine Landvögel essen wollte, „because eat dead men" [2])! Darwin ist aber in dieser Sache ausnahmsweise einmal kein grosses Vertrauen beizumessen; er kannte das Volk nur höchst oberflächlich und verstand ihre Sprache nicht.

Letourneau hebt auf die einzige Nachricht Fitzroy's hin die „parfaite innocence" hervor, womit die Fuegier den Tod der nutzlosen Weiber dem der nützlichen Hunde vorziehen [3]). Auch Nadaillac verharrt bei der Bejahung; den Widerspruch Hyades', den wir gleich anführen werden, sucht er durch die Möglichkeit zu entwaffnen, dass dieser eine andere Abtheilung des Volkes besucht haben könne [4]). De Mortillet erwiderte, dass die Fuegier gar nicht an solchem Fleischmangel leiden; haben sie ja doch Weichthiere, Fische und Vögel in Ueberfluss [5]). Andree führt noch als positiven Zeugen Parker Snow an, welcher gute Gelegenheit hatte, die Feuerländer kennen zu lernen, und behauptet, dass sie in Zeiten der Hungersnoth die alten Weiber, zuletzt aber die Hunde fressen [6]). Hören wir jetzt die entlastenden Zeugen: „Einer unserer Beobachter, der Franzose Marguin, der längere Zeit unter ihnen lebte, spricht sie gänzlich frei [1]). Hyades endlich, Mitglied der grossen französischen Cap Horn-Expedition, äussert sich folgendermassen: „Les Fuégiens sont évidemment moins attachés à leurs chiens qu'aux femmes, jeunes ou vieilles, qu'ils n'ont jamais songé à manger." Die Erzählung des jungen Fuegiers an Fitzroy nennt er „une plaisanterie macabre" [2]). Ich glaube, wir sind jetzt bis auf Weiteres genöthigt, den Endokannibalismus der Fuegier zu verneinen.

Bergemann führt einen Botokuden an, welcher sagte: „Wir essen Affen, warum nicht Menschen, wenn sie todt sind"; es soll dies beweisen, dass sie nicht aus Rache oder aus Hunger Kannibalen sind [3]); das Hungermotiv scheint mir aber durch diesen individuellen Ausspruch keineswegs ausgeschlossen zu sein. Und welcher Werth darf denn überhaupt einer solchen Meinungsäusserung eines einzelnen Eingeborenen zugesprochen werden? Wer fragt denn irgend einen europäischen Arbeiter um die Gründe seiner Sitten, wenn er dieselben erforschen will! Schaaffhausen beruft sich auf Lallemant und einen ungenannten Zeugen. Ob wir nun aber den Kannibalismus der Angehörigen bei den Botokuden annehmen dürfen, ist nicht so leicht zu entscheiden. Andreé führt die besten Zeugen (Prinz zu Neuwied, v. Eschwege, v. Tschudi) für ihre Exoanthropophagie an, und nimmt Hunger und Rachsucht als die Motive an. Der von Lallemant mitgetheilte Ausspruch dürfte, wenn er typisch wäre und wirklich die herrschende Gesinnung wiedergäbe, auf Endokannibalismus hindeuten. Vorläufig scheint es aber am sichersten, die Botokuden nicht in unsere Gruppe einzureihen [4]), wenn nicht ihr neuester Beschreiber, C. Rath, von den Botokuden behauptete, sie essen Weib und Kind, ja selbst den eigenen Vater, wenn die Umstände es mit sich brächten; sei der Vater so alt, dass er nicht mehr den oft in Folge von Nothstand veranstalteten

[1]) Bergemann, S. 28.

[2]) Ch. Darwin: „Journal of Researches" (1889), S. 155.

[3]) „Evol. Mor.", S. 87.

[4]) L. c., S. 29.

[5]) Eodem, S. 44.

[6]) L. c., S. 90.

[1]) Eodem.

[2]) „La Chasse et la Pêche au Cap Horn", Revue d'Ethnographie, IV, 1885, S. 552. Allerdings bespricht Hyades nur einen Stamm der Fuegier, den der Yahganen.

[3]) L. c., S. 27. Warum Bergemann hier Schaaffhausen, den er wörtlich nachschreibt, nicht nennt? Vgl. Schaaffhausen, l. c., S. 535, 534.

[4]) Ehrenreich lässt nur die gelegentliche Verzehrung von Feindesleichen im Kriege zu, in Uebereinstimmung mit Prinz zu Wied; Tschudi meint, dass sie nur schon erschlagene Feinde fressen, „weil es ihnen eine gelegene und bequeme Nahrung bietet und weil sie überhaupt Alles fressen, was sie erreichen können". „Ueber die Botocudos", Z. f. Ethnol., XIX (1887), S. 30.

Wanderungen folgen könne, so bitte er selbst darum, ihn aufzufressen, und erst nach vielem Heulen und Wehklagen befolge der Sohn seine Bitte, damit sein Körper nicht ausgegraben und von den Feinden beschädigt werde. Unter vielen Ceremonien brate man die Leiche und die ganze Familie und der Stamm verzehre sie unter Heulen und Schreien. Schädel und Knochen werden verbrannt und zerschlagen, der Rest oft in einem sehr grossen Topf begraben. Kinder dagegen würden nur aus Noth und bei Gefahr gegessen, oder wenn sie stürben, und zwar nur von der eigenen Mutter[1]). Waitz aber sagt noch (nach Nouv. Ann. d. Voyages, 1845, IV, 238), dass Mütter bisweilen aus Zärtlichkeit ihre verstorbenen Kinder verzehren[2]).

Piso, der im Jahre 1637 nach Brasilien ging, berichtete, dass die brasilischen Völker ihre eigenen Kinder auffressen und von den Lebenden die Nabelschnur[3]). Wahrscheinlich sind hiemit die Tupi gemeint. Bastian sagt ebenso unbestimmt, dass in Brasilien der Sohn den verehrten Ahn verzehrt[4]). Andree hat bessere und genauere Nachrichten gesammelt. Die Kinder der Feinde, welche sie kriegsgefangen nehmen, erziehen sie wie ihre eigenen bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre; dann werden sie von den Pflegeeltern getödtet und vom ganzen Stamme verspeist. Auch junge Frauen aus Feindesstamm werden öfter jahrelang gefangen gehalten und dann rücksichtslos verspeist. Es kommt dies dem Verzehren der Angehörigen sehr nahe. Das Gesagte gilt besonders für die Apiaca, welche zu den Centraltupi gehören sollen. Amerigo Vespuci schildert in einem Briefe vom Jahre 1501 den Kannibalismus der Tupi als ganz fleischermässig; einer unter ihnen rühmte sich, 300 Leute verzehrt zu haben. Einigermassen unklar ist aber folgender Satz: „der Vater verzehrt den Sohn und der Sohn den Vater, je nach Umständen und den Zufällen des Kampfes".

Deutet das auf die Folge der Exogamie mit Matriarchat vereint, dass der Vater einem anderen Stamme als sein Sohn zugehörig in die Lage kommen kann, sein eigenes Blut bekämpfen zu müssen? Es ist mir dies nicht klar[1]). Southey und Lery sprechen nur vom Exokannibalismus.

Das Verzehren der wenn auch feindlichen Pflegekinder unterscheidet sich aber, wie gesagt, nicht viel von dem der Angehörigen; umsomehr gilt dies von dem Verzehren der Kinder von einem kriegsgefangenen Vater und der ihm beigegebenen eingeborenen Frau; der nächste Verwandte der Mutter tödtete das Kind und die eigene Mutter that den ersten Biss. Es kam aber öfter vor, dass solche Mütter sich die Leibesfrucht abtrieben, oder ihren Männern flüchten halfen, oder endlich ihr Kind vertheidigten. Gewöhnlich aber suchte die Frau als Ehrensache den ersten Biss von ihrem zubereiteten Manne zu bekommen, nachdem sie sich erst gezwungen hatte, ein paar Thränen um ihn zu weinen. Ein gefangener guter Jäger, eine gute Arbeiterin werden lange aufgespart, endlich aber doch verspeist. Das Opfer tanzt zu seinem eigenen Festmahle noch vorher heiter (!) mit, obwohl es sein Schicksal kennt[2]).

Wahrscheinlich von den Tupinambas (er nennt sie auch Brasilianer schlechtweg) berichtet der alte Nieuwhof, dass sie die hoffnungslos Erkrankten mit ihren Keulen tödteten und dass dieselben über einen solchen mannhaften Tod erfreut waren; hernach zerrissen sie diese Leichen wie wilde Bestien aus unsauberer Lust, die der Gefangenen aus wilder Rachsucht; das Fleisch wurde mit den Zähnen von den Knochen gebissen und „voor een lekker dischgerecht" verschlungen. Von den Tapuyas[3]) sagt er, dass die todte Frucht sogleich von der Mutter verschlungen wird, da sie nicht besser bewahrt werden könne, als in den Eingeweiden der Gebärerin; auch der Nabelstrang und die Nachgeburt werden gleich gekocht von der Mutter in ihrer Waldeinsamkeit gegessen[4]). Die Yamas zerbrechen die Knochen ihrer Todten und saugen das Mark heraus, weil die Seele darin steckt, welche so durch das Verzehren auf sie über-

[1]) Preuss, l. c., S. 219. nach Z. f. Ethnol., XXIII, S. 26.

[2]) Waitz, III, 1. Theil, S. 446. Pohl („Reise im Inneren von Brasilien", 1837, II, S. 468) berichtet, dass wilde Botokuden eine ganze Menge von Moaquanhis tödteten und verzehrten.

[3]) Schaaffhausen, S. 534.

[4]) „Controversen", IV, S. 192.

[1]) Andree, S. 82—85. Martius, S. 207: der junge Apiaca, welcher Castelnau hierüber erzählte, sagte aus, er habe geweint, als sein Vater seinen Jugendgespielen getödtet hatte, und auch seine Mutter habe geweint; aber man musste sich dem Gebrauche unterwerfen.

[2]) Southey: „History of Brasil" (1822), I, S. 230. 227, 228. Lery: „Histoire d'un Voyage fait en la terre de Brésil" (1600), S. 208, 231, 236.

[3]) Vgl. Markham: „A list of the Tribes in the Valley of the Amazon" etc., Journ. Anthr. Inst., XXIV, Febr. 1895. S. 279: wahrscheinlich sind die Abkömmlinge des Tupi-Stammes am unteren Amazonas und bei Para gemeint.

[4]) Johann Nieuwhof: „Gedenkweerdige Brasiliaense Zee en Lant Reize" (Fol., Amsterdam 1682), S. 225, 222, 216.

geht [1]). Die Miranhas, ihre Nachbarn, deren Gebiet fast keine grösseren Säugethiere mehr aufweist, fressen ihre Kranken und Alten [2]). v. Martius aber, zweifellos einer der besten Kenner Südamerikas und über den Verdacht sensationeller Uebertreibung erhaben, schildert zwar ihren Exokannibalismus in den grellsten Farben, erwähnt aber das Verspeisen der Angehörigen mit keinem Worte; ausserdem sagt er aber ausdrücklich, dass ihr Gebiet fruchtbar und fischreich sei und die Noth sie unmöglich zum Verspeisen ihrer Mitmenschen gezwungen haben könne; als Motiv ihres Kannibalismus nimmt er dementsprechend „die Berechnung einer seltenen, leckeren, den rohen Stolz befriedigenden Mahlzeit, in gewissen Fällen vielleicht auch Blutrache und Aberglauben" an [3]). Andree, nach Marcoy, behauptet, die Miranhas seien Jäger und Fischer und haben sich nie zum Ackerbau erhoben [4]); Martius dagegen rühmt den instinctiven Fleiss, womit die weibliche Bevölkerung dem Anbaue von Nährpflanzen und der Mehlbereitung ergeben ist, so dass es nicht leicht zu der Extremität des Hungers kommt, welche das Verzehren seinesgleichen zu einer impulsiven Handlung macht. Oefter rauben sie die Mitglieder der herumwohnenden Stämme zum Verkauf; den Feind, der dann getödtet wird, verspeisen sie [5]).

Alvar Nunez Cabeza de Vaca, Gouverneur von Rio de la Plata im XVI. Jahrhundert, besuchte die Guarani, Ackerbauer, welche Hühner und Gänse züchten: „they eat human flesh, as well that of their Indian enemies as of Christians: they also eat one another." Er hatte gute Gelegenheit, dieses Volk kennen zu lernen, weil er längere Zeit in ihrem Lande verweilte; doch sagt er nicht, bei welcher Veranlassung sie ihre Volksgenossen verspeisen [6]). Dobrizhoffer berichtet, dass sie alle Verblichenen in ihrem Magen begruben und dass die Mütter die unzeitige Leibesfrucht, deren sie sich entledigt hatten, mit grossem Appetit verzehrten [7]).

Herndon nennt die Kaschibos am Ucayale Kannibalen überhaupt; Raimondi meint, dass sie nur ihre Alten aus religiösen Gründen verzehren, und v. Tschudi behauptet, dass sie Kriege zur Erlangung von Menschenfleisch führen und auch die eigenen Leute verspeisen, nur niemals Weiber, weil sie die Weiber für etwas Untergeordnetes und ihr Fleisch für giftig halten; Marcoy bestätigt Herndon's Aussage und ebenso Abendroth [1]). Spencer theilt nach Reade mit, wie ein getaufter Mayoruna beim Sterben traurig war, dass er jetzt keine Mahlzeit für seine Verwandten abgeben würde, sondern den Würmern zum Frass verfallen müsse [2]). Nicht zufrieden, das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde zu essen, tödten und verzehren sie sogar die Alten und Kranken des eigenen Stammes, ohne den Vater oder die Kinder zu schonen, dazu noch sehr bald, ehe der Patient abmagern kann [3]).

Oudegardos erzählt sagenhaft von den Toba, dass sie grausame Riesen seien und dass, wenn sie einen Kriegszug unternehmen wollen, sie ihre eigenen Töchter und Söhne umbringen und als Wegzehrung mitnehmen. Die Tschirihuana gaben ihre Sitte, die Leichen der verstorbenen Verwandten zu essen, unter dem Einflusse der Inca auf [4]). Del Barco Centenera beschuldigt die Charrua, das Fleisch ihrer verstorbenen Verwandten zu verzehren, doch betrachten D'Orbigny und Waitz dies als eine Fabel [5]).

Die Capanahuas am Ucayali essen ihre Todten, um sie zu ehren [6]), und dasselbe gilt von den Cocomas oder Cucamas am Maranon, welche 1681 noch gewohnt waren, ihre todten Verwandten zu verspeisen und deren zu Pulver zerriebene Knochen in ihr Getränk zu mischen. „They said it was better to be inside a friend, than to be swallowed up by the cold earth." Die Mundrucus, ein grosser Stamm am Amazonas und Tapajos, gehören auch hiezu. „When a man is hopelessly ill, his friends kill him,

[1]) Andree, S. 81 nach Marcoy.

[2]) Ibidem nach demselben. Markham, S. 266, nennt sie nur Kannibalen.

[3]) v. Martius: „Zur Ethnographie Amerikas" (1867), S. 538.

[4]) L. c., S. 81.

[5]) Martius, S. 538, 535. Andree (S. 78) führt doch diese nämliche Stelle an.

[6]) „The Conquest of the River Plate" (Ulrich Schmidt, Cabeza de Vaca), ed. L. L. Dominguez (Hakluyt Soc.), 1891, S. 107 seq., 118: Die Kriegsgefangenen werden nach langer, guter Bewirthung durch die Frauen festlich verspeist, 129.

[7]) Schneiden: „Die Naturvölker", I, S. 155; D'Orbigny: „L'homme Américain", II, S. 305, lässt höchstens die Verspeisung der Gefangenen zu.

[1]) Andree, S. 79. C. R. Markham in seiner „List of the Principal Tribes of the Valley of the Amazons" erwähnt nur das Fressen Stammesfremder, dann aber in strenger Weise. „Expeditions into the Valley of the Amazons" (Hakluyt Soc., 1859), S. 154.

[2]) H. Spencer: „The Principles of Ethics", I (1892), S. 330. Markham erwähnt diese Thatsache betreffs der Mayoruna nicht, S. 265.

[3]) Martius: „Zur Ethnographie Brasiliens" (1867), S. 430.

[4]) Preuss, l. c., S. 221, nach Bastian.

[5]) Waitz, l. c., S. 483, D'Orbigny: „L'homme Américain", II (1839), S. 88, ebenso unwahr soll es sein, dass sie ihre Gefangenen assen.

[6]) Padre Plaza leugnet dies; vgl. Preuss, l. c., S. 218, A. 6.

and the children consider it a kindness to kill their parents, when they can no larger enjoy hunting, dancing and feasting.“ Die Ximanas zwischen dem Putumayu und Japura mischen die verbrannten Knochen ihrer Todten in ihr Getränk [1]).

Die Chavantes am Araguay fressen die Leichen ihrer verstorbenen Kinder, weil sie glauben, dass dadurch die Seele dieser Kinder in die ihrige übergehe [2]).

Die Acumas am Maranon essen nach Garcilasso de la Vega [3]) die verstorbenen Verwandten gekocht oder gebraten.

Die Amazonas-Indianer, die Tarianas und Tucanos hatten die Sitte, die Leichen der Tapferen einen Monat nach ihrem Tode auszugraben, zu verbrennen und die Asche in einem Safte zu trinken, um tapfer zu werden [4]).

In Guyana am Orinoco essen die Eingeborenen die Leichen der Verwandten, um dem Würmerfrasse vorzubeugen [5]).

Die Cariben der Inseln verzehrten die mit gefangenen Weibern erzeugten Kinder [6]).

Herrera erzählt von den Ureinwohnern Columbias: Das Volk ist so fleischermässig, dass die Lebendigen das Grab der Todten sind; denn es ist gesehen worden, dass der Mann sein Weib isst, der Bruder den Bruder oder die Schwester, der Sohn den Vater; auch Gefangene werden geröstet gegessen [7]).

Nach Mendieta tödteten die Totonaken alle drei Jahre einige Kinder, deren Herzblut, zu einem Teig gemischt, die über 25 Jahre alten Männer und die über 16 Jahre alten Frauen alle sechs Monate essen mussten [8]).

Die Indianer des Nore-Thales auf der Landenge von Darien raubten die Weiber ihrer Feinde, zeugten Kinder mit ihnen, erzogen dieselben sorgfältig bis zum vierzehnten Lebensjahre und assen sie dann mit grösster Wonne auf; zu diesem Zwecke hielten sie eine grosse Zahl Weiber, natürlich wurden auch die Gefangenen gegessen. Pedro Cieza de Leon sah, vom Licentiaten Juan de Vadillo begleitet, einen Indianer sich auf drei hübsche Weiber hinlegen und ein anderes in der Hand halten; befragt, ob er sein eigenes Weib fressen würde, antwortete er: „Ja, gewiss, und auch das Kind, das sie von mir trägt.“ Die Kinder der Gefangenen mit ihren Weibern wurden auch verspeist und ebenso die Gefangenen selbst, wenn sie zu alt geworden waren, um Kinder zu zeugen; die Thüren der Häuptlingswohnungen waren mit Menschenköpfen verziert [1]).

§ 10. Die Thatsachen. Afrika.

Endlich bleiben uns noch die afrikanischen Völker zur Prüfung übrig. Fangen wir im Osten an. Von dem Stamme der Mambanga im südlichen Niam-Niam-Lande erzählt Junker, dass keine Leiche bei ihnen zur Bestattung kommt, sondern alle gefressen werden; doch isst man nicht seine Verwandten, sondern verkauft dieselben an andere Leute. Der durch das Orakel ausgekundschaftete Urheber eines jeden Todesfalles wird getödtet und auch gegessen [2]).

Die Monbuttu verzehren die im Kampfe Gefallenen und die Leichen der eigenen Stammesangehörigen [3]).

Die Niam-Niam sind nicht nur Kannibalen aus wildem Hasse, wie Ratzel meint, sondern auch aus Leckerei. Die im Kampfe Erschlagenen, aber auch halbverweste, wieder ausgegrabene Leichen werden gegessen [4]).

Im Metambalande am Lualaba endet ein Streit zwischen Ehegatten oft damit, dass der Mann die Frau erschlägt, ihr Herz mit Ziegenfleisch zu einem Gericht zubereitet und dieses verzehrt [5]).

Die Manyuema essen ausser ihre Feinde auch die an einer Krankheit gestorbenen Leute; die Leichname werden vorher in einen Fluss gelegt, bis sie fast zu faulen beginnen, und dann ohne weitere Zubereitung verschlungen [6]). Nach Wissmann aber werden

---

[1]) Markham's „List“, neu herausgegeben im „Journ. Anthr. Inst.“ Februar 1895, S. 282, 253, 248, 267.

[2]) Andree, S. 89. Martius, S. 269—275, schweigt.

[3]) Nadaillac, l. c., S. 36.

[4]) Nadaillac, S. 37. Andree, S. 101, nach Wallace.

[5]) Bastian: „Controversen“, IV. S. 273, 192.

[6]) Andree, S. 72. „Select Letters of Chr. Columbus“, ed. Major (Hakluyt Soc., 1877), S. 31.

[7]) Andree, S. 77.

[8]) Andree, S. 75.

[1]) „The travels of Pedro de Cieza de Leon“, ed. C. R. Markham (Hakluyt Soc.), 1864, S. 50, 51, 52, 53, 55, 59, 60, 63, 64, 65.

[2]) Bergemann, S. 40; Andree, S. 39.

[3]) Bergemann, S. 40.

[4]) Bergemann, S. 39.

[5]) Andree, S. 40, nach Livingstone, in der engl. Ausg. der „Last Journals“, II, S. 49.

[6]) Bergemann, S. 42, nach Cameron und Stanley; Andree, S. 40, 41, nach Livingstone. Cameron: „Across Africa“, I (1877), S. 357 und 358, fügt noch hinzu: „the people here seemed very affectionate among themselves“, ... „they also eat all sorts of carrion“; . . . . . „I was entertained with a song setting forth the delights of Cannibalism, in which the flesh of men was said to be good, but that of women was bad and only to be eaten in time of scarcity;

die beiderseitigen Leichen zwischen zwei Dörfern zum Verspeisen ausgetauscht [1]).

Die Waganda der Ssésse-Inseln begraben nach der Aussage der Missionäre nur wenige Todte und verschaffen sich die geschätzte Nahrung sogar oft durch Mord [2]). Angeblich fressen bei den Wawira nur noch alte Hexenweiber Menschen, namentlich ausgegrabene Leichen Verstorbener: dies gilt für die Gras-Wawira; die Wald-Wawira sind entschieden Anthropophagen [3]).

In Bambarre, westlich vom Tanganjika-See, soll das Essen der Leichname Sitte sein [4]).

Von den Kalebue und ihren westlichen Stammesgenossen, am Lomami, wird gesagt, dass auch an Krankheiten verstorbene Leute aufgefressen werden. Um nicht gerade die nächsten Verwandten zu verzehren, werden die Leichen zwischen den Nachbardörfern auf Credit ausgetauscht [5]).

Die Tupende und die Tukette am Kassai sollen ausser Fremdlingen auch die Leichen Hingerichteter aus dem Strome herausfischen und verzehren; es soll dies aber nicht ganz feststehen [6]).

nevertheless, it was not to be despised when man meat was unobtainable". — Merkwürdig ist aber, dass Livingstone („Last Journals", II [1877], S. 117) behauptet „the fact that the Manyuema eat only those who are killed in war', und stark bezweifelt, dass, wie Einige angeben, auch Gefangene gegessen werden und „a slave is bought with a goat to be eaten"; auch soll der Kannibalismus nicht „common" sein, und nur aus Rache stattfinden, weil das Fleisch schlecht schmecke und vom Todten träumen mache; Alle stimmen überein, dass es salzig sei und nur wenig Gewürz bedürfe (S. 118); S. 140: ein ermordeter junger Mann wird von seinen Verwandten begraben und beweint; S. 143: Ceremonien der Bestattung einer Frau. Stuhlmann (l. c., S. 598) sagt: nur die mit den Wanyéma zu oft zusammengeworfenen Wakussu huldigen der Anthropophagie; diese wohnen (S. 597) am linken, oberen Congoufer, etwas unterhalb Nyangwe, bis zum Lomami-Flusse.

[1]) Andree, S. 41.

[2]) Dr. F. Stuhlmann: „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika" (1894), S. 181.

[3]) Stuhlmann, S. 351, Note 391.

[4]) Bergemann, S. 42.

[5]) Bergemann, S. 44. Diese Sitte und jene bei den Manyuema erinnert an Captain Pasfield Oliver's Bemerkung („The Voyage of François Leguat of Bresse, Hakluyt Soc. (1891), II, S. 269), welcher Vertomanni Diodorus Siculus, Mela, Solinus u. s. w. citirt, die Alle von Völkern verschiedener Länder sprechen, die ihre getödteten Alten und Kranken auf den Märkten zum Verspeisen verkaufen. — Wissmann („Unter deutscher Flagge quer durch Afrika" 1889, S. 150): Das Verzehren der Kranken sei ungefährlich, weil die Spitzen der Finger und Zehen, wohin die Krankheit nach dem Tode dringt, abgeschnitten, eingesalzen und in's Wasser geworfen werden.

[6]) Bergemann, S. 43.

Coquilhat's glaubwürdige Nachrichten machen es unzweifelhaft, nicht nur, dass die Ba-Ngala Fremde und Kriegsgefangene verspeisen, und zwar nicht aus Aberglauben, sondern zu deren Erniedrigung und zu ihrer eigenen Ehre [1]), sondern auch, dass sie ihre Sclaven [2]) (die sonst gut gehalten werden) und sogar die nicht an Infectionskrankheiten gestorbenen Angehörigen verspeisen. Ihr Fleischgelüste ist sehr intensiv. Da Coquilhat ihnen seine Entrüstung aussprach, antworteten sie: „es schmecke vorzüglich, mit Salz", und: „was du sagst, beweist nur, wie vornehm es ist, Menschenfleisch zu essen, ein Fleisch, das Sprache und einen Namen hatte; es ist eine noble Speise; die Thiere aber geben nur ein ganz gemeines Essen ab" [3]). „Mongonga ayant vu il y a deux ans une de ses femmes donner le jour à un enfant mal venu, l'a decapitée et mangée. Il est très rare qu'on mange de la femme; la valeur commerciale est trop grande?" Die Frauen und gewisse Greise dürfen kein Menschenfleisch geniessen [4]). Auf frischer That ertappte Mörder oder Diebe werden öfter nach dem Richterspruche des ganzen versammelten Dorfes dem Benachtheiligten oder seinem Erben zugewiesen, damit dieser sie nach Willkür tödte, verkaufe oder verspeise [5]). Obwohl unser Gewährsmann selbst jede abergläubische Grundlage des Kannibalismus der Ba-Ngala leugnet, scheint mir folgende merkwürdige Erzählung doch wenigstens auf diese Möglichkeit hinzudeuten. „Un matin, je vis la femme de Buiké (eines Häuptlinges) occupée à creuser un trou dans un des chemins de la station; son mari me supplia de la laisser faire, ajoutant qu'il réparerait la route, mais qu'il s'agissait de remédier à la stérilité de son épouse. Et voici ce que je vis: La femme, continuant à fouiller la terre, découvrit un squelette d'enfant; c'étaient les restes de son premier-né; elle l'embrassa. Puis, assistée de la sorcière, elle adressa d'humbles prières à cet enfant mort, le suppliant

[1]) Camille Coquilhat: „Sur le Haut-Congo" (1888), S. 217, 242, 269, 318. Die Gefangenen werden deshalb auch gemästet. S. 320.

[2]) Nach den Zeitungen theilte Capitän Hinde, welcher den Congo jahrelang bereiste, im Britischen Verein zur Förderung der Wissenschaft mit, dass die Bangala Sclaven zur Verspeisung halten und verkaufen; der Körper wird vorher drei Tage in's Wasser gelegt. Seine Leute frassen alle erschlagenen Feinde und bewahrten so das Lager Hinde's vor mancher Epidemie (wie die Hunde und Schakale im Osten).

[3]) Eodem, S. 214, 271.

[4]) Eodem, S. 274.

[5]) Coquilhat, S. 287.

de rentrer dans son sein pour lui, donner encore la joie de la maternité [1])." Die Ba-Ngala verzehren alle Thiere, auch die abstossendsten, mit Ausnahme der Katzen [2]); fortwährend wird zwischen den Stämmen und sogar zwischen Nachbardörfern Krieg geführt, dessen Opfer verspeist werden [3]). Bei der Bestattung eines Häuptlings wird ein Mensch verspeist [4]). Auch Schuldner scheinen nach sehr spitzfindiger Verurtheilung bisweilen verspeist zu werden, und sogar mit ihren Brüdern, wenn die Schuld alt war [5]).

Die Baletela sollen nach Hinde alle Gebrechlichen und ebenso ihre Eltern, sobald sich ein Zeichen des Alters offenbart, verzehren; es gibt deshalb gar keine alten und schwachen Leute [6]).

Die Eingeborenen am oberen Aruwimi (Maboden oder Wamanga?) sollen die Greise eines bestimmten Alters verspeisen, und die missgestalteten Kinder sollen bis zum vierten oder fünften Jahre fettgemästet und dann öffentlich durch ihre eigene Familie verspeist werden. Die getödteten Feinde und die bei irgend einer Ceremonie getödteten Sclaven werden ebenfalls verspeist. Die Nachbardörfer leben in ewigem Hader und deren Bewohner fressen sich untereinander. Hauptmann Roger, der längere Zeit unter ihnen lebte, theilt mit, wie ein Dorf ein Weib zum Verspeisen gekauft hatte; ein Hund eines anderen dicht dabei liegenden Dorfes stahl etwas von dem Fleische; das erste Dorf raubte deshalb dem Eigenthümer des Hundes ein junges Mädchen und verspeiste dieses; der Beraubte beklagte sich nur, weil der Hund viel weniger Fleisch gestohlen hatte, als ein junges Mädchen dieser Grösse. — Fleisch ist eine überaus beliebte Speise; sie verehren mit Vorliebe das Menschenfleisch; übrigens leben sie hauptsächlich vom Fischfang, aber jedes Fleisch wird genossen [7]).

Der Monsole-Stamm des Bankundu-Volkes im Bolobo-Districte „are cannibals, but they confine themselves generally to eating enemies slain in battle"; sie wohnen in guten Häusern in reinlichen Dörfern und züchten Ziegen und Hühner; die Bewohner des Bolobo-Districtes sind im Allgemeinen ungeheuer grausam; das Opfern von Sclaven ist bei ihnen eine Aeusserung des Reichthums [1]).

Der dem Premierlieutenant Morgen freundlichst gesinnte Henker des Wute-Fürsten (Kamerun) Ngilla sagte auf dessen Vorwurf, treuherzig mit dem Kopfe schüttelnd: „Ja, Herr, das ist richtig; aber ich bin nicht einer von Jenen, die das Fleisch der eigenen Landsleute fressen, ich verzehre nur das der gefallenen Feinde, und, Herr, verzeihe, aber das ist doch nicht so schlimm, als das, was du machst. Du trinkst rohe Eier und issest rohes Thierfleisch. Das kommt doch bei uns niemals vor. Wir essen nur das, was vorher gekocht oder gebraten ist. Rohes Fleisch essen in der ganzen Gegend nur die wilden Thiere [2])." Der Mann schien die ganze Sache also nur ästhetisch zu beurtheilen!

Auf der westafrikanischen Küste finden wir auch einige Endokannibalen.

Hamilton erzählt, dass bei den Kissama am Koanza die Menschenfresserei als eine Strafe ausgeübt werde. Wer unter den Kannibalen seine Schulden nicht bezahlen kann oder wer ein Verbrechen begangen hat, wird ohne Weiteres getödtet und verzehrt. In neuerer Zeit kommt es aber vor, dass „die Aufgeklärteren" dem Verbrecher die Wahl lassen, ob er sterben oder als Sclave an die Portugiesen verkauft werden wolle; in der Regel zieht er den Tod vor, denn die Portugiesen sind ausserordentlich verhasst [3]).

Unter dem Einflusse der grausamen Königin Tem-Bam-Dumba sollen die Jaggas nach Zuchelli und Anderen (Battels, Lopez) ihre eigenen Kinder, wenn dieselben nicht besonders kräftig waren, verspeist haben [4]). Im Concobella-Reiche wurden die getödteten Rebellen verspeist [5]).

In Bonny wurde noch 1859 der Mörder eines (auch verspeisten) Sclaven dem Jujuhause gegenüber getödtet, in wüster Raserei zerrissen und verzehrt; der eigentliche Henker entschuldigte sich kaltblütig

[1]) Eodem, S. 291.

[2]) Eodem, S. 273.

[3]) Eodem, S. 294, 297.

[4]) Eodem, S. 310.

[5]) Eodem, S. 337, 338; in diesem Falle ist es aber unklar, ob dies nicht blos geschah, weil der Betreffende ein Fremder war; jedenfalls lieferten seine Genossen ihn hiefür aus, da er ohne jeden Schutz war.

[6]) Im Britischen Verein zur Förderung der Wissenschaft, 1895, nach den Zeitungen.

[7]) A. Chapaux: „Le Congo" (1894), S. 530, 542—546, 550, 556.

[1]) H. Ward: „Five Years with the Congo Cannibals" (1890), S. 113, 114, 117, 105.

[2]) C. Morgen: „Durch Kamerun" (1893), S. 224.

[3]) Andree, S. 30, 31.

[4]) v. Zimmermann: „De Aarde en hare Bewoners", I (1816), S. 186, 187. Leyden und Hugh Murray betrachten diese Vorstellung als genügend bestätigt. „Histoire Complète des Voyages et Découvertes en Afrique" (1821), III, S. 425. Wilson stellt die Jaggas den heutigen Fan gleich; „Westafrika", S. 178, 224.

[5]) Ibidem, S. 373.

bei Hutchinson, dass er den Kopf nicht gegessen habe, weil er beim Kochen verdorben und nicht genug gepfeffert gewesen war; im Allgemeinen werden solche Mahlzeiten von den einzelnen Familien vorgenommen [1]).

Bastian aber erklärt gerade dieses Zerreissen des Schuldigen durch die ganze Gemeinschaft aus der Absicht, dass die Blutschuld von der ganzen Gemeinde gleichmässig getragen werde [2]).

Die Anziquen am Ogowé essen auch die Leichen ihrer Freunde und Verwandten nach dem Berichte des alten Lopez [3]). Bowdich's Kaylee „assen ihre Todten, deren Leichname sogleich nach ihrem letzten Athemzuge feilgeboten wurden. Häufig isst ein Vater sein eigenes Kind. Geflügel und Ziegen gibt es hier in Menge; aber sie werden nicht gegessen, so lange man noch Menschenfleisch haben kann" [4]). Andree weiss diesen Bericht, den er für übertrieben hält, auf kein anderes heutiges Volk als auf die Fan [5]) zu beziehen. Du Chaillu sagt, hier den Leichnam eines Kranken vertheilen und verspeisen gesehen zu haben; sie graben frischbegrabene Todte aus und verzehren dieselben. Sie und die Oschebo unterhalten einen fortwährenden Tauschhandel mit ihren Menschenleichen. Diese Behauptungen des etwas phantasiereichen Reisenden werden von Winwood Reade bestätigt.

Nach Lenz aber ist die Sitte jetzt bedeutend reducirt [6]), obwohl man auch ihm von allen Seiten versicherte, dass die einzelnen Fan-Familien ihre Todten untereinander verhandeln, um sie zu essen [7]). Wenn Lenz diese seine Mittheilung dadurch abzuschwächen scheint, dass die von ihm darüber interpellirten Fans keine bestimmte Antwort gaben, so scheint mir dies im Gegentheil eine Bestätigung der allgemeinen Aussage. Die Fan sprachen ja nicht gern über diesen Gegenstand, schämten sich gegenüber der Entrüstung der anderen Völker, hätten also gewiss, wenn es nur einigermassen möglich wäre, die Beschuldigung am liebsten energisch abgelehnt. Wohl mit Recht vermuthet Lenz, dass die Sitte am reinsten bei den entferntesten Gruppen der Völker im Inneren blühen muss [1]). Die Fan sollen in ihrem Kannibalismus wie in anderen Sitten vollständig mit den Monbuttu und Niam-Niam, nach Schweinfurth, übereinstimmen [2]).

Die Bihénos sind zwar keine eigentlichen Kannibalen, doch verspeisen sie mitunter gern einen Menschen, und zwar vorzugsweise einen alten: „a white haired ancient is a present fit for a Sova or a wealthy native Chief who is going to give a banquet". Beim Quissunge-Feste werden vier Frauen (eine, die gerade des ersten Kindes genas, eine, die einen Kropf hat, eine, die Körbe flicht, und eine, die Töpfe anfertigt) und ein Mann (er muss ein Antilopenjäger sein) geopfert, die Köpfe werden in den Wald geworfen, die Körper mit Ochsenfleisch zubereitet; weithin werden Einladungen zum Feste verschickt [3]).

Die Ambunda und die Tuschilangue im südwestlichen Congobecken sollen auch die eigenen Verwandten [4]) verzehren, aber so, dass keiner gerade die eigenen Verwandten isst [5]); die ersteren tauschen sie aber untereinander aus. Lenz sagt: „Verschiedene Weisse in Gabun, die in beständigem Verkehre mit den M'pangwe stehen, sowie schwarze Händler, die auf ihren Zügen weit herumkommen, versicherten mir einstimmig, dass ein M'pangwe-Stamm die Todten eines anderen aufkauft. Seine eigenen Todten verzehrt ein Stamm nicht, sondern verkauft sie an ein Nachbardorf...." Du Chaillu behauptete, sie essen ihre eigenen Todten. Es herrscht Ueberfluss an Fischen, Wild, Platanen etc. [6]).

Valentin Ferdinand erzählt (etwa 1507) nach zeitgenössischen Berichten von einem Volke im Gebirge Baffor, welches sich untereinander auffrisst oder auch Leute von aussen, wenn es solche bekommen kann; sie essen kaninchengrosse Affen und Tamarinden, doch werden die letzteren öfter vor der Reife von

---

[1]) Schneider, l. c., I, S. 160, 161.

[2]) „Geographische und Ethnologische Bilder" (1873), S. 170.

[3]) Barbot sagt, dass die Verwandten bei den Anziken einander ohne Weiteres verzehren; war die Krankheit auch ansteckend, die Leiche wird gleich verspeist. Spenser St. John: „Hayti", S. 250.

[4]) Andree, S. 28.

[5]) Ueber die Fan vgl. Lenz: ‚Skizzen aus Westafrika" (1878), S. 71 seq.; die Fan sollen in Gabun Mpangwe (die Mpungwe (71) sollen aber ein Gabon-Volk sein), im Inneren Oscheba heissen (74), Pahouin ist die französische Schreibweise für Mpangwe (75).

[6]) Andree, S. 28, 29; Bergemann, S. 38, 46; Schaaffhausen, S. 538; Letourneau: „Sociologie", S. 204.

[7]) Schneider, l. c., S. 164, 165.

[1]) Lenz: „Skizzen aus Westafrika" (1878), S. 89.

[2]) Eodem, S. 90.

[3]) Serpa Pinto: „Across Africa", I (1881), S. 174, 175.

[4]) Schneider, l. c., I, S. 168, nach Otto Schütt.

[5]) O. H. Schütt: „Reisen im südwestlichen Becken des Congo" (1881), S. 177.

[6]) Lenz: „Reise auf dem Ogowe in Westafrika". Peterm. Mittheil. (1875), S. 128.

den Arabern zerstört und dann tödten sie sich untereinander und essen ihr Fleisch [1]).

Von den Agni (Pai-Pi-Bri) der Elfenbeinküste wird von einem ihrer Beschreiber behauptet, sie essen das Fleisch der Verurtheilten, doch führt er hiefür kein einziges ausreichendes Zeugniss an; das Volk soll sogar, wenigstens jetzt, überhaupt nicht kannibalisch sein [2]).

Wenden wir uns endlich zu der Südspitze Afrikas, wo wir unsere letzten Beispiele finden werden.

Die Basuto scheinen echte Menschenfresser gewesen zu sein, obwohl sie ein fruchtbares und an Wild reiches Land bewohnten. Aber trotz alledem machten sie nicht blos Jagd auf ihre Feinde, sondern Einer stellte dem Anderen nach und viele ihrer Gefangenen gehörten dem eigenen Stamme an; und was noch schlimmer ist, wenn es an anderen Opfern mangelte, vergriffen sie sich an ihren eigenen Weibern und Kindern. Ein träges oder zanksüchtiges Weib wurde schnell beseitigt, ein Kind, das immer schrie, wurde still gemacht, Kranke und Schwache wurden schnell um's Leben gebracht. Kleine lebende Kinder wurden als Köder in Fallgruben für Löwen gesetzt. Es scheint, dass die Anthropophagie bei diesem Volke nicht erst von den Folgen eines verheerenden Krieges herrührte; es lässt sich diese Aetiologie umsoweniger annehmen, als das Land nicht nur fruchtbar, sondern auch wildreich war; eine weitgehende Paralyse aller gewohnten Thätigkeit durch die Schrecken eines Krieges mag den Ackerbetrieb verhindern, wie dies bei den Manganja zwischen Zambesi und Nyassa zu Livingstone's Zeiten in so hohem Grade der Fall war [3]); wer aber auf Menschen jagen kann, ist auch im Stande, dem Wilde nachzusetzen [4]). Es muss da doch eine gewisse Anlage vorhanden gewesen sein [5]). Andree beharrt dabei, den Kannibalismus der südafrikanischen Bantustämme als nicht gewohnheitsmässige, sporadische Erscheinung zu betrachten, die zur Stammessitte geworden ist [1]). Ohne neue Forschungen heranziehen zu können (was nicht so leicht ist, wo Andree vorgearbeitet hat), scheint es mir unmöglich, in dieser Sache zu entscheiden.

Die Marimos, ein den Bechuana ähnlicher Stamm, opfern bei einem Ackerbaufeste einen kräftigen Jüngling auf dem Felde; die Asche des coagulirten Blutes, des Gehirnes und des Schädels wird auf das Feld gestreut, um es fruchtbar zu machen, der Rest der Leiche wird verzehrt [2]).

Die Thatsachen, welche Haïti betreffen, können wir hier füglich anreihen. Andree theilt schon nach zwei Notizen im „Globus" mit, dass die Neger bei ihren Jahresfesten sogar mitunter die eigenen Kinder verzehren [3]). Der auch von ihm seiner Zuverlässigkeit wegen gerühmte Spenser St. John hat eine ganze Anzahl von Beweisen gesammelt, welche bis jetzt nicht entkräftet wurden. Es findet sich nach ihm nicht nur religiöser Opferkannibalismus, sondern auch Menschenfresserei aus reiner Lust vor. Das letztere scheint besonders auf den Stamm der Mondongo aus Westafrika zurückzuführen zu sein [4]). In Folgendem werde ich kurz zusammenfassen, was Spenser St. John mittheilt. **I. Kannibalismus aus Lust**: natürlich nicht an Feinden geübt, weil es diese nicht gibt.

Die Mutter isst mit oder lässt das Fressen ihres Kindes zu: S. 240, 241; eine sagte aus: wer hätte mehr Recht dazu, sie hätte das Kind ja gemacht: S. 250; Nachbarn, Verwandte und eigene Kinder werden getödtet und gegessen: S. 242, 245, 248, 221; Menschenfleisch wird auf offenem Markte verkauft: S. 242, 251; ungeheure Kindersterblichkeit und massenhafte Kinderdiebstähle hiedurch: S. 246; „the population is being downeaten by this sort of children poisoners": S. 245; angebliche „loups-garou" stehlen Kinder zum Fressen: S. 247; eine Hebamme ass viele der von ihr verpflegten Kinder, die sie deswegen tödtete (kommt öfter vor): S. 247, 248; Menschenfleisch wird gesalzen zur späteren Verzehrung: S. 248, 249. Froude hat Spenser's Angaben anerkannt: S. 256, und ebenso der Präsident Geffrard und der aufgeklärte Staatssecretär Elie, auch viele Mediciner und ausgezeichnete Advocaten: S. 257. — **II. Vaudoux-Kannibalismus**: Ein Kind wird bei grossen Festen verspeist als Opfer der Ziege ohne Hörner: S. 201;

---

[1]) Valentin Ferdinand's Beschreibung der Westküste Afrikas bis zum Senegal, mit Einl. und Anm. von Dr. Fr. Kunstmann, Abh. d. k. bair. Akad. d. W., III. Cl., Bd. VIII. 1. Abth., 1856.

[2]) M. Delafosse: „Les Agni", „L'Anthropologie" (1893, IV), S. 424, 431.

[3]) D. and Ch. Livingstone: „The Zambesi and its Tributaries" (1865), S. 457.

[4]) Casalis meint, dass friedliche und sanftmüthige Stämme in den Lessuto- und Natal-Gebirgen in einer Zeit allgemeiner Verwirrung zu radicalen Menschenfressern wurden und unter einem guten Herrscher sich plötzlich wieder umwandelten („Les Bassoutos", 1859), S. 319, 186.

[5]) Vgl. Schaaffhausen, S. 539—542 etc.

[1]) Andree, S. 32—36.

[2]) Schneider, l. c., S. 175.

[3]) L. c., S. 43.

[4]) Sir Spenser St. John: „Hayti or the Black Republic" (1889), S. 232.

die zu opfernden Kinder fragen dann selbst nach ihrer Opferung: S. 206; dann werden sie getödtet und verzehrt: S. 207; so ist einmal eine Cousine die Thäterin: S. 211; wahrscheinlich wusste die Mutter davon, wagte aber aus abergläubischer Furcht nicht, zu klagen: S. 212; lachend gestand eine Frau vor Gericht, dass die Innenseite der Hände und der Beine die besten Bissen seien: S. 213; wahrscheinlich ass eine Mutter vom eigenen Kinde mit: S. 218; alte Sitte wird als Entschuldigung vorgebracht, Reue keineswegs empfunden: S. 218; nach dem Falle Geffrard's nahm die Sitte zu: S. 221; auch Leichen werden ausgegraben und verzehrt: S. 222; der Vaudoux-Cult herrscht in den besten Familien: S. 224; in bestimmten Jahreszeiten werden besonders viele Kinder gestohlen und verzehrt: S. 227; die andere religiöse Gesellschaft: „les Mystères" opfert nur Hähne und Ziegen von weisser Farbe: S. 230. Tippenhauer hat neuerdings die Haïtier rein zu waschen versucht [1]), doch macht seine Untersuchung der Sache nie den gründlichen Eindruck, als jene Spenser's. Einiges gibt er zu und leugnet es gleich darauf [2]). Auch er erzählt, wie 1876 eine Pflegerin kleine Kinder tödtete und verzehrte, mitunter auch schon begrabene ausgrub und frass [3]). Spenser St. John scheint vorläufig Recht zu behalten [4]).

§ 11. Die Thatsachen. Alt-europäische Völker.

Um der Curiosität willen wollen wir mit einigen europäischen Beispielen schliessen. Nach vielen Sagen und nach einer alten Chronik tödteten die wagrischen und auch andere Wenden ihre alten Eltern und überhaupt Alle, die nicht mehr arbeiten und kämpfen konnten; die Leichen wurden gekocht und verzehrt, oder aber lebendig begraben; die Alten aber baten selbst um diesen Tod. Nach einem viel älteren Berichte Notker's behaupteten die Wilsen, dass sie doch ein besseres Anrecht als die Würmer auf die Leichen der Ihrigen hätten [5]). Die wilden Bewohner der nördlich von Britannien gelegenen Insel Jerne sollen es für rühmlich gehalten haben, ihre Todten zu verspeisen, nach Strabo [1]). Von den Cantabrern soll nach Silius Italicus Punica, von den Jazygen nach Valerius Flaccus dasselbe gelten [2]), nämlich, dass sie ihre verstorbenen Eltern verzehren.

§ 12. Zusammenstellung der Thatsachen und ihrer kritischen Werthe.

Nachdem ich jetzt so viele Fälle unserer Erscheinung, als mir nur möglich war, vorgeführt und, soweit die mir zugängliche Literatur gestattete, kritisch erörtert habe, will ich jetzt unsere Ergebnisse tabellarisch zusammenstellen, damit eine schnelle und bequeme Uebersicht über die Zahl und die ethnographische Stellung der betreffenden Völker, sowie über die Motive der Sitte möglich werde; hieran möchte ich aber das Resultat der kritischen Schätzung unserer Angaben knüpfen.

Die Ziffer **1** soll die höchste auf unserem Gebiete erreichbare kritische Gewissheit andeuten, welche ich da annehme, wo die Angabe von einem anerkannt guten Beobachter, der in der Lage war, gute Wahrnehmungen zu machen, nach längerer Bekanntschaft mit dem betreffenden Volke herrührt und sich mit unserer sonstigen Kenntniss des Volkes nicht im Widerspruch befindet oder aber von mehreren Forschern einstimmig und ohne jede Opposition bestätigt wird. Die Ziffer **2** weist darauf hin, dass die Nachricht von einem relativ guten Forscher unter Durchschnittsbedingungen stammt, Zweifel aber nicht erhoben wurden. Die Ziffer **3** aber sagt, dass die Mittheilung zwar aus sehr guter, eventuell sogar aus vorzüglicher Quelle kam, aber dennoch bestritten wurde, also controvers genannt werden muss. **4** bedeutet die nicht weiter prüfbare Möglichkeit, wo wir eigentlich keinen Grund zum Zweifeln haben, aber doch die einzelne Mittheilung keine besondere Gewähr bietet. **5** aber bedeutet grosse Unwahrscheinlichkeit aus irgend einem Grunde innerer oder äusserer Kritik. Unsere ganze Umschau beweist aber, dass wir keinen Grund haben, die Möglichkeit der Erscheinung an sich bei irgend einem Volke anzuzweifeln.

---

[1]) „Die Insel Haïti" (1893), S. 525, 527, 519.

[2]) Eod., S. 524.

[3]) Eod., S. 523.

[4]) Die Zeitungen melden unter dem 28. August 1895, dass in Sierra Leona ein eingeborener Sonntagsschullehrer mit vielen Anderen erhängt wurde wegen Mitgliedschaft eines Geheimbundes, „die menschlichen Leoparden" genannt, welcher die ganze Gegend durch das Fressen von Kindern und Schwachen aufregte.

[5]) J. Michelet: „Origines du Droit Français" (1890), S. 329; J. Lippert: „Kulturgeschichte der Menschheit", I, S. 238; Bergmann, S. 18.

[1]) P. Sartori: „Die Sitte der Alten- und Krankentödtung", „Globus", LXVII (1895), S. 126; doch findet sich von dieser Sitte nichts bei Diodorus Siculus, welcher sie sonst auch für Kannibalen hält.

[2]) Lippert, l. c., A. 3.

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
A. Alte Welt.			
Massageten	Alte tödten		4
Issedonen	„ „		4
Kalatiër	Väter essen		4
Padäer	Alte und Kranke tödten, bevor Fleisch verdorben		4
Derbiker	alte Männer		4
Kaukasus	todte Verwandte		4
6			
B. Asiens Festland.			
Tibetaner	todte Eltern	zur Ehre	4
Tataren	Verbrecher	Strafe	4
Aino, Japan	Spuren	Lust	4
Aino, Sachalin	Krüppel, unfruchtbare Frau	„	2
Gilyaken	„ „ „	„	2
Samoyeden	Alte	weil ein besseres Jenseits	2
Kweichau	„		4
Arakan	„		4
Liu-Kiu	Erschlagene, eigene und fremde; verzehren im Süden alle eigenen Todten		4
Uei-Po	Alte, ausgenommen eigene Mutter		4
Fokien	gewaltsam Gestorbene und Verbrecher	Lust	4
Dondin	todtkranke Verwandte	zum Schutze gegen Würmer	4
Binderwur	kranke und alte Verwandte	aus Freundlichkeit	2
Birhor	alte Verwandte, Fremde nicht		2
Aghora	todte Verwandte verkaufen, Verbrecher essen		2
Gonda	Alte tödten und essen		2
16			
C. Indonesien.			
Tĕring-Dajaken	Invalide tödten und essen	Hunger	3
Djongkang-Dajaken	sterbende Genossen und Verwandte		2
Kutei-Dajaken	„ „ „ „		4
Battak	Verbrecher	mit Wuth und Begier	1
	Alte		3
Deli-Battak	Verbrecher		1
Timor	„	mit Wuth	5
Luzon	„		5
Floris Rakka	todte Verwandte		5
8			

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
D. Polynesien.			
Markesaner . . .	eigene Kinder essen	grosser Hunger . .	3
Nukuhiva	Weiber und alte Eltern	Hunger und sonst Lust	3
Samoa	„ „ „ „	„ „ „ „	3
Hudsons-Insel . . .	Fleisch vom Schädel der Eltern, nach Bestattung	sonst Schande . .	2
Francis-Insel . . .	Diebe	. . . . .	2
Sandwich-Inseln . .	Leichen berühmter Fürsten	. . . . .	4
Bow-Inseln . . .	alle gewaltsam Gestorbenen und Verbrecher	lecker nach Weiberfleisch	2
Maori	Genossen	. . . . .	5
	Ehebrecher	. . . . .	2
8			
E. Melanesier.			
Neu-Guinea, Nordwestküste . . .	Verwandte und Genossen	. . . . .	4
Küste Vandammen .	verstorbene Gatten und Kinder	. . . . .	3
Loyalty-Inseln . .	nächste Verwandte	. . . . .	2
Tarungarés . . .	eigene Todte essen	. . . . .	2
Karceu	„ „ „	. . . . .	2
Karoner	„ „ „	. . . . .	
Kebar	überzählige Kinder	. . . . .	2
Neu-Britannier . .	Zertheilen und Kochen eigener Todten . .	. . . . .	3
Duke of York . .	eigene Frau als unnütz, Uebertreter (reducirt)	. . . . .	3
Admiralitäts-Inseln .	eigene Todte	. . . . .	2
Fichten-Insel . . .	nur Kinder des eigenen Stammes	. . . . .	2
Insel Uën	„ „ „ „ „	. . . . .	2
Neu-Caledonien . .	neugeborene Kinder, Unterthanen, Verbrecher, Alte, missgestaltete eigene Kinder . . .	entschieden immer mit und theilweise aus Leckerei	1
Neue Hebriden . .	vielleicht noch einmal, meist aber die Leichen verkauft	wahrscheinlich aus Leckerei	3
	deutliche Reste; Verbrecher noch bisweilen .	. . . . .	1
Salomons-Inseln . .	. . . . .	. . . . .	5
Neu-Georgier . . .	Hexe zur Verspeisung verkauft, Leiche eines Todten mitunter gegessen	. . . . .	2
Fidji	eigene Frau, Unterthanen zum Essen getödtet, auch wohl Leichen dazu ausgegraben	gewiss aus Leckerei .	1
17			

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
F. Australier.			
Yuloogundier (ö. c. A.)	Liebhaber essen geliebtes oder verwandtes Mädchen, wenn todt	. . . . .	2
Moreton-Bai . . .	todter Knabe durch den Stamm; Eltern die Leckerbissen	die Verwandten verwunden sich dabei	2
	Mutter todtes Kind	zur Rückerlangung der Kraft	2
Wide-Bai	Verwandte gegessen, wenn nicht zu alt; Haut aufgehoben	gewiss Leckerei im Spiel	2
Queensland . . .	todte Kinder von den Eltern	aus Liebe	2
	todtes Kind von Mutter und Freundinnen, später die Mutter	. . . . .	2
Carpentaria-Golf . .	Nur Gefallene der eigenen Partei und die todten Kinder; Frauen essen natürlichen Todes Gestorbene	. . . . .	1
Cooper Creek (n. Südaustralien) . . .	Mutter eigenes Kind; jede Leiche, wenn nicht zu mager	. . . . .	2
Peak-Fluss (C. Austr.)	todte Kinder	sonst Verwandte stets traurig, die Kinder wachsen durch diese Speise	2
	von Erwachsenen die Sitze guter Eigenschaften	zur Erlangung der Eigenschaften . .	2
Nordaustralien . .	Leichen ausgegraben und gegessen . . .	aus Hunger . . .	2
Central-Australien .	Stück Fleisch von Fremden	. . . . .	2
Neu-Süd-Wales . .	Hüften der todten Kinder durch die Eltern	wohl nicht aus Leckerei	2
Dieierie	Fett von Verwandten	um nicht immer zu weinen	1
Nord-Territorium .	alte Leute essen deswegen getödtetes Kind (auch wohl Enkelin)	zur Erlangung der Kraft	2
„ „ Mc Kinley . . .	bei der Probe unterliegende Jünglinge von Alten gegessen	. . . . .	2
Queensland . . .	berühmter Krieger	wohl um die Eigenschaften zu erlangen	2
Mary-River . . .	todte Verwandte und Freunde	als Speise und zur Ehre der Todten .	2
Südaustralien . . .	öfter neugeborene Kinder deswegen von den Eltern ermordet; Bruder tödtet deshalb jüngeren Bruder festlich; Eltern drängen dazu. Von sonstigen Genossen besonders die Zunge	zur Erlangung der Kraft	1

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
Westaustralien . .	alte Leute deshalb getödtet; auch Frauen, bevor zu mager oder zu alt	um die Speise nicht zu verlieren . .	2
Watchandie (Westaustralien) . . .	Kind und Vater; auch einmal ein Weib .	aus Hunger; die betrübte Mutter isst mit (den Kopf) . .	1
Koombakkabura . .	plötzlich Verstorbene (Gesunde)	. . . . .	2
West-Victoria . . .	gesunde Leiche durch Verwandte (Geschwister nicht)	aus Ehrfurcht und Trauer	1
Australien (ohne nähere Angabe) .	Blendlinge gegessen	weil gefürchtet . .	2
Darling-Fluss (Neu-Süd-Wales) . . .	Stück von der Leiche von Freunden und Verwandten verzehrt	zum Zauber oder zur Kraftgewinnung .	2
23			
G. Nordamerika.			
Chippeways . . .	Weiber und Kinder im Winter	aus Noth, aber gewöhnlich	3
Dog-Ribs	Familienmitglieder	höchste Noth . . .	2
Berg-Indianer . . .	durch Würfeln bestimmte Opfer	Noth	2
Nipissang	Genossen	höchste Noth . . .	2
Chippewyans . . .	„	„ „ . . .	2
Duéeldeli-út-dinné .	Schwache und Verwandte	bei geringem Mangel	2
Vancouver-Insel . .	Hametze-Novize Stück von mumificirter Leiche; Verbrecher	Ceremonie	2
Tschimsian . . .	Leichen werden gefressen	„	2
Kwakiutl	„ „ „ nach Initiation .	„	2
Bilgula	„ „ „ „ „ .	„	2
Komoken	„ „ „ „ „ .	„	2
Tlinket	tapfere Gefallene	„	3
Bilballa	Häuptlinge nagen an Leichen (reducirt) . .	„	2
Fisch-Indianer . .	nur verachtete Leute essen Leichen . . .	. . . . .	2
Nishinam	eigene Todte	. . . . .	4
Utes	Leichen von Angehörigen, und aus Noth eigene Kinder	. . . . .	4
Eskimo	Von Hexe Stück gegessen	als Zaubermittel . .	3
	von Ermordeten (Mörder)	. . . . .	2
17			
H. Südamerika.			
Fuegier	alte Weiber in Hungerszeit	Noth	5
Botokuden	Leichen, Weib und Kinder	Hunger	3
	alten Vater getödtet und gegessen . . .	zum Schutz der Leiche	3
	Kinder von der Mutter	aus Zärtlichkeit . .	3
Tupi	Kinder, verehrte Alte	. . . . .	2

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
Apiaca	häufig; Kind von Kriegsgefangenen und eingeborener Frau	aus Lust	3
Tupinambas	Todtkranke	„ „	2
Tapuyas	todte Frucht von der Mutter	zum Schutz der Leiche	2
Yamas	Mark der Leichen	zur Erlangung der Seele	2
Miranhas	Kranke und Alte	Lust und Aberglaube	3
Guarani	alle Leichen, todte Frucht von der Mutter	aus Lust	2
Mayoruna	Leichen, Kranke, Verwandte, bevor zu mager	besser als von Würmern, aus Lust	2
Capanahuas	Todte	zur Ehre	2
Cocomas	todte Verwandte	besser als Würmerfrass	2
Ximanas	Knochen der Todten im Getränk	Aberglaube	2
Toba	eigene Kinder	zur Nahrung	4
Tsirihuana	todte Verwandte		2
Charrua	todte Verwandte		3
Mundrucu	Kranke und alte Eltern	aus Pietät und Mitleid	2
Kaschibos	Alte; auch eigene Leute (Weiber nicht)	religiöser Grund	2
Chavantes	ihre todten Kinder	so die Seele übernommen	2
Acumas	todte Verwandte		2
Tarianas	Asche von ihren todten Helden im Getränke	Aberglaube	2
Tucanos	„ „ „ „ „ „ „	„	2
Orinoco?	Verwandte	besser als Würmerfrass	2
Insel-Cariben	Kinder, Gefangene und eigene Weiber		2
Columbia	Leichen der Verwandten		2
Totonaken	Herzblut von Kindern	Ceremoniell	2
Darien	Kinder mit fremden Frauen, eigens dazu gezeugt, auch die fremder Männer mit eigenen Frauen; auch die Frauen	aus Lust	2
27			
I. Afrika.			
Mambanga	alle Leichen, nur die der Verwandten verkauft; auch Mörder (angeblich)		1
Mombuttu	alle Leichen		1
Niam-Niam	Erschlagene und ausgegrabene Leichen	Leckerei	1
Ba-Ngala	Leichen nicht-infecirter Angehöriger, wohl auch eigenes gebrechl. Kind vom Vater getödtet und verspeist; Mörder, Schuldner (?)	„ wenigstens auch	1
Aruwimi-Eingeborene	Greise, ungestaltete Kinder nach Mästung im vierten Jahre durch eigene Familie	Leckerei	2
Baletela	gebrechliche Eltern	Lust	2
Waganda	eigene Todte, auch deswegen ermordet	„	2
Gras-Wawira	eigene Leichen durch Hexen	Aberglaube	2

Völker	Thatsachen	Motive	Grad
Wald-Wawira	eigene Leichen		2
Monsole	meist nur Fremde		2
Wute	Landsleute, ab und zu einer	Lust	4
Metamba	Mann frisst oft Herz seiner von ihm erschlagenen Frau	Hass	1
Manyuema	Leichen eigener Kranken nach halber Verfaulung oder vertauscht		3
Bambarre	die Leichen gegessen		2
Kalebue	Leichen Kranker gegessen, die der Verwandten getauscht		2
Tupende	Hingerichtete gegessen		4
Tukette	„ „		4
Kissama	Schuldner und Verbrecher		2
Jagga	die eigenen schwachen Kinder		2
Concobella	getödtete Rebellen		2
Bonny	Mörder	aus Lust	1
Anziguen	Leichen der Verwandten und Freunde		2
Kaylee	eigene Leichen		3
Fan	„ „ auch deshalb ausgegraben oder ausgetauscht		3
Oscheba	Leichen austauschen		1
M'pangwe	Todte verkaufen oder selbst essen		2
Ambunda	eigene Verwandte		2
Tuschilangue	„ „		2
Baffor	einander, wenn Mangel	Mangel	2
Agni	Verbrecher		3
Bihénos	bisweilen Alte; auch bei Ceremonien Frauen und Männer	Aberglaube und Lust	2
Basutos	Stammesgenossen; auch eigene Weiber und Kinder (besonders wenn lästig), Kranke und Schwache		3
Marimos	Jüngling bei Fest geopfert und verzehrt	Religion	2
Hayti	Kinder bei religiösen Festen getödtet und gefressen; Leichen verzehrt	religiös, aus Lust; nur aus Lust	3
34			
J. Europa.			
Wenden	alte Eltern und Invaliden		4
Wilsen	Angehörige		4
Jerne	„	rühmlich	4
Cantabrer	„		4
Jazygen	todte Eltern		4
5			

Alle angeführten Fälle zusammen betragen die grosse Zahl von 161; ziehen wir hievon aber die mit 5 gemerkten, also höchst unwahrscheinlichen Fälle ab, so bleiben 155 Fälle übrig, zu deren Abweisung wir keine besonderen Gründe haben. Ein allgemeines Abweisen aber scheint mir bei dieser ungeheuren Zahl der Fälle und der Zeugen, sowie bei der grossen Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der Mehrzahl derselben durchaus unzulässig und nicht länger aufrecht zu erhalten [1]).

Von den 155 nicht abstreitbaren Fällen können wir 30 nur als möglich (also ein 4) betrachten, weil die Berichterstatter uns keine genügende Gewähr zu bieten scheinen, sonst aber kein Grund vorliegt, den Beitrag abzulehnen. Denn ich wiederhole meine Ueberzeugung, dass wir durchaus nicht berechtigt sind, aus Gründen allgemeiner, innerer, a prioristischer Unwahrscheinlichkeit irgend eine dieser Erscheinungen abzuleugnen. In 24 Fällen wurde unsere Sitte zwar von guter Seite bezeugt, zugleich aber von anderen ebenso glaubwürdigen Zeugen verneint oder wenigstens beanstandet, ohne dass wir im Stande sind, die Controverse zu lösen.

Einfach, aber gut bezeugt und belegt wurden 92 unserer Fälle. Hiezu rechne ich nicht einmal alle die Nachrichten an sich solider Art und von guten Berichterstattern, aber aus etwas ferner, meist auch phantasiereicher, kritikloser Zeit stammend (diese erhielten nur ein 4). Der kundige Leser wird mir aber beistimmen, dass nicht nur fast alle ethnologischen Einzeldata, sondern auch die meisten der früheren Geschichte, ja, aller Wissenschaft keine bessere Grundlage aufweisen, als: gute Zeugen, an sich nicht unwahrscheinlichen Bericht, keinen Widerspruch von Anderen, keinen Streit mit anderen zusammenhängenden Thatsachen.

Den höchsten Grad der Gewissheit, den 1, erkannte ich nur sehr wenigen (17) Fällen zu; es sind dies aber gewiss zu wenige, da hiefür auch nur diejenigen Berichte in Betracht kamen, deren Zuverlässigkeit ich selbst aus anderen Quellen zu prüfen in der Lage war, oder wenn Beobachter und Beobachtungsgelegenheit über jeder Kritik erhaben waren.

Ich hege die Ueberzeugung, dass jeder Forscher unseren zweiten Grad als eine durchaus genügende Gewissheit betrachten wird. Von den Graden 1, 2 und 4 zusammen finden sich also 139 Fälle vor. Die weitere Ausbeutung unserer Statistik auch nach der Seite der Motive wird bei der Erforschung des Ursprunges dieser Sitte erfolgen.

§ 13. Classification der Thatsachen.

Bevor es uns aber möglich sein wird, auf das Problem des Ursprunges einzugehen, müssen wir uns die verschiedenen Erscheinungsformen unserer Sitte einmal näher anschauen. Eltern, Verwandte, Stammesgenossen fasse ich unter dem Gesammtnamen Angehörige zusammen. Angehörige werden somit verspeist:

a) Nachdem sie ohne Zuthun der Esser gestorben sind, die Verspeisung ist hier eine Art Bestattung; *b*) wenn sie alt und gebrechlich sind und deshalb getödtet werden; *c*) vorher in Noth oder Wuth oder aber aus lüsterner Begierde zur Verspeisung getödtet; *d*) in ritueller oder magischer Absicht; *e*) zur Strafe für ein Verbrechen.

a) findet sich bei den:

A. Kalatiern, Kaukasiern;

B. Tibetanern, Fokieu-Einwohnern, Liu-Kiu, Uei-Po, Aghora (reducirt) [1]);

C.

D. Sandwich-Inseln (specialisirt), Bow-Inseln (spec.);

E. Nordwestküste Neu-Guineas, Loyalty-Inseln, Tarungares, Karcen, Karonern, Neu-Britannien, Admiralitäts-Inseln, Fichten-Insel, Uën, Neue Hebriden (red.), Neu-Georgien, Fidji (selten);

F. Yuloogundier, Moreton-Bai, Wide-Bai, Queensland, Nord-Queensland, Carpentaria-Golf, Cooper Creek, Peak-Fluss (spec.), Nordaustralien, Central-Australien (spec.), Neu-Süd-Wales (spec.), Dieierie (spec.), Queensland, Mary-River, Südaustralien (spec.), Koombakhabura, West-Victoria (red.), Darling-Fluss (spec.);

G. Vancouver-Insel (spec.), Tschimsian (spec.), Kwakiutl (spec.), Bilgula (spec.), Komoken (spec.),

[1]) Als Curiosum sei mitgetheilt, dass noch im Jahre 1890 Luis L. Dominguez (S. XXXIX der „Introduction" zu „The Conquest of the River Plate', Hakluyt Soc. 1891) alle Berichte über Kannibalismus als erlogene Schaudergeschichten betrachtet! Eine ganz dumme und grobe Anwendung des Gibbon'schen Princips: „to distrust the accounts of foreign and remote nations, and to suspend our belief of every tale that deviates from the laws of nature and the character of man." („Decline and Fall of the Roman Empire", Ward, Lock & Co. Ed., II, S. 891.)

[1]) Reducirt bedeutet, dass die Leichen ausgetauscht werden, oder dass nur besondere Leute sie fressen; specialisirt bedeutet, dass nur besondere Theile der Leiche gegessen werden, oder dass die Verspeisung nur in gewissen Fällen stattfindet, oder dass nur die Leichen etwa von Helden, Kindern etc. gegessen werden.

Tlinket (spec.), Bilballa (spec. u. red.), Fisch-Indianer (red.), Nishinam, Utes, Eskimo (spec. u. red.);

H. Botokuden (auch spec.), Tupi (spec.), Apiaca, Tapuyas (spec.), Yamas (spec.), Guarani, Mayoruna, Capanahuas, Cocomas, Ximanas (spec.), Toba (spec.), Tsirihuana, Charrua, Kaschibos, Chavantes (spec.), Acumas, Tarianas (spec.), Tucanos (spec.), Orinoco, Insel-Caraiben (spec.), Columbia, Totonaken (spec.), Darier (spec.);

I. Mambanga, (z. T. red.), Mombuttu, Niam-Niam, Ba'Ngala, Waganda, Wald-Wawira, Gras-Wawira (spec.), Monsole (selten), Manyuema (auch red.), Bambarre, Kalebue (u. red.), Anziquen, Kaylee, Fan (oder red.), Oscheba (red.), Mpangwe (oder red.), Ambunda, Tuschilangue, Hayti (auch spec.);

J. Wilzen, Jerne, Cantrabrer, Jazygen.

Das Fressen der Leichen von Angehörigen ohne vorherige Anordnung, die Verspeisung als Bestattungsart findet sich also bei 95 Völkern.

b) Die Verspeisung nach Tödtung von Alten und Invaliden findet sich viel seltener, namentlich bei den:

A. Massageten, Issedonen, Padäern, Derbikern.

B. Aino Sachalins, Gilyaken, Samoyeden, Kweichau, Arakan, Dondin, Binderwur, Birhor, Gonda.

C. Djongkang-Dajaken, Kutei, Battak.

D. Nukuhiva, Samoa.

E. Kebar Neu-Guineas, Duke of York (Frau als unnütz), Neu-Caledonien.

F. Westaustralien (oder nur bei *c*), Australien (Stamm ungenannt, Blendlinge).

G.

H. Botokuden, Tupi, Tupinambas, Miranhas, Mayoruna, Mundrucu, Kaschibos.

I. Ba-Ngala, Aruwimi, Jagga, Baletela, Bihénos (wahrscheinlich bei *c* oder *d*), Basutos (vielleicht eher bei *c*).

J. Wenden.

Also bei 37 Völkern.

Die Ermordung vor dieser Invalidenverspeisung darf bekanntlich nicht als Grausamkeit, sondern soll als derber Utilismus betrachtet werden; anders verhält es sich bei

c) den Fällen, wo Angehörige aus Mangel, Hunger, Noth oder aber aus rücksichtsloser Lust an der Fleischnahrung ermordet werden; natürlich sind auch die Opfer meistens die Alten, die Schwächeren, Kinder u. s. w.; das Motiv ist offenbar ein ganz anderes als bei *b*.

Also Verspeisung als Selbstzweck nach deshalb verübter Ermordung:

A.

B.

C. Tĕring-Dajaken.

D. Markesaner, Nukuhiva, Samoa.

E. Neu-Caledonier, Fidji.

F. Nord-Territoir, Mc Kinley (oder bei *e*), Südaustralier, Westaustralier, Watchandie.

G. Chippeways, Dog-Ribs, Berg-Indianer, Nipissang, Chippewayans, Duéeldeli-ut-dinné, Fisch-Indianer, Utes,

H. Botokuden, Apiaca, Toba, Kaschibos, Insel-Caraiben, Darier.

I. Metamba, Baffor, Bihénos (vielleicht mehr bei *d*), Waganda, Basutos.

J.

Zusammen bei 30 Völkern.

Unter *d*) will ich endlich zusammenstellen die Fälle, wo dieses Essen derartig reducirt ist (z. B. die Asche im Getränk), dass sie eine reine Ceremonie oder ein blosses Zaubermittel und kaum mehr als eigentliches Verspeisen betrachtet werden kann; es findet sich dies bei den Bewohnern von:

A.

B.

C.

D. Hudsons-Insel.

E.

F. Peak-Fluss, Central-Australien, Dieierie, Südaustralien (auch bei *c*), Darling-Fluss.

G. Vancouver-Insel, Tschimsian, Kwakiutl, Bilgula, Komoken, Bilballa, Eskimo.

H. Yamas, Tapuyas, Guarani, Ximanas, Tarianas, Tucanos, Totonaken.

I. Bihénos, Marinios.

J.

Zusammen bei 22 Völkern.

e) endlich umfasst die justitiellen Verspeisungen von Verbrechern, Rebellen, Schuldnern u. s. w.:

A.

B. Tataren, Fokieu, Aghora.

C. Battak, Deli-Battak.

D. Francis-Insel, Bow-Insel, Maori.

E. Duke of York, Neu-Caledonier, Neue Hebriden, Neu-Georgier (red.).

F.

G. Vancouver-Insel, Eskimo (red.).

H.

I. Mambanga, Ba'Nlgala, Tupende, Tukette, Kissama, Concobella, Bonny, Agni.

J.

Zusammen bei 22 Völkern.

Diese Uebersicht lehrt uns die interessante Thatsache, dass die fünf verschiedenen Hauptarten des Endokannibalismus nicht gleichmässig über die 10 Völkergruppen vertheilt sind.

Wir finden die **allgemeine Leichenverspeisung** hauptsächlich in Australien, Südamerika, Central-Afrika (auch nach den Küsten zu), weiter in Melanesien, obwohl öfter nicht mehr blühend, im nördlichen Nordamerika meist auch stark herabgesetzt.

Die **Invalidenverspeisung** kommt von unseren Gruppen am häufigsten auf dem Festlande Asiens, in Südamerika und auch in Afrika vor.

Die **kannibalische Ermordung** ist am häufigsten in Nordamerika, Südamerika und Australien.

Die **ceremonielle und Zauber-Verspeisung** ist sowohl in Nord- als in Südamerika relativ sehr häufig, und das **Verbrecherfressen** hat seinen Hauptfocus in Melanesien und weiter in Central-Afrika.

§ 14. Das Problem.

Es ist klar, dass die erste Abart unserer Erscheinung wie die häufigste, so auch die für unsere Untersuchung bedeutendste Form darstellt. Es wird hier kein Motiv von Eingeborenen oder Forschern von vorneherein als das ursprüngliche und durchschlagende hervorgehoben. Die Forschung kann somit völlig frei wo immer ansetzen.

Die Leichenverspeisung steht auf den ersten Blick in geradem Gegensatze zum Exokannibalismus der reinsten Form. Hier sind ja Hass und Wuth die allgemein angenommenen Motive; allerdings können sie meiner Ansicht nach blos secundäre Motive abgeben, denn einleuchtend ist es ohne Weiteres doch gewiss nicht, dass man frisst, was man hasst. Ob aber Hass und Wuth als wirkliche Motive, sei es secundäre, den Exokannibalismus verursacht haben können, oder ob ihre Wirkung eine blos negative war, insoferne sie nur in diesem Falle die verschiedenartige Hemmung der anthropophagen Tendenz aufhoben, das wird gerade als Nebenerfolg aus unserer Untersuchung hervorgehen.

Jedenfalls fehlen Hass und Wuth als Motive vollständig in der Motivirung der allgemeinen Leichenverspeisung.

Suchen wir jetzt in dem harten Gestein unseres Problems eine Stelle, von welcher aus wir unsere systematische Bohrung anfangen können. Wie sollen wir sie vornehmen, um am schnellsten und am sichersten bis zum Herzen vorzudringen?

Glücklicherweise bieten sich zur Vergleichung verschiedene Gruppen von Wesen dar: die höheren Thiere, die nur exokannibalischen und die gar nicht anthropophagen Wilden, die höher entwickelten und die civilisirten Völker. Die Lösung auch dieses ethnologischen Problems besteht in der Erkenntniss der Motive, in ihrer klaren Unterscheidung von jenen, welche den wahrhaft gebildeten Menschen ohne psychische Difformität beherrschen.

Es geht nicht an, nur so ein wenig in's Blaue hinein bei einigen Völkern nach einem angeblichen Beweggrunde unserer Sitte Umschau zu halten; ebensowenig führt es zum Ziele, die Ethnographen um ihre immer einseitige und unmassgebliche Meinung zu befragen; methodisch richtig darf es aber auch nicht heissen, auf's Gerathewohl irgend ein einleuchtendes Motiv zum allein ausreichenden Erklärungsmotiv in fanatischer Blindheit zu erheben, — diese Simplomanie muss als ein Todfeind aller wissenschaftlichen, nicht gleich zufriedenen Ethnologie verurtheilt werden.

Das zwar nicht ideale, vorläufig aber vorzüglichste Mittel zur Aufstellung rationeller, angemessener Hypothesen scheint mir zu sein, dass wir uns befragen, was wohl bewusstermassen vom Standpunkte des empfindsamen Culturmenschen die Motive des Leichenfressens sein könnten, wobei wir fortwährend in Betracht ziehen wollen, welche seelischen Zustände uns von einer solchen Handlung zurückhalten, die bei den endokannibalischen Wilden fehlen oder wenigstens in ihrer Wirkung aufgehoben werden müssen. Die Existenz und die ausreichende Wirkung der so ex contrario ermittelten Motive bei den betreffenden Wilden ist unsere erste Hypothese. Da wir aber die Motive aus den seelischen Erscheinungen des Culturmenschen deduciren, ist es unsere zweite Aufgabe, genau darauf Acht zu geben, ob uns dieser Weg nicht irregeführt hat: es könnte ja am Ende der Fall sein, dass bei den Wilden irgend ein ganz anderes Motiv mitgewirkt hat, welches die Analyse des negativen Verhaltens des Culturmenschen uns unmöglich aufdecken konnte. Aus dieser Möglichkeit wird sich eventuell eine zweite Hypothese ergeben [1]). Die Fragen aber, deren

[1]) Cushing verfährt ganz falsch, wenn er meint („The Arrow", The American Anthropologist, October 1895, S. 316), dass wir, da die Menschen körperlich und geistig in der Hauptsache gleich sind, wenn wir nur von den Bedürfnissen und Umgebungen der Urmenschen umgeben wären, auch ihre

Lösung wir auf diesem Wege suchen, sind die folgenden:

Ist der Endokannibalismus als allgemeine Leichenverspeisung mit dem Urmenschentypus gegeben, oder ist er mit einem und mit welchem späteren Culturstadium verknüpft?

Ist der Exo- oder der Endokannibalismus eher entstanden? Welches ist der Ursprung des letzteren?

§ 15. Die Hypothese zur Erklärung.

Wenn wir uns befragen, welche, resp. negative, Motive die psychologische Analyse auf dem Wege der vergleichenden Introspection des Culturmenschen als die wahrscheinlichen Motive der Leichenverspeisung ermittelt, so erhalten wir die folgenden:

a) das Bedürfniss, die grosse Lust an Fleischspeisen, sonst würden ja auch diese nicht besonders begehrt werden;

b) der Mangel eines ausreichenden ästhetischen Abscheues vor der Leiche;

c) der Mangel an Furcht vor dem Uebelwillen des empörten Geistes der Leiche, also vollständig fehlende Verurtheilung dieser That;

d) kein phantastisches, wenn auch unbegründetes Mitleid mit der geschundenen Leiche;

e) kein Gefühl, dass die Verspeisung die Leiche und somit die Person oder ihr Gedächtniss entheilige.

Ich glaube, der Culturmensch fresse nur die Leichen seiner Angehörigen nicht, weil sich dies Alles gerade umgekehrt bei ihm verhält. Wenn wir aber entdecken, dass alle diese Bedingungen wahrscheinlich bei dem Urmenschen erfüllt waren, so ist es ebenso wahrscheinlich, dass gleich er, und nicht erst ein Wilder höherer Stufe, Endokannibale war.

Directes wissen wir über den Urmenschen aber nichts und sicher Erschlossenes gar wenig. Die Prähistorie scheint mir keine festen Handhaben zu bieten, denn erstens besteht ihr Material nur aus dürftigen äusseren Objecten und zweitens scheint die hieraus ermittelte Cultur kaum viel unter der der niedrigsten heutigen Naturvölker zu stehen. Ueberhaupt dürfte der Prähistorie zwar grosser Nutzen aus der Ethnologie erstehen, dieser aber ein erheblich geringerer aus der ersteren.

Von mehr Bedeutung wird die Vergleichung mit der Thierwelt, von der grössten aber das Rückschliessen aus der Cultur der heutigen Wilden sein.

§ 16. War der Urmensch carnivor?

Müssen wir uns den Urmenschen als herbivor, carnivor oder omnivor denken? Diese Frage scheint nicht so leicht gelöst werden zu können. Vorderhand liegt die Frage so, dass es wahrscheinlich scheint, anzunehmen, dass der Urmensch so wie wir omnivor war. Einige geistreiche Biologen haben aber die Wahrscheinlichkeit des Umgekehrten zum Ausgangspunkt mancher verführerischen Erklärungen gemacht. Schneider nimmt an, dass der Urmensch hauptsächlich von Obst, daneben allerdings auch von kleinen Thieren lebte; er nennt es eine Thatsache, dass „das Obst bei den Naturmenschen sowie bei den Affen das hauptsächlichste Nahrungsmittel ist [1])".

Bordier behauptet, dass der Urmensch ursprünglich ebensowenig als der Affe carnivor gewesen sei, dass seine Zähne, denen des Anthropopithecus ganz ähnlich, ihn deutlich als frugivor ausweisen [2]).

Fauvelle schliesst sich dieser Meinung an, dass, nach den Zähnen zu urtheilen, der Urmensch frugivor gewesen sei, wie die Pitheci und die Anthropoiden; er besitze „ni les prémolaires tranchantes des carnassiers, ni les incisives à croissance continue des rongeurs [3])". Zugleich behauptet Fauvelle aber auch, dass die erste Bereicherung des Speisezettels der Affen durch den Urmenschen aus Fleischspeisen bestand, da er Mangel an Pflanzennahrung litt und gezwungen war, die grossen Raubthiere zu tödten, denen er nicht entlaufen und auch nicht, wie die Affen mit Greiffüssen, entklettern konnte.

Diesen Urtheilen gegenüber steht u. A. dasjenige Hervé's: „Unser Gebiss sei das der omnivoren Thiere, zu den Mahlzähnen der Herbivoren besitzen wir ja auch die scharfen Schneidezähne und die spitzen Eckzähne zum Zerreissen des Fleisches [4])." Auch Bordier meint: dass der Urmensch bald carnivor und Jäger wurde, sei eine Quelle weiteren Fortschrittes gewesen [5]).

Thaten und Erfindungen wiederholen müssten! — Das Menschenmaterial ist eben nicht dasselbe geblieben. Die Selection der Jahrtausende, die Erziehung (im weitesten Sinne) und Befruchtung des Individuums, die tausendfältige Suggestion der Umgebung, Alles wäre umsonst gewesen! Robinson Crusoë ist durchaus kein Urmensch! Diese Methode wäre doch gar zu einfach! Er selbst completirt sie beträchtlich durch das Studium von Affen, Kindern und Imbecilen, S. 328, und widerlegt sie eo ipso!

[1]) „Der menschliche Wille" (1882), S. 62, 51, 54.

[2]) Bull. Soc. Anthrop. Paris, „L'Anthropophagie" (3e Série, Bd. XI., 1888), S. 62, 63.

[3]) Eodem, S. 126.

[4]) Ibidem, S. 82.

[5]) Ibidem, S. 67.

Aus diesen sich völlig widersprechenden Urtheilen Sachkundiger möchte man schliessen, dass der Bau unseres Gebisses kein sicheres Zeugniss für die Nahrungsweise des Urmenschen bietet [1]). Der einzige andere Weg ist die Vergleichung mit den Affen, obwohl mir dieser Weg öfter unsicher und irreführend scheint [2]).

§ 17. Sind die Affen carnivor?

Robert Hartmann spricht von der raubthierartigen Entwicklung der Eckzähne der Anthropoïden [3]). Er nennt Savage's Bericht, dass der Gorilla gejagte, getödtete Thiere und getödtete Menschen fresse, nicht gerade unglaubwürdig; jedenfalls vertilgt er, wie die meisten Affen, gelegentlich kleinere Säugethiere, Vögel, deren Eier, ferner Reptilien und Kerfe. Die in Berlin gezogenen Exemplare bewährten sich in der Gefangenschaft als vollendete Omnivoren, indem ihnen die beigegebene Fleischkost ganz besonders zu gefallen schien [4]). Angefallen, zerreisst der Gorilla mitunter den Mann; dass er ihn fresse, wird hier nicht hinzugefügt [5]). Auch der Chimpanse scheint unter Umständen animalische Kost nicht zu verschmähen [6]). Hartmann und Huxley konnten beide nichts von Verlangen nach Fleischnahrung der Orang-Utan erfahren [7]). Brehm aber erzählt von einem Orang, welcher zwar Obst und gewürzhafte Pflanzen vorzog, doch bereitetes Fleisch und Fisch ebenfalls sehr gerne genoss; nach Kerbthieren jagte er nicht; einen Sperling tödtete er, nachdem dieser ihm erst Furcht eingeflösst hatte, kostete ihn und warf ihn wieder weg; rohe Eier trank er gern aus [8]). Die Gibbons fressen Kerfe und lebende Eidechsen [9]), auch Insecten, Spinnen, Eier und sicherlich alle Vögel, die sie erwischen können [10]). Ein anderer Gibbon aber schien, obwohl er Kerbthiere, Spinnen und Fliegen fing und frass, „wie die Indier" einen Widerwillen gegen Fleischwaaren zu haben [1]).

Was die anderen Affen betrifft, so frisst der Guereza Kerbthiere [2]); die Meerkatzen fressen ihr eigenes Ungeziefer [3]), plündern die Vogelnester und verschlingen die Eier und jungen Vögel leidenschaftlich gern [4]); der Cercopithecus cephus frisst zwar Kerbthiere u. s. w., aber keine Eier und Vögel [5]). Ein Mohrenaffe stahl Hühner und Tauben [6]), Makaken sammeln und fressen Krebse und Muscheln [7]), die Bunder-Makaken fressen ebenfalls Insecten aller Art [8]). Die Nahrung der Paviane besteht zwar hauptsächlich aus Pflanzen, Eiern und allerlei kleinem Gethier, „doch dürfen wir annehmen, dass die wehrhaften und gewandten Burschen sich nicht blos mit kleinen Lebewesen begnügen, sondern bei ihrer Gier nach Fleischnahrung wie echte Räuber auch über grössere Thiere herfallen". Nach Fischer's Berichten fangen die Babuine in Ostafrika nicht blos Hühner, sondern belauern Zwergantilopen und sogar die stattlicheren Buschböcke [9]). Die Hamadryas fressen Kerbthiere und Ameisen besonders gern, dann Schnecken und Würmer [10]); dasselbe frisst der Dschelada [11]), der Brüllaffe (auch Eier und junge Vögel) [12]); der Klammeraffe kann mit einem Hühnerbeine bewirthet werden [13]); der Capuziner sucht eifrig nach Kerbthieren [14]); das Todtenköpfchen „ist ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren" [15]) und der Mirikina erhascht schlafende Vögel; obwohl er mit Allem vorlieb nimmt, scheinen doch kleinere Vögel seine Lieblingsspeise zu sein [16]); die Krallenaffen fressen Kerbthiere, Spinnen und kleine Wirbelthiere, „sie sind mehr als alle übrigen Affen Raubthiere, d. h. fressen mehr als letztere thierische

[1]) So viel erkennt auch Rauber („Urgeschichte des Menschen" 1884, I, S. 153) an: „aus dem Zahnbau allein ist nicht allzu viel zu schliessen", sonst sieht er den Urmenschen auch für einen herbivoren an und doch sind mit demselben Zahnbaue zahllose Millionen carni-, herbi- und omnivor!

[2]) Vergl. meine „Ethnol. Stud. z. ersten Entw. d. Strafe" (1894), I, S. 74 seq.

[3]) „Die menschenähnlichen Affen" (Internat. Wiss. Bibl. 1883), S. 176.

[4]) Hartmann, l. c., S. 212, 242, 243.

[5]) Eodem, S. 218.

[6]) Eodem, S. 221, 248.

[7]) Eodem, S. 229; das entspricht dem langen Wurmfortsatze.

[8]) „Brems Thierleben" (3. Aufl., 1890), I, S. 99.

[9]) Hartmann, S. 237.

[10]) Brehm, I, S. 108.

[1]) Brehm, I, S. 111.

[2]) Brehm, S. 120.

[3]) Brehm, S. 132.

[4]) Brehm, S. 135.

[5]) Brehm, S. 142.

[6]) Brehm, S. 147.

[7]) Brehm, S. 150.

[8]) Brehm, S. 157.

[9]) Brehm, S. 167.

[10]) Brehm, S. 182, 183; Junker: „Reisen in Afrika" 1889, I, S. 84.

[11]) Brehm, S. 191.

[12]) Brehm, S. 209.

[13]) Brehm, S. 221.

[14]) Brehm, S. 229.

[15]) Brehm, S. 250.

[16]) Brehm, S. 253, 254.

Stoffe neben den pflanzlichen“ [1]); „den Löwenäffchen sind thierische Stoffe zu ihrer Gesundheit unumgänglich nothwendig“ [2]) „die Saquine sind auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen sehr erpicht“ [3]).

Ausschliesslicher Fleischfresser scheint also kein einziger Affe zu sein, ausschliessliche Pflanzenfresser sind die vielen genannten Arten aber genau ebensowenig; mit vollem Rechte können wenigstens die Schmal- und die Breitnasen, sowie die Krallenaffen, so gut wie der heutige Mensch, Omnivor genannt werden [4]).

Auffallend ist aber, dass die Anthropomorphen weniger als die anderen Fleischnahrung zu suchen scheinen (vielleicht mit Ausnahme des Gorilla nach Hartmann), der Orang-Utan gar nicht, und dies ist um so merkwürdiger, weil ihre grosse Kraft sie zu Siegern über fast alle Thiere machen würde.

§ 18. Der Urmensch war omnivor.

Der Urmensch ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine höhere Entwicklungsform der Anthropoiden oder irgend einer anderen Affenart; der Wilde ist mit wenigen Ausnahmen ein grosser Liebhaber von Fleisch; wir haben sogar allen Grund, die Jagd, wenn auch in niederster Form, als die erste Stufe der menschlichen Lebensfürsorge zu betrachten (wahrscheinlich im Verein mit dem Sammeln von Früchten, Wurzeln u. s. w.). Es fehlt aber jede Veranlassung, eine principielle Abweichung von dieser Linie für den Pithecanthropus der Zwischenperiode anzunehmen.

Bei mangelnder Möglichkeit directe Schlüsse zu ziehen, scheint es mir vorläufig am sichersten, den Urmenschen als omnivor zu betrachten.

Wider diese Annahme erhebt aber u. A. der geistreiche Ethnologe, H. Schurtz, seinen Einspruch. Er meint, in Uebereinstimmung mit Wundt und Peschel, der Urmensch sei ursprünglich kein räuberischer Carnivor gewesen. Seine Argumente für diese Behauptung scheinen mir aber ausserordentlich schwach zu sein. Sein Hauptgrund scheint die Vergleichung mit den anthropomorphen Affen zu sein, für deren Frugivorität er aber keinen einzigen Zeugen heranzieht. Nach den oben gesammelten Aussagen Hartmann's und Brehm's zu urtheilen, sind dieselben aber entschieden omnivor, mit Ausnahme des Orang-Utan.

Wenn „in den Reihen der lebenden Arten menschenähnlicher Affen jetzt (mit Recht) allgemein der Schimpanse obenangestellt wird“, und zwar deshalb, weil er hauptsächlich wegen seines Schädels und seines Gebisses dem Menschen am nächsten kommt [1]), so ist es doch von Bedeutung, dass auch der Schimpanse animalische Kost nicht verschmäht, also jedenfalls kein reiner Frugivor genannt werden darf. Man vergesse doch nicht: ein Omnivor ist weiter nichts als ein nicht-ausschliesslicher Herbi- resp. Carnivor. Zahlreiche und genaue Angaben scheinen wir aber über die Nahrung der Schimpansen keineswegs zu besitzen [2]); die vorliegenden sprechen aber entschieden zu unseren Gunsten. Die Aussprüche Hartmann's führten wir schon an. „Die scharfe Entwicklung der Eckzähne beim erwachsenen Schimpanse möchte Neigung zu Fleischnahrung andeuten. Solche zeigt sich jedoch nur, wenn er gezähmt wurde. Anfänglich weist er Fleisch zurück, nach und nach verzehrt er es aber mit einer gewissen Vorliebe.“ (!) Die Eckzähne scheinen also nur zur Vertheidigung benützt zu werden (nach Savage). Ganz anders aber äussert sich Falkenstein übereinstimmend mit v. Koppenfels: das ausserordentlich wichtige Zeugniss dieses ernsten Forschers verdient hier ganz besonders angeführt zu werden. „Man darf in einem sehr verbreiteten Vorurtheile befangen, durchaus nicht ängstlich sein, jeder Art von Affen Fleischnahrung in irgend einer Form zu verabreichen.

Das lehren sie uns selbst, wenn wir sie im Freien zu beobachten Gelegenheit haben, indem sie mit wahrer Leidenschaft den Insecten, namentlich Spinnen und Heuschrecken, nachstellen, aber auch Vögel und Eier zu erlangen streben.

Für Schimpansen sind Ratten Leckerbissen, die sie gegen alle Gelüste der Genossen energisch vertheidigen, und ebenso verlangt der Gorilla nach Fleisch, das er zu seinem Gedeihen nothwendig braucht. Im Walde wird er sich, wenn die Jagd ungünstig

[1]) Brehm, S. 258, 260.

[2]) Brehm, S. 263.

[3]) Brehm, S. 268.

[4]) Sonderbar verwirrt lässt sich Rauber (l. c., S. 153) aus: „die nächsten Verwandten der Menschen .... sind ebenfalls Pflanzenfresser', und gleich darauf: „man weiss jedoch, dass sie Fleisch nicht widerwillig verschmähen, sondern allerlei Thieren kleinerer Art nachjagen' — also doch Omnivoren, wie mir scheint.

[1]) E. Dubois: „Pithecanthropus Erectus“ (Batavia 1894), S. 37. T. H. Huxley: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur“ (1863), S. 79. Haeckel beruft sich für denselben Schluss auf die Vergleichungen der Brüder Sarasin, welche den Weddah dem Schimpanse am nächsten stellen: „Indische Reisebriefe“ (1893), S. 364.

[2]) Brehm, I, 81.

ist, vielleicht oft mit Früchten begnügen müssen; wenigstens fand ich bei zwei grossen erlegten Schimpansen nur vegetabilische Reste im Magen. Doch bin ich überzeugt, dass der Befund ein zufälliger war und dass man bei anderen Gelegenheiten den Nachweis der animalischen Kost leicht wird führen können [1])".

Wenn dies Alles nicht richtig wäre, würde sich der Schimpanse doch auch nicht in der Gefangenschaft gleich den Fleischspeisen angewöhnen können, denn die Nahrung hängt doch nicht allein mit dem Gebiss, sondern mit dem ganzen Organismus, besonders mit dem Magen, zusammen. Wenn die Physiologen mit Recht eine gemischte Nahrung für den Menschen auf Grund des ganzen Verdauungs- und Ernährungsprocesses fordern [2]), so macht dies die omnivore Natur des menschlichen Organismus und also auch die des Urmenschen doch sehr wahrscheinlich.

Und weshalb sollte sich der Anthropoide erst mit Waffen versehen lernen, bevor er Fleischnahrung suchen konnte, wie Schurtz will; ist er doch wahrlich stark genug und sogar den meisten Wirbelthieren, jedenfalls denen, die auch die grossen Raubthiere hauptsächlich jagen, weit überlegen. Ist es nicht ein merkwürdiges Vorurtheil, zu vergessen, dass der Urmensch doch sehr wohl kleine Thiere jagen konnte; ist ja der Pavian schon ein sehr tüchtiger und vielseitiger Jäger, wie wir oben sahen. Der Urmensch hatte ja die Unbeholfenheit des Culturmenschen noch nicht durch Panmixie und (individuell) durch Nichtübung erworben, und sein Verstand war gleich grösser als der der Affen.

Die Thiere aber, die unsere Ahnen, welche sie sein mögen, gewiss am längsten gegessen haben, die kleinen Kerbthiere, Spinnen u. dgl., sind jetzt dem Menschen am meisten, am allgemeinsten und am ehesten zuwider, mit Ausnahme der niedrigsten Naturvölker, welche ja ihre Läuse gegenseitig mit Freude verzehren und die kleinsten, uns widerlichsten Thierchen, Eidechse, Schlangen, Larven u. s. w., keineswegs verschmähen [3]); wohl ein starker Widerspruch zu der kühnen Behauptung von Schurtz, dass der Speisezettel des Menschen nur ganz allmälig die verschiedenen Thierarten aufnahm [4]).

Ein anderer Beweisgrund, den Schurtz für seine Hypothese, dass der Urmensch frugivor und der Fleischnahrung principiell abgeneigt gewesen sei, anführt, ist folgender. Fleischspeisen sollen viel eher Empfindungen des Ekels hervorrufen und der eventuelle Ekel soll unvergleichlich intensiver sein.

Demgegenüber steht die Thatsache, dass auch nur Fleischspeisen ein starkes Verlangen erwecken, dass nur ihr Genuss vielen Menschen tiefe Befriedigung gewährt, dagegen alle Pflanzen ruhig verlangt und genossen werden, vielleicht mit Ausnahme der Früchte, und auch die nie in dem Maasse. Aber lassen sich auch die von Schurtz erwähnten Erscheinungen nicht ganz einfach psychophysiologisch erklären? Und zwar gerade bei den Culturmenschen, wo sie am intensivsten sind und für welche allein die Selbstbeobachtung, auf welche Schurtz mit Recht sich beruft, direct nützen kann. Das Thier erweckt nun einmal mehr Gefühle in uns, als die Pflanze; jedes Thier ähnelt uns einigermassen, es bewegt sich, sein Aeusseres ist suggestiver, als die relativ einförmige Pflanze; das Thier wird als Leiche, welche in eigenthümlicher, unangenehmer Weise an das lebende Geschöpf erinnert, genossen; die Pflanze ist immer die gleiche oder erweckt wenigstens in ihren Theilen kein anderes Gefühl, als das lebende Ganze. Wahrlich, Gründe genug, um die anders geartete Wirkung des Fleisches in dieser Beziehung einigermassen begreiflich zu machen, wenigstens so lange wir die Ursachen des Ekels überhaupt nicht besser verstehen, als Richet [1]) dies ermöglichte. Wenn Mantegazza (nach Mucke) sowie Schneider [2]) hervorheben, dass das Kind hauptsächlich Früchte begehrt, kein Fleisch, so kann dies sehr wohl davon herrühren, dass es dort die Süssigkeit der Milch eher wiederfindet; Fleisch dagegen hat thatsächlich keinen starken Geschmack, wie ihn das Kind liebt. Eine Bezugnahme auf diese ontogenetische Recapitulation scheint mir aber immer misslich [3]), weil wir ja gar nicht wissen, mit welcher Periode dieselbe anfängt; die Neigungen unseres Kindes können ebensowohl die des Urmenschen als die des höchsten Affen, des Anthropopithecus, des niederen Affen, oder noch

[1]) Brehm, I, S. 84.

[2]) Z. B.: W. Wundt: „Lehrb. d. Physiologie d. Menschen" (1878), S. 191.

[3]) E. Reclus: „Le Primitif d'Australie" (1894), S. 39, 40, 52, 53.

[4]) Dr. H. Schurtz: „Die Speiseverbote" (1893), S. 17—20.

[1]) „l'Homme et l'Intelligence": „Les Causes du Dégout".

[2]) Schneider: „Der menschliche Wille", S. 62. Vergl. meine „Studien", I, S. 75.

[3]) Siehe die Warnungen Balfour's und Marshall's und psychologisch: „the probabilities point to the very marked modifications of the race record in the grouth of the individual", Baldwin: „Mental Development in the Child and the Race" (1895), S. 28.

früherer thierischer Vorfahren wiederholen. Wir scheinen also berechtigt zu sein, Schurtz' Hypothese durchaus zu verwerfen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Urmensch omnivor und seine Begierde nach Fleischnahrung eine nicht geringe.

Mucke [1]) sagt über unsere Frage ganz einfach, dass der Urmensch keine Werkzeuge zur Tödtung grösserer Thiere besass und daher wohl „der leichter zu erlangenden Pflanzenkost den Vorzug einräumte“: das heisst, sich die Sache leicht machen. Als ob der Urmensch auch ohne Waffen nicht fähig gewesen wäre, sich junger Vögel, Weichthiere, überraschter oder verstümmelter kleinerer Säugethiere, wie Ratten und Mäuse, Hasen, Kaninchen u. s. w., zu bemächtigen und dieselben zu verzehren; im Uebergangsstadium zwischen Affe und Mensch muss ihm schon seine wachsende Intelligenz den Gebrauch von Steinen zum Werfen, von Knüppeln zum Schlagen ermöglicht haben; wurden ihm damit schon nicht ganze Reihen von Thieren als Beute zugänglich gemacht? Wenn v. Schwarz [2]) aus dem Bau des Gebisses und der Länge der Gedärme des Menschen auf ursprünglichen Vegetarismus schliesst, so vergisst er doch merkwürdigerweise, dass der heutige Mensch mit eben diesem Gebisse und eben dieser Gedärmelänge dennoch meistens Omnivor und mitunter fast Carnivor ist [3]). Wenn auch er die Waffenlosigkeit des Urmenschen herbeizieht, so übertreibt er dies einerseits und verwechselt andererseits Carnivor mit Raubthier nach Löwenart; sogar ganz ohne Waffen, wie er nie gewesen zu sein braucht, kann der Urmensch gar manches Thier erlegen mit hinreichender Geduld, grosser Kenntniss der Lebensweise der Thiere, einem den meisten Thieren weit überlegenem Verstande, den er von Anfang an besass, und dadurch ermöglichter Cooperation und endlich mit Hilfe seiner wahrscheinlich derben Fäuste [4]).

[1]) Mucke: „Horde und Familie“ (1895), S. 249.

[2]) „Sintfluth und Völkerwanderungen“ (1894), S. 267.

[3]) Wie manche Jägervölker, Viehzüchter und reiche Europäer.

[4]) Die Fäuste, Zähne und Kräfte der Anthropoiden, ja aller grösseren Affen sind gar nicht gering. Man denke auch einmal an die Hügelstämme Chihuahua's, athletisch gebaut, welche zu Fuss auf Hirsche jagen, bis dieselben todt hinstürzen, und dabei manchmal dreissig und mehr Stunden laufen, ohne ihre Schritte zu mässigen. Nach Howarth in „Tijdschrift v. h. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap“ (1895), S. 804.

Auch die Argumente der Vegetarier scheinen mir nicht sehr stark zu sein. Kingsford [1]) z. B. beruft sich auf Zeichnungen Broca's, welche die Gleichheit des Menschenmagens und des Magens der Anthropoiden darthun sollen, aber wir sahen ja, dass Schimpansen und Gorillas nach Kräften Omnivoren sind; dasselbe gilt für manche andere Bemerkungen dieser tapferen Vertheidigerin ihrer Ideen. Auch sie vergisst, dass ein Omnivor noch kein reissendes Raubthier zu sein braucht, und deshalb die mächtigen Zähne u. s. w. derselben auch gar nicht braucht. Was aber die Vegetarier hauptsächlich zu erklären vergessen, ist, dass der Mensch, so viel wir vorläufig darüber wissen, anatomisch nicht vom Urmenschen verschieden, thatsächlich jetzt ein Omnivor ist; wenn das, nehmen wir einmal an, im Widerspruch mit seinem Organismus wäre (!), so sind auch alle Schlüsse aus dem Organismus des Urmenschen auf dessen Nahrungsweise werthlos, da wir dann ja sogar aus unserem eigenen, vollständig bekannten Körper doch nur falsch schliessen können. Wenn die Vegetarier für uns Recht haben (dass unser Organismus eigentlich nicht zur Fleischnahrung geeignet ist), so dürfen sie vom Organismus keinen Aufschluss über die Urmenschen erwarten: diese könnten ja auch Fleischesser mit einer frugivoren Constitution gewesen sein, wie wir es angeblich sind. Kochen und sonstige Zubereitung des Fleisches ist dem Menschen bekanntlich nicht nöthig; ich erinnere an die uns gar nicht schwierige Verzehrung eines kaum gebratenen Beefsteaks (oder roh à la Tatare) oder einiger Dutzend Austern und an das rohe Fleisch- und Fischessen mancher Naturvölker [2]). Mit diesem Organismus *sind* wir Europäer, Australier, Fuegier Omnivoren; mir nichts dir nichts beweisen die Vegetarier, dass die Urmenschen es mit demselben Organismus nicht sein konnten, und versuchen nicht einmal, einen Unterschied zwischen dem heutigen und dem Urorganismus zu beweisen.

Vernehmen wir endlich noch einen überaus competenten Forscher, R. Wiedersheim, welcher den *Vor*menschen als frugivor betrachtet. „Das Darmrohr hatte eine grössere Ausdehnung, und da er so der Pflanzenkost besser angepasst war, als heute (man denke auch an die meist grössere Zahl der Mahlzähne),

[1]) Dr. Anna Kingsford: „De ware Voeding“ (1895), S. 1—12.

[2]) Von den Negern im Allgemeinen sagt Ratzel, dass Rohessen auf der Jagd sehr gewöhnlich sei. „Völkerkunde“, I, S. 212.

befand sich der Vormensch als Vegetarianer in günstigeren Existenzbedingungen, als dies jetzt der Fall ist. Dazu kam noch der weitere Vortheil, dass der ein prädisponirendes Moment für pathologische Processe bildende Wurmfortsatz des Coecums[1]), woran ein beträchtlicher Procentsatz der heutigen Menschheit zu Grunde zu gehen pflegt, in Wegfall kam. Auf dieses plantivore Stadium folgte ein omnivores, welches in der Ausbildung einer grösseren Zahl von Schneidezähnen und mächtig ausgebildeten Eckzähnen seinen Ausdruck fand. Dadurch wurde dann, indem die Fleischkost mit der sich ausbildenden Geschicklichkeit im Jagen und Erlegen der Thiere eine immer grössere Bedeutung gewann, eine allmälige Verkürzung des Darmrohres bezw. ein Processus vermiformis angebahnt." Der Urmensch wäre also nach Wiedersheim ein Omnivor gewesen[2]). Mit der Rückbildung des Gebisses und der Verkümmerung der Eckzähne ging zum Ersatz dieser Waffen die Vervollkommnung des Gehirnes und somit des Intellectes gepaart einher; der Kampf um's Dasein konnte so durch die Erfindung der ersten Waffen fortgeführt werden[3]).

Die Thatsachen, die lebenden Naturvölker betreffend, entsprechen dieser Annahme vollkommen. Von fast allen, wenigstens von den niedrigen, welche noch nicht zum systematischen Ackerbau fortgeschritten sind, wird ein intensives Fleischbedürfniss ausgesagt.

So sagt Ratzel von den Hottentotten, dass sie, wie alle Afrikaner, mit wahrer Leidenschaft Fleisch suchen: „Fleisch und Fett sind für alle Neger der Inbegriff des Wünschenswerthen an Speisen"; die Australier ziehen die thierische Nahrung der pflanzlichen weitaus vor; die Indianer essen auch niedere Thierchen gern[4]); man denke an die „orgies stomacales" der Eskimo und Neu-Seeländer[5]).

Wir brauchen insoweit also nicht anzunehmen, dass die Anthropophagie auf einem anderen Grunde, als auf dem des Bedürfnisses und des Verlangens nach Fleischnahrung ursprünglich erwuchs. Möglich wäre es schon, dass der Mensch anfangs kein Fleisch genoss, dass die sonstigen Motive des Kannibalismus seine Abneigung gegen diese Speise erst besiegen mussten, bis dann endlich die Abneigung in Leidenschaft überging. Wahrscheinlich ist dieser Verlauf nach all' dem Angeführten keineswegs. Der rücksichtslos nach Fleisch, und zwar nach Menschenfleisch lüsterne Wilde macht wahrlich nicht die Vermuthung rege, dass er ursprünglich diese Lieblingsspeise verabscheute[1]).

§ 19. Geschmacksanästhesie der Wilden.

Die zweite negative Bedingung der Anthropophagie wäre, nach der Aussage der Selbstbeobachtung, der mangelnde Abscheu vor der Leiche und vor dem Fressen derselben. Lässt sich dieses vom unserigen verschiedene ästhetische Betragen, sowie dieses eigenthümliche Verhältniss zu der Leiche inductiv nachweisen und psychologisch verstehen? Ich glaube, ja.

Von dem mangelnden Raffinement der Wilden in der Auswahl und Bereitung ihrer Speisen liefern manche Berichte fast drastisch wirkende Zeugnisse.

Hätte doch Joest nicht seine Abhandlung über das Läuse-Essen[2]) schreiben können, welche noch durch eine ganze Legion von Beispielen hätte erweitert werden können!

Welche uns fast Erbrechen verursachenden Sitten theilt Bourke von sehr verschiedenen und nicht wenigen Völkern mit[3])!

Veth erzählt von den Dajaken der Wester-Abtheilung, dass ihnen die Feuchtigkeit der Leiche als wohlschmeckend gilt[4]).

---

[1]) Der Blinddarm der Gorilla und Orang ist lang, der Wurmfortsatz bei den Orang sehr lang. Hartmann, l. c., S. 176.

[2]) B. Wiedersheim: „Der Bau des Menschen als Zeugniss für seine Vergangenheit" (1893), S. 183.

[3]) Eodem, S. 180.

[4]) Ratzel: „Völkerkunde" (1885), I, S. 100, 212; II, S. 53, 607, 657, 675. Wissmann („Unter deutscher Flagge") betont mehrmals die Fleischwuth der Neger.

[5]) Letourneau: „Sociol.", S. 34, 35; Z. Dimitroff: „Die Geringschätzung des menschlichen Lebens" (1891), S. 19.

[1]) Ranke: „Der Mensch" (erste Aufl.) II, S. 489, 419, 418, 403: die Reste der Eiszeitmenschen wie der Diluvialeuropäer beweisen, dass die Jagd die meiste Nahrung lieferte. Auch Rauber kommt eigentlich zu dem Schlusse, dass der Urmensch ein Omnivor gewesen sei, l. c., S. 153. So auch Hoernes: „Urgeschichte des Menschen" (1895), S. 22, 37.

[2]) Wilhelm Joest: „Welt-Fahrten" (1895), III, S. 149—173: „Ueber den Brauch des Läuse-Essens."

[3]) J. G. Bourke: „Compilation of Notes and Memoranda bearing upon the use of Human Ordure and Human Urine." Washington 1888. Vergl. auch F. von Hellwald: „Erdessen und andere seltsame Essgelüste", in „Ethnographische Rösselsprünge" (1891), S. 164 seq.; Bourke: „Medicine Men of the Apache", Ann. Rep. Bur. Ethnol. 87—88 (1892), S. 537 seq.

[4]) Veth: „Borneo's Wester-Afdeeling" (1856), IV, S. 270, sie wird durch die Verwandten zu dem Reis während der Zeit der Beräucherung gegessen. Robert Burn („The Kayans of the North-West of Borneo", Journ. Ind. Arch., III (1849), S. 150): die Weiber saugen, an dem Sarge hängend, den Todtenduft ein; H. Low: „Sarawak" (1848), S. 206: der Geruch des geschnellten Kopfes ist den See-Dajaken angenehm,

Den Indianern der Prairien sind die Eingeweide der Vögel und Säugethiere ein besonderer Leckerbissen; kleinere Thiere werden roh und noch bei Lebenswärme verspeist. Die Eingeweide eines eben geschlachteten Ochsen werden nach oberflächlicher Entleerung mit grösstem Behagen genossen. Leidet der Indianer Hunger, so verspeisst er Alles — Schlangen, Eidechsen, Kröten und bisweilen sogar Aasvögel. Ein Stinkthier ist ungeachtet seines entsetzlichen Saftes eine grosse Delicatesse. Warmes oder geronnenes Blut wird gierig verschlungen. „Nichts kann so schmutzig und ekelhaft sein, dass der alles verschlingende Appetit des Indianers es verschmähen würde. Nur einige wenige Säugethiere oder Vögel werden in Folge von Aberglauben vor der Verfolgung des Indianers geschützt, obwohl auch dieser Wahn nicht stark genug ist, um sich auf ein Verbot auszudehnen“ [1]). Und diese Speiseverbote sind meist sehr begreiflich, z. B. ein feiges Thier wird nicht gegessen, weil der Genuss feige machen würde, — ein dem Ethnologen sehr bekannter Analogieschluss.

Wie auffallend wenig stimmt dies Alles mit der Theorie von Schurtz!

Manche Indianerstämme geniessen das Fleisch roh [2]).

Bei den Oyampi und Rukuyennes werden Eier von den jüngeren Männern nicht gegessen, weil deren Genuss der Zeugung schädlich wäre. Bebrütete Iguanen-Eier aber gelten als Leckerbissen [3]). Den Kindern der Chippeway wird das warme Blut der Feinde zu trinken gegeben, um sie zu Helden zu machen [4]).

Aus blosser Faulheit ernähren sich die Tlinket-Indianer von den todten Thierkörpern u. s. w., welche das Meer an's Land wirft [5]).

Die Mandan essen alle Thiere [6]).

Die Tupi verzehren bekanntlich ihr Ungeziefer aus Rachsucht und die alten Weiber ziehen die Häute der ermordeten und verzehrten Feinde an [7]). Die Fuegier (Yahganen) verspeisen einen an den Strand geworfenen todten Walfisch [1]) und Wallis sah einen Fuegier einen zappelnden lebenden Fisch vollständig verschlingen wie ein Seehund [2]). Die Botokuden fressen absolut alles Mögliche [3]). Die Warrau essen Würmer, Käfer u. s. w.[4]). Die Tuski verzehren ihre Läuse und das Ungeziefer der Rentiere [5]); im Winter befriedigen sie ihre Nothdurft öfter im Schlafzimmer [6]); die Weiber benützen ihren Urin als Toilettewasser [7]). In einer Grube verfaulte Fische geniessen die Itälmenen Kamtschatkas sehr gerne [8])! Wilken betrachtet es fast als selbstverständlich, dass die niedrigsten umherziehenden Völker Indonesiens, wie die Lubu, die Kubu, die Olo Ot u. s. w. alles eklige Gethier, wie Schlangen, Frösche u. s. w., verschlingen [9]).

Die älteren Weiber verzehren auf den Tamembar- und Timorlao-Inseln die in Streifen geschnittenen und getrockneten Leichen ihrer Feinde als Mittel gegen impotentia sexualis. Und beim Abschluss eines Bündnisses wird ein Sclave von einer Partei von beiden Parteien zusammen roh verschlungen [10]).

Die Battak verschmähen krankes und verdorbenes Fleisch keineswegs und verzehren Mäuse und Kriechthiere, Ratten, Hunde und Larven; wenn man den Tod eines Hausthieres voraussieht, wird es schnell geschlachtet und verzehrt; aber auch schon umgestandene Thiere werden gegessen. Ein holländischer Beamter versichert, dass einmal crepirte Regierungspferde, welche, mit Petroleum übergossen, bestattet worden waren, des Nachts ausgegraben und verzehrt wurden [11]).

---

[1]) R. J. Dodge: „Die heutigen Indianer des fernen Westens“ (1884), S. 188—192.

[2]) Waitz, III, S. 82.

[3]) Ratzel, II, S. 607, nach Crevaux.

[4]) Long: „Voyages and Travels of an Indian Interpreter“ (1791), S. 77.

[5]) Petroff: „Report on Popul. etc. of Alaska“ (1884), S. 167.

[6]) Zu Wied: „Reise in das Innere Nordamerikas“, II, S. 125.

[7]) Southey: „History of Brasil“ (1822), I, S. 233; Léry: „Hist. d'un Voyage à la Terre de Brésil“, S. 232.

[1]) Hyades: „La chasse et la Pêche chez les Fuégiens de l'Archipel du Cap Horn“. Revue d'Ethnographie, IV (1885), S. 536.

[2]) Letourneau: „Sociol.“, S. 33.

[3]) Zu Wied: „Reise in Brasilien“ (1819), II, S. 26, 32; Keane: „The Botocudos“, J. Anthr. Inst., XIII, S. 207; Tschudi: II, S. 278.

[4]) R. Schomburgk: „Reisen in Britisch-Guyana“ (1847), S. 164.

[5]) v. Nordenskiöld: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ (1882), II, S. 128.

[6]) Eodem, S. 90.

[7]) Eodem, S. 103 seq.

[8]) K. v. Ditmar: „Reisen und Aufenthalt in Kamtschatka“ (1890), S. 376.

[9]) „Vergelijkende Volkenkunde van Nederlandsch-Indië“ (1893), S. 1.

[10]) Riedel: „Sluik en Kroesharige Rassen“, S. 279.

[11]) P. A. L. E. van Dyk: „Het Eten van Menschenvleesch by de Bataks“, Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde, XXXVIII (1895), S. 305; J. H. Meerwaldt: „Aanteekeningen betreffende de Bataklanden“, in derselben Zeitschrift, XXXVII (1894), S. 527.

Von den Kubu berichtet Forbes, dass sie kleine Thierchen am liebsten halb verfault und kaum gekocht verzehren [1]). Auf den Kei-Inseln wird die Leiche bisweilen Jahre hindurch, bis genug zum Leichenfeste zusammengespart wurde, in der Hütte, obwohl in einer hermetisch (?) verschlossenen Kiste, bewahrt [2]). Die Igorroten lassen die Todten öfters wochenlang unbestattet; auf Lepanto werden sie unter der bewohnt bleibenden Hütte bestattet und bei Wohnungswechsel wieder mitgenommen [3]). Auch die Bontocleute Nord-Luzons empfinden keinen Ekel vor der Leiche: sie wird aufgeputzt auf einem Stuhl vor dem Hause festgebunden und verbleibt so wochenlang, indem die Verwandten um sie herum ihr Fest abhalten; inzwischen verzehrt sich die Leiche, wird aber durch das vor ihr angemachte Feuer halb gedörrt [4]). Die Leiche eines Kayan-Dajaks wird 4—8 Tage lang in der Hütte in einer verzierten Kiste aufbewahrt und inzwischen saugen die Verwandten gierig den Geruch der Leiche ein [5]).

Die Topantunuasu auf Celebes bewahren die Leiche einige Zeit in einer hermetisch verschlossenen Kiste innerhalb der Hütte, legen sie dann auf die Zweige eines Baumes, sammeln nach einem Jahre die Knochen, reinigen dieselben, ölen sie ein und wickeln sie in Sarongs, worauf sie in Höhlen bewahrt werden [6]). Die Nuforesischen Bergbewohner tragen die Leiche durch das Feuer und bewahren sie nachher in der Hütte; die Flüssigkeit, welche heraustrieft, wird der Frau zu trinken gegeben mit der Drohung, sie sonst zu tödten [7]). Die Papua von Dorej verzehren alle möglichen Thiere [8]). Die Negritos jagen auf Schlangen, Frösche und derartige Thiere [9]).

Die alten Arier verabscheuten die eingeborenen Dasyu Indiens, u. A. weil diese Menschenfleisch und überhaupt ungekochtes Fleisch assen und drückten ihren nationalen Abscheu durch das Epitheton „Rohesser“ aus [1]).

Die Aïno verzehren frische Fische geröstet oder roh, wie ja auch Blut und Theile des Bären roh verzehrt werden [2]).

Wie wir erwarten mussten, ist der Australier ausserordentlich wenig wählerisch in seinen Speisen und gar nicht raffinirt zu nennen. Was uns Ekel einflösst, essen sie gerne, alle möglichen Lebewesen werden verschlungen; angespülte Walfischleichen sind grosse Leckerbissen; im Nothfalle aber werden halbverfaulte Leichen ausgegraben und verzehrt [3]). Dagegen räumt Jung zwar ein, dass sie todte Walfische hochschätzen, behauptet aber, „dass sie sonst den grössten Ekel vor jedem Fleisch zeigen, das nach unseren Vorstellungen doch nur den rechten Wildgeschmack erreicht hat“ [4]). Nicht alle Nachrichten weisen auf einen solchen zarten Geschmack. Lumholtz berichtet, dass die Queensländer ihre Jagdbeute öfters gleich nach der Tödtung mit den Zähnen zerreissen und vertheilen [5]). Die Dieierie fressen Ratten, Schlangen u. s. w. [6]), die Tasmanier Eidechsen, Ameisen, Schlangen u. s. w. [7]); vom Festessen eines todten Walfisches bei den Cammarray berichtet auch der alte Collins [8]). Die Süd-Australier des Inlandes leben von Eidechsen, Schlangen u. s. w. [9]). Grey sah eine junge Frau aus der Körperhöhle eines todten Walfisches heraustreten [10]). Von den Torres-Insulanern berichtet Haddon, „dass ein Mann ‚wild‘ wurde durch Uebung in der Zauberkunst, welche u. A. im Verzehren faulender Leichen bestand“ [11]). Die Speisen der Niam-Niam widerten Schweinfurth an [12]). Fleischspeisen sind ihre Leidenschaft [13]). Das Fett

[1]) Forbes: „A Naturalist's Wanderings in the Eastern-Archipelago (1885), S. 242.

[2]) Rosenberg: „Der Malayische Archipel“ (1878), S. 351.

[3]) Meyer: „Reise um die Welt“ (1885), S. 262, 300, 531.

[4]) Schadenberg: „Verh. Berl. Ges. f. Anthr.“ (1888), S. 41.

[5]) Burns: „Journ. Ind. Archip.“, III (1849), S. 149, 151.

[6]) Riedel: „De Topantunuasu“, Bijdr. v. T.-, L.- en Vk. (1886), S. 95.

[7]) Van Hasselt: „Die Nuforesen“. Zeitschr. f. Ethnol., VIII, S. 190.

[8]) Rosenberg: „Reistochten naar de Geelvinkbaai“ (1875), S. 452.

[9]) Blumentritt: „Versuch einer Ethnographie d. Philippinen“, Ergänzungsheft z. Petermann's Mittheil. (1882), S. 8; Meyer: Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1883, S. 14.

[1]) Hunter: „Annals of Rural Bengal“ (1868), S. 115.

[2]) W. Joest: „Welt-Fahrten“ (1894), III, S. 20.

[3]) E. Reclus: „Le Primitif d'Australie“ (1894), S. 51 seq. Ratzel, II, S. 54: die Australier verschmähen zwar gewisse Fische, Schalthiere, Pilze, ekeln sich aber nicht vor Maden, faulen Eiern und dem Inhalte der Eingeweide ihrer Jagdthiere.

[4]) K. E. Jung: „Der Welttheil Australien“, I (1882), S. 115.

[5]) L. c., S. 335.

[6]) Gason in Curr, II, S. 46.

[7]) Bonwick: „The Tasmanians“, S. 15.

[8]) Collins: An Account of the English Colony in New South Wales“ (1798), S. 601.

[9]) Angas, l. c., I, S. 79.

[10]) Letourneau, l. c., S. 33.

[11]) Haddon: „The Western Tribes of Torres Strait“, Journ. Anthr. Inst. (1890), S. 316

[12]) „Dans le coeur de l'Afrique“, I, S. 409, 464.

[13]) L. c., II, S. 15, 23.

für die Lampen stammt von Menschen [1]). Die ackerbauenden, nie Mangel leidenden Bongo verzehren Aas, den Inhalt des Kuhmagens, Schlangen, Hyänen, aasstinkende Geier, Larven u. s. w.; mit vollstem Rechte werden sie nicht sehr delicat genannt; Hundefleisch verschmähen sie aber [2]). Wie komisch erscheint hiebei die Schurtz'sche Erklärung dieser Ausnahme! — Die Diur spuken auf einander zum Grusse [3]). Kuhmist und Kuhurin sind die Toilettenartikel der Schilluk; mit dem letzteren werden alle Milchgefässe gewaschen; er ist ihr Surrogat für Salz; das verehrte Vieh verzehren sie nur, wenn es eines natürlichen Todes starb [4]). Bei den auch in Fleischüberfluss lebenden Mombuttu wird Menschenfett hauptsächlich als Oel benützt; es wird massenhaft auf Menschen gejagt und die Leichen werden ganz wie bei uns die Schweine behandelt [5]). Auch bei den Dinka wird Kuhurin als Cosmétique, Seife und Salz benützt und wird das Rindvieh nur, wenn natürlichen Todes gestorben, gegessen [6]). Die Wakavirondo setzen der vielgenossenen Milch Kuhurin zu, welche auch noch zur Erhöhung des Aromas tagelang gestanden hat; die Milchgefässe sind an der inneren Seite mit Kuhkoth bestrichen [7]). Die Massai-Krieger saugen Blut aus den geöffneten Halsadern ihrer lebenden Ochsen, bis sie satt sind, nachdem sie die Thiere mit Schlägen betäubt haben; Johnston nennt dies sogar ihre „chief and favourite form of nutriment" [8]). Von den Waganda berichtet Stuhlmann, dass sie Fleisch und besonders Fische verzehren, und zwar in derartig verfaultem Zustande, dass sie bei uns schon von ferne Ekel erregen würden [9]).

Die auf Fleisch versessenen Wanjamuesi jagen Löwen und Geiern die faulende Beute ab, geniessen von Maden wimmelnde Fische, ekeln sich aber vor dem Genusse von Eiern und vom Fleische der Schirr-Antilope [10]).

Die Bihénos essen wenig Fleisch, begehren es aber sehr, und zwar am liebsten in faulendem Zustande; auch essen sie gerne wilde Thiere und rohe weisse Ameisen [1]).

Die Angola-Neger essen gerne Feldratten, auch wenn sie Fleisch in Ueberfluss haben, „gleichviel, ob das Thier getödtet oder gefallen, oder ob das Fleisch frisch ist oder einen Hautgoût hat"; dennoch sind sie Ackerbauer und ist ihnen Tuba aus Maniokmehl eine unentbehrliche Speise. „Heuschrecken und fliegende Ameisen, in einem trockenen Topf geröstet, werden überall gegessen. Sehr beliebt ist, die Eingeweide soeben geschlachteter Ziegen auszusaugen" [2]).

Die Frauen der Banakas in Süd-Guinea tragen häufig in den Löchern, die sie sich in ihre Ohren und Nasen gemacht haben, Stücke fetten Fleisches, ob zur Zierde oder des Geruches wegen, ist nicht bekannt [3]).

Die Mashona sollen schon längst todtes Wild gern verzehren [4]).

Die Angoni (Landin) verspeisen Alles vom Wilde, sogar die Haut, und kochen es obendrein nur halb [5]).

Bei den grossen Tänzen der Matabele gibt es eine Ceremonie, wobei Fleisch eines lebendigen Ochsen verzehrt wird [6]).

Die Hottentotten essen alles gefallene Vieh [7]).

Ich glaube, die angeführten Thatsachen genügen gerade deshalb zum Beweise unseres Satzes, dass die Naturvölker im Allgemeinen in der Auswahl ihrer Speisen bedeutend weniger wählerisch sind als die Culturvölker, weil eigentlich keine einzige Beobachtung hiemit im Widerspruch steht. Denn dass einige von ihnen, und diese sind eben nicht zahlreich, reinlicher verfahren und einen feineren Geschmack zeigen, beweist doch nur, dass gerade sie in dieser Beziehung weiter vorgeschritten sind [8]). Der dann und wann

---

[1]) L. c., II, S. 23.

[2]) Eodem, II, S. 265, 334, 263.

[3]) Eodem, I, S. 201.

[4]) Eodem, I, S. 82, 97.

[5]) Eodem, II, S. 78, 81, 83—85.

[6]) Eodem, I, S. 161.

[7]) Thomson: „Trough Massai Land" (1885), S. 480.

[8]) Johnston: „The Kilima-Njaro Expedition" (1886), S. 425.

[9]) Stuhlmann: „Mit Emin", S. 180.

[10]) P. Reichard: „Die Wanjamuesi", Z. d. Ges. f. Erdk. z. Berlin (1889), S. 321, 322.

[1]) Major Serpa Pinto: „How I crossed Africa" (1881), I. S. 174, 180.

[2]) Pogge: „Im Reiche des Muata Jamwo" (1880), S. 10.

[3]) J. Leighton Wilson: „West-Afrika" (1862), S. 211. Die Neger geniessen Alles. was nur an Fleisch erinnert, ausser katzenähnliche Raubthiere, sagt Lenz: „Skizzen aus West-Afrika" (1878), S. 169, 170.

[4]) W. M. Kerr: „The Far Interior" (1886), I, S. 118.

[5]) Kerr, II, S. 122.

[6]) Kerr, I, S. 67.

[7]) Ratzel I. S. 100, 101: „gänzlichen Mangel an Fleisch erträgt kein südafrikanischer Wilder". (Lichtenstein.)

[8]) Der Abscheu vor menstruirenden Mädchen und Frauen, bei Naturvölkern so häufig und effectiv (Ploss, „Das Weib", 1895, I, S. 318 seq.), hat gewiss keinen ästhetischen Grund, vergl. Crawley: „Sexual Taboo", Journ. Anthrop. Inst. 1895, S. 220.

sich äusserst vornehm zeigende Ekel vor irgend einer Speise kann gewöhnlich unschwer aus auf der Hand liegenden Associationen des betreffenden Volkes erklärt werden [1]).

Solche Erscheinungen sind aber auch nur zu oft mit den widerlichsten Geschmacksäusserungen verbunden. Der Einwurf, dass diese Offenbarungen des wilden wie des gebildeten Geschmackes ganz subjectiv sind, kann theils abgelehnt werden und braucht theils nicht einmal abgelehnt zu werden. So ganz gesetzlos sind auch diese seelischen Aeusserungen nicht. Man verweise uns nicht auf ein (relativ) primitives Volk, dem durch besondere Umstände die Gewohnheit des Fleischgenusses abhanden kam; aber man vergleiche manche der oben genannten Völker, welche, keineswegs aus Noth allein und ohne nur auf Fleischgenuss angewiesen zu sein, doch die ekeligste animalische Speise in ihrer Fleischbegier nicht verschmähen, mit einem modernen zartfühlenden und delicat empfindenden Menschen, welcher nur Fleisch geniessen kann, wenn es so wenig möglich die Spuren seines Ursprunges trägt (wie Viele gibt es, die ein saftiges Beefsteak seines Blutes und der unzerrissenen Fasern wegen verschmähen!), obwohl kein Gebot ihn wie die Hindu zwingt, die Sitte, sowie die culinarische Kunst ihm Unrecht gibt, — oder gar mit dem Vegetarier, dem letzten Producte dieser Entwicklungsreihe!

Aber noch ein zweiter Vertheidigungsgrund bleibt uns, und zwar ein wichtiger. Ob die bezeugte Geschmackseigenthümlichkeit des Wilden seinen mangelnden Zartsinn in dieser Beziehung bezeugt oder nicht, kann uns an sich fast gleichgiltig sein, wenn wir nur eine Beziehung zwischen diesem Geschmacke und seinem Behagen im Leichenfressen feststellen können. Und diese Beziehung scheint uns psychologisch einleuchtend zu sein. In beiden Fällen scheint ein lebhaftes Verlangen gerade nach der derben Empfindung des Fleischgenusses sonstige Erwägungen nicht aufkommen zu lassen; die Phantasie scheint gar nicht bethätigt zu werden und keine abschreckenden Bilder zu erzeugen.

Die ganze Gestaltung des wilden Lebens macht dies wenigstens zum Theile vollständig klar. Die Basis unserer reellen, sowie unserer blos scheinbaren, vorgewandten Gefühlsverfeinerung ist ohne Zweifel die weit vorgeschrittene Arbeitstheilung, welche schon feiner veranlagten Individuen es ermöglicht, sich den rohen, abstumpfenden, Gefühlshärte erzeugenden und erfordernden Betrieben ferne zu halten.

Den Fleischer und Berufsjäger widert rohes, eben geschlachtetes, warmes Fleisch nicht an, einem altmodisch europäischen oder ashantischen Henker oder einem mexikanischen Opferpriester flösste der Leichengeruch keinen Ekel ein; unsere Leichenbesorger oder Anatomiediener machen sich nicht viel aus der Berührung der Leichen — der Wilde ist dies Alles zusammen, er macht ja Alles selbst; den psychischen Einfluss aller Beschäftigungen, denen er nachgeht, empfindet er gehäuft an sich selbst. Lässt sich da irgend ein Raffinement erwarten?

In manchen Fällen wird der ästhetische Rohsinn noch gesteigert durch die wüthenden Begierden des periodischen Hungers, dem der Wilde vor der Entwicklung des Ackerbaues oder der Viehzucht und auch nachher in kriegerischer Umgebung so manchmal unterworfen ist. Der Hunger macht ästhetisch unempfindlich während seiner Dauer, der öfter vielmehr habituell wiederholte Hunger verroht den Geschmack überhaupt [1]). Die so häufige Vernachlässigung oder die dieser ähnelnde übergrosse Freiheit der Kinder und speciell der Knaben [2]) lässt dem unersättlichen Kinderappetite die Gelegenheit offen, sich durch die bald gesuchte und gefundene kleine Jagdbeute zu befriedigen.

Culturkindern muss manche ekelige Gewohnheit (Kothfressen und -Schmieren nach dem Geständnisse einiger Mütter, Geniessen von Nasen-, Augen-, Ohren- und Kopfhautschmutz) genommen werden [3]); ob dies beim freien, verhätschelten wilden Kinde häufig geschieht? Ich kann mich keiner zutreffenden Beobachtungen entsinnen, obwohl ich die wilde Kindererziehung zum Gegenstande meiner bezeugten Forschung gemacht habe [4]). Die Ethnographen werden auch hieauf Acht zu geben haben.

[1]) Der Wute-Scharfrichter frass zwar gefallene Feinde, war aber entrüstet, dass Morgen rohe Eier und rohes Thierfleisch genoss. „Durch Kamerun" (1893), S. 224.

[1]) Z. Dimitroff: „Die Geringschätzung des menschlichen Lebens" (1891), S. 13—22: „Hungersnoth ist bei Naturvölkern regelmässig und in dieser Zeit verzehren sie die ekelhaftesten Dinge" (S. 25: der Inhalt des Renthiermagens ist den Indianern und Eskimos eine Leckerei); „bei andauernder Hungersnoth fühlt man ein Unbehagen, die Sinne, durch welche der Geist seine Nahrung empfängt und wieder seine Thätigkeit kundgibt, versagen ihm den Dienst" (S. 27); also anästhetisch.

[2]) Vergl. meine „Erste Entw. d. Strafe", II, S. 181 seq.

[3]) Ich weiss von mehreren etwa 10—14jährigen, psychisch normalen, gut erzogenen Kindern aus guter Familie, die probirten, ob Koth denn wirklich so schlecht schmecke.

[4]) „Ethnol. Stud. z. Ersten Entw. d. Strafe" (1894), II, S. 176—253.

Der Culturmensch, wenigstens der gebildete, fühlt einen sensuellen, ästhetischen Widerwillen vor jeder Leiche, ihm ekelt vor seinen todten Verwandten [1]); dass dem Wilden dieser Ekel abgeht, glaube ich hinreichend erwiesen und begreiflich gemacht zu haben. Wie gemüthlich verfährt man da auch mit der Leiche: „eine schöne Leiche"! Man sieht sie gerne und macht sich ohne Ekel mit ihr zu schaffen.

§ 20. Anfangs kein Abscheu vor der Leiche.

Aber, so könnte man mir entgegnen, der Wilde hat um so tieferen Abscheu vor der Leiche als dem Sitze der gefährlichen, mächtigen, höchst reizbaren Seele!

Es lässt sich dieser Behauptung jedenfalls gar Vieles entgegenhalten. Doch müssen wir zuerst darauf aufmerksam machen, dass es hiebei von dem grössten Gewichte ist, die verschiedenen Perioden zu unterscheiden. Die Todtenfurcht ist eine Frucht bestimmter Denkprocesse und setzt eine gewisse Erfahrung und geistige Entwicklung voraus, wie wir keinen Grund haben, sie schon bei den Urmenschen vorauszusetzen; bekanntlich scheint sie auch den geistig höchsten Thieren zu fehlen. Gelingt es uns also darzuthun, dass alle Bedingungen des Eintretens der Anthropophagie schon bei den Urmenschen erfüllt waren und dass keine einzige die Erreichung des Stadiums der Todtenfurcht voraussetzt, so kann auch diese Furcht vor dem Gespenste gar keinen Einfluss auf die ursprüngliche Behandlung des todten Körpers geübt haben.

Der Nachweis, den wir überhaupt in diesen Paragraphen führen, ist der Beweis für die erste dieser beiden Hypothesen; aber seine Beweiskraft wird durch die Erwägung erhöht, dass auch im zweiten Falle (wenn die Leichenverspeisung erst nach dem Aufkommen der Todtenfurcht zur Sitte wurde) die gewöhnliche Behandlung der Leiche keine allzu grosse Delicatesse nach unserem Geschmacke bedeutet, und hierin dürfte zugleich der Grund des so häufigen Beibehaltens der Leichenverspeisung auch in der Periode der Todtenfurcht gelegen sein.

Der aufgestellte Satz lässt sich unschwer beweisen.

Die Queensländer an der Moreton-Bai ziehen der Leiche feierlich und still die Haut ab (und zwar thun dies Leute vom anderen Geschlechte) und trocknen dieselbe; der Körper wird zerschnitten, geröstet und verzehrt. Sonst finden sich alle Anzeichen des Todtencultus und der Todtenfurcht [2]).

Die nördlichen Queensländer lassen das Fett der sich zersetzenden Leiche auf sich träufeln, um ihre Kraft zu erlangen [3]). Bei den Yap-Insulanern wird die Leiche geputzt auf ein Gerüst gebunden, der Sohn lobt den Todten und beschenkt die Gäste, bis die Zersetzung anfängt; der Rest wird, hübsch eingepackt, auf einem Berge bestattet, wo sich der Sohn eine Hütte baut und hundert Tage allein bleibt [8]).

Ein Warrua-Häuptling muss eine Woche lang allnächtlich mit der Leiche seiner Gattin schlafen [4]).

Aus Furcht, dass die Hexen die Leiche zur Anfertigung von Zaubermitteln benützen könnten, bestatten die Bakwain dieselbe so bald als möglich, in der Eile auch wohl einmal in die Höhle eines Ameisenfressers; Livingstone sah auf diese Art zweimal Scheintodte zurückkehren [5]). Bei den Tlinket werden die Leichen durch „professionals" desarticulirt; die Leiche wird einige Zeit nachher vor geladenen Gästen aufgestellt und verbrannt [6]). Die Tolkotin-Witwe muss auch im heissesten Sommer neun Nächte neben der Leiche ihres Gatten schlafen; sie beschmiert sich Antlitz und Körper mit dem Fette, das aus der verbrennenden Leiche träufelt. Den Männern geschieht Aehnliches [7]).

Die Ni-shi-nam sieben die Asche der Todten im Frühlinge nach der Bestattung der verbrannten Leiche durch und verbrennen dieselbe nochmals [8]). Ein dazu auserwähltes, sehr distinguirtes Weib macht ein Gerippe von dem todten Patagonier, dasselbe wird dann bestattet oder auf ein Gerüst gestellt, bis es völlig rein ist [9]). Die Goajiro bewahren die Leiche zwei Jahre lang in der Hütte und halten ein Fest ab beim Sammeln der Knochen [10]). Auch die Ara-

[1]) Im sogenannten Volke scheint dies ungleich weniger der Fall zu sein, wie Strack's schönes und gutes Buch: „Der Blutaberglaube in der Menschheit" (1892) auf jeder Seite beweist.

[1]) Lang, l. c., S. 359, 361, 367.

[2]) Lumholtz, l. c., S. 279, 272.

[3]) Hernsheim: „Südsee-Erinnerungen" (1880), S. 22.

[4]) Cameron, l. c., II, S. 105.

[5]) D. Livingstone: „Missionary Travels and Researches in South Afrika" (1857), S. 129.

[6]) Dall: ‚Alaska and its Resources' (1870), S. 419.

[7]) Yarrow: A further Contribution to the Study of the Mortuary Customs of the North American Indians; First Annual Rep. Bur. Ethnol., 1881, S. 145.

[8]) Powers: „Tribes of California", Contr. N. A. Ethn. (1876), III, S. 328.

[9]) Falkner: „A Description of Patagonia" (1774), S. 128.

[10]) Simons: „The Goajiro', Proc. Royal Geogr. Soc. (1885), S. 792.

waken bestatten den Todten in seiner Hütte [1]). Die Araucanier hängen die Leiche in einer Mulde in der Hütte auf und lassen sie dort Monate lang mit Speise und Nahrung an ihrer Seite [2]).

Alle diese Beispiele deuten theils auf grosse Familiarität mit und mangelnden Abscheu vor der Leiche, theils auf grobe Irreverenz ihr gegenüber [3]). Wünschen wir die Zahl derselben noch zu vermehren, so brauchen wir blos die bekannten Abhandlungen Fraser's und Wilken's [4]) zu durchblättern: eine Unzahl der gegen die Wiederkehr des Geistes genommenen Präventivmassregeln sind höchst irrespectlicher Natur. Ich erinnere blos an das häufige Zusammenschnüren der Leiche, das Zerschlagen ihrer Beine, die Verstümmelung ihrer Hände oder Finger, die Durchbohrung des Grabes und der Leiche mit einem spitzen Pfahle, das Werfen der Leiche in den Wald oder vor die Thiere u. s. w.

Gar viele Beispiele solcher rohen Intimität mit der Leiche finden wir im dritten Abschnitte („Der Ahnencult") des ersten Bandes meiner „Ethnologischen Studien zur ersten Entwicklung der Strafe" [5]), und viele andere enthalten Yarrow's „Mortuary Customs of the North American Indians" [6]) und Preuss' interessante Studie „Die Begräbnissarten der Amerikaner und Nordostasiaten".

In Uebereinstimmung mit unserer Auffassung scheint aus diesen Daten hervorzugehen, dass sich die rohe, undelicate Behandlung der Leiche hauptsächlich bei den niedrigsten Völkergruppen (Südamerikanern, Australiern) findet, bei welchen wir ebenso die geringste Geschmacksentwicklung bezeugt fanden. Die in dieser Richtung so auffällig fehlende Wirkung der Phantasie stimmt vollständig (psycho- und charakterologisch) zu der bei den Wilden vielfach vorgefundenen negativen Grausamkeit, welche in dem Nichtverständnisse fremder Leidensäusserungen als solcher besteht [1]).

Dass der Urmensch die Rache der gefressenen Verwandten nicht fürchtete, obwohl er sonst so grosse Todtenfurcht hegen möge, lässt sich unschwer auf zweierlei Art erklären: erstens galt das Fressen damals noch gar nicht als schmähliche Handlung (ich erinnere an die Traurigkeit des Mayoruna, weil er nicht gefressen werden sollte) und diese Auffassung mag lange gewährt haben, weil sie eigentlich die rationellste war; zweitens aber denkt sich der Naturmensch die Versöhnung eines von ihm gekränkten Anderen sehr leicht: wie oberflächlich sind die Entschuldigungen, welche der Aïno dem getödteten Bären darbringt; man erinnere sich des Vertrauens in dem Schutz des geraubten Schädels und in dem Pangulubaling. Selbst rachsüchtig, bleibt ihm doch die fremde gegen ihn gerichtete Rachsucht immer etwas Sonderbares [2]).

Als man sich später die Rachsucht der Todten deutlicher vorstellte, da kamen auch neue, secundäre Motive für den Endokannibalismus auf, wie Schutz gegen Würmer, Liebe, Aufnahme der Seele oder ihrer schönen Eigenschaften u. s. w.; die einfache Leichenverspeisung ging allgemach in eine Bestattung der Leiche durch Verspeisung über. Wäre die Leichenverspeisung vom Anfang an etwas Abscheuliches, dem Instincte Zuwideres gewesen, so hätten die secundären Motive nie effectiv werden können. Wenn sich aber in der Seele des Urmenschen eigentlich nichts wider die Verzehrung der verwandten Todten erhob, so müsste dieselbe auch häufig, um nicht zu sagen regelmässig, stattfinden, weil der Jäger, besonders der primitive, schlecht bewaffnete Jäger öfter einen intensiven Hunger verspüren müsste und sich, wenn es etwas zu essen gab, natürlich

[1]) Martius, S. 695.

[2]) v. Bibra: „Reise in Südamerika" (1854), S. 111.

[3]) Die von Féré („Pathologie des Emotions", S. 413) leider nicht näher beschriebene Nekrophobie ist bei den Wilden wohl kaum möglich, obwohl ihr furchtsamer Abscheu vor den Geistern der Todten so gross ist.

[4]) Fraser: „On some Burial Customs". Journ. Anthrop. Inst., XV, S. 64 seq.; Wilken: „Das Haaropfer" (1886 u. 1887).

[5]) Was die Kutschin-Indianer betrifft, siehe S. 154, Omawhaw 157, Cheyenne 157, Costa Rica Ind. 163, Bororo 165, 166, 167, Botocuden 168, Coroados 169, Lengua 172, Chiriguana 173, Manaos 174, Mauhés 176, Pauixanas, Amaripas, Uajurus 177, Uaupé 177, Darling-River-Australier 186, Coburg-Halbinsel 187, Narrinyeri 187, Tasmanier 188, Queensländer an der Moreton-Bai 189, West-Victoria 189, Australier überhaupt 190, westliche Stämme der Torres-Strasse 190, 191, Neue Hebriden 207, Neu-Britannien 212, Nuforesen 216, Geelvink-Bai 219, Finschhafen 221, Maclay-Küste 222, Teste-Insel 222.

[6]) First Annual Report of the Bureau of Ethnology.

[1]) Vergl. z. B. Reichard, l. c., S. 307, und Lumholtz, l. c., S 222; dazu aber S. 300, Note 2 des ersten Bandes meiner Ethnol. Stud.".

[2]) Meine „Ethnol. Stud.", I, S. 313; Kohler's Bemerkung („Zur Rechtsphilosophie und vergleichenden Rechtswissenschaft", Juristisches Literaturblatt, 1. Nov. 1895, S. 196, 2e, Spalte oben), die ich schon gemacht hatte (a. a. O.), macht meinen Erklärungsversuch nicht überflüssig. K. vergisst auch, dass man den Geist des Kopfes zu versöhnen strebt, also der Herrschaft über ihn sich doch nicht so sicher fühlt. (Z. B. Low: „Serawak", S. 207.)

möglichst vollstopfte; die Leiche des Genossen bildete für ihn ein gefundenes Fressen, und zwar ein aussergewöhnlich grosses Stück.

Dass später die secundären Motive die ausgewachsene Furcht und Ehrfurcht vor der Leiche besiegten, kann uns kaum Wunder nehmen; diese Motive selbst verneinten ja alle Absicht, zu verletzen, und damit alle Verbindung mit irgend welcher Leichenschändung. Die Vertrautheit mit Leichen und todten Körpern überhaupt war zu gross (da Delicatesse und Abscheu vom Anfang an fehlten) und ebenso die Nothwendigkeit der eingehenden Beschäftigung mit der speciellen Leiche zu dringend auf der einen Seite; andererseits waren die guten Motive zu stark. Wie weit die Rohheit in der Behandlung der Leiche bei schon ausgebildetem Ahnencultc noch gehen kann, zeigt uns eine Mittheilung Leighton Wilson's, die Völker Süd-Guineas betreffend. Er sah, wie man einem erst kürzlich verstorbenen angesehenen Manne den Kopf abschnitt und denselben auf Kreide auströpfeln liess. „Man hält das Gehirn für den Sitz der Weisheit, und die Kreide saugt dieselbe angeblich ein. . . . Wer dann mit solcher Kreide seine Stirne bestreicht, in dessen Kopf dringt die Weisheit desjenigen ein, dessen Hirn die Kreide eingesogen hat." Die Lebenden schätzen den Beistand der Todten so hoch, dass z. B. eine Wilson bekannte alte Frau fürchten musste, dass ihre Söhne sie vergiften würden, „theils um der Bürde, für sie zu sorgen, enthoben zu sein, theils und besonders aber, um von ihr einen wirksameren Beistand zu gewinnen, als sie ihnen in dieser Welt gewähren konnte" [1]).

Der Leiche der heiligen Elisabeth von Ungarn wurde im christlichen Mittelalter noch von ihren Verehrern die Ohren und die Spitzen der Brüste abgeschnitten zur Erlangung von wunderkräftigen Reliquien [2])!

Das eine Gefühl wird eben zeitweise vollständig von dem anderen durch ihn erzeugte ersetzt.

Wir schliessen also, dass Geschmacksdelicatesse und Furcht (sowie Ehrfurcht) vor der Leiche den Urmenschen nicht von ihrer Verspeisung abgehalten haben können.

[1]) „West-Afrika", S. 293, 294. Und der König von Dahomey, Behanzin, tödtete ja seine Mutter, um die Nachricht seiner Niederlage seinem todten Vater zu überbringen, wie die Zeitungen meldeten.

[2]) P. Sabatier: „Vie de S. François d'Assise" (1894), S. 410. Vergl. H. Gaidoz: „les Rites de la Construction", Mélusine (1888), S. 17.

§ 21. Der Hunger und die Hungersnoth.

Der Hunger ist ganz entschieden eine kräftige, häufig wiederkehrende Veranlassung zum Kannibalismus überhaupt gewesen. Seine Bedeutung für die allgemeine Leichenverspeisung muss aber vorzüglich in seinem Einflusse durch häufige Wiederkehr auf die Gestaltung des ganzen primitiven Charakters gelegen sein. Als ausreichende Erklärung kann er nicht gelten, denn: 1. wenn der hungernde Culturmensch einen Mitmenschen verzehrt, so befindet er sich dabei in völlig zerrüttetem und furchtbar erschüttertem Gemüthszustande, nie so ruhig, wie der Wilde, es wäre denn, er sei diesem charakterologisch gleich; 2. der Kannibalismus aus Hunger hat auch, wenn er deutlich auftritt, bei den Wilden ein ganz eigenes Gepräge und ist völlig von dem des allgemeinen Endokannibalismus oder der Leichenverspeisung verschieden (vgl. den betreffenden Paragraphen); 3. die endokannibalen Völker zeigen offenbar ganz andere Motive und verkehren auch gar nicht immer in periodischer Hungersnoth (Battak, Mombuttu); umgekehrt sind die ökonomisch zurückgesetztesten Völker (wie die Hyperboräer und die Fuegier) gar nicht die typischen Endokannibalen.

Der ganze Charakter des Urmenschen lässt sich nur als Hungercharakter begreifen, und gerade deshalb brauchte er gar keine besonderen Veranlassungen abzugeben. Ich leugne also den Einfluss des Hungers keineswegs, nur schreibe ich ihm eine mehr allgemeine, charakterbildende Wirkung zu; und war dieser Charakter (wie wir ihn schilderten) natürlich als die Resultante aller Factoren [1]), nicht nur dieses einzigen, einmal gegeben, so brauchte der Hunger kaum mehr veranlassend zu wirken.

Es gab ja keine Hemmung. Anders verhält es sich aber mit dem gelegentlichen Hungerkannibalismus bei Völkern, die die allgemeine Leichenverspeisung schon hinter sich haben; hier kann der Hunger die schon entwickelten Hemmungen zuerst bei den schwächeren Charakteren überwinden.

[1]) Unsere Aermsten in den traurigsten Höhlen der Grossstädte würden, obwohl ebensowohl bei habituellem Hunger (starvation diseases), vor dem Verzehren einer Leiche zurückschaudern (vor dem Gesetz höchstens eine Uebertretung); das kommt daher, weil auch sie keine Wilden mehr sind; die Meinungen der Anderen reflectiren auf sie, und auch ihr eigener Charakter ist ein anderer. Schade, dass bisher über die Moral von Seite der Folkloristen so wenig Studien gemacht worden sind. Ethnologie, Sociologie, Ethik und Criminologie könnten daraus viel lernen. S. meinen kleinen Aufsatz „Moralischer Folklore" in der Zeitschrift „Am Ur-Quell", VI, S. 51.

§ 22. Fehlen weiterer negativer Motive.

Unsere Analyse des Abscheues des Culturmenschen vor der Leichenverzehrung deckt uns noch einen Umstand auf, der sich etwa als ein unbegründetes, phantastisches Mitleid mit der Leiche (nicht mit dem Todten) umschreiben liesse. Der Besitz eines solchen zarten Gefühles kann dem rohen, grausamen Wilden aber ohne Weiteres abgesprochen werden [1]).

Dem Solidaritätsgefühl, welches in der primitiven Gemeinschaft so stark ausgeprägt sein soll [2]), widerspricht die Verzehrung der Leiche thatsächlich nicht; sogar die Alten- und Invalidentödtung verhindert dieses Gefühl nicht.

§ 23. Die Pathopsychologie.

Man könnte geneigt sein, zur Erweiterung unserer Umschau und zur Heranziehung zahlreicher Vergleichsobjecte auch die Pathopsychologie zu befragen.

Es scheint aber eigentliche Anthropophagie, keine Eigenschaft auch des wildesten, modernen Verbrechers zu sein und ebensowenig scheinen die „moral insanes" Neigung zu dieser Unsitte zu zeigen. Wenigstens konnte ich keine hierauf bezüglichen Mittheilungen sammeln.

Ein epileptisches Mädchen, das ich studirte, war in hohem Grade grausam, frass Schmutz und Koth u. s. w. Von einem solchen mitleidslosen, unästhetischen Geschöpfe könnte man geneigt sein, den Kannibalismus als einen nothwendigen Ausdruck seines Charakters zu erwarten, der blos durch die Aufsicht unterdrückt ist. Aber wie leicht könnte man sich irren, denn diese Person z. B. war nach meinen Experimenten gar nicht sensuell anästhetisch; schlechte Gerüche (deren Natur ihr sonst unbekannt) waren ihr ebenso unangenehm, als normalen Menschen, und Wohlgerüche (ebenso von chemischen Präparaten) gleich angenehm. Es deutet diese Erscheinung auf ganz andere, complicirtere und positive Gründe des Betragens der Person hin, als reine Anästhesie. Hieraus dürfte folgen, dass, wenn auch ein solches Individuum nicht im Besitze von kannibalischen Neigungen befunden wurde, es nicht wider unsere Hypothese angeführt werden könnte, dass die niedrige sympathische und ästhetische Entwicklung des Urmenschen von ausschlaggebender Bedeutung für ihre Anthropophagie gewesen sein muss.

[1]) Alles Angeführte dient zum Beweise.

[2]) Kulischer: „Dualismus der Ethik bei den primitiven Völkern", Zeitschr. f. Ethnol. (1885), S. 105 seq.; Brinton: „Races and Peoples" (1890), S. 59; Achelis: „Ethnologie und Ethik", Zeitschr. f. Ethnol. 1889).

§ 24. Priorität des Endo- oder des Exokannibalismus?

Nach allem Vorhergehenden ist es klar, dass ursprünglich die Verspeisung der Leiche, wo sie als Sitte gebräuchlich war, nicht als entwürdigend für den Todten aufgefasst wurde und auch gar nicht so aufgefasst werden konnte. Sie war etwas Natürliches, wo nicht Ehrenvolles, letzteres wenigstens nach dem Aufkommen der secundären, animistischen Motive. Es ist aber hieraus schon klar, dass also das Wuth- und Verachtungsmotiv des Exokannibalismus ein späteres Erzeugniss sein muss. Wenn gleich anfangs die Verspeisung ein Zeichen des verletzenden Hasses gewesen wäre, so hätte sie nachher wohl nie mehr ein Ausdruck der Liebe und das regelmässige Schicksal der Verwandten werden können.

Wohl aber umgekehrt, gerade in der Periode, als die Verspeisung der Anverwandten Scrupeln zu erregen anfing.

Die Abschwächung des Endokannibalismus finden wir z. B. bei den Mpangwe und Malebue in dem Austausche der Leichen zwischen Nachbardörfern (dass es dieser Uebergang ist, geht aus den Details hervor); nirgends finden wir aber nunmehr die Steigerung vom Exo- zum Endokannibalismus [1]).

Die Verspeisung des Feindes bleibt psychologisch möglich, auch wenn sich im ethischen und ästhetischen Fortschritte die abhaltenden Motive entwickelt haben, da nachweislich der Hass und die Wuth einen betäubenden und hemmenden Einfluss auf diese Gefühle ausüben [2]), schon weil überhaupt alle starken Gefühle wenigstens eine Zeit lang die Alleinherrschaft erhalten. Beim gewöhnlichen Endokannibalismus herrscht gar kein solches starkes Gefühl vor, die überwundenen Widerstände müssen demnach sehr schwach oder überhaupt gar nicht vorhanden sein. Die Beschränkung auf die ausschliessliche Feindeverspeisung als solche kann demnach auch erst später in der psychischen Entwicklungsreihe aufgetreten sein; die gewöhnliche Leichenverzehrung muss aber der ersten Stufe angehören.

[1]) Auch nur scheinbar in dem, was Greffrath (Ratzel, II, S. 55) von den Queensländern erzählt, dass, wenn viele Stämme zusammenkommen, um von den Bunga-bunga-Früchten zu geniessen, sie zuletzt nach langer vegetabilischer Nahrung einen Heisshunger nach Fleisch empfinden und um keinen Krieg zu verursachen, einen der Ihrigen abschlachten.

[2]) Meine „Ethnol. Stud.", I, S. 105.

Wenn blos die genannten Motive von der Verspeisung der Leichen zurückhalten, so hatte der Urmensch, dem diese gewiss fehlten, keinen einzigen Grund, diese Nahrung abzulehnen. Weder meine psychologische Analyse noch meine Kenntniss des Charakters der niedrigsten Wilden, so weit beide gehen, noch die besseren Theorien über den Urzustand der Menschen erlauben mir, irgend ein mögliches Motiv aufzufinden, welches den Urmenschen von der Leichenverspeisung hätte abhalten können.

Wenn man die relativ schwache Bewaffnung des Urmenschen bedenkt und dabei im Anschluss an die meisten Anthropoiden und in Uebereinstimmung mit den anatomischen Indicien ihn als Omnivor sich vor Augen hält, dann ist man gerade gezwungen, seinen Endokannibalismus als nothwendig anzunehmen. Zur Ernährung seines Körpers brauchte der Urmensch Fleischnahrung; es fiel ihm öfter schwer, sich dieselbe zu beschaffen, besonders in grösserer Quantität und in derberer Form; nicht oft konnte er sich eine solche von der Grösse einer Menschenleiche verschaffen; geistig und gemüthlich hielt ihn nichts vom Verspeisen seiner todten Genossen zurück; — warum sollte er es unterlassen haben? Physisch wurde er genöthigt, psychisch hemmte ihn nichts.

Wenn aber einmal die negativen Motive sattsam entwickelt gewesen wären, hätte die animistische Technik unmöglich mehr die Leichenverspeisung veranlassen können, weil alle diese Gebräuche doch schon den Gedanken an die Verspeisung voraussetzen. So wenig als je ein Culturmensch nicht blos dem Namen oder seiner Gruppe nach, in welchem alle die abhaltenden Momente kräftig entwickelt waren, auf ein solches Mittelchen zur Gewinnung von irgend einer Eigenschaft der Todten verfallen könnte, unter der Wirkung welcher Theorie auch, genau so wenig würde die Leichenverspeisung dem animistischen Wilden möglich sein, wenn die abhaltenden Motive ihn schon beherrschten. Nicht die animistische Theorie allein macht die Leichenverspeisung möglich, sondern ihre Efficacität setzt den von erst bestimmten Gemüthszustand voraus.

Und war einmal diese seelische Veranlagung da, so mussten das unausgesetzte Bedürfniss und der periodische Hunger erstens schon eher, aber gewiss auch kräftiger zur Leichenverspeisung gedrängt haben, als der später auftretende und nie so compact wirkende Animismus.

Unterstützt wird dies dadurch, dass in gar vielen Fällen unserer ersten Gruppe nicht einmal die Rede ist von irgend einer animistischen Absicht und auch keine Spur einer solchen zu Grunde liegenden Theorie sich in den betreffenden Handlungen aufdecken lässt. Dass die Altenverspeisung und der Noth-Endokannibalismus (als ständige Sitte oder bei geringstem Anlasse) möglich waren, weist auf dasselbe hin.

Die vorläufig wahrscheinlichste Hypothese scheint mir also zu sein, dass der Urmensch die Leichen seiner Genossen in der Regel (wenn nicht gar zu widerlich durch entstellende Krankheit oder längere Fäulniss) verzehrte, ebenso wie die seiner getödteten Feinde.

§ 25. Kannibalismus der Thiere.

Man könnte geneigt sein, ein kräftiges Argument wider unsere Hypothese aus der Entwicklungslehre zu schöpfen, indem man behauptete [1]), dass die höheren Thierarten, besonders die Affen, ihre Artgenossen, geschweige denn die Mitglieder ihrer Bande, nicht fressen, vom Urmenschen dies also ebensowenig oder noch viel weniger zu erwarten sei.

Erstens liesse sich hierauf mit Nachdruck erwidern, dass zwischen den höchsten Affen und den Urmenschen ein „connecting link" bestanden haben muss, von dessen ganzem Charakter und Betragen wir absolut nichts wissen; dass sichere Schlussfolgerungen aus den jetzigen Affen auf den Urmenschen nicht möglich sind; dass beide Arten sich in Manchem haben unterscheiden müssen, weshalb nicht auch in dieser Beziehung? So scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass, wenn der Anthropoide bei Fleischmangel zur pflanzlichen Nahrung seine Zuflucht nimmt, der Pithecanthropus sowie der Urmensch mit ihren besseren Gehirnen ihre Jägerkünste ausbildeten, stärkere Thiere und im Nothfalle sogar ihre Artgenossen anfielen; es ist dies um so wahrscheinlicher, da sie, ihrer Stelle in der Entwicklungsreihe nach, schon mehr nach carnivorer Seite variirt waren [2]). Auch die Selection muss besonders bei Verbreitung über nicht-tropische und unfruchtbare Gebiete diese Entwicklung begünstigt haben. Die Erforschung des primitiven Zustandes der Mensch-

[1]) Wie Schaaffhausen, l. c., S. 516, zu thun scheint, dagegen S. 517; auch Burdach (bei Bergemann, S. 6) nennt den Kannibalismus der Thiere eine Ausnahme.

[2]) Vgl. oben die Ansicht Wiedersheim's.

heit soll übrigens möglichst ihre eigenen Wege gehen und nur kein sclavischer Diener irgend einer biologischen Theorie sein.

Dazu kommt, dass die Zoologie über das physiologische Betragen der Thiere, sogar der höheren und höchsten, oft bedeutend schlechter unterrichtet zu sein scheint, als der ehrfurchtsvolle Laie anfangs zu glauben wagt. Wir sahen oben schon, wie über die Nahrung der Anthropoiden keineswegs Einstimmigkeit herrscht. Und brauchen wir uns eigentlich so zu wundern? Die Zoologie beschäftigt sich in der letzten Zeit gar wenig mit diesen Fragen, sie geht ja leider gänzlich in Anatomie und Embryologie auf!

So lange eine Autorität wie Hartmann sich auf einen so abenteuerlichen Zeugen wie Du Chaillu stützen muss in Betreff eines so wichtigen Thieres wie der Gorilla, so lange kann eine negative Aussage der Zoologie hier nicht gleich als endgiltig betrachtet werden.

Ueberdies ist es gar nicht immer so leicht, zu wissen, ob ein Thier in der Freiheit seine Artgenossen oder gar engere Genossen (noch viel schwerer!) frisst, wenn sie eines natürlichen Todes gestorben sind; es wird dieser Fall nicht so leicht eintreten, weil ja fast alle Arten die Jagdbeute anderer Arten sind, und ausserdem muss dann immer gleich ein Artgenosse zur Stelle sein, sonst wird das Aas gleich von anderen Thieren verschlungen. Wie selten wird bei den schwerer zu beobachtenden Thieren gerade ein interessirter Beobachter den Hergang verzeichnen können?

Das Problem des thierischen Kannibalismus wurde, so viel mir bekannt geworden, nie monographisch erforscht. Das Prachtwerk Brehm's, von Pechuel-Loesche so ausgezeichnet bereichert, soll meine Fundgrube bilden, weil es von vorneherein unmöglich ist, dass ich als Laie in der Thierpsychologie diese immense Thatsachensammlung übertreffen könnte.

„Sehr viele Thiere verlassen die Kranken ihres Verbandes, einige tödten, andere fressen sie sogar; die Affen versuchen selbst, ihre Todten wegzuschleppen [1])."

Lombroso aber sagt: „Fra le scimmie, le femmine degli uistiti (Hapale) mangiano qualche volta la testa di uno dei loro piccoli, e schiacciano i loro figli contro un albero, quando sono stanche di portarli. La femmina del uistiti jaco, studiata da Cuvier a Parigi, mangiò la testa del primo dei suoi figli, pur mostrando affetto e premura per gli altri [1]). Sonst habe ich bei den Affen kein Beispiel auffinden können [2])."

„Bei vielen Katzen muss die Mutter ihre Brut unter Umständen auch gegen den Vater schützen, weil dieser die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne Weiteres auffrisst, wenn er in das unbewachte Lager kommt [3]). Es werden einige Fälle angeführt, dass Tiger einen anderen, der todt in der Wildniss lag, fortgeschleppt und gefressen haben [4])." Der Hauskater frisst seine Jungen, sobald er sie findet [5]).

Puma-Weibchen, später zärtliche Mütter, beissen die Jungen des ersten Wurfes manchmal todt und fressen sie selbst auf [6]). Brehm meint, dass dies bei vielen Raubthieren geschehe und scheint es daraus zu erklären, dass die erstmaligen Mütter noch nicht verstehen, was die kleinen Wesen von ihnen wollen, bevor die Erfahrung sie hierüber belehre. Aber wenn sie es beim ersten Wurfe so machen, woher denn die Erfahrung beim zweiten?

Ein malaiisches Musang-Paar, welches Brehm pflegte, frass wiederholt seine Jungen auf; der Vater schien der Hauptschuldige zu sein [7]). Unter den gefangenen Tüpfelhyänen überfallen die Stärkeren, wenn sie glauben, gereizt zu sein, die Schwächeren, „beissen sie todt und fressen sie auf, ganz wie sie während ihres Freilebens mit verwundeten oder getödteten Artgenossen verfahren" [8]).

„Gefangene Streifenhyänen fressen alle Fleischsorten, mit Ausnahme des Geierfleisches. Dieses verschmähten sie hartnäckig, selbst wenn sie sehr hungrig waren, während die Geier selbst es mit grösster Seelenruhe verzehrten. Ob sie, wie behauptet wird, auch das Fleisch ihrer eigenen Brüder fressen, konnte ich nicht beobachten" [9]).

„Es kommt vor, dass der Vater (in der Familie Canis) seine Sprösslinge, oder dass ein anderer

[1]) Brehm, I, S. 41.

[1]) ‚L'uomo Delinquente' (1884), S. 8. Lacassagne: „La criminalité chez les Animaux', Revue Scientifique (1882). S. 39.

[2]) Man vergesse aber Romanes' Warnung („Animal Intelligence", S. 471) nicht: ‚our knowledge of the psychology of the anthropoid apes is less than our knowledge of the psychology of any other animal.'

[3]) Brehm, I, S. 388.

[4]) Eod., S. 406.

[5]) Eod., S. 434.

[6]) Eod., S. 488.

[7]) Eod., S. 563.

[8]) Brehm, II, S. 10.

[9]) Eod., S. 14.

männlicher Hund die junge Nachkommenschaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrisst, wenn er kann; zumal geschieht dies bei den Wölfen und Füchsen, welche unter Umständen auch ihresgleichen nicht verschonen“ [1]).

Radde aber bezweifelt, dass der Wolf seine Jungen fresse und dass die Wölfe ihre todten Artgenossen verzehren. Brehm hält aber daran fest, dass junge mutterlose Wölfe öfter spurlos im Baue verschwanden und höchstwahrscheinlich von den Alten gefressen wurden [2]). Ein in Europa gefangen gehaltenes Schabrackenschakal-Weibchen frass gelegentlich einen seiner Sprösslinge, obgleich es diese sonst gut behandelte [3]). Die Tausende Pariahunde, welche Sultan Mahmud auf eine kahle Felseninsel bringen liess, frassen einander auf [4]). In China fallen die freien Hunde die mit Hundefleisch beladenen Hundemetzger zur Beraubung an [5]). Lombroso erzählt von einem Hunde in Italien, welcher, obwohl in Nahrungsmenge lebend, seinen Kameraden tödtete und auffrass [6]). Ein Fuchs verfolgte einen angeschossenen Kameraden, würgte ihn trotz des Lärmens der Treiber, bis er auf dem Leichname erschossen wurde. Nicht immer ermordet ein Fuchs einen anderen verwundeten aus quälendem Hunger allein. Mehrere Fälle sind bekannt, dass Füchse verwundete oder gefangene Genossen ermordeten und frassen; auch wurde einmal ein junger Fuchs von seinen jungen Kameraden im Spiele gebissen, dann getödtet und verzehrt; junge Füchschen frassen ihre angeschossene Mutter; gefangene Füchsinnen haben sogar ihre halberwachsenen Kinder aufgefressen [7]). Auch die Polarfüchse fressen ihre Kameraden [8]). Ein gefangener Korsak tödtet mitunter einen Genossen und frisst ihn ohne Gewissensbisse, wenn der Hunger ihn quält. Jüngere Weibchen verzehren nicht selten ihre Nachkommenschaft und auch dem Vater ist niemals recht zu trauen [9]). Der Landbär frisst Seinesgleichen nicht [10]), der Eisbär aber verschmäht einen anderen Eisbären, wie Aas überhaupt, nicht [11]).

„Im Freileben beweist sich der Igel gegen seine Jungen jedenfalls zärtlicher als in der Gefangenschaft, denn hier frisst er zuweilen die ganze Schaar seiner Kinder mit der ihm überhaupt eigenen Seelenruhe auf, ungeachtet der reichlichsten und leckersten Speise [1]).“

Alle Mulle fressen mit Lust ihresgleichen, sobald eines ihnen in den Wurf kommt [2]); in der Gefangenschaft Flourens' ohne Nahrung blieben nach einigen Stunden von zehn Maulwürfen nur zwei übrig; Kröten fressen sie aber nie [3]). Zwei Maulwürfe verschiedenen Geschlechtes (oder ausser der Paarungszeit) kämpfen gleich miteinander auf Leben und Tod und der Unterliegende wird sofort aufgefressen [4]).

Die Spitzmaus frisst ihre eigenen Jungen und die getödteten ihrer eigenen Art auf [5]).

Wenn der Siebenschläfer in der Gefangenschaft nicht genug Nahrung hat, geht er ohne Weiteres andere seiner Art an und ermordet und verzehrt sie ebenso ruhig wie andere kleine Thiere [6]). Männliche Gartenschläfer (sonst friedliche Thiere) tödten und fressen einander öfter während der Paarungszeit [7]) auf. Im Hunger fressen sie in der Gefangenschaft einander gleich; der noch nicht oder schon nicht mehr im Winterschlaf Versunkene frisst die Schlafenden auf [8]). Auch die Springnager fressen einander unter Umständen auf [9]).

Nachdem ein Rattenweibchen ihre sechs Jungen (erster Wurf) 12 Tage gesäugt hatte, frass sie dieselben sämmtlich auf; wenn aus einem Rattenneste eines stirbt, so fressen die übrigen sie mit Ausnahme der Knochen und des Felles gänzlich auf; das Männchen frisst seine Jungen gleich, wenigstens in der Gefangenschaft [10]). Die Leiche einer geschossenen Bisamratte wird sofort von ihren Gefährten nach der Höhle verschleppt, um dort ungestört verzehrt zu werden [11]). Die Feldmäuse scheinen in der Freiheit so gut wie in der Gefangenschaft ihres-

[1]) Brehm, II, S. 18; Lombroso, S. 7.
[2]) Eod., S. 28, 27.
[3]) Eod., S. 48.
[4]) Eod., S. 88.
[5]) Eod., S. 111.
[6]) Lombroso, S. 7.
[7]) Eod., S. 178—179.
[8]) Eod., S. 196, 199.
[9]) Eod, S. 201.
[10]) Eod., S. 216.
[11]) Eod., S. 250.

[1]) Eod., S. 367.
[2]) Eod., S. 371.
[3]) Eod., S. 377.
[4]) Eod., S. 379.
[5]) Eod., S. 391.
[6]) Eod., S. 455.
[7]) Eod., S. 456.
[8]) Eod., S. 458.
[9]) Eod., S. 474.
[10]) Eod., S. 502, 503.
[11]) Eod., S. 530.

gleichen zu verzehren [1]); die in den Fallen Gefangenen verzehren einander gleich [2]).

Die Stachelschwein-Mutter verzehrt den Mutterkuchen und die Nabelschnur [3]). Der Vater tödtet und frisst öfter die jungen Meerschweinchen [4]). Bei den Aguti fürchtet die Mutter während einiger Tage offenbar, dass der Vater seine Kinder fressen könnte; später ist er an ihren Anblick gewöhnt. Aus Reinlichkeit [5]) schleppen die Aguti die Leichen der ihrigen aus ihrer Höhle; dasselbe thun die Viscachas [6]). Schweine verzehren bisweilen ihre eigenen Jungen [7]). Nach Lacassagne scheinen auch die Hasen und Kaninchen öfter einander zu verschlingen, auch bei Nahrungsüberfluss; dasselbe gilt von den Marmotten und von den Murmelthieren [8]).

Der Kannibalismus in irgend einer Form darf also unter den höheren wie unter den niederen Säugethieren gar keine Seltenheit genannt werden, und wir dürfen dieser Thatsache um so mehr Gewicht beilegen, weil aller Wahrscheinlichkeit nach doch wohl nicht alle bekannten Fälle in Brehm's Werk Aufnahme fanden und weil, wie gesagt, die Beobachtung der Erscheinung bei allen wilderen Thieren, wie auch bei den anderen überhaupt, gar nicht so leicht ist.

Wenn man mir aber dennoch vorwerfen möchte, dass, jedenfalls nach unserer Kenntniss, der Kannibalismus unter den Affen wenigstens eine grosse Seltenheit sei, so möchte ich betonen, dass der Fortschritt der Urmenschen über die Affen hinaus durchaus kein allgemeiner zu sein braucht, ja ganz gewiss kein solcher gewesen sein kann [9]). Wir Ethnologen haben ebenso-

[1]) Eod., S. 541.

[2]) Eod. S. 542; Romanes („Animal Intelligence"): S. 366.

[3]) Eod., S. 562.

[4]) Eod., S. 579.

[5]) Eod., S. 585.

[6]) Eod., S. 618.

[7]) Schaaffhausen, S. 517.

[8]) Lombroso, S. 7, 8; aber Romanes: „Animal Intelligence" (1886), S. 356

Von den anderen Thierarten werde ich nichts mittheilen; nur sei Livingstone's Bericht erwähnt, dass sich mitunter einige Krokodile zusammenthun, um ein grosses Krokodil zu ermorden und zu verzehren. „The Zambesi and its Tributaries" (1865), S. 306. Merkwürdig ist, dass die social so hoch entwickelten Ameisen und Bienen die Leichen ihrer feindlichen (nur dieser) Artgenossen theilweise verzehren. (Romanes, l. c., S. 89, 164.)

[9]) Romanes (l. c., S. 353) spricht von: „the truth that zoological or structural affinity is only related in a most loose and general way to psychological or mental similarity". wenig Grund als die Zoologen überhaupt, solches Fortschreiten eines Species, eines Volkes, einer Periode über der vorgehenden in der ganzen langen Linie der Eigenschaften wahrscheinlich zu nennen. Sind es sogar nicht immer einige Eigenschaften, welche zurückgehen oder gar verschwinden, während sich die anderen höher entwickeln? Die geradlinige, integrale Entwicklung ist eine optimistische, durch die darwinistische Theorie keineswegs gestützte oder postulirte Illusion. Haben die Wilden oder gar die Culturmenschen die vorzüglichen Sinnesorgane der Thiere? Sind die meisten Affenarten nicht nervös viel erregter als die indolenten Neger [1])? Gibt es viele ebenso treue Wilde als die meisten Hunde?

Dass die Affen, soweit wir wissen, keine Kannibalen sind, macht es also gar nicht unmöglich, dass der Urmensch es war. Die Wahrscheinlichkeit aber geht aus den vorangegangenen Paragraphen hervor.

Die bezügliche Enthaltung der Affen könnte aber zum Theil damit zusammenhängen, dass sie, wie die frühere Umschau zeigte, im Allgemeinen nur kleinere Thiere, als sie selbst sind, jagen und verzehren und die Leiche eines Artgenossen ihnen deshalb ein zu grosser Brocken sei. Sobald der Urmensch aber durch seinen intellectuellen Fortschritt und den damit engst zusammenhängenden technischen befähigt war, auch grössere Thiere zu jagen und zu tödten, gab es keinen erdenklichen Grund, warum er die Verspeisung der Leichen der Seinigen und der Artgenossen ablehnen sollte. Vielleicht könnte man sogar das Paradoxon aufstellen, dass der Mensch rein physiologisch sich am meisten zu dem Genusse der höchst organisirten Thiere angezogen fühlt, und zwar dürfte dies vom höchsten Menschen, welcher über alle Nahrungsarten verfügen kann, am meisten gelten: widern diesen die höheren Säugethiere ja am wenigsten an [2]); hiemit stimmt denn auch Schaaffhausen's vielfach bestätigte Bemerkung, dass Menschenfleisch ausgezeichnet schmeckt und den, der es einmal genoss, mächtig anzieht [3]).

[1]) Schaaffhausen (l. c, S. 250) nennt die Menschen überhaupt grausamer als die Thiere; psychologisch ist dies aber unschwer zu erklären. vergl. unsere Untersuchungen über die Grausamkeit im ersten Bande der „Ethnol. Stud.". Nach Romanes (l. c., S. 413) sind die Katzen und die Affen die einzigen Thiere, welche unsere Grausamkeit zu besitzen scheinen.

[2]) v. Hellwald: „Ethnogr. Rösselsprünge", S. 179. „So werden wir durch einen natürlichen Instinct zur Aufzehrung der höheren Thierclassen gedrängt, deren Organisation der unseren näher steht."

[3]) Schaaffhausen, l. c., S. 518, 519.

§ 26. Der Animismus als Ursache des Endokannibalismus.

Wie schon gezeigt, konnte der Animismus nur bei völliger Erfüllung der negativen Bedingungen zum Gewohnheits-Endokannibalismus ganzer Völker treiben. Religiöser Fanatismus kann allerdings bei besonders disponirten Individuen so starke Triebkraft üben, dass die Widerstände anderer Gefühle, wie Mitleid, Ehrfurcht und Furcht vor den Todten, Ekel u. s. w., überwunden werden, und es kann so die Gesammtleistung auf ein bedeutend niedriges Niveau hinabsinken, wobei es immerhin fraglich bleibt, ob diese widerstehenden altruistischen und egoaltruistischen Gefühle bei den betreffenden Individuen auch thatsächlich das im Allgemeinen bei dem Volke erreichte Niveau wirklich erreicht hatten?

Ganz anders verhält es sich aber gewiss bei Handlungen von allen Individuen eines Volkes, ja einer Völkergruppe (wie der Australier), unter gewissen Umständen verübt, um so mehr, wenn diese Umstände gar nicht geeignet sind, einen Gesammtfanatismus zu erwecken. Ein solcher kann allerdings die Gefühlswiderstände eines ganzen Volkes momentan überwinden. Aber von einer hiezu möglicherweise führenden Suggestion ist hier überhaupt nicht die Rede. Das Volksgefühl scharf verletzende Sitten hätten unter diesen Umständen also gar nicht aufkommen können.

Je mehr ich mich in das Problem hineindenke, um so unmöglicher kommt es mir vor, dass der Animismus an sich die betreffenden Sitten verursacht haben könnte. Er kann sie nur mit anderen Motiven versehen und erhalten, resp. gestützt, den Zeitbedingungen angepasst haben. Mehr als relativ schwache Gemüthswiderstände hat das animistische Motiv gewiss nie weder zu überwinden gehabt noch vermocht; die Traurigkeit der australischen Mutter ist zwar tief, währt aber nur kurz, sogar das Anbieten eines leckeren Bissens (vom eigenen Kinde) beruhigt sie. Es stimmt dies völlig mit unserer Auffassung der Rachsucht der niedrigsten Völker überein [1]). Der Urmensch kannte keine Motive zur Abhaltung vom Menschenfressen, da müssen Hunger und das Verlangen nach grossen Bissen nothwendig zur Leichenverspeisung geführt haben.

Eine Schwierigkeit, diesen Verlauf für den wahrscheinlichsten zu halten, wird mir nur dadurch bereitet, dass wir doch auch die Todtenfurcht in ihrer Entstehung zu erklären und als sehr alt zu betrachten haben [1]). Ich sehe wieder nur den einen Ausweg aus dieser anscheinenden Antinomie, dass die Verspeisung gar nicht als Verletzung oder Beleidigung aufgefasst wurde, oder wenigstens nur als eine sehr leichte durch ein kleines Opfer gleich gesühnte. Um so annehmlicher wird dies, wenn wir daran festhalten, dass die Leichenverspeisung nach unseren allerdings auffälligen Schlussfolgerungen dem Urmenschen gleich eigen gewesen sein muss, also lange, bevor sich sogar die primitivste Furcht vor der Leiche, wie sie immerhin kein Thier zeigt, entwickelt hatte [2]).

Sobald sich aber der Animismus einigermassen ausgebildet hatte, wie wir ihn in seiner interessanten Seelenlehre hauptsächlich aus Tylor und Wilken kennen lernten, so gab er eine Fülle von neuen Motiven für die Verspeisung der todten Angehörigen ab, welche Lippert in ihrer Wirkung ganz klar gemacht hat [3]).

Unsere mitgetheilte Thatsachensammlung enthält eine ganze Menge von Beispielen, wo die uranfängliche Ernährung der Ueberlebenden durch die Leiche überging in oder theoretisch gestützt wurde durch die Aneignung der Seele oder der vitalen Kraft.

Wahrscheinlich wurde zur Erklärung der thatsächlichen Sitte der Leichenverspeisung ihr manchmal ein animistisches, neues Motiv untergeschoben; auch die sympathischen, sentimentalen Gründe, welche den Reisenden öfter angegeben wurden, als: Schutz der Leiche u. A. gegen Würmer, zu ihrer Ehre etc., scheinen dieselbe Function erfüllt zu haben, denn es ist nicht anzunehmen, dass die Sitte durch ein so weiches Gefühl, welches sich sonst nicht bethätigt, veranlasst wurde.

Die Verspeisung der Alten und Kranken konnte keinen animistischen Grund haben, wo und wenn zugleich die Auffassung herrschte, dass die Seele für immer in dem Zustande verharrte, in dem sie

[1]) „Ethnol. Stud.“, I, S. 310.

[1]) Vergl. besonders S. 253, 254 des ersten Bandes meines erwähnten Buches.

[2]) Die West-Australier (s. o.) tödten und verzehren ihre Alten (bevor dieselben zu mager sind) getrost, weil diese gar keine Seelen haben, die zurückkehren könnten. Würde hier die fehlende Furcht (vor den Alten als solchen) die Beschäftigung mit dem todten Alten verhindert, factisch den Gedanken an seine Seele nicht haben aufkommen lassen, was dann zur Erklärung des Fressens als theoretische Verneinung gedeutet wurde?

[3]) J. Lippert: „Der Seelencult“ (1881), S. 65 seq.: „Volksphysiologische Grundlage und Sinn des Kannibalismus.“

den Körper verliess, also krank, schwach und alt, wie diese Ansicht häufig vorkam. Die Tödtung und nachherige Verspeisung von Kranken im ersten Stadium und von noch frischen Alten mag aber diesen Grund haben: die Seele soll noch recht lebenskräftig aufgenommen werden [1]).

Alle in's rein Ceremonielle reducirten Leichenverspeisungen (Gruppe *d*) gehören hieher und natürlich auch die Verzehrung des Mutterkuchens [2]).

Unsere allgemeine Liste enthält alle Fälle, wo uns ein animistisches Motiv wahrscheinlich vorkam. Weiter brauchen wir auf dieses bedeutende, den Endokannibalismus erhaltende Moment nicht einzugehen [3]).

§ 27. Die Invalidenverspeisung.

Diese ganze Erscheinung bietet der Erklärung ihres Ursprunges und dem Verständnisse ihrer Function wohl keine Schwierigkeiten mehr dar. Die Alten- und Invalidentödtung verstehen wir ja als eine harte Nothwendigkeit des primitiven Lebens [4]); erleichtert wurde sie gewiss durch die seelische Beschaffenheit der Wilden, wie wir sie gerade schilderten, durch die Geringschätzung des Lebens überhaupt [5]) und durch die des eigenen Lebens, wie sie aus unseren Studien über den Selbstmord der Wilden hervorgeht [6]).

Derselbe positive und negative Gemüthszustand, welcher die Leichenverspeisung ermöglicht, verursacht auch die Invalidentödtung. Im harten Kampfe um das Dasein brachte die Tödtung der überflüssigen und lästigen Invaliden auch einen Vortheil. Dass, wenn Invalidentödtung und Leichenverspeisung vorkamen, auch die Vereinigung beider, die Invalidenverspeisung, unvermeidlich war, versteht sich ohne Weiteres. Sie kann hauptsächlich aus animistischen Motiven hervorgehen, was wir besonders bei den reducirten Formen anzunehmen haben; öfter aber wird es drastisch deutlich gemacht, dass nur das Verlangen nach dem Fleische zur Verspeisung der Invaliden führt, so bei den Mayoruna, die den Kranken nicht zu mager werden lassen, bei den Aruwimi, die missformte Kinder erst noch Jahre lang mästen.

Wo die Krankenverspeisung zusammen mit sonstiger, wenn auch reducirter Leichenverspeisung vorkommt, wie bei den Kalebue und Ba'ngala, dort können wir, da die letztere keine Zeichen von animistischen Motiven aufweist, dieselben bei der Krankenverspeisung ebensowohl als ausgeschlossen betrachten.

§ 28. Die kannibalische Ermordung.

Diese Erscheinung, obzwar nicht so gar selten, kann doch nie eine regelrechte Sitte gewesen sein, weil eine sich ihr hingebende Gemeinschaft nur kurze Zeit einen Nutzen aus ihr ziehen kann (das Ueberleben der stärksten Männer allein) und gar bald ihren ausserordentlich zahlreichen (durch die Nothwendigkeit des Frauenraubes bei häufiger Frauentödtung) Feinden erliegen müsste.

Am häufigsten wird diese Erscheinung sich da vorthun, wo entweder die äussere Natur eine ziemlich karge Nahrung spendet, wie im nördlichen Amerika, oder wo hauptsächlich von der Jagd (und diese unter weniger günstigen Bedingungen) gelebt wird, wie in einigen Gegenden Australiens. Diese Umstände können relativ oft auch dann noch zu diesen kannibalischen Morden führen, wo sonst die moralische Grenze des Endokannibalismus längst überschritten war, wie bei einigen der nordamerikanischen Stämme.

Es versteht sich von selbst, dass, wo Hunger im Spiele ist, die demselben zwar nicht gewachsenen Gemüthswiderstände dennoch stark genug sein können, um einem weniger mächtigen Andrange erfolgreichen Widerstand zu leisten. Zu einer ständigen Sitte konnte der Hungerkannibalismus doch nur werden, wenn und wo die entgegengesetzten Gefühle nicht zu weit entwickelt oder noch lange nicht im gleichen Maasse im Volke verbreitet waren. Periodische Hungerzeiten mit Hungerspeisezettel und Hungerinspirationen müssen aber die Entwicklung dieser

---

[1]) Vgl. das im zweiten Bande S. 231, 232 meiner Ethnol. Stud. über die Ablösung der Eltern durch die Kinder Gesagte. Schneider, I, S. 213.

[2]) v. Hellwald („Die menschliche Familie", S. 354) ist aber einseitig, wenn er sagt: die Mutter verzehrt bisweilen ihr erstes Kind unter dem Einflusse derselben physiologischen Vorstellungen, die die Grundlage der Anthropophagie überhaupt bilden.

[3]) Wie lange es ihn erhielt, zeigt Strack's hochinteressantes Buch („Blutaberglaube"). In Steiermark glaubt das Volk, dass die Mönche eines gewissen Klosters jährlich einen Menschen ermorden, um seine Leiche medicinisch zu verwenden (S. 35); das Volk hegt also keinen tiefen Abscheu vor solcher Praxis!

[4]) Steinmetz: „Ethnol. Stud.", II, S. 233 seq.; Sartori, l. c., „Globus" 1895; Schneider, I, S. 213 seq.

[5]) Z. Dimitroff: „Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern" (1891).

[6]) „The American Anthropologist" (1894).

Gefühle, und zwar, weil allgemein wirkend, im ganzen Volke erheblich zurückhalten [1]).

Da, wo die kannibalische Ermordung durch Machthaber an niedrig gestellten Geschöpfen vollzogen wird, braucht sie nicht tief im Volkscharakter begründet zu sein, sondern ist sie vielmehr ein Ausdruck der weitgehenden Machtunterschiede im Volke, wobei immerhin Zweierlei nothwendig bleibt: 1. dass die Tyrannen ganz roh geartet sind, einen entschieden mörderischen Charakter besitzen, und 2. dass die öffentliche Meinung derartige Gewaltthaten nicht als unerträgliche empfindet und daher verhindert. Fidji mit seiner entwickelten Despotie war deshalb der beste Nährboden für diese Erscheinung. Es ist aber gar nicht nöthig, dass die kannibalischen Morde eine Fortsetzung und Ausbildung der primitiven Leichenverspeisung seien, denn wir sollen doch nicht vergessen, dass sie ganz andere Elemente enthalten, namentlich den Willen, zu morden, und das intensive, wollüstige Verlangen nach dem Fleischgenusse.

Feinden gegenüber kann diesen Tendenzen relativ lange und allgemein gefröhnt werden; an Volksgenossen geübt, kann dies nur kurze Zeit oder vereinzelt geschehen.

Periodischer Hunger, fast fortwährender Kriegszustand und daraus hervorgehende ungewöhnliche Verrohung, ausgeprägte Despotie und Sclaverei, welche die ganz tiefe Geringschätzung des niederen Volkes erzeugen, sind ausnahmslos die ausreichenden äusseren Ursachen dieser Gruppe von Erscheinungen. Und weil diese Factoren eine kräftige psychische Wirkung üben, ist es möglich, dass der coexistirende Gemüthszustand des betreffenden Volkes im Allgemeinen beträchtlich höher entwickelt ist, als der, welcher die primitive Leichenverspeisung ermöglicht. Die letztere Form des Endokannibalismus hat relativ mehr fehlende Gemüthsbildung, die erstere mehr verbrecherische Verrohung zur Voraussetzung. Die Leichenverspeisung ist höchstwahrscheinlich einmal die Norm bei allen Rassen und Völkern gewesen; der kannibalische Genossenmord kann nie anders als eine relativ seltene Erscheinung sein. Die erste Sitte präjudicirt der weiteren Entwicklung nicht, die letztere ist eine Krankheit oder ein Degenerationszeichen.

Der Seelenzustand, welcher die Leichenverspeisung ermöglicht, muss ein höchst primitiver sein und ist gewiss einmal ein universeller gewesen; von dem, welcher den Mord aus reiner Lust begründet, kann das nie der Fall gewesen sein. Keine Volksexistenz könnte einer solchen Sitte widerstehen.

Vielmehr scheint es mir höchst wahrscheinlich, dass diese Art des Endokannibalismus erst eine Folgeerscheinung des (nur noch ausschliesslich vorkommenden) Exokannibalismus [1]) war, nachdem die eigentliche Leichenverspeisung schon aufgehört hatte, zur blossen Feindesverspeisung gemildert war. Thatsachen, wie die, welche uns von den Basutos berichtet wurden, legen diese Vermuthung nahe. Doch sehe ich augenblicklich keinen Weg, wie dieser Beweis zu führen wäre. Jedenfalls spricht dafür, dass die kannibalische Ermordung öfter nicht mit der echten Sitte der Leichenverspeisung zusammengeht (Polynesien und Melanesien), dass sie bei social etwas höher organisirten Völkern (in denselben Gruppen) gerade blüht und immer den typischen Exokannibalismus neben sich hat; das ist auch nicht ohne eine gewisse Beweiskraft.

§ 29. Die ceremonielle und Zauberverspeisung.

Als sensuelles Genussmittel kann dieser Kannibalismus nicht betrachtet werden, das versteht sich schon aus der Kleinheit der verspeisten Theile. Die Absicht ist ganz klar; den animistischen Gedankenprocess, die zwingenden (!) Analogieschlüsse der Wilden durchschauen wir jetzt vollständig [2]).

Wie wir schon bei der Leichenverspeisung in animistischer Absicht bemerkten, muss die Grundlage dieser Erscheinung dennoch der geschilderte Gemüthszustand sein. Dieselbe intellectuelle Entwicklung und Tendenz würde sonst nie zu diesen

[1]) Wie ja auch das längere Anhalten solcher Zustände mit ihrer Begleitung in einem relativ hochgebildeten Volke zu Gemüthsverrohung und Kannibalismus führen kann, vgl. z. B. Freytag über die Greuel des Dreissigjährigen Krieges: „Aus dem Jahrhundert des grossen Krieges“ (1895), S. 198 (hungernde Weiber tragen Stücke halbverbrannter feindlicher Leichname zu ihren Kindern), S. 113 (nach grosser Verwüstung frassen Menschen und Hunde von demselben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geschlachtet). Vom Galgen Abgeschnittene wurden mehr als einmal gegessen. Karl Grün: „Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts“ (1880), I, S. 281.

[1]) Der Exokannibalismus als solcher beruht (nicht immer) auf den Motiven der Wuth, des Hasses, der Verachtung und dazu meist auf dem der Lust nach Fleischgenuss.

[2]) Vgl. ausser Tylor, Wilken und Lippert auch von den Steinen's frische und anregende Bemerkungen, S. 338 seq., 341 seq., seines letzten Buches, und W. Stern: „Die Analogie im volksthümlichen Denken“ (1893).

Handlungen führen können. Wo sie dann und wann bei Culturvölkern zu gleichen Thaten führen, verkehren die betreffenden seltenen Individuen auch entschieden und offenbar in dem von uns vorausgesetzten Gemüthszustande, welcher uns jetzt, dank den Bemühungen der criminellen Anthropologie, allmälig enthüllt wird. Es gilt dies je nach dem Grade, in welchem sich der betreffende Ritus dem eigentlichen Menschenfressen annähert. Aber die Reduction der eigentlichen Verspeisung bis zur fast gänzlichen Verwischung alles Widerlichen und die Beschränkung der Uebung weisen auf eine höhere Entwicklungsstufe des Gemüthslebens hin. Wenn der gänzlich Rohe dasselbe Bedürfniss empfunden hätte, so würde er wahrhaftig den grossen Bissen deswegen nicht verschmähen. Scheinbar kann die höhere Stufe erreicht sein, wenn gerade zufällig nur ein einziger bestimmter Theil des Körpers als Sitz der Macht oder der erwünschten Eigenschaften betrachtet und aus diesem Grunde dann nur dieser Theil verspeist wird; es kann in diesem Falle der Uebung aber genau dieselbe Gefühlsroheit zu Grunde liegen, welche sonst die Verspeisung der ganzen Leiche gestattet. Wenn z. B. in Südaustralien von todten Verwandten die Zunge gegessen wird, ein Bruder aber zur Verdoppelung seiner Kraft seine jüngeren Brüder mitunter gänzlich verspeist, so liegt in beiden Fällen eine gleiche minimale Sympathie zu Grunde, welche ja auch die Tödtung des jüngeren Bruders zulässt und den Eltern die Schlachtung ihrer neugeborenen Kinder möglich macht. Während die australische Zauberverspeisung den vollen Typus des Kannibalen erheischt, ist sie bei einigen nordamerikanischen Stämmen schon fast der gröbsten Roheit entkleidet; wie lange sie aber in äusserst verfeinerter Reduction erhalten bleiben kann, zeigt das Verschlucken der Oblate in der katholischen Kirche [1]), diesem ungeheuren Systeme von Survivals.

§ 30. Das Verbrecherfressen.

Wenn in manchen Gemeinschaften, wo sonstiger Endokannibalismus nicht mehr vorkommt oder stark reducirt oder specialirt wurde, dennoch das Verbrecherfressen stattfindet, so kann diese Verspeisung des verurtheilten und getödteten Verbrechers in drei Weisen gedeutet werden. Man kann den Missethäter fressen, wenn sonst schon die sympathischen Gefühle den Genossen gegenüber zu stark waren; der Verbrecher aber wird gehasst und Hass hält alle Sympathie zurück; so könnte diese Form ein Ausläufer, ein letzter Rest der allgemeinen Leichenverspeisung bilden. Das positive Motiv würde in diesem Falle nach wie vor der Hunger, resp. der nach Fleisch lüsterne Appetit abgeben. Es kann aber auch sehr wohl ein neues Motiv unterschoben sein, und zwar das der Furcht und des Hasses, und insoferne würde diese Abart des Endokannibalismus einen Uebergang zum echten Exokannibalismus ausmachen können oder gar eine blosse Aeusserung dieser Sitte sein; der Verbrecher wird ja häufig genug aus dem Verbande ausgestossen, zum Fremden gemacht und auch nachher als Fremder behandelt [1]).

Möglich ist aber auch, dass das Verbrecherfressen nichts mehr mit der ganzen Leichenverspeisung zu thun hat, sondern den letzten Rest sogar des Feindefressens bildet; es kann der Verbrecher unter Umständen grimmiger als der Feind gehasst werden [2]).

Die Culturstufe der betreffenden Völker und die jedesmaligen Begleiterscheinungen müssen in jedem Einzelfalle eine Wahl zwischen diesen Möglichkeiten erlauben; aber auch die Art der Ausführung (ob aus besonderer Neigung, aus Wuth u. s. w.) dieser sonderbaren Strafe enthält eine genetische Anweisung.

Gar keine Andeutung erhalten wir bei den Tataren, Francis-Insulanern, Vancouver-Eingeborenen, Agni.

Als ganz dem Endokannibalismus gleich, einen reinen Ausfluss desselben und sogar der mit Lust und aus Fleischbegier geübten Art, betrachten wir die Justizverspeisung der Mambanga und der Ba-Ngala.

Als höchstwahrscheinliche Reste des Endokannibalismus und nicht als Aeusserungen des Hasses kommen mir die Fälle vor der Fokien, Aghora, Bow-Insulaner, Maori (vielleicht zum folgenden Typus gehörig), Einwohner von Duke of York (nicht sicher), Neu-Caledonier, Neue Hebriden-Insulaner (nach Codrington mehr der folgenden oder gar nachfolgenden Gruppe angehörig), Tupende und Tukette (beide etwas undeutlich).

[1]) Vogt, nach Letourneau: „L'Evolution de la Morale", S. 82.

[1]) Meine „Ethnol. Stud. z. ersten Entw. d. Strafe", II, S. 153 seq.

[2]) Ein Survival dieser Art bilden Fälle wie die der Ermordung und des Fressens von Theilen des holländischen Staatsmannes de Witt durch den wüthenden Pöbel.

Zwar auch als Rest des Endokannibalismus, aber undeutlich vom neuen Motive des Hasses beseelt, ist der justitielle Kannibalismus zu betrachten bei den Battak, Deli-Battak (wahrscheinlich Alles wie beim Hauptvolke), Kissama (gar nicht deutlich), Bonny, Bewohnern der Neuen Hebriden (vielleicht), Maori (vielleicht), Neu-Georgiern (nicht deutlich), Eskimo (gar nicht deutlich).

Ohne sichtliche Beziehung zum Endokannibalismus ist der Fall der Concobella, wo die Rebellen (kaum eroberte Unterthanen) vielleicht noch mehr als Fremde verspeist werden.

In der zweiten Gruppe wird der Verbrecher entweder wie die anderen Genossen auch oder noch gegessen, weil man ihn nicht liebt, in der dritten, weil man ihn hasst, schon als Fremden; in der vierten (eigentlich ohne bezeugtes Beispiel) blos, weil er den Fremden und Feinden gleichgestellt wird.

Unsere Analyse und Classification zwingt uns also zu dem Schlusse, dass das Verbrecherfressen überhaupt eine Specialisirung und eine Reduction, resp. ein Rest des Endokannibalismus aus Lust an der Fleischnahrung ist.

Merkwürdig ist es, dass bei den Ba-Ngala und Kissama auch Schuldner, die nicht zahlen, getödtet und verspeist werden, auf der Francis-Insel auch Diebe. Es stimmt zu der Erscheinung, dass bei so vielen Naturvölkern auf höherer Stufe die Diebe zur Strafe getödtet werden; weshalb sollte auch nicht ein sonst endokannibalisches Volk den Leichnam des Diebes verzehren?

Es ist kaum zu unterscheiden, ob man den Verbrecher tödtet, auch um ihn zu verspeisen, oder aber, ob man die Leiche frisst, weil sie nun einmal da ist, aber nur tödtet, um zu tödten. Weil aber die Verspeisung immer mit grosser Lust geschah (mit Ausnahme vielleicht der Eskimo) und man nach wiederholter Uebung der Sitte den Verlauf der Sache sehr wohl wusste, ist das Erstere viel wahrscheinlicher. Man war wahrscheinlich froh, wieder einmal zu einem guten Bissen zu gelangen.

In Bonny wird der Verbrecher durch die ganze Gemeinschaft zerrissen und verzehrt, und Bastian erklärt dies aus der Absicht, die Blutschuld durch die ganze Gemeinde tragen zu lassen (s. o.). Diese Erklärung scheint mir aber unbegründet, da ja kein Detail für sie spricht, und unrichtig, erstens weil das Ganze nach Bastian's eigener Mittheilung in Wuth geschieht und ein solcher überlegter Plan also unwahrscheinlich ist, zweitens weil diese Gemeinschaft, für die Thaten an den eigenen Mitgliedern verübt, ja gar keine Blutrache zu fürchten hat. Vielmehr liegt in der gemeinsamen Wuth ein Ausdruck der ungetheilten Entrüstung der ganzen Gemeinschaft. Ein bedeutend gemässigtes Pendant ist die gemeinsame Aufschüttung eines Steinhaufens, was bei den Tuschinen jetzt figürlich die ehemalige Steinigung des Uebelthäters durch die ganze Gemeinschaft andeutet [1]). Dass man auf den Neu-Georgischen Inseln einen gewöhnlichen Todten bisweilen verspeiste, die Hexe dagegen nach einer anderen Insel zur Verspeisung verkaufte, nachdem man sie ganz verstümmelt hatte, hat gewiss seinen Grund in der Furcht vor dem Geiste der Hexe, der aber Fremden nach einem verbreiteten Glauben nichts anhaben kann. Die Eskimo wenden nach Rink's Darstellung ein anderes Mittel erfolgreich wider dieselbe Eventualität an: der Mörder, welcher ein Stück von der Leber seines Opfers isst, braucht dessen Geist gar nicht zu fürchten; offenbar, weil mit dem Gefressenwerden der Leber auch der Geist definitiv getödtet oder wenigstens dessen Kraft genommen wird.

§ 31. Uebernahme der Sitte durch die Völker.

Haben wir Grund, anzunehmen, dass bisweilen oder öfter die Sitte des Endokannibalismus bei einem bestimmten Volke nicht vom Anfang an einheimisch und ursprünglich war, sondern in irgend einer Periode seiner Entwicklung von einem anderen Volke, mit welchem es in Verkehr getreten, übernommen wurde?

Dass in der neueren Ethnologie die Forscher, welche besonders die äusseren Erzeugnisse der Völker studirten, dass die Ergologen an der Wahrscheinlichkeit der Entlehnung in jedem Falle festhalten, dass dagegen die Socialethnologen eher an die spontane Gleichartigkeit der Producte des einartigen menschlichen Geistes glauben, das ist keineswegs zufällig.

Mason hat in einem interessanten, aber einseitigen Aufsatze [2]) hierauf nicht geachtet und offenbar bei allen seinen Erörterungen nur an Ergologie gedacht. Während er verschiedene Criteria für die Aehnlichkeit durch Entlehnung aufstellt, vergisst er vollständig, auf das Criterium der psychischen Einwurzelung aufmerksam zu machen, unter welcher ich die Tiefe

[1]) „Ethnol. Stud. z. ersten Entw. d. Strafe", II, S. 159.

[2]) Otis Tufton Mason: „Similarities in Culture", The American Anthropologist, April 1895.

der Fundirung, die Ausbreitung der Verknüpfungen, die Verwickeltheit der Verknotung mit allen oder vielen anderen psychischen und socialen Erscheinungen im betreffenden Volke verstehe. Eiserne Pfeilspitzen lassen sich fast mir nichts dir nichts übernehmen und Decorationsmotive ebenso [1]); ganz anders verhält es sich aber mit den meisten socialen Institutionen. Entnehmen wir der vergleichenden Culturwissenschaft ein Beispiel aus höheren Culturkreisen. Die Reception des römischen Rechtes blieb ein Räthsel, so lange man sie als eine reine Uebernahme betrachtete; als aber v. Stein [2]) und Maine [3]) auf ihre Grundlage in der allmälig anwachsenden Gleichheit der socialen und Verkehrsverhältnisse und Bedürfnisse zwischen dem Rom der Kaiserzeit und den Städten Westeuropas im ausgehenden Mittelalter wiesen, da war das Problem gelöst. Eine ganz ähnliche Erscheinung ist die Verbreitung der realistischen Kunst über die ganze gebildete Welt, von Frankreich ausgehend; auch hier waren die Gemüther schon vorher gleichgestimmt durch die Einwirkung vieler Factoren, welche alle Völker betrafen. Ein psychisch und social tief gewurzeltes Product kann nicht wirklich übernommen werden, wenn nicht der Boden schon ganz identisch ist, bereit, dieselbe Frucht bald selbst spontan zu erzeugen.

Wenn wir dies im Auge behalten, so wird es in höchstem Grade unwahrscheinlich, dass unsere Sitte je, geschweige öfter, entliehen wurde; ihre Motive liegen, wie wir sahen, psychisch gar tief eingewurzelt; das ist kein Strauch, der sich leicht verpflanzen lässt. Der Einzelne mag einmal ohne tiefgehende Charakterähnlichkeit, vielleicht durch Contrastsuggestion beeinflusst, eine fremde Scheusslichkeit (seiner ihn bestimmenden Gruppe tief zuwider) nachahmen; von einem ganzen Volke liesse sich dies kaum annehmen, ausgenommen vielleicht durch eine kleine, isolirte Gruppe auf kurze Zeit und auch dann nur in oberflächlicher Nachahmung. Die stark reducirten, ceremoniellen, endokannibalischen Sitten der oben genannten Stämme im Nordwesten Nordamerikas scheinen demnach allein der Deutung durch Entlehnung zugänglich, aus demselben Grunde aber deren nicht bedürftig. Die animistische Anschauung und Technik als allgemeiner Nährboden ist ja auch hier natürlich gegeben, die stark reducirten Uebungen brauchen keine so tiefe psychische Fundirung. Sonst scheint mir in der ganzen ungeheuren Verbreitung der verschiedenen Abarten unserer Sitte nichts auf Entlehnung hinzuweisen. Und auch in dem einen Falle liegen, wie mir scheint, vorläufig keine Beweise der thatsächlichen Entlehnung vor.

[1]) Vgl. aber A. C. Haddon: „Evolution in Art". 1895, S. 323 seq.

[2]) „Gegenwart und Zukunft der Rechts- und Staatswissenschaft Deutschlands" (1876).

[3]) „Ancient Law".

§ 32. Sporadisches Vorkommen endokannibalischer Völker.

Einen Beleg für die auffallend ungleiche Vertheilung der Bildung auf eine Rasse und die Unebenheit des Bildungsniveaus nach den verschiedenen Richtungen bei einem Volke bildet die Erscheinung, dass manchmal ein Volk tief im Kannibalismus steckt, während seine Nachbarn diese Sitte nicht üben und jenes Volk daher hassen, fürchten und verabscheuen.

Livingstone's Leuten war es furchtbar bange vor den menschenfressenden Manyuema [1]), obwohl sie in deren Nähe lebten und keine höhere Cultur besassen.

Die Bakeles und die Schekanis leben in der grössten Furcht vor den auf sie eindringenden Pangwes in Süd-Guinea: „der Gedanke, geschlachtet und gefressen zu werden, ist zu grauenvoll, als dass sich jene furchtsameren Stämme dagegen ermannen könnten" [2]). „Les Mystères", die unschuldige Secte der Vaudoux-Verehrer, verabscheut den mörderischen Cult der Kinderopfer [3]).

Die Bakaïri und Paressi Brasiliens sagen von einem Nachbarstamme, dass dessen Stammvater der Jaguar war, weil ihnen hiedurch das Menschenfressen jenes Stammes ausreichend erklärt wurde [4]).

Es lassen sich gewiss noch viele solcher Beispiele sammeln. In den genannten wissen wir aber viel zu wenig von den betreffenden antikannibalischen Völkern, um ihre Abweichung von ihrer Umgebung zu verstehen. Und doch sollten wir dies ohne Lücke können, wenn unsere culturgeschichtlichen Studien weiter fortgeschritten wären.

[1]) „Last Journals", II, S. 27—28. „Nothing can exceed the terror in which cannibal nations are held by other African tribes. It was common on the River Shire to hear Manganja and Ajawa people speak of tribes far away to the north who eat human bodies, and on every occasion the fact was related with the utmost horror and disgust." Ibid. S. 39.

[2]) Leighton Wilson: „West-Afrika" (1862), S. 223.

[3]) Spenser St. John: „Hayti", S. 230.

[4]) Von den Steinen, l. c., S. 353.

Jedenfalls muss die Erklärung in dem Nachweise des Fehlens der positiven oder in dem des Bestehens der negativen Motive gesucht werden.

Manchmal kommt die Beschuldigung des Kannibalismus ganz ungerechtfertigt vor, als Aeusserung des Hasses und Abscheues; so scheint sie eine gewöhnliche Anklage der. mittelafrikanischen Völker zu sein, so wurden die Christen in dieser Weise von den Heiden verleumdet und die Juden von den Christen [1]).

§ 33. Verschwinden der Sitte.

Die Reductionen und die Specialisirungen unserer Sitte, welchen wir mannigfach begegneten, sind die ersten Symptome ihres allmäligen Rückganges und endlichen Schwindens.

Die Hauptart, die allgemeine Leichenverspeisung, wurde durch die langsam fortschreitende Gefühlsbildung, die wachsende Kraft der anempfindenden Phantasie, combinirt mit der zunehmenden Verehrung vor der Leiche und vor dem Todten, unmöglich. Je mehr dies der Fall ist, je mehr sich Mitleid und Ehrfurcht dem Fressen der todten Verwandten widersetzten, dagegen der Appetit nach Menschenfleisch bestehen blieb, umsomehr musste sich die Befriedigung dieses Gelüstes auf die Leichen der Feinde (resp. Verbrecher) beschränken: das Fressen wurde eine Beleidigung, ein Hohn, und jetzt erst recht am Verwandten unmöglich, am Feinde durch den Hass und die Lust zu erniedrigen motivirt. Hartbedrängte oder von Raub und Plünderung lebende Völker werden manchmal die Sitte beibehalten haben, gerade weil dies an sich schon den Feinden imponirte, einen phantastischen Schrecken verbreitete, was ihnen den Sieg erleichterte; ein berechnetes Erhalten der Sitte war kaum nöthig, da selbstverständlich die erforderlichen Bedingungen bei diesen Völkern am längsten erfüllt blieben; der sittenmildernde, sympathiesteigernde Verkehr mit anderen Völkern war ihnen versagt. Wechselwirkung erhielt hier Raub und Kannibalismus.

Der Exokannibalismus aus Lust wird öfter, der aus Hass nie mit dem echten Endokannibalismus zusammengehen, jedenfalls nicht mit dem aus Pietät. Der Exokannibalismus beeinträchtigte, beschränkte also den Endokannibalismus; und das Feindefressen trägt den Keim der Entbindung in sich, weil hier der Uebung der Sitte per se eine Verurtheilung gegenübersteht. Das von Verwandten und Freunden Gegessenwerden wurde durch Niemand verurtheilt oder als drohendes Uebel empfunden und gefürchtet, nicht einmal von den eventuellen Opfern; es war keine Schande und enthielt keine hässliche Association (im Gegentheil, wie wir sahen, öfter angenehme); es war also eine stabile, gesunde Sitte, welche ungeheuer lang geübt werden konnte. Vom Feinde aber aus Hass und Verachtung gefressen zu werden, war ein Zeichen der Besiegung, der Schmach, in jeder Beziehung verabscheut und gefürchtet. Alle eventuellen Opfer (und das waren ja Alle!) hassten diese Sitte; deshalb war sie von Anfang an labil, nur relativ kurze Zeit möglich. Sobald die Völker sich vereinigten durch Connubium, Handelsverkehr, Eroberung und Einverleibung, gemeinsame Religion [1]) u. s. w., die repräsentative Ignorirung der fremden Gefühle einigermassen abnahm, die Friedfertigkeit im grösseren Kreise zunahm und dadurch Jeder die Musse erhielt, sich selbst auch einmal als Opfer eines Krieges zu denken, da musste auch der Exokannibalismus allmälig aufhören, am schnellsten, wenn der Geschmackssinn sich verfeinerte, die sentimentale Anempfindung sich steigerte und die Hungerzeiten aufhörten, wo immer ein tüchtiger Bissen willkommen sein musste. Aller Culturfortschritt drängte zur Entfernung des Menschenfressens. Forster und v. Humboldt hatten Recht, den Kannibalismus ohne Mord nicht so schlecht zu finden, er schadet ja keinem Menschen direct; er ist aber ein fatales Symptom. Nur dem sehr schlecht Veranlagten wird er möglich sein, besonders, wo er keine Sitte mehr ist.

§ 34. Golberg's Ableitung des Todtencultus aus der Anthropophagie.

Golberg [2]) scheint wie wir das Fressen der Leichen in der Urzeit als allgemein zu betrachten: eine Leiche wäre dem Urwilden ein gefundenes Fressen wie jetzt ein an den Strand geworfener Walfisch dem Australier; jeder Todesfall hätte in dieser Weise ein Fest veranlasst; und dieses Fest wäre geblieben, auch als später die Leichen bestattet wurden. Weshalb aber dieses ganz positiv begründete Fest bestehen blieb, erklärt Golberg gar nicht. Der Animismus sollte dann dieses Todtenfest schon vorgefunden haben.

[1]) Vgl. Strack: „Blutaberglaube", S. 154, 155 u. Note.

[1]) Spencer's „Integration". „Political Institution" (1885). S. 265 seq.

[2]) „Le Hasard et la Religion", Rev. Internat. de Sociologie, 1893, S. 412.

Meine frühere Beschwerde [1]), dass die einstige Universalität der Leichenverspeisung schwer zu erweisen sei, lasse ich jetzt fallen; Golberg hätte den Beweis führen müssen, hat das aber vollständig unterlassen. Das Verspeisen der Leiche konnte aber nur dort ein besonderes Fest gebildet haben, wo Fleischnahrung ziemlich selten war. Die primitivsten Bestattungsgebräuche bestehen ausserdem gar nicht in einem Feste, wie meine Umschau und jene von Preuss deutlich genug darthun.

Die Bestattung ging höchst wahrscheinlich erst aus animistischen Ueberlegungen hervor, wohl hauptsächlich aus Furcht vor dem Todten; eine Bestattungsfestlichkeit vor der animistischen Auffassung des Todten kann es also höchstwahrscheinlich gar nicht gegeben haben.

Die Golberg'sche Hypothese scheint mir also auch jetzt noch im Widerspruche mit den besten ethnologischen Theorien zu stehen. Nach ihr würde die Todtenliebe den Anfang gemacht haben, was unseren Forschungen zufolge höchst unwahrscheinlich genannt werden muss [2]). Eine Spur jenes Ursprunges der Todtenliebe in der Leichenverspeisung gelang es mir auch bei den niedrigsten endokannibalischen Völkern trotz meiner weitreichenden Umschau nicht aufzutreiben. Merkwürdig ist es aber gewiss, dass wir von den moralischen, resp. religiösen Reactionen der Leichenverspeisung gar wenig spüren; vielleicht dass wir jetzt mehr sehen werden, da unsere Augen einmal für diese Erscheinung geöffnet sind.

Codrington erzählt, wie auf Ureparapara (Banks-Inseln) die Reihe der Bestattungsfeste oder Todtenmahlzeiten „eating the death" genannt wird, und „the most important part of the commemoration of the dead, it may be said, indeed, one of the principal institutions of the islands" ist [3]). Der Ausdruck „eating the death" ist gewiss merkwürdig, ist aber nicht mit „eating the dead" zu verwechseln, und die Sache scheint weiter nichts als ein Fest zur Erinnerung an den Todten und mit ihm gefeiert zu sein. Codrington meint, dass ursprünglich der Todte mitass und dass die Bedeutung des Festes darin bestand, ein freundliches Bündniss zwischen dem Geiste des Verstorbenen und den Ueberlebenden durch Theilnahme an demselben Festessen herzustellen, und insoferne konnte dies auch gar kein Rest einer früheren Leichenverspeisung sein.

[1]) „Ethnol. Stud.". I. S. 254.

[2]) „Ethnol. Stud.", I. S. 280 seq.

[3]) Codrington: „The Melanesians", S. 271.

Wenn die Auffassung der ursprünglichen Opfermahlzeit als die Herstellung eines Bündnisses zwischen Gott und Mensch durch gemeinsame Mahlzeit, wie sie Lippert vertritt [1]), oder durch gemeinsame Verspeisung eines beiden gleichen Wesens, wie sie Robertson Smith vertheidigt [2]), richtig ist, so musste der Stammesgenosse die eigentliche Opferspeise gewesen sein, was dem Endokannibalismus selbstverständlich eine höhere Weihe geben und ihn erhalten konnte, da die ursprünglichen Motive schon in Wegfall gekommen waren. Natürlich gehört dies Alles aber einer relativ hohen Culturstufe an. Unser Endokannibalismus hat mit dieser Auffassung nichts zu schaffen. Aus den oben angeführten Gründen ist es unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich, dass Aberglaube oder Religion den Menschen zum Kannibalismus führten, wenn der periodische Hunger den Urmenschen nicht längst dazu vermocht hatte.

§ 35. Schluss.

In einigen Sätzen möchte ich jetzt kurz zusammenfassen, was ich über Ursprung und Stellung des Endokannibalismus auf den vorigen Seiten zu begründen versucht habe.

Der Urmensch muss omnivor gewesen sein; gerade in seinen ersten Stadien muss er gar oft genöthigt gewesen sein, keine Speise, welche seine Constitution ihm erlaubte, zurückzuweisen. Ueberdies fehlten ihm alle Motive, welche höher entwickelte Menschen von der Leichenverspeisung zurückhalten; umgekehrt besass er genau den Charakter und verkehrte er in der Lage, welche zusammen auch jetzt, soweit wir das charakterologisch berechnen können, den Endokannibalismus ergeben würden.

Wenn wir nun endokannibalische Sitten bei überraschend vielen wilden Völkern (fast alle aus neuerer Zeit und alle zuverlässig beobachtet) vorfinden, dazu die Leichenverspeisung bei höheren Thieren gar häufig erscheint und ihr vorläufiges Nichtverzeichnetsein bei den Anthropoiden keine grosse Beweiskraft besitzt, so folgt aus diesem Inductionsbeweise, vereint mit dem vorigen deductiven Beweise, dass eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür spricht, den Endokannibalis-

[1]) Lippert: „Kulturgeschichte der Menschheit", II, S. 336; Cassel: „Die Symbolik des Blutes und Der arme Heinrich" (1882), S. 82 seq.

[2]) Robertson Smith: „The Religion of the Semites-Fundamental Institutions", S. 329; Trumbull: „The Blood-Covenant" (1887), S. 184.

mus als ständige Sitte der Urmenschen, sowie der niedrigen Wilden anzunehmen.

Ueberall, wo die von uns nachgewiesenen Bedingungen erfüllt waren — und es muss dies bei den Urmenschen der Fall gewesen sein, wie es der thatsächliche Zustand der niedrigen Wilden ist —, muss ihre nothwendige Folge, der Endokannibalismus, sich auch unabänderlich eingestellt haben. Die Erscheinung auf die heutigen Fälle beschränken, heisst auf jede psycho- und sociologische Erklärung ganz verzichten. Nur unsere Vorurtheile verhindern uns, für diese Sitte auf ihre einstige Universalität mit derselben Zuversicht zu schliessen, als die Ethnologie dies mit dem vollsten Rechte für den Animismus, die Todtenfurcht, die Blutrache etc. bereits gethan hat. Natürlich war mit der Leichenverspeisung ein gelegentlicher Exokannibalismus verbunden. Die Verspeisung von Invaliden und Alten, von Verbrechern, in ritueller und magischer Absicht war eine secundäre Erscheinung, die Ermordung zur Verspeisung aus Noth oder Lust natürlich nie allgemeine und ständige Sitte; dagegen haben diese Gebräuche, sowie der Exokannibalismus [1]) noch lange bestanden, als die primitive Leichenverspeisung schon unmöglich geworden war.

Wenn auch viele der angeführten Fälle einen anderen Wahrscheinlichkeitsgrad erhalten mögen, wenn auch Manches gegen meine Gründe vorgebracht werden möge, so hoffe ich doch, durch meine Behandlung des Problems eine fruchtbare Grundlage für weitere, stets exactere Forschungen gelegt zu haben.

Haag in Holland, April 1896.

[1]) Der Kannibalismus überhaupt wird als einmal universell betrachtet von Andree („Anthropophagie", S. 98, 99), von Letourneau („l'Evolution de la Morale", S. 81 seq.), von Réville bei Trumbull, l. c., S. 189 („Cannibalism was once universal to our race", und nur so sind die Menschenopfer erklärlich — ganz richtig).

Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen.

Von **Wilibald von Schulenburg** in Berlin.

(Mit 118 Abbildungen.)

Allgemeines. Der Hausgang. Die Küche und der Backofen. Die Stube. Die Stubenkammer, die Weiberleutkammer. Die Rossstallkammer. Der Rossstall. Die Rumpelkammer. Die Hinterkammer. Der Keller. Das zweite Stockwerk. Der Phiesel. Die Hautie. Das Dach. Der Stall. Der Hof mit Geisstall, Hühnerstall und Saustall. Die Wagenhütte. Der Futterstadel, die Laubhütte, die Heubiel, die Getreidekammer, die Dunkelkammer, die Tenne. Der Feldkasten. Die Badstube. Das Stadei. Das Bienenhaus. Der Garten. Ackerbau. Viehzucht. Fischerei. Spiele. Vornamen. Schlusswort. Erklärung der Abbildungen.

Allgemeines.

Ich gebe in Folgendem die Beschreibung eines Hauses am Hintersee, drei Stunden westlich von Berchtesgaden, im Besitze eines wohlhabenden Bauern, und zwar beschränke ich mich auf die Beschreibung dieses Hauses allein und alles dessen, was zu seinem Haushalte gehört, um mich kürzer fassen zu können. Denn irgend welche Abweichungen kommen bei den einzelnen Häusern vor. Das von mir beschriebene Haus dürfte in seinem Grundbau sehr alt sein, wenn auch über der Erde Umänderungen und Neubau stattgefunden haben im Laufe der Jahrhunderte, wie der Augenschein lehrt und die Bewohner bezeugen. Ich fand im Hause eine bisher unbekannte Urkunde vor, nämlich einen Kaufbrief vom Jahre 1389. Dieselbe lautet, insoweit ich sie richtig lese: „Wir Chünrad von gocz gnaden probst ze Berchtesgaden Veriehen (bekennen) offenlich an dem brif, daz wir mit rat vnsers Capitel redlich verchauft haben vnser goczhaus lehn, hinder dem vorhense mit allen rechten eren vnd nuczen vnd gesüchen (hier wohl Weiden, Grasungen) di da zu gehorem Christan Colter, seiner hausfrown vnd allen iren erben sunen vnd tochtern zu rechtem erbrecht, inn ze haben ze niezzen vnd da mit ze handeln. In den teyding (Verhandlung, Rechtsabmachung?) vnd vordrung vnd rechten di der Lanczbrif sagt vmb funf pfunt pfening der wir gar gewert sein. Vnd sullen vnsern goczhaus da von alliar dienen vnd geben Dreizk[1]) pfening vnd zwen, huen (heuen) zu rechter dienst zeit an verzyehen (verziehen). Vnd dez allez zu Vrchund vnd zeugnuss geben wir in den brif mit vnserm anhangenden insigel. Nach Cristi gepurt Tausend s. n. Drewhundert Jar vnd dar nach in dem neun vnd achczk(?) iar. an sand Gedrauten tag.“ Danach ist anzunehmen, dass das Haus in seinem Ursprung noch älter ist. Nach der Urkunde hätte früher der Hintersee Forhensee (entweder also Förchen- oder Forellensee) geheissen. Denn dass die Urkunde sich auf dieses Haus bezieht, darf wohl angenommen werden.

Um das Jahr 1389 hiess also der Eigenthümer Christan Colter. Die Besitzverhältnisse der letzten Jahrhunderte sind ersichtlich aus mehreren noch im Hause bewahrten, sehr vergilbten, aber noch nicht gelesenen Urkunden. Der jetzige Eigenthümer ist der Bauer Gschossmann, doch noch immer heisst der Hof im Volke Kainzierl, jedenfalls nach einem Vorbesitzer, wie dieser Brauch allgemein bis in unsere Zeit auf dem Lande herrschend geblieben ist. Die sittlichen Rechte haften nach alter Auffassung an der Scholle, und so heissen auch die Mitglieder der Familie Gschossmann volkthümlich die Kainzierls, der Sohn Josef Gschossmann im Volke nicht anders als der Kainzierl Sepp und unter diesem landläufigen Namen wird er auch von mir als Quelle genannt werden.

Das Haus mit dem Stallgebäude ist in gut gewählter Lage errichtet worden, auf festem Untergrund, am Fusse des Reitalmgebirges (Reuteralpe)[1]), auf einem Berge mit sanft gewellten Anhöhen, mit Quellen[2]) in der Nähe und geschützt vor Lahnen. Noch im Jahre 1888 ging eine Lahn im Bette einer Bachei[3]), mehrere Hundert Schritte vom Hause, an der Gränze der Besitzung nieder bis zum See herunter. Unten am Berge führt die Strasse vorbei und liegt der See.

Das Lehen (so hier!), der Bauernhof, besteht aus dem zweistöckigen Wohnhause und einem Stall-

[1]) Noch heute hört man am Hintersee vierzk, achtzk (40, 80) und Berthelsgaden (bei S. v. Koch-Sternfeld, Salzburg und Berchtesgaden, Salzburg 1810, urkundlich i. J. 1295 pherterscaden, 1296 Berchtersgaden, 1395 Berchtelsgaden u. A. m.). Früher sagte man am Hintersee nach dem Zeugniss der Alten Kloster statt Berchtesgaden, z. B. Kloster gehen, d. h. nach dem Kloster (= nach B.) gehen.

[1]) Reuter wohl von reuten, roden, Holz ausroden.

[2]) Tacitus Germania, 16: colunt discreti ac diversi ut fons (Quelle, Born, Spring, hamelflötige Stelle) ut campus ut nemus placuit.

[3]) Bachei ist ein kleiner Bach. Grom ein Fluss oder Bach, wenn das Wasser recht tief fliesst, oder das Bett, in welchem es fliesst, recht wild aussieht (Kainzierl Sepp).

gebäude, das in seinem oberen Stockwerk die Scheune bildet. Das Wohnhaus liegt mit der Vorderseite gegen Osten, die Hausthüre gegen Süden. Es ist aus Kalkstein erbaut, wie er im Gebirge hier ansteht, die Mauern etwa 45 cm stark.

Grundriss I zeigt das Erdgeschoss des Wohnhauses, II den zweiten Stock desselben, III die Küche, IV das Erdgeschoss des Stallgebäudes, V den zweiten Stock desselben, VI eine Ansicht des Wohn- und Stallgebäudes von hinten [1]).

Der Hausgang.

Im Erdgeschoss zieht sich durch die Mitte des Wohnhauses der Gang, Hausgang (Hausflur). An demselben liegt die Kuchl; um diese herum die Stum — schlechthin so genannt als Wohnstube —, die Stumkomma, die Weiberleitkomma, der Bachofn. Auf der anderen Seite des Ganges liegt der Rossstall, die Rossstallkomma, die Rumpelkomma, die Hinterkomma.

Den Haupteingang bildet die Thiu I *aa*, durch die man auf den Hausgang gelangt. Am anderen Ende des Hausflur ist eine zweite Thüre *bb*, um bequem auf jener Seite zu gewissen Arbeiten in's Freie zu kommen. Die Thüre *aa* ist verschliessbar durch ein eisernes Schloss, das „Hausthiugschloss", mit Schnoe, Schnol (Klinke). Indessen ist links von der Thüre, inwendig, wie auch bei *bb*, etwa in halber Thürhöhe ein langes Loch in der Mauer — wie man sie auch an älteren Kirchen und Stadtthoren findet —, 85 cm tief in die Mauer hinein und 8 cm im Lichten. Darin liegt ein ebenso langer und fast ebenso starker hölzerner Klotz, der (Hausthür-) Riegel. Vorne daran ist ein Leder befestigt, um ihn vorzuziehen. Immer Nachts, aber auch bei Tage, zumal wenn Frauen und Mädchen allein zu Hause sind, zieht man ihn vor die Thüre. Will man sie öffnen, schiebt man ihn wieder in die Wand zurück. Besonders Sonntag Vormittags während der Kirchenzeit schliessen sich in Oberbaiern Frauen und Mädchen, die zurückbleiben, sehr sorgfältig ein, aus Furcht vor durchziehenden Strolchen und fahrendem Volk, wegen der Landstrasse. Aus diesem Grunde sind auch alle Fenster durch eiserne Stäbe geschützt. Im Hausgang hängt an der Wand bei I *z*, vor der Thüre zur Kuchl, ein Foaskorb, um Schüsseln, Teller, Haferl (kleine irdene Geschirre) darin aufzubewahren. Von der vorspringenden Küchenecke (*a*) an verengt sich der Flur und ist hier gewölbt bis *bb*. Geht man zur Thüre *bb* hinaus, so kommt man auf einen mit dem Flur in gleicher Höhe liegenden Bretterboden *ee*, die hintere Bohn. Von hier führen einige niedrige Stufen *ff* auf den gewachsenen Boden, den Wiesengrund des Berges. Bei *gg* liegt der Abtritt, das Häusl, bei *ll* eine Senkgrube, während der sorgfältig gepflegte würfelförmige Misthaufen, etwa zehn Schritte von *ff* entfernt, im Freien liegt. Vor *bb* stehend, hat man einen freien Blick [1]) über den ganzen Wiesen- und Ackergrund auf jener Seite. Vor der Morgenseite des Hauses stehen in weitem Bogen, auf Rasengrund, die Obstbäume. Der ganz kleine Blumengarten, Gaschtl, liegt unmittelbar vor dem Hause; ebenso vor der Stuhm, etwa bei *hn*, der Brunnen mit davorstehendem Brunnentrog, gespeist von einer Quelle im Berge, mit vorzüglichem, aber sehr kaltem Wasser [2]). Auf dem Boden des Troges steht aufrecht eine offene Holzröhre, Trogzapfen(?), von gewisser Höhe. Bis zu ihrem Rande oben soll immer Wasser im Trog stehen. Was darüber ist, fliesst beständig nach unten ab und in einer unterirdischen Leitung weiter den Berg hinab. Damit man stets reinen Fusses vom Inneren des Hauses zum Brunnen gelangen kann, ist von der Hausthüre *aa* bis zur Hausecke vor dem Brunnen die Bohn *u*, ein

[1]) Die gesperrt gedruckten Worte sind die volksthümlich am Hintersee üblichen Ausdrücke, die ich aus volksthümlichen Gründen hochdeutsch niedergeschrieben, wie ich sie verschiedentlich gehört habe oder gehört zu haben glaube. Ich bitte in dieser Hinsicht um freundliche Nachsicht, aber die Schuld trifft nicht uns, sondern die Schule, die uns mit mangelhafter Bildung im Deutschen hilflos in's Leben entlässt. Mir kam es nur darauf an, den Befund des Volksthümlichen wiederzugeben. Denn Versuche eines Laien, die Sprache als solche zu behandeln, wären sehr verfehlt. Wegen der wissenschaftlichen Behandlung der baierischen Sprache vergleiche man das Werk von Schmeller, nämlich sein Wörterbuch der baierischen Sprache, das wegen seines reichen sachlichen Inhaltes gleichzeitig eine Art Culturgeschichte der Bajuvaren bildet.

Die in „ " gesetzten Worte geben die Schreibweise dortiger Eingeborener wieder, die in ( ) gesetzten die in der hochdeutschen Schriftsprache oder auch besonders in der Mark Brandenburg üblichen entsprechenden Ausdrücke. Die Abbildungen 1—112 sind wiedergegeben nach Zeichnungen, die ich an Ort und Stelle gemacht habe. Wegen der Grössenverhältnisse wolle man die den Erklärungen beigefügten Maasse in Betracht ziehen.

[1]) Ich habe öfter anderweitig in Oberbaiern Gehöfte oder Häuser gesehen, die ganz frei, fast ohne alle Obstbäume, mit Umblick nach allen Seiten, im Gelände standen. Tacitus Germania 16: suam quisque domum spatio circumdat, sive ad versus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi.

[2]) Daher Namen, wie Kaltenborn und Kaltenbrunn. Vgl. auch Tacitus Germania 16.

Brettergang, angelegt. Der Raum zwischen Trog und Haus ist des Wassers wegen mit grossen Steinplatten sorgfältig geplastert. Der vorspringende Rossstall bietet eine geschützte Ecke, in der eine vielbenützte Bank steht. Hier steht auch im Sommer der Katzenscherm (90), ein hölzerner Futternapf für die Katzen. Ueberhaupt, so scheint es, tritt das Bestreben hervor, durch vorspringende Mauerecken geschützte

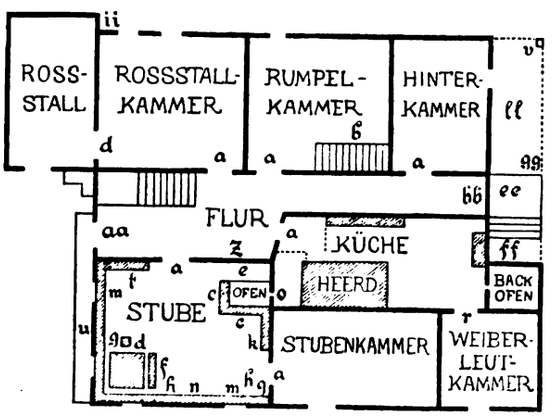


Fig. 113. I. Das Erdgeschoss des Wohnhauses.

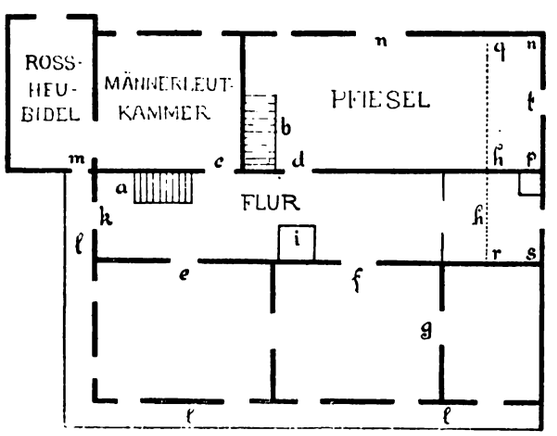


Fig. 114. II. Der zweite Stock des Wohnhauses.

Winkel zu bilden, so hier, ferner am Rossstall bei *ii* und am Stallgebäude bei V *ba*. Hier an den Wänden, also bei I *ii* und V *ba*, wird zum Brennen zerkleinertes Holz hoch aufgespeichert, genannt Holzssoa, „Holzzoa“, vor der Traufe geschützt durch das vorspringende Dach. Einen solchen Winkel bildet auch der Saustall (IV). Durch einen Bretterverschlag über demselben ist ein geschützter Raum geschaffen, um allerhand unterzustellen.

Die Kuchl und der Bachofn.

Vom unteren Hausflur tritt man durch Thüre *a* (I und III) in die Kuchl (Küche), deren Decke in flachem Rundbogen gewölbt ist. Rechts, an der Längswand, ist der Herd (III *b*) von „Koi“- (Kalk-) Steinen erbaut, auf seiner rechten Hälfte *bn* mit der Herdplatte, Herdblattn, einer grossen Platte von wildem Mamor, bedeckt. In der Mitte bei *c* die Feuerstelle. Auf der anderen Hälfte des Herdes, in einer runden Vertiefung *e*, ein kupferner Kessl für Wäsche. Dieser Herdtheil heisst deshalb Ansedelstäd, „Ansedelstodt“, „Ansenstod“. Ansedeln heisst: die Wäsche mit Lauge kochen. Auf der Feuerstelle *c* steht der Feuerhund (29). Will man nämlich Feuer anmachen, so werden die Späne mit dem einen Ende über den Feuerhund gelegt, damit sie höher liegen, Luft haben und besser brennen.

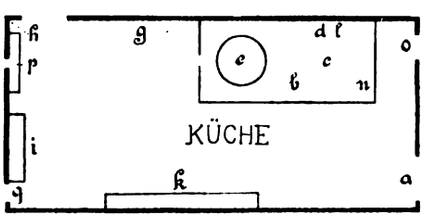


Fig. 115. III. Die Küche.

So thut man Feuer ankentn, d. h. Feuer anmachen. Auf die Späne werden dann Holzscheitl, Schoatl, gelegt, grössere Holzstücke. Ueber oder zwischen den Holzscheiten steht der Trifuss (26, 27, 28), auf den die Pfandln (22) gesetzt werden [1]). Dabei ruht der Stiel der Pfanne auf dem Halter (28 *a*) am Handgriff des Trifuss. Alles Geräthe, die nothwendig sind wegen des offenen Herdfeuers, wenigstens, um bequemer handhaben zu können.

Gegenüber dem Herd, bei *o* in der Mauerwand, ist das Ofenloch zum Ofen der Wohnstube (I *o*), der von der Küche aus durch die Wand geheizt wird. Ueber dem Ofenloch *o* in der Wand angebracht der Granter (die Wasserblase). An der Wand bei *d*, also oberhalb der Herdfläche, ist die Kesselhenk (34) befestigt. Für gewöhnlich ist sie gegen die Wand gedreht, zum Gebrauch dagegen über den Herd bei *c*. An der Kesselhenk ist ein Haken (34 *b*). Darin wird der Kessel eingehängt, in dem Wasser heiss

[1]) Holzstube heisst ein Gebäude, das als Wohnung für Holzknechte (Waldarbeiter) dient, und der lange gemauerte Herd daselbst, worauf die Holzknechte kochen, heisst (nach Kainzierl Sepp) „Fuiarast“ (Feuerstelle).

gemacht wird zur Winterzeit, um darin die Stetzel, flache, hölzerne Milchgefässe, zu waschen. Neben der Kesselhenk hängt bei *l* die Aschenschaufl und ist in der Wand der Liechterhaber befestigt, eine eiserne Zwinge, in die der Span[1]) gesteckt wird, der statt der Lampe in der Küche leuchtet, namentlich Abends beim Kochen. Mit dem brennenden Span in der Hand geht man auch über den Flur, in den Keller und durch die Stuben, doch muss man aufpassen, dass keine Funken abfliegen oder abfallen mit dem Reischenscherm[2]), d. h. den verkohlten Holztheilen, auch Gan genannt. Späne verbrennt man im Herbste etwa 20 Stück im Laufe des Tages. Die Späne zum Leuchten schnitzt im Winter der Holzknecht — hier der zweite Sohn — aus Fichtenscheiten (von der Rothtanne), hie und da, aber anderwärts wohl auch aus Föhrenholz (Pinus silvestris), niemals von der Tanne (Weisstanne).

Am Herd sieht man noch den Krapfnhengst (35), wenn er nämlich im Gebrauch ist. Sonst hängt er immer hinter dem Ofen in der Stum bei *e* (I). Man setzt darauf die Schüssel mit den Krapfn, und zwar auf den Tisch in der Wohnstube, wenn zum Essen angerichtet wird; neben den Krapfnhengst dann noch einen Napf mit Sauerkraut, das man zu den fetten Krapfen isst. Ferner sieht man den Rost (36), darauf wird der Nudelrein[3]) gestellt, der zum Kochen und Sieden der Nudeln dient; ein Schaffl; einen eisernen Krapfnspiess, gestaltet wie eine grosse Gabel; ein Mehlmassl, ein kleines Gefäss von Holz zu Mehl; einen Milchhafen; einen Krapfweger, „Krapfwirger", dient dazu, die Krapfn auseinander zu drücken, ehe sie gekocht werden. Krapfen heisst hier das anderswo Nudeln[4]) genannte Gebäck. Rohnudeln sind ein kuchenartiges Gebäck aus Weizenmehl. Schmarrn[5]) heissen hier Muss, danach ist der Muser (am Inn auch Muoser gesprochen)[6]) genannt, der dazu dient, sie zu zerstampfen (38).

Neben dem Herd, an der Wand bei *g*, etwa in Manneshöhe, ist der hölzerne Pfannerhenk befestigt, bestehend aus einer hölzernen Stange, in die hölzerne Nägl (Haken, Pflöcke) eingeschlagen sind. Zwischen die Nägl werden mit ihren langen hölzernen Stielen die grossen Schmalzpfandln[1]) und die mittelgrossen Wasserpfandln und die kleinen Kochpfandln eingeschoben. Die genannten Pfandln sind von Eisen, von Kupfer und Messing. In den Kochpfandln wird im Winter das Koch macht (zubereitet), eine Speise aus Mehl und Milch, für Kinder wie für Erwachsene. Unter dem Pfannerhenk *g* steht auf dem Kuchlboden, dem Fussboden der Küche, eine Zistl (Art Kiepe), aus langen Spänen von Eschenholz geflochten, zur Aufnahme von Schoatln (Scheiten) und gewöhnlichen Holzspänen. Daneben liegen Kniedl (Holzknüppel) zum Brennen, in der Ecke bei *h* steht allerhand Geräth, z. B. der Rubensteisser, „Ruamschtesser", um Rüben zu zerstossen; die Kruck (Backofenkrücke), um das Holz in den Backofen hineinzustossen und die Asche herauszuholen; eine Toagschissl (Teigschüssel) von Holz mit Deckel. An der Querwand bei *p* ist das Bachofnloch, bei *q* ein kleines Fenster. Zwischen beiden steht der Kuchltrog *i*, ein länglicher Trog voll fliessenden Wassers, mit dem Beil aus einem Baumstamm ausgehauen.

An der zweiten Längswand steht eine Bank *k*, darüber hängt an der Wand das Solzlagl, „Soözlagl" (11, 12) (Salzmeste)[2]), ferner mehrere eiserne Muser. In der Wand ist der Kuchlkasten (kleiner Wandschrank), darin stehen einige Schalen (Tassen) u. dgl. Neben den Musern hängen noch hölzerne Schmolzschaufln (37); fünf Seihlöffl. Dies sind Siebe von Blech mit langen Holzstielen, um Milch und Suppen durchzuseihen; ein grösserer Kasenocknseiher; das Nocknbrett[3]). Nocken sind kleine Klösschen aus Mehl und Wasser mit Schmolz[4]) gebraten, Straubn dagegen lange Wurstln von Mehl und Milch. Um sie herzustellen ebenda der eiserne Straubnlöffl, ein Trichter mit langem Stiel; ein Toagnopf (Teignapf), d. h. eine hölzerne Schüssel. Ferner ein Boas, Poas. Der Boas besteht aus einer getrockneten Haut, nämlich einem Kälbermagen, der angefüllt ist mit einer Masse aus

[1]) Vgl. über Spanlicht in Oberbaiern Correspondenzblatt der deutsch. anthr. Gesellschaft XXIV, 1893, S. 18.

[2]) Scherm (= Scherben).

[3]) Der Nudelrein dient zum „Kochen und Sieden" der Nudeln und ist eine Art Bratpfanne von Blech oder irden.

[4]) Vgl. Zeitschr. für Ethnologie. Verhandlungen 1893. 280.

[5]) Ebenda.

[6]) Ebenda.

[1]) Ueber Schmalz ebenda.

[2]) Salzkieze (?) irgend wie aus der Lausitz gehört. In des Knaben Wunderhorn (Leipzig bei Reclam, S. 835) heisst es in einem Liebeslied vom Rhein: „Und wenn ich dich schon nehme, So haben wir kein Haus, Da setzen wir uns in die Kieze Und schauen oben raus." Im Oberbergischen am Rhein hiess, früher wenigstens, die Kiepe: Küze; vgl. dazu Zistl, nach Schmeller, „Zistel, Art Handkorb (cista)".

[3]) Nockel heisst Hügel. Vgl. auch Schmeller.

[4]) Vgl. Zeitschr. für Ethnologie. Verhandlungen 1893, 280.

geriebenem Brot, Pfeffer, Buttermilch und Salz. „Poas braucht man, damit süsse Milch bald stockt (dick wird)“, wenn man Schnittkas daraus machen will. Dazu nimmt man vom Boas so viel, wie eine Haselnuss gross, löst es in Wasser auf und schüttet es in einen Kessel voll süsser, etwas angewärmter Milch, etwa 20 Liter. In einer kleinen halben Stunde wird die Milch dick, während es sonst 1½ Tage dauert. Der so enstandene Topfn wird ausgepresst, Pfeffer und Salz hinzugeschüttet und der Topfen in das Kaskoa gethan. Darin bleibt er einen Tag und wird fest. Sobald er im Kaskoa (18) ist, heisst er Kas. Durch die Löcher des Kaskoa läuft das Wasser ab. Dann kommt er in den Keller und bleibt da, bis man ihn braucht, manchmal den ganzen Winter. Je älter, desto härter wird er. Topfn [1]) dagegen wird aus saurer Mili gemacht, ohne Poas, und in dem topfförmigen Kaskoa [2]) zusammengepresst.

Auf der Bank *k* stehen Häfen (14), d. h. grössere irdene oder blecherne Töpfe, und kleinere Hafl, auch wohl ein Piederer, Biederer (1, 2), Gefäss zu Wasser, das die Holzknechte mit auf die Berge nehmen; ein Lagl (3, 4), kleineres Gefäss für Milch, das auf den Almen gebraucht wird; ein Stotz. Stötz sind grosse, flache Milchgefässe, die auch auf den Almen gebräuchlich sind (7); zu bemerken ist, dass jetzt vielfach die älteren Holzgefässe durch blecherne ersetzt und verdrängt werden. Auch ein Pluel, Ploiel, „Waschbloi“ (86), ein Holzgeräth, um damit Wäsche zu klopfen beim Waschen, während in Norddeutschland auf dem Lande meines Wissens früher nur mit den Händen die Wäsche gewaschen wurde.

An der Innenseite der Küchenthüre bei *a* hängen hölzerne Kochlöffel, verschiedene Fuikl (Holzquirle), vereinzelt auf der Kammerlingalm auch Furkl genannt. Entweder sind es nur natürliche Zweige mit den abgekürzten Seitentrieben; oder künstlicher hergestellte (13). Spredle heissen kleine Fuikln. Früher hatte man auch Hornlöffel. Sie dienten zum Essen und wurden nach einer mir von Kainzierl Sepp gemachten Mittheilung in Berchtesgaden angefertigt von eigenen Handwerkern, die Beinwaaren verfertigten. Sie wurden auch durch eingeritzte Zeichnungen verziert. Auf dem einen von zwei von mir vor vier Jahren von einer Senderin am Hintersee erworbenen Hornlöffeln ist S. Antonius dargestellt mit dem Christuskindlein, auf dem anderen Viech, das gut in der Bewegung aufgefasst ist, und die Inschrift: „? (Name) der ? elbe ist mei Freud lustig sein mir Sener Leit“ und zwei flammende Herzen und die Inschrift: „Wie ich Rede mit dem Mund so geht es mir von Herzensgrund.“

Das Wasser für den Hausbedarf kommt vom Berge in hölzernen Reiren, „Re-ieren“ (Röhren), unter der Erde, von Quellen, die nicht allzu weit vom Hause entfernt sind. Die Wasserleitungen führen es nach der Küche und nach dem Brunnen vor dem Hause. Von der einen Leitung geht bei *ff* durch die Wand ein eisernes Rohr in die Kuchl über den Trog *i*, aus dem das überflüssige Wasser beständig nach unten abläuft. Vom Trog *i* führt dann in der Küche, an der Herdwand entlang, eine Röhre, um hier Wasser zum Gebrauch zu haben. Dann fliesst das Wasser weiter unter dem Hausflur und über den Hof nach dem Viehstall, so dass man jederzeit bequem in der Küche und im Stall Wasser hat. In den Stall lässt man zur Winterzeit angewärmtes Wasser aus der Küche fliessen. Manche Wasserleitungen [1]) bei den Bauern sind sehr lang; so wurde mir aus dem Bauernhof Sommerau in der Ramsau mitgetheilt, die dortige Leitung bestehe aus 336 Röhren, jede einzelne von 12 Schuh Länge, 12 Schuh = 2 Klafter gerechnet (?). Die Röhren, etwa 3 cm im Durchmesser hohl, werden mit 2·5m langen eisernen Neigern (Bohrern) ausgebohrt. Zwischen die Röhren, in ihre Enden, werden eiserne Mundstücke, Reirenbüchsen (62), eingesetzt, um den Verband zu bilden.

Bei *p* (III) mündet der Bachofn mit dem Bachofnloch in die Küche. Er dient zum Brotbacken.

[1]) Topfen heisst die feste Masse in der sauren Milch und der daraus gewonnene weiche, weisse Käse; in der Mark und sonst in Norddeutschland genannt: Quark, Zwarch; am Rhein: in gewisser Zubereitung Makai; in Ostpreussen: Glumse; wendisch twarog (vgl. meine Lutchen in der Brandenburgia 1893, S. 53); bei Triburg (Schwarzwald) Pipile-Kas; in Oberbaiern auch Rirl; so heisst es z. B. bei Dachau in einer Volksschnurre: „ein' Huster thut der Bauer, der Rirl wird ihm sauer, sei Weib heisst Mirl (Marie)“ u. s. w. Juten heisst das Wasser — die Molken —, das absteht von der dicken Milch oder vom Kas abläuft durch die Löcher (Wadicke in der Mark Brandenburg, Wäske im Oberbergischen), die erste Milch nach dem Kalben Biest (wie auch in der Mark Brandenburg); die Nachgeburt der Kuh: Kunter; dagegen der Kunterweg in Ramsau nach Schmeller: Weg für Vieh; eig. Kunter = Ungeheuer.

[2]) Ueber Thonsiebe vgl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1888, S. 156; 1893, S. 280.

[1]) Solche Leitungen waren, früher wenigstens, auch in Norddeutschland bekannt; so wird zuverlässig von älteren Röhren bei Schleife (Kreis Rothenburg) berichtet. Vgl. mein „Wend. Volksthum“, S. 12.

Die Stum.

Zur Wohnstube führt vom Hausflur die Thüre *a* (I). Die Thiu, 1·86 m hoch, hat Bandln (91), die auf den Angln liegen, und ein eisernes Schloss mit Schnoe, „Schnoö", Schnall (Klinke). Die Holzeinfassung der Thüre heisst Thiukricht (Zarge). Rechts an der Thüre hängt das Weihbrunnkrügl mit Weihwasser und ein Rosenkranz. In der Ecke bei *c* (I) steht der Ofen, mit grünglasirten, verzierten Kacheln. Er wird durch das Ofenloch *o* von der Küche her geheizt. Ueber dem Ofen sind wagerecht die Ofenstangl angebracht, um Kleider daran zu trocknen. Die Stangen liegen in den umgebogenen Enden von eisernen Haltern, die, in der Decke befestigt, senkrecht nach unten stehen. Auf zwei Seiten des Ofens stehen feste Bänke *cc* zum Sitzen. An einer der Bänke hängt der Schuhlöffel von Holz, den die Männerleit brauchen, wenn sie Schuhe anziehen; darunter stehen Tofln (Pantoffeln), Schuhe (Schuhe und langschäftige Stiefel von Leder) und grosse Holzschuhe — wie bei uns in Niederdeutschland, namentlich jetzt noch an der See gebräuchlich —, in denen man im Stall geht und vor dem Hause, wo das Vieh den Boden sehr zertritt — und auf den Almen auch in den Hütten —, und ein Stiefelzieher (Stiefelknecht). Bei *e* zwischen dem Ofen und der Wand ist ein schmaler Zwischenraum, 70 cm breit, genannt hinter'm Ofen[1]). In der Mauer bei *e* ist eine Nische freigelassen und das Mauerwerk unten in derselben mit einem Brett belegt. So wird eine Bank in der Wand gebildet, als beliebter Ruheplatz gerne aufgesucht, um sich darauf zu legen oder zu setzen oder Sachen zu stellen. In der Ecke bei *d* steht der Tisch. Wenn der Bauer am Tische sitzt und isst, übersieht sein Auge durch die Fenster noch Alles, was vor dem Hause vorgeht, kommt und geht. Am Tische finden 8—12 Menschen Platz. Bei *f* steht eine bewegliche Bank, bei *g* ein Loastue, „Loastuö" (Lehnstuhl), d. h. Sessel mit Lehne. An zwei Seiten der Stum (Stube), die Wände entlang, sind feststehende Holzbänke *mm*, kürzere Bänke noch bei *k* und *t*. Unter *m* steht das Bügeleisen (Plätteisen)[2]) und ein irdener Krug (Kanne) mit Wasser. Bei *n* zwischen den Fenstern *hh* ist ein kleines Wandkastl (Wandschrank). Unter den festen Bänken stehen Schamei, Huckl (Fussbank), Schpeibschub (Spucknapf) und ein Schub, d. h. ein kleiner Kasten, welcher unter die Bank hineingeschoben wird.

In der Ecke am Tisch, oben an der Wand, bei *p*, ist der einfache, aber hübsche Hausaltar mit einem Bilde der heil. Mutter Gottes. Davor hängt von der Decke eine kleine, rothe Lampe. An den Stubenwänden sind noch mehrere kleine Stoi angebracht, Wandbretter, um allerhand darauf zu stellen, und Nagelbretter. In der Ecke bei *q* hängt die Ui (Uhr)[1]). Die Stube hat vier Fenster, die sich nach aussen zu verengen (96). Im Fensterrahmen sind die Fensterbladl (Scheiben) von Glos. Auf der Fensterbank (Fensterbrett) stehen Blumentöpfe mit Pelgonien (Pelargonien) und Meerzwiebeln. Kleine Fenster heissen Fensterguckl, die Laden für Fenster und Luken, draussen angebracht, Polk; so gibt es einen Tennenpolk (bedeutet aber auch die Luke selbst), Hautiepolk, Fensterpolk. Holzpflöcke in der Wand, um etwas daran aufzuhängen, heissen Nägel; die hölzernen Dielen des Fussbodens in der Stube: Loden; die Stubendecke, der Bodn, aus Brettern hergestellt, heisst Rähmlingbodn, wenn sie nämlich nicht mit Kalk beworfen ist, sonst Weissdeck; der grosse Querbalken (Träger) am Rämling, „Reamling", heisst Tuizug.

Am Tische werden alle Mahlzeiten eingenommen. Morgens um 6 Uhr wird Milisuppn (Milch) gegessen und Muss, was anderwärts Schmarn heisst[2]), aus Mehl, Wasser oder Milch, mit Schmolz gebraten und in kleine Stücke gehackt. Untern oder Jausen, auch Neini (= 9 = 9 Uhr), heisst das Frühstück um 9 Uhr; gegessen wird Brot, Kas und Budern (Butter)[3]). Der Untern (= Zwischen) ist Zwischenmahl, Zwischenimbiss. Bei Ulphila ist (nach Schmeller) gothisch „undaurnimats (angels. undernmete) als prandium dem nahtamats als coena entgegengesetzt". Mittag ist um ½12 Uhr. Gegessen werden an den verschiedenen Tagen: Krapfn oder Rohnudln (fast dasselbe, nur in der Form verschieden); Knödl (Klösse und Fleischklösse)[4]), Kasnockn; Melkennockn; Reindln (aus Eiern, Milch, Mehl); geröstete Erschäpfl, Erschtäpfl (Erdäpfel = Kartoffeln); Sauerkraut. Zum Untern

[1]) In der Lausitz: deutsch Hölle, wendisch hela. Vgl. das Spreewaldhaus in der Zeitschr. f. Ethn. 1886, S. 128.

[2]) Spreewald: Plättlocke.

[1]) Uhr, vom lateinischen hora, sonst auch nach Schmeller (II, 241) Seiger, in der Niederlausitz: deutsch Seger, wendisch zeger.

[2]) Vgl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, S. 280.

[3]) Die gekochte Butter heisst hier auch Schmalz.

[4]) In der Niederlausitz heissen die Kartoffeln auch Knödel.

am Nachmittag[1]) isst man kalte Mili, Erschäpfl, Kas, Butter. Zum Suppenessn (Abendbrot) isst man Milisuppn, ausserdem Schwarzbrot[2]). Vieh wird alljährlich nur einmal geschlachtet, und zwar zu Weihnachten eine Sau, selten nur ein Kalb oder Schaf. Das fast ausschliessliche Getränk ist Wasser.

Hie und da in der Stube oder sonst wo im Hause sieht man noch länglichrunde Holzschachteln, genannt die Gadl (99), wenn grösser, das Gadei, wenn nur klein, z. B. eine Handspanne lang. Sie werden gemacht aus ganz dünnen Holzbrettchen in der Ramsau von Gadeimachern, d. h. Bauern, die im Winter und auch sonst nebenbei Gadln machen. Zugehalten wird die Wand des Gadl durch ein Messingband, das durch das Holz gezogen ist, genau wie man in vorgeschichtlicher Zeit im Salzburgischen die Ledertaschen[3]) nähte, d. h. den Faden, den schmalen Lederstreifen, durch Einschnitte zog, wie man das im Museum zu Salzburg an solchen durch Versalzung erhaltenen Ledertaschen (wohl ehemaliger Steinzeitmenschen oder wenigstens Steinbeilbenützern?) sehen kann.

Die Stumkomma und die Weiberleitkomma.

Von der Stum gelangt man durch die Thüre *a* in die Stubenkammer mit zwei Fenstern. Darin steht eine Bettstad, „Bettstod“ (Bettstelle), und ein Kastn (Schrank). Hier schlafen Bauer und Bäuerin, Vater und Mutter. An der Mauer zwischen den Fenstern hängt ein Crucifix, in der Ecke hinter der Thüre ein Barometer und auf der anderen Seite von der Thüre eine Uhr. Früher hatte man auch hier einen Astel von der Fichte, die ich als Almenwetterzeiger[4]) beschrieben habe. Jetzt sind nur, wie auch sonst in Deutschland, Wettermandl gebräuchlich, sehr einfach aus weichem Holz geschnitzt, an einer Saite vor einem Häuschen aufgehängt. Sie drehen sich, je nachdem das Wetter wird. Fig. 112 zeigt an einem Bauernbarometer einen Mönch auf der Kanzel als Wettermandl, den ich am Inn auf dem Flur eines alten Bauernhauses vorfand, wo er seit Menschengedenken hing, geschnitzt aus Cigarrenkistenholz, gleichzeitig ein Beweis, zu welchen schönen Leistungen die einfache Volkskunst es gebracht, ehe sie zu ihrem jetzigen Niedergange kam. Doch ist für Oberbaiern ein neuer Aufschwung zu erwarten, weil die Gebildeten in Baiern Sinn für das Volksthum haben und durch ihre Theilnahme dasselbe beleben und fördern. Auch hat man noch an Almenhütten, nach dem Zeugnisse des Kainzierl Sepp, „die hölzernen Riegel“; mir selbst sind sie nicht aufgefallen. (Vergleiche über das alte Almenschloss meine Darlegung in der Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1888, S. 473.)

In die Weiberleitkomma[1]) gelangt man von der Küche aus durch die Thüre *r*. Darin sind ein Fenster, zwei Bettstäd, ein Kastn (Schrank). Hier schlafen im Winter die zwei Töchter, im Sommer nur die jüngere, während die ältere auf der Alm ist.

Die Rossstallkomma.

Vom Flur gelangt man durch die Thüre *a* in die Rossstallkammer. Gegenüber in der Wand sind zwei kleine Fenster, an der Wand rechts von der Thüre hängen die Buma-Hosn (Arbeitshosen der Buben, hier der Söhne des Hauses), eine Laterne, steht ein Stuhl, Schaufln, Spitzhauen, eine Röhrenzange, eine lange Zange von Schmiedeeisen, die Handgriffe etwa 70 cm lang, gebraucht, um die Brunnenröhren damit anzufassen; bei *ab* zwei Bettstäd (Bettstellen), an der Wand die Habertruhe (langer Kasten) mit drei Fächern. An der Thüre zum Rossstall hängt das Putzzeug (Striegel und Bürste) für das Ross, an der Wand das Rossgeschirr und leere Mehlsäcke. In den Ritzen zwischen Decke und Duizug sind eingesteckt Schneeschaufeln von Holz; Broathaun (Breithacken), um auf dem Felde damit zu hacken; Ssopin, um die grossen Prügel von der Stelle wegzubringen. Hinsichtlich der Anwendung der Ssobi bei der Holzarbeit will ich des Triftens oder Holztriftens gedenken, das früher hier üblich war, wie noch jetzt bei Reichenhall und Berchtesgaden und anderswo im Gebirge, und vermuthlich auch vormals bekannter in Norddeutschland, wie denn in alter Zeit die Wasserstrassen bequeme Verbindungswege bildeten, wo Landstrassen fehlten.

[1]) In Norddeutschland, in der Mark, auf dem Lande Vespern oder Vesperbrot genannt. Nach Schmeller in den Glossen undirimbiz = die Mittagszeit.

[2]) Tacitus Germ. 23: cibi simplices, agrestia poma recens fera aut lac concretum (gestockte [saure] Milch und Topfen [Quark]). Ueber Fleischessen in Oberbaiern vgl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, S. 281.

[3]) In der Form ähnliche Ledertaschen, zur Aufnahme von Frühstück u. dgl., habe ich noch vor 35 Jahren in der Mark Holzhauer tragen sehen.

[4]) Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1888. S. 473.

[1]) Man sagt: Weiberleit und Männerleit; das Wort Mannsbilder scheint mehr als „städtisch fein“ zu gelten. Im Spreewald sagt man: Manzen und Weibsen.

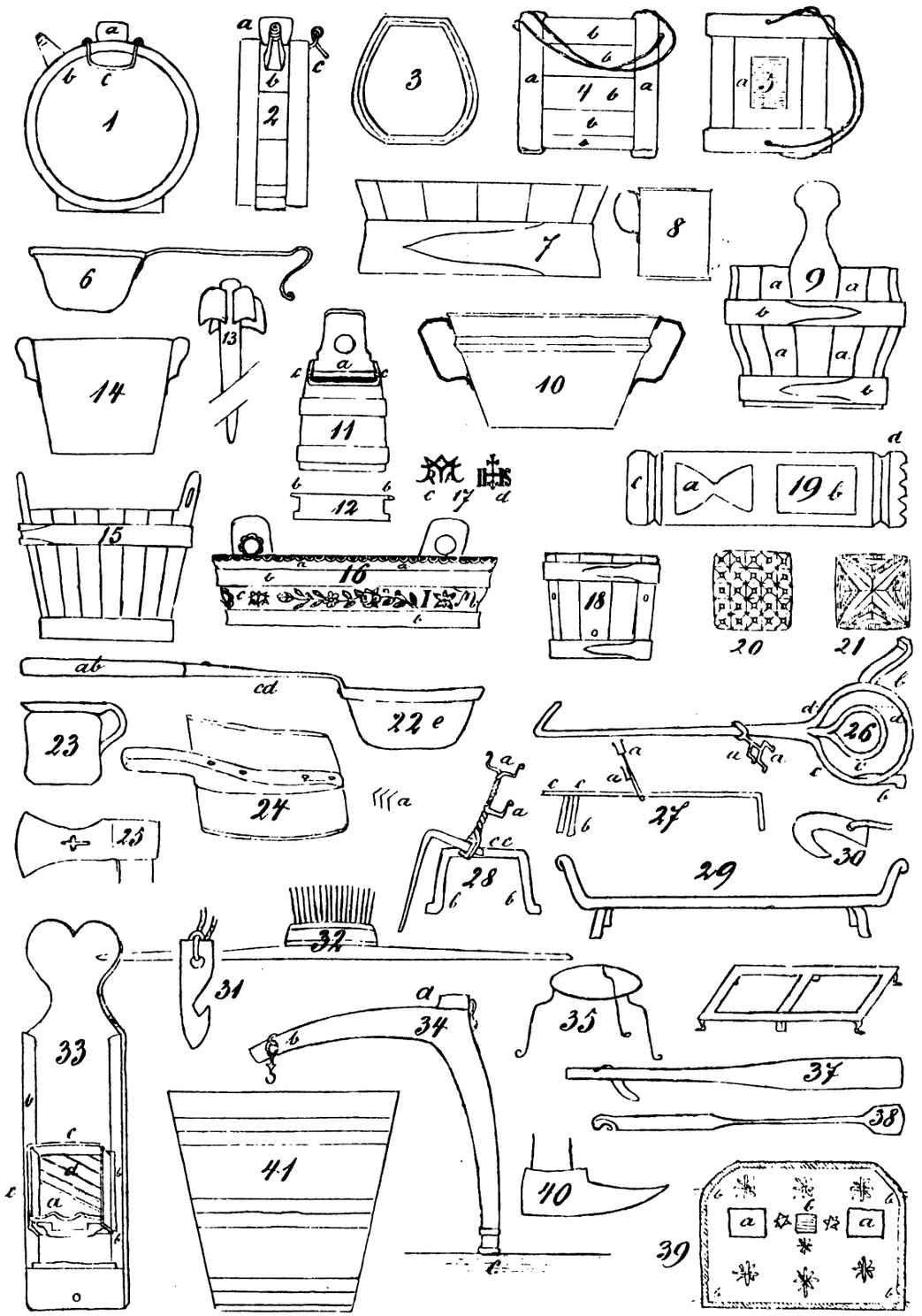


Fig. 1—41. (Die Erklärungen siehe am Schlusse des Aufsatzes.)

„Das Holz wird (hier) im Sommer geschlagen," nach einer Mittheilung des Kainzierl Sepp, „und im Herbst zu den Holzwegen gebracht, eigens dazu hergerichteten Wegen von 1·50 m Breite. Im Winter wurde es mit den Pferden bis zur Hirschbichlklause gebracht und da in's Wasser geworfen. Im Frühjahre, wenn das Schneewasser von den Bergen kam, wurde es nach Berchtesgaden getriftet (d. h. man liess es vom Wasser heruntertreiben). Die zweite Klause war am Fusse des Stadlhorn, und am Fusse der Mühlsturzhörner war ein Rechn[1]). Die dritte und letzte Klause war am See und vom See bis Berchtesgaden waren noch drei Rechn." Die Rechen dienten und dienen dazu, das Holz aufzuhalten und zu sammeln. Bei den Klausen wurde — und wird anderwärts — das Wasser gesammelt, um dann das Holz schneller vorwärts zu bringen. Die Rechen bestehen — wie in ganz Europa — aus einem Gatter oder Gitterwerk von Hölzern, die, wie eine Harke mit ihren Zähnen, im Wasser stehen; die Klausen sind Engen mit gemauerten Wänden. So ging das Holz zu Wasser vom Gebirge bis Berchtesgaden, während es jetzt mit Wagen gefahren wird. Seit 30 Jahren hat hier das Triften aufgehört.

Die Fenster in der Rossstallkammer, ebenso wie das Fenster in der Rumpelkammer liegen schon unterhalb des gewachsenen Bodens, es sind deshalb vor denselben etwa 2 Fuss tiefe Lichtschachte ausgemauert, denn die Rückseite der Hauses schneidet in den Berg ein.

Der Rossstall.

Durch die Thüre *d* tritt man in den Rossstall, in dem das Ross steht. Die trogartige Krippe heisst Rossboabe, die Raufen Rossloatr. An der Rossstallthüre ist kein Schloss, sondern ein Nahring (89).

Die Rumpelkomma.

Vom Hausflur führt die Thüre *a* in die Rumpelkammer, von ihr die Treppe *b* herunter in den Keller, der unter der Hinterkammer liegt. Darin stehen Sichtn (9), Holzgefässe mit hoher Handhob, um Wasser auszuschöpfen, im Stall den Trank für das Vieh aus dem Trog u. dgl. m.; auch wird im Stall und auf der Alm die Milch in die Melksichte gemolken und dann durch ein Sieb, auf dem ein Stück Leinen liegt, hindurchgegossen in ein Schafl oder Hafn (14), daraus dann mit einer Gaze (6) — oder auch einem Gazl —, einer kupfernen oder blechernen Pfanne mit längerem Holzstiel, ausgefüllt in die Stetz (7). Ferner Stetz oder Stötz — einer heisst Stotz —; da hinein kommt die Milch, aufgestellt im Keller oder in der Kammer, zu Hause wie auf der Alm. Wenn sich der Rahm (Sahne) angesetzt hat, wird er mit dem Rahmbrettl (84) abgestrichen. Ferner Kübel (41), grosse Holzgefässe, bis 1 m hoch, von denen die kleineren Handhaben besitzen, die grösseren nicht. In ihnen hat man Salz und Mehl oder Kleie für's Vieh. Krautkübl (41), sehr grosse Kübl, mit Sauerkraut gefüllt. Schafl; das Waschschafl (Waschfass); ein Bachtrog (Backtrog), Strohbesen zum Reinigen des Bachofn; Bachlodn, Bretter von 3 m Länge, um den Teig darauf zu legen, wenn er zu Brotlaiben geformt wird; Bachschissl, um damit Brot in den Ofen zu schieben und herauszunehmen; eine Bank; kupferne Kessel; ein Liechteisn (56), nicht mehr im Gebrauch. Ferner das Hacklbrett. Darauf werden die Blätzn, d. h. die Blätter vom Kraut (Weisskohl), die Ruam, Ruben (weisse Rüben) und Rona — auch gesprochen fast wie Rahnen — (rothe Rüben, Runkelrüben) gehackt, dann gekocht und dann mit etwas Mehl der Sau (Schwein) gegeben.

Die Hinterkomma.

In der Hinterkammer werden aufbewahrt Wasserpudschen, darin die Mannsbilder (Männer) Wasser tragen für sich zum Trinken, wenn sie zum Heuen oder in den Wald gehen; ein Nudelrein von Eisen oder irden, darin werden die rohen Nudln gemacht; blecherne Häfn; Rührkübl, die man hat an Stelle der Butterfässer oder Butterstampfen. Der Rührkibel gibt es zwei Arten, nämlich Zugkibl und „Leia" oder Leierkibl, letzterer meist auf der Alm. In ihnen wird die Butter geleiert (gedreht). Ferner grosse Schmolzkübl, in denen das Schmolz von der Alm oberbracht (heruntergebracht) wird; irdene Weidlinge (Milchschüsseln); Schmolzgadln (99) nehmen die Holzknechte mit[1]).

An der Wand stehen zwei Schränke. An einem hängen Mehlbeutel von Leder, etwa 1½ Fuss lang,

[1]) Wasserrechen, wie auch zuerst Herr Hey (in Herrich's Archiv) den Namen Berlin auf slavisch brlen und berleń = Wasserrechen, Flossrechen, Flossholzfang zurückführte, neuerdings nach Zeitungsberichten wiederum (auf čechisches brli sich stützend), Herr Krupka auf brlin als Gegend am Teichgatter oder Schleusenpfahlwerk, zumal er eine entsprechende Ortschaft Brlin in Böhmen auffand.

[1]) Vgl. Schmalzspoddeln, Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893. S. 280.

die die Holzknechte mitnehmen in's Holz; ferner ein Tisch mit einem Tischkorb (Schublade). Rechts von der Thüre steht die Mehltruhe (Mehlkasten), mit Mehl zu Brot und zum Essen, ein länglicher Kasten, 3 Fuss lang, mit Deckel; dahinter, an die Wand gelehnt, ein Gatter, gemacht von Latten, um damit Hühner in der Stube einzusperren. Denn früher war es Sitte, die Hener im Winter in der Stube zu halten, jetzt bleiben sie das ganze Jahr im Stall; blecherne Häfn, gestaltet wie Töpfe, und irdene. Am Fenster steht eine Bank, darauf Stetz; ein Schmalzemper (Eimer) von Holz, da hinein wird das gekochte Schmalz gegossen, dass es Form kriegt; grössere und kleinere Lagl (3, 4, 5), um auf der Alm Milch darin zu tragen; ein Bieder (1, 2), den haben die Senderinen, um Milch darin zu tragen, und die Holzknechte, um darin Wasser mitzunehmen zum Trinken. Er fasst 10—12 Liter und reicht aus für 5—6 Mann für einen Tag, allerdings, je nachdem es heiss ist. Er wird an einem Kniedl (Knüppl, Stock) über die Schulter getragen. An der Wand sind mehrere Stei[1]), Stoe, befestigt. Darauf stehen Hafn von Blech und Gazl von Blech, und hölzerne Gadln, um Schmalz oder Muss hineinzuthun für die Leute, wenn sie Mittags aussen[2]) sind.

Der Kella.

Von der Rumpelkammer führt die Stiege *b* herunter nach dem Keller unter der Hinterkammer. In der Mitte desselben ist der Milchsetz, eine Art Tisch von Brettern. Darauf stehen die Stetz voller Milch. An den Wänden sind Bänke, darauf leere Stetz und Kas (Käse) und Topfen (Quark). Statt der Milisetz hat man auch anderwärts Milchpeitn (58). Ferner stehen da, ebenso wie in der Rumpelkammer, Schafl von Holz. Schafl können rund oder länglich (= Wanne) sein und sind Gefässe mit zwei Handhaben. Weitschafl (Wanne) ist ein flaches, rundes Holzgefäss, worin man die Stetz wäscht, im Gegensatze zu den sonst höheren Schafln. Ferner Häfn, entweder von Eisenblech oder irden, um die gemolkene Milch hineinzuschütten; Rahmtegl (Tiegel) von Blech, um den Rahm darin aufzuheben.

[1]) Zu sprechen Schtei u. s. w., wie denn im Anlaut eines Wortes S in Verbindung mit einem Mitlauter immer Sch gesprochen wird.

[2]) Eigenartig in Oberbaiern ist die Benennung Auswärts für Frühling (dem Suma, Hürgscht oder Hirscht und Winta folgen), se z. B. ins Auswärts gehn u. A., weil man wieder nach der Winterszeit zur Arbeit in's Freie kommt.

Das zweite Stockwerk.

Auf der Stiege *a* kommt man von unten nach dem zweiten Stock auf den sehr geräumigen Flur, der hier in voller Breite durchgeht. Neben dem Flur ist links die Rossheubiedl, die Männerleitkomma und der Phiesl, rechts zwei Stuben und eine Kammer. Bei *i* ist der Rauchfang, der von der Küche (I) nach dem Dachboden durchgeht. Auf dem Flur stehen verschiedene Schränke aus diesem und dem vorigen Jahrhundert, so z. B. von 1709, und sind bemalt und bemalt gewesen in volksthümlicher Weise hier wie in anderen Häusern unter Anderem mit Reihen von gleichlaufenden Wellenlinien in brauner Farbe. Angefüllt sind sie mit Leinen, Wäsche, Kleidungsstücken, Putzsachen, allerhand Andenken u. dgl. m. Schränke, Tische, Schemel und derlei Wohnungshausrath stehen auch in der Männerleutkammer und in den erwähnten zwei Stuben und der Kammer. Vom Flur führt die Thüre *c* in die Männerleitkomma, die Stube für die Buben, die indess unten in der Rossstallkammer schlafen; die Thüre *d* in den Phiesel, *e* und *f* in die Stuben, die meist nicht bewohnt sind, *g* in eine kleinere Stube oder Kammer, *h* in einen grösseren Raum, durch eine Bretterwand abgetrennt vom Flur, wo Schränke stehen und sich der Abtritt befindet. Die Flurthüre *k* führt nach aussen auf den Gang *III*, anderwärts, z. B. am Inn, auch Altane genannt. Der Gang mit seinem ausgeschnittenen und verzierten Geländer (73) zieht sich um zwei Seiten des Hauses herum. Er verleiht den Bauernhäusern in Oberbaiern einen wesentlichen Reiz. Man kann auf demselben bequem gehen und sitzen; es wird die Wäsche aufgehängt zum Trocknen, auch Kleidungsstücke, Betten gesonnt, Kräuter getrocknet und andere Dinge mehr hingelegt. Der Gang gewährt nicht blos einen hübschen Anblick und bietet einen angenehmen Aufenthalt, sondern dient mancherlei anderen Zwecken. Vom Gang gelangt man bei *m* durch eine Thüröffnung ohne Thüre in die Rossheubiedl oder -biel (Heuboden), mit Wänden von Holz. Hier liegt das Sauerheu für das Ross. Zum Gebrauch wird es durch eine Oeffnung im Bielboden, das Rossloch, obi gworfn in die Rossloatr des darunter liegenden Rossstall.

Der Phiesel.

Der Phiesl, „Phiasl“[1]), ist ein langer Arbeitsraum. Sein Zweck ergibt sich aus den darin auf-

[1]) Schmeller: das Phiesel.

bewahrten Sachen. Die Wand *np* ist hergestellt von Holz, und, wie aus den Grundrissen I und II (Fig. 113 u. 114) ersichtlich, ragt vom Phiesel der hintere Theil *qhpn* über die Hinterkammer hinaus und wird getragen bei II*n* (I *v*) von einer hölzernen Saile (Säule), ebenso wie der Raum *hprs*. Die Wand *np* ist eine aufeinander geschrotete Holzwand. Bei *t* ist ein „Bolk".

Vom Flur gelangt man durch die Thüre *d* in den Phiesl. Rechts von der Thüre steht ein Solzfassl, daneben eine Solzmetzn zum Aufbewahren von Salz. An der Wand hängen Solzsiebe, der Rand gemacht von Eschenholz, das Sieb selbst geflochten[1]) aus Gaschten, dünnen Holzstreifen von zartem Holze, wie z. B. Weide, Esche, und zwar sowohl von Ruthen wie von den Wurzeln. Ein Salztrog, worin das Steinsalz für das Vieh geklopft wird; der Fleischschtock (Fleischklotz, Fleischbank) zum Fleischhacken, etwa 3 Fuss hoch und lang, mit vier Beinen. Dann ein grosser Kübl, der Gsidkübl, „Gsüdkübei" (Siedekübel). Dahinein wird Heu und Grummet gethan und heisses Wasser darauf gegossen, dann kriegen es die Kühe; eine Badewann, darin wird Wäsche gewaschen; der Haartrog, darin wird die Sau nach dem Abschlachten mit heissem Wasser begossen, damit die Haare leichter abgehen; Schrogn[2]) (Böcke) zu Holzarbeiten; Sogn (Sägen); Roafmessr (= Reifmesser), um das Holz zu beschneiden; Wiegensogn, um grosse Bäume durchzusägen; die Goasbank[3]) (Schneidebank), um Schindln u. dgl. zu machen; die Hoblbank; der Hackstock (Hauklotz); viele Reirenbüchsn, „Reanbügsn" (Röhrenbüchsen), aufgezogen auf Stricken an der Wand[4]). Auf dem Fussboden liegen Schoatn umher. An den Wänden hängen Neiger und liegen Schleifsteine auf Wandbrettern und viel andere Werkzeuge. Nach aussen führt bei *n* ein Thor mit zwei Flügeln hinaus in's Freie. Auf einer angeschütteten und mit Steinen eingefassten Einfoascht kann man vom Berge hinter dem Hause mit Ross und Wagen bis in den Phiesel fahren.

[1]) Grosse, runde Holzsiebe, ganz aus Holz, sah ich noch in Gebrauch in der Gegend vom Wendelstein.

[2]) Von schräg.

[3]) Vgl. Spanlicht im Deutschen antropol. Corresp.-Bl. 1893, S. 18.

[4]) In der Edda (H. v. Wolzogen, Reclam) heisst es von den Feinden des Völundr oder Wieland (S. 217) „und erblickten die Ringe gereiht am Baste", und vom Wieland: „und reihte Ringe geruhig am Bast".

Die Hautie.

Im Phiesel bei *b* führt die Stiegn auf die Hautie, „Hotü", nach der Volkserklärung aus hau = hauch = hoch und Tie[1]) = Dachboden[2]). Hier stehen eine Habertruh, ein grosser, hoher Kasten, etwa 9 Schuch lang und 3½ Schuch hoch, zur Aufnahme von Haber[3]); ebenso die Droattruh für Getreide und eine Werttruh, „Wertruh" (Werch vom Har)[4]). Auf den Deckeln der Truhen werden zu gelegener Zeit Kräuter ausgebreitet zu (Gesundheits-) Thee, nämlich Blüthen von Hocher, Holler, „Hoia" (Hollunder), Schofgarbn, Zinnkraut (Schachtelhalm) und Brennesseln[5]). Ferner 14 Spinnrädl, neue wie ältere. Am Spinnrad ist das Radl; der Tret, womit man das Rad treibt, der Rockn, der Pflüg[6]), „Flieg", der eiserne Stiel, um den sich die Spule dreht; ein Schraufn (Schraube); das Ssoad,

[1]) Nach Schmeller II, 1105 Zieh = forum. Holländ. Tie = Versammlungsplatz. Tellen, Geschichtliches über den heimatlichen Bauernstand (Rees 1890), S. 7, „die Waord oder hat Ward war demnach ein erhöhter Ort, der zum Haupthofe gehörige öffentliche Platz. Auf der Waord waren die Versammlungen der Unterhöfler. Wegen dieser Versammlungen wird dieser Platz auch wohl Tie, Tigge genannt".

[2]) Speicher, Söller genannt am Niederrhein, u. A.

[3]) Hafer wurde früher viel allgemeiner bei den Deutschen gebaut, davon noch der Name des Haberfeldtreiben, jener uralten Volksgerichte, die man jetzt zu beseitigen bemüht ist. Wie kurzlebig ist dagegen unser geschriebenes Recht!

[4]) Flachs; das Eigenschaftswort hären ist mir nicht bekannt geworden.

[5]) Vom Besprechen der Krankheiten hält man hier wenig oder nichts, dagegen gibt es im Volke (in der Ramsau) Beinärzte (= Chirurgen) von Ruf. Rothlauf wurde, wie mir der Vater Gschossmann mittheilte, von den Alten Lochfeur genannt. Loch wohl gleich Lohe, Loke (wie im Namen des nordischen Gottes Loki). Schmeller erwähnt (I, 1467), dass „louch und lauch des fewers" nicht volksthümlich sei, und bemerkt: „vielleicht steht selbst die zweite Hälfte des hchd. Wortes Rothlauf (bey uns das lâuf) mit der älteren Form law im Zusammenhang". — Ich muss auf einen Irrwurz getreten sein, ist eine Redensart, wenn man sich verlaufen hat. Um wieder den rechten Weg zu finden, soll man ein Kleidungsstück verkehrt anziehen. Die Kinder wiegt man ein mit dem Worten „heia pumpuna" und schreckt sie: „Seid artig, sonst kommt der Klaufauf', oder „die Moa", oder „das Bemandl". Tellen, a. a. O. (S. 7—8) sagt vom „Wodan (auch Odin, Baun, Bon genannt). . . . dann wurde er der wilde Bonenjäger (vom altdeutschen bano = Mörder) genannt, wie er noch nachklingt ‚im wilden Jäger', im Bömann, womit noch gegenwärtig in manchen Gegenden die Mütter unartige Kinder schrecken". Früher kamen in Hintersee und Ramsau am Niklastag zu den Kindern „der Migelo" („Migei = Nikolaus") und der „Klaubauf'. Ueber Moien, vgl. Panzer, Baier. Sagen.

[6]) Schmeller: Pflueg.

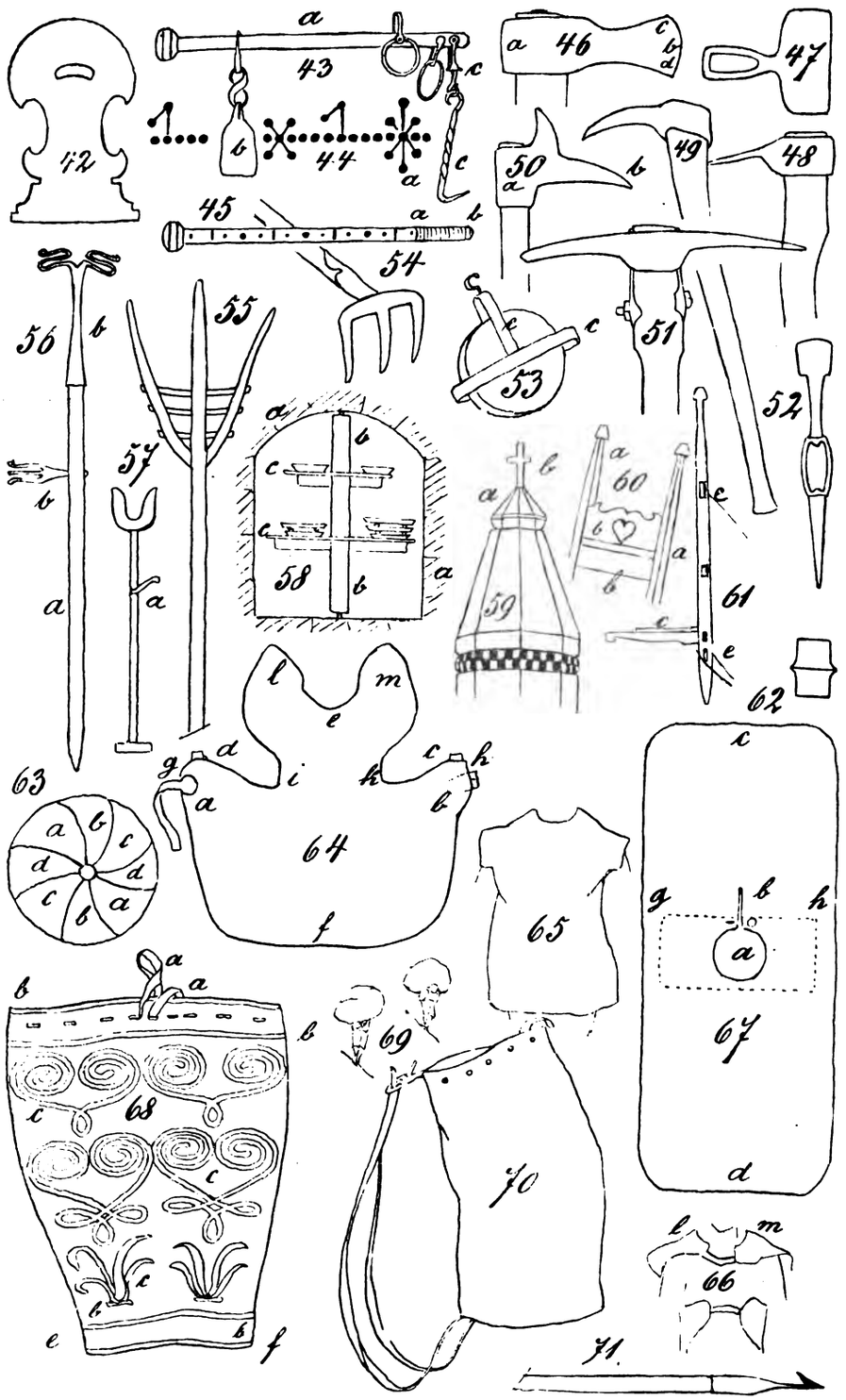


Fig. 42—71. (Die Erklärungen siehe am Schlusse des Aufsatzes.)

das um Rad und Spule läuft. Ferner die Haschpel, um Garn aufzuhaspeln. An Stangen hängen Pelz-Joppen, aussen von Leder, innen mit weissem Schaffell. Sie trägt nur „der alte Vater, wenn er im Winter bei grosser Kälte im Fiesel arbeitet". Ein lederner Ranzen, statt dessen jetzt der Rucksack gebräuchlich ist; Kohlentücher, um Holzkohlen vom Kohlenhaufen (Meiler) her darin zu befördern; verschiedenes Rossgeschirr; ein Impffassl (72, Bienenkasten = Bienenkorb); Mistkrei, Mistgobln; Feldhaun, um den Acker zu behacken.

Ferner Salzfässer; ein Schraubstock, um Wachs aus den Waben auszupressen; ein Milchpiederer, „Beänl", Schlitten mit vorne hochstehenden Kufen; grosse Neiger zum Ausbohren der Brunnenröhren; Olmenkraxl; Vorräthe von Lettn in Stücken, die die Häfner (Töpfer) brauchen, wenn sie im Hause einen Ofen setzen oder daran ausbessern; Dachschindln, Bretter etwa 1 Schuch lang und handbreit, meist von den Bauern selbst angefertigt; eine Heuraffl (71); ein Heustecher (57). Durch eine Bretterwand ist abgetrennt die Droatkomma[1]) (Getreidekammer), worin das gedroschene Korn aufbewahrt wird.

Das Dach.

Das Dach ist mit Schindeln gedeckt, die man zum Schutze gegen den Wind mit Steinen beschwert, damit sie nicht oi reita thun (herunterrutschen). Auf den Giebelseiten sind die Stirnflächen der Balken durch Windbrettl geschützt, die oft verziert sind (75, 76, 77). Am Wohnhaus wie am Stodl sind Ruaschrinnen angebracht. Dies sind Dachrinnen und vom Dach zur Erde niedergehende Regengossen aus Holz für das vom Dach niederlaufende Regenwasser, Ruasch, festgehalten durch die hölzernen Ruaschhaken. Auf dem Schornsteine (83), der mit einem flachen Steine oben schräg zugedeckt ist und vom Rafongkierer gereinigt wird, hat man Hauswurz (wohl Sempervivum tectorum)[2]) zu stehen. Zu bemerken ist, dass man Wepsennester auf dem Dachboden nicht zu entfernen liebt. Ein Dachhäusl (78) mit Glocke auf dem Dachfirst, um die Leute herbeizuläuten zum Essen, wenn sie auf dem Acker sind, ist nicht vorhanden.

[1]) Drodn (bei Schmeller Trat, Tràd) dagegen heissen Viehweiden.

[2]) Nach Schubert-Willkomm (Pflanzenreich 1887, S. 32) wird „der Saft dieser fleischigen Pflanze als Entzündung kühlendes Mittel (z. B. bei Verwundungen, namentlich Brandwunden) häufig angewendet. — Ueber Kröten am Dach vgl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, S. 278.

Der Stodl.

Stodl, Stadel, oder auch Stol (Stall) heisst das Nebengebäude, das im Erdgeschoss als wesentlichsten Raum den Kuhstall, und hier Hof genannt, enthält, im zweiten Stockwerk die Tenne. Im Erdgeschoss ist es ganz von Stein. Hier befindet sich auch der Hof mit dem Sau-, Hena- und Goasstall, die Wognhüttn, der Futterstodl und die Laabhüttn (Grundriss IV, Fig. 116). Im zweiten Stock ist der Tenn, links daneben der Futterstodl, die Heubiel, rechts die Laabhüttn, die Holmbiel, die Droatkoa und die Dunklkomma (Grundriss V).

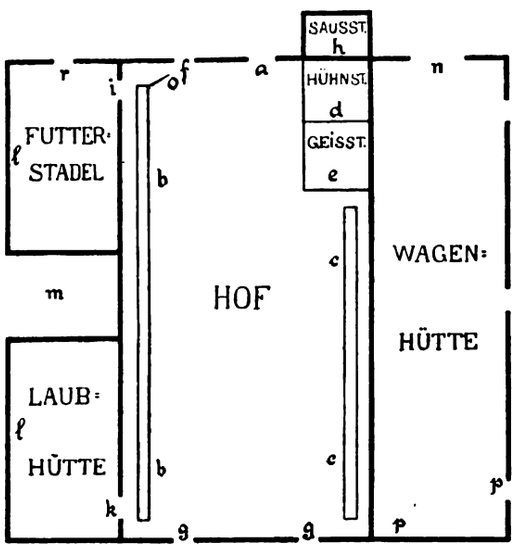


Fig. 116. IV. Das Erdgeschoss des Stallgebäudes.

Der Hof.

Sehr allgemein versteht man in Deutschland unter Hof den Raum, der eingeschlossen wird vom Wohnhaus und den Nebengebäuden[1]), und im weiteren Sinne überhaupt das ganze bäuerliche Besitzthum, nämlich Gebäude und alles Land[2]). Allgemein ist auch in Norddeutschland, und vereinzelt[3]) mir so auch bekannt geworden in Oberbaiern aus dem Volke, Hof[4]) eine Bezeichnung für den lichten Dunstkreis um den Mond, den man sieht, wenn Witterungswechsel bevorsteht. Da in einer Anzahl Sprachen das entsprechende Wort für den Hof des Mondes Kreis bedeutet und die Naturerscheinung diesem Be-

[1]) Alte Volksrede: Haus und Hof.

[2]) Ueber andere Bedeutungen vgl. Grimm und Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache.

[3]) Ebenso auch Roaf (Reif).

[4]) In Oberbaiern das o in Hof lang gesprochen, wie in Ross, Schloss, Schlossen u. A.

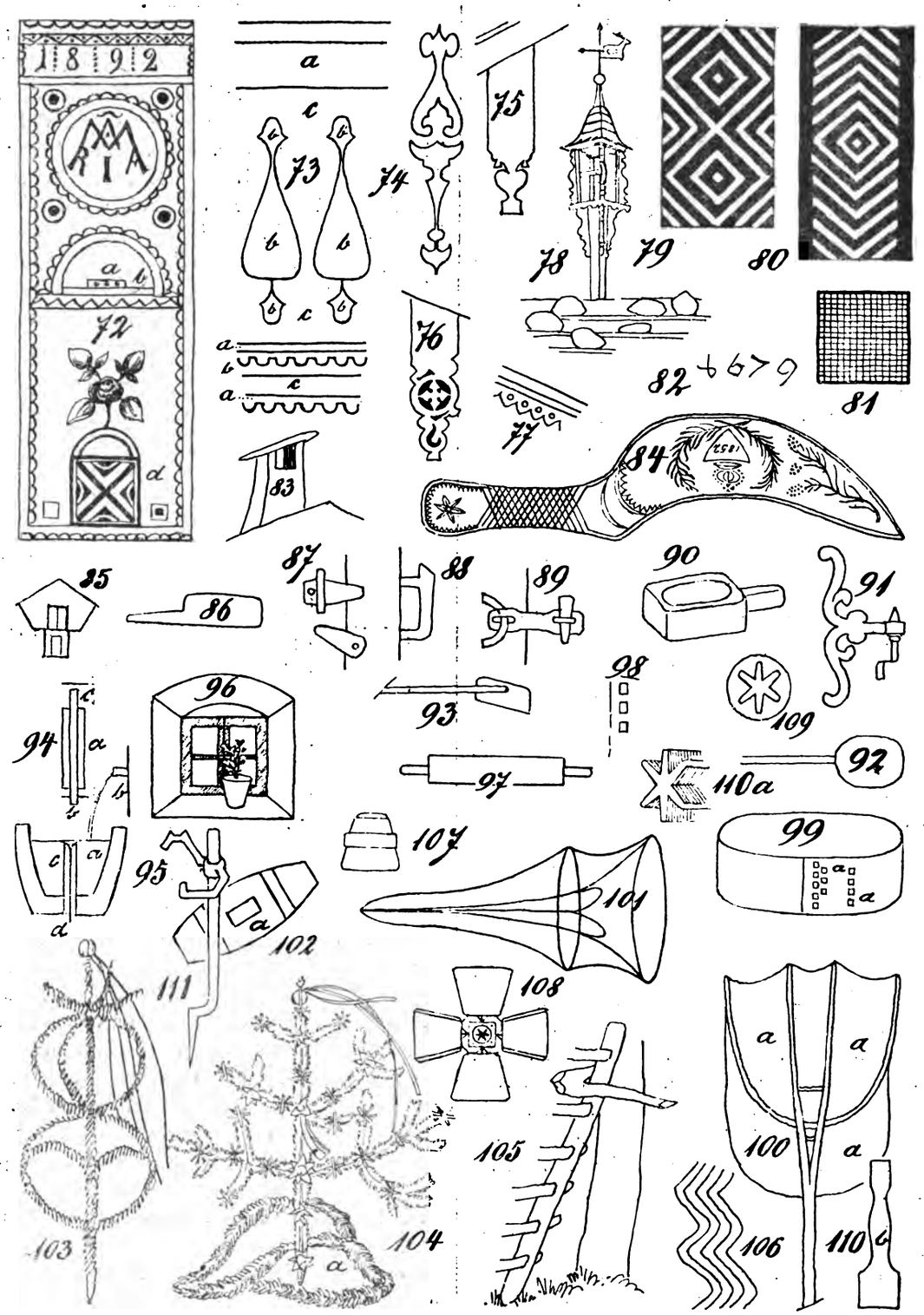


Fig. 72—111. (Die Erklärungen siehe am Schlusse des Aufsatzes.)

griffe entspricht, so ist wohl anzunehmen, dass Hof früher im älteren Deutsch ebenfalls die Bedeutung des Kreises hatte, wie das Wort Hof thatsächlich im Angelsächsischen (nach KLUGE[1]) Kreis bedeutet. Im Altnordischen heisst Hof Tempel und da man weiss, dass das Waldheiligthum bei den alten Deutschen im Kreise eingehägt war, so wäre vielleicht denkbar in dieser Hinsicht, dass Hof auch bei uns eine Art Heiligthum bedeutete. Von gewissen Trümmern eines altisländischen Heiligthums, eines Hof (= Tempel oder Opferhaus), wird eingehender berichtet in der Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, S. 598) nach den Jahrbüchern der Gesellschaft für Alterthümer in Reikjavik auf Island, mitgetheilt auf Veranlassung des Herrn BARTELS durch Fräulein MARGARETHE LEHMANN-FILHÓS. Jene Trümmerstätte, im Volksmunde dort genannt Hoftótt, fand SIGURDUR VIGFUSSON 1880 vor. Vermuthlich entspricht sie einem in der Hardarsaga, deren Ereignisse in die Jahre 950—990 fallen, erwähnten Opferhause. SIGURDUR VIGFUSSON hält es für ein Opferhaus, nicht Tempel, da nur ein Hof in jedem Godord (Godenthum) war, dem der Gode (Priester) vorstand. Der Bau hat die Richtung von NW. nach SO. Die Steinbank, der Altar, auf dem im alten Hof (Tempel) die Götterbilder standen, hiess stallur, und vor demselben war der stalli, auf dem das ewige Feuer brannte, gleich einer ewigen Lampe. — Auch GRIMM erwähnt schon, dass in Baiern Hof ein Viehstall ist auf den Alpen, auch der Theil einer Alpenhütte, in welchem sich das Vieh aufhält. Nach SANDERS schwzr.: Melkplatz um die Sennhütte.

Durch die Thüre *a* gelangt man in den Hof, den grossen Stallraum, wo die Kühe stehen. Bei *bb* und *cc* sind im Hof die Boabn (Futtertröge) für die Kühe. Rechts von der Thüre, gleich vorne am Troge bei *o*, ist eine kleine, brusthohe Bretterwand angebracht, genannt Blonkn (= Planken?), um besser die hier stehende erste Kuh abzuschliessen. Bei *d* ist der Henastall, bei *e* der Goasstall, bei *h* der Saustall (Schweinestall). Dieser ist ausserhalb des Gebäudes wie ein grosser Kasten angemauert, ohne Bucht, so dass die Sau immer darin sich befindet. Duizug heissen auch im Hof die zwei Träger. Bei *f* und *g* sind Fensterguckl. Im Hof sieht man noch Schaufl, Gobl (Mistgabel), Rechen (Harke), Besen und Suilznkieber, ein Gefäss mit Salz und Wasser. Bei *i* führt eine Thüre in den Futterstodl, wo die Fensterluke *r* ist, und bei *k* eine Thüre in die Laabhüttn (Laubhütte). Diese beiden Räume gehen nach oben durch in das zweite Stockwerk, liegen also oben und unten. Beide sind mit ihrer Wand *l* in den Berg eingeschnitten. Der Raum *m* zwischen beiden besteht aus dem gewachsenen Boden und künstlicher Anschüttung darauf aus Steinen und Erde und bildet mit seiner Masse, die zum zweiten Stockwerk ansteigt, die Grundlage für den darüberliegenden Theil der Tenne. Bei *pp*, hart an den Wandmauern, fällt der Berg als Leite ab. Durch die Thüre mit zwei Klappen bei *n* kommt man in die Wognhüttn, auch Ssammerstall genannt; hier und bei anderen Bauernhäusern in der Ramsau so genannt von früher her, wie man mir mittheilte, vor 60 Jahren, wo das Salz von Berchtesgaden hier noch vorbeigefahren wurde, um über den Hirschbihel, „Hiuschbühi“ (Hirschbügel), nach dem Oesterreichischen gebracht zu werden und weil dann die Rosse von den Salzwägen über Nacht hier eingestellt wurden.

[1]) Etymol. Wörterbuch. 1894.

Die Wognhüttn.

In der Wognhüttn werden aufbewahrt ein Schapfn (Schöpfer); Koelreine, „Koörei“ (Kalkreine), grosse, lange, flache Tröge, um Kalk darin zu löschen; ein Trogsiul, gebraucht, um die Sui (den Harn des Viehes) aus dem Kuhstall zu tragen; Schaufln; Mistschlittn; Misttrogn; ein Sandtrog? oder Sandrein?; Handbeile, gebraucht, um Holzscheiter auf- und abzuladen u. dgl.; Handhackn; Thore (Gatter), um Oeffnungen (z. B. im Getreidezaun) damit zuzustellen; eine Radltruh (Schubkarre) und ein Radlbock (Leiterkarre); Seisen, „Sasn“ (Sensen). Die „Sas“ ist am „Sasnworb“, Seisenworb (Sensenstiel) befestigt; Schmierlagl, Büchsen von Holz mit Schmiere aus Pech und Fett, zum Schmieren der Wagenräder; Halbschlittn. Mit dem Halbschlitten und einem Ross davor wird z. B. im Herbst und Sommer da, wo im Walde auf den Bergen keine Wege sind, das Holz heruntergeschleift. Es werden die Prügl (runde Stammstücke von 4—6 m Länge und oft sehr bedeutender Stärke, von 1 Schuh bis 1·5 m) mit einer Kette am Schlitten befestigt. Zwei Buben sind dabei thätig, Kraft und Umsicht erforderlich. Während der Eine geschickt das Pferd durch die Bäume leitet, greift der Andere mit der Ssobi (49) ein, wo es noththut. So gleitet der Baumstamm über den moosigen Boden bergab, ohne Unglück anzurichten trotz seiner Wucht; der Pfluag mit dem Pfluggrindl, der Pfluagsee

(Kolter) und der Plattn (Pflugschaar); die Aan (Egge); der Wogn hat zwo [1]) Axen, Langwid (Langbaum) und Wäter, Weda, 4 Radl, das Ziegscheitl (Zugscheit) und Stehbaumholz (Scheere) mit 2 Schwingen. Auf der Axe liegt die Schoi (Schaale) und auf der Schoi der Kipfstock, dessen beide hochstehende Enden die Kipfen (den Rungen entsprechend) sind. Am Radl ist der Haufn (Nabe), Spoakn (Speichen), Fellner (Felgen), der Aufzug (eiserne Radreifen) und der eiserne Vorstecknagel Lon, dass das Rad nicht ablaufen kann. Die Holzschanz wird auf den Wagen gelegt, wenn man Holzscheitl, sogenanntes Meterholz, d. h. gekloben Holz (Klafterholz) aufladen will. Die Bauern fahren — wie auch anderwärts in Oberbaiern — mit nur einem Zügel und fuhren früher auch so, nicht mit zwei Zügeln das Pferd. Ausserdem, wenn man einspännig fährt, wird das Pferd auf der einen Seite der Deichsel angespannt [2]), nicht in eine Scheere. Man unterscheidet zwischen den alten Wogn, „alten Gstehwagen"?, mit denen man noch auf die Almen fährt, und den neueren Deichselwagen. In der Breite sind jetzt alle Wagen wegen der Gloas (Geleise) fast gleich. Ferner lange Schlittn und Halbschlittn. Der lange Schlitten hat 2 Kuafn, 2 Spangn, 2 Jwei, „Ewei" oder „Kipfn", 4 „Fiass", 4 Roala und ist von Holz, nur die Kufen unten sind mit Eisen beschlagen. Der Halbschlitten hat 2 Kufen, 2 Roaler und 2 Fiass.

Ausserhalb der Wand, rechts von der Thüre *a*, die in den Hof führt, liegt ein Stein mit eingefügtem Amboss [3]), Untertengl, um die Sensen darauf zu dengeln, während die Sensen selbst mit dem Sasnworb in der Nähe an der Wand aufgehängt sind.

Fuatastodl, die Laabhüttn, die Heubiel, die Droatkomma, die Dunklkomma, der Denn.

Auf der Einfoascht (Einfahrt) *b* fährt der beladene Ernte- oder Heuwagen unmittelbar vom Berg durch das Thor *a* auf die Tenne. Die Einfoascht ist aufgeschüttet und aus Steinen aufgebaut [4]). Die Tenne *cc* geht durch die ganze Länge des Gebäudes und erhält Licht durch den Polk *d* (Lucke mit Lade). Links von der Tenne ist der Futterstodl *l*, rechts die Laabhüttn *l*; beide gehen, wie schon erwähnt, nach unten, sind also zwei Stock hoch. Neben dem Futterstodl ist die Heubiel oder Heubiedl, ein grosser Raum. Er ragt, wie aus Grundriss IV u. V (Fig. 116 u. 117) ersichtlich, mit dem Theil *mnop* über das Erdgeschoss hinweg. Ueber dem nur niedrigen Saustall ist, bis zum Boden der Heubiel, wie *rstu* andeutet, ein Bretterverschlag, in dem allerhand aufbewahrt wird. In der Heubiel liegt das Süssheu, das die Kühe kriegen. Gegenüber, auf der anderen Seite der Tenne, ist die Holmbiel *f*; darin werden Stroh und Stoppeln

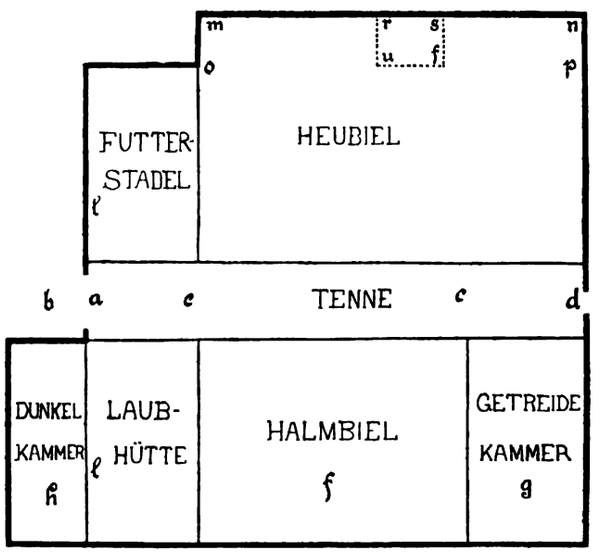


Fig. 117. V. Der zweite Stock des Stallgebäudes.

untergebracht. Nebenan ist die Droatkoa, Getreidekor *g*. Darin werden die Garben, die bei der Ernte vom Felde kommen, aufbewahrt bis zum Dreschen. Dann wird, wie erwähnt, das Droat in die Droatkomma auf Hautü bracht. Im Futterstodl wird das Heu für das Vieh [Rinder] für jede Mahlzeit hergerichtet, in der Laabhüttn trockenes Laub auf-

[1]) Man spricht: zwee Hiusch, zwo Diandl, zwoa Kinda.

[2]) Es geschieht dies, wie man mir immer sagte, wegen der Steinaufschüttungen auf den Strassen, wenn sie ausgebessert werden, um bequemer zu fahren. Ueber Steinschlägl vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1893. Verh. 281.

[3]) In der Mark Brandenburg Bölke genannt.

[4]) Wenn auch Häuser, wie z. B. am Inn, in den Thälern flach auf ebenem Gelände liegen, so führt trotzdem eine aufgeschüttete Rampe hinauf nach dem zweiten Stock, wo die Tenne ist, damit der beladene Wagen hinauf kann, jedesmal eine bedeutende Anstrengung für die allerdings Beiglasten gewohnten Pferde. So kommt es, dass manchmal aus dem zweiten Stock die Deichselstange zum Fenster hinaussieht. Unten im Erdgeschoss ist dann der Viehstall, die Küche und Wohnstube, oben Heu- und Kornboden und verschiedene Stuben, namentlich für das Gesinde. Beiläufig will ich bemerken, dass ich irgendwo in der Gegend am unteren Inn in einer Scheune eine grosse, eigenartige Dreschmaschine (wohl Eigenthum der Gemeinde) sah, die durch Wasser getrieben wurde. Hier wurde die Kraft durch eine sehr grosse Kette mit hölzernen Gliedern übertragen.

bewahrt zur Streu. Vor der Laabhüttn liegt die Dunkelkammer *h*; darin werden verschiedene Feldgeräthe aufbewahrt. Das Mauerwerk springt hier in einem länglichen Viereck vor.

Auf jeder Seite ist der Denn durch eine brusthohe Dennwand aus Brettern abgeschlossen. Auf der Tenne sieht man die Wiemi (Windmühle) und seitwärts derselben aufgehängt Putzgatter (81), Siebscheiben mit viereckigen Maschen von Droht (Draht). Sie werden in die Wiemi ajeto, „aiöto" (eingethan, eingestellt), wenn man mit derselben das Droat putzen (reinigen) will. Die Windmühle ist ein brusthoher, hölzerner Kasten, in dem eine Welle mit hölzernen Flügeln, wenn sie gedreht wird, den Wind erzeugt und Korn [Roggen], Hafer u. A. von der Spreu reinigt. Ferner werden oben im Stadel aufbewahrt: hölzerne Pausgobln (55) und Heugobln. Die ersteren dienen dazu, um das Heu zu pausen, d. h. pflam aufzulockern, damit der

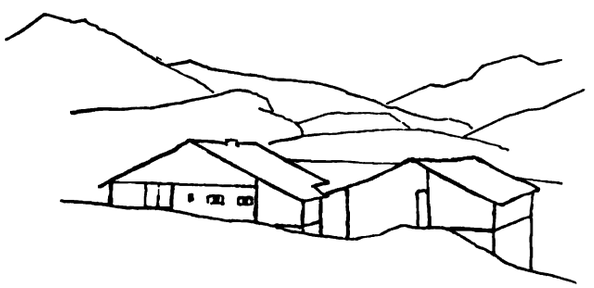


Fig. 118. VI. Hintere Ansicht des Wohn- und Stallgebäudes.

Staub herausfliegt, ehe man es dem Vieh zu fressen gibt; die Heugobln, entweder ganz von Holz oder von Eisen mit hölzernem Stiel, um Heu aufzuladen; Eisengobln, um Heu damit herunterzuwerfen; Heuloatrn (Leitern), Tragen von Holz, um Heu darauf zu tragen; Holz- und Laubschlitten; Laabnetze, um Laub darin auf dem Rücken zu tragen (69); Ssojeklobn, hölzerne Haken mit den dazu gehörigen Seilen (Leinen), um die Laabnetze zusammen zu schnüren; Wiesbäume, lange Stangen, über die Wagen gebunden, wenn das Heu von der Wiese heimgefahren wird, um es festzuhalten; Rosle (Schwingen, Getreidesiebe) mit Holzrand, das eigentliche Sieb aus Eisendraht oder auch aus Holzgeflecht, um damit Droat und Gsod (Hechsel) zu putzen; eine Heuraffl, um das Heu vom Stock herzureissen. Heustock [1]) heisst die ganze festgedrückte Heumasse, die sich in der Biel befindet.

[1]) Stog heisst niederwendisch der Heuschober, auch russisch — nach einer freundlichen Mittheilung russischerseits — stog = Schober, Heuschober = stog siena. Am Hintersee heisst ein Heuschober auf freiem Felde, wenn man das Heu im Stadel nicht mehr unterbringt, Heutriest.

Der Feldkasten.

Der Feldkastn (85) [1]) ist ein Gebäude, ganz aus Holz — Balken — erbaut. Die Alten haben ihn mehr gehabt, indessen sind in der Ramsau, also in der näheren Umgegend, eine Anzahl solcher Feldkasten noch vorhanden. Es sind ihrem Zweck nach scheunenartige Gebäude, in die das Droat, die Getreidegarben, nach der Ernte hineinkommen, wegen der Mäuse, weil diese nicht hinauf können. Der Feldkasten ist etwa 20—25 Fuss hoch und ruht sozusagen auf einem schmäleren Fuss, der etwa 7 Fuss hoch ist und worin allerhand Geräth aufbewahrt wird. Zum Aufisteign in den oberen Theil des Feldkastens gebraucht man eine Loata (Leiter). Die schrägen Seitenwände, sagt man, sind so wegen des Wäders, damit der Regen ablaufen kann. Das Gleiche sagte man mir auch in der Gegend von Partenkirchen, wo die Schupfen auf den Wiesen solche schrägen Wände haben.

Die Bodstum.

Die Bodstum, „Botstum" (Badstube), ist hier ein kleines Häuschen von Stein mit nur einem Innenraum. An der Hinterwand ist ein Ofen, der von aussen geheizt wird. In der Bodstum wird der Hoa (Flachs) vier Stunden gedörrt und dann, während er noch warm ist, mit Hoabrechln gebrochen. Mit Baden hat die Badstube jetzt nichts mehr zu schaffen, doch wolle man darüber vergleichen meine Mittheilung in der Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1889, S. 22.

Das Stadel.

Weiterhin auf dem Berge, hart am Zaun, stand noch ein kleines Gebäude, ein Blockhaus, errichtet aus Stämmen, die ineinander verschränkt sind. Man that dürres Laub hinein.

[1]) Ganz ähnliche Gebäude, geheissen Stabur, gab und gibt es in Norwegen. Bei Dietrichson und Munthe, „Die Holzbaukunst Norwegens" (Berlin, Schuster und Bufleben 1893) findet man Abbildungen derselben, z. B. auf Tafel K (28, 29), Taf. M (45). Seite 119 heisst es: „Das Stabur ist eine neue Form des alten Burs oder Lofts . . hat seinen Namen vielleicht von der Bauweise des Stabwerks . . wahrscheinlich aber von den vier oder mehreren Holzblöcken (Stav, Stabbert), welche aufrechtstehend . . das ganze . . Blockhaus frei tragen. Da das Stabur fast ausschliesslich als Vorrathshaus und Kleideraufbewahrungsort benützt wird, so ist das Entstehen dieser Anlagen leicht zu erklären. Man hat das Gebäude durch diese Art der Anlage sowohl der Feuchtigkeit des Erdbodens als den diebischen Ratten entziehen wollen."

Das Bienenhaus.

Das Bienenhaus, „Imbbank“, ist ein kleiner Holzbau, mit Hinterwand, Seitenwänden und Dach. Darin steht 1 Impfassl, Kasten; mancher hat 6—8, doch nicht mehr als 12—14 Bienenkasten. Die Bienenzucht hat gegen früher abgenommen, „weil sie nicht mehr so gut gedeihen“. Im Winter kommen die Bienen in eine ruhige Kammer. Sie gehören hier dem ältesten Buben, der dafür Neigung hat. Der gottesfürchtige Sinn der Bewohner stattet die Kasten mit heiligen Bildern aus.

Bemerkt sei schliesslich, dass dem Kainzierlhof die Pflege der Capelle des heil. Antonius obliegt, die nicht allzu weit unten am See gelegen ist.

Der Garten.

Als Garten dient ein kleines Stück Land, etwa 9 m lang und 3 m breit, unmittelbar vor dem Hause neben dem Brunnen, unter den Fenstern der Stuben- und Weiberleutkammer, die aufgeschüttete Erde mit Brettern am Boden eingefasst und mit einem Zaun umgeben [1]).

Ehe man von auswärts Blumensamen bezog, wie jetzt mehrfach geschieht, hatte man im Garten: Antoniro'sen (rothe Klatschrosen, Päonien); gelbe Weinbläml; rothe Schlüsselblumen; rothe Gamsblumen; rothe Monatbläml; Zwei oder Zweistock [2]) (Rosmarin); Nageln (Nelken).

Auf der Ostseite vor dem Wohnhause stehen Obstbäume, auf Rasengrund, meist Aepfel. Sie heissen: Lädderapfl (Leder), Kernling [3]), Schäberapfel, Schmolzapfel, Reimerling, Muassapfel, Brädling („von breit“), Rothofer, Moschanzapfel, Raperling oder Raperleng, Spietzling, Zwieweapfel. Ferner hat man als Pflaumenarten Zweschken, Zweschtgn, „Zwetzgen“, Kriechn [4]), Baunkn und Rossbaich („Rossbauch“). Dann noch Rothkerschn, Schwarzkerschn; Weichsel, so nennt man „grosse süsse Kirschen“ [5]). Es wird geklagt am Hintersee, und auch bei Berchtesgaden hörte ich ähnliche Klagen, das Obst werde seit etwa 20 Jahren nicht mehr so früh reif und nicht so gut wie früher, es gehe ein anderer Wind, das Frühjahr käme so spät, die Zeit zum Reifen sei zu kurz, die jungen Obstbäume seien schwerer aufzuziehen.

Ackerbau.

Im Hause walten Vater und Mutter, zwei Söhne und zwei Töchter. Die eine Tochter weilt im Sommer

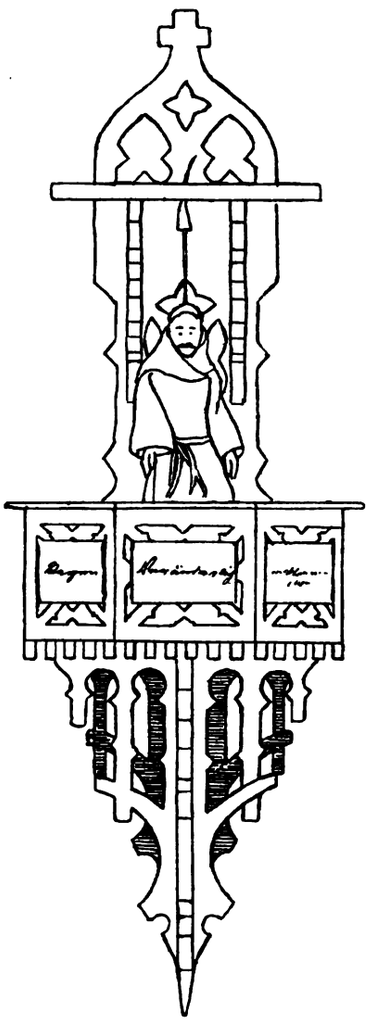


Fig. 112. Wetterzeiger.

als Sennerin auf der Alm, die andere, in Handarbeiten geschickt, bleibt zu Hause. Ebenso geht der jüngere Sohn als Holzknecht in den Wald auf Arbeit zu eigenem Verdienst, wenn nicht gerade dringende Arbeit in der Wirthschaft vorliegt, während der ältere Sohn als zukünftiger Herr des Hauses daheim thätig ist. Früher nahm man noch andere Leute zur Arbeit. Jetzt wird von den Bauern sehr

[1]) Man sieht öfter in Oberbaiern, in einiger Entfernung von den Bauernhäusern, mit hohen Zäunen umgeben, so kleine Gärtchen, dass man sie von Weitem eher für Gräber halten möchte.

[2]) Schmeller: Das Zwei = der Zweig.

[3]) Die Endung ing wird sehr als Nasenlaut gesprochen.

[4]) Das ch zu sprechen wie in Bach.

[5]) Schmeller: Die Weichsel, Art saurer Kirsche.

geklagt über den Mangel an Arbeitskräften, weil die Tagelöhner und Arbeiter beim Strassenbau und sonstwie so hohe Arbeitslöhne erhalten, wie sie die Bauern nicht mehr zahlen können, weil sie zu wenig verdienen.

Die gesammte Wirthschaft, hier das Lehen, hat 18 Tagewerk, dazu in derselben Breite Wald, den Wald die Berge hinauf in breitem Streifen bis an's steile Hochgebirge [1]); doch ist der Waldbesitz bei den einzelnen Bauern verschieden. 12 Tagewerk sind Ackergrund, die übrigen 6 Tagewerk Gschnoad, d. h. bestehen aus oamadigen (einmadigen) Wiesen. Die 12 Tagewerk nun bestehen aus Wiesen und einem Theil Acker. Es wird nämlich alle Jahre ein Stück von den Wiesen umgepflügt, darauf gesäet und geeggt. Dann ist das Landstück ein Jahr Acker und bleibt danach zwei Jahre als Wiese liegen [2]). Nach dem Pflügen werden jedesmal die Steine abgesucht, die immer von Neuem zum Vorschein kommen, „weil sie der Regen auswühlt". Man baut Weizen, Haber, Winta- [3]) und Summakorn (Roggen) [4]), wenig Kartoffeln, ferner saures Kraut (Weisskohl), Hor (Har = Flachs) und weisse wie rothe Ruben; die Ruben theils zum Essen, theils als Futter für Sau und Rindvieh.

Das Korn wird mit der Sichl geschnitten — früher hatte man Sicheln mit Zähnen —, gleich in Garben gebunden und dann Schober macht, d. h. die Korngarben (Bunde) werden auf Hüfen, „Hifön", mannshohen Fichtenstangen mit abgekürzten Quer-

[1]) In gewöhnlichem Sinne zu reden.

[2]) Dreifelderwirthschaft mit brachliegenden Ackerflächen war in der Mark Brandenburg noch bis zur „Separation" üblich. Tacitus Germ. 26: arva per annos mutant et superest ager (Ackerland liegt brach). Vgl. meine „Dreifelderwirthschaft" in der Brandenburgia, 1896.

[3]) Man sagt hier: Frühling (Auswärts unbekannt!) und Herbst, anderwärts in Oberbaiern Hürgscht, Hirscht. Wochentage am Hintersee: „Motog, Justog, Miucha, Pfinstog, Freitog, Somstog, Suntog", anderwärts in Oberbaiern gehört: Moda, Irta, Irte — vereinzelt im Volke erklärt als Erde — Aftamente (Dienstag); Miga, Micka, Mickta, Mickte, Mickti, Pfinsta, Pfingsta (auch Pfennesda?); Freita; Samsta; Sunta; in Mähren (Urspitz, Gegend von Brünn) Iri, Pfinsti. Tacitus sagt: Germania II: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant (zählen nach Nächten). Eine Art Zeitbestimmung nach der Nacht findet sich noch in Oberbaiern (z. B. Dachau). Man sagt nacht für gestern, vornacht statt vorgestern, gleichgiltig, um welche Tageszeit es sich handelt. Volksreim: „Das Bier ist so theier, das Brot ist so kloan, nacht hobe ma a Fleisch kauft, is a lauta Boa" (Bein, Knochen).

[4]) Korn hier wie in Norddeutschland schlechthin gesagt für Roggen.

ästen (ähnlich wie in Norwegen), gelegt zum Trocknen, weil die Berge regenreich sind, und dann in das Droatkor bracht. Das Korn wird auf Wassermühlen ausgemahlen, Handmühlen im Hause gibt es nicht. Das Heu, nachdem es gemäht und trocken geworden, ebenso wie Grumet, wird entweder mit Pferd und Wagen nach der Scheune gefahren oder von den Buam, Buabn (Buben) in einem Laabtuch, „Labtua" (Laubtuch), oder auch in Laabnetzen, als grosses Bund, Foascht (69), bergab nach Hause getragen.

Weil zwischen dem Hoa Unkraut, besonders viel Kleeseide oder Grind (Cuscuta epilinum?) [1]) wächst, muss er gäden werden. Bei der Ernte wird der Hor ausgezogen und Schober macht. Dann wird der Har gedroschen, zum Bloachn auf den Acker gebreitet, dann in der Bodstum brochn, dann kachelt, „ghachöt" (gehechelt), mit der Hechel (32) und das Wer (Werch) daneben schmissen. Nun wird gesponnen. Früher gingen die Diandl in D'roas, die Roas [2]) (Reise), hier zusammen, zum Theil auch jetzt noch. Da, in den Spinngesellschaften, werden Lieder gesungen und Spiele gespielt, z. B. Schneider leih ma „d'Scha" (Scheere); Nachbarn vertauschen, dabei schlägt einer dem anderen mit einer Plue, „Ploö", einem zum Knoten an einem Ende gebundenen Sacktuch; blinde Nodeln fanga; Katzl und Mausl fanga; Sternguckn; Hobar verkafn u. A. Dann kommt der Weber. Aus der Leinwand macht man die Pfoad (Hemdn) [3]), Hand- und Tischtücher, Leilach (Bettlaken). Beiläufig bemerkt, brauchen die Weber Gamskrukn, Gemsenhörner, um die Schutz (Weberschiffchen) aufzuheben, wenn sie ihnen auf den Boden fällt. Dazu stecken sie die ausgehöhlte Gamskruck [4]) auf einen Stock und langen damit herauf. Reibbein (vergl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, 281) nennen die Schuster in Berchtesgaden einen Rehknochen vom Bein, Lauf, mit zwei Gelenkenden, um die Sohle am Stiefel glatt zu reiben, Glättbein eine grosse Rippe, vom Rind oder derlei, um das Oberleder von der Sohle abzudrücken.

[1]) Schmeller: Der Grind, Grint . . . die cuscuta europaea.

[2]) D'Roas ist ein feststehender Ausdruck für Spinnbesuch, Spinngesellschaft, Spinnte.

[3]) Schmeller: Die Pfait (Pfaik), Rock, Mannsrock, Rock von Loden. — In der Lausitz heisst wendisch košula Frauenrock und — anderwärts ebenda — Hemde.

[4]) Ueber Bockhörndl als Tuten zum Blasen am Sonnwendstag vergl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, 22.

Um den ganzen Acker- und Wiesengrund zieht sich zum Schutze gegen das Wild der Feldzaun. Während des Winterhalbjahres, überhaupt so lange das Vieh nicht auf der Alm ist, sondern auf den Wiesen beim Gehöfte weidet, wird, zum Schutze der Saaten, um das Ackerland der abnehmbare Droatzaun (Getreidezaun) errichtet, d. h. ein Zaun von gespaltenen Holzstäben, die in ganz bestimmter Ordnung in die Erde gesteckt und fest gegeneinander geklemmt werden. Ist die Zeit vorbei, so zieht man sie wieder heraus und bewahrt sie im „Zaunholzhaufen" auf. Die gleichen Zäune findet man auch sonst in Oberbaiern, in Nordtirol und südlich vom Brenner. Noch sah ich in hiesiger Gegend, so in Loipl, die Thüren an Zäunen lediglich von Holz hergestellt.

Hie und da in der Umgegend, in der Ramsau, wo die Aecker hochliegen, es steiler hinaufgeht, bedient man sich der Mistsojen, Mistsäujen? (Seile), wie mir mitgetheilt worden (?). Ich selbst habe sie nur auf dem einen Hofe Sommerau gesehen. Mit Hilfe derselben werden Mistkarren durch zwei, drei Mann hinaufgezogen. Es sind Seile, die über ein Radl oder Klobn (53) laufen von dem Hause aus, wo das eine Radl befestigt ist, nach dem Berge hinauf, wo das andere Radl an einem Baume festgemacht ist. Mehrere Mann ziehen am Seil, während der Karren voll Mist, am Seil hängend und auf seinen zwei Rädern laufend, aufwärts befördert wird.

Im Winter bei Schnee werden Mistschlitten angehängt. Wie man mir sagte, seien die Mistseile auf dem Gehöfte Sommerau 75 Klafter lang, 1 Klafter gerechnet zu 6 Schuh, 7 Schuh zu 2 m.

Früher schossen die Leute am Hintersee und in der Ramsau mit Böllern, wenn Hagelwolken kamen, um den Hagel, anderwärts in Oberbaiern Schlossen genannt, zu verjagen, ebenso wenn Weder (Gewitter) am Himmi kamen.

Viehzucht.

Kühe sind vorhanden 8—9, Kolwei, „Koebei" (Färsen, Stärken), 3; Kalbe, „Kaöbö", 3; ferner 1 Goas und 4 oder 5 schwarze, weisse und graue Schofe.

Die Schafe sind den ganzen Sommer auf den Bergen, weit hinauf, auf der Reitalm, Reuteralpe, sich ganz allein überlassen. In alter Zeit war das wegen der wilden Thiere wohl nicht möglich. Wenn sie auf die Weide getrieben werden, bekommen sie Merkzeichen. „Es werden in kleine Holzstückchen die verschiedenen Zeichen oder Namen eingebrannt," wie ich nach einer Mittheilung des Kainzierl Sepp berichte, „und ihnen an einer Schnur um den Hals gehängt. Hie und da bekommen sie auch an die Ohren oder Hörner solche Merkzeichen, Klewei, Schafiklewei genannt." Es dürfte von Werth sein, solche Merkzeichen zu sammeln. Die Schafe werden geschoren, dann die Wolle gewaschen, mit der Wolltatsche (24) [1]) getatscht (gelockert) und versponnen. Aus der geschorenen Wolle werden die Joppen gestrickt, gestrickte Hemad und Stümpfe (Strümpfe). Die Strümpfe sind entweder Halbstümpfe, seltener hier Beinhösle genannt, oder Stümpfe. Halbstümpfe heissen die kurzen Wadenstrümpfe (68). In Bezug auf die Strickerei unterscheidet man drei Arten: „kriglat," geriegelt [2]), glatt und „gschtroaft", gestreift.

Die Wädermantel sind jetzt von Loden oder Tuch (67), früher waren sie von Leder (64, 65, 66), meist vom Kalb. Der alte Wettermantel deckte hauptsächlich nur den Rücken und die Schultern, weil man ja auch bei der Arbeit meist gebückt steht. Lehrreiche und manchmal nicht schlecht gemalte kleine Bilder, ältere Trachten darstellend, aus diesem und dem vorigen Jahrhundert findet man vielfach in Kirchen und Capellen, wo sie ausgehängt sind als Weihgeschenke von Verlobten, d. h. solchen, die ein Gelübde gethan haben, ebenso auf Kirchhöfen an den Grabkreuzen und auf den Martertäfelchen bei Unglückstätten, wo Jemand sein Leben verloren hat und wo sie allerdings im Freien sehr unter der Witterung leiden. So ist hier im Dienste der Kirche die alte Volksmalerei auf unsere Zeit überkommen, ebenso wie sonst in Oberbaiern und Tirol.

Das Vieh kommt meist auf die Alm, unter Obhut der Senderinnen [3]) etwa von Mai bis Anfang October,

---

[1]) Nach Schmeller wäre Datsche, Wolldatsch, der betonte Theil des Wortes Kartätsche, fr. cardasse.

[2]) So genannt wegen der kleinen, mehr eckigen Rücken, die diese Strickerei bildet. Riegel heissen auch die rückenförmigen, oft wenigstens nach einer Seite steiler abfallenden Erhebungen, seien es nun niedrige von Sand und Geröll oder aber hügelige in den Vorbergen, während die nur nach vorne abfallenden Hänge Leiten heissen; die Vertiefungen, also Mulden, zwischen den Riegeln heissen Türfen, Tulfen, Tuilfen; Riegel heisst auch das Kopfpolster (63) der Sennerinnen.

[3]) Nach Schmeller (II, 287) sennen = Käse bereiten. — Am Inn sah ich bei den Almerinnen eine Tasche, Mirzog. die übrigens nicht gerade den Schötchen des Hirtentäschelkraut. Capsella Bursa pastoris. bei uns gleicht — mit dem Schleck (Heublüthe. Kleie und Salz) darin, um das Vieh anzulocken.

je nach dem Wetter. Nur einige Kühe behält man zu Hause für den täglichen Milchbedarf. Doch nimmt die Almenwirthschaft ab. Unter Alm versteht man vor Winden geschützte Weideplätze in höheren Lagen der Berge, wo man im Winter des Schnees wegen nicht leben kann. Für die Goas (Ziegen) werden als Winterfutter von gekröpften Eschen[1]), die durch ihre knorrigen Aeste dem Auge deshalb auffallen, im September die grünen Blätter gepflückt und an der Luft getrocknet (wie in Norwegen z. B. auch Birkenlaub). Man streift das Laub mit der Hand von den Gaschten (Zweigen). Die Ziegen bekommen also auch hier noch Eschenlaub, wie schon vor Alters an dem Weltbaum[2]) der Deutschen, der Esche Ygdrasil, die Ziege Heidrun das Laub abfrass. Eschenlaub wurde früher mehr verfuttert als jetzt; auch gibt es nicht mehr so viel Eschen. Man findet zwischen den Fichten und Tannen der Bauernwälder nur noch alte Buchen und Ahorne. Junger Nachwuchs fehlt, angeblich, weil jetzt mehr Wild ist, da es geschont wird.

Die Kühe kriegen im Stall Süssheu von süssen Gräsern; Sauerheu die Rosse, „denn Süssheu macht sie zu hitzig“. Ich erlebte selbst, dass man den plötzlichen Tod eines starken Pferdes auf den Genuss von Süssheu zurückführte. Kuhnamen sind: Braunl, Schweizer, Rosl, Godau, Stückei, Meissel, Herauf, Li-ebei, Schiemel, Schimei (= Weisskopfte), Wohlmuth.

Wie schon erwähnt, tragen die Sennerinnen grosse Weitschafl (16) oder Trogschafl auf dem Kopf und darin Kas oder Pudern (Butter) bis 20 Pfund (10 Kilo) zwei bis drei Stunden weit. Dagegen tragen die Mannsbilder auf den Almen[3]) Kraxn (60, 61), die Sennerinnen (hier!) diese nur dann, wenn sie beim Umziehen von einer niederen Alm ihre Sachen auf eine höhere bringen. Wenn eine Sennerin oder ein Senner kein Unglück hatte mit dem Vieh auf der Alm, so kehrt dasselbe geschmückt von der Alm im Herbste heim zu Thal. Ist aber eine Kuh verunglückt, z. B. abgestürzt, so geht die Heerde ungeschmückt wieder hoam, was immer einen trüben Eindruck macht, da Jeder den Grund kennt. Die Glockenkuh, die die Heerde herableitet als Führerin, d. h. die verständigste, klügste, die den anderen mit diesem Bewusstsein ihrer Würde auch voranschreitet, wird ganz besonders ausgeschmückt. Früher bekam sie als Kopfschmuck ein Gschterm und eine Lorwe (39) auf die Stirn gebunden. Das Gschterm, ein Aufbau oder Gestell, wurde gemacht aus starken Holzspänen, die vergoldet und mit Blumen geschmückt wurden, wie man es z. B. noch in den Bergen am Inn (1888) sehen kann. Jetzt bekommt die Glockenkuh eine Fuikel (103) aufgesetzt, alle anderen Kühe und Kälber nur einen Hornkranz (104 *a*), doch einzelne Kühe noch ein Astl (104). Rosse werden nicht geschmückt, ebensowenig Goas und Schafi.

Fischerei.

Die Fischerei des Sees ist verpachtet, wie auch früher. Die Fische sind Forellen, Saiblinge und Ruthen[1]). Eine im Herbst 1892 gefangene Lachsforelle, die sich im flachen Bachwasser oberhalb des Sees festgelaufen hatte, wog 16½ Pfund (über 8 kg) und war 85 cm lang, wie mir der beim Fange damals betheiligte Herr Dr. Vital aus Florenz mittheilte. Ruthen kommen von 1—2 Pfund vor, Karpfen sind selten, doch wurde vor Jahren ein Karpfen von 3 Pfund gefangen. Im Frühjahr 1891 harkte der Gastwirth Weiss vom Wartsein mit einem Rechen im flachen Uferwasser eine von mir gesehene lebendige Schildkröte heraus. Forellen und Saiblinge werden mit einem grossen Netz, genannt Segn (nach Schmeller althochdeutsch segina), gefangen, bestehend aus einem Sack mit zwei Flügeln, die an Seilen[2]) durch das Wasser gezogen werden. Eine Art Hamen hörte ich Fischbärn (100) nennen. Der Käscher

[1]) Schmeller, I, 948: Der Gaisbam, die Esche, nach Castelli, Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns.

[2]) Maibäume u. A. setzt man auch heute noch in Oberbaiern.

[3]) Auf den Almen haben einzelne Theile des Geländes ihre besonderen (Flur-) Namen, die vielfach im volksthümlichen Sinne werthvoll sein dürften. Beiläufig bemerkt, heisst auf der berühmten Kammerlingalm, woselbst der Kainzierlhof eine Almhütte hat, ein gewisses ebenes Landstück: „auf der Asen“ (langes a). Man sagt: auf der obern und untern Asen, ein Wort, dessen Bedeutung den Bewohnern hier nicht mehr bekannt ist, vermuthlich das alte deutsche Asen = Weide, und hat wohl mit Asen = Göttern nichts zu thun. Schulkinder bei Berlin hatten früher das Wort asig = stark, z. B. asige Kräfte = riesige Kräfte. Antenbichl heisst ein Haus oder Hof, nahe dem Hintersee, am Fuss des Wartstein, unter dessen Gipfel in alter Felshöhle die St. Magdalenencapelle sich befindet, ebenso ein Hof bei Berchtesgaden (Ante = Ente), wie ein Gansbichl bei Gossensass. Gschwand heisst auf der Alm all' das Land, „soweit man das Recht hat, die Bäume und Büsche abzuschneiden“.

[1]) Ein Fisch, der mit seinem wunderlichen Kopf an den Thur- oder Knurrhahn der Ostsee erinnert, dieser so genannt, nach Aussage der Fischer, weil er der einzige Fisch sei, der Stimme hat. Schmeller hat (II. 189): die Rutten, auch Al-rutten, die Aalraupe, die Aalquappe, gadus lota L.

[2]) Bindfaden heisst hier „Spagert“ und „Spogeren“, auch sonst in Oberbaiern Spagat.

heisst Ber, ein kleinerer Berl, Perl. Die Angel besteht aus der Fischruthe, der Schnur und der Angel[1]) (Angelhaken). Das Holzgefäss, in das der Angler die Forellen thut, heisst Fischlagl, auch Fischpiederling (102). Die Fische werden aufbewahrt im Fischkalter[2]) (Fischkasten), der im Bachwasser steht. Viel Fische haben hier die Bauern nie gegessen, wie man sagt, was mir für ganz Oberbaiern zu gelten scheint.

Der See hat durchsichtige, dunkelgrüne Farbe, bekommt aber, wie ich wiederholentlich beobachtet habe, eine sehr lebhaft milchig grüne Farbe nach starken Gewittern oder lange andauerndem Regen, wenn der Bach vom Hirschbühel mehr (Kalkstein-) Wasser zuführt, hauptsächlich bemerkbar da, wo das Wasser einfliesst. Dies war früher, nach dem Zeugniss des Kainzierl Sepp, in noch höherem Grade der Fall, „wenn der Bach anschwoll und über seine Ufer trat und so mehr Wasser in den See brachte, weil die kleinen Kalksteine vom Gebirge sich allmälig auflösen".

Die Kähne auf dem See, wie anderwärts in den Bergen, sind ohne Kiel. Das spitzere Vordertheil, lang auslaufend, ragt höher als das abgestumpfte Hintertheil, der Steine wegen. Sie werden meist im Stehen gerudert, wobei das sehr lange Ruder in einer Stütze ruht und der Fährmann jeden Ruderstoss mit dem vorgebeugten Leibe unterstützt.

Spiele.

Wenn die jungen Leute zur Gesellschaft in einem Bauernhause zusammenkommen, so heisst das Hoagaschtn (Heimgarten) gehn, selten „mehr städtisch" auch Heimgarten[3]) genannt. Im „Hoagastn" sind die Buam und Diandl mitsam, während die alten Leute auf der Ofenbank sitzen und zuschauen. Es werden da allerhand (Gesellschafts-) Spiele gespielt. Der Kürze wegen bezeichne ich die Theilnehmer am Spiel mit den Zahlen 1, 2, 3 und 4. Folgende Spiele habe ich selbst mitangesehen, bei denen meist viel Kraft, Ausdauer und Gewandtheit zur Geltung kommt, ebenso wie sie spasshaft wirken. Eine zarte Rücksichtnahme auf die betheiligten Mädchen, namentlich wo es sich um Schläge handelt, tritt stets hervor, während die Männer mit einander derber verfahren. Diese alten Volksspiele gewähren eine sehr ergötzliche Unterhaltung, zumal bei ihnen viel mehr erfinderischer Geist zu Tage tritt, als bei solchen Unterhaltungen in entsprechenden städtischen Kreisen.

1. D'Sunn übern Berg treim (treiben). 1 und 2 knieen nieder und stützen sich mit gestreckten Armen auf dem Boden, darüber legt sich quer mit dem Rücken 3, und über den beugt sich stehend 4. 3 und 4 fassen sich dann mit den Armen und wälzen sich gewissermassen über den Berg, den 1 und 2 bilden. Der Sinn des Spieles ist nicht mehr bekannt, jedenfalls beruht es auf alter Naturanschauung und bringt die Bewegung der Sonne über die Berge zum Ausdruck, früher vielleicht im Anschluss an eine bestimmte Sitte.

2. Neun mal um und um gehn. 1 bückt sich, nimmt eine Scheibe (Holzteller) zwischen die Hände, hält sie, gebückt, gegen die Fussspitzen und dreht sich neunmal um die Scheibe herum. Prüfung im Schwindligwerden.

3. Breistehn. Hast du mein Brei gestohln? u. s. w.

4. Schau nicht um, der Fuchs geht rum.

5. Mit einer Prickl (Stückchen) Fleisch den Tisch festhalten. Den Arm um das Tischbein geschlungen, hält Jemand sein Ohrläppchen fest. Scherzhaft.

6. Einem Andern den Hut aufsetzen.

7. Fusshakeln.

8. Bierbanzen (Bierfass) auftragen.

9. Andrl (Andreas), wo bist du? Dabei wird tüchtig mit der Pluje, „Plui, Ploö", oder Schlegl geschlagen.

10. Fingerhakeln.

11. Einen Andern aufheben. 1 muss 2 in gestreckter Körperlage aufheben, 2 lässt dabei alle Glieder, Arme, Beine, möglichst lose hängen, dadurch wird er schwerer und das Aufheben sehr erschwert.

12. Büchse anschlagen. 1 macht den ganzen Körper steif, 2 muss ihn, am Kopfe anfassend mit einer Hand, am Rumpfe mit der anderen, gestreckt in die Luft heben und ansetzen, genau wie man ein Gewehr anschlägt beim Schiessen. Das kann nur ein sehr starker Mann mit einem kleineren machen. Eine bewunderungswürdige, gewaltige Kraftleistung, ausgeführt von Menschen, die fast ausschliesslich von Pflanzenkost (Mehlspeisen und Milch) leben.

13. Plattn schiessen, im Sommer üblich. Es wird nach einem beliebigen festgesetzten Punkte eine Steinplatte (1 Pfund schwer) geworfen. Der

[1]) Bekannt ist, dass nach diesem Worte das Volk der Angeln oder Angelsachsen hiess, und nach ihnen England.

[2]) In der Lausitz: Helder, wendisch haldaf.

[3]) Ueber Heimgarten vergl. Schmeller I, 938, und Sepp, Die Religion der alten Deutschen. München. 1890, S. 46—47.

Zielpunkt, etwa ein Stein, heisst, ebenso wie beim Eisschiessen, Hasl [1]).

14. Eisschiessen. Es werden runde, flache Holzplatten, mit Eisen beschlagen und einem kurzen Stiel versehen, die Eisstöcke, über die Eisfläche weggeworfen, geschleudert. Ein echt volksthümliches Winterspiel in Oberbaiern, wie auch in München.

15. Molen, d. h. Korn mahlen. Dazu gehören vier Spieler; sieht sehr hübsch aus.

16. Mit der Bank aufstehen, ein Spiel, das grosse Kraft voraussetzt.

17. Aufstehen mit'm Span.

18. Sich mit den Füssen bis hinten an das Gesäss schlagen.

19. Durch einen Span springen.

20. Stockschlagen.

Vornamen.

Die hier üblichen Vornamen heissen im Volke:
Annemirl = Anna Maria.
Buigel, Buigei = Walpurga (hier Walpurgei).
Ewei = Genovefa (Genowewa).
Flol [2]) = Florian.
Hansei, Hansl = Hans, Johannes.
Hansirgei = Johann Georg.
Hauser = Balthasar.
Heis = Matthäus.
Jogei, Jok = Jakob.
Kadl, Kadei = Katharina.
Klaus = Nikolaus.
Kodei = Monika.
Leni, Lenei = Magdalena (Magdalene).
Lisel, Lisei = Elisabeth.
Medei, Miedei („haben die Alten früher gesagt") = Marie.
Miuchei (rauhesch!) = Michael.
Moni = Monika.
Nani = Anna.
„Riape" = Rupert (Rubert).
Rosi, Rosel = Rosina.
Sepei, Sep = Josef.
Simei = Simon.
Ssani = Susanna.
Traudl, Traudei = Gertrud.
Tresei, Tresl = Therese.
Uischel = Ursula.
Wastel, Wastei = Sebastian.
Wawai = Babette, Barbara.
Wofei = Wolfgang.

[1]) Nach Schmeller heisst das Ziel beim Eisschiessen, Stein oder anderer Gegenstand, das Has und ebenfalls Tauben einer der zwei faustgrossen Steine, die als Ziel dienen; im Chiemgau Tauben die kleinen Steine als Wegzeichen auf Felsblöcken. — Dauben heissen mehre übereinandergelegte Steine als Merkzeichen für schwieriger zu findende Pfade am Hintersee.

[2]) Die Selbstlauter, z. B. o in Flol, Jogei, Jok u. a. lang gesprochen.

Schlusswort.

Wenn ich hier in Vorstehendem ein gewisses oberbaierisches Haus beschrieben habe, so habe ich damit keine erschöpfende Arbeit geboten, im Gegentheil. Immerhin ersieht man, wie mannigfach der Hausrath und seine Verwendung ist, trotzdem das Leben so einfach wie möglich sich gestaltet. Welch' gewaltiger Unterschied ist zwischen dem schlichten Dasein dieser, wie so vieler anderer Landleute in Deutschland und dem Prunk wie den Ausschweifungen der Grossstädte! Da hier noch heute so viele Dinge der Hauswirthschaft aus Holz angefertigt werden, obwohl Holz dem Eisen und Blech mehr und mehr weicht, so kann man sich vorstellen, wie viel in vorgeschichtlicher Zeit aus Holz in diesem wie anderen Theilen Deutschlands mag angefertigt worden sein, das sich fast nirgends erhalten hat. Aber es wird auch ersichtlich, wie unzureichend und lückenhaft die Bilder sind, die Manche entwerfen von der Haushaltung der alten Deutschen in den Jahrhunderten vor und nach Christus. Sie führen als Hausrath nur das an und legen es ihrem Gesammturtheil zu Grunde, was sich erhalten hat an Ueberresten in Gräbern oder an sonstigen Stätten, Ueberbleibsel, die nur ein beschränktes Bild von der Entwicklung jener alten deutschen Zeit geben können, ebenso wie darauf gebaute Schlüsse zu einem unrichtigen Gesammturtheil führen müssen.

Aus der verhältnissmässig nur geringen Zahl von Worten für allerhand Gegenstände, die ich angeführt habe, also Worten aus dem täglichen Verkehrsleben des Bauern, kann man ersehen, dass auch jene landläufige Rede nicht zutreffend ist, dass der Bauer oder einfache Landmann täglich mit 300 Worten auskomme. Und doch sind die von mir erwähnten Ausdrücke nur ein Bruchtheil von dem reichen Sprachschatze der Bauern, der zum grossen Theile städtisch erwachsenen Menschen unserer Zeit völlig unbekannt sein dürfte.

Erklärung der Abbildungen.

Ansicht VI (Fig. 118). Man sieht die Westseite des Wohnhauses und des Stallgebäudes; beim Wohnhause

rechts den Heuboden über dem Rossstall, die Fenster von der Männerleutkammer und daneben das kleine Fenster vom Pfiesel und die Thüre mit zwei Flügeln. Vom Stallgebäude sieht man in der Mitte einen Theil vom Thor zur Tenne, rechts verdeckt durch die vorstehende Dunkelkammer, links vom Thor das aufgeschichtete Holz und vor demselben die Einfahrt.

1. Ein Piederer von Holz, von der Seite gesehen; *a* der Zapfen, darunter die Oeffnung zum Eingiessen des Wassers; *b* die Tülle zum Trinken; *c* eiserner Handgriff; 38 cm hoch.

2. Derselbe von vorne.

3. Das Lagel aus Holz gemacht, Ansicht vom Boden desselben. Die zwei äusseren Linien zeigen den Reifen, die dritte, innere, die Daufen; daran ein doppelter Strick zum Tragen.

4. Ebendasselbe, Seitenansicht; *aa* natürliche Holzfarbe, *bb* rothbraun angestrichen; 28 cm breit.

5. Ebendasselbe von oben, mit der Oeffnung *a* zum Einlassen der Flüssigkeit.

6. Eine Gaze von Kupfer mit eisernem Stiel; hat am Ende einen Haken, damit sie beim Melken, nachdem die Milch aus dem Häfen in einen Stotz gefüllt ist, schnell auf den Rand des Häfen gehängt werden kann, ohne hineinzufallen, weil man die milchgefüllten Stötz übereinandersetzt; 8—9 cm hoch.

7. Ein Stotz von Holz, 31 cm breit. Die Befestigung des Holzreifens, wie bei allen Holzgefässen, gebildet durch eine Zunge, die durch einen Einschnitt nach innen hindurchgesteckt wird.

8. Ein Gazl von Weissblech; 12 cm hoch.

9. Eine Melksichte von Holz; die Dauben (*aa*) rothbraun angestrichen, die Reifen hellblau bemalt; 20 cm hoch.

Es gibt auch eine „Sausichte“; daraus wird die Sau gefüttert.

10. Ein Rahmtegl, „Rahmdegl“, von Blech; 14 cm hoch.

11, 12. Ein Salzlagei, ganz von Holz. Vier Brettstücke sind durch zwei Reifen verbunden. Die Deckelklappe bei *a* und Fig. 12 ist mit ihren Endstücken *bb* in Löchern bei *cc* beweglich.

13. Eine Fuikel zum Sprideln (Quirlen), besteht aus einem Stiel und zwei Brettchen, die sich in zwei Schlitzen desselben rechtwinkelig schneiden. Die Flügel im Umrisse geschweift, ihre Ober- und Unterkante stehen geneigt zur Axe des Stieles.

14. Ein Häfen von Weissblech, 23 Cm. hoch. Andere sind irden oder von Eisen.

15. Das Schafel von Holz; Höhe 22 cm, obere Breite 31 cm.

16, 17. Ein bemalter Weitschafel von Holz; *aa* grün, *bb* dunkelgrün, ebenso die Blätter; die Blumen roth und weiss, die Kelchblätter grün; die Halbrunde am Rande und den Handgriffen roth mit weisser Einfassung; die Buchstaben roth, nach rechts mit weisser Einfassung; bei *c* die Buchstaben MARIA, auf der anderen Seite (17*d*) IHS = Jesus hominum salvator, rechts I. M. Weite oben 50 cm, Höhe 15·5 cm.

18. Kaskoa (Kaskor) von Holz, sechs Löcher in der Wandung und sechs auf dem Boden, zum Ablaufen des (Käse-) Wassers; etwa 20 cm hoch.

19. Ein Model (in der Bedeutung = Form), ein Brotstempel, um die Brotlaibe[1]) zu zeichnen, aus Holz geschnitzt, viereckig, innen hohl, zwei gegenüberliegende Wände zeigen die Ausschnitte *a* und *b* in Kelch- und Viereckform. Die Bodenfläche *c* zeigt die Zeichnung Fig. 21. Die gestrichelten Stellen zeigen die Oberfläche, weiss gelassen sind die eingeschnittenen Vertiefungen. Die Endfläche *d* (Fig. 20) zeigt 25 hochstehende, abgestumpfte Spitzen. Diese beiden Flächen werden auf das Brot gedrückt.

22. Eine kupferne Pfanne *c*; der Stiel *cd* von Eisen; *ab* Stiel von Holz zum Anfassen, weil die Pfanne auf dem Trifuss über das Feuer gesetzt wird. Die ganze Länge mit Stiel 75 cm.

23. Ein irdener Hafei oder Hafal, Hafl[2]), hellgrün und weiss glasirt. Hafei werden die kleineren Töpfe oder wenigstens topfähnliche Gefässe genannt, etwa bis Spannenhöhe, zum Unterschiede von den grösseren Hafen (Fig. 14).

24. Eine Wolltatsche, um die Schafwolle aufzulockern und zu zerzausen (krämpeln), besteht aus einem dünnen, wenig gebogenen viereckigen Brett von 8—10 Zoll Länge. Es ist auf der Innenseite mit Leder beschlagen. Aus dieser Lederfläche stehen knieförmige Drahtenden (*a*) hervor. Auf der Aussenseite ein Handgriff. Beim Gebrauch werden zwei Wolltatschen mit beiden Händen gefasst und die zwischengelegte Wolle im entgegengesetzten Sinne zerrissen.

25. Ein eisernes Handhackl mit kreuzförmigem Ausschnitt.

26. Der Trifuss (Dreifuss), von oben gesehen; nothwendig, um bei offenem Herdfeuer die Pfannen darauf zu setzen; von Schmiedeeisen. Am Halter, in dessen Arme *aa* die Pfanne mit ihrem Stiel gelegt wird, ist das Eisen gedreht; mit den Füssen *bb* steht er im Feuer. Auf den Ringen *cc* steht die Pfanne selbst. Ganze Länge 56 cm.

27. Ebenderselbe von der Seite gesehen.

28. Ebenderselbe von vorne.

29. Der Feuerhund, mit vier Beinen, aus Schmiedeeisen, 58 cm lang.

30, 31. Ssojekloben, Ssoekloben (Seilhaken), von Holz, Seile durchzulegen, um z. B. Laub- oder Heubündel im Laabtua oder im Laubnetz festzuschnüren und zusammenzubinden.

32. Die Harhachel, um Flachs zu hecheln.

33. Die Krauthobel, um Sauerkraut[3]) zu schneiden, besteht aus einem Brett, das bei *a* einen viereckigen Ausschnitt hat; darüber sind Schneiden *d* befestigt. Der Krautkopf wird mit der Hand in dem kleinen Kasten *c* festgedrückt und der Kasten, gehalten durch die Leisten *b*, auf der Bahn des Brettes hin- und hergeschoben. Länge 1·27 cm.

34. Die Kesselhenk, durch ein Eisen *a* an der Wand befestigt und darin drehbar; bei *b* am freien Arm ein Haken zum Einhängen des Kessels; bei *c* steht er, drehbar in eisernen

---

[1]) Althochdeutsch leip und hleib. Kluge (Etym. Wörterbuch, 1894, S. 224): „Es (Laib) ist das ältere germanische Wort gegenüber der jüngeren Bezeichnung Brot, welche dem Gotischen noch ganz und dem Angelsächsischen fast ganz fehlt. Vgl. got. .hlaifs.. angels. hláf. Das Slavische hat sein chlèbu, ‚Brot‘ (daraus lit. klëpas, lett. klaipas, ‚Brot‘), einem altgermanischen Dialecte entlehnt (wie denn das altgermanische Wort auch in's Finnisch-Esthnische drang: finn. leipä, esthn. leip ‚Brot‘).“

[2]) Gesprochen wie der Flussname Havel.

[3]) Im östlichen Deutschland Kohl; auch wendisch-slavisch kal, gesprochen kal und kau.

Bändern, auf dem Herd. Für gewöhnlich ist er gegen die Wand gedreht. Höhe 90 cm.

35. Der Krapfenhengst von Eisen.

36. Ein Rost von Eisen; darauf wird der Nudelrein gestellt.

37. Die Schmolzscheer oder Schmolzschaufel von Holz; 61 cm lang.

38. Der Muser von Eisen, Länge 55 cm. Vergl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, 281.

39. Lofn (Larve) wurde der Glockenkuh beim Verlassen der Alm auf den Kopf gebunden; besteht aus Papier mit Leinwandunterlage, oben mit Goldpapier beklebt, die Ränder mit hellgrünem Papier umsäumt. darauf Sterne angebracht von bunten Holzbändern, hergestellt aus sehr dünnen und schmalen, biegsamen Hobelspänen. Bei *aa* Ausschnitte für die Augen; bei *b* wurde „ein kleiner Spiegel aufgeklebt, damit es schön aussah". Auf der Unterseite bei *cccc* Bänder zum Festbinden; lang 41 cm.

40. Das Handbeil, gebraucht beim Auf- und Abladen des Holzes.

41. Ein Kübel, grosses, bis 1 m hohes, fassartiges Gefäss mit und ohne Henkel.

42. Lehne von einem Stuhl.

43. Woge, Wog (Wage). Stange *a* von Holz. daran das schmiedeeiserne Gewicht *b*; bei *c* ein Haken, um z. B. Fleisch daran aufzuhängen; lang 28·5 cm.

44 Abtheilungszeichen auf einer grossen Wage von 90 cm Länge; *a* bezeichnet die Mitte.

45. Wage mit einfacheren Zeichen; Stange von Holz, *ab* eiserner Beschlag. Im Hause waren sechs solcher Wagen (43, 44, 45) vorräthig. Man kann bis 200 Pfund damit wiegen.

46. Die Hacke (Beil), Länge *ab* 19 cm, Schneide *cd* 7·4 cm. Wenn man es nicht gebraucht, wird eine hölzerne Hackenschart[1]) (ein Holzstück mit Schlitz) über die Schneide gesteckt, festgehalten durch einen Strick am Axthelm. Diese Beile, auch sonst in Oberbaiern wie auch in München üblich, woselbst auf den Strassen die Holzhacker die Scheite zu Brennholz damit spalten, sind sehr klein und schmal, fast wie manche vorgeschichtlichen Steinbeile.

47. Broathaun = Breithaue (Breithacke), dient dazu, um z. B. die Wosn, Wasen (Erde mit Gras, Rasenpatzen) wegzuhacken, so wenn beim Pflügen hinter dem Pfluge Wasen über Steinen sitzen bleiben; von oben.

48. Ebendieselbe von der Seite.

49. Die Ssobi, von Eisen, mit Holzstiel, dient dazu, um Holz anzufassen, z. B. Prügel irgendwie wegzuziehen oder beim Aufladen auf Wagen aufzuziehen u. s. w. Prügel sind die runden Stammstücke von 4 6 m Länge.

50. Das Beil dient dazu, um „die abgeschnittenen runden Holzstücke, Trailing, den Berg herunterzubringen". *ab* 12 cm lang.

51. Die Spitzhau (Spitzhacke), um feste. steinige oder gefrorene Erde aufzuhacken; von der Seite.

52. Ebendieselbe von unten.

53. Radl für Mistsoien (Mistseile); *c* starkes eisernes Band mit Haken.

54. Mistkrei von Eisen, um den Mist vom Wagen zu ziehen, wenn der Acker gedüngt werden soll. Um den Dünger auseinanderzubreiten, hat man Mistgobln von Eisen.

55. Pausgobel, ganz aus Holz.

56. Liechteisen, „Spanhober" [Spanleuchter]. Der Stiel *a* aus Holz; die Halter *bb* für den Span aus Schmiedeeisen. Das Liechteisen wurde unten mit dem zugespitzten Ende in das Loch eines Holzklotzes gesteckt, der auf dem Fussboden stand. Meine ausführliche Beschreibung des Spanlichtes siehe im deutsch-anthr. Corresp.-Bl. 1893, S. 18.

57. Der Heustecher, mit dem man das Heu ausschneidet vom Heustock, wenn man es verfuttern will; besteht aus einem hölzernen Stiel, oben mit einem Handgriff, unten mit einer scharfen eisernen Doppelschneide und mit einem eisernen Tritt *a* am Stiel, um den Fuss darauf zu setzen und nachzudrücken, damit beim Heuausschneiden die Wucht des Stosses vermehrt wird.

58. Milchpeiten, aus der Erinnerung gezeichnet. Querdurchschnitt eines engen gewölbten Milchkellers im Erdboden unter dem Hause Sommerau in der Ramsau. *aa* Steinwände; *bb* ein starker, drehbarer, runder Balken; *cc* die Tischplatten, die auf starker Holzunterlage ruhen und ringsum drehbar sind. darauf die flachen Milchgefässe übereinandergesetzt. Zweck ist. dass die Milch Rahm bildet.

59. (Brunnenkopf) „Nockseile", vom Brunnen vor dem Hause. Der Deckel *a* kann abgehoben werden. Anderweitig findet sich öfter oben das Kreuz *b*; am Hintersee ist es mir nicht aufgefallen.

60, 61. Die Kraxel[1]), von Holz, ein Traggestell (60), von vorne gesehen (61 von der Seite), um von der Alm auf dem Rücken etwas herunter- oder nach der Alm hinaufzutragen. Die Rückenlehne der Kraxe besteht aus den Stäben *aa*, durch Querbrettchen *bb* verbunden. Bei *c* (Fig. 61) wird auf ein festgebundenes Querbrett die Fracht gestellt; bei *ee* sind zwei Trogbandl von Leder; 77 cm hoch, 32 cm breit.

62. Reirenbüchse von Eisen.

63. Ein Riegel, gepolstertes Kissen, das die Senderinnen auf den Kopf legen, um darauf Stetz, Weitschafl u. A. zu tragen, mit aufgenähten bunten Tuchstreifen verziert; *aa* schwarze, *bb* gelbe, *cc* rothe, *dd* blaue. Durchmesser 21 cm.

64. Alter Wädermantl von Leder[2]), einem kleinen Mann gehörig, wird seit 20 Jahren nicht mehr getragen; *a* und *c* Lederriemen, *b* und *d* Schnallen dazu, Länge *ef* 66 cm, Breite *gh* 92 cm, Breite *ik* 39 cm.

65. Ansicht des übergezogenen Mantels von hinten.

66. Ebenderselbe von vorne.

67. Jetziger Wettermantel, Tuchmantel für denselben kleinen Mann, länglich, viereckig, ungesäumt, nur das Kopfloch *a* mit Band eingefasst, am Schlitz *b* ein Knopf und ein Knopfloch. Soweit das Viereck um *a* andeutet, ist das Schulterstück auf der Unterseite, der Innenseite, mit Tuch gefüttert. Ansicht der Aussenseite. Länge *cd* 1·55 m, Breite *gh* 77 cm.

68. Ein Halbstumpf, aus grauer Wolle gestrickt; *aa* zwei grüne Bänder zum Zubinden; die doppelte grüne

[1]) Scharte, „Schoaschn" heisst auch hier wie sonst ein grösserer Einschnitt im Gebirgskamm; Schneide, Rücken, „Grod" (Grat) ist der Kamm; scharfe Wand eine „senkrecht" abfallende Felswand; Kopf oder Kogel eine kleine Erhöhung eines waldigen Gebirges (Kainzierl Sepp).

[1]) Kraxeln heisst auf die Berge steigen.

[2]) Ueber Kleidungsstücke aus Buchenschwamm in Oberbaiern vgl. Corresp.-Bl. der deutsch. anthr. Ges. XXIV. 1893. 18.

Einfassung *bb* oben und unten ist durchgestrickt; die Zeichnung *cc* als grüner wollener Besatz aufgenäht, doch ist gerade dieses Muster, wie mir gesagt wurde, erst seit einigen Jahren hier üblich. Höhe 25·5 cm, Breite unten, *ef*, 12 cm.

69. Heu in einem Laabtuch als Foascht bergab getragen auf Rücken und Nacken von Hinterseer Bergbewohnern, die eine Leite hinabsteigen.

70. Der alte Ranzen, hergestellt aus steifem festen Leder mit rundem Boden und rundem Querschnitt, nicht mehr gebräuchlich seit 20 Jahren, statt dessen jetzt allgemein der Rucksack (= Rückensack) aus Tuch oder Zwillich üblich.

71. Heuraffl, besteht aus einem Holzstiel mit eisernem Widerhaken.

72. Bienenkasten aus Holz, in der Zeichnung etwas kürzer wiedergegeben, auf grünem Grunde mit weissen, rothen, blauen und rothbraunen Verzierungen reich bemalt; bei *a* ein Vorsatz vor dem Flugloch, bei *b* das Flugbrett, *d* Klappe zum Oeffnen; Höhe 98 cm.

73. Verziertes Geländer vom Gang, grün angestrichen, *aaa* weiss, *cc* grün, *bb* Ausschnitte.

74. Zierformen, ausgeschnitten im „Gangspiegel“ (Geländer des Ganges) am Gasthaus Hintersee.

75. Windbrettl am Dach, zum Schutze des „Seilfürst“ (Säulenfirst, Name des Balken)[1]).

76. Desgleichen am Gasthaus Hintersee.

77. Ausschnitt an Dachleisten.

78. Dochhäusl (Dachhäuschen).

79. Hausthiu (Thüre) mit aufgenagelten Leisten, der Thürgrund grün, die Leisten weiss bemalt.

80. Desgleichen.

81. Putzgatter für die Wiemi (Windmühle).

82. Jahreszahl 1679, eingeschnitten in den Firstbalken des Wohnhauses vom Hofe Sommerau in der Ramsau.

83. Schornstein, mit einem flachen Stein gegen Wind und Wetter bedeckt.

84. Rahmbretl, um den Rahm abzustreichen von der Milch, durch Holzschnitzerei verziert; in der Mitte ein Schild, darin 1852; in der Form vorgeschichtlichen Messern ähnlich. Die Verzierungen habe ich auch hellgrün und ziegelroth ausgemalt gesehen. Länge 35 cm.

85. Ein Feldkasten, aus der Erinnerung gezeichnet.

86. Wäschepläuel, „Plui“, aus einem Holzklotz geschnitten, $1^1/_2$ Schuch lang[2]).

87, 88. Fetz an der Thüre.

89. Ein Nahring an der Thüre.

90. Katzenscherm von Holz, mit Griff.

91. Ein Thürbandl von Schmiedeeisen.

92. Bachschissl.

93. Bachofenkruck.

94. Zapfen im Waschschafl. Inwendig ist ein durchlochtes Holz *a* befestigt, in dem ein langer Zapfen *c* steckt, der das Loch *b* in dem Fassboden schliesst. Soll das Wasser auslaufen, zieht man den Zapfen hoch, der Bequemlichkeit wegen.

95. Brunnentrog. Aus dem Brunnen *b* fliesst das Wasser in den Trog *a* und überstehend durch die Röhre *c* nach *d* ab. Ebenso im „Kuchitrog“.

96. Fenster.

97. Krapfweger.

98. Vorgeschichtliche Ledernaht, im Museum zu Salzburg. Vgl. S. 8.

99. Eine „Godel“, ein Gadei.

100. Ein Fischbärn oder -bern, besteht aus einem Garnsacke, der mit seiner Oeffnung nach oben hin an einem Holzbügel, nach unten hin an den Enden des Bügels und an der Gabel des auseinandergesperrten Stieles aufgespannt ist; dient zum Fang aller Fische.

101. Eine Reusche, um Ruthen zu fangen.

102. Fischlagel, Fischpiederling, um Forellen beim Angeln hineinzuthun und sie darin weiter zu schaffen, in der Form mehr oder weniger eckig, innen voll Wasser; bei *a* die Oeffnung mit einem Deckel verschliessbar.

103. Eine Fuikel, bis 90 cm hoch, aus einem Triebe der Weisstanne, der zur Feier der glücklichen Heimkehr von der Alm ebenso wie die quirlförmigen Seitentriebe reich mit Blumen und Sternen geschmückt und kunstvoll zusammengebunden wird. Die Blumen und Sterne stellt man her aus dünnen Holzbändern, naturfarbenen und rothen, grünen, gelben, veilchenfarbenen, Alles reichlich mit Schaumgold verziert. Oben an der Spitze werden 3—4 Fuss lange, bunte Holzbänder befestigt.

104. Ein Astel (Aestchen, Zweig), ebenso verziert. Unter demselben ein Hornkranz, ein Gewinde, hergestellt aus den Blättern des Almenrausch, das um die Hörner gelegt wird und auf den Kopf fällt (*a*).

105. Stück einer Zaunthüre, ganz aus Holz, in Loipl, bewegt sich oben in einer Angel *a*, gebildet durch einen hakenförmigen Ast, und dreht sich unten in der Erde.

106. Malerei mit Oelfarbe, dunkelbraun auf hellerem Grunde, auf Thüren alter Schränke, zurückgehend bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts, aufgemalt in langen Streifen von oben nach unten, fünf gleichlaufende Wellenlinien. Im Uebrigen sind diese Schränke mit Blumenranken und Pflanzen in Töpfen bemalt.

107, 108. Ehrkastl (Butterform), aus Holz. Dieselbe besteht aus einem Mittelstück (108), daran mit Drahtösen vier Klappen befestigt; in diese sind Verzierungen eingeschnitten. Zusammengeklappt (107) wird die Butterform durch einen Holzreifen zusammengehalten. Dahinein wird die Butter eingedrückt. Zieht man den Reifen ab und hebt die Form auf, so steht die Butter mit den Verzierungen in Hocharbeit da. Die genaue Beschreibung siehe in der Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1894, 309—311.

109, 110*a*, 110*b*. 109 zeigt den Durchschnitt einer Butterform von Triberg im Schwarzwald. Diese besteht aus einer längeren Hülse von Blech, unten mit sternförmigem Ausschnitt. Die Hülse wird mit Butter gefüllt und dann die Butter mit dem hölzernen Butterstösser 110*b* durchgestossen. Dadurch erhält sie die Gestalt, wie 110*a* zeigt. Je fester die Butter, also je kälter sie ist, desto besser wird sie geformt. Auf den Teller gelegt, verdreht sie sich mitunter und gleicht dann in der Form den vorgeschichtlichen Bronzetorques. Ebenso geformte Butter wie in Triberg sah ich in Obergreinau bei Partenkirchen und in der Gegend von Kufstein am Thiersee. Der Brauch ist also bekannt in Baden, Oberbaiern und Nordtirol.

111. Pfannerhaber, vgl. Zeitschr. f. Ethn. Verh. 1893, 281.

112. Ein Bauern-„Barometer“, Wetterzeiger. Vgl. S. 8.

[1]) Ueber einen als Schlangenkopf ausgearbeiteten Balken vgl. Zeitsch. f. Ethn. Verh. 1893, 278.

[2]) Schmeller, I. 320: bleuen, bleuwen = bleuen, klopfen.

Beiträge zur Urgeschichte Mährens.

Von Professor **Alex. Makowsky** (Brünn).

(Mit einer Tafel.)

I. Grabfund bei Eisgrub.

Bekanntlich ist der südliche, an Niederösterreich angrenzende Theil von Mähren, besonders die Umgebung von Znaim und Nikolsburg, reich an prähistorischen Grabstätten.

Bei Eisgrub, 10 km östlich von Nikolsburg, wurde im Juni 1895 inmitten eines Ackers ein prähistorisches Grab aufgeschlossen, das sowohl bezüglich seiner Form als seiner Beigaben ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

In dem sonst von Steinen freien Gebiet befand sich, etwas aus der Erde aufragend, ein Kalkstein, der lange für einen Grenzstein gehalten wurde und als störend nunmehr beseitigt werden sollte.

Bei der Ausgrabung des Steines zeigte derselbe eine längliche Form von 1 m Länge, gelagert auf mehreren grösseren in elliptischem Umkreis gelegten Steinen, die eine kleine Höhlung umschlossen.

Auch im Grunde der fast 3 m tiefen Grube lagen Kalksteine, die sämmtlich den Jurakalkbergen bei Nikolsburg entnommen waren. Alle Steine umfassten drei Wagenlasten.

In der durch die Steine gebildeten kleinen Höhlung befand sich ein menschliches Skelet und drei Thongefässe, in welchen nebst vier metallischen Objecten und einigen Aschenresten drei Armknochen vom Huhn eingeschlossen waren. Ueber die Lage des menschlichen Skeletes konnte ich leider keine Auskünfte erhalten.

Herr Med. Dr. Wytzani in Eisgrub, dem die Fundstücke überbracht wurden, sendete dieselben an mich behufs der Untersuchung ein.

Das Menschenskelet, nur in wenigen unverletzten Knochen erhalten, ist angebrannt, doch völlig morsch; der rechte Oberarm und rechte Oberschenkel, bis auf die Gelenkköpfe erhalten, zeigen 31 cm bezw. 43 cm Länge, und sind, sowie die Schädelbruchstücke auffallend stark; der mediane Unterkieferrest zeigt acht wenig abgenützte Zähne. Diese wenngleich spärlichen Reste deuten auf ein wahrscheinlich männliches Individuum von 35- 40 Jahren und mindestens 170 cm Länge.

Von den Grabbeigaben sind folgende vorhanden:

1. Ein spiralig gewundener, doppelt gelegter runder Draht aus reinem Golde, im Gewichte von 3·1 gr; das eine Ende bildet eine rückläufige Schleife, das andere ist zu feinen Spitzen ausgehämmert. Er dürfte auch als Fingerring gedient haben (Taf. V, Fig. 1, nat. Gr.).

2. Ein schleifenartig gewundener starker Golddraht mit verdickten, zuletzt etwas zugespitzten Enden und gekieltem Rücken, so dass der Querschnitt des Drahtes dreieckig ist; das Gewicht beträgt 5·5 gr (Taf. V, Fig. 2, nat. Gr.).

Beide Goldobjecte sind unzweifelhaft Schmuckringgold, ähnlich wie die Goldfunde von Hallstatt und der Bronzedrahtring von Stillfried in Niederösterreich[1]). Golddrähte bis zu Federkielstärke und theilweise spiralig gedreht, in einer Länge bis zu 20 cm, wurden in Mähren in prähistorischen Gräbern bei Klentnitz nächst Nikolsburg gefunden. Belegstücke finden sich in den Sammlungen des Brünner Franzens-Museums und des fürstl. Dittrichstein'schen Schlosses in Nikolsburg.

3. Eine absonderliche Art von Nadel mit sternförmigem, sechsspitzigem Kopfe aus Bronze[2]) (Taf. V, Fig. 3, $^1/_3$ nat. Gr.). Der würfelförmige, solide Kopf, 2·5 cm im Durchmesser, zeigt nämlich sechs den Flächen des Hexaëders entsprechende stumpfe Spitzen und steckt auf einem vierkantigen, stumpf endenden Stiel, der unten einseitig verbreitert ist; seine Länge beträgt 6·8 cm, die Dicke 4—5 mm. Möglicherweise war diese stark patinirte Nadel mit ihrem stumpfen, etwas verbreiterten Ende in einem Hefte eingesetzt.

Ein derartiger Fund ist bisher aus Mähren nicht bekannt.

4. Eine kleine Dolchklinge, sehr flach, mit abgerundeter Spitze, 11 cm lang, unten 4·4 cm breit,

[1]) Siehe Dr. Much: Baugen und Ringe. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. Bd. IX, S. 89.

[2]) Eine im chemischen Laboratorium der technischen Hochschule vorgenommene qualitative Analyse eines kleinen Bruchstückes vom Ende der Nadel ergab einen Gehalt an Zinn, trotz des auffälligen kupferrothen Bruches.

aus Bronze, stark patinirt. In einem der drei Nietlöcher steckt noch der etwa 1 cm lange Drahtstift, mit welchem das Messer an einem Hefte befestigt war (Taf. V, Fig. 4, 1/2 nat. Gr.).

Ein Bronzedolchmesser von gleicher Form und Grösse, jedoch mit vier Nietlöchern, wurde in der Nekropole von Kromau 1884 gefunden.

5. Ein kreisrundes, dosenartiges Thongefäss, 9 cm im Durchmesser, 4·5 cm hoch, mit einer 3 cm weiten kreisrunden Oeffnung. Auf der grauschwarzen, schwach glänzenden, geglätteten Oberfläche sind in ungleichen Abständen neun Reihen Striche, je drei beisammen, eingeritzt, die von der oberen Oeffnung bis zum äussersten Rande des Gefässes reichen (Taf. V, Fig. 5, 1/2 nat. Gr.).

In diesem vollständig erhaltenen zierlichen Gefässe soll sich das Goldringgeld befunden haben.

6. Ein topfartiges Thongefäss mit kleinem Fusshenkel, 10 cm hoch und 13 cm unten und oben breit; gleichfalls graulichschwarz, mit geglätteter Aussen- und Innenfläche. Die Ornamentirung beschränkt sich auf zahlreiche in den unteren Rand eingedrückte punktartige Vertiefungen, in Abständen von 2 mm, und einer oberhalb diesen eingeritzten Zickzacklinie, die mit weisser Farbe ausgefüllt war (Taf. V, Fig. 6, 1/2 nat. Gr.).

Der Boden des Gefässes ist nach unten etwas ausgebaucht und zeigt eine Fussscheibe von kaum 4 cm Durchmesser. Auch dieses schöne Gefäss, das in dieser Form bisher in Mähren nicht beobachtet wurde, ist vollständig erhalten.

7. Eine in mehreren Bruchstücken erhaltene grosse Schüssel im Durchmesser von 32 cm und 5 cm Höhe; ohne alle Ornamentirung (Taf. V, Fig. 7, 1/6 nat. Gr.). Dieselbe soll nebst Aschenresten die Knochen des Huhnes enthalten haben.

Das Material dieser drei Thongefässe, die ohne Töpferscheibe mit freier Hand gefertigt sind, besteht aus einem aschgrauen, mit sehr kleinen Quarzkörnern und Glimmerblättchen durchsetzten Thon, der nicht gebrannt, doch sehr fest ist.

Diese Funde beanspruchen eine besondere Beachtung; sie gehören so wie die Funde von Donawitz und Oblas bei Znaim, von Möritz bei Brünn, von Roggendorf bei Eggenburg und Roggendorf bei Wullersdorf und von anderen Orten nördlich und südlich der Thaya dem Beginne der Bronzezeit an. Sie sind charakterisirt durch die Schleifenringe, durch die dreiseitigen Dolche, häufig noch ohne Mittelrippe und mit abgerundeter Spitze, endlich durch die eigenthümlichen Gefässe, welche sich sehr merklich von den zeitlich vorangehenden und ihnen folgenden unterscheiden. Höchst beachtenswerth ist die rothe Farbe der Bronze, also der schwache Zinngehalt und das gleichzeitige Erscheinen des Goldes.

Sämmtliche Fundobjecte dieses Grabes sind vorläufig den Sammlungen der technischen Hochschule in Brünn einverleibt worden.

II. Grabfund bei Dobrozkowitz.

Herr J. Worel, Bezirksschulinspector in Brünn, überbrachte mir drei Objecte, die im Sommer 1895, tief im Löss eingebettet, bei Dobrozkowitz, unweit von Butschowitz, aufgefunden worden sind. Spärliche Knochenreste, die nicht aufgesammelt wurden, kennzeichnen diese Funde als Grabbeigaben.

1. Ein in zwei Theile zerbrochener, kreisrunder Armring, aus schwarzer Braunkohle, Gagat oder Jet, dessen äusserer Durchmesser 8·3 cm, dessen Dicke 5—6 mm beträgt; der Querschnitt etwas elliptisch; die Oberfläche, glatt und schwach glänzend, lässt mit der Lupe noch deutlich die Spuren der Jahresringe des fossilen Holzes erkennen. An zwei Stellen, 3 cm von einander entfernt, zeigt sich eine feine Durchbohrung (Taf. V, Fig. 8, 1/2 nat. Gr.).

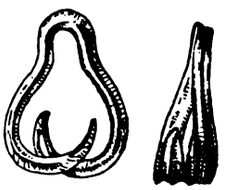
Ein ähnlicher Fund hat sich meines Wissens in Mähren noch nicht ergeben. Jedenfalls ist das Material zu diesem Armringe nicht im Lande zu finden, denn die gagatförmige Pechkohle von Obora bei Boskowitz (Kreidekohle) ist sehr spröde und gebrechlich, lässt demnach eine Bearbeitung nicht zu.

2. Ein kreisrunder, offener prächtiger Armring aus Bronze, mit malachitgrüner Patina, mit 31 knopfartigen, halbkugelförmigen Anschwellungen am Aussenrande verziert und mit halbkugeligen, stark verdickten Enden; der äussere Durchmesser beträgt 9 cm, die Dicke 10 mm, das Gewicht 96 gr (Taf. V, Fig. 9, 1/2 nat. Gr.).

3. Eine Bronzefibel mit malachitgrüner Patina, 6·2 cm lang und am Bügel 2·2 cm breit, im Gewichte von 58·5 gr. Der breite, halbkreisartige Bügel ist mit drei Doppeldrahtspiralen und drei einfachen Spiralen an beiden Enden verziert; das verlängerte Schlussstück, nach rückwärts bis zum Bügel umgebogen, endet in einem Knopf, der mit drei Doppelspiralen verziert ist. Die vollständig erhaltene Nadel ist noch federnd (Taf. V, Fig. 10, nat. Gr.).

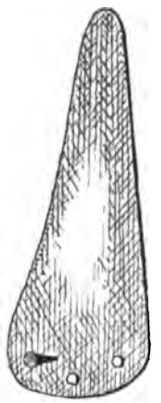
Ein derartiges Prachtexemplar einer Bronzefibel ist bisher aus Mähren nicht bekannt.

1 (1/1).

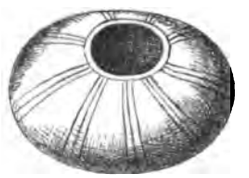


2 (1/1).

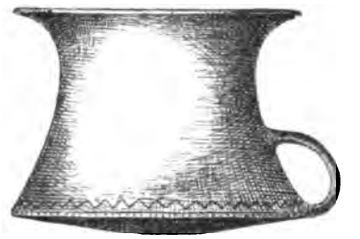
3 (2/3).



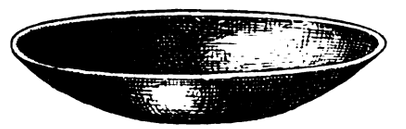
4 (1/2).



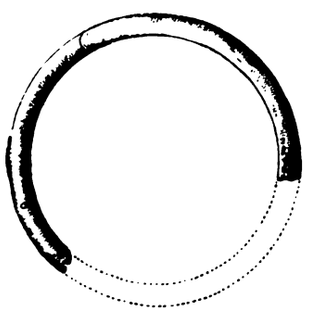
5 (1/3).



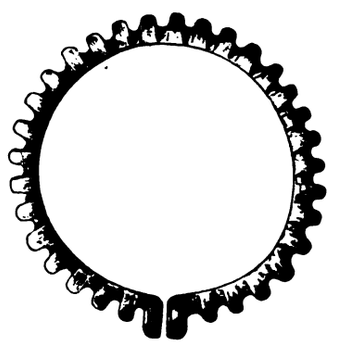
6 (1/3).



7 (1/6).



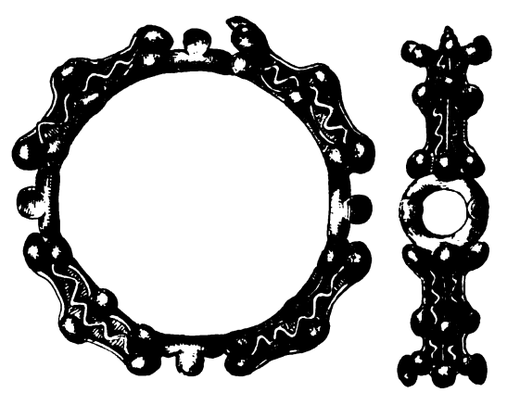
8 (1/2).



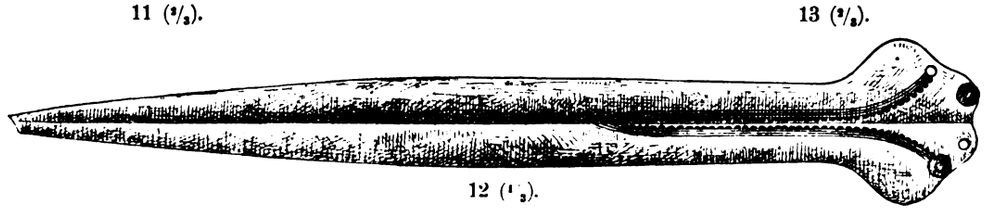
9 (1/2).

10 (1/1).

11 (2/3).



13 (2/3).



12 (1/3).

Fig. 1—7. Eisgrub. Fig. 8—10. Dobrozkowitz. Fig. 11. Obrzan. Fig. 12. Polehraditz. Fig. 13. Hosteiner Berg.

Diese drei seltenen, wahrscheinlich aus einem Reihengrabe der frühen La Tène-Periode stammenden Objecte sind den Sammlungen des böhmischen Gymnasiums in Brünn einverleibt worden.

III. Bronzepferd aus Obrzan.

Am rechten Ufer des Zwittawaflusses, etwa drei Kilometer nordöstlich von Brünn, liegt in einer Seehöhe von 230 m die Ortschaft Obrzan [1]), oberhalb welcher sich das syenitische Terrain steil zu einem langgestreckten Bergrücken, mindestens 100 m über die Thalsohle, erhebt. Die sehr steil gegen das Zwittawathal abfallende Berglehne ist dicht bewaldet, die Westlehne, stufenförmig sich senkend, in Ackerland umgewandelt. An den Rändern des geebneten und cultivirten Gipfelplateaus zeigen sich, namentlich an der Ostseite, die deutlichen Spuren eines mächtigen Ringwalles (hradisko) im Umfange von nahe 800 m. Die prähistorische Natur dieser Zufluchtsstätte, die eine Thalsperre repräsentirt, beweisen zahllose rohe und polirte Steinwerkzeuge, Knochen- und Hornartefacte, mannigfache Thonobjecte, besonders aber zerbrochene und auch ganze Thongefässe (Urnen), die theils auf dem Plateau, theils in Grabstätten an der Westseite zu Tage gefördert wurden und zweifelsohne einen langandauernden Wohnsitz in der neolithischen und frühen Metallzeit kennzeichnen. Ausser Gussformen aus Stein und Thon sind nämlich auch wenige Bronzeobjecte aufgefunden worden.

Die Mehrzahl der Fundobjecte befindet sich im Brünner Franzensmuseum (Sammlung Slovak), mehrere im Besitze der Volksschule in Obrzan und einiger Privaten und harren noch der wissenschaftlichen Bearbeitung. Einige Objecte, von Herrn Franz Fiala im Jahre 1885 aufgesammelt, sind in den Besitz des Mineraliencabinetes der Brünner technischen Hochschule übergegangen. Unter diesen nimmt eine kleine Bronzefigur, in einem Brandgrabe aufgefunden, ein ganz besonderes Interesse in Anspruch, weshalb ich dieselbe hiemit veröffentliche. Sie besitzt die Gestalt eines kleinen Pferdes aus Bronze, solid gegossen, glatt, mit blaugrüner Patina. Der Kopf mit deutlichem Maul, Nasenlöchern, Augenpunkten und aufgerichteten Ohren ist 20 mm lang; der Hals mit deutlichem Kamm 30 mm, der cylindrische, nach rückwärts etwas verjüngte Körper 72 mm, der abwärts gebogene, etwas zugespitzte Schwanz 60 mm, die beiden Beinpaare, gerade gestreckt und nach vorne gerichtet, 50 bezw. 55 mm lang. Das Gewicht der Gesammtfigur 183·65 gr (Taf. V, Fig. 11, $^2/_3$ nat. Gr.).

Die Technik dieser Thierfigur, der ich keine sacrale Bedeutung beimessen möchte, ist weit unvollkommener als jene eines zweiten ähnlichen Fundes aus Mähren, nämlich der Stierfigur aus der Beczi-skalahöhle [1]).

Diese Stierfigur, mit der Sammlung Wankel's vom Wiener Hofmuseum erworben, welche zierliche Form und gute Verhältnisse besitzt, ist hohl gegossen, mit eiserner Stirnplatte und wahrscheinlich mit Glasaugen [2]).

IV. Bronzeschwert von Polehraditz.

Bronzeschwerter in verschiedenen Längen und Formen sind in Mähren mehrfach gefunden worden. Schöne Belege befinden sich im Brünner Franzensmuseum, so aus dem Hannaflussbett, aus Litsch, Morzitz und ein besonders schönes aus Neuserowitz, unweit von Mährisch-Budwitz. Ein ähnliches Bronzeschwert mit schöner Patina, die theilweise abgeschabt ist, wurde schon 1887 bei Polehraditz, Bezirk von Auspitz, gefunden und gelangte in den Besitz des Mineraliencabinetes der Brünner technischen Hochschule.

Dieses verhältnissmässig kurze Bronzeschwert ist 41 cm lang, in der Mitte 2·3 cm breit, allmälig zugespitzt (die äusserste Spitze fehlt), zweischneidig, mit schwach erhabenem Rücken, auf welchem sich im unteren Drittel beiderseits eine Ciselirung befindet, bestehend aus je vier geraden Linien, theilweise durch Punktirung hergestellt, und zwei Reihen ineinandergereihten kurzen Bogenstrichen. Am verbreiterten Ende sind vier Nuthlöcher vorhanden, zwei davon noch mit Drahtstiften und beiderseitigen flachen Nagelköpfen zur Befestigung an einem Hefte versehen, das fehlt.

---

[1]) Der Name Obrzan wird von dem slavischen „Obr" = „Riese" abgeleitet, möglicherweise veranlasst durch die Auffindung von grossen Gefässen, die einem dort wohnhaft gewesenen Riesengeschlechte zugeschrieben wurden. So heisst ein Ringwall bei Busau — „Obrsko".

[1]) Siehe Wankel: Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. II u. VII.

[2]) Dr. Wankel hat diesen angeblichen Fund aus der Kalkhöhle bei Brünn mit einem slavischen Apiscult und mit dem Namen der Höhle, die er als Býčiskála — „Stierhöhle" bezeichnet, in Verbindung gebracht (Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. II). Ersteren hat Dr. Karabaček mit Recht bezweifelt; der Name der Höhle ist thatsächlich recent und lautet allgemein Beczkala, nach Ansicht hervorragender Sprachforscher (z. B. Bratranek u. A.), hergeleitet von dem slavischen bečeti, blöcken, gurgeln, nach dem Geräusche der in der Höhle aus- und eintretenden unterirdischen Gewässer.

Das Gewicht dieses Schwertes beträgt 341·6 gr (Taf. V, Fig. 12, 1/3 nat. Gr.).

Ueber die Lage und etwaige begleitende Fundobjecte ist nichts bekannt.

V. Bronzearmband vom Hosteiner Berge.

Südlich von der Stadt Bistrzitz im südöstlichen Mähren erhebt sich das alttertiäre Terrain zu einem mächtigen Gebirgsstocke, dem Hosteiner Berge, 420 m über die Thalsohle.

Auf dem flachen Gipfel dieses weithin sichtbaren Berges befindet sich eine vielbesuchte Wallfahrtskirche mit anschliessendem Kloster und Wirthschaftsgebäuden, im weiten Umkreise umschlossen von den Resten eines mächtigen, elliptisch geformten Wallringes, der im Volksmunde „Tartarenring" genannt wird.

Offenbar prähistorischen Ursprungs, sind im Inneren dieses Walles schon seit geraumer Zeit zahlreiche prähistorische Objecte, wie Thongefässe, Knochenwerkzeuge und andere Artefacte, worunter auch einige Bronzeobjecte, wie Fibeln, Nadeln u. s. w., zu Tage gefördert, leider aber vielfach verschleppt worden.

Gelegentlich der Schottergewinnung am Fusse des Wallringes wurde im Spätherbste 1895 von dem Jäger der Herrschaft Bistrzitz, zu welcher der Hosteiner Berg gehört, ein Bronzearmband gefunden und dem Herrschaftsbesitzer Freiherrn v. Laudon übergeben, welcher mir dasselbe behufs Veröffentlichung überliess.

Das Bronzearmband, im Gewichte von 114 gr, ist unverletzt erhalten und zeigt eine seltene Vollendung in Form und Technik. Kreisrund geschlossen, besitzt es einen äusseren Durchmesser von 72 mm, einen inneren von 58 mm, daher eine Fleischdicke von 7 mm (Taf. V, Fig. 13, 1/3 nat. Gr.), und zeigt vier kreisrunde, diamentral gegenüberliegende Oeffnungen von 9 mm Durchmesser; an beiden Seiten hat es je 15 knopfartige Hervorragungen, auf dem Rücken im Umfange 12 solche Knöpfe, von welchen je drei durch eine hervorragende Leiste verbunden sind. Zwischen den Knöpfen schlängelt sich beiderseits eine Leiste im Zickzack. Je vier dieser Knöpfe umgeben die kreisförmigen Oeffnungen, und zwar etwas überragend, so dass sie zum Festhalten eines möglicherweise eingesetzten Steines (oder Bernsteines) dienen konnten.

Bei einer Oeffnung fehlt ein Knopf, der schon ursprünglich abgeschnitten worden ist, weil auch die Schnittfläche dieselbe Patina besitzt. Die Patina des stark glänzenden Armbandes ist übrigens ungewöhnlich dunkellauchgrün. Das Armband, welches wahrscheinlich der La Tène-Periode angehört, befindet sich in der Sammlung des Freiherrn Laudon in Bistrzitz.

Literaturbericht.

1.

Etnografičeskoje Obozrjenije („Ethnographische Rundschau"), II. Band, Moskau 1890.

Nachdem nach dem ersten Jahrgange die „Ethnographische Rundschau" sich als eine namhafte wissenschaftliche Publication bewährt hatte, wurde von der „Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und der Ethnographie in Moskau" ihre weitere Herausgabe beschlossen. Unter der trefflichen Redaction N. Janczuk's hat diese Zeitschrift ihren grossen Werth bis heute bewahrt.

Um den reichlich angesammelten Materialien die ihnen gebührende Aufmerksamkeit schenken zu können, beschränken wir uns diesmal auf den zweiten (1890)[1]), aus vier Heften bestehenden Band.

Ueber zwanzig grössere Arbeiten sind in demselben veröffentlicht. Ihr Werth ist wohl verschieden; jedenfalls gibt es darunter mehr Gutes als Minderes. Alle Abhandlungen lassen sich in drei Kategorien eintheilen. Die eine besteht aus eigentlichen Studien, die beiden anderen aus Monographien, die nur Rohmaterial enthalten. Diese handeln entweder über die Russen und die der Russificirung entgegengehenden mongolisch-tartarischen Völkerschaften oder über die Ruthenen und ihre Leibvettern, die Weissrussen.

Unter den Aufsätzen, die das russische Volk betreffen, nehmen den ersten Rang sowohl in Bezug auf die Auffassung des Themas als auch mit Hinsicht auf die Bearbeitung des Stoffes „die Skizzen des Kirsanower Districtes" (Gouvernement Tambow) von W. Bondarenko ein. Der Verfasser beschränkt sich nur auf die juridischen Seiten der Existenz der Kirsanower Russen. Da die letzteren vor der Aufhebung der Leibeigenschaft Staatsleibeigene waren, ihre Lebensbedingungen somit von denen anderer Bauern wesentlich abstachen, so entwirft er zuerst die Skizze ihres juristischen Daseins vor dreissig Jahren. Hierauf übergeht er zur modernen Zeit. Es ziehen vor uns die Ansichten der Kirsanower über die religiösen und bürgerlichen Vergehen vorüber, ihre Familiensitten und Bräuche, insbesondere die auf die Hochzeit und Verheiratung

[1]) Die Besprechung des I. Bandes siehe diese Mittheilungen, Band XXIV, S. 93.

bezüglichen, schliesslich die Miethbedingungen. Im Capitel über die religiösen Ausschreitungen berührt W. Bondarenko manchen Gebrauch und Aberglauben.

Von zwei anderen dem Studium des russischen Volksthums gewidmeten Aufsätzen handelt jener A. Balow's über die Geburtsbräuche, Kinderlieder und Kinderspiele im Poschechon'schen District (Gouv. Jaroslaw). H. Kulikowski beschreibt die Todtenbräuche der Onegaländer. Wir lassen hier eine kurze Inhaltsangabe seiner Arbeit folgen.

H. Kulikowski beginnt von den Ansichten über die Erkrankungen und gibt zuerst einige Heilmethoden an. Im Olonetzk'schen Gouvernement herrscht bis heute der Glaube, dass die Mehrzahl der Krankheiten bösen Leuten, hauptsächlich Zauberern, zuzuschreiben ist. Auf irgend welche Weise lassen sie in den Körper der Personen, denen sie schaden wollen, Steine, Borsten, Sand oder Haare gelangen und die Heilung besteht demzufolge in der Entfernung derselben. Mancher Zauberer zeigt mit Stolz Gegenstände genannter Kategorie, die er im Organismus seiner vorherigen Patienten vorgefunden zu haben vorgibt. Im Kargopoler District, am Moschinersee, erzählte eine Bauernfrau von ihrer Mutter, die für eine Hexe galt, sie habe jeden Morgen Sand, Borsten, Viehhaare u. s. w. aus dem Fenster ihres Hauses in die Luft gestreut und dabei Zauberformeln hergesagt. All' dies sollte in die menschlichen Körper eindringen und nur dann entfernt werden, wenn man die Urheberin selbst zur Hilfe riefe. Uebrigens gibt es im Olonetzk'schen Gouvernement eine bis heute sehr verbreitete Krankheit (deren Symptome H. Kulikowski leider nicht mittheilt), „Borsten" (ščetíny) genannt, von der alle Landleute fest glauben, sie werde eben durch die „hergeschickten" Borsten hervorgerufen.

Nicht nur die Zauberei, auch ein böser Blick oder der Zorn einer beleidigten Gottheit kann Einen auf das Krankheitslager werfen. Es wird daher Allen empfohlen, jeden Streit im Walde, jedes Fluchen im Badehause zu vermeiden, nie von einem Wind etwas Böses zu sagen; denn der Wind, der Waldgeist oder der Gott des Badehauses wird sich rächen. Eine Krankheit, die von solchen zürnenden Mächten kommt, heisst „prichodnoje" (das Hergekommene). Die böse Folge des Blickes wird „sglaz" genannt.

Wie unterscheidet man den „sglaz" vom „prichodnoje"? Nichts Leichteres für einen Moschiner Zauberer. Er betastet die Ohren und die Fersen. Sind die ersteren kühl und die anderen roth, so hat man einen „Sglaz"-Fall vor sich; wo dies nicht der Fall ist, aber ein „prichodnoje". Um nun zu erfahren, von wo das letztere hergenommen ist, bringt man je ein Steinchen von der Strasse, aus dem Walde, aus dem Badehause und aus der eigenen Hütte und wirft es in ein Gefäss mit Wasser. Nun sieht man zu, unter welchem Steinchen das Wasser aufbraust. Geschieht dies z. B. beim Waldkies, so hat man dem Waldgott ein Opfer zu bringen.

Manche Krankheit existirt unabhängig; so „Mütterchen-Blattern" (im Russ. singularis) [aspá mátuška], „Schwesterlein-Fieber" (sióstry-trjassáwitzy, pluralis). Will man diese entfernen, so muss man sich an sie selbst wenden. Die Fieber verscheucht man, indem man eine am Georgstage getödtete, in einen Stiefelschaft eingenähte Schlange unter das Bett des Kranken legt. Befallen Jemanden im Powienietzk'schen District die Blattern, so bäckt man Kuchen aus Roggenmehl, legt sie an die kranken Stellen, verbeugt sich tief vor dem Kranken und bittet „Mütterchen-Blattern", sich der Tochter, des Sohnes oder des Schwiegersohnes der Bittenden zu erbarmen. . . Um die böse Mutter schon gänzlich für sich zu gewinnen, führt man den Kranken in's Dampfbad, was sowohl dem Opfer als auch — nach dortigem Volksglauben — dem Krankheitsdämon lieb ist.

Die personificirten Krankheiten foltern den Kranken, bis er unterliegt. Dann suchen sie sich eine neue Wohnung auf. Deshalb wirft man im Pietrosawodsk'schen District dem sterbenden Schwindsüchtigen eine schwarze Katze auf die Brust, damit die Schwindsucht in sie übergehe.

Die Seele des Dahingeschiedenen nimmt hierauf die Gestalt eines Vogels (Taube, Ente, Dohle), eines Säugethieres (Hase, Hermelin), am häufigsten aber die eines Schmetterlings an. Manchmal fährt sie in den Leib eines Neugeborenen. Gibt z. B. ein zur Welt gekommenes Kind kein Lebenszeichen von sich, so beginnt man es bei den verschiedensten Namen, zuerst denen der verstorbenen Vettern zu rufen.

Das Leben im Jenseits eines Onega-Eingeborenen unterscheidet sich nach seiner Ansicht nicht viel von dem hier auf Erden geführten. Der Todte beschäftigt sich mit derselben Arbeit wie einst — den Frauen und den Schneidern legt man Nadeln, den Schustern Ahlen in den Sarg – ; er betrinkt sich oft, denn auch Branntwein begleitet ihn in das Vierbretterhaus, ja, er wächst sogar, wenn er jung gestorben ist, denn im Olonetzk'schen Gouvernement misst man, wenn ein Kind verscheidet, des Vaters Höhe mit einem Zwirnsfaden und legt denselben in den Sarg, „damit es nicht höher wachse als die Eltern, damit es sich messe und im gegebenen Augenblick stehen bleibe".

Vierzig Tage nach dem Tode begeht man ein Todtenfest; der Tisch wird mit Speisen und Getränken bedeckt, die Versammelten weinen, beten und laden die „theueren angekommenen Seelchen" ein, am Gelage theilzunehmen. Am Ajataflusse bereitet man sogar ein Bett für die todten Gäste, damit sie sich nach dem Festmahl ausruhen. Nach Mitternacht nimmt man von ihnen Abschied. Es erhebt sich ein Weinen, oft heftiger als am Bestattungstage, der Priester betet und die Lebenden schauen noch lange vor sich hin in der Richtung der Kirche, in welche die Seele jetzt wahrscheinlich eingetreten ist, um von den Heiligenbildern und Altären Abschied zu nehmen und sich dann in's Gottesreich zu begeben.

Die Arbeiten über die nichtslavischen Völkerschaften enthalten gleichfalls viel Interessantes. P. Bogajewskij handelt über die religiösen Vorstellungen der Wotjäken, P. Nasarow bringt Materialien zur Ethnographie der Baschkiren, W. Aschmarin beschreibt die Tschuwaschenhochzeit. Leider ist zu bedauern, dass er von den Hochzeitsliedern nur einen geringen Theil mittheilt, den Rest aber als „unanständig" (!) vom Drucke ausschliesst. Eben die „unanständigen" Hochzeitslieder sind für die Forscher der betreffenden Bräuche sehr wichtig, denn sie tragen viel zur Beleuchtung des Priapismus bei den Hochzeitsfesten bei.

In der ruthenischen Abtheilung begegnen wir vor Allem dem trefflichen Aufsatze E. Latzki's über die Vorstellungen der Weissrussen des Minsker Gouvernements von den bösen Mächten. Dann gibt Herr P. J. eine schöne Sammlung „Ukrainischer Legenden", M. Wasiljew publicirt eine Reihe Volkserzählungen von dem personificirten „Schicksal" (dola), von dem Sonntag und Freitag, die sich das ruthenische Volk

als zwei heilige Frauen vorstellt. In den Vorstellungen über Krankheiten ist der Anthropomorphismus sehr schwach entwickelt und mit jenen der Onegaländer kaum vergleichbar. „In der Lebedyner Zuckerfabrik wüthete einmal eine Typhusepidemie. Zu dieser Zeit sah man in der Nacht eine weissgekleidete Frau daherwandeln und die Seuche (wie?) säen."

Werthvoll sind zwei geschichtliche Aufsätze, jener M. Sapolskij's: Ueber die Hexen in Weissrussland des XVII. und XVIII. Jahrhunderts und der andere von M. Plochinskij: Ueber die Zigeuner des alten Kleinrusslands. Der verdiente Ethnograph Weissrusslands, W. Schein, hat ein Wörterbuch der geheimen Sprachweisen der Bettler aus dem Mohylower Gouvernement veröffentlicht.

Die Studienabtheilung enthält Manches von hohem Werth. Hieher gehören zwei Arbeiten W. Miller's, je eine Arbeit A. Wjesjelovskij's und M. Kovalevskij's, eine Abhandlung L. Malinius' und N. Jadrintzew's, kleine Notizen W. Kallaš'. Dagegen gehören die Arbeiten N. Ssumtzov's nicht zu den besten.

W. Miller befasst sich mit den kaukasischen Versionen der Polyphemsage. Besonders die mingrelische Fassung ist dem griechischen Text ähnlich. Ein Wanderer, von Wölfen überfallen, wird von einem Waldbewohner gerettet. Wie er sich über die Einzelheiten des kurz geschehenen Vorfalles ergeht, erzählt ihm sein Retter einen noch schlimmeren Fall. Einmal fischten sie — acht an der Zahl — auf hoher See, da blieben die ausgeworfenen Netze an den Flossen eines riesigen Fisches hängen. Er zog das Schiff mehrere Wochen lang; erst als er bei der Mündung eines honigführenden Flusses auftauchte, erkannten die Fischer, wie und von wem sie geschleppt wurden. Sie schnitten die Taue ab, landeten, beluden das Schiff mit Honig und wollten schon vom Stapel gehen, als ein einäugiger Riese erschien und das Schiff an's Land zog. Hierauf nahm er sie gefangen, brachte sie in seine Höhle und verzehrte sie nacheinander. Es blieben ihrer nur zwei übrig; diese brannten ihm das Auge mit einem heissen Pfahl aus, tödteten zwei Widder und stahlen sich, mit Widderfellen bedeckt, wie Odysseus, aus der Grotte fort.

In der dagestanischen und einer ossetischen Fassung begegnet dasselbe Schicksal Schiffbrüchigen. In der anderen ossetischen, sowie in der tschetschenischen Erzählung ist die Geschichte minder vollständig und bildet eines der Abenteuer der Nationalhelden — überall ist der Ausgang derselbe wie in der Odyssee: für den Menschen glücklich.

Hierin unterscheiden sich die kaukasischen Fassungen von den europäischen, wo die Gäste des Menschenfressers am häufigsten übel wegkommen. Zieht man sodann die schlagende Aehnlichkeit der mingrelischen Erzählung mit der altgriechischen in Erwägung, so muss man der Ansicht W. Miller's beistimmen, dass die kaukasischen Versionen viel älter sind, als die übrigen. Sie müssen nach dem Kaukasus, bald nach der Entstehung der Sage, in griechischen Ländern eingewandert sein, ein Umstand, der leicht zu verstehen ist, wenn man sich erinnert, dass die Wiege der Ilias sowie der Odyssee aller Wahrscheinlichkeit nach in Kleinasien, also ziemlich nahe zu suchen ist.

In dem anderen sehr sachlichen und inhaltsreichen Artikel: „Materialien zur Geschichte der Bylinenmotive" stellt W. Miller eine Episode der Dobryniasage mit einem türkischen Märchen zusammen und bringt dann je eine esthnische und kirgisische Fassung des Hildebrandmotivs.

Dieselben Verdienste besitzt A. Wjesjelovskij's Abhandlung: „Zur Frage der dualistischen Kosmogonien". Es handelt sich um den in mancher europäischen und aussereuropäischen Sage auftretenden Glauben, nicht nur Gott, sondern auch der Teufel oder überhaupt die bösen Mächte haben an der Weltschöpfung theilgenommen. A. Wjesjelovskij bringt eine polnische, eine weissrussische und mehrere altaische, georgische und swanetische Sagen dieses Inhaltes vor, geht dann nach Amerika hinüber und begegnet auch dort verwandten, von christlichen Apokryphen völlig unabhängigen Legenden.

Zwei juridischen Abhandlungen aus dem Dasein der kaukasischen Gebirgsvölkerschaften können wir nur Lobsprüche nachsagen. M. Kovalevskij gibt in seiner Arbeit „Die Dagestansche lex barbarorum" eine glänzende Studie über ein kaukasisches Gesetzbuch, „Beschlüsse des Kajtag'schen utzmijs Rustem" betitelt. Er berichtigt zuerst das Entstehungsdatum des Werkes — die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts nach Olearius' deutlicher Angabe —, sondert mit grossem Talent die Bestandtheile desselben: die Adat-[1]) und Schariat-[2]) elemente aus und bestimmt seinen eigentlichen Charakter, nämlich denjenigen einer privaten Gesetzsammlung, deren Inhalt nur wenigen Eingeweihten bekannt war. L. Malinin gibt weiters einen trefflichen Aufsatz über den „Kalym" und „mehr", die Geldsumme, welche für die Frau ihren Eltern oder ihrem Stamm und die andere, welche ihr selbst ausbezahlt wird.

Hervorzuheben sind W. Kallasch's kleine Notizen, die hie und da auf die russischen Bylinen helles Licht werfen. N. Jadrintzew hat eine Anzahl Materialien zum nordasiatischen Bärencultus zusammengestellt.

N. Sumtzov bringt drei Arbeiten: „Der Rabe in der Volksliteratur", „Wiederklänge christlicher Legenden in mongolischen Sagen" und „Beiträge zur Tellsage". Sie entbehren aller Klarheit, ihre Logik ist oft sehr anfechtbar und die Kenntniss der betreffenden Literatur seitens des Verfassers erscheint in jedem der drei Aufsätze sehr schwach zu sein. So bildet zum Beispiel für den ersten die einzige Quelle des nichtslavischen Volksglaubens die chaotische und inhaltsarme „Thiermythologie" von Angelo Gubernatis! Und der Verfasser weiss nicht einmal, ob er über die Raben oder die Krähen schreibt; denn er vermengt sie beständig.

Die Bücherbesprechungen lassen viel zu wünschen übrig, dafür aber besitzt die „Ethnographische Rundschau" etwas, was unseres Wissens keine einzige europäische einschlägige Zeitschrift in solchem Grade nachweisen könnte. Jedes Heft enthält 25—30 Seiten Zeitungsschau. Alles, was in Russland in den unbedeutendsten Provinzblättern über Ethnographie erscheint, wird in der „Rundschau" angezeigt, oft sogar auszugsweise mitgetheilt. Wie schön wäre es, wenn die „Wisła" uns dasselbe für Polen, das „Archivio" für Italien, die „Revue des traditions populaires" für Frankreich brächte. **Bugiel.**

---

[1]) Kaukasisches Gewohnheitsrecht.

[2]) Mohamedanisches geschriebenes Gesetz.

Forschungen und Studien über das Haus.

Von **Gustav Bancalari** (Linz a. D.).

I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin.

(Mit 55 Text-Abbildungen.)

Einleitung.

Der Grundsatz, dass das Nebeneinander verschiedener anthropologisch-ethnographischer Erscheinungen das Nacheinander derselben erkennen lasse, dass man also aus den hier und dort bemerkbaren Gebräuchen, Sitten, Einrichtungen mehrerer beschränkter Bereiche die historische Entwicklung derselben Gebräuche, Sitten und Einrichtungen in ihrer Gesammtheit zu erkennen vermöge, ferner dass Altes und Neues untereinander gemischt vorkommen, dass das erstere dem Andrange des letzteren ganz wohl widerstehen und neben dem modernen auszudauern vermöge und in der That sehr häufig ausdauert, dieser Grundsatz bildet die wichtigste Voraussetzung, ja die Grundlage aller „historischen Hausforschung", welche eben nicht blos die bestehenden Formen lediglich darstellt, wie sie zufällig sind, sondern mit typischer Auswahl und mit Rücksicht auf die Entwicklung und Entstehung, also auf die Geschichte der Typen, wie und wo sie geworden.

Da die früheren volksthümlichen, typischen Gebäude fast durchwegs verschwunden sind, ohne Spuren an Ort und Stelle, dann hauptsächlich, ohne deutliche Bilder zu hinterlassen — was man von Bauernhäusern auf alten Bildern findet, ist meistens undeutlich —, so ist die historische Hausforschung ein sehr schweres, undankbares Geschäft, fast so schwierig und entsagungsvoll, wie die Geschichtschreibung über ein Land, in welchem sämmtliche Archive zerstört sind. An einem und demselben Orte oder in einem räumlich beschränkten Gebiete lassen sich über das Beobachtete keine abschliessenden, befriedigenden Aufschlüsse gewinnen. Man kann daselbst nur einzelne Werkstücke bearbeiten. Erst was an mehreren Orten in ähnlicher Weise beobachtet, gesammelt und entsprechend geschildert ist, mag, zusammengesetzt, verglichen, überhaupt miteinander in Beziehung gebracht, Anhaltspunkte für Typengeschichtliches verschaffen. Dass man sich hiebei auch nicht auf eine wirkliche oder vermeintliche „nationale Typen-Insel" beschränken dürfe, habe ich wiederholt angedeutet. Die Hauptsachen im sogenannten „oberdeutschen Typus", welcher vermöge seiner geographischen Verbreitung und seiner Grundform „mitteleuropäischer Flurhallen-Typus" genannt werden kann, lassen sich in engen Grenzen nicht studiren. Für manche Typen der Ostalpen sind erklärende Erscheinungen jenseits der italienischen Staats- und Sprachgrenze u. dgl. zu finden.

Aus diesem Grunde scheint mir das so warm zu begrüssende Werk der Ingenieur- und Architekten-Vereine Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz, welche bekanntlich die noch vorhandenen volksthümlichen Haustypen gemeinschaftlich sammeln und herausgeben wollen, nicht auf einer ganz richtigen Grundlage zu stehen. Das „deutsche Haus" soll erforscht werden. Nur Vereine innerhalb der deutschen Sprachgrenze Oesterreichs sind eingeladen worden. Hiedurch ist das zu erreichende Endergebniss der Hausforschung, nämlich die verlässliche Kenntniss des ethnographischen Charakters der Typen (wenn denselben überhaupt ein solcher innewohnt), als Voraussetzung der ganzen Forschung vorweggenommen worden. Wozu noch forschen, wenn man diese Dinge bereits kennt? Man kennt sie aber nicht. Man behauptet sie nur. Sprachgrenzen und Typengrenzen decken sich nicht. Es ist blos das Aeusserliche der Häuser, das Eigenthümliche der — sozusagen Physignomie, welches mit der Sprache der Bewohner in Beziehung zu stehen scheint. Die bestimmenden Elemente der Typen, die Hauptsachen, kehren sich wenig an die Nationalität der Bewohner. Gerade bezüglich der Typensammlung in Oesterreich-Ungarn kann die freiwillige Beschränkung auf jene Landestheile, wo man derzeit deutsch spricht, kein vollständiges, kein verständliches Bild geben. Es kann nur Stückwerk zu Tage gefördert werden. Es schiene mir besser, ja das einzig Richtige, wenn an die Stelle der „deutschen" Hausforschung eine internationale, d. h. eine Forschung ohne nationale Nebengedanken träte und wenn aus lediglich arbeitstechnischen Gründen die Untertheilung des grossen europäischen Arbeitsfeldes nach den Landes- und

Reichsgrenzen stattfände, weil doch einmal getheilt werden muss.

Diese meine Ansichten mögen es erklären, dass und warum ich gerne bei meinen Hausforschungen weder die Sprachgrenzen noch auch die Monarchiegrenzen wesentlich berücksichtige. Andererseits will ich diese Arbeit als ein Beispiel eines, in weiten Räumen stückweise zusammengesuchten Forschungsstoffes vorlegen.

Bezüglich der Bedingungen der Entwicklung der Heizanlagen ist zu unterscheiden: I. Die Anlage in getrennt stehenden, von blos einer Familie oder Partei bewohnten Gebäuden. II. Die Anlage in getrennt oder in lockerem Dorfverbande stehenden, von mehreren Familien oder auch Miethparteien bewohnten Häusern (Südtirol, Oberitalien, Istrien, Küstenland u. s. w.). III. Die Heizanlagen mit besonderer Rücksicht auf die Rauchableitung in gedrängten Dorf- oder besonders in engen Stadtgassen vielstöckiger Häuser, deren jedes mehrere Wirthschaften enthält.

Feuerungsanlagen im getrennt stehenden, von einer einzigen Familie oder Partei bewohnten Hause.

Die einfachste Anlage findet natürlich im einzelligen Bau, also etwa in ganz ursprünglichen Hirten-, Fischer- oder Holzknechthütten statt. In der Mitte des Rechteckes steht ein niederer, offener Herd aus Mauerwerk oder aus Randbäumen mit Erdfüllung, mit Bock, mit Kesselreiber (Hengst, togno, und Kesselkette etc.) oder blos mit Kesselkette. Dieser Herd steht in der Mitte des engen, feuergefährlichen Raumes; dort ist er von der Innenfläche der Bedachung und auch von den Innenwänden möglichst weit entfernt. Der Funkenflug ist bei solcher Herstellung gegen alle Richtungen am wenigsten gefährlich. Der Rauch stiehlt sich aus der Hütte, wo er Oeffnungen findet: die Thüre, das Lichtloch, ein Rauchloch an der Wand, durch die Balkenfugen der Blockwand; wo der Plafond fehlt, unmittelbar in den Dachraum und von da durch Dachlucken oder die Poren des Daches in das Freie. Bei kühler Luft beginnt die nach unten mehr oder weniger scharf begrenzte Rauchschichte etwa in Kopfhöhe. Das oben auf dem Stellbrett liegende Salz wird gebräunt; sonst ist diese Rauchschicht gewöhnlich nicht sehr lästig, besonders wenn man liegt oder gebeugt sitzt. Nur bei stärker durchwärmter Luft sinkt sie herab und belästigt die Augen. Viel zwingender Anstoss zur Verfeinerung dieser Anlage ist nicht gegeben. Sie entpricht dem sonstigen geringen Maasse von Behaglichkeit und Bequemlichkeit solcher Behausungen. Sie mag in gewissen Gegenden Jahrtausende bestanden haben: noch heute besteht sie in den meisten einzelligen, blos im Sommer benützen Gebäuden.

Wo über der Zelle eine Balken- oder Bohlendecke gelegt und diese für Vorräthe oder gar für eine Schlafstelle im Heu benützt wird, ist die Sache verwickelter. Es kann dies zur Untertheilung des Bodenraumes führen, so dass oberhalb des Theiles, wo der Herd steht, keine Decke sich befindet und der Rauch neben der abgetheilten Bodenkammer zu den Rauchlöchern des Daches qualmt. Solches habe ich in Obersteiermark, westlich von Wildalpen, bei Palfau („Ausland“ 1892) beobachtet.

In der Hütte mit Oberboden kann die Herdstelle nach Bedarf wandern. Der Hauptgrund ihrer Mittellage ist hinfällig geworden. Man rückt den Herd denn auch aus dem Wege: in eine Ecke an eine Wand. Gleichzeitig musste man aber an einen Schutz der blos 2 m über dem Feuer des Herdes befindlichen Decke gegen Funkenflug denken. Es entstand der „Kogel“, „Feuerhut“, die „Kotte“ oder „Kuttel“ u. dgl. In Radl (Oberkärnten) habe ich diesen „Kogel“ als unregelmässiges Gebilde aus Stangen, Gerten, Strohgeflecht, mit Lehm dick überzogen, vorgefunden („Ausland“ 1890). Die durch die Nähe des Herdfeuers etwa gefährdete Holzwand hat man durch ein Mäuerchen, welches genau so gross ist, wie der gefährdete Platz, bekleiden gelernt, oder man hat den Herd nicht ganz an die Wand gerückt u. dgl. Wegen der zu meidenden Funkengefahr sind die primitiven Herde und aus Gewohnheit und Ueberlieferung auch manche neuere, verfeinerte, meistens niedriger, als dem Kochenden bequem wäre. Nur für die Polentawirthschaft und für das Viehfutterkochen hat der niedere Herd den Vortheil, dass der Kessel, welcher ziemlich umfangreich und schwer ist, beim An- und Abhängen nicht oder nur wenig gehoben werden muss. Aus dem einen oder anderen Grunde gibt es in den oberitalienischen Alpenthälern zahlreiche Feuerstellen ohne Herderhöhung auf dem gepflasterten Fussboden der Küche.

Bezüglich der Herdeinrichtung weise ich auf die Darstellungen Meringer's und Eigl's hin. Ich habe

einen von mir beobachteten „Feuerbock“ aus Stein hinzuzufügen.

Fig. 119 zeigt eine solche „pietra focolare“ (Herdstein) aus einer Küche in S. Giorgio (Resiathal); dieses Thal kommt von Osten, aus der Caningruppe, und mündet nach etwa viermeiligem Verlaufe in das bekannte Thal (Canale di ferro), welches von der Fella durchströmt und von der Udine-Pontebba-Tarvis-Bahn durchzogen wird. Die Bewohner des Thales sind Slovenen, also mit jenen des Isonzothales, der Gegend bei Civitale, östlich von Udine, und des österreichischen Littorale, wenigstens dem Landvolke, gleichen Stammes. Das Haus, in welchem dieser Herdstein gebraucht wird, ist keineswegs primitiv; die Bevölkerung des ganzen Thales ist es noch weniger. Die Männer wandern und handeln mit Südfrüchten, arbeiten als Schleifer, Glaser, Hadernsammler und seit 10 Jahren häufig als Maurer und Steinmetze in Deutschland, Oesterreich und Ungarn; sie haben unter Anderem vor etwa 15 Jahren den Sparherd aus Oesterreich eingeführt und bereiten mit ihrem Hausbau, welcher nichts Charakteristisches, besonders nichts „Slavisches“ an sich hat, dem Hausforscher, besonders dem auf „nationale Typen“ erpichten, eine arge Enttäuschung. Sie sprechen italienisch, slovenisch, viele auch etwas deutsch und sind weltläufige, kosmopolitische Leute von jenem gewandten und anständigen Benehmen, welches ja im Allgemeinen das Landvolk der oberitalienischen Alpengegenden in so hohem Maasse auszeichnet. Ein so prähistorisches, hier allgemein übliches Ding, wie diesen Herdstein, hätte man gerade hier, in diesen durchaus vermauerten Wohnhäusern, nicht zu finden erwartet.

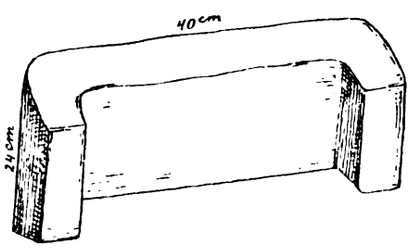


Fig. 119. Steinerner Feuerbock; S. Giorgio (Resiathal), Prov. Udine.

Dass der Herdstein älter sein muss als der eiserne Feuerbock, ist zweifellos. Der Hirte, wenn er im Freien sein Feuerchen anzünden will, legt ein paar Steine so, dass unterhalb des angelehnten Holzes ein Hohlraum und dadurch Luftzug entsteht. Ein flachgelegtes Holzstück würde sich nicht entzünden lassen. Dabei berücksichtigt er auch die Windrichtung. Was nun noch heutzutage der Hirte im Freien macht, wird wohl auch in allen primitiven Behausungen nicht anders gemacht worden sein. In S. Giorgio macht man es noch heute, gebraucht aber theilweise auch eiserne Feuerböcke. Bei dem berühmten Camine des XIV. Jahrhunderts im Florentiner Nationalmuseum (Bargello) liegt ein Herdstein, ein Prisma, welches auf der einen Seite in einen stilisirten Löwenkopf endet. Steinerne Feuerböcke sind also damals auch in herrschaftlichen Wohnungen gebraucht worden. Wo Stein fehlt, wie in den Tiefebenen Ungarns, und wo Bruchsteine fehlen, wie in den Schottergegenden des Pogebietes, wie z. B. südlich der Etsch, südwestlich von Verona, bei Bussolengo u. dgl., mag die Kochgrube entstanden sein. Auch sie ist noch vielfach gebräuchlich, z. B. als Feldkochgrube in den Armeen.

Sogenannte „Rauchhäuser“ (abgesehen von den Sennhütten einfachster Form), wo der Rauch ohne jede künstliche Vorrichtung abgeht, sind in vielen Gegenden selten geworden. In Süddeutschland mögen sie verschwunden sein. In Thüringen, im Frankenwalde, Fichtelgebirge habe ich keine gefunden. Unterösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien haben keine Rauchhäuser. In Oberösterreich, Deutschtirol, Vorarlberg, Graubündten habe ich keine gefunden. Die später zu erwähnenden oberösterreichischen und salzburgischen, ansehnlichen Bauernhäuser, in welchen der Rauch in den Bodenraum absichtlich geleitet wird, gehören nicht hieher.

Die primitiven, hüttenartigen Wohngebäude haben ein grosses Interesse, weil zwischen der an ihnen sich äussernden Lebensweise der Bewohner und jener der Städter, ja auch jener z. B. der österreichisch-ungarischen Bauern ein Unterschied zu Tage tritt, welcher einem Entwicklungsintervalle von 1000 Jahren, ja vielleicht von Jahrtausenden entspricht. Eine solche Hütte ruft einen sozusagen prähistorischen Eindruck hervor und in der That erklärt sich so manches an den weiterentwickelten Gebäuden, wenn man bedenkt, dass die Vorfahren aller Gehöftebewohner einstens Hüttenbewohner gewesen sind und dass das Grosse, Ausgebildete, Behäbige sich überall aus dem Kleinen, Nothdürftigen, Thiernestartigen entwickelt hat [1]).

[1]) Ich beziehe mich auf die Bilder noch des XVII. Jahrhunderts von Wohnhäusern, welche besonders in Gemälden (Landschaftsbildern) der holländischen Schule, wenn auch

Die noch bestehenden Primitivbauten wären also Ueberbleibsel von Urformen. Dieses Interesses halber will ich einige Hütten, sowohl solche, die als Sennhütten nur im Sommer, als auch andere, die das ganze Jahr dienen, darstellen. Ich habe dieselben auf meinen letzten Wanderungen notirt. Nur zwei derselben sind schon einmal publicirt. Da sie eigentlich stillos sind, keinen besonderen Typus darstellen, vielleicht weil ihre Form aus einer Zeit stammt, in welcher eine Differenzirung der Bauform noch nicht stattgefunden hat, weiss ich sie an keiner besseren Stelle einzufügen, als in einer Abhandlung über die Heizanlagen. In ihnen allen ist der Kochherd der wichtigste Gegenstand. Bei jenen, welche blos im Sommer gebraucht werden, fehlt natürlich jede Vorrichtung zur Erwärmung irgend eines Raumes.

Fig. 120 bringt die Ansicht, Fig. 121 den Grundriss einer Sennhütte (Malga, Melkerei, Käserei) der lessinischen Alpen. Ich habe ein ungenügendes Bild einer solchen im „Globus" 1894 veröffentlicht und biete hier ein seither beschafftes besseres. Solche Holz- und Strohhütten standen vor Kurzem in grosser Zahl auf jenem merkwürdigen Tafellande, welches mit einem überaus grossartigen Absturze, mit einer wie von Riesenquadern aufgethürmten Mauer gegen die Etschfurche bei Ala abstürzt, welches dagegen wie ein sanft geneigtes Pult gegen die Etschlinie zwischen Parona und Caldiero abdacht. Die Valle fredda nimmt auf jenem Höhensaume ihren Ursprung. Wahrscheinlich ist heute schon die letzte dieser alterthümlichen Hütten verschwunden. Die meisten waren 1890 schon in Steinbauten desselben Grundrisses, aber ganz verschiedenen Ansehens, verwandelt. Diese sind a. a. Orte abgebildet.

Da die Lessinischen Alpen in Thaleinschnitten und auch auf den sanft südwärts verlaufenden Rücken die „cimbrischen" (längst als bajuvarisch nachgewiesenen) „Tredici Communi" bergen, so sind sie, abgesehen von den hohen Naturschönheiten, von der Fernsicht auf Monte Baldo und Gardasee, auch volkskundlich merkwürdig. Wir haben da eine Gegend, welche auch einer solchen Hütte ein gewisses Interesse verleiht; einer Hütte, welche von den tirolischen Colonisten im XII. und XIII. Jahrhundert auf die rauhen Südstufen der Alpen bei Giazza, Campo Fontana, Bolka Burga, Vezena, Lavarone, Luserna u. s. w. mitgebracht worden sein mag. Die Leute, welche auch weiter ostwärts Asiago, Foza, Roana, Enego, Giacomo di Lusiana zuerst mit Sommerställen und dann mit ständigen Wohnsitzen erfüllt haben, haben sichtlich und theilweise nachweisbar ihr deutsches Blut, aber nur zum kleinsten Theile ihre Nationalität, ihre Sprache bewahrt. In den Tredici Communi spricht man nur mehr in wenigen Weilern bei Giazza einen stark verdorbenen bajuvarischen Dialect. Darum wohl habe ich auch keine deutschen volksthümlichen Benennungen der Raumbestandtheile dieser Malgahütte dort erfragen können. Der Italiener hat wenig volksthümlichen Sinn. Besonders dem Fremden gegenüber prunkt er mit grammatikalischem Schriftitalienisch, soweit er dessen mächtig ist. Nur wenn man ihm begreiflich macht, dass man alte, bäuerische Ausdrücke sammeln möchte, besinnt er sich zuweilen, nennt sie lächelnd, oft falsch, und schämt sich. Die Ober- und Mittelitaliener sind in 30 Jahren an Tracht, Sitten, Lebensführung und Sprechweise in unglaublicher Weise modern geworden.

Im Herdraum (Fig. 121) wird Käse gekocht und dort schlafen auch die Leute. Jenseits des Corridors ist der Raum, wo die Käsekuchen auf Brettstellen trocknen. In der Mitte desselben steht der Arbeits-

undeutlich, enthalten sind; dann auf einzelne Bilder der venezianischen Schule des XV. und XVI. Jahrhunderts. Die öfters erwähnte Thatsache, dass in früheren Jahrhunderten, z. B. einmal im XIV. Jahrhunderte in Böhmen, im Beginne des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich u. s. w., ein erschreckend grosser Theil des Landvolkes der ungewöhnlichen Winterkälte zum Opfer fiel, lässt die elende ehemalige Wohnweise erkennen. Heutzutage ist die menschliche Wohnung bei uns fast durchwegs genügend. Im deutschen Alpengebiete ist sie vortrefflich: selbst die ärmlichste Behausung in ganz Mitteleuropa gewährt, wenn auch nicht Comfort im Sinne verwöhnter Städter, so ausgiebigen Schutz vor Kälte, Sturm und Niederschlag, dass man heute von einer sehr hohen Entwicklung des Wohnhauses und der Wirthschaftsräume in ganz Mitteleuropa reden muss. Dass man hie und da in ganzen Gegenden schlecht gehaltene, unreinliche Häuser findet, ändert an diesem anthropologischen, erfreulichen Fortschritte nichts. Das liegt nicht am Haustypus, sondern an den Hausbewohnern. Schlechte Wohnverhältnisse findet man fast nur in den Grossstädten (Arbeiter-Massenquartiere) und in den überfüllten Judenquartieren auch kleinerer polnischer Orte, wo also, ähnlich wie in gewissen Theilen Oberitaliens, durch Uebervölkerung eine gewisse Rückbildung der Wohnweise eingetreten ist. Gegenden, welchen der Unkundige den Mangel jeder materiellen Cultur zuschreiben möchte, wie die Slovakei, die nordöstlichen Karpathen-Ausläufer der Bukowina, also das Gebiet der Huzulen und Ruthenen, besonders aber das Land der Siebenbürger Szekler, haben alle sehr gute, letztere sehr schöne ländliche Behausungen. Die ansehnlichsten, schönsten, trautesten, typischen Bauernhäuser — vielleicht der Welt —, Meisterstücke der Holzbaukunst und äusserst nett gehalten, stehen, durchaus nicht vereinzelt, zwischen Wörgl, Kitzbühel, St. Johann in Tirol und Saalfelden.

tisch. Unter dem überdachten Vorraume wird bei schlechtem Wetter gemolken, die gemolkene Milch beim Fenster hineingereicht. Die Einzelheiten dieser Bergwirthschaften, welche alljährlich vom 15. Mai bis 15. October betrieben werden, vergl. „Globus", Bd. LXV, Nr. 9, 1894. — Leider habe ich nicht notirt, ob und inwieweit der Hüttenraum mit Plafond versehen ist. Ich vermuthe, dass Raum II und III die innere Dachfläche über sich haben, dass aber Raum I oben mit einem Plafond abgeschlossen ist. haus steht auf einem etwa 1·3 m hohen Sockel aus sehr rohem, trockenem Mauerwerk. Das Vieh nächtigt im Freien.

Fig. 120 zeigt bei den Firstenden aufwärtsstehende Strohbüschel. Man hat sie mir „Schopp" genannt. In Asiago hiessen ähnliche pinselförmige Büschel „Schopf". Das Halbwalmdach, auch wo es jetzt mit Schindeln gedeckt ist, heisst in den Ostalpen „Schopfdach", der Halbwalm bei den Kärntner Slovenen „Tschoff". Ich werde an passender Stelle

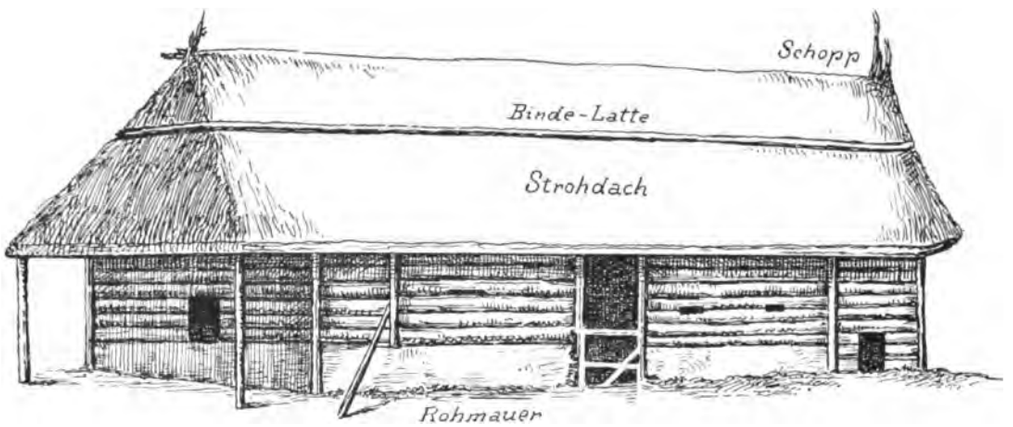


Fig. 120. Malga (Käserei) Pedochio, Lessinische Alpen.

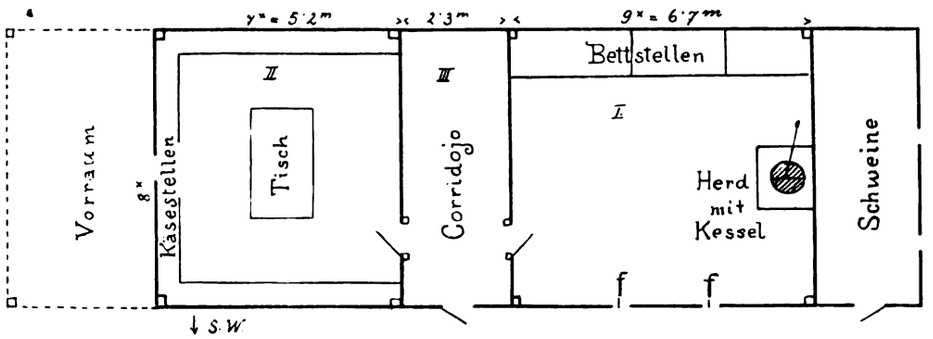


Fig. 121. Grundriss der Malga Pedochio.

Die beiden Fensterchen *ff* deuten darauf hin. Sie dienen wohl hauptsächlich dem Rauchabzuge und wären überflüssig, wenn blos das ohnehin sehr poröse Dach unmittelbar über dem Gemache sich befände. Auch scheint oberhalb I das Magazin der fertigen Waare zu sein. — Die Wände bestehen aus klaffendem Pfostenwerk von liederlicher, verwildeter Technik. Ueberall dringt gedämpftes, aber genügendes Licht in alle drei Hüttentheile. Ein sehr lebhafter Luftzug trocknet die Käselaibe und belästigt die sichtlich kerngesunden Casaji nicht im Geringsten. Das Holzden Zusammenhang dieser auffälligen Uebereinstimmung aufklären.

Fig. 122 zeigt den Grundriss einer Sennhütte auf dem Sattel des Rollepasses (Verbindung aus dem Fleimserthale über Paneveggio, am Fusse des Cimon della Pala vorüber nach S. Martino di Castrozza). Die Raumtheilung entspricht fast ganz jener der „Cimbernhütte", nur ist ein Käsemagazin (Casell' di fromaggio) zwischen Schweinestall und Herdraum eingefügt. Den Durchgang hat man mir deutlich „Toroscello" genannt. Dies Wort gibt allerdings im

Italienischen keinen Sinn. Vielleicht ist's ein Fremdwort und stammt vom bajuvarischen Dialectworte „Thürl“ oder „Thorl“ (kleines Thor) ab. Auffallend ist die Uebereinstimmung der Anreihung der Gemächer mit Fig. 120, 121. Es wäre zu untersuchen, ob die Rollehütte eine vereinzelte oder ob sie eine typische Form und wo sie sonst noch in der Nachbarschaft zu finden sei.

Fig. 123 zeigt die Ansicht einer benachbarten, etwas abweichenden Sennerei. Bei diesen Hütten sorgen Fugen und Löcher an den Wänden und Dachflächen für den Rauchabzug. Meine Zeichnung gibt nur einen unvollkommenen Begriff von dem liederlich-lockeren Gefüge des überall klaffenden Blockbaues und des zusammengewürfelten Legschindeldaches, welches nur vermöge seiner Schwersteine den bei so hoher Lage häufigen und heftigen Stürmen widerstehen kann.

Das steile Strohdach der Lessinerhütte (Fig. 120 und 121) entspricht dem Gebrauche in den Dreizehngemeinden. Dort, wie in den Setti Communi, ist oder war das Strohdach einmal alleinherrschend. Jedes Strohdach ist steil. Später ist man bei steilen Dächern verblieben, auch als man mit Brettschindeln deckte. Die Rollehütte mit ihrem Flachdache dagegen folgt der Bausitte der dortigen Gegend.

Fig. 124 und 125 zeigen Bild und Grundriss der „cimbrischen“ Doppel-Sennhütte des Asiago-Plateaus. Bezüglich der Einzelheiten der Einrichtung und der Wirthschaft vgl. „Globus“, Bd. LXV, Nr. 9, 1894. Auch hier füge ich ein besser charakterisirendes Bild neu ein. — Der Rauch entweicht aus dem „Wör-Hause“ (Feuer-Haus, dialectische Form), wo man Käse kocht und das Essen bereitet, ohne Hinderniss nach oben und seitwärts. Der Herd ist rund und nicht viel grösser als der Kessel. Blos die Räume *a* und *b* haben Bodendecken. Oberhalb *a* ist die Schlafstelle des Käsewächters. Die anderen vier Räume haben den Dachraum ohne Boden unmittelbar über sich. Von dieser Doppelhütte gibt es in der Gegend von S. Giacomo di Lusiana (Abdachung des Plateaus gegen die Linie Tiene—Bassano) gemauerte Nachbildungen.

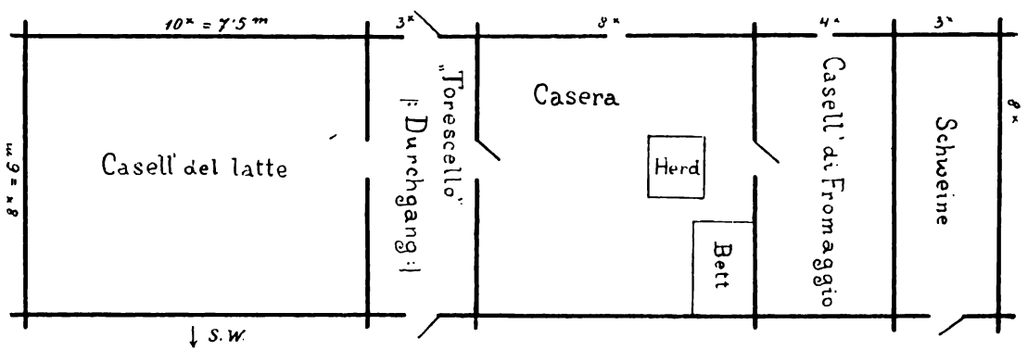


Fig. 122. Sennhütte, Rollepass.

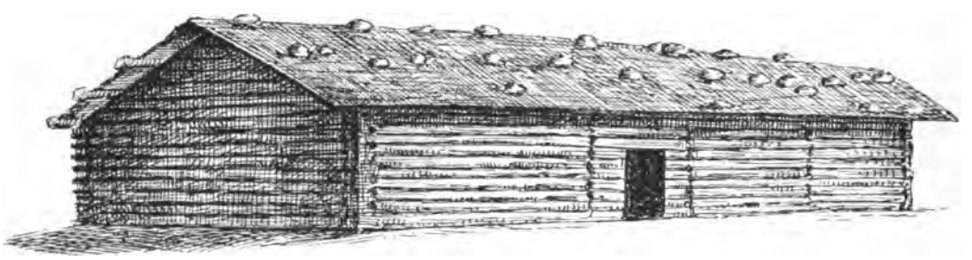


Fig. 123. Sennhütte, Rollepass.

Fig. 126 und 127 stellen die grosse Alm (Malga) Collinetta, Comm. di Baruzza, Prov. di Udine, unmittelbar südlich vom Pleckenpasse, der von Mauthen im Gailthale nach Oberitalien führt, dar. Aehnliches steht auch auf der österreichischen Seite. Umgebildetes, aber typisch wohl Verwandtes zwischen Misurinasee und Trecrocipass.

Die Ansiedlung besteht aus der „Casa principale“ (Wohnhaus mit Käserei und Magazin), dann

den „Coperti“ für das Vieh. Aehnliche Vorrichtungen — Flugdächer, an einer gegen Norden abschliessenden Wand einseitig, unter dem Schutze dieser auch zweireihig — sind auch in den Almen der Gegend nördlich von Asiago üblich und heissen dort „Schermendach“. Nach Schmeller nennt man auch im oberbaierischen Gebirge gewisse Almhütten für Galtvieh „Scherm“. Die Malga wird vom „Capo di monte“, einem Bestellten des Eigenthümers, verwaltet; drei bis vier Männer stehen unter seinen Befehlen. Man treibt am 20. Juni zu Berge, am 7. September zu Thal; 1895 weideten 108 Rinder daselbst. Ein Theil der letzteren war gemiethet.

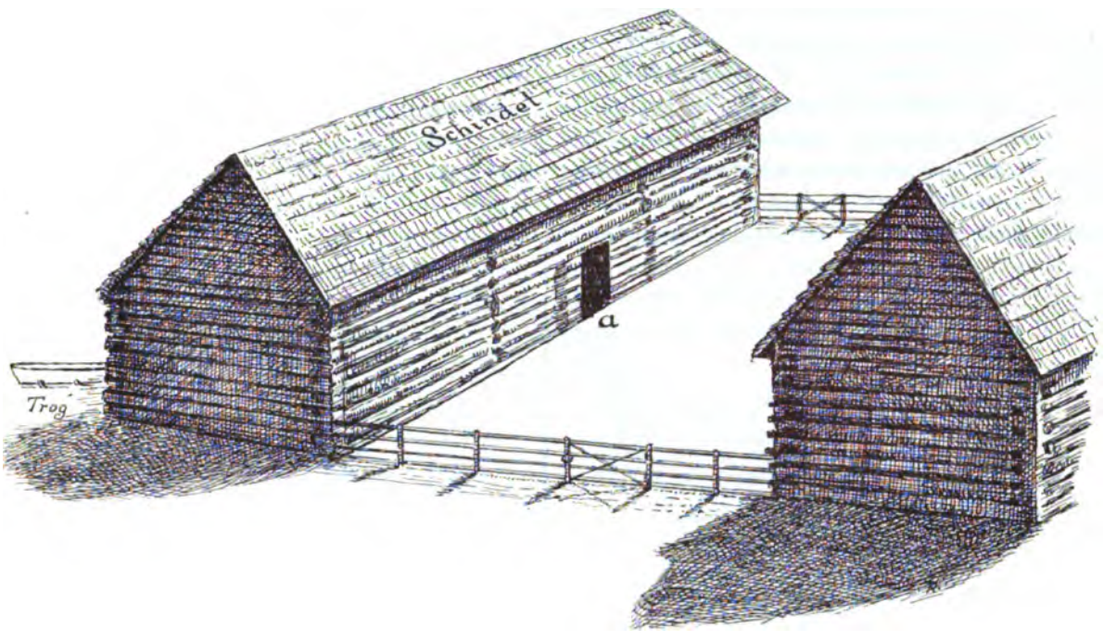


Fig. 124. Malga (Sennhütte) der Sieben-Gemeinden.

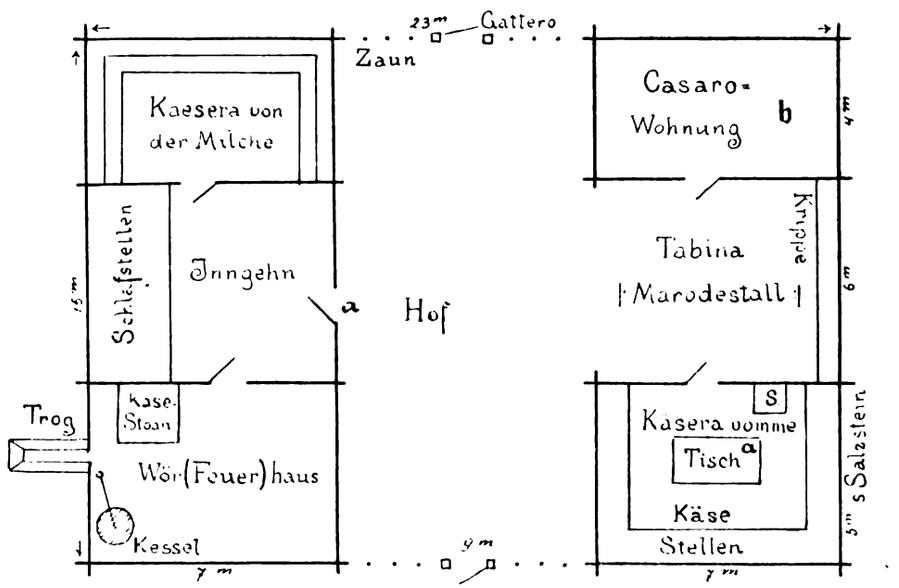


Fig. 125. Grundriss der Sennhütte der Sieben-Gemeinden.

Der Küchenraum hat das Dach ohne Dachboden über sich. Der Rauch des Herdfeuers, welches auf ebenem Boden brennt und über welchem der Käse-

kessel hängt und an einem Reiber oder Hengst („Mussa“) gedreht werden kann, entweicht bei den Maueröffnungen und durch das Dach, am First. Die unrein gehaltenen Schlafstellen sind, mit einer Bretterwand vom Küchenraum abgetrennt, durch Thüren zugänglich. Die Hausthüre ist gegen Rind und Schwein mittelst Halbgatter verwahrt. Es ist üblich, bei jeder Malga ein Kreuz aufzustellen (Fig. 126). Die Sennerleute machen durch Kleidung, lärmendes Betragen, vernachlässigte Körperpflege einen üblen Eindruck, sind aber dabei gutmüthige, genügsame, brave Leute. Einige gestanden ihre furlanische (Friauler-) Herkunft ein; die Anderen erklärten sich als Carnier, d. i. ein keltischer Volksstamm, dessen letzte

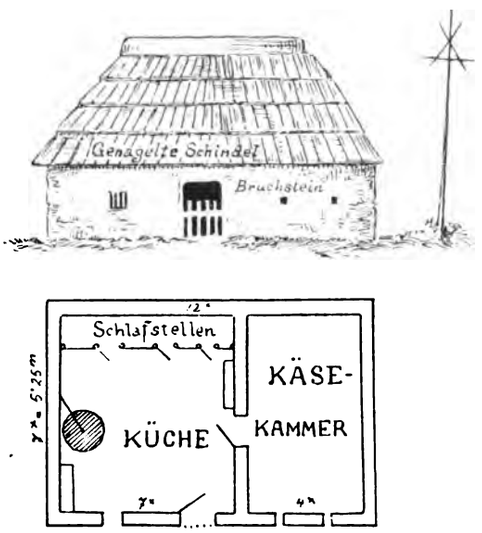


Fig. 126. Malga Colinetta beim Pleckenpasse, ital. Seite. 108 Rinder. A. Casa principale.

Reste zur Zeit der Völkerwanderung verschwunden sind. Diese Angabe ist jedoch nicht volksthümlich, sondern officiellen Ursprungs.

Es gibt noch schlechtere Hütten im Alpengebiete als die geschilderten, und zwar in Rangsstufen von der Steinhütte des Ziegenhirten bis zum Sommerstalle oder Maiensass. Ich habe deren einige abgebildet und beschrieben. Schaffler-Alp, Kärnten, „Ausland“ 1890, S. 470; Schafstall, Wurzenpass, Ebd. 1890, S. 478, Ziegenstall, Misoccothal, am Bernardinopass, ebd. 1891, S. 649; Bergstall bei Edolo, ebd. 1893, S. 716; Clischüra (Almhüttenstall), östlich vom Apricapasse, Strasse aus dem Veltlin nach Edolo, ebd., S. 717; Obere Valle di Rendena, ebd., S. 734; Maso (Bergstall), Vall' Ampola, Strasse von Giudicarien über Storo an den Gardasee, ebd., S. 745; Casoni, oberitalienische Strohhütten, Gegend von Padua, „Globus“, Bd. LXV, Nr. 9; Rauchhütte bei Bischoflak, Krain, ebd., Nr. 22.

Die italienische Strohhütte ist von L. H. Fischer in der „Ztschr. f. bildende Kunst“, Neue Folge VII, Heft 5, dargestellt worden. Dieser sehr dankenswerthe Aufsatz schildert die Hütten der Lagunen von Grado, der venezianischen Tiefebene, der Campagna di Roma. Er bringt auch Darstellungen ehemaliger Hütten aus einer Topographie von Venedig des XVI. Jahrhunderts (Bibl. Marciana) und aus Bildern älterer Meister. Ich empfehle die noch be-

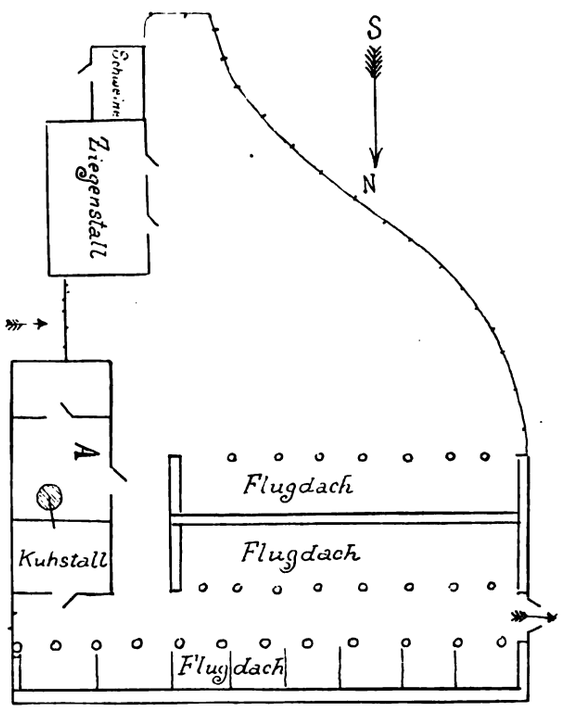


Fig. 127. Casa principale (Wohnhaus).

stehenden merkwürdigen Ueberbleibsel einer sehr alten Epoche den technischen Hausforschern.

Fig. 128 stellt einen „Fenile“ oder „Tabiá“ (Heustall) mit angehängtem Wohnraume der Alpe federa vecchia an der Strasse vom Misurinasee nach Auronzo dar. Fig. 128 enthält auch noch die flüchtige Skizze einer Variante von Tornede, östlich Casa S. Marco an derselben Strasse: Fig. 129 zeigt den Grundriss der ersteren. An den gemauerten, geräumigen Stall (14 Schritte lang, 9 Schritte breit) schliesst sich ein Blockwürfel mit dem eigentlichen Wohnraume (Herd und Schlafstellen); die Leute nannten ihn „cucina“, Küche. Nebenan ist eine Art Vorhaus, „Loda“, an „Losa“ anklingend ausgesprochen,

von einem Landeskundigen als „Loggia“, Vorhalle, oder auch allgemein „Aufenthalt“, „Wohnraum“ gedeutet. Aus dieser „Loda“ führt eine Leitertreppe in den Heuboden, welcher aus rohem, klaffendem Blockbau, aus Rundbalken mit starken Zugluftfugen erbaut ist. Der Heuboden ist durch eine Mittelwand getheilt. Stall und Cucina haben einen Plafond, d. h. eine rohe Balkendecke. Die Fensterchen der letzteren sind in zwei aufeinanderfolgenden Balken je zur halben Dicke eingeschnitten, wie ich dies auch in Oberkrain beobachtet und als Bildungsgesetz der ist Wohntheil und Stall gemauert. Es gibt ein Gemach im Obergeschosse.

Fig. 131 stellt eine Sennerei im Douronthale dar, d. i. auf dem Abstiege von der Seiseralm gegen Campitello. Hier ist ein nachträglich angebauter Stall aus Blockbau und über den alten, gemauerten Stall ist ein Blockwürfel als Wohnraum aufgesetzt.

Fig. 132: Aeltere oder wenigstens primitivere Form solcher Sommerställe, westlich von Tornede, Strasse Misurinasee—Auronzo. Eine besondere Menschenwohnung fehlt. Die Leute schlafen im Stall. Hie und

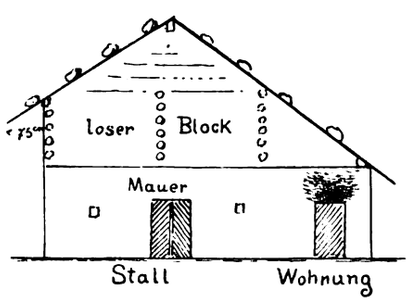


Fig. 128. Alpe Federa vecchia, Weg vom Misurinasee nach Auronzo. Fenile (Heustall) oder Tabiá; und Nariante von Tornede, östlich von S. Marco.

Fenster im primitiven Blockbau bezeichnet habe. Oberhalb der „Loda“ sieht man die innere Dachfläche. Der Herdrauch fliesst bei den Fensterchen ab, welche nicht verglast sind. Das Legschindeldach trägt Schwersteine. Dieser Fenile dient jährlich nur einen Monat. Die zwei Sennerinnen sassen bei meinem Besuche, mit Handarbeit beschäftigt, in der Loda und unterhielten sich mit einer besuchenden Frau aus Auronzo. Die Loda erhält Licht durch die offene Hausthüre.

Fig. 130 bringt eine sehr ähnliche „Tabiá“ aus Bellarmonte, östlich von Predazzo, Fleimserthal. Hier da ist ein Hüttchen in der Nähe oder ein solches ist an den Fenile angebaut.

Die kleine Skizze einer Alpenstallscheuer einfachster Art auf Fig. 132 zeigt einen Typus, welchen das Bedürfniss und die Oertlichkeit in verschiedenen Gegenden, wahrscheinlich unabhängig, entstehen liessen. Auf der Bergseite führt ein „Brückl“ oder eine Rampe in den oberen Heuraum, auf der Thalseite eine Thüre in den darunter befindlichen Stall. Diese Bauart der Bergställe mag allmälig zu der typischen Anordnung des Einheitshauses an Thalhängen geführt haben, wo man ja ebenfalls unter-

halb in die Ställe gelangt und das Futter oberhalb derselben vom oberen Hange aus unmittelbar in den Boden einführt. Der Sinn für Gewohntes und Ueberliefertes liess diese Form und Methode auch an

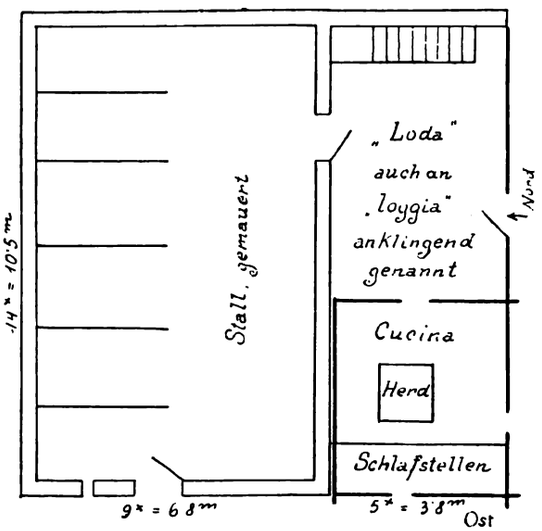


Fig. 129. Federa vecchia. Grundriss des Fenile.

manchen Orten weiterbestehen, wo ähnliche bestimmende Verhältnisse nicht stattfinden. Die von mir „Ausland" 1891, S. 647, dargestellte Bonaduzer Stallscheuer (Gegend zwischen Cur und Thusis, Graubündten) hat eine mächtige Holzrampe, welche vom ebenen Boden in den Scheuerraum, oberhalb der Ställe, hinanführt. Aehnliches wiederholt sich im Ober-Innthale gegen Mals zu und in den kleinen Stallscheuern bei Bischoflak (Krain). „Globus", Bd. LXV, Nr. 22.

Die bis nun geschilderten Hütten liegen alle in grosser Meereshöhe. Alle sind im Sommer benützt, im Winter eingeschneit. Dagegen enthält das Isonzothal zwischen Flitsch und Tolmein, dann das Küstenland, besonders aber enthalten die östlichen Gebirge Istriens Behausungen, welche, dauernd bewohnt, erwärmbar, aber von ganz elendem Ansehen sind. Sie haben einer starken Winterkälte, theilweise der furchtbaren Bora zu widerstehen. Diese ganz eigenthümliche Hausgattung — ich habe Aehnliches nur in dem

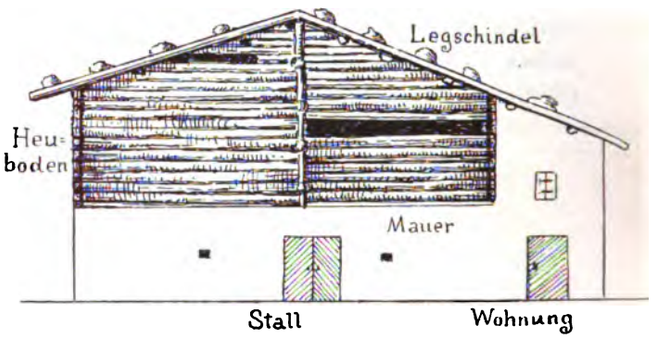


Fig. 130. Tabiá in Bellarmonte, östlich Predazzo.

bezeichneten Gebiete, dann auf den istrischen Inseln gefunden — ist im Aussterben begriffen. Neben und zwischen diesen Zeugen einer alten, traurigen Wohnart entstehen verbesserte „italienische" Gebäude in grosser Zahl: gemauert, dauerhaft, billig, unschön, charakterlos. Ich will einige der alten Rauchhäuser darstellen. Da ich 1895 meine Wanderung in Istrien

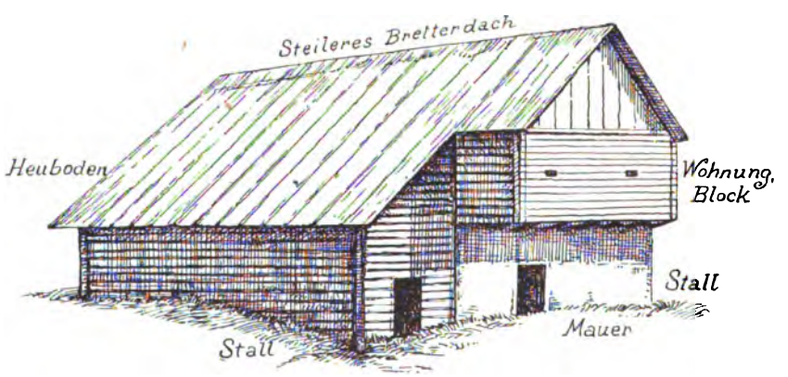
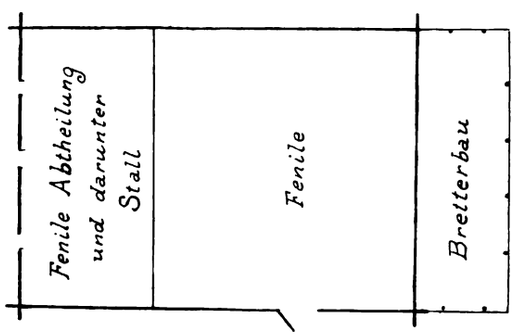


Fig. 131. Sommerstall im Douronthale, NW. von Campitello

unterbrechen musste, so bleibe ich die Darstellung und Schilderung der berüchtigten Čičenhütten einstweilen schuldig [1]).

[1]) Von dem rührigen Museum Sarajevos haben wir die baldigsten Mittheilungen über bosnisch-herzegovzische Wohnarten zu erwarten. Dort wird allerlei sehr Merkwürdiges zum Vorschein kommen. Auch die dalmatinischen Morlakkenhütten seien den Freunden der Volkskunde wärmstens empfohlen.

Bei Gabrje, nördlich Tolmein, Isonzothal, steht ein Kleinbauernhaus, welches Fig. 133 darstellt. Der Rauch entweicht bei Thür und Fenstern des Küchenraumes. Vom Herde aus wird der Stubenofen geheizt. Oberhalb der Wohnräume ist eine abschliessende Decke. Die Verwahrung des Giebels gegen Schlagregen ist



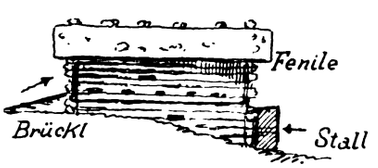
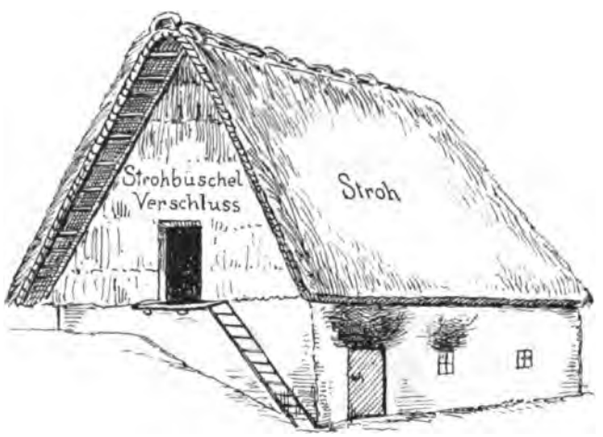


Fig. 132. Stallscheune; Tornede und kleine Stallscheune einfachster Form.

bemerkenswerth. Der First ist nämlich verlängert und der Dachsaum ragt gegen oben hervor. Sehr seltsam aber, und meines Wissens nur in dieser Gegend üblich, ist der Schluss des Giebels, der Giebelwand, nicht etwa mit Brettern oder einem Luft durchlassenden Lattenzaun u. dgl., sondern durch Reihen dicht gehängter Strohbüschel, wie dies Fig. 134 darstellt. Es betrifft ein Wohnhäuschen in Ladra, nördlich Tolmein. Solche und ähnliche Haustheile — z. B. die sorgfältig umflochtenen Dachrandbalken, eigentlich Dachrandstangen — haben in mir den Eindruck jener Geschicklichkeit hervorgerufen, welche man an den Bauten der Naturvölker bewundert. Vor Allem sieht man ihnen an, dass sie vom Hausbesitzer selbst gemacht sind. Bezahlte Arbeit von Fachleuten ist niemals so sorgfältig und zeitraubend und kann es nicht sein.



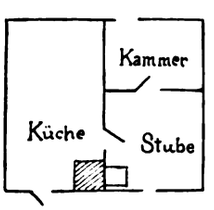
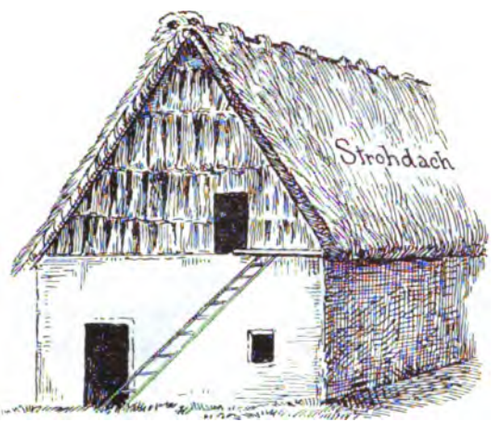


Fig. 133. Gabrje, Isonzothal.

Fig. 135 zeigt eine ehemalige Wohnung, jetzt nothdürftig hergerichtetes Wirthschaftsgebäude. Es ist ohne Zweifel das elendeste Einheitshaus Mitteleuropas gewesen, als es noch Wohnräume barg. In einem ganz niedrigen Untergeschosse ist ein Stall, dessen Thüre unter der Stufenleiter sichtbar ist. Oberhalb reihen sich aneinander: Scheuer, Herdraum, Schlafkammer. Die Küche hat nur die Thüröffnung, die Kammer blos ein Fensterchen. Der schwarze Flecken über der Thüre verräth das alte Rauchhaus. Von der kleinen Bühne, welche auf einem Schweineställchen aufruht, führt eine Leiter in den Dachboden.

Fig. 136 endlich zeigt eines jener von Slovenen bewohnten Häuschen, welche an der östlichen Küste von Istrien, auf dem Hange des Monte maggiore, oberhalb Veprinac inmitten der italianisirenden Neubauten sich erhalten haben. Eine Holzthüre führt vom abwärts steigenden Zugangswege in den Bodenraum. Die „Kuchinja" (Küche) enthält den Herd, ein Wasserfass — das Wasser muss aus einer Cisterne geholt werden —, eine Hühnersteige und ein paar Stühle. Neben der Küche ist eine mit Betten ausgefüllte Schlafkammer.



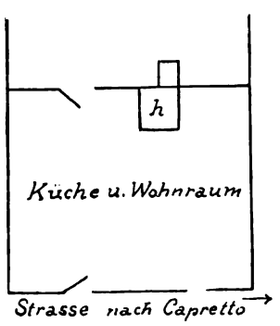
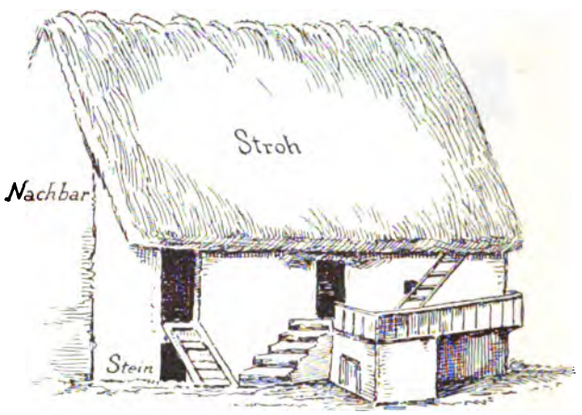


Fig. 134. Ladra, Isonzothal. Giebelöffnung mit Strohbüscheln.

Die in Fig. 133—136 dargestellten Gebäude haben ein typisches Moment gemeinsam. Der Eintrittsraum ist zugleich Küche und Hauptwohnraum. Die Nebengelasse sind blos Schlafnester. Die Verhältnisse im französischen Kleinhause vieler Gegenden sind sehr ähnlich. Auch dort ist zumeist der Kochraum der Hauptwohn- und sehr oft der Eintrittsraum. Die anderen Gemächer sind häufig durch den Backofen heizbar, aber fast immer untergeordnet, meist Schlafkammern [1]).

[1]) Diese Angaben sind einem officiellen Werke des französischen Unterrichtsministeriums entnommen. von welchem unten ausführlicher die Rede sein wird.

Dies findet im Süden Frankreichs häufiger und ausdrücklicher statt, als im Norden. Fast überall heisst dieser wichtigste Raum „la maison", so wie der Flur in den Alpen „das Haus" heisst. Mehrere 1894 und 1895 von mir beobachtete ostalpine Typen, welche ich nächstens veröffentlichen will, werden meine wiederholt ausgesprochenen Ansichten über diesen Gegenstand neuerdings erhärten, nämlich, dass der Flur im Norden der Alpen aus dem einstigen Hauptraume verkümmert sei, und zwar zu Gunsten der zu Behaglichkeit und rauchloser Er-



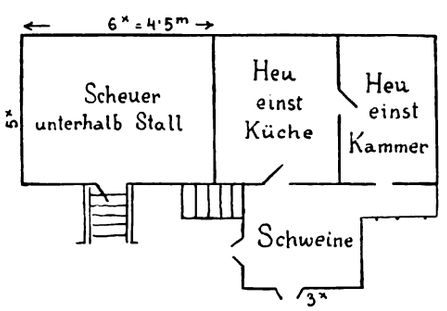


Fig. 135. Ladra, Isonzothal.

wärmung entwickelten Stube, während derselbe Hauptraum seine ursprüngliche Bedeutung im Süden der Alpen, und wie ich nun inne geworden bin, im grösseren Theile Frankreichs, bewahrt hat.

Nach dieser Rundschau auf Hütten und Rauchhäuser verschiedener Gegenden und nach den daran geknüpften, gelegentlichen Bemerkungen kehre ich wieder zur Erörterung der Heizanlagen (im engeren Sinne) zurück.

Die künstliche Rauchableitung oder ihr Mangel bestimmt gleichsam den Rang der Bauten. Für unser modernes Denken ist Rauchhaus und schlechter, in

der Entwicklung vernachlässigter Typus gleichbedeutend. Um so befremdlicher erscheinen auf den ersten Anblick jene netten, ansehnlichen Häuser wohlhabender Bauern des Salzburger Vorlandes, welche Eigl besonders im Gerichtsbezirke Thalgau, nirgends aber in den Hochgebirgsgegenden des Herzogthums Salzburg beobachtet und in seiner Schrift „Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser", S. 18 ff., Taf. VI—IX, dargestellt hat [1]). Es sind allerdings Häuser ohne Schlott. Der Rauch fliesst theilweise durch Thüre und Fenster ab; aber ich möchte sie mit den vorher geschilderten echten Rauch-

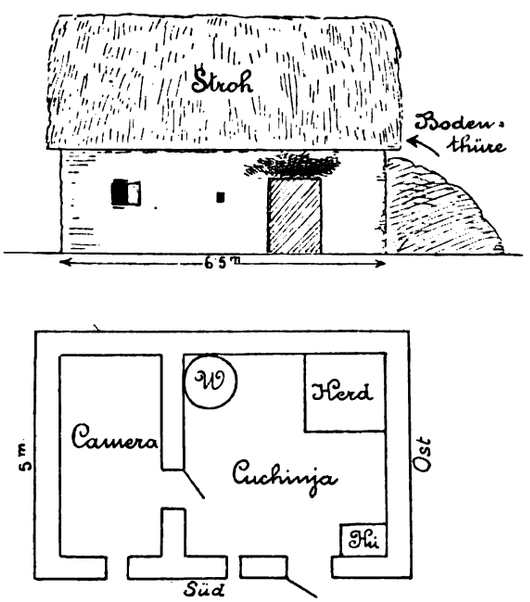


Fig. 136. Winzerhaus bei Veprinac (oberh. Abbazia).
W = Wasserfass; *Hü* = Hühnersteige.

häusern denn doch nicht vergleichen. Der grösste Theil des Rauches wird nämlich mit Vorbedacht zu bestimmten Zwecken abgeleitet, und zwar dorthin, wo man ihn braucht: erstlich zur Räucherung der an „Selchspiessen" aufgehängten Fleischstücke und dann zur Räucherung und Trocknung der im Bodenraume aufgespeicherten Feldfrüchte und Futtervorräthe. Diese Vorrichtungen weichen allmälig den Versicherungsanstalten und Bauordnungen. Sie haben Nachtheile. Sie sind nicht sehr, aber sie sind doch etwas feuergefährlich. Sie haben aber auch einigen Nutzen. Vor Allem gibt der feine Russüberzug dem Holzwerke des Daches und der Wände eine fast unbegrenzte Dauer und verhindert das Vermorschen an den beräucherten Stellen unbedingt. Mit dem Rauche wird die erwärmte und dabei völlig trockene Luft in die Vorräthe, besonders in die aneinander gestellten „Schaab" (Garben) des Getreides getrieben. Den räuchelnden, „söllernden" (Oberösterreich) oder „sojernden" (Salzburg) Geschmack des Brotes nimmt man hiebei gerne in den Kauf. Der Kornkäfer, die Maus werden vertrieben. Das Heu, welches in thaufeuchten Ländern so schwer trocken eingebracht werden kann, trocknet nach, bei verminderter Gefahr der Selbstentzündung; die Schimmelpilze, welche das Dumpfwerden des Heues bedingen, werden vertilgt; ja, die Leute behaupten sogar, das Vieh sei von festerer Gesundheit, wenn es „gesöllertes" Heu frisst. Diese wirklichen und vermeintlichen Vortheile haben den Bestand dieser Gattung uneigentlicher Rauchhäuser verursacht.

Aus dem Dachraume entfernt sich der Rauch durch die kleinen in die Giebelwände ausgeschnittenen Oeffnungen und durch die Thüre des Balcons (Söller, Hausgang, Schrott etc.). Solche eiförmige oder auch kelchförmige Rauchlöcher sind noch heute, auch wo kein Rauch mehr aus dem Bodenraume abzuleiten ist, in Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark typisch. Sie bezeugen, was ohnehin gefolgert werden müsste und von alten Leuten bezeugt wird, dass die Bauernhäuser im Allgemeinen Rauchhäuser gewesen seien.

In Obersteiermark (Ennsthal) nannte man mir für das Dachfenster den Namen „Kotenfenster", während der Feuerhut (Mantel) hie und da „Koten" oder „Kuttel" genannt wird. Es scheint also, dass das ursprüngliche Dachfenster oder sein primitiver Vorgänger vielleicht mit der Rauchbahn irgend wie in Verbindung gestanden sei.

Die von Eigl geschilderten Rauchhäuser haben alle ein bewohntes Obergeschoss. Ihr System besteht darin, dass ein Theil der Untergeschossdecke oberhalb des Herdraumes fehlt, dass also oberhalb desselben ein parallelopipedischer Raum geschaffen wird, der so gross (im Grundrisse) ist, wie der Herdraum, aber dabei doch eigentlich die Leistung des heutigen Schlottes übernimmt, den Rauch zwischen den Wohnräumen des Obergeschosses ohne Belästigung der Bewohner durchzuleiten. Dieser Raum reicht hinauf bis an die Bodendecke, umfasst also zwei Stockwerkshöhen. In der Bodendecke ist ein Stück gitterartig

[1]) Dieses treffliche typengeschichtliche Büchlein (Wien, Lehmann & Wentzel, 1895) schliesst sich an desselben Verfassers Prachtwerk „Das Salzburger Gebirgshaus, Pinzgauer Typus" (Wien, Ad. Lehmann, 1894) an, welches in erster Linie schöne Motive der Holzbaukunst, aber nebenbei wichtige hauskundliche Aufschlüsse bietet.

angeordnet und zwischen den Oeffnungen dieses Gitters raucht es in den Dachraum hinein. Auf dem Gitter stehen die Garben „auf dem Kopfe", enge aneinander gerückt, zur Räucherung bereit.

Von dieser Anordnung zum engen Schlotte, welcher das Haus im Inneren durchsetzt, gab es eine Reihe eine aus der anderen sich entwickelnder Zwischenstufen. Zuerst musste der grosse Hohlraum im Hause bedenklich scheinen. Das war Raumverschwendung. Was man am Querschnitt desselben ersparte, wurde Raumgewinn für das Obergeschoss.

Da man den Rauch im Bodenraume nicht missen wollte, blieb es bei der bisherigen Einrichtung der Hauptsache nach, aber man verkleinerte den Querschnitt des Hohlraumes vom Fussboden des Obergeschosses an. So finden wir (Eigl, „Charakteristik", S. 19 ff.) in der noch erkennbaren früheren Einrichtung des Dielbauerngutes (bei Koppl) eine solche Verkleinerung. Die vordere Hälfte des „Hauses", an der Giebelwand, ist mit einem „Söller" oder „Sojer" (Solarium) bedeckt und dieser ehemalige Besonnungsraum ist gegen den Hohlraum des Gebäudes rauchdicht abgeschlossen. Der Söller ist so breit, dass er Raum für die Treppe und die Zugänge zu den beiderseitigen Wohnräumen bietet.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass die in fast ganz Mitteleuropa häufige, in manchen Gegenden geradezu typische Abtheilung des ehemaligen Hauptraumes in einen eigentlichen Flur, ein Vorhaus (nächst der Hausthüre) und eine kleine Küche rückwärts aus einer weiteren Zwischenstufe der Bodenräucherung entstanden sei. Sehr häufig ist hiebei die Theilung blos durch einen gemauerten Bogen, eine Gewölbsgurte angedeutet, wie bei fast allen Bauernhäusern zwischen Adelsberg und Präwald am Birnbaumerwalde (Herzogthum Krain) u. s. w. O. Gruner in seinem dankenswerthen Büchlein „Beiträge zur Erforschung volksthümlicher Bauweise in Sachsen und Nordböhmen" (Leipzig 1893), S. 40 ff., erklärt diese Gurten als Auflager des Schornsteinmantels und Schornsteines. Nun blieb das „Vorhaus" ziemlich rauchfrei und nur der Raum unmittelbar oberhalb der „Küche" leitete den Rauch und ging für das Obergeschoss verloren [1]).

Eine weitere Stufe der Rauchbahnverengung läge in den mächtigen Schlotten — wahre Rauchcabinete! —, welche Gladbach in einigen Schweizertypen nachgewiesen hat, und in den Schlottungethümen im Smålander Hause, dessen Montelius in seinem Vortrage über die Entwicklung des nordischen Hauses beim Innsbrucker Congresse (1894) Erwähnung gethan. Hier ist ein ziemlich grosser Raum durch einen pyramidenförmigen Obertheil und dieser durch eine Art Mundstück mit Klappe, mit verschliessbarem Charnierdeckel, abgeschlossen.

Das Wallnerhaus (Waldprechting) Eigl's, (a. a. O., S. 36, Taf. IX) hat einen im Dachraume endenden Schlott, dessen obere Mündung 1 m lang, 70 cm breit ist, also weit grösser im Lichten, als irgend ein moderner Rauchfang, von den blechernen „russischen" Rauchrohren zu schweigen. Aehnliches findet im Salzburger Vorlande häufig statt. Ich habe es bei Mattsee beobachtet, wo es neben einem modernen Schlotte belassen war. Bemerkenswerth ist, dass, nach Eigl, in allen Häusern, dessen Schlott im Inneren des Bodenraumes mit einem bretternen Stumpfe endet, der Herd im Flur („Haus") und niemals in einem Seitengemache, dass er also stets in dem urtypischen Herdraume geblieben ist. Oberhalb des Herdes oder unfern der Rauchquelle befindet sich jene rechteckige Oeffnung von wechselnder, aber stets bedeutender Grösse, welche den Rauch mittelst des beschriebenen Canales unter das Dach leitet, wo er die Vorräthe „sojert".

In Piccolein, im Enneberg'schen, gab es unlängst noch solche Bodenräucherer; in den Häusern längs der Schio-Asiagostrasse, oberhalb Cogollo, also im Bereiche einer der Sette Communi, hat man mir dieselbe für unsere modernen Gewohnheiten so befremdliche Eigenthümlichkeit gezeigt. Der Schlottstumpf bleibe nur deshalb innerhalb des Daches, weil ein herausragender den Winterstürmen nicht widerstehen könnte und auch der Rauch nicht heraus könnte. Es bedarf keiner weiteren Nachweisung, dass diese

[1]) Solche abgetrennte Küchen habe ich allerdings nur am Hinterende solcher Hausfluren getroffen, welche quer durch das Gebäude liefen, also von einer Traufenseite zugänglich sind. Bei Wohnhäusern, welche auf der Längsachse entwickelt sind, deren Eingang daher in der Giebelfront liegt, führt dieses zumeist zu dem angehängten Wirthschaftstracte (natürlich, wenn es sich um ein Einheitshaus handelt). In diesem Falle kann kein Theil des Flures abgetrennt werden, weil hiedurch jene Verbindung unterbrochen würde, sondern die Küche weicht dann links oder rechts aus und birgt sich in einem Seitenraume: es scheint, in der Mehrzahl der Fälle links und rückwärts im Sinne des Eintretenden genommen; aber offenbar herrscht hierin kein festes, typisches Gesetz, weder im Ganzen noch auch in einem kleineren Bereiche. Auch bei den Bauten, welche Meringer „Durchgangshäuser" nennt, muss der Herdraum, wenn er nicht im „Hause" bleibt, seitwärts ausweichen.

Meinung falsch ist. Dieselben Worte hat man mir in Roana, Rozzo, Castelletto (Sette Communi) gesagt, als ich über die Rauchlöcher der Hausmauern, über den Mangel jeder zweckmässigen Rauchabfuhr Verwunderung äusserte. Dort gibt es Entzündung der Bindehaut, der Augenlider u. dgl. in schwerer Menge, so dass es auf der Strasse auffällt, aber man trägt das Uebel, weil es ererbt und gewohnt, weil es durch einen beruhigenden Irrthum für unabänderlich erklärt ist.

Es wäre wünschenswerth, dass der Sitte der Bodenräucherung, besonders aber des bodenräuchernden Schlottes, in mehreren Gegenden nachgegangen oder die Spuren einer früheren, ähnlichen Einrichtung aufgedeckt und bekanntgemacht würden.

Der moderne Schlott mit seinem über die Dachfläche reichenden Schornsteinkopfe hat gegenwärtig schon die Welt erobert. Wir werden später sehen, dass er im Süden eine nachweisbar verschiedene Entwicklung erfahren, aber nahezu denselben Zustand erreicht hat, wie im Norden, und wollen vorgreifend bemerken, dass der südliche Kamin wahrscheinlich nicht in unsere alpinen Häuser importirt worden ist, dass hier wahrscheinlich eine parallele Entwicklung vorliegt.

Die Benennungen, welche hiebei erwogen werden müssen, sind folgende: „Cammino“ nennt man nach dem grossen siebenbändigen Lexikon (Padua 1827) jenen Ort im Hause, in welchem man Feuer anmacht, ferner die Oeffnung oder den leeren Raum innerhalb der Hausmauer, durch welche der Rauch der Feuerstellen in die Höhe und aus dem Hause geleitet wird. Die Röhre selbst nennt man auch „Gola (Schlund) di cammino“.

Im deutschen (bajuvarischen) Sprachgebiete finden wir das Wort Kömich oder Kümich, auch Kĕmɪ, Kĭmɪ für die gesammte Rauchbahn des Schlottes. Ferner sagt man für denselben Gegenstand „Rauchfang“ oder, nach Schmeller, auch „Rauchfeng“. Auch das Wort Kender oder Kenter wird hiefür angeführt; also der „Ankenter“, der Zündler, der beim Anzünden Behilfliche. „Ankenten“ heisst mit kleiner Flamme, durch allmäliges Zulegen von Zündstoff entzünden. Der Blitz „kentet“ nicht an, er „zünd't“; wohl aber „kentet“ der Brandleger. Der volksmässige Ausdruck „Rauchfang“ ist ein vortreffliches, den Eindruck der Sache, des Vorganges mit sinnlicher Anschaulichkeit darstellendes Wort. Schmeller überliefert nur noch den Namen „die Hur“ für eine Rauchfangform in älteren Bauernhäusern des baierischen Oberlandes: ein weiter, über den Herdraum gewölbter Schlott, dessen obere Mündung „im Dache“ sich befindet. Ob Schmeller darunter „im Dachraume“ oder oberhalb der Dachfläche gemeint hat, ist leider nicht zu entscheiden. Diese obere Mündung, das „Hurloch“, war, wie im Smålander Hause, mit einem hölzernen Deckel versehen, welcher von der Küche aus mittelst eines Strickes geöffnet und geschlossen werden konnte. Schmeller zieht die „Liöre“ der norwegischen Rauchstube zur Vergleichung herbei. Er gab sein „Bairisches Wörterbuch“ 1827 heraus. Es kann sein, dass diese schon damals als alterthümlich bezeichnete Vorrichtung seither gänzlich verschwunden ist.

Die Zusammenstellung von Cammino = Weg und = Kamin bringt das obenerwähnte italienische Lexikon. Dagegen führt der treffliche „Dictionnaire français illustré“ von Vorrepierre (Paris 1857) das Wort „la cheminée“ auf das Wort infimae latinitatis „Caminata“ = Gemach oder Zimmer zurück. Dies letztere erscheint auch schon in dem bekannten St. Gallener Klosterplan der Karolingerzeit und stützt sich wohl auf das Wort „Caminus“ (die Esse) oder das ähnliche griechische Wort für Backofen. Schmeller bringt im Artikel „Keminât“ leider keine Etymologie. Zweifellos bedeutete „Caminata“ einen heizbaren Raum und war mit unserer heutigen „Stube“ gleichbedeutend.

„Kammer“, althochdeutsch Chamara, mhd. Kamere, im heutigen Dialecte südlich Bormio „Kämbere“, wird in Eberhard's und Maas' deutscher Synonymik auf καμάρα = Gewölbe, vulg. lat. Camara und Camere zurückgeführt. Im Paduaner Lexikon erscheint auch unter den Belegstellen zu „Camminata“ stets Camminate und Camere als unterschieden, als zweierlei angeführt und noch heute trennt der bajuvarische Bauer wohl „Stub'm“ und „Kammer“, wobei erstere stets, letztere nur ausnahmsweise, etwa erst seit jüngster Zeit, heizbar ist. Dass im Falle einer Theilvermauerung eines typischen Holzhauses nebst Stall und Küche oft die Kammer mitvermauert und zuweilen auch gewölbt wird, erwähne ich ohne besondere Folgerungen lediglich als Thatsache.

Wenn das Vorkommen eines volksthümlichen Wortes, welches einer fremden Sprache entnommen ist, auch den fremden Ursprung des dadurch bezeichneten Dinges bedeuten muss, dann sind Kamin, Kămɪ, Kĕmɪ, Kammer und Stube (von Stufa) der romanischen, vielleicht der späteren wälschen Cultur entsprungen und uns blieben Herd, Kogel

oder Kotte, Rauchfang und „Hur“, nach demselben Grundsatze beurtheilt, als Eigenbau. Ich denke, die letzteren haben sich, wie sie bei uns sind, bei uns auch selbstständig entwickelt. Der Kamin ist in beiden Bedeutungen, als Rauchrohr und als Feuerstelle, ein Kind des Südens und ist im Norden blos als Gast eingedrungen, im Volke aber nicht heimisch geworden.

Der Schlott hat auf die Ausgestaltung des Wohntractes wesentlich eingewirkt. Vor Allem wurde das Obergeschoss dem Erdgeschosse gleich gemacht, gleich gegliedert. Es stand nun dem Uebereinanderschachteln mehrerer Geschosse nichts mehr im Wege. Es gibt bei Kitzbühel, St. Johann in Tirol u. s. w. „dreigadnige“ Häuser, d. h. mit Erdgeschoss und zwei oberen Stockwerken. Als man später lernte, Pfostenschlott noch heutzutage in holzreichen Alpengegenden häufig zu finden. (Vgl. Eigl, „Charakteristik“, S. 48 ff.) Solche Schlotte müssen natürlich von der Feuerstätte so weit entfernt sein, dass der Rauch unbedingt funkenlos in denselben eintritt. Aehnliche Vorsicht war beim „Schornstein“, dem gemauerten Schlott, überflüssig, und darum finden wir beim südlichen Kamin eine enge Verbindung zwischen Feuerstätte und Rauchbahn. Die Verwandlung der Holzschlotte in Schornsteine ist im Zuge. Ehestens wird es sehr schwer sein, in Mitteleuropa solche zu finden.

In Nordböhmen und Sachsen (O. Gruner) und auch sonst in vielen Gegenden sind die Schlotte aus Lehmstacken, d. i. Holzstäben (Aststücken), mit Stroh umflochten, mit Lehm verschmiert. Der vermeintlichen

Fig. 137. Hölzerne Schlotte in Sappada.

die Rauchfänge zu „ziehen“, d. h. auch schief aufsteigende Rauchbahnen zu machen, welche noch dazu weit besseren Luftzug vermitteln, als die senkrechten, wurde jede Schwierigkeit beseitigt [1]).

Durch die Aufsaugung des Rauches durch möglichst enge, eben noch schliefbare Schlotte blieben die Wohnräume russfrei. Erst dann konnte der Sinn für schmucke und reinliche Erhaltung der Wohn- und Nebenräume erwachen; es entstand das moderne Bauernhaus.

Im holzarmen Süden, besonders in den kahlen italienischen Alpenthälern und in ganz Südtirol, erinnere ich mich nicht, irgendwo einen hölzernen Schlott gesehen zu haben. Er ist durchwegs aus Bruchstein oder Ziegeln gemauert. Dagegen ist der Feuersicherheit wegen ist das untere Ende in ziemlicher Nähe der Feuerquelle. Unter der weiten Mantelausbreitung oberhalb des Kesselherdes mündet unmittelbar, ohne Zwischenrauchrohr, das Rauchloch des Stubenofens, in welchem die Speisen bereitet werden, des Backofens und der Kesselfeuerung. Steinerne Schornsteinköpfe sind jedoch die Regel.

Fig. 137 zeigt drei Formen hölzerner Rauchfänge aus der Gemeinde Sappada, östlich von Auronzo, wo die kerndeutsche Bewohnerschaft mit ihrer Nationalität auch den aus Tirol und Kärnten mitgebrachten Holzbau beibehalten hat. Fig. 137*c* erinnert in seiner pyramidalen Form an den Smålander Schlott. Ein Holzschlott von Wildalpen, Obersteier. (Vgl. „Ausland“ 1892.)

Gelegentlich mag hier auch die Stube erörtert werden. Ital. stufa, neulat. stuffa bedeutet „ein Gemach, welches von unten (etwa nach Art eines Hypokaustum?) oder seitwärts durch Feuer erwärmt werden kann“. Das Lexikon nennt als Synonym „bal-

[1]) Vor dieser Erfindung (oder Entwicklung?) hatte aber schon ein Gegensatz zwischen dem deutschen und italienischen Schlotte älterer Art bestanden: der deutsche Schlott stieg niemals oder äusserst selten unmittelbar über der Feuerstelle auf, der italienische aber in den allermeisten Fällen.

neae", also Badestube. Unserem Worte Stube entspricht mhd. stobbe, altn. stofa; das englische stove und niederl. stave bedeuten Badestube. Der Bajuvare versteht unter „d' Stub'm" ein mit Ofen, Tisch, Sitzen und sonstigem Hausrath versehenes Gemach. Allerdings ist der Begriff auch sehr erweitert worden. Schmeller erwähnt sogar ein „Kirchenstübl" für Capelle, Bürgertrinkstuben, Grafenstübl (adeliger Arrest in München) u. s. w. aus alten Schriftbelegen. Die Lex Alamanorum 82, 3, gebraucht „stuba" in engstem Sinne als Schwitzbad. Nach Schmeller bedeutet „Badhäusl" bei Dachau einen bretternen Verschlag im Ofenwinkel der Stube, welcher als Schwitzbad dient oder wenigstens 1827, als sein Buch entstand, gedient hat. Bei Passau heisst der Ofenwinkel ohne jede Badeeinrichtung „'s Bádl" oder „Bädlein". In einer Instruction von 1748 wird dort verboten, „in der Stuben gefährliche Baadl zu halten". Badstuben sollten nach einer baierischen Forstordnung von 1616 nicht bei den Hauswohnungen, sondern in jedem Dorfe ein allgemeines gehalten werden; auch verbot sie „Bädlein, so man hin und wieder tragen mag und mit Gluet haizet" — ausser bei den Einöden an den Gebirgen, von wo man weit in das „ehhafte Bad", d. i. in das gemeinschaftliche Badehaus, habe. Auch in Städten und Märkten waren solche — offenbar Schwitzkasten — verboten, dagegen „ordentliche, gemauerte Badstübl" in den Häusern gestattet. In einer S. Emmeraner Klosterrechnung von 1345 kommt ein tragbares Badstübel vor.

Heute sind die Badstuben Nebenhäuschen, zum Dorfe oder zum Gehöfte gehörig, mit Ofen und Pritschen, zum Schwitzbade noch heute gut geeignet, aber lediglich zum Flachstrocknen und im Vorraume zum Brecheln gebraucht. So lange das Volk Schafwolle trug, bestand das Badebedürfniss in hohem Grade. Seit aber das „rupfene" Linnenzeug die Haut scheuert und reinigt, seit der wöchentliche Leinenwäschewechsel Nationalsitte geworden, ist das Bad fast allgemein lediglich zum Abkühlungsmittel im Sommer geworden. Seltsamerweise ist der Name „Badstube" für einen Raum erhalten geblieben, worin das Ersatzmittel des Bades zubereitet wird. Solche Häuschen heissen übrigens in vielen Orten „Brechelbad".

Vom Badstubenbegriff ist in der trauten Bauernstube nicht viel, aber es ist doch etwas erhalten geblieben: die Vorliebe für feuchte, wenig gewechselte Luft, starke, ja übermässige Heizung einen grossen Theil des Jahres hindurch; Ruhestätten auf der Ofenbank, in der „Höll", d. i. hinter und neben dem Ofen, oder in gewissen Gegenden oberhalb des Ofens auf einer Holzpritsche, wo man vor Hitze nur dann aushalten kann, wenn man durch Vererbung oder lebenslange Gewöhnung den Körper für so starke Wärme abgestumpft hat.

Warme Volksbäder sind zweifellos, wie sie es noch heute in Russland und Irland sind, Dampf- oder Heissluftbäder gewesen, weil Warmwasserbäder im Bauernhause sonst und jetzt grossen Schwierigkeiten der Bereitung und Zurüstung unterlagen und unterliegen. Die grosse Badewanne ist kein volksthümlicher Hausrath.

Wo man immer römische Ansiedlungen aufdeckt, stösst man auf das Hypokaustum. Seine Technik ist überall die gleiche, in Bregenz so gut, wie in Abusina-Eining (südwestlich von Kehlheim), wie in Enns (Oberösterreich), wie auf der Via Appia in der Campagna, um blos neuere Ausgrabungen zu erwähnen. Dass diese antiken Heizungen stark und rasch erwärmt haben, darüber hat mich der Herr Lehrer Selmayr in Eining, welcher im aufgedeckten Römerlager trefflich Bescheid weiss, durch einen Versuch belehrt. Ein gut erhaltener Heizcanal wurde mit einem brennenden Strohwisch beschickt. Der Zug war lebhaft, binnen wenig Secunden war der Fussboden fühlbar und gleichmässig erwärmt. Es steht ausser jedem Zweifel, dass man nicht blos Thermen, sondern allerlei Gemächer mit solchen Warmluftheizungen versehen hat; und selbst, wenn wirklich nur Bäder mit Hypokausten verbunden gewesen wären, stehen wir da vor einem schwer zu lösenden Räthsel. Wie konnte eine so einfache, zweckmässige Vorrichtung an Rhein und Donau, wo die Bevölkerung sie doch 200 Jahre und darüber vor Augen gehabt hatte, wie konnte sie auch in Rom und Neapel so ganz und gar verschwinden? Erst im XIX. Jahrhunderte hat Meissner eine entfernt ähnliche Luftheizung nach dem antiken Grundgedanken neu erfunden. Der Ofen ist gewiss kein Abkömmling des Hypokaustum, hat gar nichts Verwandtes mit ihm, weder in den Grundzügen noch in der Entwicklung. Seine Abstammung dagegen vom überdeckten Herd, also vom Backofen, ist mir ausser jedem Zweifel. Prof. Meringer hat sich dieser Annahme ebenfalls zugewendet. Mir trat sie nahe, als ich 1891 in Obersteier, zwischen Hieflau und Wildalpen, die dortigen länglichrunden, fladenartigen Stubenöfen, welche durch ein Heiz- und oberhalb desselben durch ein Rauchloch mit dem Herdraume zusammenhängen, beobachtete. (Vgl. das Bild eines solchen. Vgl. „Ausland" 1892.) So denke ich mir die älteste Form des

Backofens. In St. Lorenzen, Gailthal, fand ich den Backofen als alleinigen Ofen der Stube; ebenso in Ampezzo, in Sappada u. s. w. Sonst findet man ihn auch in abgetrennten Häuschen — in Frankreich heissen solche „Fournil“ — oder auch neben dem Herde in der Küche. Die französischen Bauernhäuser vieler Gegenden haben ein bestimmtes Gemach neben der „maison“ durch den Backofen geheizt. Dies ist als Schlafraum benützt und heisst „poèle“, der Ofen, ähnlich wie unsere Stube von stufa, der Ofenraum, ihren Namen hat. Man bemerke da die zweite schöne Uebereinstimmung zwischen der Hauseinrichtung des romanisch-gallisch-fränkischen Volkes einerseits und der süddeutschen Stämme andererseits[1]).

Zu den von Meringer, Bünker und Eigl dargestellten Ofenformen will ich auch einige beisteuern.

Fig. 138 stellt den Längsschnitt einer als Backofen und Stubenofen zugleich dienenden Heizvorrichtung dar, welche neben der Zimmerthüre, in der Fensterecke eines Gastzimmers des Wirthshauses Agonia, angebracht ist. Agonia ist eine Häusergruppe südöstlich Auronzo, wo die Kunststrasse gegen S. Stefano und Sappada ostwärts abzweigt, ehe sie durch die wilde Piaveschlucht führt. Von Agonia nach Pieve di Cadore geht man etwa drei Stunden. In jenem Ofen wird wirklich Brot gebacken und man heizt ihn auch der Wärme wegen im strengen Winter. Vielleicht ist der Erbauer des ansehnlichen, modernen Gasthofes bei dieser Ofenanlage einer alten Ueberlieferung gefolgt; vielleicht hat er oder sein Baumeister sie für den vorliegenden Fall erfunden und sie ist dann ein vereinzeltes Beispiel; in jedem Falle ist aber durch sie bewiesen, dass die Idee doppelter Ausnützung des Backofens naheliegt.

Der gegentheilige Gedanke, den Backofen aus dem Hause herausragen zu lassen, ist, so seltsam er sein mag, in weiten Gebieten zur That geworden. Man heizt und beschickt von der Küche aus, das ovale Hintertheil aber ragt durch die Hauptmauer in's Freie. Dieser kropfartige Ansatz — oft sind es sogar mehrere —, besonders wenn er an der Hauptfronte haftet, verunziert das ganze Haus. Meist ist dieses wenig widerstandsfähige Gebilde durch ein Klebedächlein gedeckt. Backofenkröpfe des Obergeschosses, in Häusern mit mehreren Wirthschaften, sind ebenfalls überdacht und zumeist balconartig auf Holzconsolen mit schrägen Stützen gestellt. Bei Glurns und anderswo fand ich solche auch auf Holzsäulen gelegt und man ging zwischen diesen und der Hausmauer, also unter diesem Oberbackofen durch.

Ich habe diese Seltsamkeit beobachtet im Ober-Innthale zwischen Landeck und Mals, Glurns, Nauders, südlich von Bormio, im obersten Veltlin, im Val

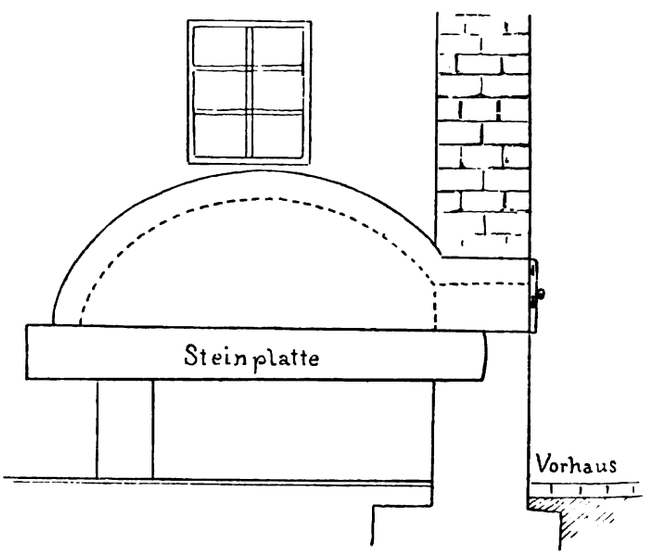


Fig. 138. Back- und Stubenofen im Wirthshause Agonia bei Auronzo.

del Sole (Sulzberg), sehr häufig im Val di Non (Nonsberg); in Cles, dem Hauptorte dieses Thales, gab es 1890 an einem gewissen Hause zwei; aber man sagte mir, wie missbilligend, „roba antica, che non si fa più“, „altes Zeug, ausser Gebrauch“! — Ich fand Backofenkröpfe bei Waidbruck, Castelruth, gegen die Seiser Alm hin; in S. Christina im Grödner Thale, im Etschthale südlich Kaltern bis gegen Mezzo Tedesco, im Fassa- und Fleimserthale, selten an der Strasse Reutte-Tarrenz-Imst. Sie sind zu finden im Ennebergischen, in den Dörfern Proveis, Laurein, S. Felix und Unsere liebe Frau im Walde, südwestlich von Bozen, und in — Langenzwettel, ein ansehnliches Dorf von „fränkischen“ Gehöften, zwischen Leonfelden und Zwettl im Mühlkreise (nördlich der Donau) Oberösterreichs.

[1]) Die Italiener nennen ihre Gemächer im Allgemeinen „stanza“, kleinere camera, den Herdraum cucina. Andererseits bedeutet „stanza“ das sich irgendwo befinden, la dimora, das Verweilen, den Aufenthaltsort, lat. mora, mansio, statio, somit Wohnung im allerweitesten Sinne. Man erinnere sich übrigens des allamanisch besiedelten Ortes „Stuben“ und des „Stanzerthales“, das erste westlich, das andere östlich des Arlbergpasses, welcher die Scheide bildet zwischen den deutschen Vorarlbergern und den einst wälschen oder halbwälschen Ober-Innthalern mit ihren zahlreichen, wenn auch verhunzten romanischen Ortsnamen.

Solche Backöfen bestehen nicht oder nicht mehr in Chur, am Hinterrhein bis zum Bernardin, zwischen Bassano-Feltre-Belluno-Cortina d'Ampezzo-Toblach-Franzensfeste-Innsbruck, nicht in Giudicarien, Valle Rendena, Pergine, Lavarone und auch nicht bei den „Cimbern", nicht in Sappada, nirgends zwischen gebräuchlich ist. Prof. Zingerle, aus Petrazes (Abteithal) stammend, hält die Rücksicht auf Raumgewinn im Inneren des Hauses für den einzigen Beweggrund. Dass hiebei das Mundloch des Backofens unter dem Verschluss des Hauses bleibt, ist ein Vortheil dieser Bausitte vor dem abgetrennten Backofenhäuschen

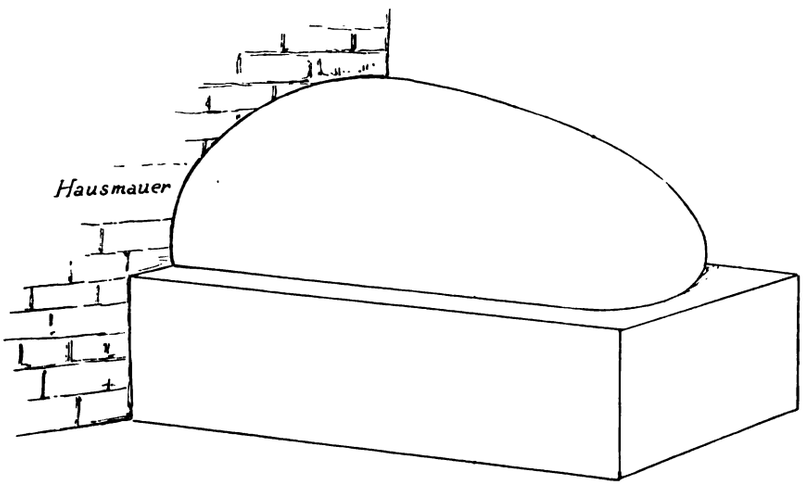


Fig. 139. Backofenkropf; Castelruth, Südtirol.

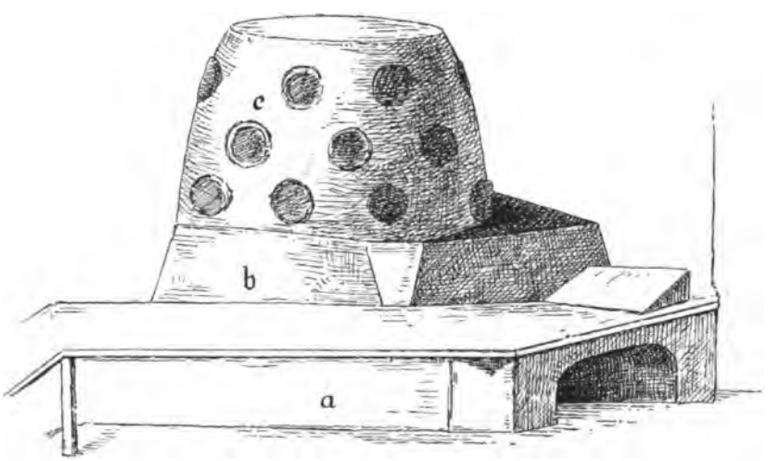


Fig. 140. Trankhütte bei Brennbüchel, Ober-Innthal.

dort und Udine und auch nicht im Canal di Ferro bis Tarvis.

Fig. 139 gibt die Ansicht eines solchen Backofens, und zwar eines ebenerdigen, auf gemauertem Sockel aus der Gegend von Castelruth. (Vgl. „Ausland" 1893, S. 711. Ein Backofen des Ober-Innthales.)

Was kann zu solcher Seltsamkeit angeregt haben? Nicht die Verhütung zu grosser Wärme im Inneren des Hauses, weil sie auch in sehr kühlen Klimaten weiter Bereiche, weil die Bewachung des Ofens, so lange er voll Brot oder Dörrobst steckt, erspart wird.

Fig. 140 stellt einen Ofen dar, wie er im Ober-Innthale zwischen Zierl und Landeck typisch ist. *a* Untersockel, *c* der eigentliche Ofenaufsatz, *b* der Backofenkörper sind gemauert, mit grünen Kacheln bespickt und im Uebrigen geweisst; eine feste Ofenbank führt herum. An einem Ende derselben befindet sich ein hölzerner Keil als Kopflager.

Fig. 141 stellt einen der Stuben- und zugleich Backöfen dar, welche im deutschen Theile des Gail- (Lessach-) Thales gewöhnlich sind. Er steht im Edergut, Wirthshaus zwischen Mauthen und dem Pleckenpasse von 1787. Diese einfache, prismatische Form wechselt ab mit einer halbcylindrischen (Gröden), wobei Bank und Gerüst gleich, oberhalb aber eine

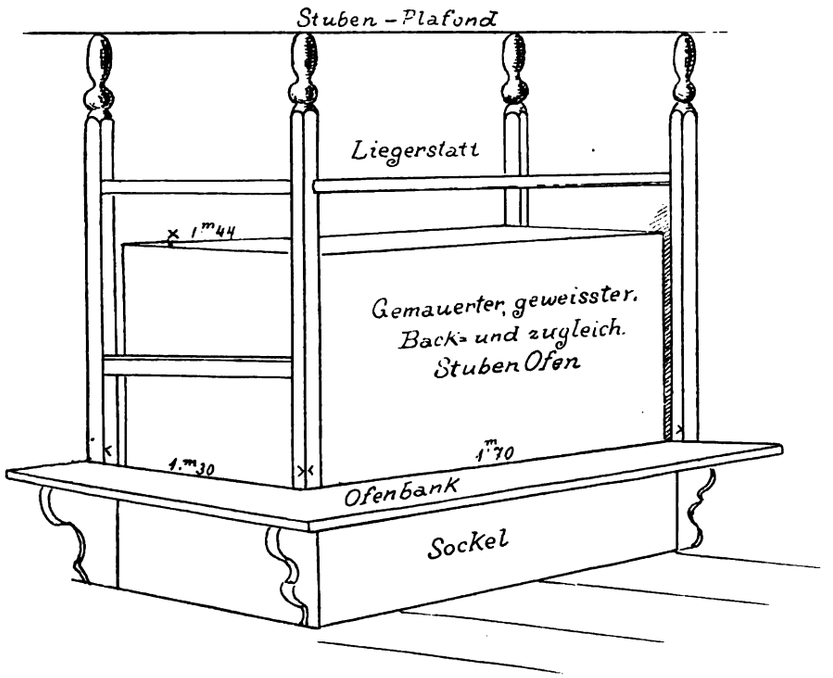


Fig. 141. Stubenofen des Eder-Wirthes, zwischen Mauthen und Plecken.

Holzpritsche zum warmen Lager angebracht ist. Man bäckt in Gröden nicht im Stubenofen.

Fig. 142 endlich zeigt ein merkwürdiges Ding: einen sehr guten „schwedischen" Zugofen, aus flachen Dachziegeln in etwa einer halben Stunde mit gewöhnlichem Mörtel und Lehm um wenige Centesimi hergestellt. Bei *a* ist das Loch für eine Blechröhre, welche durch ein Wandloch in's Freie greift. Aschenlager, Feuerraum und zwei Zugcanäle sind angedeutet. Ich lernte diesen Ofen 1860 in Sommacampagna bei Verona kennen. Die Gemeinde liess jedem einquartierten Officier einen solchen setzen. Wenn man vorsichtig heizte und nicht heftig anstiess, haben sich diese Oefen ganz ausgezeichnet bewährt. Im Sommer 1895 habe ich denn diesen alten Bekannten in Casa di S. Marco wieder begrüsst. (Strasse Misurinasee nach Auronzo.) Ob der Typus volksthümlich ist, weiss ich nicht; aber ich denke, dass er von italienischen Arbeitern, welche aus Oesterreich oder Deutschland heimkamen, mitgebracht, d. h. mit billigem Materiale nachgeahmt worden ist. Mir scheint hier ein interessantes Beispiel von Typenwanderung vorzuliegen. Ausserdem wäre dieser Ofen für Holzersparniss und rasche Erwärmung der Stube weit besser geeignet, als die Ofenungethüme der meisten ländlichen Stuben.

Bisher habe ich nur von Ortsänderungen des Küchenraumes im Inneren des Hauses

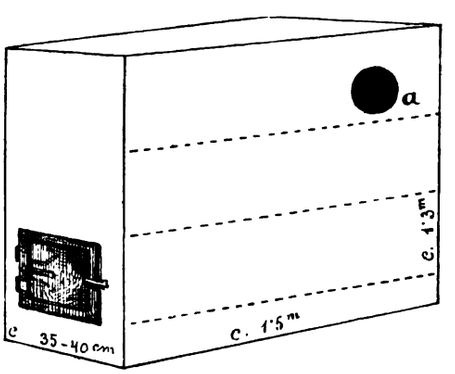


Fig. 142. Oberitalienischer Zugofen.

gesprochen. Von der Mitte des „Hauses" in den Winkel oder an die Wand, dann in einen Küchenabschnitt des getheilten Flurs, dann nach Ausbildung

des Rauchfanges in einen Seitenraum. (Vgl. übrigens „Globus", LXVII. Bd., Nr. 22: Das Lutherhaus von Sonneberg im Thüringerwalde, an welchem man nach sicherer Kunde ontogenetisch diese Veränderungen verfolgen kann, welche sich im Typenbezirke philogenetisch vollziehen.)

Nun ist von einer anderen Ortsveränderung des Herdes, und zwar aus dem Hause hinaus, also von einer Hinausrückung des Herdraumes und einem daraus entwickelten Anbau zu reden. Meines Wissens hat die Hausforschung von diesem Entwicklungsgange noch nicht Kenntniss genommen. Nördlich der Alpen hat eine solche Erscheinung an typischen Gebäuden selten, aber sie hat stattgefunden. Im „Globus", LXVIII. Bd., Nr. 10, habe ich ein Gehöft von Viehausen (nordöstlich von Kehlheim) dargestellt, in welchem der Hausflur rückwärts, beim Hause hinaus, verlängert erscheint. Dieser Ausbau hat Herd und Schlott. „Globus", LXVII. Bd., Nr. 13, enthält meine Schilderung der auf dem Mittelplatze von Grafenheim (bei Schleiz) stehenden Schäferwohnung, eines altartigen, typischen Blockhauses mit breiter Herdflur, kleinem Nebenstübchen und einem ähnlichen Ausbau nach rückwärts.

In dem schon erwähnten französischen Buche „Enquête sur les conditions de l'habitation en France"[1]) sind mehrere solche Fälle erwähnt. Die gemauerte, oder aus Lehm errichtete

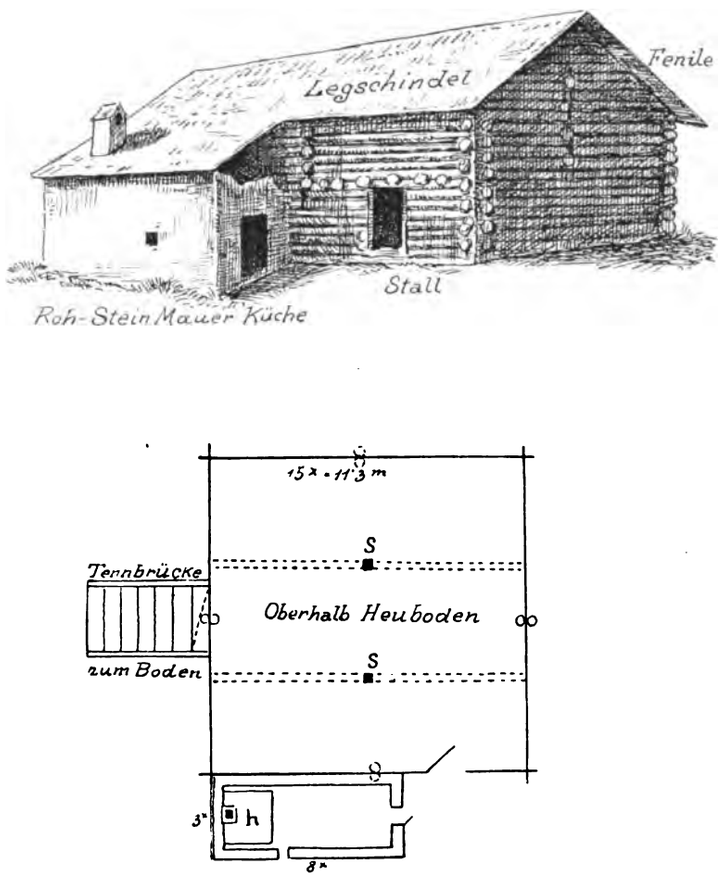


Fig. 143. Sommerstall bei Bellarmonte. *S, S* des Grundrisses sind die Stützsäulen des Oberbodens.

[1]) Vom Com. des traveaux historiques et scientifiques, Sect. des Sc. économiques et sociales des Cultus- und Unterrichtsministeriums. Paris. E. Leroux, 1894. In socialpolitischer und administrativer Beziehung ein trefflicher Anfang zur Kenntniss der Lage des Volkes, eine gute Grundlage für Unterstützung des Fortschrittes in der noch grossentheils ziemlich elenden Wohnweise in Frankreich. Aus 50 Antworten auf zahlreiche Fragebogen zusammengestellt, gibt es sehr viele interessante Auskünfte, z. B. dass von den neun

Ferme Flammande (Dep. du Nord), neuere Type, hat in der Mitte der rückwärtigen Wohnhausfront einen geräumigen Ausbau mit Futterküche und Backofen. Im Boccage (Dep. de la Vendée) haben Kleinhäuser der ländlichen Arbeiter und die mittleren Bauernhäuser (20 ha) einen nischenartigen Ausbau an dem Hauptwohnhause; in dieser Nische steht der Herd. Ob und wo etwa eine solche Expansion der „maison" in Frankreich noch stattfindet, ist aus jenem lückenhaften Buche nicht ersichtlich.

Südlich des Alpenkammes bin ich dieser Erscheinung aufmerksam nachgegangen, und zwar durch alle Stufen der Entwicklung.

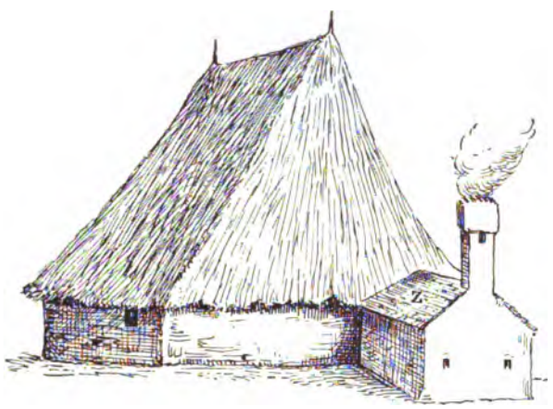


Fig. 144. Casone bei Padua. Z = Ziegeldach.

Es ist erwähnt worden, dass manche Bergställe ohne besondere Menschenwohnung sind, oder dass auch kleine Hüttchen für diese in der Nähe stehen. Fig. 143 zeigt den im Dolomitengebiete Südtirols und Oberitaliens nicht seltenen Fall der Anlehnung solcher Sennerwohnung an den Fenile. Dieser Typus hat, strenge genommen, mit der vorliegenden Sache nichts zu thun. Diese Küchenhütte ist etwas von aussen mechanisch Angefügtes und ohne innere organische Verbindung mit dem Stallgebäude. Der Stall heisst Tabiá oder stabj. Das ganze Gebäude „fenile"; der Heuboden desselben fenile im engeren Sinne.

Anders verhält es sich mit dem Küchenausbau der Paduaner Casoni, der Strohhütten der venezianischen

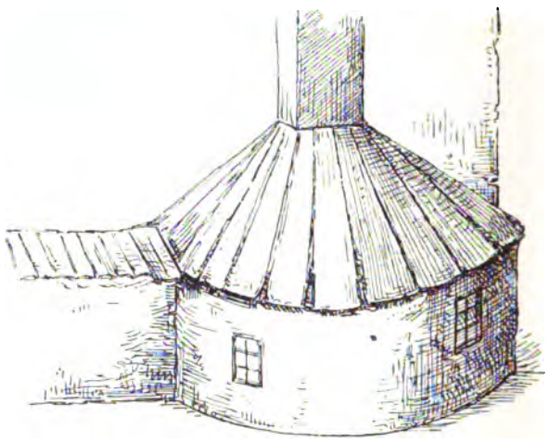


Fig. 145. „Rotonda" in Rocca di Pettore bei Caprile.

Tiefebene, welche ich „Globus", LXV, Bd. Nr. 9, 1894, dargestellt habe. Fig. 144 zeigt eine andere dieser prähistorischen Wohnstätten mit einem verhältnissmässig fest gemauerten, herausgerückten Herdraum, der auch mit gewaltigem Schlott und mit einem Hohlziegeldache versehen ist. Die Hüttenwände sind aus Lehm, das Hüttendach ist mit Schilf gedeckt, die anderen Hüttengemächer sind unheizbar.

Bei Rocca di Pettore, Strasse von Caprile zum Fedajapasse am Fusse der Marmolata, südlich Buchenstein, findet sich ein Herdausbau mit Fenstern, aus Bruchstein, mit Brettern gedeckt, dessen Aussenseite Fig. 145 darstellt. Der Herd steht inmitten des Rundbaues. Das Ding heisst „la Rotonda". Hier sehen wir die Grundform, den Keim aller ähnlichen Bauten, welche noch an vielen anderen Orten vorkommen, auch „Rotonda" heissen, obwohl sie zumeist viereckig sind. Es gibt aber auch polygonale Zwischenformen, wie jene von Fig. 146, eine Rotonda zwischen S. Canzian und Windisch-Feistritz, nordwestlich von

---

Millionen Wohnhäusern Frankreichs 1832 346.401, 1893 aber noch immer 190.521 fensterlose Wohnhäuser bestanden haben. Ich mache die Hausforscher auf dieses Buch besonders aufmerksam. Hiebei kann ich nicht verschweigen, dass der Weg dieser Enquête nicht gut gewählt war. Hauptmitarbeiter waren Steuerbeamte, welche die leidige Thür- und Fenstersteuer mit den ländlichen Behausungen zusammengeführt hatte, dann ein paar Professoren und Privatgelehrte, sehr wenige Techniker, fast keine Kenner des Volksthums, des Typischen, der Entwicklung des volksthümlichen Wohnhauses, kurz, keine Hausforscher, bis auf einen Pfarrer, welcher eine hervorragende, alle anderen weitaus übertreffende Arbeit geliefert hat. Die fast selbstverständliche Mitwirkung der amtlichen Baumeister und Ingenieure wird schmerzlich vermisst. Die Abbildungen sind zu neun Zehntel überaus schlecht; sie bringen mit sehr wenig Ausnahmen gerade das nicht, worauf es dem Hausforscher hauptsächlich ankommt: hie und da mangelhafte Ansichten ohne Grundriss u. dgl. Trotz dieser Mängel könnten die Ingenieure und Architekten Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz, welche an der Arbeit sind, die volksthümlichen Typen dieser Länder zu sammeln, aus dem französischen Buche Vieles lernen: Einiges, wie es nicht gemacht werden soll; Anderes, wie man es machen soll.

Fiume. Das Dach ist aus Steinplatten stufenartig aufgebaut. Der alte Name, wo er erhalten, aber bei veränderter Form des Dinges nicht mehr zutreffend

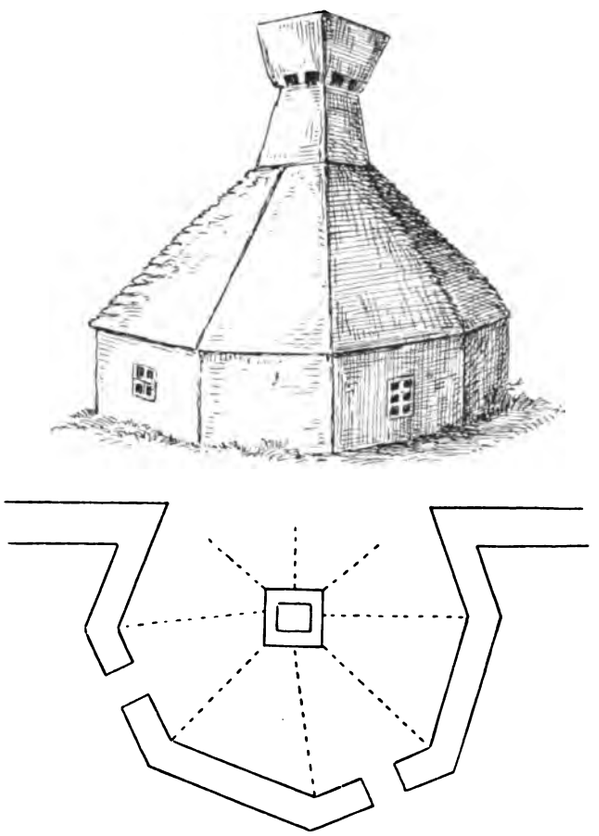


Fig. 146. Rotonda bei Ober-Vrem (Mühle), östl. S. Canzian, Küstenland.

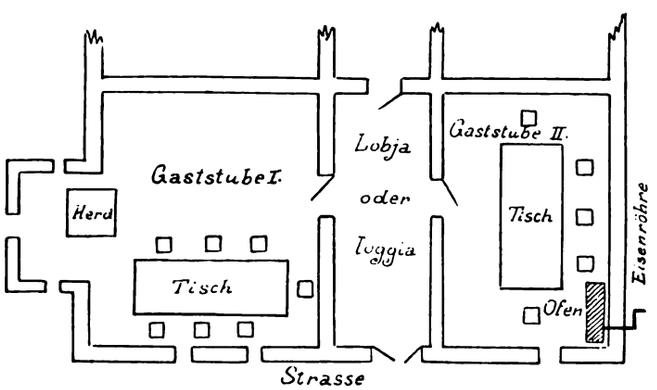


Fig. 147. Wirthshaus in Casa S. Marco, westl. von Auronzo.

ist, verräth unwidersprechlich die Abkunft des letzteren. Wohl zufällig ist mir das runde, ziemlich ruinenhaft aussehende, eigentliche, wirklich runde Rotonda-Gebilde nur in Rocca di Pettore und sonst nirgends zu Gesichte gekommen. Es muss aber auch noch anderswo Aehnliches geben.

Das Wirthshaus von Casa S. Marco (Fig. 147) hat einen rechtwinkligen Herdvorbau, der jedoch nicht Rotonda heisst. Ebenso, nur weit geräumiger ist die Rotonda im Wirthshause Masi, Strasse Fiera di Primiero nach Feltre (Fig. 148), von deren Innenraum Fig. 149 einen Begriff geben will. Auf drei

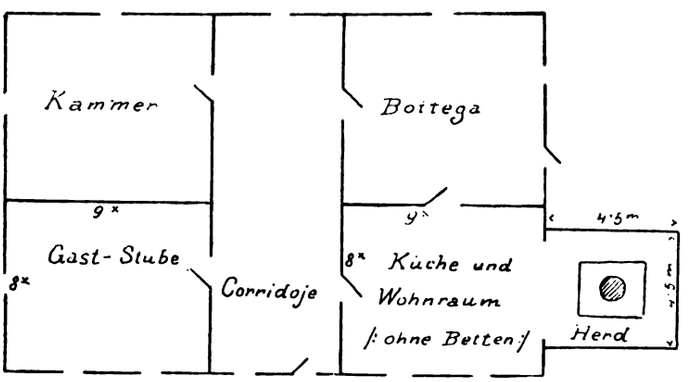


Fig. 148.

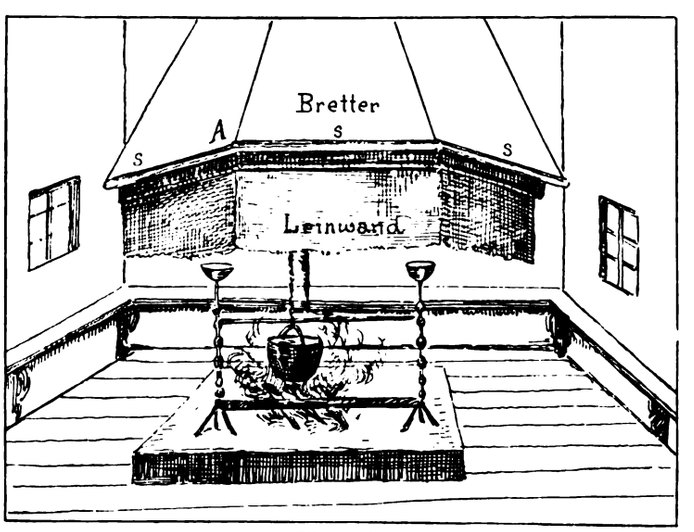


Fig. 149.

Wirthshaus Masi zwischen Fiera di Primiero und Feltre.
148. Grundriss. 149. Ansicht der Rotonda.

Seiten sind Bänke, auf der vierten, offenen, hängt die vorgeschobene Küche mit dem Wohngemache zusammen. Dort, um den Herd herum, ist ein in kühler Jahreszeit angenehmer, behaglicher Raum geschaffen. Im Sommer wird die Fliegenschaar einigermassen durch die Rauchsäule des Herdes abgeschreckt oder abgehalten. Der Kaminmantel (Mantello, Nappa) *A* ist an der Decke aufgehängt, welche auch den

Schornstein trägt. Ein Leinwandstreifen, am Rande des Mantels rundum angeheftet, hilft, den Rauch fangen. Auf die Leiste *s*, *s*, *s* legt man kleine Gegen-

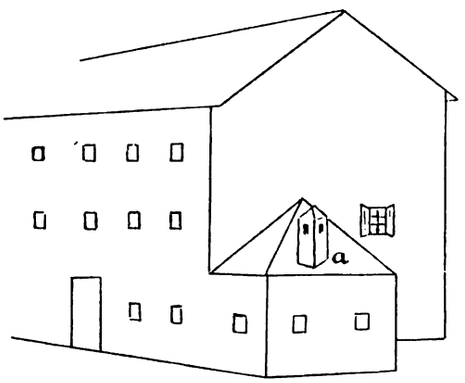


Fig. 150. Küchen-Vorbau bei Belluno.

stände, z. B. Zündhölzer und Aehnliches. Ganz ähnlich fand ich eine viereckige „Rotonda“ in Monfalcone, westlich von Triest. Hier hatten wir bei rauhem Wetter hinter dem Herde am Familientische der Wirthsleute unsere Mahlzeiten und genossen den doppelten Vortheil, uns von der reinlichen Zubereitung der Speisen durch Zuschauen zu überzeugen und in behaglicher Wärme zu verweilen. Die Rotonda ersetzt unsere trauliche „Stube“ nicht vollkommen, aber einigermassen.

Fig. 150 stellt eine herausgebaute Küche dar, wie sie an der Strasse Belluno—Serravalle (Vittorio) sehr gewöhnlich sind. Sie führen dort zu oft beträchtlicher Hausvergrösserung. Fast möchte es scheinen, dass das in Fig. 151 dargestellte Anwesen sich in zwei Absätzen vergrössert habe, dass das Gemach *b*, vielleicht ursprünglich ein Küchenausbau, sich dann bei späterem Neubau zur neuen „Stanza“ entwickelt und dass seither in *c* eine neue Cucina herausgewachsen sei. Diese Gebäude sind wohl ziemlich modern, wenige Jahrzehnte alt, aber sie sind offenbar Nachkommen des alten oberitalienischen Strohdachhauses, von dessen Typus gerade in jener Gegend noch manche Vertreter vorhanden sind.

Wo man überall den Küchenausbau „Rotonda“ nennt, weiss ich noch nicht. Ich fand diese Bauform: Monfalcone, Aquileja, Grado, Gröden, Fleimser-Fassathal; zwischen S. Martino di Castrozza, Feltre, Belluno, Serravalle, Ceneda, Ampezzo, Caprile, Alleghe; zwischen Auronzo und Pieve di Cadore, längs der Eisenbahn Udine—Pontebba (dann endet sie plötzlich), zwischen S. Canzian und W.-Feistritz, in Istrien oberhalb Abbazia und längs der Strasse

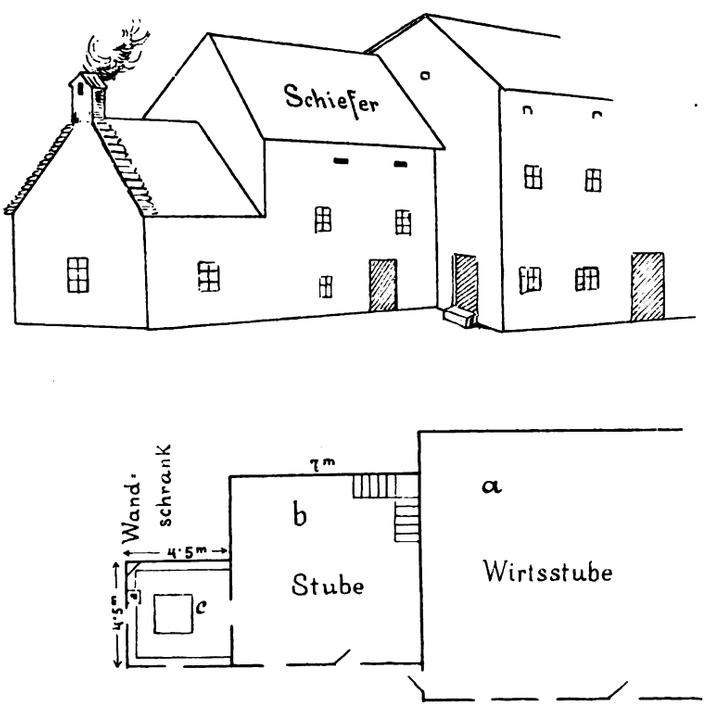


Fig. 151. Küchen-Vorbau bei Serravalle (Vittorio).

Pirano—Capo d'Istria, also in einem weit ausgedehnten Bezirke. Allerlei Anbauten, z. B. vgl. mein Buch „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen", Wien, Hölder, 1893, Fig. 162 und 163, an alten Häusern im Misoxthale, Cant. Tessin, dann am Hause in Mils (Fig. 170), ferner an vielen anderen altvermauerten Häusern des Ober-Innthales, wo die Ortschaften verstümmelte romanische Namen und die Bauten ein eigenthümlich wälsches Gepräge tragen, dann im Brentathale zwischen Bassano und Primolano u. s. w. wage ich nicht auf den Küchenausbau zurückzuführen, weil ja im Mauerhause jedes Flickwerk möglich und daher auf sonstiges Wohnbedürfniss zurückzuführen ist. Sehr deutlich tritt dagegen der Entwicklungsgang im Hause Fig. 152 des Ortes Chiusa forte, Fellathal, südlich Pontebba, zu Tage. Dass solche Nebenhäuschen sich zu seltsamen winkeligen Haustracten auswachsen können, zeigt Fig. 153, welche einen umgestalteten Küchenausbau bei St. Ulrich in Gröden darstellt. Bei diesem Hause möchte ich nebenbei auf die Fensterform, die Erweiterung der Fensterbacken schiessschartenartig nach aussen, hinweisen. (Vgl. „Ausland", 1891, Beschreibung der romanischen Typen von Chur, Bonaduz u. s. w.) Diese Form ist auch im Ober-Innthale heimisch; ausserdem habe ich sie 1895 in Enneberg, Abteithal, Buchenstein, dann zwischen Mühlbach, Naz und Brixen gefunden.

Im Hause Fig. 154 (Vrem zwischen S. Canzian und W.-Feistritz) ist der, übrigens sofort kenntliche Küchenanbau auf der Südfront nicht in einer Flucht

Fig. 152. Küchenausbau in Chiusa forte.

mit dem Stammgebäude; wohl aber auf der Nordseite. Dagegen ist dort eine Art Naht sichtbar; der

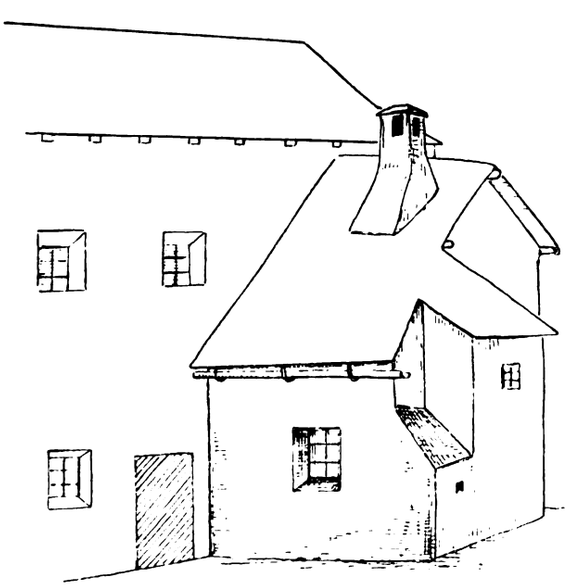


Fig. 153. Oestlich von St. Ulrich, Grödner Thal.

Mangel durchlaufender Binder im Mauergefüge zeigt sofort, dass *a* ein späterer Küchenbau sei.

Die Rotonda ragt zuweilen, wenn unten keine Wohnräume sind, aus dem Obergeschosse hervor und steht auch zuweilen auf Holzsäulen, wie in Fig. 155. Die Anlage, wie sie z. B. das bekannte Geburtshaus Tizian's (1477) in Pieve di Cadore aufweist (Fig. 156), lässt vermuthen, dass der Vorbau an der Giebelseite dieses durch bauliche Veränderungen untypisch gewordenen Hauses einen Küchenraum im Obergeschosse besessen hat, ähnlich dem Hause von Sottoguda (Fig. 155). Vielleicht ist dieser auch einmal auf Selrain, im Oetzthale, im oberen Passeyer u. s. w. so hübsch ausgebildet ist, in städtischer Verfeinerung in Sterzing, Hall, Schwaz, Bozen, Innsbruck u. s. w. so anheimelnde Ortsbilder schafft und geradezu ein Wahrzeichen des Landes bildet. Es ist schwer, diesen Gedanken nicht zu fassen; vielleicht ist er aber doch falsch. Ich kenne unzählige Erker; der Rauchfangerker kam mir aber in Auronzo zum ersten Male zu Gesicht. Fände die erwähnte Abstammung wirklich statt, ich müsste diesen Ahnherrn des

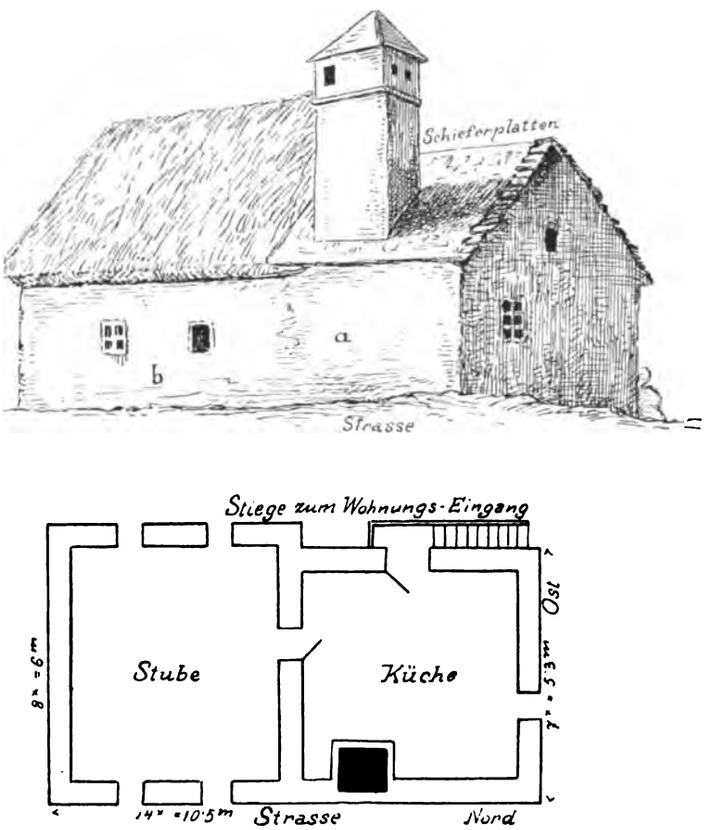


Fig. 154. Kleinhaus in Vrem. Grundriss des Obergeschosses; unterhalb Stall und Speicher.

Stelzen gestanden. Der Erker, welchen ich in Auronzo, Contrada Riva da Corte, im Jahre 1895 entdeckte, ruht auf einer consolenartigen Unterlage, ist aber nichts Anderes, als eine mit drei Seiten aus der Hausfront vorragende, obere Rotonda (Fig. 157). Der Schlott geht von ihr aus, steigt in oder an der Mauer aufwärts und kommt innerhalb des Dachsaumes zum Vorschein. Man muss auf den Gedanken verfallen, es sei hier eine frühere Entwicklungsstufe des Tiroler Erkers, welcher im Ober-Innthale, bei modernen Erkers schon öfter an anderen Orten gefunden haben. Immerhin verdient die Sache einige Aufmerksamkeit der Tiroler Landeskundigen. Ich habe mich leider an Ort und Stelle nicht um die Baugeschichte dieses Rotonda-Erkers erkundigt, aber es scheint, dass das ehemalige Rauchloch (*R*) vor gar nicht langer Zeit geschlossen worden ist, nachdem die jetzige bessere Herdeinrichtung mit Schlott und Balcon-Rotonda angebracht war.

* * *

Feuerungsanlagen in getrennt stehenden, von mehreren Familien oder Parteien bewohnten Häusern.

Im grössten Theile Mitteleuropas herrscht bei dem Landvolk das Familienhaus vor. Foville (s. Einleitung zu der „Enquête") weist z. B. nach, dass 56·3% aller französischen Wohnhäuser, Stadt und Land zusammengerechnet, von den Familien der jeweiligen Besitzer bewohnt werden, dass blos 38·7% ganz vermiethet sind (besonders in Städten) und zum kleinsten Theile augenblicklich leerstehen, dass nur 5% neben dem Besitzer auch von Miethern bewohnt werden. Die Zinskasernen von Paris und Lyon u. s. w. sind da natürlich mit inbegriffen. Man sieht hier das Vorherrschen des Familienhauses auf dem Lande in Frankreich. In den Alpen und nördlich davon verhält es sich, mit Ausnahme gewisser Industrie-

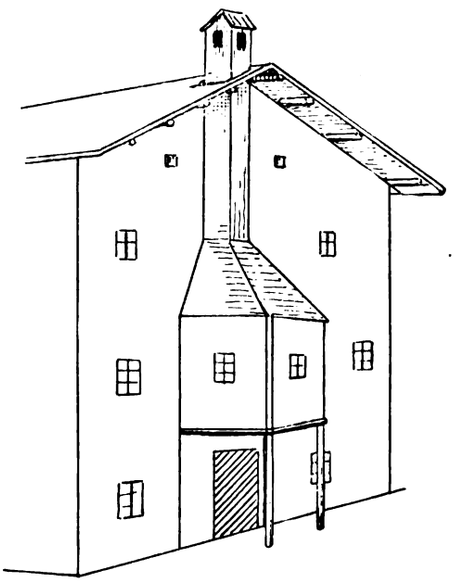


Fig. 155. Rotonda des Oberstockes in Sottoguda bei Caprile.

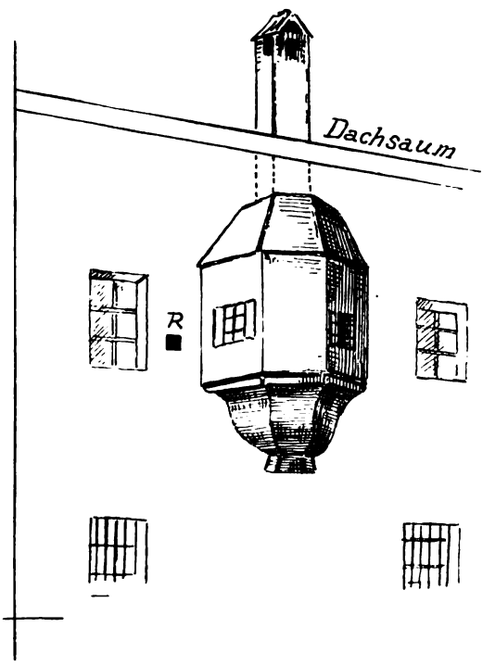


Fig. 157. Auronzo. Erker mit Kamin im Obergeschosse. R = altes Rauchloch.

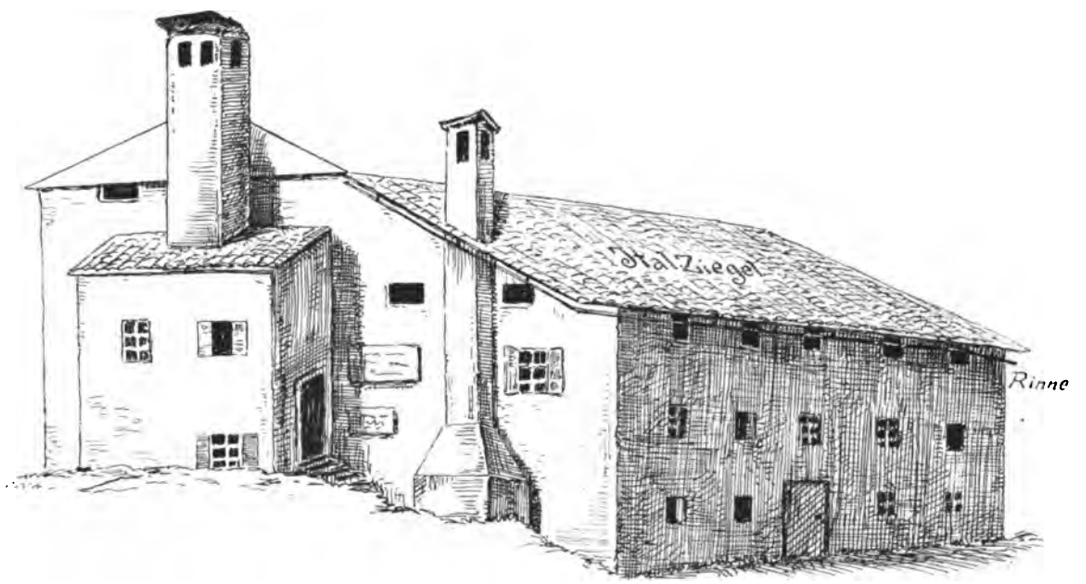


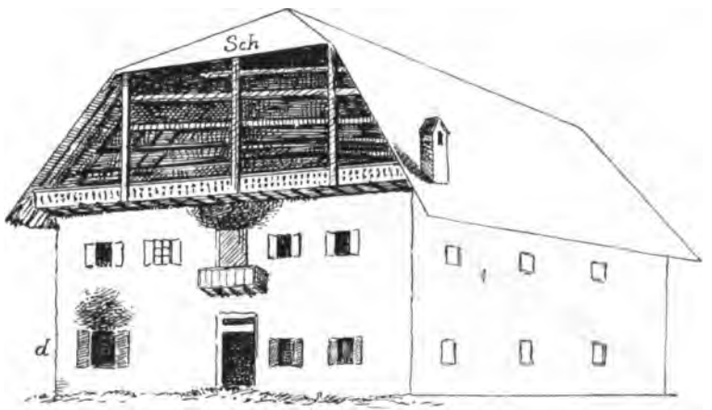
Fig. 156. Pieve di Cadore. Tizian's Geburtshaus (1477).

bezirke, ähnlich. In Oberösterreich z. B. birgt ein Gehöft wohl häufig zwei Wirthschaften: jene des Besitzers und nebenbei jene des „Ausgedingers", der alten Eltern des Hausherrn. Andere Wirthschaften aber werden in diesem oft sehr ansehnlichen Gehöfte nicht oder nur in Ausnahmefällen geduldet. Es muthet seltsam an, manche dieser Höfe mit 60 Fenstern, $^3/_4$ ha Baufläche, mit einem Fassungsraum für 300 Mann kriegsmässigen Nothbelages, von einer einzigen Familie bewohnt, mit höchstens zwei Schlotten versehen zu finden. Für die Geschwister oder gar für Familien der Geschwister ist kein Platz in diesen protzigen Bauten. Diese werden vom Uebernehmer des Gutes mit einer ihm fast unerschwinglichen, im Verhältniss zum Gesammtwerthe aber lächerlich geringen Summe abgefertigt. Solche Verhältnisse finden so oder ähnlich überall statt, wo Gesetz oder Sitte den Grund und Boden, den bäuerlichen Besitz untheilbar gemacht hat, wo Bauern-Fideicommisse entstanden sind.

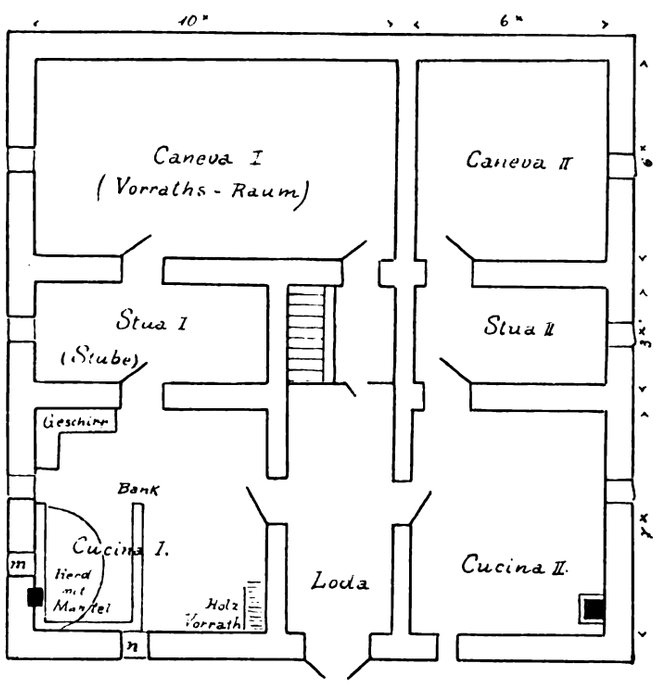
Ganz anders verhält sich dies in Südtirol und Oberitalien, wo freier Bauernbesitz — im Alpengebiete sehr häufig — reichlicher vorhanden ist, als das Laborenti- oder Massatoriverhältniss. Der Italiener heiratet. Armuth ist nicht, wie bei vielen anderen Bevölkerungen, ein Ehehinderniss. Ist er auch Jahre lang als lediger Mann, etwa auf einer anderen Erdhalbkugel, in Arbeit gestanden, könnte er selbst hoffen, sich über dem Meere eine bleibend bessere Erwerbslage zu erringen — es kommt der Tag, wo ihn die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem eigenen Herde anpackt. Er kehrt zurück, oft in sehr ärmliche Verhältnisse, und heiratet; denn das Weib ist des armen Italieners einzige Freude, einziger Luxus. Kinder liebt er über Alles, die eigenen natürlich am meisten, aber auch den Kindern Anderer ist er auffallend freundlich gesinnt. Nirgends ist man so nachsichtig und gütig gegen die lästigsten Rangen, wie in Oberitalien. Alle Familienglieder haben gleiches Recht auf das Erbe der Eltern. Alle wohnen im selben Hause. Man schlieft unter, wo nur ein Plätzchen vorhanden ist. Für Neubauten, für Hauserweiterungen, für den Anbau neuer, typischer Wohnhäuser fehlt meistens das Geld. Irgend eine Kammer, wo etwa bis dahin Feldfrüchte gelegen hatten, wird zur Wohnung eines neuvermählten Paares, eines zugereisten Bruders, einer verheirateten Tochter u. dgl. Alle vertragen sich gut. Streitigkeiten sind selten. Man bleibt beisammen, so lange es geht. Wird die Polenta für alle die zahlreichen Mäuler zu wenig — es wimmelt ja in allen Nestern des Hauses von Kindern —, so gehen die rüstigen Männer neuerdings hinaus und tragen ihren Fleiss, ihre Genügsamkeit, ihre kräftigen, geschickten Hände in die weite Welt. Wo sie auch sein mögen, senden sie, bei mindestem Eigenverbrauche, ihren Arbeitslohn grösstentheils heim. Ich denke, diese unvergleichliche Meisterschaft im Dienste der Gattung müsste diesen fähigen, ordentlichen Menschen ein grosses, ja vernichtendes und verdrängendes Uebergewicht verleihen über ihre Nachbarn, welchen der ungetheilte Besitz das Wichtigste ist, welche an einem vergleichsweise sehr üppigen Leben hängen und hauptsächlich dem Dienste des eigenen Individuums hingegeben sind, wenn nicht das rege Heimatsgefühl des Italieners ein Hinderniss für die Ausbreitung über die Heimatsgrenze darböte. Er bleibt nach mancher Sommerwanderung schliesslich daheim im wimmelnden Schwarm seines väterlichen Hauses. Darum ist z. B. das deutsche Element, welches inselartig in dem italienischen Gebiete seit Jahrhunderten eingeschlossen ist, wie z. B. in Sappada, Sauris, im Cimbernlande u. s. w., fast ganz ungemischt geblieben, hat viele Auswanderer in's Italienische gesandt, fast keine Einwanderer empfangen. Ich habe den Beweis hiefür in den Tauf- und Heiratsbüchern von Lavarone, Luserna, Fontana fredda, Asiago gefunden. Freilich hat ein Theil dieser deutschen Insulaner ihre ehemalige Muttersprache, übrigens eine literaturlose, wortarme und im Laufe der Jahrhunderte vermorschte Mundart, gegen die italienische Sprache vertauscht.

Die Anhäufung zahlreicher Familien in einem, ursprünglich nur für eine einzige Familie bestimmten Hause kann nicht ohne Einfluss auf das Innere und Aeussere, auf das Aussehen desselben bleiben. Es tritt eine gewisse Rückbildung des Typus, der Wohnart ein. Das organisch entwickelte Haus geht gleichsam aus der Form Angeflickte Nebenhäuschen wachsen wie Pusteln aus dem Hauskörper heraus. Die oft wechselnden Verhältnisse der Bewohner führen zu meist nothdürftigen Aenderungen der Hauseintheilung und Einrichtung, z. B. zur Improvisirung von Feuerstellen in beliebigen Gemächern und auch dort, wo ordentliche Rauchabfuhr nicht möglich ist. Ich habe im Weiler alle Sarche, westlich von Trient, in zwei Küchen, in Storo (Giudicarien) im dritten Stockwerke eines Hauses Weizen dreschen gesehen. So weit geht die Verrottung der typischen Verhältnisse im überfüllten Hause. Ich habe diese Zustände mit dem Ausdrucke das „Verwelken des Typus" bezeichnet.

Fig. 158 und 159 stellen die angeblich vor 1771 erbaute ehemalige Dechantei in Auronzo dar. Sie wird gegenwärtig von drei Familien kleiner Grundbesitzer bewohnt. Das Haus ist nach italienischen Begriffen noch keineswegs überfüllt. Unten sind zwei Wohnungen, jede mit Cucina — zugleich Küche und Hauptwohnraum —, wo man um das Feuer sitzt und häusliche Arbeiten verrichtet, und mit einer „Stua“ mit Betten und „Caneva“, eine Art Speisekammer. In den Küchen sind sehr niedrige Herde, um welche an den Wänden und freistehend Bänke angebracht sind. Grosse Mäntel sind im Halbkreise über den Herden. An den unteren Mantelsäumen sind Leinwandstreifen, wie in Fig. 149. Von jeder der unteren Küchen führt ein Schlott über das Dach. Die dritte Familie bewohnt das obere Geschoss, dessen Flur so wie der ebenerdige „Loda“ heisst. Dieses Geschoss hat keinen Schlott. Die Loda zeigt mit ihrem porzellanglatten Russüberzug das Rauchhaus. Der kleine Balcon des Oberstockes heisst



158.



159.

Fig. 158 und 159. Wohnhaus (1771) in Auronzo. Ansicht und Grundriss. *Sch* = Scheidewand des Dachbodens. Type des Brettausschnittes am Balcon.

„piole basso“; der mit dem Dachboden verbundene „piole alto“. Der Bodenraum ist durch eine Holzwand entzweigetheilt (*Sch* in Fig. 158). Die Einzelheiten der Wohnart habe ich, als untypisch, genauer aufzunehmen nicht für nöthig gefunden. Letztere Figur zeigt auch die Form der Ausschnitte in den Brustbrettern der „pioli“. Die Tanne und Lärche heisst italienisch „la piolla“. Ob die Benennung der Balcone hievon stammt, weiss ich nicht zu sagen, vermuthe es aber. — Das rohe, liederliche Lattenein seltsames Aussehen. Sie gehören, soweit das gemauerte Haus ostwärts reicht, zum Typus. Die Fussböden der Balcone dienen als Dachschutz über den Rauchlöchern gegen einfallenden Regen. Der Südwind müsste aber natürlich den Austritt des Rauches aus denselben verhindern.

Man möge sich als eigentlich nicht hieher gehörige Zugabe das Bild Fig. 160 *B* des getrenntstehenden Futterhauses gefallen lassen. Der „Penizzo“ ist die Trockenbühne für feucht eingebrachte Feld-

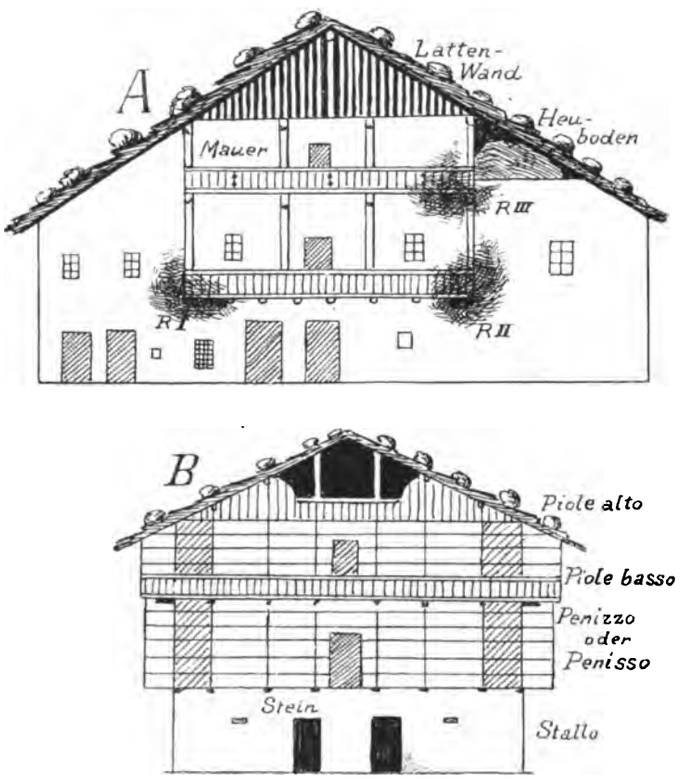


Fig. 160. Wohn- und Stallgebäude in Auronzo.

und Stangenwerk im offenen Giebel dient als Trockengestelle.

Dies ist ein fast städtisch anmuthendes, ansehnliches Haus. Bei solchen ist man an die Einschachtelung von mehreren Wirthschaften eher gewöhnt. Mehr befremdet die Erscheinung mehrerer Russspuren, also mehrerer Rauchgemächer, an Häusern, welche man ihrer äusseren Erscheinung nach in den Alpen zumeist als Familienhäuser mit blos einer Wirthschaft zu finden gewohnt ist. Fig. 160 zeigt ein solches, ebenfalls von Auronzo. Solche Russflecken in den Hausfronten verleihen den Weilern und Dörfern zwischen S. Marco und Auronzo frucht, welche nebst den beiden Piole's den steinernen Hauskern mit ihrem Holzgerüste umgibt. Feuer- und Futterhaus sind mit Legschindeln und Schwersteinen gedeckt.

Schlotte fehlen auf allen nicht modernisirten Häusern ganz in Auronzo und Umgebung.

Blech muss in früherer Zeit sehr kostspielig gewesen sein, sonst wäre wohl der Gebrauch blecherner Knierohre in jenem Theile der Alpen, wo ähnliche Rauchlöcher gewöhnlich sind, längst verbreitet worden. Vorerst findet man sie höchst selten. Solche Rohre sahen z. B. 1870/71 in Versailles nach allen Richtungen aus dem Schlosse hervor. Sie ermöglichten

die genügende Beheizung mehrerer Bildersäle für die Kranken der deutschen Armee und das Schloss ist hiebei ohne Beschädigung, ohne Rauchmackel geblieben. Ein jetzt so billiges Mittel könnte die zahlreichen Rauchlochhütten der Sette Communi wohnlich und behaglich machen. Bei Roana und

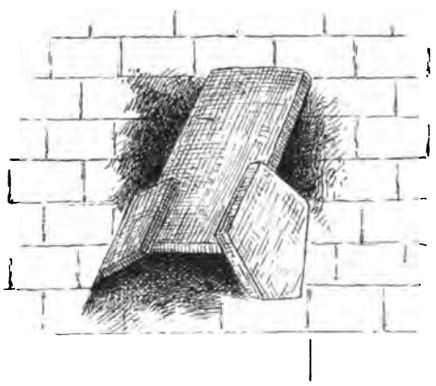


Fig. 161. Sette Communi; gedecktes Rauchloch.

Castelletto, also im Westen des Gebietes, sind selbst kleine, von blos einer Familie bewohnte Hütten nur mit Wandlöchern versehen; meistens zählt man aber deren mehrere. Jedes entspricht einer Feuerstelle, also einer Familie. Die sehr mangelhafte Schutzvorrichtung gegen Regen und Gegenwind zeigt Fig. 161. Sie kommt sehr häufig vor. Aehnliches

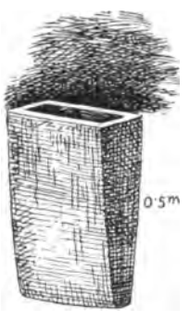


Fig. 162. Auronzo; kleines hölzernes Rauchrohr vor einem Mauerloch.

fand ich in Javré (Valle di Rendena, nördlich Tione) u. s. w.

In Unterkrain ist mir aufgefallen, dass aus der Stube dortiger Holzhäuser seitwärts und etwas oberhalb der Fensterchen je ein kleines, viereckiges Loch in's Freie führt. Ich halte sie für Rauchlöcher, welche nun, auch nach der Errichtung der Schlotte, gewohnheitsmässig beibehalten werden. Offenbar, wenn dies so sein sollte, hat sich aus denselben im Norden nichts weiter entwickelt. Anders im Süden: Dort war das Wandloch die Wurzel des Kaminrohres, welches zuerst ausserhalb der Hausmauer allmälig emporwuchs und sich erst in jüngerer Zeit in's Innere des Hauses zurückzog. Ich bin in der Lage, die einzelnen Stufen dieser Entwicklung auf Grund eigener Beobachtung zu schildern und abzubilden.

I. Fig. 162. Ein hölzernes Rauchrohr, $^1/_2$ m hoch, ausserhalb befestigt, so dass es ein Rauchloch von vorne und auf zwei Seiten deckt und schützt. Es ist oben offen, weil es sich unter einem Schutzdache oder unter einem Balcon u. dgl. befindet. Auronzo.

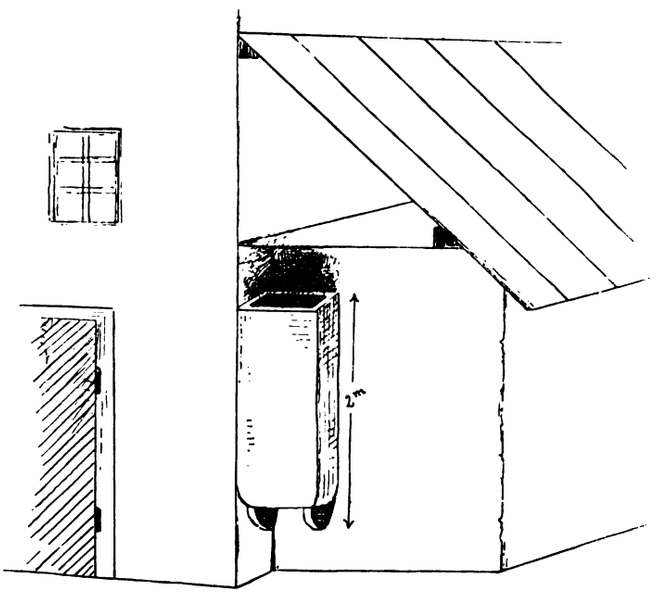


Fig. 163. Auronzo; gemauertes Rauchrohr unter Dach.

II. Verlängerung desselben Rauchrohres auf 2 m, von Holz.

III. Fig. 163. Dasselbe in Stein- oder Ziegelmauerwerk, 2 m hoch, auf Steinconsolen ruhend, oben offen, ebenfalls unter Dach.

IV. Ebenso, jedoch nicht mehr unter dem Schutze des Hausdaches, sondern selber oben mit Dächlein, unter diesem mit Rauchlöchern versehen, ähnlich wie bei unseren modernen Rauchfängen (Fig. 164). Rekkathal zwischen S. Canzian und W.-Feistritz. Dieser sozusagen „junge" Rauchfang reicht aber nicht über das Geschoss, an welchem er klebt, hinaus; aber man sieht, was unter gewissen Umständen daraus werden kann.

V. Eine Vorrichtung, wie in Fig. 165 a_I a_{II}, jedoch nicht, wie an dem dargestellten Grödner Rauchfange,

sondern unmittelbar an das Wandloch von aussen angebracht. Dieser Rauchtabernakel ist vielleicht gleichzeitig und gleichwerthig mit der IV. Stufe. Er ist oben, vorne und seitwärts geschlossen. Der Rauch entweicht unterhalb. (Vgl. „Ausland“ 1893, S. 734, „Globus“, LXV. Bd., Nr. 9.) Seither habe

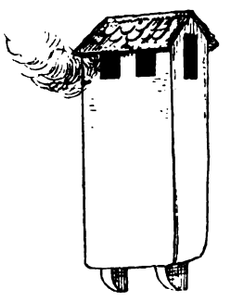


Fig. 164. Duchanowice; Rekkathal, östlich von S. Canzian. Rauchrohr mit Dach.

ich eine grosse Menge ähnlicher Schlottkasten oder Rauchtabernakel beobachtet. Wo sie noch bestehen, ist eben kein besonderer Antrieb zur Weiterentwicklung einer vollkommeneren Rauchableitung. Bei und in Pinzolo, in der schönen Valle di Rendena, gibt es deren an 300jährigen Häusern und sie werden viel-

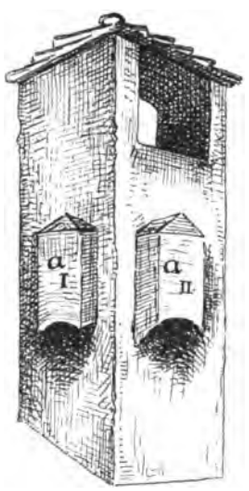


Fig. 165. Grödner Thal. Rauchfang mit Tabernakeln.

leicht weitere Jahrhunderte überdauern. Die Bauart jener schönen Dörfer ist nicht besonders gedrängt, die Häuser sind nicht hoch. Der in allen Stockwerken aus den Tabernakeln wirbelnde Rauch ist daher nicht besonders lästig für den Nachbar. Der Mensch ändert nicht leicht, was er gewohnt ist, ohne zwingendes Bedürfniss.

Entwicklung der Feuerungsanlagen in städtischer Enge mehrstöckiger Gebäude.

Die Rauchlöcher, auch wenn sie auf eine der eben geschilderten fünf Arten gegen Regen und Windanprall von aussen geschützt sind, haben dennoch Launen. Erst eine gewisse Verlängerung des

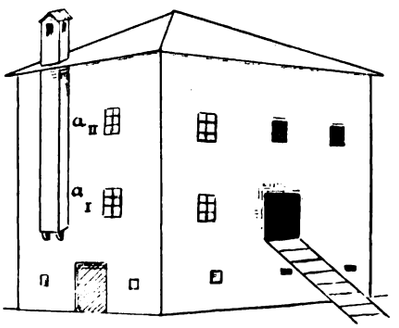


Fig. 166. Federa vecchia, westlich von Auronzo. Aussenwandschlott.

Rauchcanals und die Form der Fig. 164 gewähren ausgiebige Besserung. Schon hiedurch musste es an der Hand der Erfahrung zum Aussenwandschlott kommen, wie ihn Fig. 166 darstellt. Das Gebäude ist modern; es steht als Finanzwachkaserne in Federa Vecchia, westlich von Auronzo. Der Aussen-

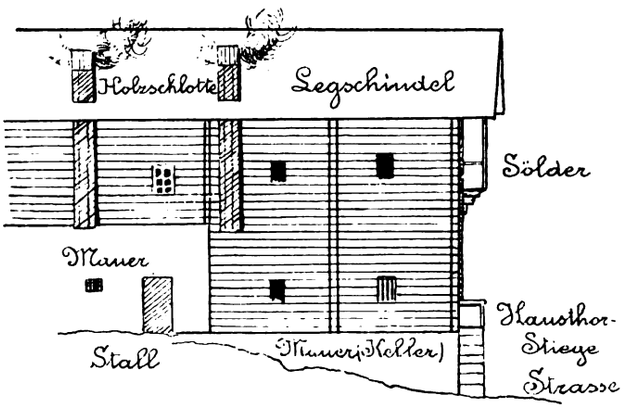


Fig. 167. Sappada; hölzerne Aussenwandschlotte.

wandschlott ruht auf Consolen, steigt über den Dachsaum auf Gipfelhöhe und bedient den Kaminherd des ersten Wohngeschosses innerhalb von a_I, nicht aber auch einen Herd des zweiten Stockes, etwa bei a_{II}. Diese Gattung Schlotte geht stets nur von einer einzigen Feuerstelle aus, weil sonst das untere Feuer das obere Gemach mit Rauch versorgen würde.

Das wälsche Beispiel aus naher Nachbarschaft mag es gewesen sein, welches in dem deutschen Pfarrort Sappada solche Aussenwandschlotte an Holz-

häusern entstehen liess. (S. Fig. 167.) Sie selbst sind von Pfosten und sind die einzigen dieser Art, welche ich kenne. Ich gebe sie als hauskundliche Rarität.

Fig. 168 ist eine Copie aus dem erwähnten französischen Werke „Enquête“ und stellt eine „Locature“, d. i. den zu einem einstigen herrschaftlichen Besitze gehörigen Meierhof der Sologne, Gegend südlich der Loire, bei Orléans, dar. In diesem etwas verlotterten Fachwerkbau bemerken wir einen Innenschlott a_I des einen Wohntheiles und einen Aussenwandschlott a_{II} eines anderen. Da diese letztere Schlottform mir auch auf mehreren französischen Landschaftsbildern untergekommen ist, so vermuthe ich, dass sie in Frankreich weit gewöhnlicher sein mag, als die noch unvollständige „Enquête“ vermuthen lässt. Leider ist auch von diesem interessanten Typus kein Grundriss dargestellt, keine genügende hauskundliche Beschreibung angefügt. Es ist dies ein bedauerlicher Mangel; denn von französischer Seite wird die ungenügende Aufnahme so vieler Häuser wohl nicht wiederholt werden und deutsche Forscher dürften sich hüten, sich den lästigen Schnüffeleien der Spionensucht auszusetzen, und derweil verschwinden die volksthümlichen Landtypen mehr und mehr. Es scheint mir zweifellos, dass der französische Aussenwandschlott (mir unbekannten Verbreitungsbezirkes) an ebenerdigen Gebäuden nicht auf Consolen, sondern allgemein auf einem äusseren Fundamente im Baugrunde ruht, dass er den Dachfirst überhöht, oben mit einer Platte *p* und einem Schwersteine *s* versehen ist. Wo der Rauch ausfliesst, ist nicht ersichtlich. Ganz gewiss ist die Wurzel auch dieses Schlottes das urwüchsige Wandloch, also die horizontale Rauchableitung aus dem Wohnraume, von einer an die betreffende Wand gerückten Herdstelle, welche zur bekannten Kaminform ausgebildet worden ist.

In den italienischen Alpen und in Südtirol sind bei lockerer Dorflage sowohl entwickelte, das heisst hohe, das Dach überhöhende, als auch embryonale Aussenwandschlotte gemischt. Man konnte sie erhöhen, wenn man wollte, man konnte sie aber auch im Tabernakelzustande belassen. Kam ein Nachtheil heraus, so traf er die Bewohner blos dieses Hauses. Denke man sich aber nun beim Aufblühen engbegrenzter, weil durch Festungswerke umschlossener Städte die bekannte italienische Enggasse und das Aufthürmen von 3—4 Stockwerken, und denke man sich von jeder der zahlreichen Herd- oder Kamin-

Fig. 168. Sologne, südlich von Orléans. Alte „Locature“.

stellen Rauchlöcher, oder auch Rauchtabernakel, oder kurze Rauchlochdeckel nach den früher erwähnten fünf Entwicklungsstadien und es entsteht sofort ein Phantasiebild mittelalterlichen Stadtlebens, welches von der romantischen Vorstellung der Dichter gar weit entfernt ist, und zweifellos hat erst das Rauchelend nach und nach die allgemeine und vollständige Rauchabfuhr bis oberhalb der Dächer, also die Massenanwendung der Aussenwandschlotte, angebahnt. Eine Zeit lang während dieser Entwicklung mag der Aufenthalt in solchen Rauchgassen recht qualvoll gewesen sein. Bei der heutigen trefflichen Rauchabfuhr kann man sich keinen Begriff davon machen, ebensowenig wie bei der heutigen Strassenpflege, Canalisirung und Senkgrubenwirthschaft von dem mittelalterlichen Unrath und Gestank. Wer die Stadt Tivoli oder manche Stadt Istriens u. a. m.

durchschreitet, der ahnt, wie es da einstens ausgesehen haben mag. Der Hauptsache nach ist ja dort ebenfalls das Wichtigste verbessert worden.

Der Zustand und das Aussehen der Gassen nach Vollausbildung des Aussenwandschlottes ist bekannt, und zwar nach einem merkwürdigen, grossen Kupferstiche, einer Ansicht von Venedig im XVI. Jahrhundert im Dogenpalaste (Landkartenzimmer). Fast alle auf demselben sichtbaren Privatbauten haben einen oder mehrere solche hässliche, die Hauptseite

Fig. 169. Chioggia; Seitengasse mit Aussenwandschlotten.

der Häuser höchlich entstellende Aussenschlotte. Erst in späterer Zeit wurden sie durch Befehl der Baubehörde aus ästhetischen Gründen abgeschafft.

Chioggia ist in mancher Beziehung, in Mundart, Costüme, Beschäftigung, Lebensführung und in der Scenerie, Altvenedig. Es hat sich seit 1859, als ich es zuerst sah, wesentlich seiner Eigenart entkleidet, beginnt eben auch in den modernen Universal- und Uniformitätsteig zu versinken, welcher dem Ende des XIX. Jahrhunderts gemäss ist; aber in den Winkeln ist noch einige Individualität. Einen solchen Winkel zeigt Fig. 169, welche nach einem Photogramm des Fräuleins Eysn (Salzburg) angefertigt ist. Ich benütze die an dieser Stelle sich bietende Gelegenheit, ihr für ihre werthvollen Zusendungen höflichst zu danken. Aehnlich sind mehrere Seitengassen, welche untereinander gleichlaufend, in der breiten Hauptstrasse rechtwinklig münden und diese gegen Norden mit dem Werften- und Hafencanal, gegen Süden mit der Riva an der grossen Lagune verbinden. Ich habe die an diesem Gassenstücke erkennbaren Aussenwandschlotte mit I—IX bezeichnet. Annähernd ebenso viele befinden sich natürlich auch auf der anderen Gassenseite, welche im Bilde nicht sichtbar ist. Rechts im Vordergrunde tritt eine jener Kaminnischen, welche auf Consolen ruhen, mit zwei Gucklöchern versehen sind, innen die Kaminfeuerstelle enthalten, oberhalb den Schlott tragen, deutlich hervor. Diese Kaminnischen habe ich besonders

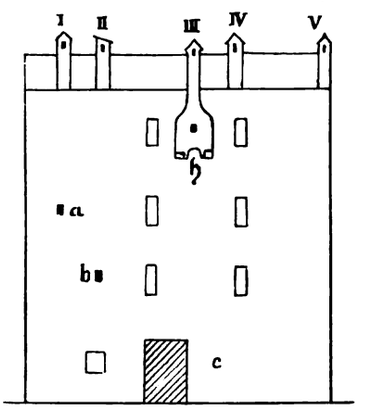


Fig. 170. Rovigno (Istrien); umgeformte Aussenschlotte.

häufig auch in Treviso 1894 getroffen. In anderen oberitalienischen Städten mögen sie auch vorkommen, nur habe ich sie vielleicht nicht genügend beachtet. Sterzing (Tirol) hat deren noch einige an älteren Häusern; Bologna in versteckten Gassenwinkeln. In Pisa habe ich 1896 Spuren derselben zu bemerken geglaubt; in den Orten der Riviera di Levante zwischen Pisa, Spezzia u. s. w. und Genua habe ich nichts Aehnliches bemerkt; bin aber auch nicht gewandert, sondern gefahren. In Carrara gibt es keine Aussenschlotte und Niemand konnte mir darüber Auskunft geben. Nürnberg soll deren welche gehabt haben und noch einige haben.

Sehr lehrreich ist Fig. 170, Haus der Trattoria all' Arrivo in Rovigno (Istrien), Südfront, weil es den Uebergang zur modernen Hausform ohne Aussenwandschlotte darstellt. Der Schlott III mit seiner Kaminnische *h* ist noch im alten Zustande erhalten. Die Gucklöcher von I und II sind ebenfalls noch bei

a und *b* an der alten Stelle, aber die betreffenden Aussenwandschlotte sind verschwunden. Sie haben sich nach der Innenseite der Hausmauer zurückgezogen und ragen mit den Schornsteinen I, II oberhalb des Dachsaumes hervor. Vom ebenfalls in's Innere versetzten Schlotte III ist auch das ehemalige Guckloch *c* vermauert. Man sieht davon nur mehr den Schornstein IV. Jener V verläuft an der Giebelseite des Hauses in ähnlicher Weise.

Fig. 171 und 172 stellen Aussenwandschlotte dar, welche aus „Rotonda"-Küchen längs der Hausmauer hinansteigen, damit die oberen Wohnräume durch den Rauch des Küchenausbaues nicht belästigt werden.

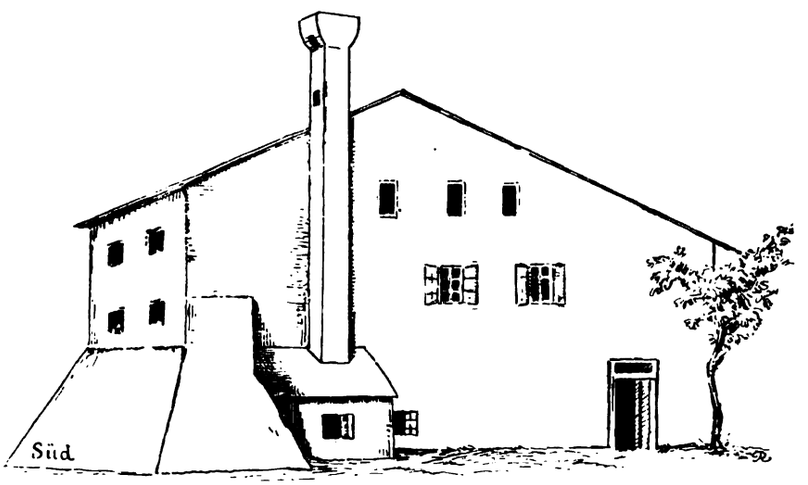


Fig. 171. Grado; Aussenschlott mit Küchen-Vorbau.

An Fig. 171 fällt die seltsame Böschung der südwärts gerichteten Mauer des ebenerdigen Geschosses auf. Sie ist jetzt zwecklos geworden. Ehe aber der grosse Uferdamm und die neue, südlich vorliegende Hausreihe Grado's bestanden, brach sich an diesem Bollwerke die Gewalt der brandenden Hochwellen.

An Fig. 172 (Haus zwischen Monfalcone und Aquileja) bemerke man das mantelförmige Dach eines Küchenvorbaues. Leider besitze ich hievon blos eine flüchtige, im Vorüberfahren abgenommene Skizze.

Fig. 173 stellt ein neueres Wohnhaus mit zwei gleichen Wohnungen in Pisino (Istrien) dar, in welchem beide Schlotte in der Hauptmauer selbst sind.

Ein Ergebniss dieser vergleichenden Untersuchungen geht nun dahin, dass der oberitalienische Schlott einem anderen Bedürfnisse abzuhelfen hatte, als der Rauchfang im ländlichen Hause Mitteleuropas. Mag der erstere durch italienische Bauleute etwa für die von ihnen errichteten Renaissancepaläste eingeführt und mag die Ausbildung unseres städtischen Rauchfanges sonst noch durch ihn beeinflusst worden sein [1]); aber die Entwicklung unseres bäuerlichen Rauchfanges ist bestimmt bis in die neueste Zeit ihren eigenen Weg gegangen. Vielleicht ist es mir gelungen, durch Zusammentragen, Vergleichen und Vereinigen einzelner, örtlich von einander weit abliegender gegenwärtiger Formen die Art der Aufeinanderfolge der einzelnen Typenstufen mit Wahrscheinlichkeit zu vermitteln.

Wie überhaupt in der Hausforschung, bietet jedes Ergebniss neue Aufgaben, jede Lösung ein neues Räthsel. Ich empfehle daher diese Arbeit den Fachmännern zur Vervollkommnung und Berichtigung nach Beobachtungen im selben oder auch in anderen Typengebieten. Wenn die bei der beabsichtigten Typensammlung beschäftigten Architekten und Ingenieure

[1]) Linz a. d. Donau bestand, ehe es im XVI. Jahrhundert gänzlich abbrannte, fast ganz aus Holzhäusern. Solches wird in Mitteleuropa, wo Waldreichthum herrschte, noch in sehr vielen anderen Städten der Fall gewesen sein. Für einige ist es bezeugt. Für manche sprechen noch erhaltene Holzhäuser von sehr feiner, ausgebildeter Holzbautechnik (Rouen u. s. w.). In der Epoche der Umsetzung solcher Städte in Steinbau oder Ziegelbau mögen in der That viele italienische Werkleute zu uns gekommen sein, denn in Ländern mit ausgebildetem Holzbau pflegt das Maurerhandwerk weniger entwickelt zu sein. Bis heute arbeiten in der That in ganz Steiermark an ländlichen Mauerbauten sehr viele für den Sommer eingewanderte italienische Arbeiter.

Oesterreichs, Deutschlands und der Schweiz durch sie angeregt werden sollten, den Heizeinrichtungen eine besondere Beachtung zuzuwenden und für die Legende zu jedem Typus einen Sonderparagraphen über Herd, Ofen, Stube, Rauchfang etwa so, wie es

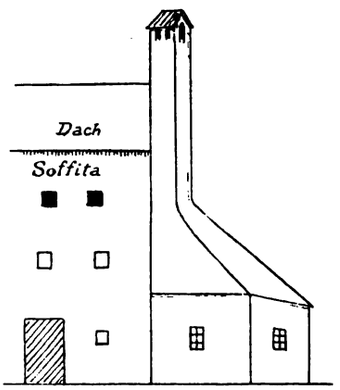


Fig. 172. Bei Aquileja; Aussenschlott mit Küchen-Vorbau.

Eigl in seinem Büchlein „Charakteristik . . .“ gethan, zu widmen, so würde mein typengeschichtlicher Versuch der Sache genützt haben.

Noch muss ich festsetzen, dass ich nicht behaupte: alle Schlotte hätten sich entweder aus dem söllernden Rauchcabinet des Holzhauses einerseits und aus dem primitiven, die Hauptmauer horizontal durchbohrenden Rauchloche untypischer, übervölkerter

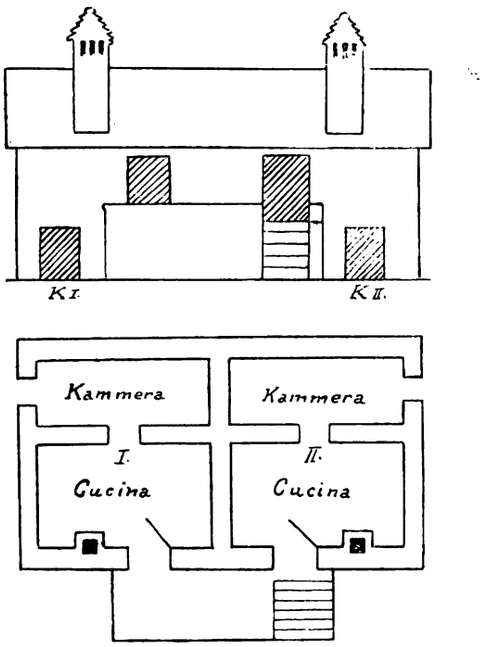


Fig. 173. Pisino (Istrien); städtisches Doppelhaus.
KI, II = Keller.

Steinhäuser andererseits entwickelt. Ich habe Beobachtetes geboten und nichts weiter.

Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovíze und in der prähistorischen Zeit überhaupt.

Von **Dr. H. Matiegka.**

(Mit einer Tafel.)

[Aus den „Památky archaeol. XVI." übersetzt [1]).]

Bei der sehr gründlichen und gewissenhaften Durchforschung der prähistorischen Culturgruben bei Knovíze in Böhmen, deren Beschreibung in den „Památky archaeol. XVI." [2]) geboten wurde, wurde eine Anzahl menschlicher Knochen in einer derartigen Lagerung und Vertheilung, sowie in einem Zustande gefunden, dass sie uns — ich möchte sagen — einen Beweis liefern, dass in der prähistorischen Zeit in Böhmen Anthropophagie geübt wurde.

Im Ganzen wurden 52 Gruben untersucht; in 12 derselben wurden menschliche Knochen gefunden, und zwar:

Ein vollständiges Kinderskelet in der Grube Nr. 33.

Schädel und Schädelfragmente in den Gruben Nr. 17, 31, 32, 32, 32, 40, 44, 44 [3]).

Oberkiefer in den Gruben Nr. 32, 44.

Unterkiefer in den Gruben Nr. 32, 32, 33, 33.

Halswirbel in der Grube Nr. 37.

Schlüsselbeine (beide) in der Grube Nr. 32.

Ein Schulterblatt in der Grube Nr. 32.

Ein Oberarmknochen in der Grube Nr. 30.

Ein Oberschenkelknochen in der Grube Nr. 24.

Schienbeine in den Gruben Nr. 17, 21.

Handknöchelchen in den Gruben Nr. 33, 33, 35, 36, 37.

Fussknöchelchen in den Gruben Nr. 37 (zwei), 36.

Ausser dem vollständigen Kinderskelete können wir nach der Zahl der Schädel und Schädelfragmente auf wenigstens acht Personen schliessen.

Bevor ich zu dem eigentlichen Gegenstande übergehe, seien mir einige Worte über die anthropologischen Charaktere, welche diese Knochen darbieten, gestattet.

Der Schädel aus der unteren Grube Nr. 17 gehörte einem etwa 9—10jährigen Kinde an und ist vollkommen erhalten, blos am Scheitel (Bregma) ist ein Theil herausgebrochen; der Rand dieser erst später entstandenen Oeffnung zeigt jedoch stellenweise eine bräunliche Verfärbung, die augenscheinlich durch Feuer entstanden ist. Der Schädel ist mesocephal (Index 76·89), dabei ziemlich hoch; das Gesicht ist prognath, chamaeprosop (ind. fac. 88·89), mesorrhin (in. nas. 52·38) und mesosem (ind. orb. 83·33) [1]). Der Schädel zeigt keine Merkmale inferiorer Rassen und weist den germanischen Reihengräbertypus auf, soweit ihn überhaupt die kindlichen Formen verrathen.

Die Fragmente des Kinderschädels aus der Grube Nr. 31 sprechen für eine ziemlich lange und hohe Schädelform. Die übrigen Bruchstücke lassen kein Urtheil zu.

Die Tibia aus der oberen Grube Nr. 17 ist platyknemisch (Index 68·8), d. h. sie zeigt jene abgeflachte Form, welche häufiger an prähistorischen Skeletten und an Skeletten der jetzigen inferioren Völker beobachtet wurde [2]).

Indem ich nun zur Beschreibung des Zustandes, in welchem die Knochen gefunden wurden, übergehe, weise ich vorerst darauf hin, dass es sich blos in einem Falle (Grube Nr. 33) um ein vollständiges Skelet handelt,

[1]) Wir bringen diesmal ausnahmsweise eine Uebersetzung eines Artikels aus einer in fremder Sprache erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift. Der interessante Stoff, sowie der unter den Fachmännern bestens bekannte Name des Herrn Verfassers rechtfertigen den Wunsch, dem Artikel eine möglichst weite Verbreitung in wissenschaftlichen Kreisen zu geben. Die Uebersetzung ist von dem Verfasser selbst besorgt worden; die Tafel ist den „Památky" entnommen, deren Redaction das Cliché in dankenswerther Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hat. Die Redaction.

[2]) Die Erforschung der Gruben führte Herr Johann Felcman, Director der Zuckerfabrik in Zvolenëves, durch und erlaube ich mir hier, ihm meinen Dank für das geliehene Material auszusprechen; die Ergebnisse der Grabungen beschrieb Herr Wenzel Šmied, Beamter derselben Zuckerfabrik.

[3]) Eine Wiederholung der Ziffern bedeutet die Anzahl der Personen, von denen in einer und derselben Grube Knochen gefunden wurden.

[1]) An diesem Schädel constatirte ich folgende Maasse: Länge = 181 mm, Breite = 139, Umfang 515, Längsbogen 390 (147 + 145 + 98?), Querbogen 325, kleinste Stirnbreite 98, grösste Stirnbreite 120, Biasterialbreite 99, Biokularbreite 99, Bijugalbreite 102, Bimaxbreite 87, Bigonbreite 86, Gesichtsbreite 117, Gesichtshöhe 104, Obergesichtshöhe 61 (mit den Zähnen 69), Unterkieferhöhe 30 (mit den Zähnen 40), Orbitalhöhe 30, Orbitalbreite 36, Nasenhöhe 42, Nasenbreite 22.

[2]) Dieser Charakter fehlt dem Schienbein des Kinderskeletes (Grube Nr. 33) und dem Schienbein aus der Grube Nr. 21.

und zwar um ein Skelet eines etwa 20—24monatlichen Kindes, welches in zusammengekrümmter Lage aufgefunden wurde; obzwar hier nach der Angabe des erfahrenen Ausgräbers keine Anhaltspunkte für eine rituelle, gehörige Bestattung vorhanden waren, bleibt es doch auch nur eine einfache, unerwiesene Vermuthung, dass der Leichnam einfach in die Grube geworfen worden war, vielleicht wegen der vorgeschrittenen Fäulniss oder wegen einer widrigen Krankheit, oder dass ein anderes Hinderniss seine Verzehrung verhütete. In einem Falle (Grube Nr. 17) wurde ein Schädel vollständig erhalten, nur wenig angebrannt, gefunden, welcher keinen Schluss, nur Vermuthungen, wie sie eben ausgesprochen wurden, zulässt.

Sonst wurden immer nur Bruchstücke von Schädeln gefunden (in der Grube Nr. 31 ein grösserer Theil des Schädeldaches ohne Gesicht) und — ausser den kleinen Extremitätenknöchelchen und den Schlüsselbeinen — Bruchstücke der grösseren Knochen, ohne dass man sicherstellen konnte, wohin die übrigen Theile des Skeletes gerathen sind. Dies ist ein Beweis, dass man mit den Ueberresten der Verstorbenen nicht so umging, wie es das menschliche Gefühl vielleicht verlangt und scheinbar stets verlangte; im Gegentheile wurden die Leichname augenscheinlich an einem anderen Orte zerhackt und in Stücken in die Hütten gebracht, aus denen sie in die Abfallsgruben gelangten, wie es heutzutage noch bei den der Anthropophagie ergebenen Wilden geschieht.

Ein zweiter Umstand, der unsere Ansicht bestätigt, ist der, dass die Knochen und Knochenfragmente zwischen Thierknochen und zwischen Scherben und Asche gefunden wurden, gerade so, als ob es sich eben nur um unbrauchbare Ueberreste und um Speiseabfälle handeln würde.

Drittens finden wir, dass ein grosser Theil der Knochen dem Feuer oder glühender Asche ausgesetzt worden war; so weist der Schädel aus der Grube Nr. 17, ein Hinterhaupts-Knochenfragment eines jugendlichen Individuums aus der Grube Nr. 32, Feuerspuren auf, desgleichen die Tibia aus der Grube Nr. 21; der Oberkiefer aus der Grube Nr. 32 (Taf. VI, Fig. 4) ist längs des ganzen Alveolarrandes, ein Oberarmknochen-Bruchstück aus der Grube Nr. 30 (Taf. VI, Fig. 6) und das Fingerknöchelchen aus der Grube Nr. 37 (Taf. VI, Fig. 8) zum grössten Theile verkohlt. Dass diese Theile angebrannt sind, lässt sich am besten durch die Sitte der Menschenfresserei erklären: denn dass es sich da nicht um theilweise rituelle Verbrennung handelt, ist daraus ganz klar, dass hier überhaupt keine anderen Zeichen einer rituellen Bestattung vorhanden sind, so dass ein weniger gewissenhafter und unerfahrener Sammler die kleinen Ueberreste menschlicher Knochen unbeachtet gelassen und nicht die geringste Abweichung von anderen ähnlichen menschlichen Wohnungsüberresten gefunden hätte. Auch das Bruchstück des Scheitelbeines aus der Grube Nr. 40 war augenscheinlich dem Feuer ausgesetzt gewesen und ist so verfärbt, als ob es gebraten worden wäre. Sehr interessant ist jedoch das Bruchstück des Stirnbeines eines älteren Mannes aus der Grube Nr. 44 (Taf. VI, Fig. 3), welches an einer Ecke eine kleine, begrenzte Brandspur zeigt, deren Entstehung man sich nicht anders vorstellen kann, als dass mit diesem Fragmente in glühender Kohle oder im Feuer gewühlt wurde.

Der vierte Umstand, welcher die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Ansicht sozusagen beweist, ist das absichtliche Zerschlagen und Eröffnen der Schädel und Knochen; so weist das Stirnknochenfragment aus der Grube Nr. 44 (Taf. VI, Fig. 2) und das Bruchstück aus der Lambdagegend aus der Grube Nr. 32 (Taf. VI, Fig. 7) ganz deutliche Zeichen absichtlichen Zerschlagens auf, weniger deutliche Zeichen ein Unterkiefer aus der Grube Nr. 33 und ein Schienbein aus Nr. 17. Der Oberschenkelkopf aus der Grube Nr. 24 scheint mit einem scharfen Instrumente abgehackt worden zu sein (Taf. VI, Fig. 5). Das beste Beispiel bietet jedoch ein rechtes Schienbein aus der Grube Nr. 21 (Taf. VI, Fig. 1). Von diesem Knochen, welcher von einer erwachsenen und eher grossen Person herrührt, ist beinahe die ganze vordere Kante erhalten (in einer Länge von 28 cm), obzwar es die schärfste Kante ist, während der andere Theil des Knochens entfernt wurde, und zwar höchst wahrscheinlich durch Spaltung der Länge nach. An einigen (drei) Stellen bemerken wir eigenthümliche Ausschnitte, welche man für Stellen ansehen kann, wo der zum Eröffnen des Knochens gebrauchte Meissel angelegt wurde, oder aber für Stellen, welche von irgend einem starken Thiere (einem grossen Hunde) am weggeworfenen, gespaltenen Knochen ausgebissen oder abgenagt wurden. Die kleinen Unregelmässigkeiten an den abgerundeten Ausschnitten dieses Knochens liessen sich vielleicht als Zahnabdrücke deuten. Ich erlaube mir jedoch nicht, ein entscheidendes Urtheil darüber zu fällen. Dass dieses eigenthümliche Bruchstück nicht durch Zufall entstand, das — glaube ich — erkennt jeder

Laie auf den ersten Blick beim Vergleiche mit einem erhaltenen Knochen. Dass der Knochen eröffnet wurde, so lange er noch frisch war, dafür sprechen die kleinen Splitter, welche sich an jenen Ausschnitten erhalten haben und welche sich nur erhalten konnten, wenn die Eröffnung am frischen, mit Beinhaut versehenen und der animalischen (bindenden) Substanzen noch nicht entbehrenden Knochen ausgeführt wurde. Am oberen wie am unteren Ende bemerken wir eine bräunliche, vom Feuer herrührende Verfärbung.

Die auf der Tafel gelieferten Abbildungen veranschaulichen die Art und Weise des Zerschlagens und Eröffnens der Knochen. Ein Blick auf die Knochen selbst überzeugt uns auch von der Absichtlichkeit dieser Handlung.

In der Ueberzeugung, dass in dieser Angelegenheit das Wort eines Sachverständigen, eines Gerichtsarztes, entscheidend ist, erlaubte ich mir, die Knochen dem Herrn Dr. J. Reinsberg, Professor für gerichtliche Medicin an der böhmischen Universität, vorzulegen, welcher sie (besonders die Tibia aus der Grube Nr. 21) ebenfalls für absichtlich zerschlagen und eröffnet anerkannte.

Endlich zeugt für unsere Ansicht auch der Umstand, dass in einer einzelnen Grube nicht Knochen einer einzigen Person gefunden wurden, sondern solche von zwei, drei und vielleicht auch vier Personen (Nr. 32, 33 und 44), aber immer nur in Bruchstücken von unbedeutender Anzahl.

Aus dem Angeführten können folgende Schlüsse gezogen werden: In der prähistorischen Ansiedlung von Knovíze aus der Bronzezeit (Hallstatt-Periode?) wurde Anthropophagie geübt. Aus dem Umstande, dass beinahe alle Knochen im Funde vertreten sind, können wir schliessen, dass es sich hier nicht um eine rituelle oder symbolische Anthropophagie gehandelt hat, bei der nur gewisse Körpertheile genossen werden, sondern um wahre Menschenfresserei aus Leckerei. Denn die grosse Zahl der Thierknochen (besonders der grossen Säugethiere und Hausthiere), wie sie gerade in jenen Gruben constatirt wurde, wo Theile menschlicher Skelette sich vorfanden [1]), beweist, dass nicht Noth die Bewohner dieser Ansiedlung zur Anthropophagie trieb, sondern dass sie Genäschigkeit dazu bewog; für diese zeugt auch der Umstand, dass man dem Fleische junger Personen und Kinder den Vorzug gab, wie wir aus der grösseren Anzahl der Knochen dieser schliessen können. Danach scheint es auch, dass nicht blos die Leichen der Feinde, sondern vielleicht auch die der Verwandten dieser Sitte zum Opfer fielen.

Es scheint, dass die prähistorischen Menschenfresser von Knovíze sich vor Allem das Gehirn schmecken liessen (nach den reichlichen Schädelfragmenten zu schliessen), weiter das Mark der Röhrenknochen und vielleicht den Handteller und die Fusssohle, wie wir aus der grösseren Zahl der Hand- und Fussknöchelchen schliessen könnten. Endlich wurde sicher auch das Fleisch des Rumpfes und der Gliedmassen genossen; das Fleisch wurde gebraten, vielleicht auch gekocht. Die langen Röhrenknochen wurden über das Feuer gehalten, damit das Mark besser herausgenommen werden könne. (Vgl. Worsaae, Congrès Copenhague, str. 88.) Wie weit gewisse Eingeweide (Herz, Auge) als besondere Leckerbissen galten und welcher Aberglauben mit der Anthropophagie in der Vorzeit verbunden war, davon können wir uns allerdings keine Vorstellung machen.

* * *

Dass einstens in Böhmen Anthropophagie ausgeübt wurde, ist nicht auffallend, wenn wir erwägen, dass schon für beinahe ganz Europa in der prähistorischen Zeit dieselbe nachgewiesen oder wenigstens wahrscheinlich gemacht worden ist. Wir haben dafür Beweise dreierlei Art: vor Allem das Zeugniss der alten Schriftsteller, für's Zweite bis jetzt erhaltene Sagen, Aberglauben und Märchen, die von Menschenfresserei handeln, und endlich zahlreiche dafür zeugende archäologische Funde. Ausserdem spricht dafür auch folgende Erwägung: Von allen Erdtheilen ist Europa einzig und allein frei von Völkern, die der Menschenfresserei ergeben sind, was wir jedoch aus dem Umstande uns erklären, dass es ausser Europa keinen Erdtheil gibt, der nicht auf der tiefsten Stufe der Bildung stehende Völker beherbergte. Denn mit einer höheren Bildung verliert sich dieser Brauch überall und verlor sich bei unseren europäischen Vorfahren, bei den Völkern Asiens, und selbst bei Wilden, auch ohne Zuthun der europäischen Cultur und des Christenthums; so z. B. auf Tahiti, Hawaii, in Mikronesien, wo früher Anthropophagie geübt wurde, wie wir aus gewissen Zeichen mit Sicherheit schliessen können, wo sie aber schon von den ersten weissen Entdeckern nicht mehr vorgefunden wurde. Natürlich ist der Fortschritt seit der Entdeckung ein viel grösserer und schnellerer. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass Europa einzig

[1]) Nach Angabe des Herrn Directors J. Felcman.

und allein in früheren, prähistorischen Zeiten, als es von gleich wilden Volksstämmen bewohnt war, die sich sonst in nichts von den jetzigen Wilden unterschieden, entweder ganz oder theilweise nackt gingen, ihre Körper bemalten, vergiftete Waffen benützten u. s. w. u. s. w., frei von Anthropophagen gewesen sei.

Von den Schriftstellern des Alterthums erzählt Herodot (I, 216, IV, 26), dass die Koletier in Indien Menschenfresser waren, welche die Leichen ihrer Eltern assen; die Padaier erschlugen und verzehrten angeblich die Kranken, die alten wie die jungen; die Massageten (am Aras) verzehrten ihre alten Anverwandten, begruben jedoch die an Krankheiten gestorbenen; die Issedonen liessen zwar die Greise ruhig sterben, aber verzehrten sie dann, indem sie ihr Fleisch mit Thierfleisch mischten. Strabo (IV, 5, 4) gibt an, dass bei den Derbikern am Kaukasus die über 70 Jahre alten Männer erschlagen und von den Verwandten verzehrt werden. Auch die Skythen, Iberer, Gallier und andere Völkerschaften scheuten sich in der Noth nicht vor Menschenfleisch. Nach demselben Autor sind auch die Iren echte Menschenfresser gewesen, welche es für eine Ehre ansahen, die eigenen Eltern nach dem Tode zu verzehren. Nach Diodorus Sic. (VI, 16) geniessen ebendieselben Iren das Fleisch der überwundenen Feinde. Eratosthenes beschuldigt die am Pontus wohnenden Völkerschaften und besonders die Skythen der Menschenfresserei: sie assen das Fleisch ihrer Feinde und benützten die Schädelschale als Becher. Plinius (Hist. nat. VII, 22) erzählt von Menschenfressern, am Borysthenes (dem jetzigen Dnjepr) wohnend, die aus menschlichen Schädelschalen tranken und die Scalpe erschlagener Feinde wie die jetzigen Indianer zu tragen pflegten. Nach Plutarch soll Alexander der Grosse die Anthropophagie in Sogdiana abgeschafft haben. Livius (XXIII, 5) verdächtigt den Hannibal, dass er seine Soldaten Menschenfleisch essen gelehrt hätte, damit sie wild und tapfer würden.

Der heilige Hieronymus (C. St. Hieronymus in Jovianum, lib. II, c. 7, Ed. Vallarsii, Vol. II, pag. 335), welcher im IV. Jahrhunderte lebte, erzählt, dass er „in seiner Jugend in Gallien die Attacotter (oder Skoten?) gesehen habe, welche sich von Menschenfleich nährten und obzwar sie in den Wäldern Heerden von Schweinen, Schafen und Rindern gefunden hätten, den Gebrauch gehabt haben, Knaben die Hintertheile und Weibern die Brüste abzuschneiden, die sie als Leckerbissen assen".

Zu diesen Nachrichten, die sich noch vermehren liessen (Bodinus, Lucius, Sextus Empiricus u. s. w.), kommen die zahlreichen Angaben von Menschenopfern, welche sicher in enger Verbindung mit der Anthropophagie stehen, wenn sie auch nicht durchwegs in ihr ihren Ursprung haben; solche Opfer waren bei den Aegyptern, Juden[1]), Babyloniern, Phöniziern, Karthagern, Griechen, Römern, Skythen, Belgern, Gallern, Kelten, Germanen, Slaven, Esthen, Thrakern und Indern, also ursprünglich bei allen früher oder später civilisirten Völkerschaften gebräuchlich[2]).

Was die Sagen, Märchen und den Aberglauben betrifft, welche von Menschenfresserei oder Menschenopfer berichten oder an solche erinnern, so erhielten sich dieselben noch bei vielen auf einer hohen Stufe der Cultur stehenden und die alte Welt und besonders Europa bewohnenden Völkern. So kommen Menschenfresser und Menschenopfer in griechischen und römischen (Atreus, Tantalus, Polyphem[3]) Kronos), in hebräischen (Opferung Isaaks, Jonas etc.), germanischen (im Nibelungenlied stillen die burgundischen Ritter ihren Durst mit dem Blute ihrer Feinde), slavischen, besonders serbischen und russischen Sagen vor, was letzteres um so interessanter ist, als die grösste Zahl der Berichte alter Autoren sich auf die von diesen Völkern bezogenen Gegenden bezieht. Bei den Wotjaken[4]) erhielt sich eine Sage, welche vom Aufessen des Herzens des Feindes erzählt, wie es bis heute bei den Dajaken und den Fidschi-Insulanern ausgeübt wird, weiters von Menschenopfern, von Währwölfen und vom Geniessen menschlicher Körpertheile zum Behufe der Aneignung der Eigenschaften der Verzehrten (ihrer Kraft, ihres Muthes u. s. w.). Prof. Smirnow bezieht den Bericht Herodot's über die nördlich von den Skythen wohnenden Menschenfresser direct auf die Wotjaken.

---

[1]) Wie lange Menschenopfer bei den Juden sich erhalten haben und wie allgemein sie bei diesen waren, hat uns F. W. Ghillany gezeigt. (Die Menschenopfer der alten Hebräer, Nürnberg 1842.)

[2]) Schaaffhausen, Die Menschenfresserei u. das Menschenopfer im Arch. f. Anth. IV, S. 245.

[3]) Homer, Od. IX, 287—297. Polyphem bewohnt eine Höhle wie die europäischen Menschenfresser der Diluvialzeit und der neolithischen Periode. Vgl. auch Ilias, XXII, 346, wo Achilleus den Wunsch ausspricht, den Hektor zu verzehren.

[4]) Prof. J. N. Smirnow, „Spuren des Kannibalismus in der wotjakischen Volkspoesie" am VIII. russischen Archäologencongress in Moskau 1890; nach dem Referat von F. Heger in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1890. S. 157; vgl. weiters M. Busch, „Die Wotjaken", Helsingfors 1882, 116.

Matiegka: Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovize.

Auch unsere Märchen und Erzählungen (vom Pfefferkuchenhäuschen, vom Däumling, von verschiedenen Menschenfressern und Währwölfen) haben eine ähnliche Bedeutung.

Was den Aberglauben betrifft, so berichten die Schriftsteller des Alterthums (Plinius, Aretaeus, Celsus, Tertullian, Minutius, Felix u. s. w.), dass damals menschliches Blut und Fleisch als besondere Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten galten [1]). Aehnliche abergläubische Ansichten erhielten sich über das ganze Mittelalter und bis in unsere Zeiten selbst bei den gebildetsten Völkern unter dem Volke und auch unser Volk (in Böhmen) bewahrte ähnliche (Menschenfett, insgeheim der Suppe beigemischt, befreit von Trunksucht; „wer ein gekochtes menschliches Herz isst, wird unsichtbar" [Grohmann, Aberglauben in Böhmen, Nr. 1448]).

Aehnliche Märchen und Aberglauben erhielten sich bei den Indern und Chinesen. Endlich waren auch bei den Aegyptern, welche schon sehr früh eine hohe Culturstufe erreichten, in den ältesten Zeiten Menschenfresserei und Menschenopfer nicht unbekannt. Diese letzteren wurden in Heliopolis zu Ehren der ägyptischen Hera dargebracht und erst vom König Amasis (1700 v. Chr.) abgeschafft; der Menschenfresserei war aber, wie H. Brugsch [2]) nachwies, noch König Onnos (2625—2592 v. Chr.) ergeben; er hatte zu diesem Zwecke eigene Verwalter, einen, welcher die Opfer einfing, einen zweiten, der sie prüfte und vorführte, einen dritten, der sie band, einen vierten, der sie erschlug und ausweidete, einen fünften, der sie zerhackte und in Pfannen briet. Der König ass die Opfer, um sich die Eigenschaften der Genossenen anzueignen; hier treffen wir also wieder auf eben denselben Aberglauben, der bei den heutigen Menschenfressern sehr verbreitet ist und auch aus den Berichten der alten Autoren und aus verschiedenen europäischen Aberglauben und Märchen bekannt ist.

Endlich erwähne ich, dass K. Vogt (Compte rendu du Congrès à Bologne 1871, pag. 295) ähnlich wie Waitz in den Symbolen der christlichen Religion (in der Hostie) eine Erinnerung an Anthropophagie und Menschenopfer erkennt.

Ich gehe nun zur Aufzählung der archäologischen Funde über, welche davon Zeugniss geben, dass die Europäer der prähistorischen Zeiten sich Menschenfleisch schmecken liessen. Dies geschah nach den bisherigen Funden von der Diluvialzeit bis in die Bronzeperiode, und zwar in ganz Europa.

Die zahlreichen Controversen auf den internationalen anthropologischen Congressen (z. B. in Paris, Kopenhagen, Bologna, Brüssel und Lissabon) und in den Sitzungen der verschiedenen gelehrten Gesellschaften (Verh. d. Berl. Ges. f. Anth. 19, 2, 1876 u. s. w.) fordern zur grössten Vorsicht in der Deutung der archäologischen Funde auf. Die Möglichkeit, ja auch die Wahrscheinlichkeit wird selten geleugnet, aber die Beweise sind nicht immer und Allen genug einleuchtend.

Der Erste, welcher die prähistorischen Einwohner Europas — allerdings nicht ohne zahlreichen Widerspruch — für Anthropophagen erklärte, war A. Spring [1]). Bei der Durchforschung der Höhle von Chauvaux, in der Nähe von Namur in Belgien (1842), fand er eine Menge von menschlichen und thierischen Knochen mit Kohle und Asche vermischt. Die Röhrenknochen (menschliche wie thierische) waren zum Behufe der Erlangung des Knochenmarkes zerschlagen, was bewies, dass es Menschen und nicht wilde Thiere waren, welche hier ihre Mahle abhielten. Daraus, dass die Knochen Weibern, Jünglingen und Kindern angehörten, bewies Spring, dass die Anthropophagie hier nicht aus Noth, sondern in Genäschigkeit der Höhlenbewohner ihren Grund hatte.

In Frankreich hat F. Garrigou [2]) Beweise für die Renthierperiode, und zwar hauptsächlich aus den Höhlen der Thäler von Tarascon (Ariège), Sabart (Soun chut), Niaux-Grande und Niaux-Petite, Bédeillac und aus der Höhle Cuzoul de Mousset gesammelt. E. Piette [3]) gibt an, man hätte in der Höhle von Gourdan (Depart. Haute Garonne) eine Menge von Menschenschädeln und Schädelfragmenten mit Zeichen gefunden, aus denen man schliessen könne, dass sie vermittelst Feuersteinmessern von der Haut entblösst und das Gehirn ihnen entnommen worden war; ein Schädelfragment wies Feuerspuren auf. Es scheint, dass es diesen Anthropophagen hauptsächlich um's Gehirn zu thun war; denn ausser den Schädeln und zerschlagenen Kiefern wurden nur die zwei obersten Wirbel gefunden, woraus Piette schliesst, dass schon abgehackte Köpfe hieher gebracht worden

[1]) S. Schaaffhausen, Arch. f. Anth., IV, S. 250.

[2]) „Der prähist. Menschenfresser in Aegypten" in der „Sonntagsbeilage Nr. 30 zur Vossischen Zeitung Nr. 341, 1893".

[1]) Bull. de l'acad. royale du Belgique, XX, 1853, S. 427; XVIII, 1864; XXII, 1866, Nr. 9 und 10. — Annales de la Soc. archéol. de Namur, 1871, S. 212. — Congrès Intern. d'Anth. et d'Arch. à Bruxelles; Compte rendu, 1872, S. 383.

[2]) L'Anthropophagie chez les peuples des âges du renne; Bull. de la Soc. d'Anth. 1867, S. 326. Bull. de la Soc. d'Anth. 1873, S. 407.

[3]) Bull. de la Soc. d'Anth., 1873, S. 407.

sind. Abbé Pouech und Felix Regnault [1]) fanden mehr weniger überzeugende Beweise für Kannibalismus in der Höhle von Montesquieu-Avantes (Depart. Ariège) aus der Diluvialzeit, A. Roujou [2]) in der Station von Villeneuve-St. Georges (in der Nähe von Paris) aus der Steinzeit, Filhol im Pyrenäengebiet, Vicomte Lepic in der Höhle La Grande Barm, Clément im Pfahlbau von Saint-Aubin, M. de Lastic in der Höhle von Bruniquel [3]). Dazu kommt der Fund in der Höhle von Lourdes (Milne Edwards) [4]) und in der Höhle Forges bei Bruniquel, wo mehrere Unterkieferfragmente und verschiedene Bruchstücke von Menschenschädeln gefunden wurden, welche Spuren von Feuersteinmessern aufwiesen [5]). In den Dolmen des Departements Lozère fand Prunières [6]) neben einem Skelete mit Bronzebeigaben Knochen und Knochenfragmente, welche er für Reste von Kannibalenmahlen in verhältnissmässig später Zeit hält.

Die Verbreitung derselben Sitte auf der iberischen Halbinsel beweisen die Funde in der Höhle von Peniche [7]) aus der neolithischen und ersten Bronzeperiode.

Was Italien betrifft, so fand Abbé Chierici [8]) in der Höhle bei Reggio in Modena angebrannte und zerschlagene Menschenknochen und Schädel, welche er für Reste von Menschenopfern aus der neolithischen Periode ansieht, wobei er an das von Dodona den nach Italien ziehenden Pelasgern gegebene Orakel erinnert. A. Issel fand ähnliche Beispiele in der Höhle bei Finale (Ligurien) [9]).

Die in der Höhle bei Colombi auf der Insel Palmaria von Capellini [10]) aufgedeckten, angebrannten und zugeschnittenen Schenkelknochen gehören nach Boyd-Dawkins [11]) und nach Prof. Busk [12]) einem achtjährigen Kinde an und keineswegs einem Affen (wie ursprünglich angenommen wurde) und stammen augenscheinlich von Anthropophagen-Mahlzeiten. Auch England [Keiss in Caithness [1]), die Höhle von Kent] und Schweden [2]) scheinen in der prähistorischen Zeit nicht frei von Anthropophagie und Menschenopfern gewesen zu sein, wenn auch die Beweise „wenig überzeugend" sind.

In den grossen dänischen Dolmen (Hammer, Borreby, beide aus der neolithischen Periode) wurden zerschlagene und benagte Menschenknochen gefunden, welche für Anthropophagie zeugen [3]).

Die in Deutschland gesammelten Beweise für Anthropophagie sind nicht zahlreich: Struckmann [4]) fand in der „Einhornhöhle" bei Scharzfeld im Harz zerschlagene Menschenknochen auf einem Feuerherd, die er für Ueberreste nach Kannibalen-Mahlzeiten hält. In der Freudenthaler Höhle (in der Nähe von Schaffhausen) wurden von Prof. H. Karsten [5]) zerschlagene Knochen und Schädel aufgefunden und als Beweise von Anthropophagie erklärt. Die angebrannten und zerschlagenen Knochen von mindestens 14 Personen, die von A. Wollemann auf den Feuerherden in der Höhle bei Holzen (Kreis Holzminden) aufgedeckt wurden, sprechen für Anthropophagie in der Bronzeperiode [6]). Endlich machte Baron Dücker [7]) auf die zerschlagenen und angebrannten Knochen und Schädel aufmerksam, die in Gefässen mit Bronze- und manchmal auch Eisen-Objecten gefunden werden und welche er für Ueberreste „de sacrifices anthropophages" hält. Aehnliche Funde sind über ganz Norddeutschland genug zahlreich verbreitet. Die Ansicht Dücker's hat jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Desgleichen ist der von Schaaffhausen [8]) aus Ultz in Westfalen angekündigte Fund und jener Messikommer's aus dem Pfahlbau von Robenhausen [9]) weniger sicher.

---

[1]) Bull. de la Soc. d'Anth. 1869, S. 476, 485.

[2]) Bull. de la Soc. d'Anth. 1866, S. 607, 611, und 1867, S. 239.

[3]) Compte rendu du Congrès Intern. d'Anth. et d'Arch. à Paris, S. 158—163.

[4]) Nadaillac, Les premiers hommes, Paris 1881, S. 395.

[5]) Cartailhac, La France préhistorique, Paris 1889, S. 112.

[6]) Bull. de la Soc. d'Anth. 1868, S. 317, 464.

[7]) M. Joaquim F. N. Delgado, „La Grotte de Furninha a Peniche", Congrès Intern. d'Anth. et d'Arch. à Lisbonne 1880, Compte rendu, S. 208.

[8]) Congrès Intern. d'Anth. à Bruxelles, Compte rendu, S. 363.

[9]) Mem. della R. Acad. di Scienze di Torino, Ser. II, t. 24, S. 1.

[10]) Congrès Intern. d'Anth. à Bologne, Compte rendu 1871, S. 392.

[11]) Die Höhlen u. d. Ureinwohner etc. Deutsche Ausgabe 1876, S. 208.

[12]) Arch. f. Anth., IV, 163.

[1]) Boyd-Dawkins, Die Höhlen, l. c., S. 157.

[2]) H. Hildebrand in d. „Verh. d. Berl. Ges. f. A., E. u. U.", 1874, Sitzung v. 18. April.

[3]) Zaborowski, L'homme préhistorique, S. 142. Worsaae, Congrès à Copenhague.

[4]) Arch. f. Anth., XIV, S. 227.

[5]) Verh. d. Berl. Ges. f. Anth., Ethn. u. Urgesch., 1876, S. 75, Sitzung v. 19. Februar.

[6]) Nehring, Ueber die Höhle von Holzen, Verh. d. Berl. Ges. f. Anth., Ethn. u. Urgesch., 1884, S. 83.

[7]) Congrès Intern. d'Anth. et d'Arch. à Copenhague, Compte rendu, S. 314.

[8]) Congrès Intern. d'Anth. à Lisbonne 1870, Compte rendu, S. 273.

[9]) Arch. f. Anth., IV, S. 266. Betreffs des vermeintlichen Beweises von Samtawro (Iberien, Kaukasus) siehe Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, VI, S. 153.

In Mähren fand Prof. K. J. Maška [1]) in der Dachshöhle auf der Šipka zwischen Küchenabfällen ein menschliches Unterkieferfragment, dessen Zertrümmerung nach seiner Ansicht „absichtlich durch menschliches Zuthun“ geschah.

Was endlich die Funde in Böhmen betrifft, welche für eine Ausübung der Anthropophagie in den vorhistorischen Zeiten unserer Heimat sprechen würden, so wurden allerdings häufiger menschliche Knochen in Gruben gefunden, aber bisher von Niemanden ausser von Dr. Niederle [2]) als Beweise für Anthropophagie gedeutet [3]). Soweit sie in Gruben gefunden wurden, welche als Wohnungsreste gedeutet werden können, erwecken sie sicherlich Verdacht; schon Krolmus beobachtete bei Volovic [4]) und bei Ovenec [5]) verbrannte Menschenknochen neben Thierknochen und Scherben in Gruben, welche jedoch auch Kesselgräber sein konnten [6]). J. N. Woldřich beachtete der Erste sorgfältiger die in Gruben gefundenen menschlichen Knochen, und zwar in den Wohnungsresten der Ansiedlung bei Krp in der Nähe von Řepín [7]). Er fand daselbst absichtlich zugeschnittene Menschenknochen (besonders zwei Unterschenkel- und einen Oberschenkelknochen) und zerschlagene Schädel. Woldřich zog auch die Annahme eventueller Anthropophagie in Erwägung; er ist jedoch eher geneigt, den Fund aus dem verbreiteten Aberglauben, die Knochen der Feinde betreffend, als aus Anthropophagie zu deuten. Auch in dem Hradiště (Burgwall) bei Kuttenberg [8]) fand er gewaltsam zerschlagene Knochen. Diese Funde gehören der neolithischen Periode an und lassen sich — nach meinem Urtheil — auch und vielleicht besser durch Anthropophagie erklären [9]); aber auch durch die von Woldřich gegebene Erklärung nähern wir uns bedeutend der Meinung, dass die Einwohner Böhmens zur Steinzeit Anthropophagen waren; denn ähnlicher Aberglaube ist (wie uns die Ethnographie lehrt) immer in engem Zusammenhange mit der Anthropophagie.

In den Culturgruben bei Přemyšlení aus der Uebergangszeit vom Neolith oder aus der ersten Bronzezeit [1]) „wurden auch Menschenknochen gefunden, obzwar in verhältnissmässig geringer Zahl; drei Unterkiefer mit Zähnen und drei Stücke von der Basis verschiedener Schädel, vollständig weiss und hart, wurden zerstreut gefunden. Ein interessanterer Fund wurde blos in der Grube Nr. 29 gemacht, wo in einer besonderen Grube am Boden zwei Skelette ausgesprochener Langschädel zusammengelegt waren“. Dieser Fund erinnert sehr an jenen in Knovíze gemachten. Ich konnte jedoch an den im „böhmischen Museum“ aufbewahrten Knochen aus diesen Gruben bei meiner Durchsicht, die mir Conservator B. Jelínek ermöglichte, keinerlei Spuren eines absichtlichen Zerschlagens oder Anbrennens finden. Dieser negative Befund beweist natürlich nicht, dass diese Knochen nicht von Anthropophagen-Mahlen herrühren. Jene drei Stücke vom Untertheil des Schädels gehören derselben jungen Person an und sind „vollkommen weiss und hart“, wie ausgekocht.

Auch in Přečaply bei Komotau wurden angeblich angebrannte Menschenknochen in Abfallgruben gefunden.

Bei meinen eigenen Forschungen achtete ich sorgsam auf die in Gruben vorfindlichen Menschenknochen; ungeachtet der Fälle, die auch als Brandgräber (Kesselgräber) gedeutet werden könnten, führe ich folgende an: Aus den Gruben bei Leitmeritz (Actienziegelei Nr. 6), welche, ihrer Zusammensetzung und dem Inhalte nach, sowie den mit schönen typischen Ornamenten gezierten Scherben nach zu schliessen, neolithische Wohnungsreste waren, erhielt ich Knöchelchen vom Schädel eines Neugeborenen und aus einer anderen Grube zwei Schädelbruchstücke.

In der Wünsche'schen Sandgrube zwischen Prosmik und Lobositz wurden Menschenschädelfragmente in Gruben neben graphitirten Scherben und Thierknochen gefunden, also in Gruben aus der Bronzezeit. In dem Fundort von Liebshausen, auf welchem das bekannte La Tène-Gräberfeld über eine Aschenschichte mit Gruben (Wohnungsresten) aus der ersten Bronzezeit (und vielleicht theilweise aus der Neolithzeit) hinüberreicht, wurde im Jahre 1888 unter der persönlichen Leitung meines Bruders folgender Fund

[1]) Čas. mus. spol Olom., 1885, Nr. 5.

[2]) Lidstvo v době předhistorické. 1893, I, S. 74.

[3]) Im Gegentheil, man schrack davor zurück, diesen Gebrauch unseren Voreltern zuzuschreiben; so schreibt Dr. M. Kříž (O době pravěké, předvěké a novověké, v Brně 1892, S. 25): „Dass er (der vorhistorische Mensch) aber kein Anthropophag oder Kannibale war, kann ich mit völliger Sicherheit behaupten, und dies gereicht seinem Andenken sicher zur Ehre.“ Siehe auch „Kůlna a Kostelík“, Brünn 1891, S. 37—39.

[4]) „Lumír“, 1852. II, S. 1194.

[5]) Zapův „Poutník“ 1846, I, S. 221.

[6]) Auf diese Angabe machte mich Herr Custos V. Schulz aufmerksam. Auch Herrn Dr. L. Niederle bin ich für viele Hinweise auf die Fachliteratur zu Dank verpflichtet.

[7]) Beiträge z. Urgesch. Böhmens. III. Th. in den Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XVI, 1886, S. 78.

[8]) Ebendaselbst, S. 79.

[9]) Auf Grund dieser Funde sprach auch wohl Dr. Niederle seine oben schon erwähnte Vermuthung aus.

[1]) Pam. Arch., XIV, 523.

blossgelegt: Auf einer Stelle in der Aschenschichte wurde eine Menge von Scherben von den verschiedensten Gefässen gefunden; dann etwas weiter ein grosses, kesselförmiges Gefäss, innen rauchgeschwärzt und mit Asche gefüllt, und wieder um einige Meter weiter in der Tiefe von etwa $^3/_4$ m (wie ich in meinem Protokoll verzeichnet finde) „die Hälfte eines Kindesschädels. Der Schädel ist in sagittaler Richtung gespalten; die rechte Hälfte ist erhalten, während die linke nicht gefunden werden konnte, ebensowenig andere Knochen, noch sonst etwas Anderes (obzwar jedes kleine Bruchstück aufbewahrt wurde). Die Spaltung ist eine derartige, dass sie von dem linken äusseren Orbitalrande schief nach hinten hinter den rechten Zitzenfortsatz geht, so dass die rechte Schädelhälfte erhalten blieb (das rechte Schläfen- und Scheitelbein, der grössere Theil des Stirnbeines), dann das rechte Jochbein, ein Theil des rechten Oberkiefers und die rechte, sowie theilweise die linke Unterkieferhälfte. Der Schädel gehört einem 7—8jährigen Kinde an, wie ich aus dem Gebisse schliesse. Allem Anscheine nach wurde er mittelst eines scharfen Instrumentes durch einen Schlag gespalten, sei es durch Zufall, sei es in Folge irgend einer abergläubischen Vorstellung. Wo sind die übrigen Knochen hingekommen? An Anthropophagie habe ich damals bei meiner Unkenntniss der betreffenden Literatur nicht gedacht. Bei näherer Untersuchung des Schädels erkannte ich, dass das Instrument, das bei der Spaltung des Schädels verwendet wurde, denselben wohl am Stirnbein traf. Der Schädel war, wie hauptsächlich die Innenseite zeigt, Feuer oder glühender Asche ausgesetzt gewesen. Obzwar etwa $2^1/_2$—3 m von dieser Stelle das Grab eines Mädchens mit Buckelringen und einem La Tène-Gürtel gefunden wurde, halte ich doch dafür, dass der erstere Fund zu den Funden aus der älteren Periode gehört.

Auf dem bekannten Fundorte aus der Hallstatt-Periode in der Ziegelei des Herrn Nebesky bei Brozanky fand ich in einer Grube, die nur als Wohnungsrest angesehen werde konnte, ausser Scherben und Thierknochen ein vereinzeltes menschliches Scheitelbein.

Nach diesen Angaben ist sicherlich die Ansicht berechtigt, dass auch in Böhmen in der Neolith- und Bronze-Periode Anthropophagie ausgeübt wurde. Nach den in Knovíze gemachten Funden wird diese Ansicht sehr wahrscheinlich gemacht.

Zum Verständniss des Ursprunges und der verschiedenen Formen, unter denen die Anthropophagie in den vorhistorischen Zeiten auftrat, verhilft uns am besten die Ethnographie. Ich verweise auf die von diesem Standpunkt aus die Anthropophagie behandelnde Fachliteratur [1]) und führe in Folgendem nur so viel an, als archäologischen Zwecken dienlich sein kann.

Was die Ursachen und den Ursprung dieser Sitte betrifft, so ist es wahrscheinlich, dass:

1. vorerst die Noth den primitiven Menschen dahingebracht hat, das Fleich seines Nächsten zur Nahrung zu verwenden. Dies geschieht noch heutzutage bei den Wilden, wenn ihnen die nöthige Nahrung ausgeht, und dies geschah auch bei Europäern selbst bis in die letzte Zeit — freilich selten — bei verunglückten Expeditionen, auf gescheiterten Schiffen, bei Städtebelagerungen u. s. w. Es ist daher erklärlich, warum die Menschenfresserei auf den Inseln und Inselchen der Südsee am verbreitetsten ist und warum sie sich daselbst am längsten erhält; gerade auf ihnen entsteht am leichtesten Nahrungsmangel und gerade diese weisen nur eine kleine Zahl grosser Säugethiere [2]) auf.

2. Nachdem die Noth den Menschen von der Unschädlichkeit, ja von einer gewissen Schmackhaftigkeit des Menschenfleisches überzeugt hatte — und nach dem Zeugnisse einiger Kenner und den Aussagen der Anthropophagen schmeckt es nicht widerlich [3]) —, kann es nicht auffallen, wenn sich hie und da die Anthropophagie aus Genäschigkeit einbürgerte, wenn Menschenfleisch gerade so wie andere Nahrungsmittel genossen und mit ihm Handel getrieben wurde. So sah der Missionär Priddy [4]), wie

---

[1]) H. Schaaffhausen, Die Menschenfresserei u. d. Menschenopfer, Arch. f. Anth., IV, 245. R. Andree, Die Anthropophagie, Leipzig 1887. Nadaillac, L'Anthropophagie et les sacrifices humaines, Revue des deux Mondes 1884. V. H. Henkenius. Entstehung u. Verbreitung der Anthropophagie, Deutsche Rundschau f. Geog. u. Stat., XV, 1893, mit Mappe. Dr. P. Bergemann, Die Verbreitung der Anthropophagie, Bunzlau 1893. Diese Arbeit, sowie die Arbeit Vaněk's, Anthropophagie u. Menschenopfer in den Květy (XV, 1893, 222), ferner jene von Dr. R. S. Steinmetz in diesen Mittheilungen, Bd. XXVI, S. 1 ff., erschienen erst nach Beendigung dieses Artikels.

[2]) Einer Anzahl Südsee-Inseln fehlten Säugethiere zur Zeit ihrer Entdeckung ganz. Anmerkung der Redaction.

[3]) Nach Juvenal (Satyr. XV, 11 u. 87) schmeckt Menschenfleisch wie Schweinefleisch. Die Battas und die Melanesier auf den Neuen Hebriden und den Fidschi-Inseln loben (nach Wilkes) das Menschenfleisch als sehr schmackhaft; andere Völker, bei denen sich die Anthropophagie aus anderen Ursachen, besonders aus Aberglauben, erhält, schildern seinen Geschmack als widerwärtig, betäubend.

[4]) Zeitschrift „African“ vom 5. April 1860, in Freetown erscheinend.

man getrocknetes Menschenfleisch in Körben zu Markte trug und feilbot. Aehnliche Zeugnisse sind zahlreich.

3. und 4. Menschenfleisch kann auf zweierlei Weise erlangt werden, entweder von den Leichen der Verstorbenen oder von den im Felde gefallenen Feinden.

Schon Herodot und Strabo (vgl. oben) erzählen von Völkerschaften, bei denen die Sitte herrschte, die verstorbenen Eltern zu verzehren; ja, auf den natürlichen Tod wurde nicht einmal gewartet, sondern alte und kranke Leute wurden zu dem Zwecke geopfert, damit ihr Fleisch genossen werden könne. Dieselben Gebräuche herrschen noch heutzutage bei vielen Stämmen des äquatorialen Afrikas und Australiens. Durch das Verzehren wird dem Verstorbenen eine Wohlthat und Ehre [1]) erwiesen, die am Carpentaria-Golf nur den Leichen der gefallenen Freunde, aber nicht jenen der Feinde erwiesen wird [2]). Die Sitte, die Leichen der Feinde und die Körper der Gefangenen zu verzehren, ist jedoch verbreiteter.

Beide diese Methoden, sich Menschenfleisch zum Genusse zu verschaffen, verbinden sich und verbanden sich in der Art sehr leicht mit verschiedenen Gefühlen: im ersten Falle entwickelt sich leicht und allmälig der Begriff von einer besonderen Hochachtung und Ehre, welche dem Unwürdigen nicht erwiesen wird; im zweiten Falle ist es das Gefühl des Hasses, der Rache, welches sich beim Genusse des Fleisches eines Feindes einstellt. Dies geht so weit, dass manchmal — z. B. bei den Mesayern am Amazonenstrom — das Fleisch des Feindes nur mit Widerwillen verschluckt und wieder ausgespieen wird (nach Marcoy). Auch nach unserer Sprachweise möchte mancher Verliebte seine Liebe „auffessen“ und seinen Gegner aus Eifersucht „auffressen“.

5. Der Begriff, die beste Rache sei, den Feind aufzufressen, führte bei einigen Wilden zur Aufnahme der Strafe des Gegessenwerdens in das Gesetzbuch. So gilt diese Strafe bei den Battas auf Sumatra [3]), den Kissamas im westlichen Afrika (nach Hamilton), bei den Neu-Caledoniern (nach Garnier und Bourgarel), auf der Insel Bow in Polynesien und nach Marco Polo auch bei den Tataren. Bei den ersteren, über die wir die besten Nachrichten besitzen, wird ein Unterschied gemacht zwischen Aufessen zu Lebzeiten (z. B. wenn der Feind mit der Waffe in der Hand gefangen wird) und dem Aufessen nach vorheriger Tödtung (wegen Spionage u. s. w.).

6. Endlich sind es religiöse Ansichten und der Aberglaube, welche an verschiedenen Orten vielleicht zur Anthropophagie führten, häufiger aber sie erhielten. Die Ansicht, dass durch das Verzehren des Leichnams oder eines bestimmten Körpertheiles, in welchem nach der Meinung der Anthropophagen eine bestimmte Eigenschaft ihren Sitz hat, diese auf den glücklichen Esser übergeht (beim Verzehren des Herzens — die Tapferkeit, des Auges — der Scharfblick, der Geschlechtsorgane — Männlichkeit) ist häufig bei Wilden die einzige Ursache für die Anthropophagie. Es ist daher erklärlich, warum es bei gewissen Völkern ein Vorzug der Häuptlinge, der vornehmen Krieger oder der Priester [4]) ist, Menschenfleisch oder besonders geschätzte Körpertheile der Gefallenen oder geopferten Leichen verzehren zu dürfen. So ist es dem gemeinen Volke beim Stamme Manobo (an der Ostküste von Mindanao, Philippinen) nicht erlaubt, Menschenfleisch zu geniessen: der Priester öffnet blos den Körper des Gefallenen mit einem geheiligten Messer, taucht seine Talismane in das Blut, reisst das Herz oder die Leber heraus und geniesst davon zum Zeichen, dass er seine Rache am Feinde gesättigt hat [5]).

Zur eigentlichen Anthropophagie gesellen sich die Menschenopfer, welche bei den alten Völkern, wie bei den jetzigen Wilden sehr beliebt waren und es noch sind. Es sind dies entweder Reste der Anthropophagie oder aber Aequivalente, die in keiner Hinsicht unterschätzt werden dürfen. An vielen Orten verschwand jedoch die eigentliche Anthropophagie und erhielt sich nur in Symbolen, Gebräuchen, in unbedeutenden Ueberbleibseln oder endlich, wie in Europa, in Sagen und Sprüchen.

Es ist interessant, dass diese verschiedenen Ursachen und Gründe auch in nicht zu fernen Zeiten hie und da in Europa Einzelne zu dieser Unsitte verführten. Der Anthropophagie aus Noth wurde schon oben erwähnt. Geschichtliche Beispiele hiezu führt ausser Anderen Schaaffhausen [6]) an; neuere erscheinen zeitweise in den Tagesblättern. Beispiele

[1]) Journ. of the Anth. Inst., II, 1873, 179.

[2]) E. Palmer, Notes on some Australian Tribes. Journ. of the Anth. Inst., XIII, 282.

[3]) F. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra 1847, II, 155. Dr. S. Friedmann, Die ostasiatische Inselwelt, 1868, II, 45. A. S. Bickmore, Reisen im ostindischen Archipel; deutsche Ausgabe 1869, 323, 337, 338, 339.

[4]) Oder endlich der Götter (Menschenopfer).

[5]) Dr. C. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1862, 62.

[6]) Arch. f. Anth., IV, l. c., 252.

für Anthropophagie aus Rache sind nach Schaaffhausen folgende: Im Jahre 1617 wurde die Leiche des Marschalls d'Ancre geviertheilt und die Lungen und Leber gegessen; im Jahre 1672 wurde das Herz de Wit's gegessen, als er als Feind der Oranier beim Aufstande getödtet wurde; bei der letzten Belagerung Messinas geschahen fürchterliche Greuelthaten: einige Soldaten wurden getödtet, lebend in Stücke zerhackt und ihr Fleisch auf einem öffentlichen Platze gebraten und verkauft (das Fleisch der Schweizer theuerer als das der Neapolitaner!).

Vom Genusse menschlicher Körpertheile oder ihrer äusserlichen Anwendung aus verschiedenem Aberglauben besitzen wir Zeugnisse aus der letzten Zeit [1]).

Anthropophagie aus anderen Ursachen findet sich bei Geisteskranken und besonders bei Verbrechern. Bei dieser Menschenclasse, welche, wie Lacassagne [2]), Lombroso [3]) und Andere treffend zeigten, eine grosse Aehnlichkeit auch in anderen Richtungen (Tätowiren, Diebssprache und Zeichenschrift, Ansichten und Gefühle) mit dem primitiven Menschen aufweist, finden wir die Anthropophagie aus Rache, Aberglauben und Genäschigkeit in verschiedenen Formen (Genuss rohen oder zubereiteten Fleisches, Aussaugen von Blut u. s. w.) [4]). Wie weit sich hierin ein Zeichen einer Geisteskrankheit, wie einige Gerichtsärzte annehmen, oder blos ein niedriger Stand der Gefühle und Bildung offenbart, ist schwer zu entscheiden. Die Verbreitung der Anthropophagie bei Wilden und auch bei Völkern, die auf einer höheren Stufe der Bildung standen (Incareich), spricht eher für eine eigenthümliche Perversion der Ansichten und Gefühle, die freilich nicht scharf von Geisteskrankheit getrennt ist. — A. v. Humboldt [5]) entschuldigt auch die Anthropophagie der Wilden in der Art, dass die Vorwürfe eines Europäers auf den Indianer denselben Eindruck machen, den auf uns der Vorwurf eines Brahminen vom Ganges machen würde, dass wir Thierfleisch, das ihm heilig und unantastbar ist, geniessen.

Was die Ausführung der Anthropophagie betrifft, so begegnen wir häufig geradezu unglaublichen Berichten. Die Opfer werden manchmal besonders gefüttert, nach bestimmten Regeln getödtet, zerhackt, getheilt und das Fleisch auf verschiedene Art zubereitet. Pigafetta erzählt nach der Angabe des Portugiesen E. Lopez, dass die Anziquas (in Centralafrika) ihre Sclaven besonders füttern; ihre Läden sind voll von Menschenfleisch. Aehnlich fütterten die Mexikaner ihre Gefangenen in besonderen Käfigen, bevor sie sie opferten und verzehrten. Die Tödtung der Opfer geschieht unter verschiedenem Ceremoniell oder man reisst ihnen schon zu Lebzeiten das Fleisch vom Körper.

Bei den Melanesiern (im Bismarck-Archipel) hat (nach Powell) [1]) jeder Häuptling zwei ständige Minister, den einen (Sprecher), der die entsprechenden Reden führt, und den zweiten (Fleischer), der die Opfer tödtet und zerhackt. Aehnlich wie die Wilden zerhackten auch die vorhistorischen Anthropophagen die Leichname und verschleppten die einzelnen Theile in ihre Hütten.

Die Zubereitung des Fleisches geschieht bei den Wilden auf verschiedene Art: das Fleisch wird entweder gekocht oder gebraten oder es wird roh mit verschiedenem Gewürz verzehrt. Auf den Fidschi-Inseln [2]) wird der Körper gewaschen und vom Fleischer regelrecht zerhackt. Die einzelnen Theile werden in Blätter gewickelt und auf harte Steine gelegt. Manchmal wird der Körper im Ganzen (und zwar hockend) gebraten; wird das Fleisch gekocht, so entledigt man es früher der Knochen. Am Carpentaria-Golf wird die Leiche in einer grossen Grube im Ganzen gekocht [3]). Auf den Südsee-Inseln werden zur Zubereitung der Leichname besondere Oefen gebaut. Cameron erzählt, dass die Bewohner von Manyema (Afrika) alle im Kriege gefallenen und die an Krankheiten gestorbenen Personen verzehren. Die Leichen werden in fliessendem Wasser macerirt, bis das Fleisch fault und dann ohne Zugaben verzehrt.

Endlich wird Menschenfleisch auch getrocknet oder geselcht: die Cobeu am Uaupéflusse räuchern am Feuer, was sie nicht frisch aufessen [4]); Aehnliches

---

[1]) Auch in Apotheken werden am Lande noch immer Präparate von menschlichen Körpertheilen (Menschenfett etc.) verlangt.

[2]) L'homme criminel comparé à l'homme primitif. Lyon 1883.

[3]) Der Verbrecher, Hamburg 1887.

[4]) Beispiele vgl. Lombroso, Der Verbrecher, pag. 326, 327, 492, 508, und die Handbücher der gerichtlichen Medicin.

[5]) Nach Schaaffhausen, l. c., Arch. f. Anth., IV, 253.

[1]) Unter den Kannibalen von Neu-Britannien, Leipzig 1884. Vgl. die Beschreibung der Institutionen des ägyptischen Königs Onnos.

[2]) Th. Williams, Fidji and the Fidjians. London 1858. I, 147.

[3]) E. Palmer, Notes on some Australian tribes (Journ. of the Anth. Inst, XIII, 282.

[4]) A. R. Wallace, Amazon and Rio Negro, London 1853, 498. — v. Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas, I, 600.

erzählt schon Amerigo Vespucci (1501) von den Tupistämmen in Amerika [1]). Interessant ist der Unterschied, den die Menschenesser am Menschenfleische nach seinem Ursprung, Alter, Geschlecht und dem Körpertheil, von dem es stammt, machen.

Auf der Insel Tanna (Neue Hebriden) gibt man dem Fleisch der Schwarzen den Vorzug vor dem „salzigen" Fleisch der Europäer [2]); auch die Neu-Caledonier [3]) und Vatchandis (im westlichen Australien) [4]) bezeichnen das Fleisch der Europäer als salzig. Diese letzteren tödten und verzehren in der Noth ihre eigenen Kinder: die Mutter erhält den Kopf, der Vater die fetten Stücke, die anderen Kinder die Eingeweide. G. Schweinfurth [5]) gibt an, dass bei den Niam-Niam die erbeuteten Kinder als besonders delicate Leckerbissen der königlichen Küche zufallen. Die Fidschi-Insulaner ziehen das Fleisch der Weiber vor. Die Neu-Seeländer schätzen das Fleisch der Weiber und Kinder. Den Schädel bohren sie an, um das Gehirn zu gewinnen.

In ähnlicher Weise liessen sich die vorhistorischen Anthropophagen das Fleisch der Kinder und jungen Personen schmecken (Funde von Chauvaux und Knovíze).

Andere Stämme begnügen sich mit dem Fleische der Greise. Nach Strabo wurde bei den Derbikern (am Kaukasus) das Fleisch der Weiber nicht genossen; bei den Padaiern aber assen nach Herodot die Männer das Fleisch von männlichen, Weiber das Fleisch von weiblichen Leichen. Aehnliche Unterschiede nach dem Geschlechte machen auch die heutigen Anthropophagen. So verzehren die Kasiben (am Amazonenstrom) kein Weiberfleisch [6]). Desgleichen sind umgekehrt bei vielen Stämmen die Weiber und Kinder von den Anthropophagen-Gelagen ausgeschlossen.

Was endlich die einzelnen Körpertheile betrifft, so werden manche Eingeweide besonders geschätzt [7]) und fallen dann vor Allen den Häuptlingen und Priestern zu. Diese behaupten endlich ihren Vorrang auch bei der symbolischen oder rituellen Anthropophagie: es sind dies das Gehirn, das Herz, das Knochenmark, der Handteller und die Fusssohle. Schon Marco Polo erzählt von den Menschenfressern auf Sumatra, dass sie ihre Kranken bis auf das Mark in den Knochen aufessen. C. Bock [1]) gibt an, dass bei den Dajaken am Flusse Mahakkan im südöstlichen Borneo der Handteller, das Kniefleisch und das Gehirn für die besten Leckerbissen gehalten werden. Die Battas loben nach Ch. Miller [2]) vor Allem die Fusssohlen und Handteller, die Botokuden [3]), die dem Negerfleisch auch den Vorzug geben, das Fleisch an den Waden und die Handteller.

Antonio Pigafetta, Mitglied der Magelhaes-Expedition, erzählt, dass die Benaianer Krieger (am nördlichen Ende von Mindanao) das Herz der gefallenen Feinde roh mit Pomeranzen- oder Citronensaft verzehren. Dr. José de la Campa [4]) gibt an, dass bei den Gaddanen auf Luzon das Gehirn der Feinde genossen wird; auf den Marquesas-Inseln werden die Augen und das Herz der im Kampfe Gefallenen verzehrt. Bei den Tagalen (südlich von Jakoby in Banči) erhält der Sultan die Brust des gefallenen Feindes; der Kopf, als der schlechteste Theil, fällt den Weibern zu [5]). Die Melanesier im Bismarck-Archipel halten nach Wilfred Powell [6]) die Männerschenkel und die Weiberbrüste für die besten Körpertheile; der Kopf wird nicht gegessen. Lomando, der Häuptling der Baromapulaner [7]), liess sich besonders die Genitalien junger Mädchen schmecken.

Aus all' dem ist ersichtlich, wie verschieden, eigenthümlich und häufig sich widersprechend die Ansichten, Gebräuche, Aberglauben und der Geschmack der Menschen ist. Dass auch die vorhistorischen Menschenfresser einen Unterschied im Fleische nach den Körpertheilen machten, ist nach den oben kurz angeführten archäologischen Funden und den citirten Angaben der alten Historiker sehr wahrscheinlich.

Endlich sei erwähnt, dass die Ueberreste der Anthropophagen-Gastmähler, die zerschlagenen und

---

[1]) Charton, Voyageurs anciens et modernes, III, 198. Paris 1863.

[2]) G. Turner, Nineteen Years in Polynesia, London 1861, 83.

[3]) De Rochas, Sur les Néo-Caledoniens. Bull. de la Soc. d'Anth. 1860, 414.

[4]) Oldfield, Transact. of the Ethn. Soc. New Ser. III, 245.

[5]) Im Herzen von Afrika, II, 98.

[6]) Squier, Transact. Amer. Ethn. Soc. III, 138, 139. New-York 1853.

[7]) Es sind dies gewöhnlich Körpertheile, in welche der Sitz gewisser Eigenschaften verlegt wird, oder besonders schmackhafte Theile.

[1]) Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena 1882, 152 und 153.

[2]) Account of Sumatra. Philos. Transact., vol. LXVIII, I, 1778, 161.

[3]) W. C. v. Eschwege, Journ. von Brasilien. Weimar 1818, 89.

[4]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1884, Verhandl., 53.

[5]) E. Vogel, Zeitschr. f. allg. Erdkunde, VI, 1856, 482, 484.

[6]) Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Leipzig 1884.

[7]) K. Mauch; Andree, Die Anthropophagie, 1878, 35.

angebrannten Knochen, einfach auf den Kehricht geworfen wurden; so fand sie auch STANLEY [1]) an zahlreichen Stellen längs des Congo, z. B. auf der Insel Asama, ganz aufgedeckt unter anderen Abfällen. Auf dieselbe Weise gelangten sie auch in die prähistorischen Abfallsgruben von Knovíze und anderwärts.

Die Anführung der zahlreichen ethnographischen Belege, deren Zahl noch bedeutend vermehrt werden könnte, war nöthig, um Analogien für die verschiedenen archäologischen Funde zu bieten und um zu beweisen, wie nöthig es sei, alle Fundumstände wohl zu beachten, die dann weitgehende Conclusionen zu ziehen erlauben.

* * *

Die archäologischen Funde bestätigen uns also die Berichte der alten Schriftsteller über die Anthropophagie der vorhistorischen Europäer, auf die wir allerdings schon vom ethnographischen Standpunkte aus schliessen könnten.

Die Ethnographie lehrt, dass uns von den alten Historikern keine Fabeln und übertriebene, unsinnige Berichte, sondern wahrscheinliche Nachrichten hinterlassen wurden, was um so interessanter ist, als ihnen die andere Welt unbekannt war; sie erklärt uns auch verschiedene Einzelnheiten in unseren archäologischen Funden.

Wie oben begründet wurde, scheint es, dass sich die Anthropophagie in Europa von der Diluvialzeit bis in die Bronzeperiode erhalten hat. Es ist möglich, dass in der Glacialzeit der primitive Mensch in Folge Nahrungsmangels, also aus Noth, zum Genusse von Menschenfleisch gezwungen wurde, dass sich weiters die Anthropophagie so lange erhielt, bis sie die stets steigende Bildung und vielleicht auch der Einfluss südlicher Völker verdrängte. Dies geschah allerdings nicht plötzlich, sondern schrittweise; die Noth war lange geschwunden und der vorhistorische Europäer verzehrte Freund und Feind aus Genäschigkeit, aus Rache und vielleicht aus Liebe. Endlich blieb nur die symbolische Anthropophagie: nur ein bestimmter Theil, hier der Kopf, oder die Brust, oder die mächtigen Glieder wurden verzehrt oder wenigstens gebraten oder endlich verbrannt — den Freunden oder Göttern zur Ehre; der übrige Körper wurde verbrannt. Und so entwickelte sich die rituelle Leichenverbrennung und die Sitte der theilweisen Leichenverbrennung. Wie anders liesse sich der Uebergang von der Bestattung zur Leichenverbrennung besser erklären, als durch die Anthropophagie?

Wenn die geheiligten Vögel sich von Leichnamen nähren, was ist natürlicher, als diese ihnen auf Thürmen blosszustellen (Bombay); wenn ein schlafender Wilder zusammengekrümmt auf der Seite liegt, entspricht dieselbe Lage auch sicherlich am besten dem ewigen Schlafe; wenn der Häuptling hockend im Rathe sein Wort hören lässt, thut er wohl ebenso in jener Welt: so hat eine jede Begräbnissart ihre Bedeutung. Aber welche hat die Leichenverbrennung? Lassen wir die Träume der Philosophen vom heiligen Feuer etc. bei Seite, so erscheinen uns folgende Deutungen möglich: Die Leiche wird durch die Verbrennung einem höheren Sein geopfert und diese (ein getreues Abbild des menschlichen Denkens und Handelns!) erfreut sich am Menschenfleische; oder der Leichnam wird vor dem Feinde, bei Uebersiedlungen von Ort zu Ort ebenso gesichert wie anderes Gut, Hütten u. s. w. — oder derselbe wird gleichsam zum Verzehren verbrannt (ursprünglich blos gebraten). Diese Erklärung entspricht am meisten der Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, dass die **theilweise Verbrennung** bisher noch am besten durch rituelle, symbolische und ursprünglich thatsächliche Anthropophagie erklärt werden kann. Der Genuss von Menschenfleisch erscheint dann schon nicht so schrecklich, wenn wir ihn neben die blutige Durchführung dieses Ritus hinstellen. Diese symbolische Anthropophagie ist dann die letzte Station in diesem Fortschritte; denn wie LOMBROSO nach FERRI [1]) schreibt, wird die Tödtung aus Ruhmsucht und brutaler Böswilligkeit, die Anthropophagie im Kriege und aus blosser Leckerei immer seltener, während der religiöse Mord und die religiöse Menschenfresserei fortdauern und anfänglich der ganze Körper, später blos einige Theile gegessen werden. Dann folgen die Thieropfer und endlich die Opfer symbolischer Figuren: bei den Mexikanern das Bild des Gottes Quetzalcoatl aus Mehl und Blut; bei den Chinesen Papierfiguren, die feierlichst verbrannt werden: bei den Römern „Oscilla“ genannte Figürchen.

[1]) Durch den dunklen Erdtheil, II.

[1]) LOMBROSO, l. c. FERRI, Dell' omicidio, 1882.

Gebräuche bei der Geburt und Behandlung der Neugeborenen

bei den

Albanesen.

Von **Julius E. Pisko**

Leiter des k. u. k. österr.-ungar. Generalconsulates in Janina.

Die im ganzen Osten herrschende Ansicht, dass die Fruchtbarkeit die wichtigste und vornehmste Eigenschaft des Weibes sei, bringt es mit sich, dass das unfruchtbare Weib nicht nur geringgeschätzt [1]), sondern selbst bei den katholischen Bergalbanesen einfach weggejagt wird oder doch mindestens die Concubine ihres Mannes, für welchen die Nachkommenschaft als Arbeitskraft und als Bluträcher unerlässlich ist, ruhig neben sich dulden muss. In Mittelalbanien heisst die Kinderlose venje dałłje (wurzellos), welches Wort gleichbedeutend mit einer Verwünschung ist.

Die unfruchtbare Albanesin schreibt ihre Sterilität in der Regel einem übernatürlichen Einflusse zu und wendet sich daher auch in den meisten Fällen an ihren Geistlichen um Abhilfe. Es tritt uns hier gleich der wahre Schamanismus entgegen, welchen wir auf Schritt und Tritt bei allen Handlungen der Albanesen, als eines auf tiefer Culturstufe stehenden Volkes, antreffen. Die Albanesin wird von der seltsamen Wahnvorstellung beherrscht, dass der Geistliche mit den unsichtbaren, ihr feindlichen Mächten in Verkehr treten und dieselben zur Folgsamkeit, also zur Behebung der Unfruchtbarkeit zwingen könne. Das gebräuchlichste Mittel ist das Haimalï (Amulet), ein kleiner Papierstreifen, welcher der unfruchtbaren Frau je nach ihrem Religionsbekenntnisse vom katholischen Pfarrer, vom griechisch-orthodoxen Geistlichen oder vom türkischen Hodža gegen ein kleines Geldgeschenk oder sonst eine Gabe (Aepfel, Käse, Maiskolben etc.) verabreicht wird. Der betreffende Geistliche schreibt einige, meist religiöse Sprüche auf den Papierstreifen, faltet denselben zusammen und weist dann die Frau an, wie das Haimalï zu tragen oder an welchem Orte es aufzubewahren sei, damit der Erfolg nicht ausbleibe. Trotzdem im Allgemeinen die Verschiedenheit der Religionen in Albanien zwischen deren Bekennern eine unüberbrückbare Kluft gezogen hat, verschmäht es doch die unfruchtbare Katholikin nicht, sich an den griechisch-orthodoxen Popen oder an den türkischen Hodža um ein besseres Haimalï zu wenden, falls sich das vom Pfarrer verabreichte nicht als wunderthätig erweist, wie denn auch häufig mohamedanische und griechisch-orthodoxe Frauen die Kunst des katholischen Pfarrers in Anspruch nehmen [1]).

Auch die von heilkundigen Frauen bereiteten Wunderkräuter (barna gräš, Kräuter der Frauen) gelten als befruchtungsfördernd [2]).

Der Volksglaube, welcher sich an die Schwangere und an die Schwangerschaft knüpft, verlangt die genaue Beobachtung zahlreicher Gebräuche seitens der schwangeren Frau.

In Scutari darf sie nicht über fliessendes Wasser gehen, da sie sonst vor der Zeit, und nicht über den Urin eines Pferdes gehen, da sie sonst nach der Zeit entbinden würde [3]). Zur Zeit des Sonnenunterganges darf sie nicht ausgehen, da ihr sonst die Hexen das Kind im Mutterleibe essen könnten [4]). Auch betet sie fleissig, damit die Hexen ihre Leibesfrucht nicht verunstalten oder mit einer anderen vertauschen

[1]) Vgl. das südslavische Sprichwort: Žena nije žena dok ne rodi, d. h. ein Weib ist kein Weib, ehe es nicht gebärt.

[1]) In Bosnien verschaffen sich unfruchtbare Mohamedanerinnen ähnliche Amulets von den Hodžas.

[2]) Derlei befruchtungsfördernde Kräuter sind auch in Bosnien sehr gesucht, so das Dillenkraut (Kopar, Anaethum graveolens), Königssalbei (Modra Kadulja, Salvia hortensis) u. A. (Siehe Dr. Glück, Skizzen aus der Volksmedicin und dem medicinischen Aberglauben in Bosnien und der Hercegovina. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Bd.

[3]) In Slavonien darf die Schwangere nicht über eine Heugabel schreiten, sonst wird ihr Kind schielen; in Bosnien darf sie nicht über das Blut eines geschlachteten Thieres schreiten, weil das Kind dann Muttermale am Körper haben würde.

[4]) „Wenn der Mensch überhaupt von einer ganzen Schar von Feinden seines eigenen Geschlechtes und von bösen Geistern umgeben ist, die ihm das Dasein, wie und wo sie nur können, verbittern, so vermehrt sich dieselbe noch vielfach einer schwangeren Frau gegenüber. Böse Weiber gönnen ihr nicht das Glück und versuchen, sie zu verzaubern oder zu verschreien; feindliche Geister, wie die verschiedenen „Vile“ oder „Djins“ legen ihr die verschiedensten Hindernisse in den Weg, um ja nur einen Abortus herbeizuführen.“ (Dr. Glück, Skizzen aus der bosnischen Volksmedicin.)

mögen oder sie erst Jahre nach der Empfängniss gebären lassen. Bei dieser Gelegenheit möge die in ganz Nordalbanien verbreitete Fabel der „eingeschlafenen Leibesfrucht" (bär vrāme) erwähnt werden: Sowohl bei den katholischen als bei den mohamedanischen Albanesen herrscht der Glaube, dass eine oder die andere Frau nicht gebären könne, weil die Leibesfrucht in Folge einer „boshaften Magie schlafe". Witwen, welche beispielsweise fünf Jahre nach dem Tode ihres Mannes schwanger werden, behaupten, dass ihre in Folge eines Zaubers seit mehr als fünf Jahren eingeschlafene Leibesfrucht nunmehr erlöst, also erwacht sei. Ebenso schreiben Frauen, welche nach mehrjähriger Abwesenheit ihres Mannes gebären, dies einem erlösenden Zauber zu. Es scheint kaum glaublich, dass diese Fabel noch heute allgemein, besonders unter den nordalbanesischen Bergstämmen an der montenegrinischen Grenze, geglaubt und mit rührender Naivetät von den sonst sehr unnachsichtigen Ehemännern acceptirt wird. Hilft der schwangeren Witwe die Ausrede mit der eingeschlafenen Leibesfrucht nicht, so behauptet sie, dass ihr verstorbener Gatte, der als Vampyr ruhelos herumirrt und weder im Himmel noch in der Hölle Eingang findet [1]), sie des Nachts besucht habe.

Als wirksames Gegenmittel gegen die bösen Absichten der Hexen wird am letzten Faschingsabend ein Stückchen Knoblauch gegessen.

In Mittel- und Südalbanien darf die Schwangere keine Granatfrucht und keine Schnecken [2]) essen, sich auch nicht die Haare färben; färbt sie sich jedoch die Haare dreimal während der Schwangerschaft, so hat sie nichts zu befürchten. Sobald die Wehen eintreten, wird dies vor allen Verwandten sorgfältigst verborgen; in grösster Heimlichkeit wird die Hebamme gerufen, welche, um selbst mit Niemandem zu sprechen, vor dem Verlassen ihres Hauses einen Schluck Wasser in den Mund nimmt und erst im Zimmer der Gebärenden ausspuckt.

Der höchste Ehrgeiz der Albanesin besteht darin, Knaben zu gebären; für glücklich wird nur Derjenige gehalten, welcher recht viele Söhne hat [3]). Kein Wunder daher, wenn in ganz Albanien die Frauen vor und während ihrer Schwangerschaft an allerlei Zeichen glauben, welche glückverheissend sind, also die Geburt eines Knaben anzeigen, und allerlei „Vorsichtsmassregeln" ergreifen, um nur ja nicht ein Mädchen zur Welt zu bringen.

In Valona sind schwarze oder gelbe Flecken im Gesichte während der Schwangerschaft sichere Anzeichen, dass das Kind ein Knabe sein werde [4]). Als verlässliches Mittel, das Geschlecht des künftigen Sprösslings im Vorhinein zu bestimmen, gilt ferner folgendes Experiment: Der Mann oder ein naher Verwandter der Schwangeren stülpt sich den sogenannten „Magenmund" einer Henne auf den Daumen der linken Hand und merkt sich, wie weit der Knochen reicht; hierauf wird derselbe eine halbe Stunde lang in warmes Wasser gestellt; ist er enger geworden, wird die Frau einen Knaben, im entgegengesetzten Falle ein Mädchen gebären.

In Scutari muss sich die jungverheiratete Frau ihre neuen Kleider von einem Knaben in's Haus tragen lassen, damit auch ihr erstes Kind ein Knabe sei. Schwangere Frauen, welche Knaben gebären wollen, werden von eigens bestellten Weibern (ferkojce-Reiberinnen) am Unterleibe gerieben und trinken überdies verschiedene Zaubertränke (meist kleine Gebirgspflanzen, in Branntwein aufgelöst).

Ist dann das Kind trotzdem ein Mädchen, so herrscht allgemeine Trauer und werden gegen die Wiederkehr eines solchen Unglücksfalles Präventivmassregeln angewendet.

So wird in Scutari dem Mädchen der Name der Mutter gegeben; dann wird das nächste Kind ein Knabe.

In Valona werden, falls eine Frau drei bis vier Mädchen nacheinander zur Welt gebracht hat, sogar Klageweiber nach der Entbindung in das Haus der Wöchnerin gerufen. Bei den nordalbanesischen Bergstämmen (Katholiken und Mohamedanern) wird die Geburt eines Mädchens nach Möglichkeit verheimlicht; die arme Wöchnerin betrachtet sich als von Gott gestraft und von der Familie ihres Mannes verflucht.

Die Geburt eines Knaben ist hingegen in Albanien ein wahres Freudenfest nicht nur für Vater und Mutter, sondern für die ganze Familie, ja sogar für den ganzen Stamm.

Bei den Bergstämmen entladet der Hausvater unmittelbar nach der Geburt eines Sohnes sein Ge-

[1]) Ueber die Vampyre wird eine ausführliche Abhandlung folgen.

[2]) Die Südslavin darf keine Schnecken essen, da ihr Kind sonst rotzig würde.

[3]) Vgl. das südslavische: Wird ein Mädchen geboren, so weinen alle vier Wände.

[4]) In Bosnien behauptet man, dass das Kind ein Knabe sein werde, wenn die Warzen der Brustdrüsen schwarz erscheinen.

wehr [1]). Bald ertönen von allen Seiten Freudenschüsse, welche im ganzen Stammesgebiete verkünden, dass „der gute Gott dem X. einen Knaben geschenkt hat". Die Frauen beeilen sich, die Wöchnerin zu besuchen [2]) und bringen ihr kleine Geschenke (Käse, Milch, Honig etc.); auch die Männer eilen aus den entferntesten Dörfern herbei und umarmen den glücklichen Vater unter tausend Segenswünschen für den Kleinen.

In Scutari wird die Freudenbotschaft sofort allen Freunden und Verwandten von einem eigenen Ansager verkündigt, welcher reichlich beschenkt wird [3]). Falls die Wöchnerin vorher schon viele Kinder verloren hat, erhält der Ansager von den Verwandten überdies einen Nagel; so bleibt der Kleine am Leben [4]). Bei den orthodoxen Albanesen Mittel- und Südalbaniens wird in einem solchen Falle der Letztgeborene dreimal durch einen eisernen Dreifuss gesteckt [5]); stirbt dann auch dieses Kind, so erhält das nächste ein von neun Frauen, die sämmtlich Maro heissen müssen, gespendetes Kreuz aus Silber. Dieses wird dem Kleinen umgehängt und er selbst sodann an einen Kreuzweg gesetzt. Der Erste, der vorbeikommt, tauft das Kind und so bleibt dasselbe sicher am Leben.

Während nun in Scutari der Ansager die Verwandten und Freunde von der stattgehabten Geburt eines Knaben benachrichtigt, wird im Hause der Wöchnerin eine süsse Speise (halm) bereitet, welche die junge Mutter mit allen Leuten des Hauses und mit den anwesenden Verwandten essen muss. Die Taufe findet in Scutari und in den anderen nordalbanesischen Städten bei den Katholiken am Tage der Geburt statt, und zwar in der Kirche. Da mithin der Neugeborene in der strengen Winterszeit bereits wenige Stunden nach seiner Geburt der eisig kalten Luft ausgesetzt wird, sind die Fälle nicht selten, dass die Kinder sich bei dieser Gelegenheit den Tod holen.

Bei den mohamedanischen Albanesen Mittel- und Südalbaniens kommen sämmtliche Freundinnen einen Tag nach der Geburt eines Knaben in das Haus der Wöchnerin; in ihr Zimmer treten jedoch nur die nächsten Verwandten ein, und zwar eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft. Für den Knaben werden auch Geschenke (Goldmünzen, Kleidungsstücke etc.) mitgebracht. Ist das Kind ein Mädchen, so stellen sich die Besucherinnen viel weniger zahlreich ein, die Geschenke fehlen vollends und die Eintretenden beglückwünschen die Mutter mit den Worten: „Möge Dein Mädchen glücklich leben und bald von einem Knaben gefolgt sein." — Einige Tage nach der Geburt findet ein Gastmahl statt, an welchem, falls das Kind ein Knabe ist, alle Verwandten und Freunde mit dem Hodža, falls es ein Mädchen ist, nur die allernächsten Verwandten mit dem Hodža theilnehmen; Frauen sind natürlich ausgeschlossen. Bei dieser Gelegenheit erhält das Kind seinen Namen, und zwar schreibt der Hodža auf drei Papierstreifen den vom Vater, den von der Mutter und den von ihm selbst vorgeschlagenen Namen auf. Diese Streifen werden zusammengefaltet und unvermerkt in die erste Speise (Brenvala, ein süsser Kuchen aus Maismehl, Butter, Zucker und Eiern) gesteckt. Derjenige Zettel, welcher nun zuerst von einem der Eingeladenen beim Essen entdeckt wird, bestimmt den Namen des Kindes.

In Premet bringt man der Wöchnerin unmittelbar nach der Entbindung Mandelmilch mit den Worten: hajerli (zum Heile), oder t' ruat (es möge gedeihen), oder kemb e mbare (tüchtige Füsse). Acht Tage nach der Entbindung bringen die nächsten Anverwandten der Wöchnerin gebratenes Fleisch und Brot mit den Worten: „Gott sei Dank, dass Du erlöst bist", oder: „Möge ich es (das Fleisch) auch zur Hochzeit Deiner Kinder bringen können."

Bei den orthodoxen Albanesen (in Mittel- und Südalbanien) wird unmittelbar nach der Geburt ein mit Wasser gefülltes Gefäss dem Priester gesendet. Nachdem derselbe das Wasser gesegnet hat, wäscht sich die Hebamme und Alle, welche sonst der Entbindung beigewohnt hatten. Die Wöchnerin selbst wird von den Besucherinnen mit diesem Wasser besprengt [1]) und ihr dabei reichliche Milch gewünscht.

---

[1]) Dieselbe Sitte herrscht in Serbien, Bulgarien, Montenegro und in der Hercegovina.

[2]) Auch bei den Südslaven finden während des Wochenbettes (babine) fortwährend Besuche der Freundinnen und Nachbarinnen statt.

[3]) Dieselbe Sitte besteht auch in Bosnien, wo dieses Geschenk muštuluk genannt wird.

[4]) Bei den Südslaven wird, falls mehrere Kinder nacheinander sterben, dem Letztgeborenen der Name des Vaters bezw. der Mutter gegeben.

[5]) Vgl. folgenden Gebrauch in Bosnien:

„Um in einer Familie, der bereits mehrere Kinder gestorben sind, das Neugeborene zu erhalten, zieht man es dreimal durch das Rauchloch (badža) und legt es dann für einen Moment in den Kessel, welcher über dem offenen Herde an einer Kette hängt." (Dr. Glück, Skizzen aus der bosn. Volksmedicin.)

[1]) Hahn bemerkt, dass ein solches Gefäss im alten Griechenland in jedem Trauerhause stand und dass auch die Römer sich nach beendigter Bestattung und bei der Rückkehr in das Haus durch Besprengung mit aqua lustralis reinigten.

Auch hier finden sofort Besuche der Verwandten und Freundinnen statt, die der Wöchnerin angemessene Speisen mitbringen und bei ihr wachen, wobei besonders der dritte Tag nach der Geburt als wichtig bezeichnet wird, da an diesem Tage drei unsichtbare Frauen, alb. fatite (augenscheinlich die alten Moiren) am Bette des Kindes erscheinen und über dessen Schicksal entscheiden [1]). Daher der Spruch: „Keštu e škruane fatite“ (So haben es die Fatiten geschrieben).

Bei dem Stamme der Riza (Ljab-Arnauten) findet am Abende des dritten Tages nach der Geburt ein Fest statt, welches von Hahn folgendermassen beschrieben wird:

„Der dritte Abend nach der Geburt des Kindes heisst Poganik i djałjit, der Poganik des Kindes. Die Bedeutung dieses Namens ist dunkel [2]). An demselben versammeln sich ohne vorherige Einladung die Verwandten in dem Geburtshause; ein Jeder bringt einen Blätterkuchen, ein Brezelbrot und eine Holzflasche Wein mit und man schmaust das Mitgebrachte unter Segenswünschen für den Säugling und die Wöchnerin; die Formel lautet: Kemb e mbare, d. h. tüchtige Füsse. Nach dem Mahle wird ein grosses Brezelbrot gebacken, kulatš i djałjit genannt. Alle Anwesenden müssen während des Siebens des Mehles das Sieb anfassen und, nachdem der Teig geknetet ist, Geldstücke hineinstecken. Ist das Brot gebacken, so wird es über der Wiege des Säuglings zerbrochen, wobei es ebenfalls von allen Anwesenden berührt wird, und dazu wird folgender Spruch gesprochen:

Bei einem Knaben:

Poganík e djałje buře — Poganik und der Knabe werde Mann,
Ta dergojme per masuri — damit wir ihn als Weber schicken
Te na bjere parà šume — und er uns viel Geld bringe.

In früheren Zeiten waren nämlich Ljabowo und andere Dörfer der Riza der Sitz zahlreicher Weber und stand diese Kunst dort in hohen Ehren; sie ist noch nicht ganz ausgestorben, obwohl sich die Einwohner mehr und mehr dem Schnittwaarenhandel zuwenden. Aber auch dieses Handwerk wurde und wird nicht in der Heimat, sondern in der Fremde getrieben.

Bei einem Mädchen:

Poganik e vajze grua — Poganik und das Mädchen (werde) Frau,
Ta dergojme nde perua — damit wir sie in das Thal zur Quelle schicken
Te na bjere uje šume — und sie uns viel Wasser bringe.

Hierauf geht die Gesellschaft auseinander; jeder Gast nimmt jedoch ein Stück von dem Brote des Kindes mit sich und vertheilt es an seine Hausgenossen; denn es wird für heilsam gehalten, von diesem Brote zu essen.“

Der Taufpathe des ersten Kindes ist immer der ehemalige Traubeistand (nun) des Vaters; in manchen Gegenden muss der „nun“ die ersten drei Kinder taufen; lebt der „nun“ nicht mehr, so tritt an dessen Stelle sein Sohn oder sonst sein nächster Verwandter. Falls die Eltern für ihr erstes Kind bezw. für ihre drei ersten Kinder einen anderen Taufpathen wünschen sollten, kann dies nur nach eingeholter Erlaubniss des „nun“ oder dessen Erben geschehen [1]). Der „nun“ gibt dem Kinde den Namen des verstorbenen Grossvaters oder der verstorbenen Grossmutter; falls dieselben noch am Leben sind, nennt er erst dem Priester beim Taufacte den von ihm gewählten Namen, worauf die Kinder um die Wette laufen, um der Wöchnerin den Namen des Neugeborenen mitzutheilen. Bei dem der Taufe nachfolgenden Gastmahle wirft jeder Gast in ein mit Wein gefülltes Glas, welches herumgereicht wird, ein Geldstück für den Täufling, das demselben an die Mütze genäht wird.

In ganz Albanien bleibt die Wöchnerin eine bestimmte Zeit nach der Entbindung von ihrem Manne getrennt [2]).

In Scutari geht die katholische Albanesin nach Ablauf von 40 Tagen in die Kirche (hin ner urat, geht in die Gebete) und nimmt sodann erst die eheliche Gemeinschaft wieder auf.

In Mirdita bleibt die Wöchnerin 100 Tage isolirt; ja, sie isst sogar allein. Nach Ablauf dieser Zeit geht

---

[1]) Vgl. den südslavischen Brauch, demzufolge besonders in der dritten und siebenten Nacht bei der Wöchnerin gewacht wird, im Glauben, dass durch Gesang und Gespräch der Einfluss böser Geister auf das Kind unmöglich gemacht wird. Bei den Albanesen ist im Gegentheile Gesang und Tanz im Zimmer der Wöchnerin aus Furcht vor den Hexen verpönt.

Vgl. ferner das südslavische: „Der wurde die siebente Nacht nicht wohl bewacht.“ (Von einem halb verrückten Menschen.)

[2]) Vielleicht.

[1]) Der „nun“ wird in Albanien als Verwandter betrachtet und darf (gleichwie in Griechenland) mit keinem Mitgliede der Familie, deren Kinder er getauft oder getraut hat, eine Ehe eingehen.

[2]) In Bosnien regelmässig 40 Tage.

sie zum Brunnen, vertheilt dort ein von ihr gebackenes Brot unter den Nachbarkindern, worauf sie sich in die Kirche begibt.

In Mittel- und Südalbanien beträgt die Zeit der Isolirung 40 Tage. Will der Vater während dieser Zeit sein Kind sehen, so wird es ihm in ein anderes Zimmer gebracht. — In Premet darf die Wöchnerin während der ersten 40 Tage höchstens bis zur Treppe gehen; falls sich jedoch für sie die absolute Nothwendigkeit ergeben sollte, das Haus vor Ablauf des 40. Tages zu verlassen, muss sie etwas Salz, Brot und Räucherzeug in ein Stück Wäsche wickeln und dasselbe während der vorgeschriebenen Zeit unter dem Kopftuche tragen, damit ihr nichts Uebles widerfahre [1]). Die Furcht vor Hexen, die dem Neugeborenen ein Unheil zufügen könnten, ist in ganz Albanien verbreitet [2]).

Ueber den Stamm der Riza schreibt diesbezüglich Hahn:

„Während der ersten 40 Tage dürfen weder die Wöchnerin noch der Säugling das Haus und des Nachts, aus Furcht vor Behexung, nicht einmal das Zimmer verlassen. Dort wird das Feuer sorgfältig unterhalten, von welchem weder ein brennender Span noch auch nur eine Kohle an die Nachbarn abgegeben werden darf. Wer in dieser Zeit des Nachts in's Haus tritt, der muss an der Thüre über einen ihm vorgehaltenen Feuerbrand springen. Aus Furcht vor Behexung darf in dem Hause der Wöchnerin weder getanzt noch gesungen werden. Während dieser Zeit befasst sich die Wöchnerin weder mit Brotbacken noch überhaupt mit der Küche, denn sie gilt für unrein. Am 40. Tage findet die kirchliche Aussegnung statt."

Was das Benehmen des Vaters nach der Geburt anbelangt, so verlässt er sein Haus in der Regel nicht; nur in Scutari begibt er sich sofort in den „Bazar" (Marktplatz), woselbst er die Glückwünsche seiner Freunde entgegennimmt [3]).

[1]) In Bosnien besteht ein ganz ähnlicher Brauch für die Schwangere.

„In der Nacht darf eine Schwangere nie allein das Haus verlassen; muss sie es aber doch thun, so darf sie nicht vergessen, ein Stückchen Brot unter der rechten Achsel mitzunehmen, sonst wird sie das Opfer eines bösen Zaubers." (Dr. Glück, Skizzen aus der bosn. Volksmedicin.)

[2]) Auch bei den Südslaven herrscht der Glaube, dass kleine Kinder von Hexen gefressen werden können.

[3]) Bei den Südslaven lässt sich der Vater nach der Geburt des ersten oder zweiten Kindes mehrere Tage hindurch nicht in der Nähe seines Hauses blicken.

Der Gebrauch des sogenannten Männerkindbettes (die Couvade bei den Basken und anderen Völkerschaften), wo sich der Mann, wenn ihm ein Kind geboren wird, auf das Lager streckt und sich wie eine Wöchnerin geberdet, ist bei den Albanesen unbekannt.

Eine der wichtigsten Pflichten der jungen Mutter und ihrer Verwandten besteht darin, das neugeborene Kind vor dem bösen Blick (albanes. msriš) zu bewahren.

In Scutari wird dem Neugeborenen zu diesem Behufe ein schwarzer Fleck auf die Stirne gemalt, Medaillen und Schmuckgegenstände um den Hals gehängt, später am Fes befestigt. Die katholischen Albanesen befestigen auch gerne einen Schweinszahn auf dem Fes [1]). Als sehr verlässliches Mittel gilt folgendes Amulet: Der Fuss eines Maulwurfes wird mit einer Silbermünze abgeschnitten und, in ein Stückchen Leinwand gewickelt, dem Kinde um den Hals gehängt.

In Elbassan wird das neugeborene Kind aus Furcht vor dem bösen Blick nur den allernächsten Verwandten gezeigt. Weiter südlich müssen hingegen ganz kleine Kinder allen Leuten gezeigt werden; thut man es später, so ist der böse Blick zu fürchten.

Bei den mohamedanischen Albanesen in Mittel- und Südalbanien wird eine aus einer Wunde extrahirte, eine gefundene und eine gekaufte Bleikugel zusammengeschmolzen, das glühende Blei sodann in ein Gefäss mit kaltem Wasser gegossen, welches auf den Kopf des Kindes gestellt wird; mit diesem Wasser wird der Neugeborene sodann drei Tage hindurch Früh und Abends gewaschen, worauf er gegen den bösen Blick unempfänglich wird. Bei Knaben wird häufig folgendes Mittel angewendet: Jemand, der bereits einen Mord

[1]) „Sehr oft, hauptsächlich bei Kindern, werden die Schutzmittel an der Kopfbedeckung, dem Käppchen oder Fez, und zwar meist vorne befestigt. Da kann man das in rothem Sammt gefasste Schweifende eines Wolfes, Fuchses oder Hasen sehen, den an einer Spindel (vreteno) getrockneten und dann mit Seide und Goldfäden umwundenen After eines Hahnes, eine Goldmünze, kleine Muscheln, eine Kornähre oder eine Silberplatte, welche der Arbeiter (majstor) in der Stille der Nacht („u gluho doba") und ganz entkleidet angefertigt hat und in welche der Name ihres kleinen Trägers eingravirt ist. Am Fez mohamedanischer Kinder sieht man, zumeist bei Knaben, oft ein dreieckiges, aus rothem Tuch oder rother Seide gefertigtes Amulet, welches einige Sätze (aje) oder einen ganzen Abschnitt (sura) aus dem Koran enthält, den ein kundiger Hodža auf Pergament oder Papier niedergeschrieben hat." (Dr. Glück, Skizzen aus der bosn. Volksmedicin.)

aus Blutrache begangen hat, schnitzt ein kleines Holztäfelchen und schneidet in dasselbe das arabische Wort maschallah (wie Gott will) ein. Dieses Täfelchen wird dann an dem Häubchen oder am Fes des Knaben befestigt.

Die Knoblauchwurzel gilt in ganz Albanien als vorzügliches Mittel gegen den bösen Blick. Ebenso herrscht auch allgemein die Sitte, dass Jeder, der ein kleines Kind genau ansieht, dasselbe sodann leicht anspuckt oder mindestens dergleichen thut, da er so, falls er, ohne es zu wissen, den bösen Blick hat, denselben unschädlich macht [1]). Dass auch die albanesische Mutter von dem ihrem Kinde gespendeten Lob einen Schaden für dasselbe befürchtet, ist ein nicht nur in der ganzen Levante, sondern auch bei zahlreichen europäischen Völkern weitverbreiteter Aberglaube.

Von weiteren bei Kindern zu beobachtenden Vorsichtsmassregeln mögen hier folgende erwähnt werden:

In Scutari dürfen Kinder bis zu einem Jahre nicht in den Mond schauen, sonst leiden sie an Diarrhoe [2]). Die Mutter darf ihr Kind nicht auf den Mund küssen, da es sonst stottern würde. Den ersten Kaffee, welcher der Wöchnerin gereicht wird, muss vorher eine andere Frau kosten und sodann die Lippen des Neugeborenen damit benetzen, damit er stets guten Appetit habe.

In Premet muss Kinderwäsche vor Sonnenuntergang vom Trocknen weggenommen werden, da das Kind sonst krank wird.

Bei den Rizas wird dem Kinde, bevor es gewickelt wird, auf den Leib eine Sichel gelegt, mit der kurz vorher Gras gemäht oder Stroh geschnitten wurde; dies geschieht gegen Leibschmerzen.

Bei Kinderkrankheiten tritt fast ausschliesslich die Volksmedicin in Anwendung.

In Nordalbanien. Ein neugeborenes Kind, welches die Augen mühsam öffnet, wird dadurch gekräftigt, dass der Kopf mit einem Eidotter gerieben und sodann mit einem Tuche fest umbunden wird.

Ein kleines Kind, welches fortwährend schreit, leidet am Nabel oder sonst an einer Krankheit. Gegen das erstere Leiden wird ein Fuss des Kindes derart gebogen, dass die Fussspitze den Ellbogen berührt. Falls dies nichts nützt, so sitzt die Krankheit in einem anderen Körpertheile. Um diesen zu finden, wird der Körper des Kindes mit einem ganzen Eidotter bestrichen. Dort, wo sich der Dotter zerschlägt, sitzt das Uebel, worauf dann die betreffende Stelle mit dem gebrochenen Dotter fest eingerieben wird.

Mittel- und Südalbanien. Neugeborenen Kindern, welche die Augen mit Schwierigkeit öffnen, bestreicht man dieselben mit Speichel.

Wenn das Kind an Leibschmerzen leidet, wird ihm ein mit gestampfter Menthe bedecktes gewärmtes Stück Wäsche umgebunden; auch bei Verstopfung erhält das Kind einen solchen Umschlag auf das Gesäss.

Bei Fraisen wird der Kopf des Kindes in ein schwarzes Tuch gehüllt; gleichzeitig werden Flintenschüsse abgegeben und wird der Mutter eine vierzigtägige Fastenzeit auferlegt.

Ammen im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es in Albanien nicht. Die Mutter stillt ihr Kind selbst; hat sie nicht genügend Milch, wird ihr ein Milchstein um den Hals gehängt. Hilft dieses Mittel nicht, so nimmt sie eine säugende Frau sammt deren Kind in's Haus, die dann beide Kinder stillen muss. Die Kinder bleiben sehr lange, mindestens 18 bis 24 Monate [1]), an der Brust.

---

[1]) Auch in Bosnien kommt es häufig vor, dass Jemand ein Kind durch Ansehen unabsichtlich verschreit, worauf bei Christen die eigene Mutter, bei Juden (Spaniolen) eine fremde Frau das Verschreien wegleckt. (Dr. Glück, Skizzen aus der bosn. Volksmedicin.)

[2]) Bei den Südslaven wird im Gegentheil dem Monde eine heilkräftige Wirkung, und zwar gegen krampfhaftes Weinen (vriska) zugeschrieben:

„Man trägt das Kind Abends vor's Haus, wenn der Vollmond hinter's Gebirge niedersteigt, macht mit dem Kinde dreimal eine Wurfbewegung und spricht dazu: ‚Du Mond hinter dem Berg, meines Marko (oder wie sonst das Kind heisst) Krampfweinen in den Berg hinein.' (‚Mesec za goru a moga Marka vriska u goru.')" (Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven.)

[1]) Vgl.: „Ammen kennt das Volk nicht. Jede Mutter nährt ihr Kind allein, und zwar reicht sie ihm so lange die Brust, bis sie ein zweites Kind gebärt. Das letzte Kind säugt oft viele Jahre an der Mutterbrust." (Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven.)

Haus und Hof bei den Huzulen.

Ein Beitrag zur Hausforschung in Oesterreich.

Von Professor **Dr. Raimund Friedrich Kaindl** in Czernowitz.

(Mit 228 Text-Abbildungen.)

Seit zehn Jahren ist der Verfasser um die Erforschung des Huzulenvölkchens thätig. Die Anthropologische Gesellschaft hat durch thatkräftige Unterstützung ihm die Herausgabe einer Schrift über die Huzulen (Wien 1893) ermöglicht, doch ist durch dieselbe seine Forschung durchaus nicht abgeschlossen worden. Vielmehr war der Verfasser auch in den folgenden Jahren bemüht, zugleich mit der Vertiefung seiner Studien über die Ruthenen im weiteren Sinne auch diejenige der Gebirgsruthenen, also der Huzulen, fortzusetzen. Aus diesen Arbeiten erwuchsen mehrere Abhandlungen, die bereits im Drucke erschienen sind.[1])

Die Beendigung der vorliegenden Schrift über das Haus der Huzulen und dessen Einrichtung ist mir nur durch das wiederholte Entgegenkommen der Anthropologischen Gesellschaft ermöglicht worden, wofür ich derselben meinen besten Dank sage. Ausserdem habe ich mich bei meiner Arbeit ebenso wie bei den anderen Studien über die Huzulen der gütigen Förderung des hochwürdigen Pfarrers Georg Hanicki und dessen Familie in Sergie erfreut, ferner der Herren A. und H. Schärf in Seletin und des Herrn Verwalters Joh. Feuer in Uścieryki; besonders viele werthvolle Aufschlüsse verdanke ich auch meinem Schwiegervater, Herrn Leo Kisslinger, der als Beamter der Gesellschaft für Holzgewinnung nunmehr seit einem Vierteljahrhundert unter den Huzulen lebt, wie nicht minder meiner Frau Ludmilla, die einen bedeutenden Theil ihrer Jugend unter den Huzulen verlebte.

Ueber die Arbeit selbst habe ich wenig zu bemerken. Die Abbildungen sind fast durchgehends nach meinen eigenen Skizzen oder Photographien angefertigt. Fast jedes Bild hat seine Geschichte, wie nicht minder jeder Absatz dieser Arbeit. Vielleicht darf ich hier erinnern, dass das Reisen in unseren Gebirgen nicht mit jenen Bequemlichkeiten verbunden ist, die man im Westen findet. Aus diesem Grunde habe ich mich auch bei dieser Arbeit nur auf die Thäler der Suczawa, der Putilla und der beiden Czeremosz beschränkt, während ich leider die Erforschung des Pruththales auch diesesmal bei Seite lassen musste Doch auch in ihrer vorliegenden Gestalt wird wohl meine Arbeit wenn auch nur als ein bescheidener Beitrag zur österreichischen Hausforschung nicht unwillkommen sein.

Bei den wenigen Abbildungen (zusammen sieben), welche nach Zeichnungen oder Photographien Anderer angefertigt sind, ist dies besonders bemerkt. Für die reiche Ausstattung dieser Arbeit bin ich vorzüglich der Anthropologischen Gesellschaft verbunden, die keine Kosten gescheut hat; trotzdem mussten leider 24 Abbildungen von Häusern ausfallen, wodurch auch zahlreiche Erläuterungen zum Texte

[1]) Da diese Arbeiten gewissermassen eine Ergänzung der vorliegenden Studie sind, so sei es gestattet, dieselben hier anzuführen: Die Wahrheit über die Huzulen (Mitth. der Wiener geogr. Gesellsch. 1894); Die Wetterzauberei bei den Ruthenen und Huzulen (ebenda); Die volksthümlichen Rechtsanschauungen der Ruthenen und Huzulen („Globus", Bd. 66); Die Seele und ihr Aufenthaltsort nach dem Tode im Volksglauben der Ruthenen und Huzulen (ebenda, Bd. 67); Die Czorna Hora als Cultstätte der Huzulen („Ausland", 1893); Die Huzulen, eine Skizze (ebenda); Der Prophet, ein Bild aus dem Leben der Huzulen („Münchener Allg. Zeitung" 1894, Nr. 254; übersetzt ins Ruthenische von O. Makowej in der „Bukowyna" 1895, Beilage Nr. 28); Kosmogonische Sagen der Ruthenen und Huzulen („Leipziger Zeitung", Wiss. Beilage 1894, Nr. 130); Die Weihnachtsfeier in der Bukowina und in Galizien (ebenda, Nr. 152); Neue Beiträge zur Ethnologie und Volkskunde der Huzulen („Globus", Bd. 69); Viehzucht und Viehzauber in den Ostkarpathen (ebenda; übersetzt ins Polnische von A. Kalina im „Lud" II, 201 ff.); Festkalender der Rusnaken und Huzulen (Czernowitz, Pardini 1896); Die Ruthenen in der Bukowina, I und II (Czernowitz, Pardini 1889, 1890); Zauberglaube bei den Ruthenen („Globus", Bd. 61); Aus dem Volksglauben der galizischen Ruthenen (ebenda, Bd. 64); verschiedene Mittheilungen im „Urquell", I—V; Jud Selman, eine ruthenische Volksüberlieferung („Kleine Studien", Czernowitz, Pardini 1893; übersetzt ins Ruthenische von J. Fedorowicz in der „Bukowyna" 1896, Nr. 67); Volksglaube der Ruthenen in Galizien (Beilage der „Leipziger Zeitung" 1894, Nr. 13); Baba Jaudocha Dokia (Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, II, 222 ff.). In allen diesen Schriften ist der Name „Ruthene", wenn er unmittelbar neben Huzule steht, im engeren Sinne (= Rusnake) zu nehmen und dient zur Bezeichnung der Flachlandbewohner ruthenischer Zunge; im weiteren Sinne gehören auch die Huzulen (Gebirgsruthenen) zu den Ruthenen.

ausblieben. Ferner gebürt auch mein Dank den löblichen Verlagsbuchhandlungen Hölder in Wien und Viewег in Braunschweig, welche die Güte hatten, eine grössere Anzahl von Clichés aus meinen von ihnen verlegten Arbeiten für diese Studie zur Verfügung zu stellen.

Czernowitz, am 22. Mai 1896.

* * *

Nachträglich gestattet sich der Verfasser noch die Bemerkung, dass er, unterstützt von der Anthropologischen Gesellschaft, im August dieses Jahres seine Forschungen auch auf das Pruththal ausgedehnt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hofft er in der Zukunft mittheilen zu können.

I. Bauorakel und Hausopfer.

Der Huzule baut sein Haus (*chata, chałas, szałasz*) am liebsten auf einer sonnigen Anhöhe; auch neben den Fahrstrassen sucht er womöglich eine erhöhte Lage auf. Nicht jeder Ort ist aber glückbringend und daher ist auch nicht jeder als Bauort für die Hütte geeignet. Deshalb prüft der Huzule den Platz, auf welchem er sein Blockhaus errichten will, sehr genau, bevor er den Bau beginnt. Mit Vorliebe wird ein Ort gewählt, den das Vieh als Lagerstätte aufsucht. Ein Platz, auf welchem ein Bau rother Ameisen sich befindet, soll nicht als Baugrund gewählt werden; hingegen ist eine Stelle, auf welcher schwarze Ameisen ihren Hügel aufführten, glückverheissend. Um den Ort noch genauer zu erforschen, schläft der Huzule, welcher das Gehöfte aufführen will, auf demselben. Träumt er angenehm, erscheint ihm vorzüglich im Traume schönes Vieh, so ist der Baugrund wohl gewählt; im entgegengesetzten Falle hütet sich der Huzule, auf demselben zu bauen. Andere erproben die Baustelle auf folgende Art: Sie stellen auf dieselbe ein Gläschen, welches nicht ganz voll mit Wasser gefüllt und mit einem Blatte bedeckt ist; wenn der Platz glücklich sein soll, so wird am folgenden Tage das Wasser zugenommen haben; ist dieses nicht geschehen, so ist der Ort zu meiden. Manche lassen den Baugrund durch Zauberer oder durch wahrsagekundige Zigeuner, die besonders aus Siebenbürgen kommen und die Huzulen nicht selten prellen, erforschen, „damit im Hause Glück herrsche, keine Feuersbrunst dasselbe verzehre und das Vieh im Gehöfte gedeihe".

Hat man den Ort, auf dem die Hütte erbaut wird, nicht sorgfältig geprüft, so kann es leicht geschehen, dass die Wahl gerade auf einen Ort fiel, auf welchem der Teufel und böse Geister hausen. In diesem Falle spukt es im Hause und die Bewohner desselben müssen grosses Unheil erfahren. Da bleibt nichts Anderes übrig, als das Blockhaus auf einen günstigen Ort zu übertragen, und dies geschieht nicht selten. Schlimm ist es auch, wenn man beim ersten Hackenschlag zum Baue eines Hauses Kinder weinen hört; man wird nämlich niemals in dem erbauten Hause seine Kinder grossziehen können. So sollen einem Manne in Uścieryki, dem das böse Orakel auch zutheil geworden war, schon elf Kinder gestorben sein.

Zu achten hat man auch bei der Wahl des Bauplatzes, dass der Regen vom Dache des zu erbauenden Hauses nicht auf des Nachbars Grund abfliesse; mit dem Wasser würde nämlich auch das Glück vom Hause weichen und dem Nachbar zufliessen. In diesem Glauben mag neben den wirthschaftlichen und natürlichen Verhältnissen mit ein Grund liegen, weshalb die Hütten der Huzulen zumeist fern von einander liegen, wohl niemals aber eng aneinander stossen.

Von hoher Bedeutung ist natürlich auch die Wahl der Nachbarschaft. Je schütterer die Gehöfte stehen, je weiter ein Nachbar vom anderen wohnt, um so mehr muss es jedem daran gelegen sein, mit den anderen im Frieden zu leben. Die Verhältnisse im Gebirge bringen es mit sich, dass man einen guten Nachbar zu schätzen weiss; der Huzule bringt dies im Sprichworte zum Ausdrucke: „Ein guter Nachbar ist wie gutes Brot." Wie schwer es aber den Leuten fällt, unter einander Frieden zu halten, dafür spricht u. A. der Umstand, dass nahe Nachbarn nicht zu Taufpathen gewählt werden, denn mit ihnen gebe es oft Streit, was zwischen Pathen eine Sünde wäre. Im Frieden lebende Nachbarn unterstützen einander vorzüglich bei Gelegenheit der sogenannten „*tołoka*" oder „*kłaka*". Bei grosser und dringender Arbeit ladet nämlich der Huzule, wie dies auch anderwärts im Ostkarpathenlande üblich ist, seine Nachbarn zur unentgeltlichen freiwilligen Arbeit ein. Die Arbeiter erhalten bei dieser Gelegenheit Speise und Trank und unterhalten sich nach beendeter Arbeit bis tief in die Nacht hinein bei Musik und Tanz. Zuweilen wird schon während der Arbeit etwa auf einer Geige gespielt.

Auch zum Baue der Häuser werden oft die Nachbarn zu dieser unentgeltlichen Hilfeleistung gebeten. Während der Arbeit muss man aber die Arbeiter stets bei guter Laune erhalten, damit sie dem Gehöfte nicht fluchen und über dessen Eigenthümer Noth

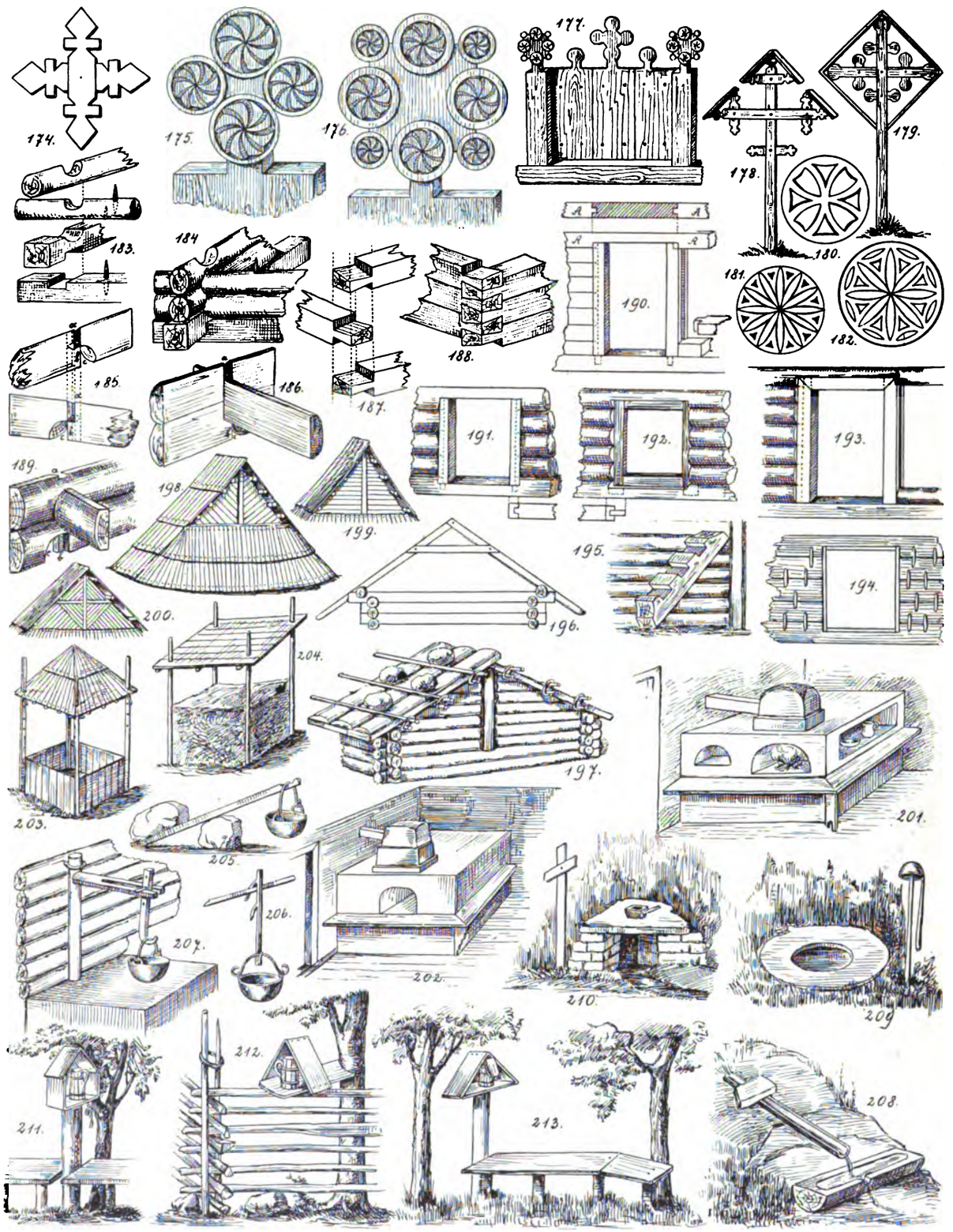


Fig. 174—213. Erläuterungen am Schlusse.

und Tod bringen oder, wie der Huzule auch zu sagen pflegt, ins Balkenwerk kein Unglück einbinden (*łycho zawiezaty*). Auch beginnen Viele den Hausbau nur am Donnerstag, weil dieser ein Glückstag ist; an diesem Tage und am Sonntag finden daher auch in der Regel die Trauungen statt.

Sind die vier untersten Balken gelegt worden, so werden unter dieselben an den vier Ecken gegen die Innenseite hin Weihrauch, Geld, Salz und Brot, gegen die Aussenseite aber Kohlen und Lehmverputz aus einem Backofen gesteckt. Die ersten Gegenstände sind als glückverheissend für die Bewohner der Hütte bestimmt, die letzteren dagegen gelten den Feinden derselben. Wenn hierauf die vier erwähnten Balken schon miteinander verbunden und befestigt sind, so setzen sich die Hausgenossen auf je eine Ecke derselben und horchen gespannt in die Ferne. Hören sie Vieh brüllen, so gilt dies als glückverheissendes Zeichen; Unglück verkündet hingegen das Bellen eines Hundes, der Schrei eines Vogels, das Quaken der Frösche.

In der Mitte des Balkenvierecks wird ein Kreuz aufgestellt und dasselbe mit Wolle umhüllt. Sodann werden in ein Gefäss glühende Kohlen gefüllt, Weihrauch darauf gestreut und damit die Grundbalken umräuchert. Nachdem dieses geschehen, wird das Gefäss neben das Kreuz gestellt. Hierauf werden die versammelten Nachbarn bewirthet; wird bei dem Mahle auch Wein gereicht, so ist dies ein Zeichen, dass in der zu erbauenden Hütte oft Gäste einkehren werden. Erst nach der Vollendung des Baues wird das Kreuz ausgegraben und unter dem Dache der Hütte aufbewahrt.

Bevor der Huzule das neugebaute Haus bezieht, wird drei Tage zuvor zunächst eine schwarze Henne in dasselbe gesperrt, „damit im Hause sich keine Schlange einniste und das Glück kommt". Das Haus, in welchem unter dem Balkenwerk eine Schlange ihren Aufenthalt wählt, wird vom Glücke gemieden. Auch in der Folge muss der Eigenthümer des Hauses durch Zaubermittel sich das Glück zu wahren wissen. So muss man über dem Thürpfosten ein Stück Silberpappelholz (*osyna*) anbringen, damit dieses „gegen den Bösen wirkende Holz" (*dobra protiu czorta*) dem Teufel den Eintritt verwehre. Vielleicht geschieht auch das Schmücken der Stuben, Bilder, Leuchter u. s. w. mit Mohnköpfen in ähnlicher Absicht, denn es ist sicher, dass das Volk dem Mohne Zauberkraft zuschreibt.[1])

[1]) Vgl. meine „Huzulen" (Wien 1893), S. 106, ferner S. 71.

Auch den Kreuzen, welche die Huzulen um die Weihnachtszeit über den Thüren anschlagen (Fig. 174), ferner jenen am Vorgange angebrachten (Fig. 175 bis 177), oder am Wege und neben den Gehöften aufgestellten (Fig. 178, 179, 371), kommt natürlich schützende Kraft zu. Ferner pflegt man nach der Wasserweihe am Dreikönigstage mit den brennenden Lichtern nach Hause zu gehen und dort mittelst dieser Lichter am Hausthürstock, an den Stubenwänden und an der Decke, ebenso am Thürstocke des Stalles Kreuzzeichen einzubrennen, damit den bösen Geistern der Zutritt verwehrt werde. Am Dreikönigstage geht auch der Priester von Gehöft zu Gehöft und weiht dieselben; dafür erhält er in jedem Hause in der Regel eine Schüssel voll Kukuruzkörner und einen Strang Hanf oder Flachs. Um an gewissen Tagen[1]) die Hexen und bösen Geister fernzuhalten, müssen ferner auf die Thore Kreuzzeichen mit Theer gemalt werden, oder man legt auf die Thürpfosten Rasenstücke, in welchen am Palmsonntag geweihte Zweige, Zweige der Silberpappel oder auch Dornzweige, stecken. In der Weihnacht muss man aber an die Schlösser der Stallthüren den zauberkräftigen Knoblauch anbinden, um so die bösen Geister fernzuhalten, die sonst die Thiere zu Schaden quälen würden. Die Nachgeburt der Frauen vergräbt man unter der Schwelle des Hauses oder unter der Vorbank (*pryspa*) desselben, damit die Kinder im Hause gut gedeihen; diejenige der Kühe soll man im Stall an der Stelle verscharren, wo die Kühe mit den Hinterfüssen stehen, damit sie viel Milch geben und die Hexen ihnen nicht schaden. Zu letzterem Zwecke ist es gut, wenn man ein gefundenes Hufeisen am Hofe niederlegt; schreiten nämlich die Kühe über dasselbe, so werden sie vor den nachtheiligen Folgen einer Behexung geschützt. Natürlich müssen die Hausbewohner auch die Donnerfesttage, besonders das Fest des Propheten Elias (20. Juli a. St. = 1. August n. St.) stets begehen, damit der Donner, so sagt das Volk, die Hütte nicht anzünde.[2])

Muss der Huzule aus irgend einem Grunde seine alte Wohnung verlassen, so verrichtet er ein Dankgebet für das ihm in dem Hause zutheil gewordene Glück und betritt sodann mit Brot und Salz in den Händen das neue Heim, nachdem er dasselbe schon zuvor mit Weihrauch umräuchert hat.

[1]) Näheres hierüber in meiner Arbeit „Festkalender der Rusnaken und Huzulen".

[2]) Auch über diesen Gegenstand bringt meine eben citirte Arbeit Näheres.

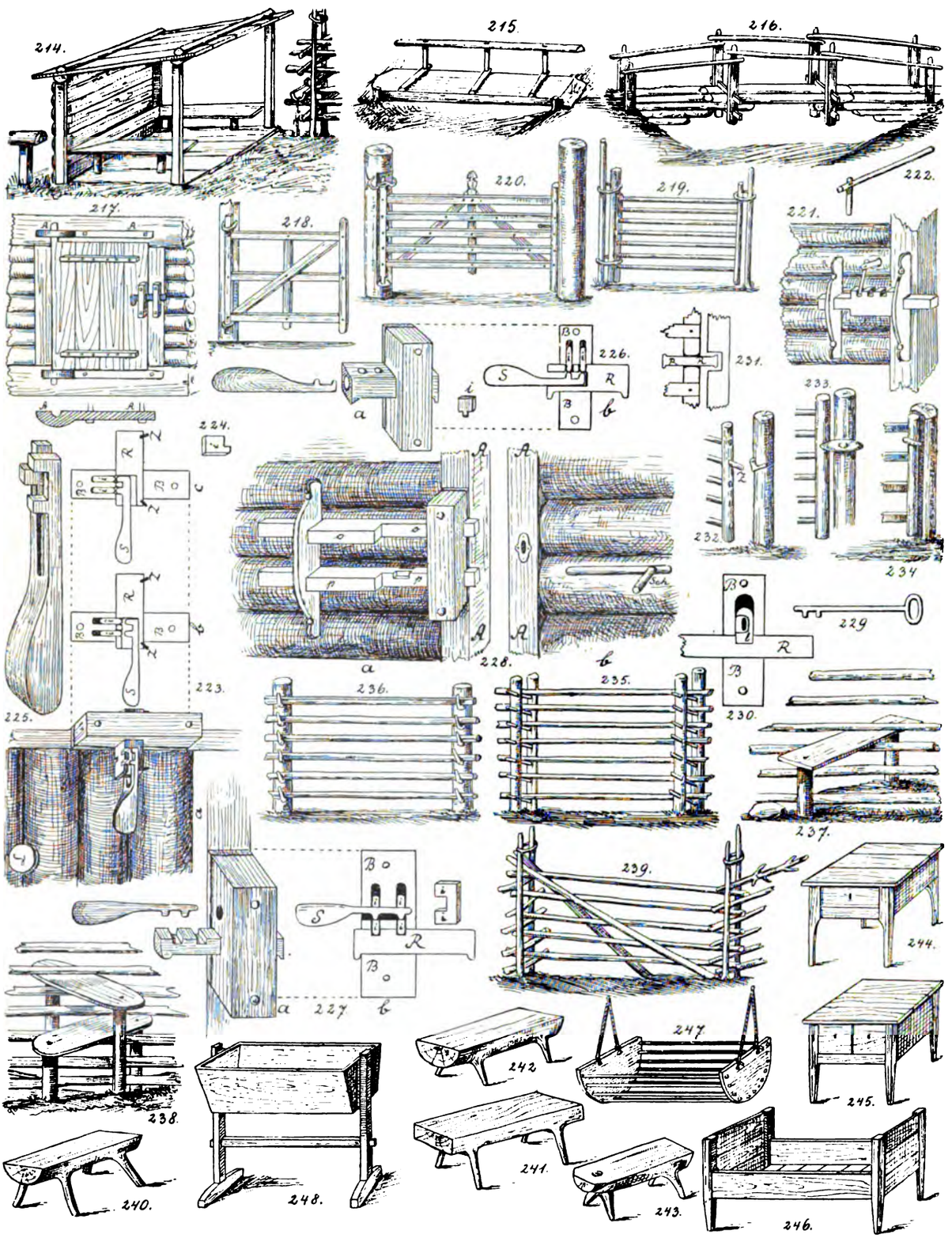


Fig. 214—248. Erläuterungen am Schlusse.

II. Baumaterial und Baukunst.

Der Huzule kennt nur den Blockhausbau (Fig. 362, 363, 372—382). Das Material bieten ihm die Fichtenwälder seiner heimatlichen Berge.

Zumeist werden die Stämme unbehauen als Rundholz (*wybła, wibła*) verwendet; von einem aus derartigem unbehauenen Materiale errichteten Bau heisst es, er sei *na wibły* gemacht, oder man nennt auch eine derartige Hütte kurzwegs *chata wibła*. Die Art der Zusammenfügung der Blöcke mit den vierkantig behauenen Grundbalken (*pidwałyna*) und untereinander zeigen die Fig. 183 und 184. Bemerkt sei noch, dass die Holznägel oder Zapfen, mittelst deren die Hölzer aneinander befestigt werden, *tybli* heissen. Diese Bauart ist den ältesten Häusern eigen,[1]) wird aber auch noch gegenwärtig am häufigsten angewendet. Bei alten Häusern sind mitunter die Balkenköpfe nicht gleichmässig gestutzt; dieselben werden übrigens immer erst nach Fertigstellung der Wände gleichmässig abgeschnitten, wie dies auch aus der photographischen Aufnahme des im Bau begriffenen Hauses zu Ploska (Fig. 376) ersichtlich ist. Während des Baues dienen die hervorragenden Balkenköpfe zur leichteren Herstellung der nöthigen Gerüste. Der Huzule pflegt überhaupt jeden Balken unverschnitten an die Stelle der Wand zu bringen, an der er eingefügt werden soll, und dort erst die nöthigen Messungen vorzunehmen, die Zapfen an demselben anzufertigen u. dgl. Sein vorzüglichstes Werkzeug bei allen Arbeiten ist seine scharfe Hacke.

Seltener kommt die Benützung von Hölzern vor, die nur auf einer Seite ihre natürliche Rundung aufweisen, während die andere flach ist. Man gewinnt die Werkstücke durch Zersägen der Stämme zumeist nach der Form ⊐D, wobei zugleich aus der Mitte ein Brett für die Stubendecke gewonnen wird. Diese Hölzer nennt man daher *rizane derewo* (geschnittenes Holz), gewöhnlich aber *protesy*. Ein aus diesem Materiale hergestelltes Haus heisst dementsprechend auch *chata rizana* oder *chata na protesy*. Die ebene, gehobelte Fläche wird in das Innere des Hauses gekehrt, während aussen die unbehauenen Seiten sichtbar sind. Das Zusammenfügen dieser Wände geschieht mittelst einer sehr sinnreichen doppelten Verzapfung (Fig. 185, 186 u. 189). Die einzelnen Hölzer erhalten nämlich an der inneren (ebenen) Seite eine Nuth (*a*), die vom oberen Rande bis etwa zur Mitte geht; von da herab zum unteren Rande ist hingegen ein Zapfen (*fist*) *b* vorhanden, der in die Nuth *a* des unteren Balkens passt; neben dem Zapfen befindet sich aber der viertelkreisförmige Ausschnitt *c*, der ebenfalls über das untenstehende Holz greift und dieses festhält. So wird ein Verschieben der Hölzer nach jeder Richtung unmöglich. Eine vergleichende Betrachtung der oben citirten Figuren wird genügen, diese Verbindung verständlich zu machen.

Endlich werden die Klötze auch zu vierkantigen Balken zugehauen verwendet (*tesane derewo*; *chata tesana*); doch geschieht dies zumeist nur bei Kirchenbauten, in denen die Huzulen grosse Geschicklichkeit besitzen, Pfarrerwohnungen, Schulen u. dgl. Die Verbindung geschieht durch Zapfen, die Doppelkeilform besitzen. Das Nähere ist aus den Fig. 187 und 188 ersichtlich. Eine ganz vereinzelte Anwendung von vierkantigen Balken zur Herstellung eines Vorganges sah ich in Hryniawa. In diesem Falle waren aber nicht die eben erwähnten Zapfen in Doppelkeilform zur Anwendung gekommen, sondern die beim Rundholzbau übliche Verzapfung.

Die Grundbalken des Hauses sind immer behauen. Einen Unterbau aus Stein erhält das Haus nur selten, und zwar gewöhnlich nur dann, wenn der Bauplatz nicht eben ist; in der Regel ruhen aber die vier Grundbalken auf unterlegten, grossen Steinen. Der Raum zwischen diesen Grundbalken wird mit gestampftem Lehm ausgefüllt; dieser bildet den Fussboden; mit Brettern wird derselbe nicht bedeckt.

Die Wände werden an der Aussenseite weder mit Lehm oder Mörtel angeworfen, noch getüncht; ausnahmsweise geschieht dies höchstens mit den an die Fenster stossenden Theilen. Es werden dann nämlich um die Fenster Streifen mit Lehm geschmiert und geweisst (Fig. 373) oder auch um beide Fenster ein gemeinsamer rechteckiger Fleck getüncht;

[1]) Dies ist natürlich auch anderwärts der Fall; während aber z. B. im Walserthal (Vorarlberg) Häuser aus unbehauenem Rundholze nur bis in's XVI. Jahrhundert gebaut wurden (J. Bär im Jahrbuche des Vorarlberger Musealvereines, Jahrg. 32), sind sie im Huzulengebiete noch immer die gewöhnlichsten. Dass einzelne dieser huzulischen Blockhäuser sehr alt sind, ergibt sich aus ihrem Aussehen und den Mittheilungen der Bewohner. Indess ist man im Huzulengebiete nicht so glücklich, wie z. B. in Salzburg (vgl. Eigl, Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser, Mitth. der Ges. f. Salzb. Landesk., Bd. 35) an den Häusern deren Erbauungsjahr zu finden (S. 15 führt Eigl a. a. O., ein Haus mit der Jahreszahl 1522 an). Der älteste Holzbau der Bukowina dürfte das vom moldauischen Woewoden Dragosch (1342—1344) erbaute, hölzerne Kirchlein sein, das sich nun im Dorfe Putna befindet; doch ist es fraglich, wie viel von dem Holzwerke der alten Kirche an dem gegenwärtig noch existirenden Bau vorhanden ist.

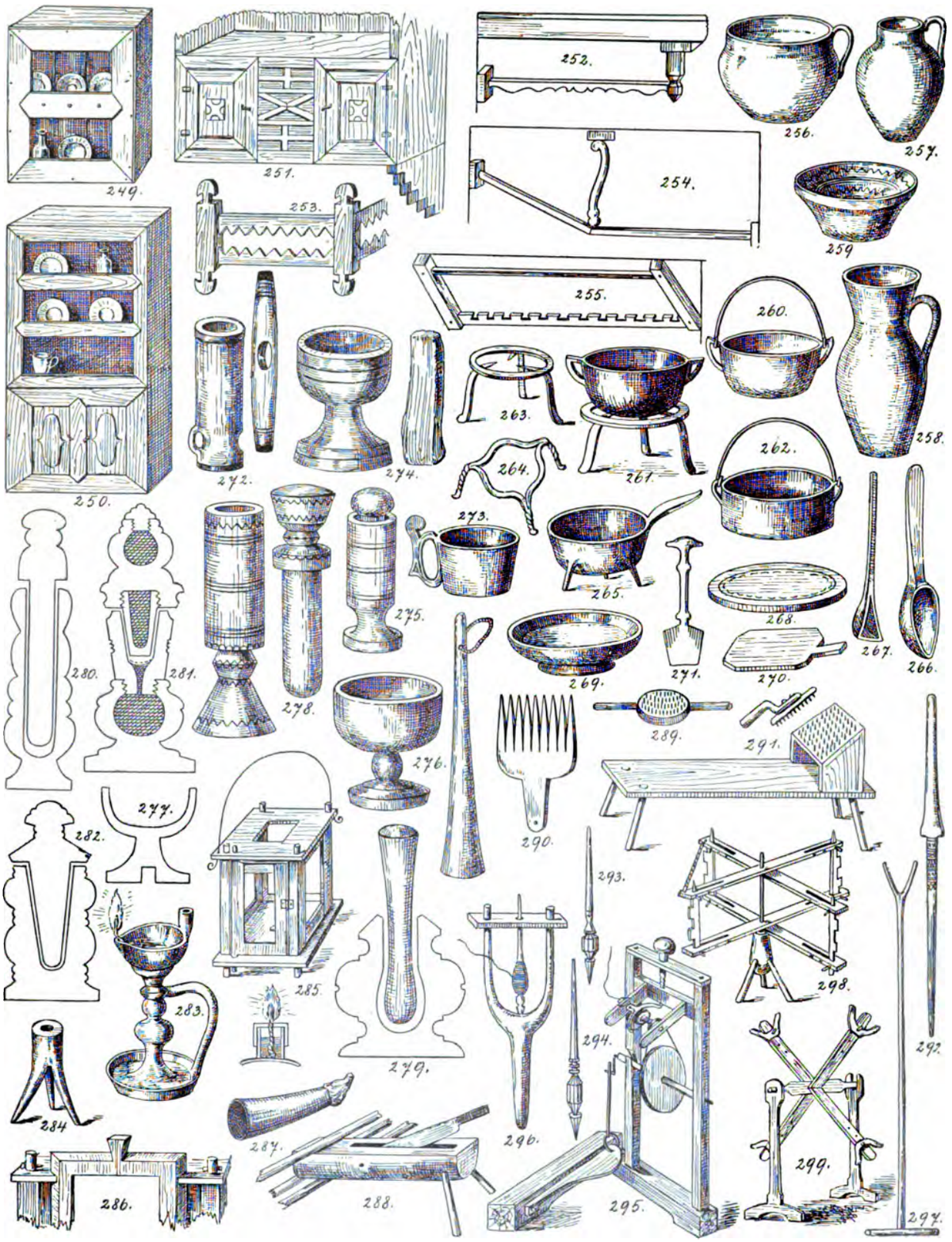


Fig. 249—299. Erläuterungen am Schlusse.

in Koniatyn sieht man auch häufig wagrecht laufende Streifen zwischen je zwei Balken.

Im Inneren sind die Wohnstuben der aus Rundholz erbauten Häuser mit Lehm geschmiert und geweisst,[1]) diejenigen der aus halbrundem Holz gefertigten bleiben hingegen unbekleidet und werden gescheuert; das Vorhaus bleibt immer Rohbau. Die Decken der Stuben bleiben ebenfalls in der Regel ungetüncht und werden gewaschen. Um eine schöne, gelbe Färbung des Holzwerkes zu erhalten, wird manchmal der Saft vom Sauerkraut beim Scheuern verwendet.

Die Befestigung der Thür- und Fensterstöcke geschieht in der Regel mit Nuth und Zapfen, wie dies die Fig. 190—193 zeigen. Bei den Thürstöcken ist immer der senkrecht stehende Balken genuthet; bei den Fenstern ist aber auch der entgegengesetzte Fall möglich (Fig. 192). Seltener ist es, dass bei den Fenstern die Befestigung der Wandblöcke aneinander mittelst Holznägeln geschieht (Fig. 194). Die Fenster sind zumeist überaus klein (z. B. Fig. 373). Ein Bursche aus dem Hügellande, wo übrigens bei den Bauernhäuschen die Fenster ebenfalls nicht besonders gross sind, brachte diesen Umstand recht drastisch mit folgenden Worten zum Ausdrucke: „Diese Fenster gleichen Bärenaugen"; und bei einer anderen Gelegenheit: „Diese Fenster könnte ein Bär mit den Tatzen bedecken." Oft weisen die Fenster nach aussen zu öffnende Fensterladen auf (Fig. 363, 379).

Die Decken der Stuben und Kammern werden aus Balken und Brettern gebildet und bleiben, wie schon bemerkt wurde, in der Regel ungetüncht. Das Vorhaus erhält keine Decke; es steht also in directer Verbindung mit dem Dachboden. Auf diesen steigt man mittelst einer Leiter; zuweilen bedient man sich auch eines Balkens, der mit stufenförmigen Absätzen versehen ist (Fig. 195). Treppen in unserem Sinne sind nicht vorhanden. Die Dachstuhlconstruction ist sehr einfach und ergibt sich unmittelbar aus den Fig. 196 und 376.

Das Dach wird bei den älteren Häusern und denjenigen ärmerer Leute auch noch gegenwärtig aus Dranitzen[2]), Brettern oder Schwarten hergestellt, die neben einander gelegt und zumeist durch quergelegte lange Stangen und Steine befestigt werden; die obenaufliegenden Stangen werden mit den als Unterlage dienenden an den vorstehenden Enden mittelst gedrehter Fichtenäste verbunden. Diese Dächer sind in der Regel flacher gehalten; das Giebelfeld ist senkrecht und besteht aus wagrecht gelegten Balken, wie dies Fig. 197 zeigt (vgl. auch die Fig. 373, 377 *A* u. *C*, u. 382); man sagt von einem solchen Hause, es sei mit Steinen beschwert (*kaminiamy prewalena*). Die neueren Häuser, besonders diejenigen der Reichen, haben bereits mit Schindeln oder Dranitzen, die früher mitunter mit Holznägeln befestigt wurden,[1]) jetzt aber mit Eisennägeln festgemacht werden, gedeckte Dächer.[3]) Ein Haus mit einem derartigen Dache wird zum Unterschiede von dem früher beschriebenen „beschlagenes Haus" (*pobeta chata*) genannt Diese Dächer sind in der Regel recht steil. Die Giebelfelder sind bei diesen Häusern zumeist durch das über die Kammer oder den Stall vorgebaute Dach sehr beschränkt und zeigen die auf Fig. 198—200 ersichtlichen Constructionen. Man vergleiche übrigens auch die Fig. 372, 376, 377 *B*, 378 und 379. Regel ist, dass der Huzule die Dächer möglichst über die Wände des Hauses vorspringen lässt, um diese trocken zu halten. Schornsteine durchsetzen niemals huzulische Dächer, weil die Huzulenhäuser keine Rauchfänge haben. Der Rauch sucht sich durch das Dach seinen Ausgang und durch die Lücken zwischen dem Dache und den Wänden; bei neueren Häusern sind wohl auch schon Dachlucken vorhanden (*dymnyk* = Rauchloch; Fig. 372, 377 *B*).

In ähnlicher Weise wie die Wohnhäuser werden auch die Stallungen, Kammern, Schopfen u. dgl. gebaut. Wir wenden uns nun der Beschreibung des Wohnhauses insbesondere zu.

III. Das Wohnhaus.

Das Haus des Huzulen wird gewöhnlich mit der Längsseite, in welcher sich die Eingangsthüre (*dweri*) und die Fenster (*wikna*, *szklinke*, *szebke*) befinden, gegen Süden bis Südosten gekehrt (Fig. 362, 363, 374, 375 und 381). Gewöhnlich beträgt diese Ab-

[1]) Da nicht immer Kalk zur Verfügung steht, benützt man zum Tünchen im Gebirge auch blauen Letten (*hłyj*).

[2]) Durch Spalten von Fichtenklötzen gewonnene, dünne Brettchen, denen der Falz, welcher den Schindeln eigen ist, fehlt.

[1]) Diese Nägel sollen, wenn sie aus dem Holze des Taxusbaumes gefertigt waren, bei vier- bis fünfmaliger Erneuerung des Daches vorzügliche Dienste geleistet haben. (Vgl. Hauptbericht der Buk. Handels- u. Gewerbekammer, Lemberg 1872, S. 63.)

[3]) Auch bei diesen Dächern kommt mitunter zur grösseren Sicherheit auch noch die Befestigung mit quergelegten Stangen vor.

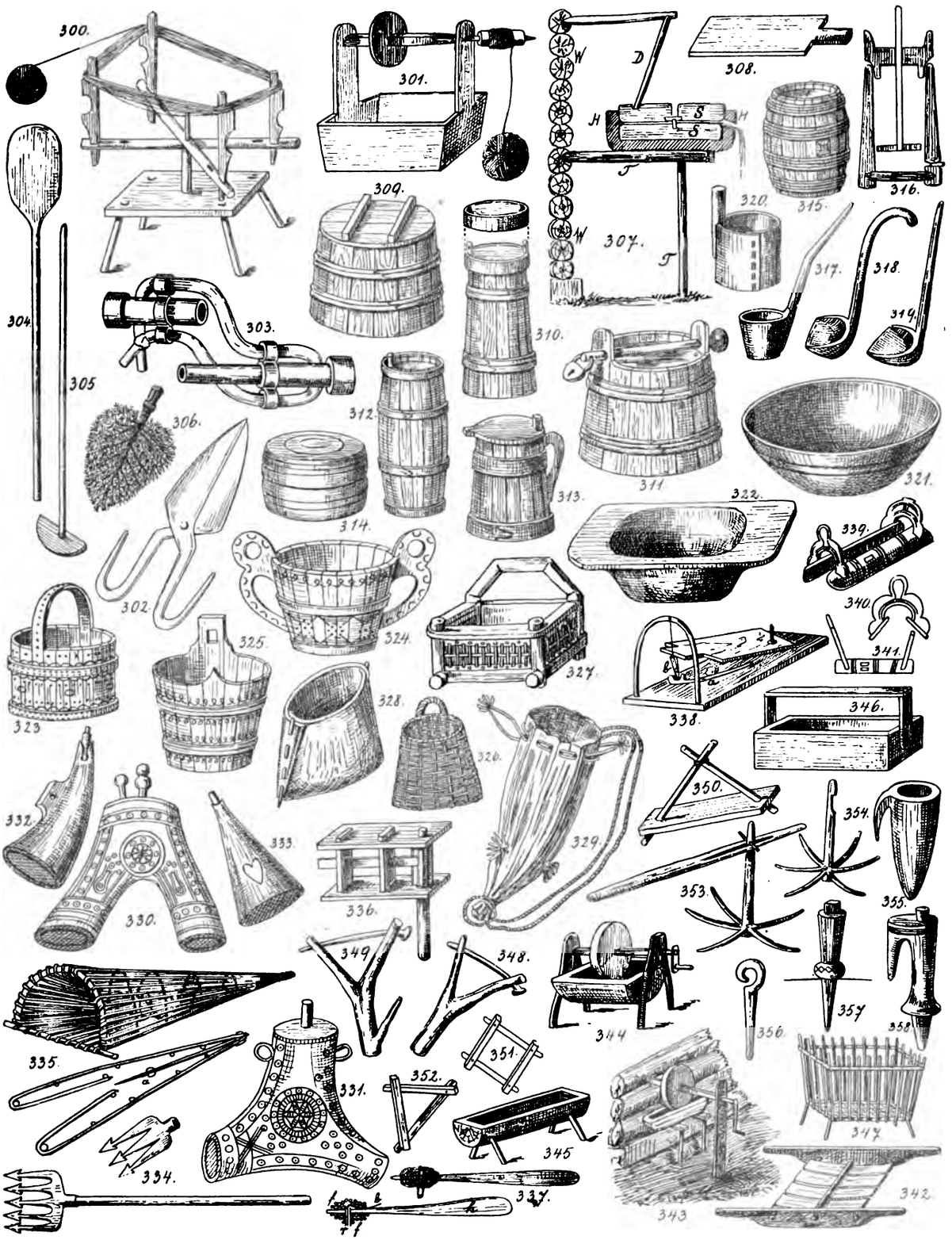


Fig. 300—358. Erläuterungen am Schlusse.

weichung etwa 20—30°.[1]) Wer dies weiss, bedarf keines Compasses im Huzulengebiete. So kommt es z. B. auch, dass dem auf der längs der von West nach Ost fliessenden Suczawa verlaufenden Strasse den Fluss aufwärts Wandernden stets die Häuser rechts mit der Frontseite, diejenigen links aber mit der Rückseite zugekehrt sind. Daher kann auch früh Morgens und besonders am späten Nachmittag die Vorderseite eines Huzulenhauses nicht photographisch aufgenommen werden, da diese regelmässig nur um die Mittagszeit volle Beleuchtung aufweist. Ueberdies wird aber die Aufnahme auch noch dadurch erschwert, dass die vorspringenden Dächer während dieser günstigen Zeit die Wände zum grossen Theile völlig beschatten.

Längs der Vorderseite (Fig. 362, 363, 372, 373, 379, 380), mitunter auch an der Giebelseite (Fig. 362), ist in der Regel eine breite, bankartige Erhöhung (*pryspa*) angebracht, die mitunter auch als Stiege zu der erhöhten Thüre dient (Fig. 362). Manche grenzen an der Vorderseite des Hauses auch einen kleinen Hofraum (*zadwiri, zahoroda*) durch eine massive Holzwand (*grażdo pered chatou, zahoroda*) festungsartig ab. Durch diesen Vorbau führt ein Thor, mitunter auch zwei (Fig. 363, 378 u. 380). Ferner pflegt besonders der reiche Huzule längs der Vorderseite seines Hauses einen Vorgang (*ganok*) anzubringen (Fig. 374, 375, 377 *B*); beschränkt sich dieser Vorbau nur auf den Theil der Front bei der Thüre, so heisst er *„czerdak“* (Fig. 372, 377 *C*). Schon die Namen deuten darauf hin, dass dieser Haustheil neueren fremden Ursprunges ist.[2])

Der wichtigste Unterschied zwischen dem Hause eines Reichen und dem eines Armen besteht darin, dass des letzteren Hütte zumeist nur aus einer Stube besteht (z. B. Fig. 362, 374, 377 *A*), während das des Wohlhabenden zwei Wohnräume aufweist (z. B. Fig. 380). Letztere Zahl wird nur in Ausnahmsfällen überschritten, etwa wenn der Familienvater schon im Vorhinein für einen Sohn eine bequeme Wohnung in seinem Hause herstellen will.

Die zwei erwähnten Stuben (*chaty*) liegen zu beiden Seiten des Vorhauses (*choromy*), in das man durch die Eingangsthüre tritt. In der Regel ist die Stube zur rechten Hand geräumiger, als diejenige links. Die grössere Stube (*wełeka chata*) ist zumeist für den Aufenthalt der engeren Familie bestimmt, während die kleinere (*mała chata*) von der Dienerschaft bewohnt wird, als Werkstätte oder Kammer Verwendung findet, oder schliesslich dem verheirateten Sohne als Wohnstätte dient. Zu letzterem Zwecke wird sie wie die grosse Stube eingerichtet.

Die Einrichtung dieser ist aber in jedem Hause im Grossen und Ganzen dieselbe. An der Wand links von der Thüre steht der grosse Herd (*picz*). Derselbe ist aus Thon und Stein aufgebaut[1]) und weist neben der für das Feuer bestimmten, backofenförmigen Oeffnung (ebenfalls *picz* genannt) zuweilen auch noch daneben eine zweite ähnliche Oeffnung (*piczka*) oder auch zwei auf, welche als Standort der Töpfe und Schüsseln gebraucht werden (Fig. 201, 202).[2]) Da der Ofen fast ein Viertel der Stube einnimmt und oben flach gebaut ist, so haben auf demselben zumeist die Kinder, im Winter aber auch die Alten ihre Schlafstätte. Der Rauchschlauch (*kahła*) des Herdes mündet im Vorhause, das keine Decke hat, so dass der Rauch auf den Dachboden (*strych*, *pid*) ziehen kann. Der Ofen stösst übrigens gewöhnlich mit zwei Seiten an die Stubenwände; um die freien Seiten desselben ziehen aber Bänke. Längs der Hinterwand der Stube ist oft eine verhältnissmässig breitere Bank (*ława, ławycia*) angebracht; auf ihr schläft die Mutter mit dem Säugling und unter ihr finden im Winter die neugeborenen Kälber, Lämmer und Ferkel ihren Platz. An den zwei folgenden Wänden sind schmälere Bänke sichtbar, die bei Tag als Sitz, bei Nacht aber ebenfalls als Bett dienen; in ihnen findet man neben den Fenstern Löcher, welche zum Hineinstecken des Spinnrockens dienen (z. B. Fig. 362).[3]) Eigentliche Betten (*postil*) finden sich nur hie und da; sie stehen dann an Stelle der breiten Bank an der Hinterseite der Stube, und zwar womöglich so, dass man mit dem Kopfe nach Osten schlafen kann; denn das ist glückbringend. An der Wand rechts von der Thüre

[1]) In Folge eines Druckfehlers steht in meinem Aufsatze „Neue Beiträge zur Ethnologie und Volkskunde der Huzulen“ (Globus B. 69, S. 70) 20′.

[2]) *Ganok* unzweifelhaft aus dem deutschen Gang; *czerdak* vom rumänischen *cerdac*, Gang, Balcon. Bei manchen Häusern fand ich den Gang jahrelang unvollendet, insbesondere ohne die geplanten Geländer.

[1]) Um den unteren vollen Theil des Ofens herzustellen, wird ein Rahmen in Form einer flachen Kiste hergestellt und mit Steinen und gestampftem Lehm gefüllt. Hierauf legt man auf diesen Unterbau einen Holzklotz und stampft darüber die Wölbung des Ofens aus Lehm. Der Rauchschlauch wird aus Steinplatten zusammengesetzt.

[2]) Sehr selten kommen Sparherde vor, so im Hause der Warwara Kuszniraczka in Uścieryki.

[3]) Auch in der Ofenbank sind Löcher für den Spinnrocken.

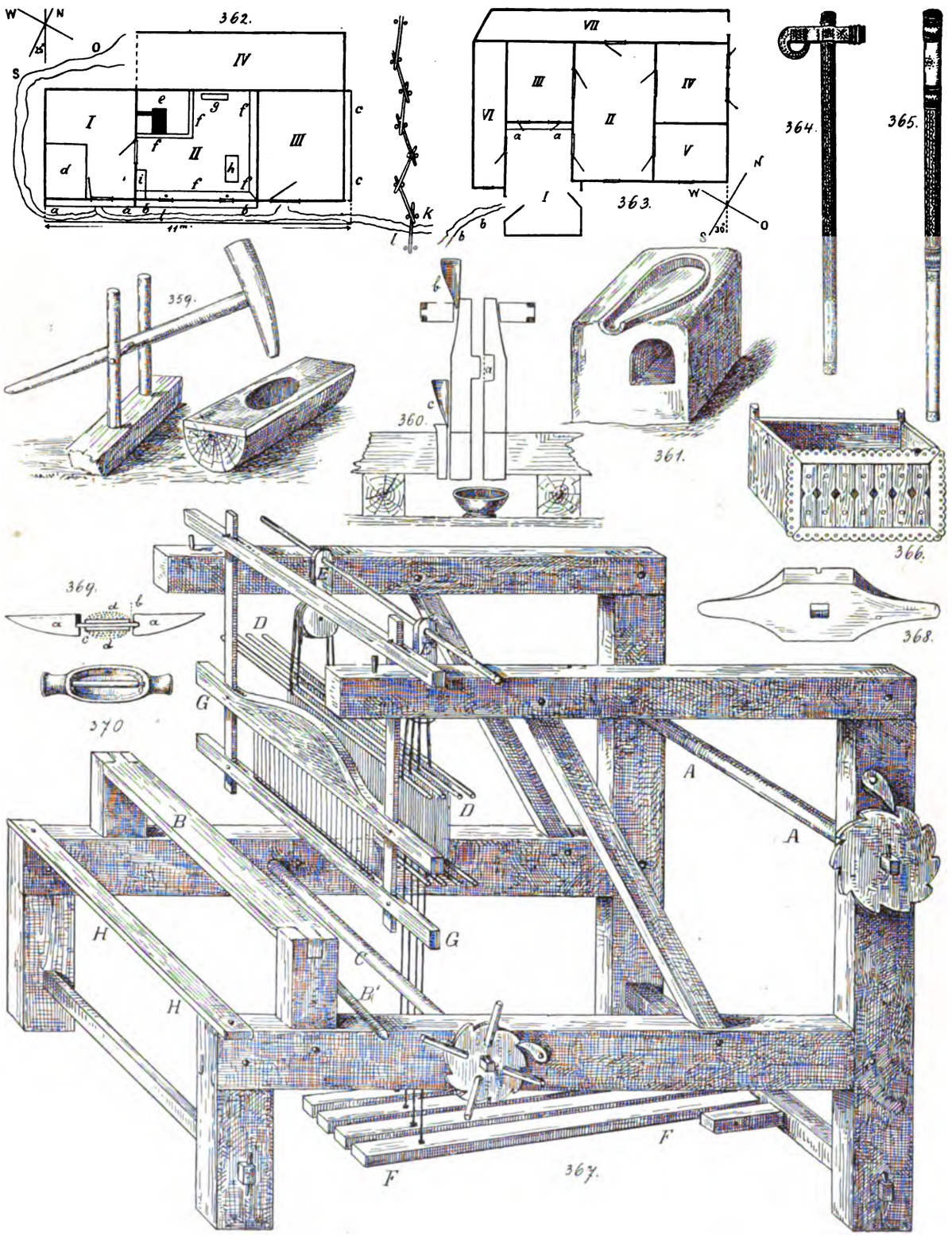


Fig. 359—370. Erläuterungen am Schlusse.

befindet sich endlich der Geschirrkasten (*połycia*), welcher mitunter recht schön verziert ist. An der Decke und den Wänden befestigte Kleiderrechen (*hredky, żertky*) für die alltäglichen Kleidungsstücke, in der Regel auch ein Tisch (*stiu*), kleine tragbare Bänke und Fussschemel (*stiłczyki*), einige Bilder, Kreuze, zuweilen auch Waffen oder gar ein Spiegel und eine Uhr vervollständigen die schlichte Einrichtung. Ausführlicher wird über die einzelnen Einrichtungsgegenstände im sechsten Abschnitte gehandelt werden.

Mit den beschriebenen Wohnräumen, welche das eigentliche Wohnhaus bilden, stehen zumeist zahlreiche Wirthschaftsgebäude in Verbindung, welche an das Wohnhaus angelehnt und angebaut werden.

Alte Häuser erhalten in Folge wiederholter Erweiterungen der Nebengebäude oft ein ganz merkwürdiges, wirres Aussehen (Fig. 382).

IV. Die Wirthschaftsgebäude und andere Baulichkeiten.

An das Wohnhaus lehnen sich gewöhnlich die Stallungen für das Vieh (*kołesznia do marżeny*) an; sie sind in diesem Falle mit dem Hause durch ein Schleppdach verbunden (z. B. Fig. 380). Seltener sind die Stallungen getrennt vom Hause, und zwar pflegt man zumeist die Pferdeställe (*stajni*) so zu bauen. Dies findet wohl vor Allem deshalb statt, weil die an das ohnehin nicht hohe Haus angelehnten Stallungen nicht genügend hoch für die Pferde wären. Das Anbauen der Stallungen und anderer Wirthschaftsgebäude an das Haus hat vor Allem den Zweck, dasselbe vor Kälte zu schützen; daher ist diese Bauart zumeist bei hochgelegenen und der Witterung ausgesetzten Häusern üblich, wie es z. B. die Häuser Fig. 363 und 382 sind. In geschlossenen Siedelungen finden sich dagegen diese Wirthschaftsgebäude schon öfter getrennt vom Wohnhause (vgl. Fig. 374 und 375). Uebrigens bringt das Vieh oder doch der grösste Theil desselben auch den Winter im Freien zu.

An das Haus angebaut oder auch in der Nähe desselben steht ferner die Kammer (*komora, klit'*), welche zur Aufbewahrung der Fruchtvorräthe, Nahrungsmittel, dann der Feiertagsgewänder, Geräthschaften u. dgl. dient. Sie ist oft sorgfältiger als das Wohnhaus erbaut und hat z. B. in Seletin und Sergie oft wie das Haus einen Vorgang. In manchen Häusern vertritt die Stelle dieser Kammer völlig die kleine Stube (z. B. Fig. 374 und 375). Auch eine Holzkammer (*drewoгub*) findet man bei den Häusern reicherer Wirthe (Fig. 379 und 380). Sie besteht mitunter nur aus einem auf vier Säulen ruhenden Dache (Fig. 372), da sie nur das Holz und die Arbeiter gegen Regen schützen, nicht aber etwa die Vorräthe vor Dieben sichern soll; dies hat es im holzreichen Gebirge keine Noth. Oft wird das gehackte Holz auch unter den vorspringenden Dächern der Wohnhäuser an deren Wand aufgeschlichtet. Grosse Holzscheiter und Werkholz pflegt man senkrecht an die Giebelwand des Hauses zu lehnen. Für die Schweine, die übrigens auch in den schon erwähnten Stallungen gehalten werden, befindet sich zuweilen noch ein besonderes Kämmerchen (*kucza*) meist weit entfernt vom Hause innerhalb einer Einfriedung (Fig. 381). Ebenso sieht man in der Nähe des Gehöftes nicht selten ein oder zwei Heudächer (*oborich*, plur. *oborohy*), die aus einem auf vier senkrechten Balken verschiebbaren Dache bestehen (Fig. 203 und Fig. 204). Das meiste Heu wird übrigens in freistehenden Schobern aufbewahrt, um die man allenfalls einen Zaun (*oplit*) anlegt. Keller findet man ebenfalls, doch selten unter dem Hause, öfter in der Gestalt von Erdlöchern (*jama*); im Winter werden dieselben mittelst Brettern, Heu und Mist zugedeckt. Die Erdäpfel werden für den Winter in Gruben aufbewahrt, die nur an wärmeren Tagen geöffnet werden. Auch ist zu bemerken, dass diejenigen Wirthe, welche beim Hause die Milchwirthschaft betreiben, neben demselben einen besonderen Verschlag mit dem grossen Milchkessel herrichten, wie dies sonst auf den Almen üblich ist. Natürlich wird diese Feuerstätte auch sonst besonders im Sommer zum Kochen des Viehfutters u. dgl. verwendet. Die Vorrichtungen (*kużba, berfyła*) zur Befestigung des Kessels sind verschiedener Art; neben einer einfachen, schief gestellten Stange (Fig. 205) oder einem Stämmchen, dessen Aeste als Hacken dienen (Fig. 206), kommen auch dreh- und verstellbare Gestelle vor, die aber auch durchgehends aus Holz gefertigt sind (Fig. 207). In den Arbeiterhütten (*kołyba*) im Walde sieht man in der Regel nur die oben erwähnten Kesselhälter aus einer Stange oder einem astigen Stämmchen. In dem Garten unfern des Hauses befindet sich gewöhnlich ein Verschlag (*pasieka*) für die Bienenstöcke, die für den Winter wohl in der Kammer oder am Boden untergebracht werden. Da den Huzulen der „warme" Oleksa (Alexander), dessen Tag auf den 17. März a. St. = 29. März n. St. fällt, als Schützer der Bienen gilt, so pflegt man an diesem Tage wieder die Bienenstöcke

in's Freie zu tragen.[1]) In Sergie sah der Verfasser übrigens in einem Hause die Bienenstöcke auch während des Sommers am Dachboden; sie waren neben das etwas schadhafte Giebelfeld aufgestellt und die Bienen flogen lustig ein und aus. Bienendiebstahl gilt bei den Huzulen, wie übrigens auch bei den stammverwandten Rusnaken, für eine überaus schwere Sünde.[2]) Wo Obst reichlicher gedeiht, erblickt man in den Gärten auch kleine Obstdörren (*ważnycia*), die in recht primitiver Weise aus einem für das Feuer bestimmten ausgemauerten Erdloch mit darüber gelegtem Rost aus Holzstäben für das Obst und einem über dasselbe hergestellten Dache bestehen. Mitunter wird auf den Rost erst eine ebenfalls aus Ruthen geflochtene Unterlage (*liska*) gestellt und erst auf diese das Obst ausgebreitet. Diese Vorrichtung ist bequemer, weil man mit der Liska das trockene Obst auf einmal abheben kann. Auch einen Ziehbrunnen (*kernycia*) mittelst Stangen oder Wellrad findet man bei manchen Häusern, wenn schon nicht ein natürlicher Quellbrunnen (*czurkało*) Wasser spendet. Diese an den Bergeshängen offen zu Tage tretenden Quellen leitet man in Rinnen zur Benützungsstelle (Fig. 208 und Fig. 214), man fasst sie mit Steinen ein (Fig. 210) oder bedeckt sie auch mit einer durchlochten Steinplatte (Fig. 209). Stets findet sich neben der Quelle ein zumeist aus Holz hergestelltes Trinkgefäss. Dasselbe hat meist die Gestalt eines kleinen, gestielten Trögchens oder auch die eines Löffels. Um abseits liegende Brunnen bemerkbar zu machen, stellt man wohl auch ein Kreuz daneben auf. Wo ein Brunnen überhaupt fehlt, pflegen manche Huzulen für den dürstenden Wanderer in einem kleinen Verschlage neben der Strasse eine Kanne voll Wasser hinzustellen. Man nennt dies ein *prosty bih*, d. h. „lohn's Gott!", weil der Wirth damit ein gottgefälliges Werk übt. Die Verschläge sind oft an Bäumen angebracht oder doch in der Nähe von Bäumen, damit der Wanderer im Schatten ruhen könnte (Fig. 211—213). Zu diesem Zwecke werden auch Bänke hergestellt. Man findet

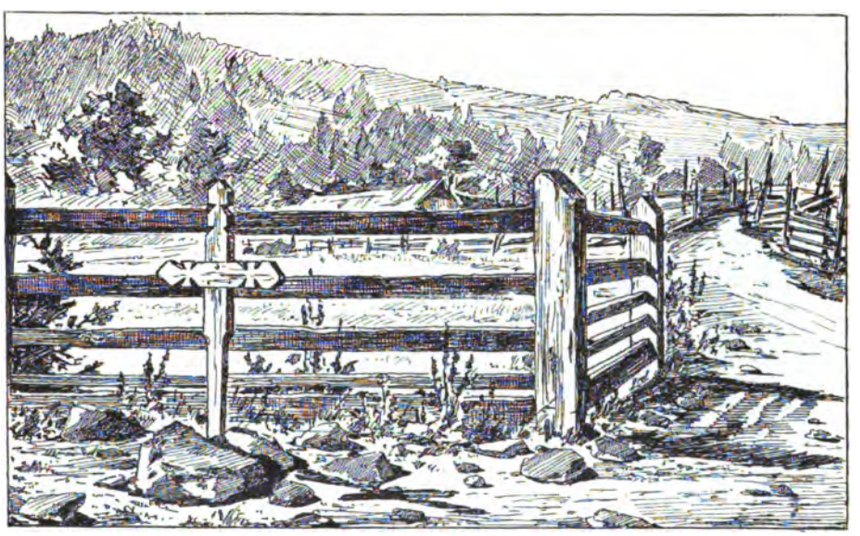


Fig. 371. Griech.-or. Brantweinkreuz in Frassin an der Suczawa.

solche Verschläge nicht nur in den Dorfstrassen, sondern auch auf wasserlosen Almen. Hie und da sieht man neben dem Wege auch grössere Verschläge mit Bänken zum Ausruhen und Uebernachten; in manchen findet sich auch wohl ein Tisch. Diese „*prosty bih*" werden ebenfalls in der Nähe eines natürlichen Quellbrunnens oder eines Ziehbrunnens errichtet. Sie heissen auch „*za pomanu*", oder „*aby pomana buła*", was ebensoviel bedeutet, als „*prosty bih*"; andere Bezeichnungen sind „*na podoriżny*" (für Reisende), „*chołodec*" (Schattenspender) oder auch „*chałas*" (Hütte).

Am Schlusse muss noch der huzulischen Brücken (*mist*, plur. *mosty*) und Stege (*kładka*) Erwähnung geschehen. Sie sind in deren Baue sehr geschickt und überbrücken auch die grösseren Wasserläufe ihres Ge-

[1]) Vgl. Kaindl, Der Festkalender der Rusnaken und Huzulen (Czernowitz, Pardini 1896).

[2]) Vgl. Kaindl, Die volksthümlichen Rechtsanschauungen der Rusnaken und Huzulen („Globus", Bd. 66, Nr. 17).

bietes mit geschickt hergerichteten Stegen (Fig. 215, 216). Oft sieht sich auch ein einzelner Hauswirth durch die Lage seines Hauses oder der dazugehörigen Gründe gezwungen, einen Steg anzulegen. Bei grösseren Brücken werden Uferschutzbauten nach Art der Hauswände hergestellt; die Pfeiler bilden ebenso gebaute gewaltige Kasten, die mit Steinen gefüllt werden (*kaszycia*).

V. Verangelungen der Thüren und Thore. Thürschlösser und Thorverschlüsse. Die Verzäunung.

Bei den alten huzulischen Häusern kam überhaupt kein Eisen zur Anwendung; die Wände und Dächer sind ohne Zuhilfenahme von Eisennägeln hergestellt, ebenso die Angeln und Schlösser aus Holz gefertigt. Bei den neueren Häusern sind zwar die Dächer zumeist bereits mit Nägeln hergestellt, aber eiserne Thürbeschläge und Schlösser sind noch immer eine Seltenheit geblieben. Auch gegenwärtig werden dieselben in der Regel aus Holz gefertigt. Bevor wir zur näheren Betrachtung derselben übergehen, sei nur noch bemerkt, dass die Fenster in der Regel unbeweglich festgenagelt sind, so dass sie nicht geöffnet werden können, sondern herausgerissen werden müssen.

Die Verangelungen geschehen in mannigfacher Art. Bei den Haus- und Kammerthüren wird dieselbe in der in Fig. 217 ersichtlichen Art hergestellt. Der untere Zapfen der Thüre wird jedoch auch in den Grundbalken direct versenkt, wenn derselbe genügend dick ist und hervorsteht. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass auch beim Zusammenschlagen der Thüren zumeist hölzerne Nägel zur Anwendung kommen, ebenso beim Befestigen der Angelhölzer (Fig. 217 *AA*). Die Hausthür ist stets nach innen zu öffnen; die Stubenthüren öffnen sich in das Vorhaus; ebenso auch die Stallthür, wenn eine solche sich im Vorhause befindet. Ausser der nach innen sich öffnenden schweren Hausthür pflegt man auch an der Aussenseite des Thürstockes eine kleine, sich nach aussen öffnende Gitterthür anzubringen, um den Hühnern und dem Vieh den Eintritt in das Vorhaus zu wehren, wenn im Sommer die Hausthür offen steht. Diese Thürchen pflegen mittelst gedrehter Fichtenäste, die in der in Fig. 218 ersichtlichen Art in den Thürpfosten befestigt werden, verangelt zu werden. Mit derartigen gedrehten Aesten oder auch ganzen Stämmchen werden auch die Hofthore verangelt. Dies geschieht entweder, wie aus Fig. 219 ersichtlich ist, durch Zusammendrehen dieser Aeste zu Reifen oder auch in der in Fig. 220 angegebenen Art. In letzterem Falle steht der Angelbalken in dem ausgehöhlten Blocke; sein unteres Ende ist in denselben versenkt; das obere durch einen Bund, der aus einem sammt der Wurzel ausgerissenen Fichtenstämmchen hergestellt ist, befestigt.

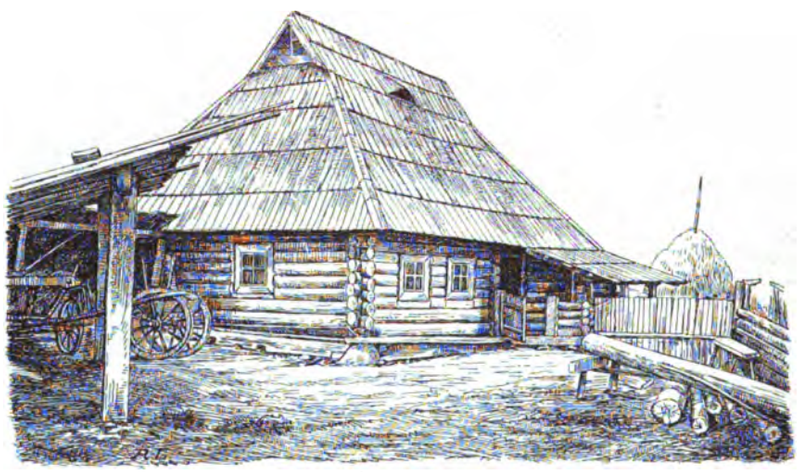


Fig. 372. Neueres Haus in Sipitul (Nesipitul) im Suczawathale.

Ueberaus merkwürdig sind die hölzernen Thürschlösser (*zamok*). Man unterscheidet zwei Hauptgruppen derselben.[1]) Die erste wird durch das in

[1]) Modelle von huzulischen Schlössern in Naturgrösse hat der Verfasser im Auftrage des naturhistorischen Hofmuseums in Wien anfertigen lassen; sie befinden sich in demselben in der vom Verfasser zusammengestellten Sammlung huzulischer Gegenstände.

Fig. 221 abgebildete Schloss repräsentirt (*zamok zasuu*). Dasselbe besteht aus einem gezahnten Riegel aus Holz, der an der Innenseite des Thürpfostens und der Wand in zwei mit passenden Einschnitten versehenen Hölzern sich auf- und abschieben lässt. Oberhalb des Riegels ist ein Balken der Blockwand durchbohrt und durch diese Oeffnung kann der in Fig. 222 abgebildete hölzerne (oder eiserne) Schlüssel (*klucz*) gesteckt werden. Der kürzere Theil desselben (unser Schlüsselbart) ist in dem Stiel leicht drehbar angebracht, so dass er, wenn der Schlüssel durch das Wandloch von aussen hineingesteckt wird, von selbst auf den Riegel herabklappt. Durch eine entsprechende drehende Bewegung des Schlüssels wird

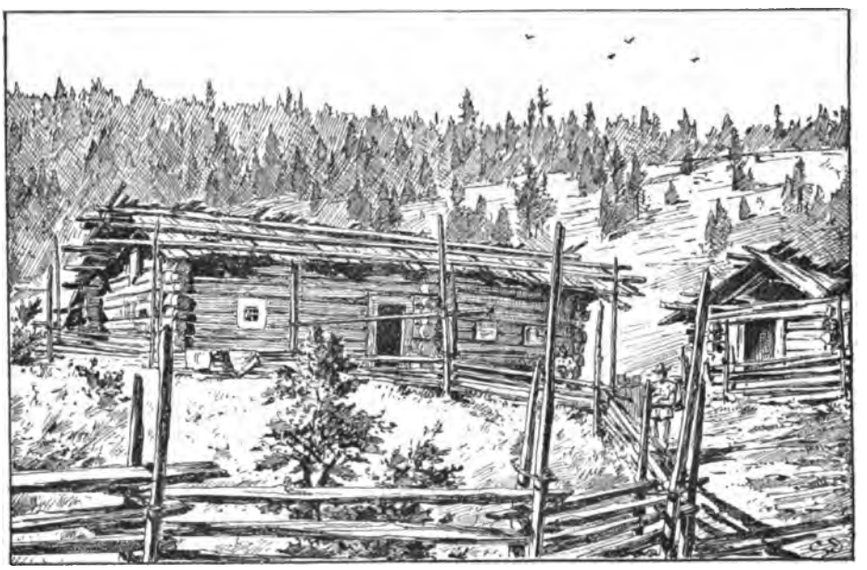


Fig. 373. Altes Haus und Kammer in Sipitul (Nesipitul) im Suczawathale.

nun der Riegel nach rechts oder links geschoben, worauf man den Schlüssel wieder leicht herausziehen kann. Diese Schlösser bieten keine entsprechende Sicherheit, weil man sehr leicht einen Schlüssel anpassen kann. Daher finden sich derartige Schlösser nur bei den Hausthüren, niemals aber bei den Kammern. Im Vorhause und in den Stuben verwahrt nämlich der Huzule verhältnissmässig wenig Gegenstände und in der Regel nur die minder werthvollen. Daher sind auch Schlösser an den Stubenthüren (zwischen Vorhaus und Stube) sehr selten. Dem Verfasser ist überhaupt nur ein Fall (aus Koniatyn) erinnerlich; in einem Hause fand er nämlich die Thür der grösseren Stube mit einem Schlosse versehen, das der erwähnten zweiten Gruppe angehörte. Von derselben sind dem Verfasser vier Arten bekannt geworden. Das gemeinsame Princip derselben besteht darin, dass in einem ausgehöhlten Balken sich Hölzchen (*szeniuky, szczyniuky*) befinden, welche durch ihre eigene Schwere in die entsprechenden Oeffnungen des durch jenen Balken gehenden Riegels einfallen und diesen schliessen. Man nennt ein solches Schloss „*zamok na szeniuky*“ (Fallhölzchenschloss) oder auch „*slipej zamok*“, d. h. blindes Schloss, weil der Mechanismus desselben versteckt ist, während er bei den Schlössern der ersten Gruppe offen steht. Zum Sperren des Schlosses ist also der Schlüssel nicht nöthig; vielmehr kommt derselbe nur beim Oeffnen zur Anwendung. Mittelst des Schlüssels, der übrigens ebenfalls zumeist wie alle anderen Schlossbestandtheile aus hartem Holz gefertigt ist, werden nämlich die Hölzchen wieder gehoben, so dass der Riegel aufgeschoben werden kann. Der Schlüssel wird zumeist in das Schloss nicht, wie wir es gewöhnt sind, senkrecht auf die Richtung der Wand und Thüre eingeführt, sondern parallel zu derselben. Zu diesem Zwecke hat die Wand eine Oeffnung, wie sie in Fig. 223 *a* bei *L* ersichtlich ist; durch dieselbe wird der Arm gesteckt.[1]) Zu dieser Abtheilung der zweiten

[1]) Würde der Schlüssel beim Hineinstecken in das Schloss den Händen entgleiten und auf den Boden des Vorhauses fallen, so könnte er durch die Armöffnung nicht erreicht werden. Deshalb wird oft unterhalb derselben ein kleiner Verschlag hergestellt, damit der Schlüssel nicht zu tief fällt.

Gruppe gehören die unter Fig. 223 –227 abgebildeten Schlösser. Seltener sind dagegen die Schlösser, bei denen der Schlüssel nach unserer Art eingeführt wird. Dem Verfasser ist bisher nur ein derartiges Schloss in Putilla (Fig. 228) und eines in Koniatyn bekannt geworden. Es scheinen diese Schlösser somit zu den Ausnahmen zu zählen und es ist bezeichnend, dass das Schloss in Putilla allein auch einen eisernen Schlüssel hatte und ein Blech über dem Schlüsselloch. Wir wenden uns nun der Besprechung der schiebt. Dies geschieht, wenn sich der Schliessende im Hause befindet, natürlich ohne Anwendung des Wandloches L; ist er aber ausserhalb des Hauses, so muss der Arm durch das Loch gesteckt werden. Sobald der Riegel in den Balken hineingeglitten ist, fallen die Hölzchen *ii* in die an der oberen Seite des Riegels angebrachten Löcher und halten diesen fest. Damit der Riegel nach keiner Seite zu weit geschoben werden könnte, sind in denselben an den entsprechenden Stellen Zapfen (*ZZ*) eingebohrt oder

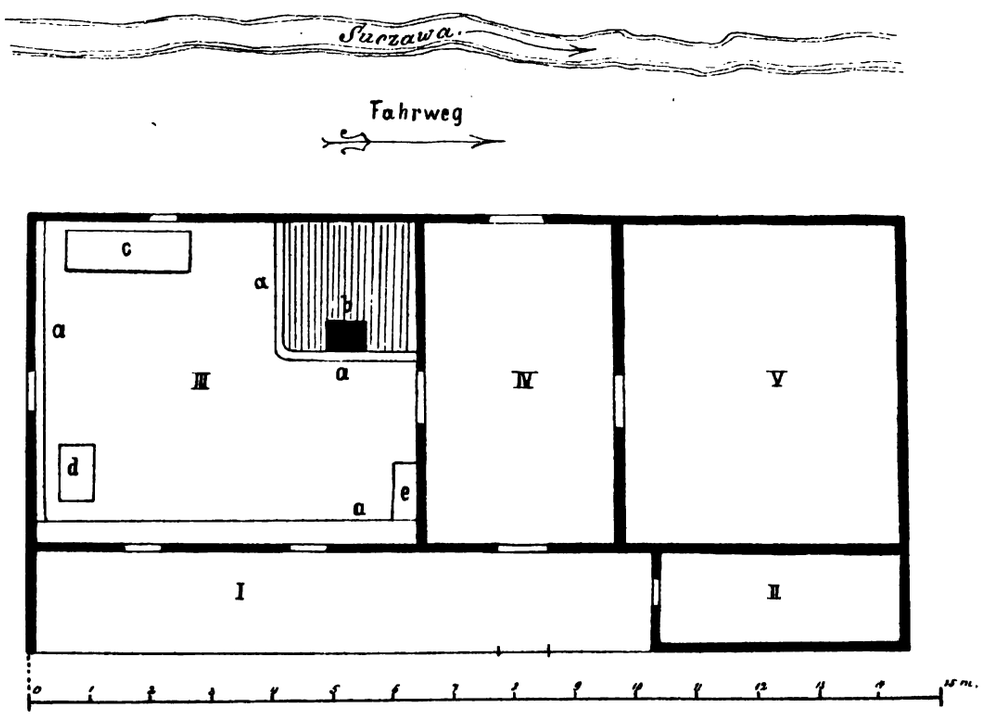


Fig. 374. **Grundriss des Hauses der Marfa Duczyk in Seletin.**

I Vorgang. II Kämmerchen. III Wohnstube. IV Vorhaus. V Kammer. *a a* Bänke. *b* Ofen. *c* Bett. *d* Tisch. *e* Geschirrkasten. Rings um das Haus liegt ein Hofraum mit einer kleinen Stallung rechts unten. Weiter nach unten schliesst sich der Garten an, in welchem sich der Verschlag für die Bienenstöcke befindet. Die Lage des Gehöftes ist nicht genau mittelst Compasses aufgenommen worden; im Allgemeinen dürfte die Frontseite gegen Süden bis Südosten gerichtet sein. Die Wohnstube liegt gegen die Regel links.

einzelnen Typen zu. Das unter Fig. 223 – 225 abgebildete Schloss hat einen zweitheiligen Schlüssel, der in die zu beiden Seiten des Riegels angebrachten Nuthen passt. Das Sperren des Schlosses geschieht ohne Anwendung des Schlüssels, indem man den Riegel (*R*) rasch durch den Balken (*B*) hindurch-

Verdickungen (Wülste) angebracht (Fig. 223, 226, 227, 228). Natürlich muss der Riegel immer rasch in den Balken gestossen werden, da sonst leicht nur ein Hölzchen einfällt und den Riegel bereits derart festhält, dass er nicht weiter geschoben werden kann. Die Zahl der in einem Schlosse befindlichen Fallhölzchen kann verschieden sein; in unserem Falle sind es drei, doch können auch zwei, vier oder fünf vorhanden sein. Um das Schloss zu öffnen, wird der Schlüssel (*S*), wie Fig. 223 *b* zeigt, eingeschoben und hierauf gehoben. Hiedurch werden die Hölzchen *ii*

In Sergie sah ich bei einer Kammer die erwähnte Oeffnung mit einem Holzpfropfen verschlossen, damit die Katzen nicht in die Kammer schlüpfen könnten. In derselben pflegen nämlich die Huzulen ihre Fleischvorräthe, besonders Rauchfleisch, aufzubewahren.

in die Höhe gedrückt (Fig. 223 *c*) und der Riegel wird mittelst des Schlüssels herausgezogen. Ganz ähnlich mit dem beschriebenen Vorgange ist derjenige beim Schlosse, das in Fig. 226 abgebildet ist, nur dass hier der Schlüssel in den ausgehöhlten Riegel gesteckt wird. Bei dem dritten Typus dieses Fallhölzchenschlosses werden hingegen die Fallhölzchen bereits durch das Drehen des Schlüssels gehoben. Die Fig. 227 *b* stellt das geschlossene Schloss mit dem bereits hineingesteckten Schlüssel vor. Wird nun der Schlüssel derart gedreht, dass seine Zapfen die Fallhölzchen gehoben werden, aber nicht wie bei den anderen Schlössern der Riegel ohne Weiteres geschoben werden kann, so erhält derselbe einen Zapfen (bezeichnet *Sch* in Fig. 228 *b*), der durch eine in den Wandblock angebrachte Fuge hervortritt. Mittelst desselben wird der Riegel *p* auf- und abgeschoben. Der Schlüssel (Fig. 229) zu diesem Schlosse war, wie übrigens bereits oben bemerkt wurde, ausnahmsweise aus Eisen gefertigt und öffnet das Schloss wie beim zuletzt beschriebenen, indem er gedreht wird (Fig. 230). Bei dem ähnlichen Schlosse in Koniatyn wurde zum

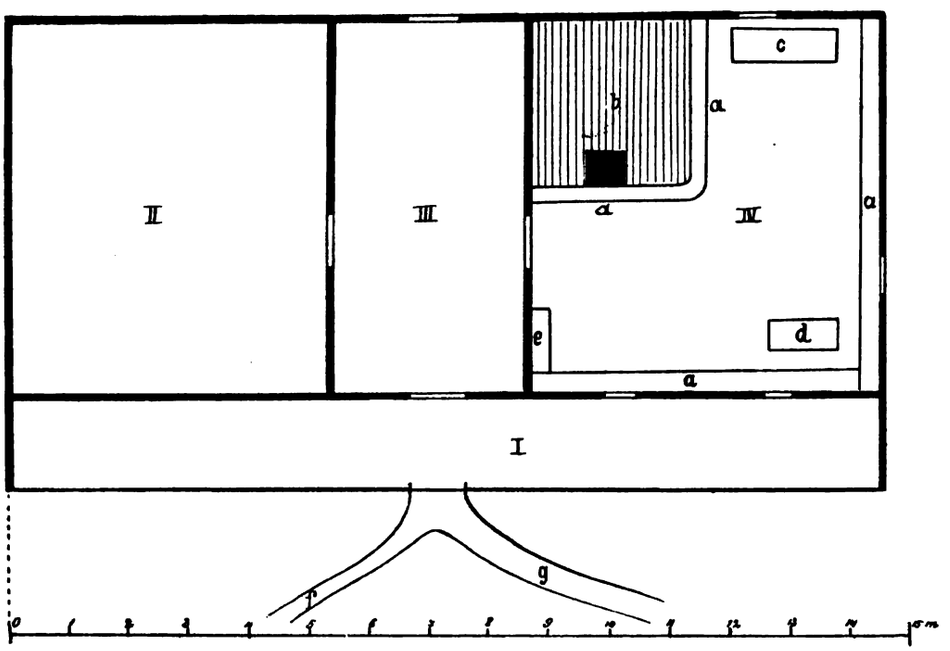


Fig. 375. **Grundriss des Hauses des Stefan Duczyk in Seletin.**

I Vorgang (noch nicht vollendet). II Kammer. III Vorhaus. IV Wohnstube. *a a* Bänke. *b* Ofen. *c* Bett. *d* Tisch. *e* Geschirrkasten. *f* Steg zur Quelle. *g* Steg (circa 200 Schritte) zum Fahrwege, an welchem das Haus der Marfa Duczyk (Fig. 374) liegt. Um das Haus dehnt sich eine Wiese (*carynka*) aus. Links vom Fusssteig *f* steht der Stall. Das Haus ist im Allgemeinen mit seiner Vorderseite gegen Südosten gerichtet.

nach oben zu stehen kommen, so werden natürlich die Hölzchen *i i* gehoben, so dass der Riegel herausgeschoben werden kann. Alle bisher geschilderten Typen haben die Eigenthümlichkeit, dass sie sich von innen ebenso wie von aussen schliessen und öffnen lassen; dies ist bei dem letzten Typus (Fig. 228 – 230), den wir noch näher zu besprechen haben, nicht der Fall. Da diese Schlösser nur von aussen mit dem Schlüssel geöffnet werden können, so muss für das Sperren von innen ein besonderer Riegel (auf unserer Abbildung Fig. 228 *a* der mit *o* bezeichnete) zu diesem Zwecke angebracht werden. Derselbe lässt sich ohne Weiteres hin- und herschieben. Da ferner bei dieser Schlossart wohl mit dem Schlüssel von aussen her Aufschieben des Riegels ein Schlüssel, wie er zum Schlosse Fig. 221—222 gehört, gebraucht. Dieses Schloss war also aus zwei Schlössern combinirt und hatte zwei Schlüssel. Erwähnt muss noch werden, dass alle diese Schlüssel so umfangreich sind, dass man sie in der Regel nicht mit sich trägt, sondern in irgend einem Verstecke im Gehöfte zurücklässt. Das Befestigen der Schlösser an den Wänden geschieht mittelst Holznägeln. Auch mag noch hervorgehoben werden, dass das Schloss immer am Thürpfosten und den Wandblöcken befestigt ist, nie an der Thür. Letzteres Verfahren würde vor Allem die Thür sehr beschweren, da die Schlösser ein verhältnissmässig bedeutendes Gewicht aufweisen. Auch wäre das Befestigen mittelst

der Holzzapfen in den Brettern der Thür weniger haltbar als in den dicken Pfosten und Balken. Eiserne Schlösser (*zamok zelizny j*) kommen auch gegenwärtig noch selten vor.

Umgrenzt ist das Gehöft der Huzulen zumeist mit einem Zaun (*plit*), welcher aus langen, wagrechten Stangen (*worenie*) und senkrechten Pflöcken (*kili*) derart hergestellt ist, dass er leicht auseinander genommen und wieder hergestellt werden kann (Fig. 383 und auf zahlreichen anderen Abbildungen). Die senkrecht stehenden Pflöcke sind oft sehr lang, um nach dem Abfaulen des in der Erde steckenden Theiles wieder benützt zu werden (Fig. 373). Damit dieselben oben nicht auseinanderweichen, wird über dieselben ein Ring oder Reif (*użwa, użeuka*), der aus gedrehten Zweigen gefertigt ist, geschoben. Die wagrecht liegenden Stangen werden zumeist aus Klötzen durch Spalten gewonnen; für die oberste Reihe kommen aber auch junge Fichtenstämme sammt den Aststümpfen zur Verwendung, um unbefugtes Uebersteigen des Zaunes zu erschweren. Unter die untersten Stangen werden zumeist Steine untergelegt. Die Construction des Zaunes bringt es mit sich, dass derselbe in Zickzacklinien dahinzieht. Thore finden sich in diesen Zäunen selten; sie bestehen dann aus leichtem Lattenwerk und heissen *worota* (Fig. 219 und Fig. 220).[1]) Der Verschluss und die Verangelung derselben ist von mannigfaltiger Art; man ersieht dieselben aus den Abbildungen Fig. 219, 220 und 231—234. Zumeist richtet man eine *strunka* oder *rozłoha* ein, welche aus zwei durchlöcherten senkrechten Balken und den durch diese Löcher wagrecht durchgesteckten verschiebbaren Latten besteht (Fig. 384). Statt der durchlöcherten Balken wendet man aber auch je zwei mit Holzzapfen verbundene dünnere an (Fig. 235) oder man schlägt auch Holzhaken (*kluki*) in die senkrechten Pfosten (Fig. 236). Die oberen Enden dieser sucht man durch daraufgelegte Steinplatten vor dem Verfaulen zu schützen (Fig. 384). Für die Fussgänger wird das Ueberschreiten des Zaunes und der *strunka*, welche für dieselben nicht auseinandergenommen wird, gewöhnlich durch ein oder zwei zu beiden Seiten desselben angebrachte Bänkchen erleichtert (Fig. 237, 238); eine derartige Vorrichtung nennt man *perełas*. An Stelle der Bänkchen benützt man oft grosse Steine (Fig. 384), wobei man auch noch die oberste oder die obersten Latten schief stellt, um den Zaun zu erniedrigen und zugleich diese Stangen als eine Art von Stiege zu benützen (Fig. 239, vgl. auch Fig. 384). Uebrigens hilft man sich auch damit, dass man irgend eine Wand des Zaunes auseinandernimmt und so mit den Viehstücken oder dem Wagen hindurchkommt. Mit derartigen Zäunen sind nicht nur die Höfe und Gärten, sondern auch die Felder der Huzulen, die sich meist an die Gärten anschliessen, und ebenso die Wiesen umzogen. Hie und da findet man Zäune, die aus Ruthen bestehen, die zwischen drei wagrechte Stangen senkrecht eingeflochten sind. Selten sind die aus wagrecht gelegten Ruthen geflochtenen Zäune, die im Flachlande sich am häufigsten finden. Dagegen dienen zuweilen

Fig. 376. Im Bau begriffenes Haus zu Ploska im Putillathale.

[1]) Selten sind Thore und Planken aus Brettern hergestellt; es geschieht dies zuweilen nur dort, wo in der Nähe Brettmühlen sind (vgl. Fig. 372 rechts). In diesen Gegenden — wie z. B. nun auch schon im Czeremoszthale — hat das Holz an und für sich grösseren Werth, daher die grosse Mengen von Holz erfordernden Zäune aus gespaltenen Klötzen zu kostspielig werden. Dazu kommt, dass in Folge des gesteigerten Holzhandels der einstige Holzüberfluss zu schwinden beginnt.

auch aufeinandergehäufte Bäume und Aeste als Grenzbezeichnung (*dilnycia*) und wo das Material zur Hand ist, wird ein „ewiger Zaun“ (*wiecznyj plit*) aus Steinen aufgeführt. Die Grenzen zu verschieben, gilt als Todsünde. Auch erzählt die Volksüberlieferung, dass Nachbarn, welche in diesem Leben wegen der Grenzen Streit hatten, auch im Jenseits denselben fortsetzen müssten, indem sie sich bis in die Ewigkeit über die Grenze umherzerren würden.

VI. Einrichtungsgegenstände und Geräthschaften.

So gering dem Fremden der Hausrath in einem Huzulenhause erscheinen mag, so mannigfaltig gestaltet sich derselbe, sobald man in den verschiedenen Räumlichkeiten genauere Umschau gehalten hat. Vor allem ist es wichtig, das Vertrauen der Hausleute soweit zu gewinnen, dass sie auch die Kammer eröffnen und in dieselbe den Besuch treten lassen. Zeigt man hier genügendes Interesse, ohne den bösen Verdacht zu erregen, ein Diener des Steueramtes o. dgl. zu sein, dann erst bekommt man die alten und seltenen Stücke zu Gesichte und hat vollauf Gelegenheit, den huzulischen Erfindungsgeist und sein industrielles Geschick zu beobachten und zu bewundern.

Die Einrichtung der Stuben ist, wie bereits oben bemerkt wurde, in der Regel spärlich und schlicht. Die an den Wänden befestigten breiten Bänke sind aus weichen dicken Brettern gefertigt. Grössere Aufmerksamkeit beanspruchen hingegen nicht selten die kleinen tragbaren Bänke und Fussschemel, weil dieselben sehr oft noch einen überaus ursprünglichen Charakter zeigen. Sie sind nämlich aus einem Stammstück derart gefertigt, dass Aststümpfe die Füsse bilden. Manche Stücke weisen vier derartige festsitzende Füsse auf (Fig. 240, 241) und sind mitunter sehr regelmässig ausgearbeitet, wie z. B. die Bank Fig. 241. Andere haben nur drei festgewachsene Füsse (Fig. 242) oder auch nur zwei, während ein gabelförmiges Holzstück die zwei anderen ersetzt (Fig. 243). Die schlichten Tische (Fig. 244, 245) weisen zumeist Schubladen auf; mitunter fehlt in der Stube der Tisch ganz, weil derselbe den verhältnissmässig geringen Raum noch mehr einengt. Als der Verfasser im fast menschenleeren oberen Perkalabache in einem Huzulenhause die Gastfreundschaft in Anspruch nahm, wurde ihm das Mahl auf der breiten Sitzbank aufgetragen, während ihm zum Sitzen eine kleine Bank vorgestellt wurde. Wenn angesehene Gäste kommen, zu denen insbesondere auch Brautwerber zählen, so werden Bänke und Tische rasch mit Kotzen bedeckt und erst hierauf die Ankömmlinge zum Sitzen eingeladen. Die Dankesworte der so Empfangenen lauten mitunter recht feierlich: „Wir danken euch und setzen uns mit allem Guten und mit euch, auf dass wir (alle) gesund seien.“ Die Bettgestelle (Fig. 246) sind ebenfalls nur roh und gehören auch nicht zu den regelmässigen Einrichtungsgegenständen, weil dem Huzulen die breite Bank auch als Ruhestätte genügt. Als Wiegen (*kołyska*)

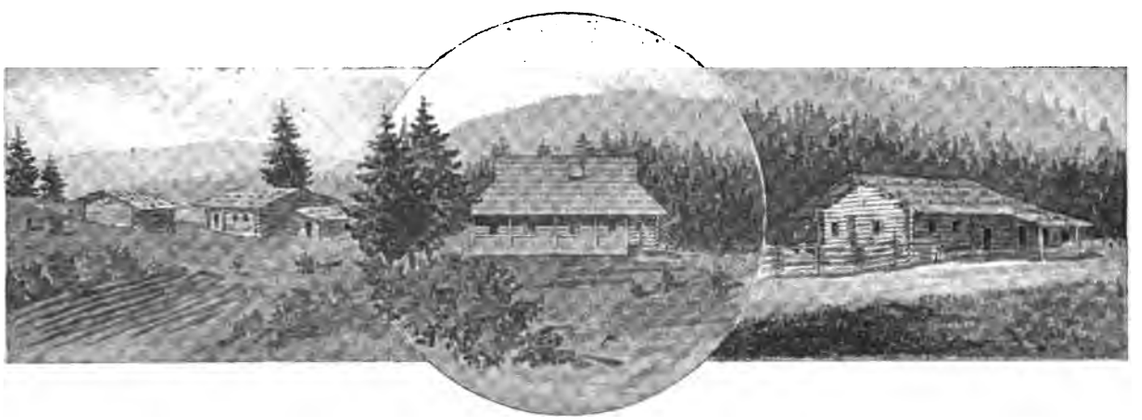


Fig. 377. **Häuser aus dem Putillathale.**

A. Bauernhaus aus Dichtenitz. *B*. Bauernhaus aus Uście-Putilla. *C*. Bauernhaus aus Sergie.

Das Haus aus Dichtenitz (Eigenthümer Vasile Filippiuk) besteht nur aus dem Vorhause und einer Stube; der kleine Stall ist an das Haus angebaut, links eine Sennküche. Die beiden anderen Häuser weisen hingegen zu beiden Seiten des Vorhauses Stuben und Kammern auf. Beim Hause aus Uście-Putilla ist die Dachlucke bemerkenswerth. Aus Prof. C. A. Romstorfer's Arbeit: „Typen der landwirthschaftlichen Bauten in der Bukowina“ (Mitth. der Anthropol. Gesellsch. 1892).

dienen wohl zumeist Teigtröge (*koryto*; Fig. 322), doch gibt es auch eigene Wiegentröge, die entweder an Stricken an der Decke hängen (Fig. 247) oder auch in einem Stehgestell schweben (Fig. 248). Die meiste Mühe wird wohl den Geschirrkasten zugewendet und man findet daher mitunter recht nette Stücke (Fig. 249—251). Als Regel gilt, dass der Schrank mit der einen Ecke auf der Bank aufliegt und daher höchstens auf einer Seite ein Stützbrett aufweist (Fig. 251). Mitunter erblickt man an der Wand auch noch ein kleineres Wandkästchen oder -Körbchen (*połyczka*; Fig. 366). Die Kleiderrechen sind zumeist einfache Stangen, die an der Decke befestigt sind; mitunter findet man aber auch mit grösserem Fleisse hergestellte (Fig. 252—255).

Im Geschirrkasten, am Herd und in dessen Nischen findet man die Küchengeräthe. Die Töpfe sind stets haken hängen, werden sie auf einen Dreifuss aufgestellt (Fig. 261, 263, 264); neben diesem kommen die Kochtöpfe zu stehen. Feuerböcke kennen die Huzulen nicht. Mitunter kommen auch gusseiserne Pfannen mit Füsschen vor (Fig. 265). Gabeln werden von den Huzulen nicht benützt. Die Löffel sind aus Holz und haben entweder die uns bekannte Form (Fig. 266), mitunter aber auch noch die ältere aus Fig. 267 ersichtliche Gestalt. Die *kułesza* wird aus dem Kessel oder dem Topfe auf ein Brett oder einen gedrechselten Teller (*kruh, krużok*; Fig. 268 bis 270) gestürzt und mittelst eines Spatels (*kopeśt*; Fig. 271) theilt sich Jeder sein Stück ab.[1]) Als Kochsalz benützen die Huzulen noch oft Steinsalz; sie zerstossen dasselbe entweder in einem grossen hölzernen Mörser (*stup, stupka do soły*; Fig. 272) und bringen dann dasselbe in einem aus Holz ge-

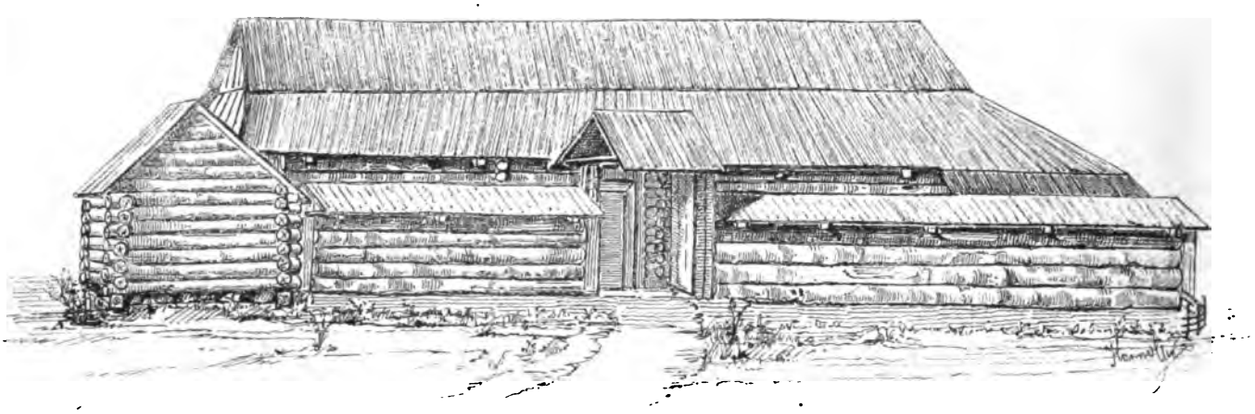


Fig. 378. Gehöft des Łuken Biłowusiek in Uścieryki (am Czeremosz) von aussen betrachtet.

aus unglasirtem Thon. Für die Bereitung der *kułesza*, des dicken Kukuruzbreies, dient ein ziemlich breiter Topf, der den Namen *kułeszynnyk* oder *hargeu* führt (Fig. 256). Als Kochtopf für alle anderen Speisen wird der *warinnyk* gebraucht (Fig. 257; von waryty = kochen). Zur Aufbewahrung von Milch u. dgl. dient der *hładunec* (Fig. 258). Durchlöcherte Töpfe soll man nie im Hause dulden; läuft nämlich durch einen solchen Topf eine Maus, so gibt es Unglück; man werfe daher solche Töpfe in die Abgründe, wo der Teufel in ihnen kocht. Die Schüsseln sind aus Thon, von innen glasirt und mit rohen Ornamenten bunt bemalt (Fig. 259). Töpfchen aus Porzellan, ferner emaillirte Blechschüsseln kommen bereits ausnahmsweise vor. Die Kochkessel (*koteu, kitłyk*) sind entweder aus Gusseisen (Fig. 260, 261) oder aus Blech (Fig. 262); falls sie nicht auf einem Kesselschnitzten Gefässe (*kupka do soły*; Fig. 273) auf den Tisch; oder es wird ein becherförmiges kleineres Gefäss benützt, in dem das Salz mit einem Stempel oder Stein zerrieben wird und das zugleich als Salzfass dient (Fig. 274). Ganz ähnliche Mörser dienen auch zum Pulverisiren des Pfeffers (Fig. 275—282). Besonders beachtenswerth ist einer dieser Gegenstände aus Uścieryki, welcher nicht weniger als drei Hohlräume für die Aufbewahrung von Gewürzen aufweist; unterhalb des Stempels befindet sich ein kleines Eisensieb, durch welches der zerriebene Pfeffer in den darunter befindlichen Hohlraum fällt (Fig. 281). Da in diesen Mörsern oder Mühlen der Pfeffer mehr zerrieben als zerstossen wird, so heissen sie Reiber (*terka do perciu*). Fällt Pfeffer auf den Boden, so wird es im Hause Kränkung geben; fällt Brot aus

[1]) Zum Zerschneiden der Kulesza dienen auch Fäden.

der Hand oder ein Bissen aus dem Munde zur Erde, so wird ein Hungriger das Haus betreten; nie soll man das Brot umgekehrt auf den Tisch legen, damit sich nicht das Glück wende und die Armut in's Haus einkehre.

Zur Beleuchtung der Stuben dient das Herdfeuer, Späne (*skipka, łepena*), [1]) zumeist wohl aber die aus Talg gefertigte Leuchte (*kahanec*). Für letztere hat man ausser flachen Töpfchen oder Schüsselchen auch eigens hiezu gefertigte becherförmige Leuchten (Fig. 283). An dieselben kann man auch Kerzen anstecken, welche von den Huzulen ebenfalls bereits gebraucht werden. Als Leuchter kann übrigens auch ein umgestürzter Pfefferbecher dienen, in dessen Boden ein entsprechendes Loch gebohrt wurde (Fig. 277). Noch merkwürdiger ist wohl der Leuchter Fig. 284, der aus dem Theile eines Fichtenstammes mit den daran sitzenden Aesten besteht. Nicht selten findet man auch schon schlichte Petroleumlampen. Der Handlaternen bedienen sich die Huzulen auf nächtlichen Gängen, besonders wenn sie in der Osternacht zur Kirche ziehen. Sie sind aus Holz gefertigt und auch an ihnen kann man beobachten, dass der Huzule stets bestrebt ist, derartige Erzeugnisse aus möglichst wenigen Stücken bestehen zu lassen. So findet man bei den Laternen die Thürchen derselben, mögen sie zum Aufklappen oder Aufschieben eingerichtet sein, aus einem Brettchen geschnitzt (Fig. 285, 286). Beleuchtet werden diese Laternen mittelst Kerzen, doch fand der Verfasser auch eine, die mit einem schlichten Blechlämpchen versehen war. Der Besitzer derselben that sich auf dieselbe nicht wenig zugute und lobte den geringen Verbrauch an Naphtha, auch wenn er mit derselben bis in's nächste Dorf in der Osternacht zur Kirche ziehe. Mitunter findet man auch besonders schön geschnitzte dreiarmige Leuchter, welche mit Wachskerzen versehen und mit Blumen, besonders dem beliebten Basilienkraut, geschmückt sind. Hie und da findet man überdies auf die Blumen noch die Schalen der bunten Ostereier gesteckt. Dieser Leuchter mit den drei Kerzen (*trijca*) bedienen sich die Frauen bei der grossen Wasserweihe am Dreikönigsfeste. Ueber die Anfertigung von Holzfackeln wird weiter unten berichtet werden. Nach dem huzulischen Volksglauben darf ohne Leuchte in der Dämmerung nicht gesponnen werden, weil dieselbe eine unreine Zeit ist und der Teufel den spinnenden Frauen Ungemach bereitet. So geschah es, dass einst zur Dämmerzeit in einer Hütte das alte Weib am Ofen schlief, das junge aber spann. Da kam ein

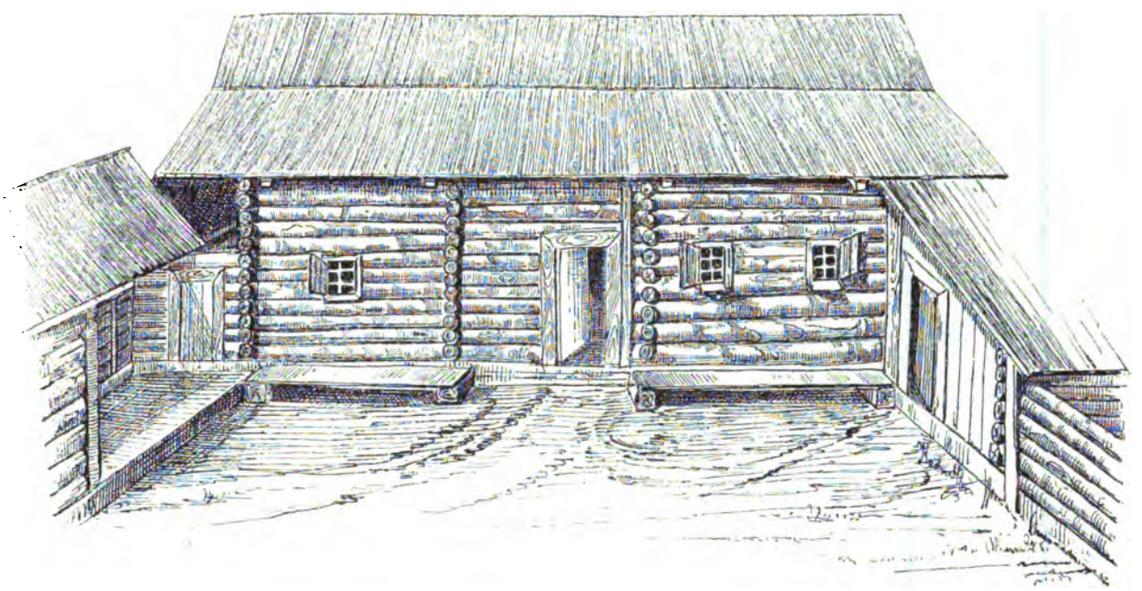


Fig. 379. Dasselbe von dem Thore des Grażdo gesehen.

[1]) *Skipka* = Span. *łepena* heissen diese Späne, weil sie zumeist aus Lindenholz angefertigt werden; im Nothfalle nimmt man Birkenholz, nicht aber Nadelholz. Die Späne brennen zumeist in wagrechter Stellung und werden entweder in eine Spalte der Wand hineingesteckt oder auf den Herd (Kamin) hingelegt; eigens dazu dienende Gestelle kommen meines Wissens nicht vor. Am häufigsten bedient sich die Hausfrau eines brennenden Spanes, wenn sie in die dunkle Kammer gehen muss.

„Herrchen“ (*panok*) zum Fenster, warf durch dasselbe der Spinnerin zehn Spindeln zu und sagte: „Ich komme gleich zurück; sind mir bis dahin die zehn Spindeln nicht voll, so tödte ich dich.“ Erschreckt weckte das Weib die Alte und erzählte ihr, was sich zugetragen habe. Da begann die Alte zu jammern: „Ach, mein armes Köpfchen, was haben wir gemacht! Jetzt holt dich sicher der Teufel. Aber weisst du was? Nimm deinen Faden und umwickle jede Spindel etwas mit demselben; wenn er dann kommt, so sage, du habest alle umsponnen.“ Die Junge that, wie die Alte gerathen hatte. Als der Teufel wiederkam, reichte sie ihm die Spindeln. Dieser sah sich überlistet und zog fluchend davon. Seither hütet sich aber jedes Weib, zu spinnen, wenn keine Leuchte brennt. Bemerkenswerth sind ferner die oft schön geschnitzten Kreuze. In einem Hause fand ich einen ebenso verzierten Klappspiegel. In der Regel sind jedoch die Spiegel ebenso einfach wie die Rahmen der wenigen Bilder, die sich finden. Ausserdem sieht man an der Wand mitunter eine Uhr. In einem Winkel entdeckt man vielleicht den in Fig. 287 abgebildeten Kindernährapparat, der aus einem Horn besteht, dessen Spitze durchbohrt und mit einem Mundstück aus Leder versehen ist. Die Huzulinnen bedienen sich dieses Apparates sehr oft, um die Kinder nicht säugen zu müssen. Da das Horn unrein gehalten wird, so sterben viele der damit genährten Kinder an Durchfall. Auch ein Kerbholz zu entdecken, wird in mancher Hütte nicht schwer fallen (Fig. 385). Natürlich wird man nur eine Hälfte finden; denn die zweite befindet sich in den Händen des anderen Interessenten. Soll ein neues Zeichen eingeschnitten werden, so müssen zuvor die beiden auseinandergespaltenen Hälften zusammengelegt werden.

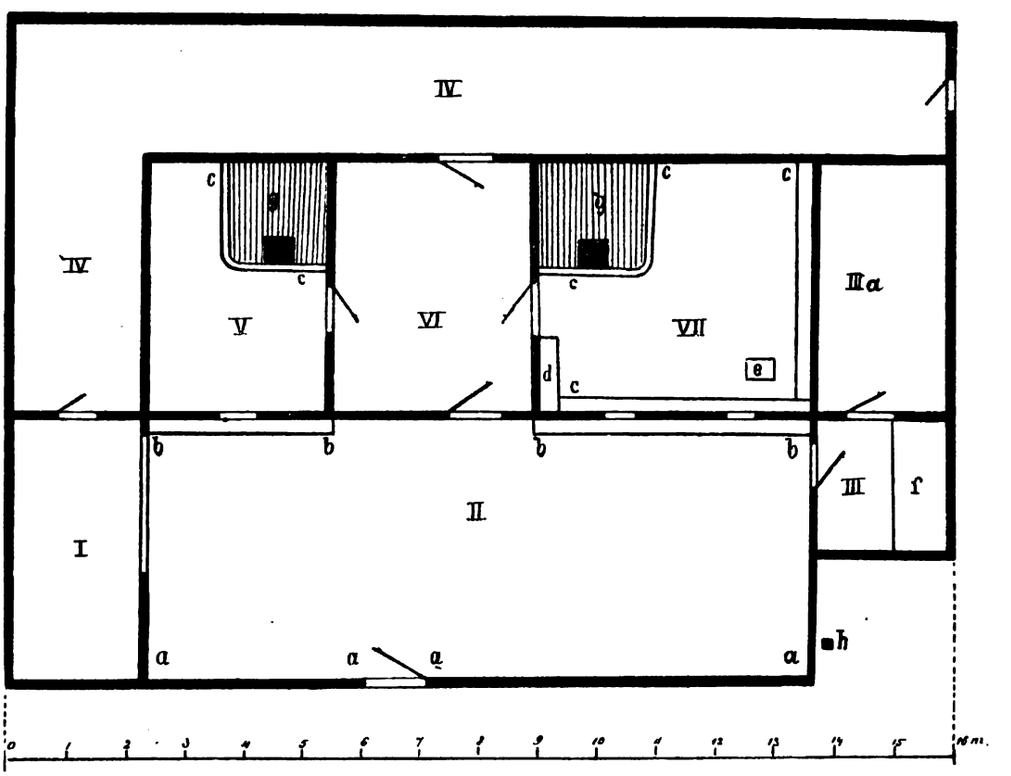


Fig. 380. Grundriss desselben Hauses.

I Holzschuppen. II Vorhof. III Vorkammer (*czersaka*). III*a* Kammer. IV Stallungen. V Kleine Stube. VI. Vorhaus. VII Grosse Stube. *aaaa Grażdo. bbbb Pryspa. cc* Bänke. *d* Geschirrkasten. *e* Tisch. *f* Bett für den Sommer. *gg* Oefen. *h* Hund.

In den Stuben hat man auch zumeist Gelegenheit, den Webstuhl und die anderen zum Spinnen und Weben gehörigen Geräthe zu sehen; doch werden dieselben nur hineingebracht, wenn man derselben bedarf, während sie sonst in der Kammer aufbewahrt werden. Das Brechen des Hanfes und Flachses ge-

schieht stets im Freien, und zwar wird die Brechel (*terłycia*) in der Regel zwischen zwei Zaunlatten eingezwängt, damit sie fest stehe (Fig. 288). Zum Kämmen des Hanfes (*konopli*) und Flachses (*len*) benützt man zunächst die *derhiuka* (Fig. 289), die an der Bank festgebunden wird, und hierauf den Kamm (*hrebiń*, Fig. 290), welcher in eine Bank festgesteckt wird; das spinnfertige Werg heisst *powiśmo prediune*. Die Wolle (*wouna*) wird, nachdem sie gebrüht und gewaschen worden ist, ebenfalls zunächst auf dem Kamme gekämmt (*czistrety*). Die auf demselben gewonnene lange Wolle kann sofort versponnen werden; die kurze muss zuerst noch mittelst der *hrebińky* oder *grempla* zugerichtet (Fig. 291) und sodann wieder gekämmt werden. Zum Spinnen dient zumeist der Spinnrocken (*kożiuka*, *kudela*; Fig. 292) und die Spinnwirtel (*wereteno*; Fig. 293, 294), die oft sehr schön geschnitzt sind.[1]) Der Spinnrocken wird, wenn die Spinnerin im Gehen spinnt, unter dem linken Arm gehalten, sonst steckt er in eigens dazu in die Sitzbänke gebohrten Löchern (vgl. oben S. 156). Seltener kommen Spinnräder vor (Fig. 295); der Verfasser hat solche nur im Suczawathal kennen gelernt und wurde ihm in Sadeu von einer alten Frau mitgetheilt, dass dieselben von den deutschen Ansiedlern aus Karlsberg herstammen. Daraus erklärt sich auch, dass für das Spinnrad kein besonderer Name besteht, es vielmehr wie der Spinnrocken *kożiuka* benannt wird. Um von der Spinnwirtel den Faden bequem abwickeln zu können, wird dieselbe in das gabelförmige Werkzeug (Fig. 296) gesteckt. Aus den auf der Wirtel gesponnenen Fäden bildet man die Stränge (*preża*) dadurch, dass man die Fäden über das *motowyło* (Fig. 297) zieht. Nachdem hierauf das Gespinnst im Strang gebleicht oder auch gefärbt worden ist, wird es mit Hilfe der *samotoka* (Fig. 298 bis 300) in Knäuel gewickelt. Nunmehr ist das Gespinnst zum Verweben fertig.[1]) Die huzulischen Webstühle (*warstat tkaćkyj*; Fig. 367—370) sind oft sehr sorgfältig gearbeitet. Zum Spulen des Zwirnes für das Webeschiffchen dient eine Vorrichtung, welche *potak* genannt wird (Fig. 301). Häufig ist der *potak*

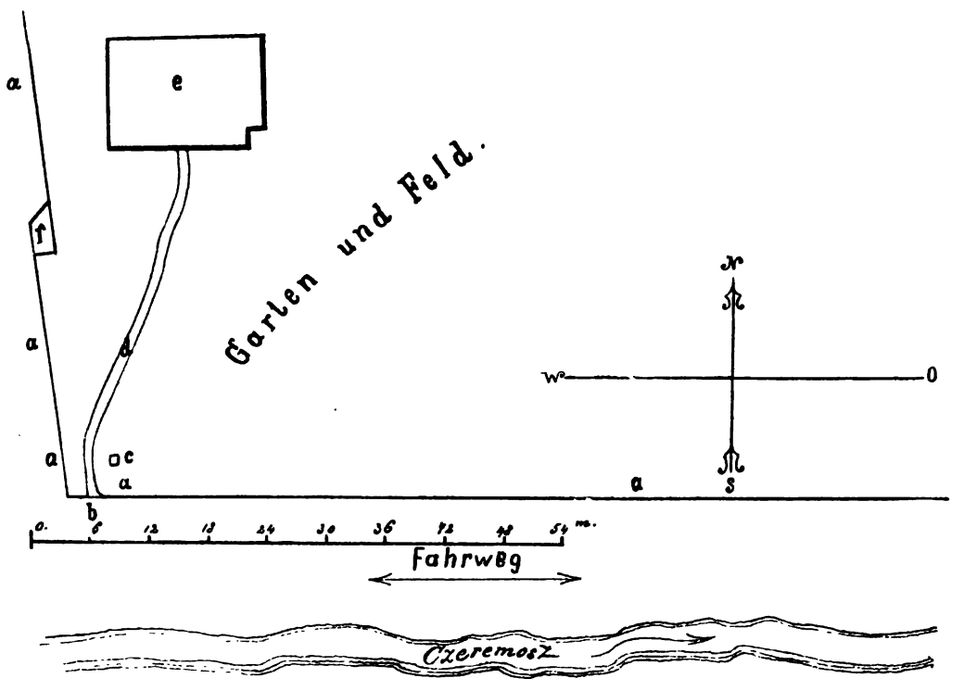


Fig. 381. Situationsplan desselben Hauses.

aaa Zaun. *b* Strunka und perelas. *c* Brunnen. *d* Steg. *e* Haus. *f* Schweinestall.

[1]) Vgl. die Objecte im naturhistorischen Museum in Wien.

[1]) Der Zettel (Kette, Längsfäden) heisst *usnowa, usnowany połotna* und wird bereits hergerichtet dem Weber überbracht; die Vorrichtung zur Herstellung des Zettels heisst *snowauka*. Der Einschlag wird *tkanie* genannt und dem Weber in Knäueln übergeben. Bei Wollstoffen besteht der Zettel gewöhnlich aus den ungefärbten Fäden, der Einschlag aus den gefärbten.

an dem Gestelle des Webstuhles angebracht, so z. B. auch an dem Webstuhl, welchen der Verfasser im Jahre 1895 in Seletin für das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien angekauft hat. Es mag hier auch bemerkt werden, dass die Huzulinnen mit dem selbstgesponnenen Zwirn nähen, daher sie sich sehr dicker Nadeln bedienen. Zum Zuschneiden dient die grosse plumpe Scheere, mit der auch die Schafe geschoren werden (Fig. 302). Ein interessanter Nadelbehälter (*ihounek*) wurde dem Verfasser in Sergie als altes Erbstück gezeigt; er bestand aus zwei geschmiedeten Eisenröhrchen, welche ineinander passten und die dann an der betreffenden Stelle des Hemdes eingenäht werden. Die Buntstickereien werden nur mittelst gekaufter Wolle ausgeführt; angeschafft wird dieselbe in den Städten Kossów, Kuty, Wiżnitz u. s. w. Zur Weissstickerei wird sehr dickes Rohgarn verwendet. Bemerkt muss ferner werden, dass nur die Weissstickerei allgemeiner von den Huzulinnen betrieben wird; Buntstickerei können dagegen nur Wenige, gewöhnlich nur eine oder zwei in demselben Dorfe. Man nennt sie *szwali*, d. h. Näherinnen. Der Preis für ein Paar Einsätze für Frauenhemden beträgt je nach dem Muster 30 kr. bis fl. 1, für jeden

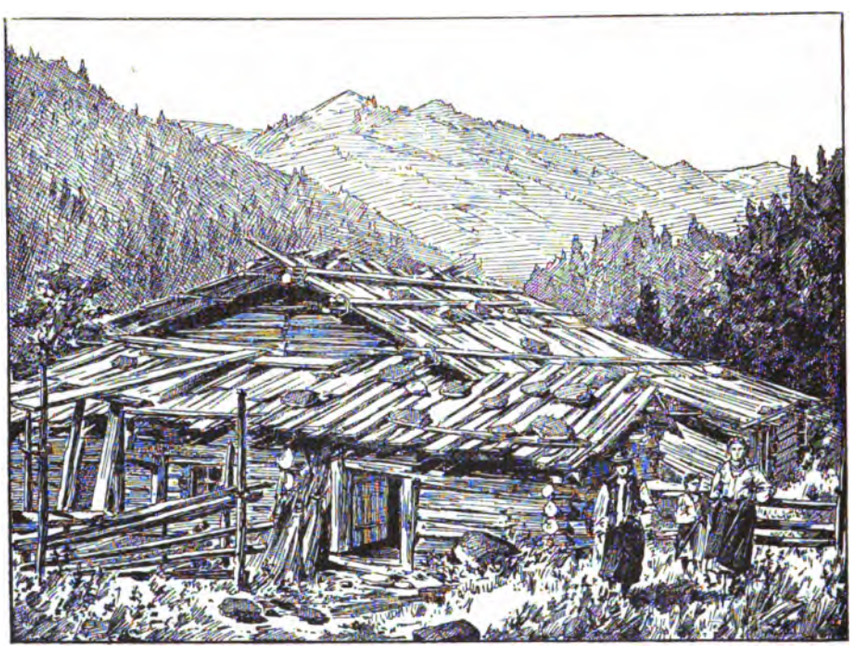


Fig. 382. Altes Haus in Jasienów am schwarzen Czeremosz.

und mittelst eines Riemenstreifchens zusammengehalten wurden (Fig. 303).

Bei ihren Stickereien wenden die Huzulinnen mehrere Sticharten an. Bei den Buntstickereien (*wustauka*) kommt zunächst der Kreuzstich beinahe in allen Mustern vor; ferner der Stielstich, der Kettenstich und der Wasserstich.[1]) In der Weissstickerei (*cerkowanie*) erscheint der Plattstich (*kukły*) und die Durchbrucharbeit (*cerka*; Fig. 386). Gestickt werden die Hemdeinsätze nur auf Leinwand, und zwar von verschiedener Qualität. Die Muster werden auf Stücken derselben angefertigt, welche ihrer Grösse entsprechen Fall im Verhältnisse zur schwierigen und in der Regel sehr genauen Arbeit ein sehr geringer Lohn.

Im Vorhause findet man ausser anderen Dingen wohl zumeist die Ofenschaufel (*wesło*, *łopata*; Fig. 304), das Ofenschürholz (*kociuba*, Fig. 305) und einen aus Fichtenzweigen angefertigten Besen (*winyk*, Fig. 306). Diese Geräthschaften dienen nicht nur ihrem täglichen Gebrauche, sondern finden auch bei den Wetterbeschwörungen Anwendung;[1]) ferner sollen sich ihrer

[1]) Vgl. die Farbendrucktafel und die dazu gehörige Erläuterung in meinem Werke „Huzulen“ (Wien 1893).

[1]) Zur Abwendung heftiger Stürme, Regenschauer und des Hagels pflegt man diese Geräthe kreuzweise vor die Hausthüre zu werfen. Einen anderen Wetterzauber mit denselben findet man bei Kaindl, „Die Wetterzauberei bei den Rusnaken und Huzulen“ (Czernowitz, Pardini 1894), S. 3, verzeichnet.

die Hexen, wie dies auch anderwärts erzählt wird, bei ihren nächtlichen Fahrten bedienen. Hie und da, besonders in Häusern hoch oben auf den Bergen, die fern von einer Mühle gelegen sind, findet man noch eine Handmühle (*żorna, młynec*; Fig. 307). In irgend einer Ecke findet man auch wohl das Waschholz (*prannyk*; Fig. 308) mit dem am Flusse die Wäsche über einem flachen Steine geschlagen wird, um sie vom Schmutze zu reinigen. Zum Rollen der Wäsche bedient man sich eines ähnlichen gerippten Mangelholzes (*magliunycia*) und einer Walze (*tacziuka*), welch' letztere auch zum Walken des Teiges dient.

Viele von den genannten Gegenständen werden auch in der Kammer aufbewahrt, falls man dieselben nicht gerade gebraucht oder vielleicht in mehreren selben füllt man in gedeckelte Dosen (*rakwa*; Fig. 314), die mitunter sehr schön ornamentirt sind (Fig. 387). Für Brantwein hat man kleine Fässchen (*bariuka*; Fig. 315). Die huzulischen Butterfässer (Fig. 316) sind oft aus einem ausgehöhlten Holz hergestellt. Zum Schöpfen der Milch aus den hohen schmalen Fässern bedient man sich grosser hölzerner Löffel (*połonnyk*; Fig. 317—319). Zum Herausnehmen von Mehl u. dgl. aus den Vorrathsgefässen dient in der Regel ein aus Siebholz gefertigtes Gefäss mit einem Stiel, das man Mässchen (*mirka*; Fig. 320) nennt. Auch findet man in der Kammer grosse hölzerne Schüsseln (Fig. 321) und ebensolche Teigtröge (Fig. 322). Von den Kübeln sind besonders die schön mit Brandornamenten geschmückten zu erwähnen, die unter

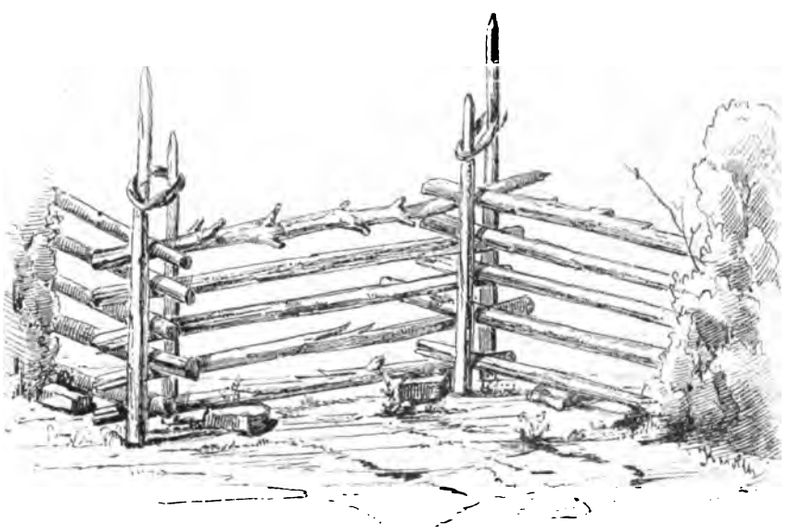


Fig. 383. Zaun (*płit*).

Stücken vorräthig hat. In der Kammer werden vor Allem auch alle Sonntagskleider, sorgfältig zusammengelegt und aufgehängt, aufbewahrt; wir werden über dieselben weiter unten näher handeln. Vor Allem fallen uns daselbst die grossen Fässern ähnlichen Gefässe (*bodni*) auf, welche, mit Deckeln versehen und zum Theile auch verschliessbar, zur Aufbewahrung von Mehl, Getreide, kostbaren Sachen, Urkunden u. dgl. dienen (Fig. 309—311). Zur Aufbewahrung von Milch und gesalzenem Schafkäse[1]) dienen lange schmale Fässer (*berbynecia*; Fig. 312), die mit einem Zapfen (*hrisd*) versehen sind. Kleinere Mengen Milch werden in Kännchen transportirt (Fig. 313). In denselben wird auch Butter untergebracht; kleinere Quantitäten dem Namen *skopec* bekannt sind und zur Aufnahme der Speisen (*dorá*) dienen, welche am Osterfeste bei der Kirche geweiht werden (Fig. 323—325). Zu diesem Zwecke bedient man sich auch aus Siebholz gefertigter Schachteln, die ebenfalls mit Brandornamenten geschmückt werden. Schaffe, Kannen und Melkkübel weisen nichts Besonderes auf.

In der Kammer wird man auch wohl Gelegenheit haben, die verschiedenen Arten der huzulischen Körbchen kennen zu lernen. Grosse, aus Weidenruthen geflochtene Körbe findet man bei den Huzulen nicht, da dieselben den Verhältnissen im Gebirge nicht entsprechen, insbesondere für den Transport zu Pferd nicht geeignet sind. Während man im Hügellande der Bukowina oft die Frauen mit ihrem beladenen Korbe am Kopfe dahin schreiten sieht, ist

[1]) Ueber die Viehzucht der Huzulen vgl. meinen Aufsatz im „Globus", Bd. 69, Nr. 24.

dies im Gebirge nicht der Fall, weil hier der Weg oft steil ist und vor Allem das Uebersteigen zahlreicher Zäune nöthig macht. Daher wendet man hier zumeist, wie übrigens theilweise auch im Hügellande, den sicheren Zwerchsack (*bysahy*) an. Nur eine kleine Art von Körbchen (*koszyłek;* Fig. 326), die mit einer Handhabe versehen ist, findet sich häufig; sie dienen zum Tragen von Eiern, beim Obstsammeln u. dgl. Als Löffelbehälter verfertigt man eine andere Art von Körben aus gebogenen, stärkeren Stäben und eingeflochtenen, gespaltenen Ruthen (*koszil na łyszky;* Fig. 327). Benöthigt der Huzule etwa im Walde einen Behälter, um Erdbeeren o. dgl. zu sammeln, so fertigt er sich einen *kozub* (Fig. 328) aus einem Stück Fichtenrinde, die er mit Zweigen zusammenheftet. Hier mag auch noch der merkwürdige *bordiuch* (Fig. 329) erwähnt sein; es ist ein Sack, der aus einem Schaf-, Ziegen-, Kalb- oder Rehfell besteht, das, ohne aufgeschlitzt zu werden, abgezogen wurde. Der Sack hängt an aus Leder gedrehten Schnüren und ist oben zum Zusammenschnüren eingerichtet; in ihm führt der Huzule zumeist seine Reisebedürfnisse mit. Ausserdem gibt es noch kleinere Taschen aus Leder und buntem Wollgewebe. Die Deckel und Tragriemen der ersteren werden mit Messingknöpfen, Kapseln und Blech beschlagen (Fig. 388 u. 389);[1]) die letzteren mit unechtem Gold- und Silberdraht durchzogen und ebenfalls mit allerlei Zieraten benäht. Die Ledertaschen heissen *tobiuka, taszka, torba, torbynka;* die Wolltaschen dagegen *dziobnia, dziobynka, dziobłyna.* Einen aus Holz gedrechselten Brantweinbehälter, der wie unsere Feldflaschen mit einem Becher versehen war, bezeichnete der Besitzer als eine *„feria z porciu“*.

[1]) Diese Zieraten heissen *kołotylci, blenda.*

Besonderes Vertrauen muss man bereits gewonnen haben, um auch die alten Waffen, Fangeisen und Pulverhörner zu Gesichte zu bekommen. Von den letzteren sind besonders die aus Hirschhorn angefertigten und schön ornamentirten bemerkenswerth (Fig. 330, 331); ausserdem gibt es auch Pulverbehälter (*porosznycia*) aus Rindhörnern (Fig. 332) und Blech (Fig. 333). Bei weiterem Nachfragen wird man auch die Fischgabeln (*osty*) zu Gesichte bekommen, die mit drei bis fünf Zacken versehen sind (Fig. 334), ferner den Fischkorb (*werszka;* Fig. 335) und ein ähnliches, aus Schnüren geflochtenes Fischgeräth (*jetyr*); auch die Angel (*wudka*) und das Netz (*sak*) sind im Gebrauche. An reissenden, stark abfallenden Stellen bedient man sich endlich einer aus Ruthen geflochtenen Fischreuse (*soup, perewit*), die

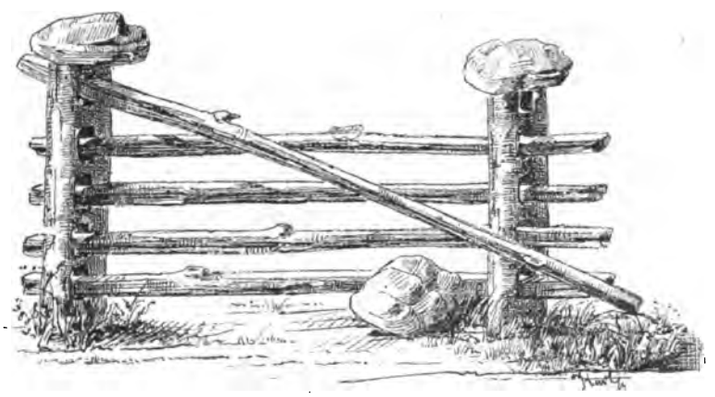


Fig. 384. Strunka oder rosloha (zugleich perelas).

einem Pantoffel ähnlich ist. Durch in den Fluss gelegte Steinreihen werden die Fische gezwungen, in das sie auf diese Reuse führende Wasser sich zu begeben. Da nun die Reuse so aufgestellt wird, dass das Wasser in ihre flussabwärts gestellte Spitze hineinströmt, dann aber durchfällt, so können die Fische nicht wieder heraus. Mit dem Fischkorb und der Fischgabel wird nur während der Laichzeit gefischt; mit der Gabel insbesondere bei Nacht beim Scheine der Fackel (*lusznycia*). Letztere wird auf folgende Art hergestellt: Ein gut ausgetrocknetes Stück harzreiches Holz[1]) wird in dünne Stäbe gespalten und diese mit einem Ruthenband (*użeuka*) zusammengehalten; der Bund wird, während die Stäbe

[1]) Gewöhnlich nimmt man einen trockenen Zaunpflock oder einen Dürrling (am Stamme ausgetrocknetes Holz); letzteres hat den Vorzug, dass es nicht knistert (*ne pukaje*) und keine Funken und Kohlen umherwirft. Beim Zerspalten dieses Holzstückes achtet man darauf, dass die Stäbe an einem Ende zusammenhängen.

vom Feuer verzehrt werden, immer weiter zurückgeschoben. An den Gebrauch des Fischkorbes knüpft sich folgende Redensart der Huzulen: „Er spottet wie ein Fischkorb über den Morast.“ Dieselbe wird angewendet, wenn Jemand, ohne auf seine Mängel

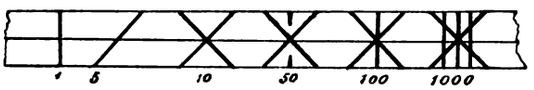


Fig. 385. Die Zahlzeichen am Kerbholz.

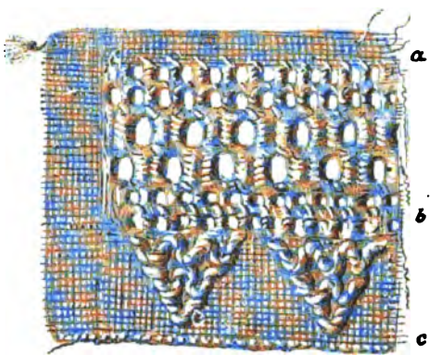


Fig. 386. Weissstickerei (Achselbordure eines Frauenhemdes); von *a* bis *b* Durchbrucharbeit, von *b* bis *c* Plattstich.

Fig. 387. Deckel einer gedrechselten hölzernen Butterdose (*rakwa*). Natürlicher Durchmesser 15 cm. Die Buchstaben, ferner die halbkreis-, S- und wellenförmigen Linien sind eingelegte Messingstreifen, die o-förmigen Zeichen sind in's Holz eingedrückt.

zu achten, über diejenigen Anderer lacht. Das Zutreffende der Redensart leuchtet ein, wenn man sich erinnert, dass der im Schlamm liegende Fischkorb stets ebenso unrein ist, wie dieser selbst. Nach einer anderen Ansicht soll in der herangezogenen Redensart nicht an den Fischkorb, sondern an einen Vogel zu denken sein, der ebenfalls *werszka* heisst. (?)

Von anderen Geräthen, die uns in die Augen fallen, mag die hölzerne Klapper genannt werden, welche zum Verscheuchen der Krähen von den Kukuruzfeldern dient (Fig. 336). Neben verschiedenen Farbtöpfchen erblicken wir in einem Winkel das Fig. 337 abgebildete Instrument (*kestka*), mit welchem

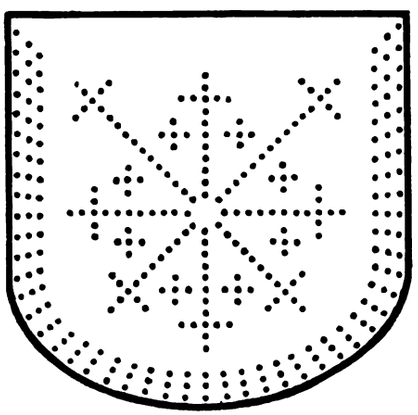


Fig. 388. Deckel einer ledernen Tasche. Die Punkte erscheinen am Gegenstand als Messingkapseln, wie sie bei Schnürschuhen verwendet werden.

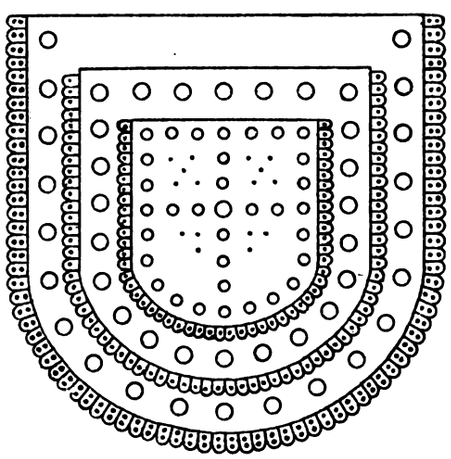


Fig. 389. Deckel einer Ledertasche. Die kreisförmigen Zeichen deuten Messingknöpfe in zwei Grössen an. Die Punkte erscheinen am Gegenstand als Messingkapseln.

die mit den mannigfaltigsten Ornamenten versehenen Ostereier hergestellt werden. Dasselbe dient aber nicht etwa, um die Farben aufzutragen, sondern vielmehr, um Wachs auf diejenigen Stellen zu bringen, welche von der Farbe nicht berührt werden sollen. Es besteht aus einem Stäbchen (*h*), das sich nach dem einen Ende etwas verflacht. Hier ist es durchbohrt und durch die Oeffnung ein sehr dünnes Messingröhrchen (*r*) gesteckt, durch welches eine

Schweinsborste (*b*) gezogen ist. Das Röhrchen und die Borste werden mit einem Faden (*f*) vielfach umschlungen. Wenn dieses Werkzeug in das heissflüssige Wachs getaucht wird, so saugt der Faden dasselbe auf und das Wachs fliesst längs der Borste durch das Röhrchen hindurch auf diejenigen Stellen des Eies, auf welche es die kundige Hand des „schreibenden" Weibes leitet. Sind nun auf dem Ei alle Stellen, welche weiss bleiben sollen, mit dem Wachs bedeckt, so legt man das Ei gewöhnlich in gelbe Farbe, wo es einige Zeit verbleibt. Nimmt man nun das Ei heraus, so ist dasselbe ganz gelb; erwärmt man aber das Ei und wischt dasselbe mit einem Tuche ab, so reibt sich an denjenigen Stellen, wo das Wachs haftete, natürlich die Farbe sammt dem darunter befindlichen Wachs ab und es würde somit am gelben Grunde die weisse Zeichnung erscheinen. Indessen begnügt man sich nicht mit dieser einfachen Zeichnung. Das Ei wird vielmehr, sowie es aus der gelben Farbe kommt, ohne abgerieben zu werden, wieder mit Wachs gezeichnet, und zwar werden nun alle jenen Stellen mit Wachs gedeckt, welche gelb bleiben sollen. Das so vorbereitete Ei kann nun in die rothe Farbe gelegt werden, wodurch man nach dem Abtrocknen und Abwischen ein rothes Ei mit weissem und gelbem Ornament erhält. Zum Herstellen von Flecken, Tupfen auf den Eiern bedient man sich eines aus einem Läppchen gefertigten Bällchens, das an einem Span befestigt ist (*makohoner*); mit demselben trägt man die Tupfen entweder aus dem Farbtöpfchen auf oder man deckt diejenigen Stellen mit Wachs, welche von der nächsten Farbenlösung nicht bedeckt werden sollen. Es ist selbstverständlich, dass auf verschiedenen Eiern verschiedene Farben und diese in verschiedener Anzahl vorkommen können; die nöthigen Farben werden zumeist nicht mehr selbst hergestellt, sondern gekauft. Abbildungen von Ostereierornamenten bieten die Fig. 390—393. Das Fischornament ist sehr merkwürdig, weil Thierornamente sehr selten vorkommen.

Ostereier aus dem Czeremosz- und Putillathal.[1])

(Von jedem Ei ist der Gürtel, welcher dasselbe der Länge nach in zwei symmetrische Theile scheidet, mitgezeichnet.)

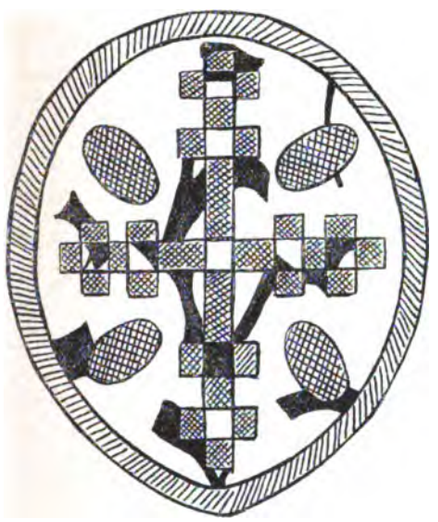


Fig. 391. Rother Grund mit schwarzen Flecken (Blattornamentik?). Alle Umrisslinien der Ornamente weiss, ebenso die meisten Kreuz- und Querlinien; nur in den Ellipsen und in den äussersten je drei Quadraten des Kreuzes gelb.

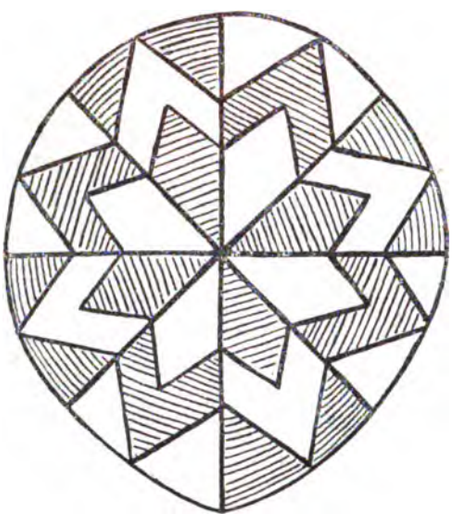


Fig. 390.
Rother Grund. Die stark ausgezogenen Linien sind weiss; die dünneren gelb.

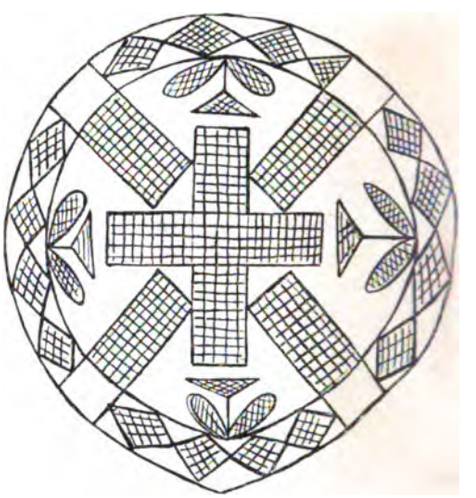


Fig. 392. Rother Grund. Alle Umrisslinien der Ornamente weiss. Die Kreuz- und Querlinien im Mittelquadrat des Kreuzes und die vier in die Winkel desselben hineinragenden Balken ebenfalls weiss; sonst gelb.

Hinter den Fässern oder anderen Geräthen gewahrt man die aus Holz gefertigte Mausfalle (Fig. 338), deren oberes, gewöhnlich mit einem Steine beschwertes Brett herabklappt, sobald die am Stäbchen *a* befestigte Lockspeise von der Maus gestossen und in Folge dessen das Stäbchen *b* lose wird. Auch den aus Holz gefertigten und oft schön mit ein-

[1]) In der Auswahl der Eier konnte, da auf eine Wiedergabe der Copien in Farbendruck im Vorhinein nicht zu denken war, leider nur auf diejenigen Rücksicht genommen werden, deren Ornament einfach genug war, um auch in Schwarzdruck noch einigermassen deutlich hervorzutreten.

geritzten Ornamenten und mit eingelegtem Messing verzierten Sattel (*tarnycia;* Fig. 339—341) findet man in der Kammer, ebenso die Steigbügel, welche ebenfalls oft aus Holz gefertigt sind (*stremini;* Fig. 394); doch gibt es auch eiserne und messingene. Besonders bemerkenswerth sind die mit überaus

Fig. 393. Rother Grund mit schwarzen Flecken und gelben Tupfen; die weissen Linien waren auch am Ei weiss; der Fischrumpf und die Zwischenräume zwischen den unter dem Fisch verlaufenden parallelen Linien sind mit gelben gekreuzten Linien erfüllt. Ich erhielt das Ei in Jawornik am schwarzen Czeremosz, weiss aber nicht, ob es nicht durch Arbeiter aus anderer Gegend dahin kam.

grossem Fleisse und bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit angefertigten Gehstöcke, von denen es drei verschiedene Formen gibt (Fig. 364, 365, 395 u. 398).

An das Haus angelehnt oder vielleicht im Holzschopfen findet man eine Tragbahre (Fig. 342) oder einen Schubkarren. An der Wand des Hauses ist mitunter auch der Schleifstein angebracht (Fig. 343),

Fig. 394. Hölzerner Steigbügel. Die wellen- und halbkreisförmigen Linien, dann das Kreuzzeichen sind eingelegte Messingstreifen. Die Punkte erscheinen am Gegenstand als in das Holz eingedrückte o-Zeichen. Der Ring für den Riemen ist eisern.

wenn er nicht etwa mit einem tragbaren Gestelle versehen ist (Fig. 344). Auch tragbare, rohe Schnitzbänke (*stołyc wiżnyj*) sieht man nicht selten. Am Hofe und im Stalle erblickt man die aus Stämmen ausgehöhlten Viehtröge, die bald auf Füssen ruhen (Fig. 345), bald auch oben eine über zwei senkrechten Hölzern ruhende Stange aufweisen, damit das Vieh nicht mit den Füssen hineintrete (Fig. 346). Damit die Kälber das Heu nicht zerstreuen, wird es ihnen in dem Fig. 347 abgebildeten Behälter vorgelegt. Die Fig. 348—352 stellen Joche (*kłucz, jerym*) vor, welche den frei umhergehenden Hausthieren um den Hals gelegt werden, damit diese nicht über Zäune springen oder durch dieselben durchschlüpfen; die unter Fig. 348 u. 349 abgebildeten sind für Kühe bestimmt; Fig. 350 stellt ein Joch für Schweine dar; die anderen werden Gänsen angelegt (Fig. 351, 352).

Von den Geräthen, welche in der Landwirthschaft und besonders beim Heumachen Verwendung finden, sind wohl nur wenige charakteristisch. Besonders erwähnenswerth sind nur die Fig. 353 und 354 abgebildeten Vorrichtungen (*kłucz*), mit Hilfe deren das Heu von den Hochwiesen in's Thal gebracht wird. Mit seiner scharfen Axt stellt sich einen derartigen Apparat

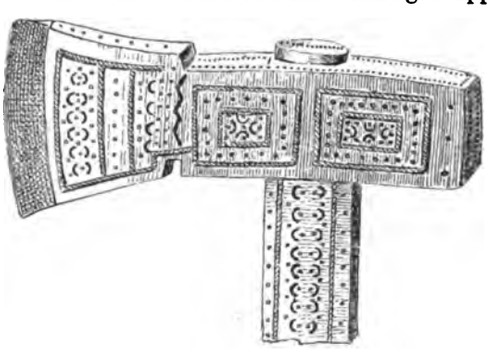


Fig. 395. *Toporec* (Gehstock); ganz aus Holz, nur die Schneide aus Messingblech. Die halbkreisförmigen Zeichen sind eingelegte Messingstreifen, ebenso die im Zickzack verlaufenden; die schnurförmigen sind aus Messingdraht gedreht. Die Punkte erscheinen am Objecte als in's Holz eingedrückte o-Zeichen. Etwa $^1/_2$ der natürlichen Grösse.

jeder Mann leicht aus einem Fichtenstämmchen her, sobald er zur „*kłaka*" geladen worden ist, um Heu herabzutragen. Bevor man an die Beladung des ankerförmigen Instrumentes schreitet, wird dasselbe aus dem zum Tragen über dem Rücken bestimmten Stocke herausgeschoben und die Heufladen über den Stamm des Ankers gegen dessen Arme gedrückt. Ist der Anker beladen, dann schiebt man das obere Ende wieder in den Stab und steckt den Zapfen vor, wie bei Fig. 353; bei Fig. 354 genügt eine Umdrehung um 90°, um den Anker im Stocke festzuhalten. Einige andere Werkzeuge sind Fig. 355—358 abgebildet und erklärt. Wer über sein Werkzeug bei irgend einer Arbeit hinüberschreitet, dem gelingt sein Werk nicht; schreitet man z. B. über eine Grabschaufel während des Bestellens der Saat, so wird dieselbe nicht gedeihen.

Ferner sei noch die huzulische Oelstampfe (*stupy, olijnycia*) erwähnt. Dieselbe besteht aus drei Theilen.

Zunächst wird der Lein- oder Hanfsamen in einem Mörser mittelst eines gewaltigen Hammers (beide aus Holz) zerstossen (Fig. 359). Dieser Brei wird auf der steinernen Pfanne (Fig. 361) geröstet (*prażyty*) und sodann in ein Säckchen aus dickem Tuche (*gugla*) gefüllt. Dieses wird in die Aushöhlung *a* (Fig. 360) gebracht und sodann durch das Niederschlagen der Keile *b* und *c* das Oel herausgepresst, welches durch eine Rinne in eine darunter gelegte Schüssel abläuft. Das auf diese Weise gewonnene Oel ist in der Fastenzeit ein wichtiges Nahrungsmittel.

Es erübrigt noch, über die huzulischen Kleider zu handeln. Die Männer tragen ein Hemd (*soroczka*) aus grober Leinwand, welches stets über die Hose fällt. Dasselbe ist in manchen Gegenden am Kragen, Brustschlitz, dann am unteren Saume und an den Rändern der Aermel mit schmalen, gestickten Streifen [1]) versehen. Die Hosen sind sehr breit und bestehen im Sommer entweder ebenfalls aus grober Leinwand oder, was für den Winter ausschliesslich gilt, aus grauem, schwarzem, bei festlichen Gelegenheiten hochrothem, seltener blauem Halinatuche; leinene Hosen

Fig. 396. Mädchen aus Jawornik (am schwarzen Czeremosz) mit einem Spinnrocken. Ausser dem langen Hemde trägt dasselbe zwei aus bunter Wolle gewebte Schürzen (*opynki*), die um den Leib mittelst eines ebensolchen Gürtels (*popruszka*) befestigt sind, und ein kurzes, gesticktes Pelzchen ohne Aermel (*kiptar*). Als Schmuck dienen Halsschnüre aus Perlen (*paciorky*) und die in's Haar geflochtenen Messingknöpfe (*boutyci*). Nach einer Photographie von J. Dutkiewicz in Kolomea.

führen den Namen *portenyci*, solche aus Tuch werden *haczi* genannt. Oben werden dieselben mittelst eines breiten, mit Taschen versehenen Ledergürtels (*remiń*) oder eines schmalen Riemens (*remynec, bukuria*) zusammengehalten; unten fallen sie entweder breit über die Stiefel oder sie werden an den Waden mittelst

[1]) Abbildungen von solchen findet man auf der meinem Werke „Huzulen“ beigegebenen Farbentafel.

der Sandalenstricke zusammengeschnürt. Die Füsse werden in eine Art wollene Socken (*kapci*) gehüllt und stecken in Sandalen (*postiu,* plur. *postoły*) [1]) oder seltener in Stiefeln (*czoboty*). Erstere werden zunächst mit schmalen Riemen (*ustuhwy*) zusammengeschnürt und dann mittelst Wollschnüren (*wołoki*) oberhalb (*darmowysy*) verziert ist. [1]) Darüber legt er einen kurzen Mantel (*serdak*) aus Halinatuch an, der ebenfalls mit bunten Schnüren und Quasten (*ketyci*) versehen ist. Die Farbe desselben ist gewöhnlich schwarz oder braun, doch auch roth, sehr selten grau oder weiss. Ein zerrissener Serdak heisst *felega* oder *feledżena.*

Fig. 397. Eine Braut aus Żabie (am schwarzen Czeremosz) im Brautschmuck. In diesem Dorfe trägt das Mädchen als Braut unter dem Schürzenrocke einen wirklichen Rock (*spidnycia*) aus blauem Tuch, der am unteren Saume mit Goldborten (*galony*) verziert ist. Um den Hals hat die Braut ein Handtuch (*rantuch*). Am linken Hemdärmel ist die gestickte Achselbordure (*wustauka*) sichtbar. Nach einer Photographie von J. Dutkiewicz in Kolomea.

der Knöchel an die Beine befestigt, indem zugleich die Hosen mitgebunden werden. Ueber dem Hemd trägt der Huzule einen kurzen Pelz ohne Aermel (*kiptar*), der mit Pelz verbrämt, gestickt, mit buntem Leder besetzt und mit Schnüren und Lederquasten Im Winter, insbesondere auf Reisen und bei argem Winde und Schneefalle, legt der Huzule über den Serdak noch einen langen, mit hohem Kragen versehenen Mantel, die *manta,* an. Um den Hals wird ein

[1]) Eine Sohleneinlage in durchgetretenen Sandalen nennt man *zastiuka,* zerrissene Sandalen *korzany.*

[1]) Hier sei angemerkt, dass mir in Sergie einst ein Mann einen glatten, unverzierten Pelz vorwies und mir sagte, dass man früher solche getragen habe.

buntes, halbseidenes Tuch geschlungen, dessen Enden durch einen Ring gezogen werden, der dieselben zusammenhält. Ferner gehört zur Tracht des Mannes ein Hut (*krysania*, *kepeluch*), zumeist nach ungarischer Art und mit allerlei Zieraten (*ketyci*) versehen, im Winter aber eine Mütze aus Schafpelz (*szepka*, *kuczma*); ferner die bereits beschriebenen Gehstöcke und Taschen

förmiges Instrument (*protyczka*) zum Ausstieren der Pfeife verborgen werden. Nebenbei sei übrigens bemerkt, dass die Huzulen auch Cigarren rauchen. Bei überaus festlichen Gelegenheiten, insbesondere zur Trauung, legt der Huzule ausser der beschriebenen Kleidung noch einen langen, weissen Mantel (*gugla*) an, statt dessen aber insbesondere in der Bukowina

Fig. 398. Junges Ehepaar im Feststaat aus Żabie. Der Kopf der Frau ist in ein buntes Tuch (*fustka*) gehüllt. Ueber das kurze Pelzchen trägt sie einen weissen langen Mantel mit Kapuze (*gugla*). Die Kleidung des Mannes besteht aus einer (rothen) Tuchhose (*haczi*) und einem (braunen) kurzen Mantel (*serdak*); darunter wie beim Weib der kurze ärmellose Pelz (*kiptar*). Ausserdem ist der Hut (*krysania, kepeluch*), der breite Ledergürtel (*remiń*), die aus bunten Wollfäden gewebte Tasche (*dziobnia*), von der jedoch nur der breite Brustgürtel zu sehen ist, und der Hackenstok (*toporec*) zu erwähnen. Nach einer Photographie von J. Dutkiewicz in Kolomea.

(S. 172; Fig. 364, 365, 395, 329, 388, 389). Letztere dienen zur Aufnahme der Pfeife (*lulka, pipa*), des Tabaks (*tiutiun*), des Feuerstahles (*kresyło*), des Feuersteines (*kremiń*) und des Zündschwammes (*wekeŧeja, hubka* oder *czir*), während im Gürtel das an einer langen Kette befestigte Messer (*nisz*), dann die Geldtasche (*moszenka* oder *moszencia*) und ein ahl-

auch die schon erwähnte *manta* verwendet wird. Ausdrücklich muss auch noch bemerkt werden, dass die beschriebene vollständige Nationaltracht durchaus nicht an Arbeitstagen üblich ist. An denselben trägt der Huzule gewöhnlich ausser dem Hemde und den Hosen, dann dem Gürtel, der Kopf- und Fussbekleidung nur noch den Kiptar und wohl auch, insbesondere

im Winter, den Serdak. Uebrigens ist die Kleidung des Burschen und Mannes gleich. Der Knabe trägt zumeist nur jene Stücke, die der Alltagskleidung entsprechen. (Vgl. Fig. 398, 399 u. 401.)

Die Frauen haben Hemden mit zumeist roth-schwarz-gelb gestickten Aermeln;[1]) an Wochentagen zuweilen auch gar nicht oder nur weiss ausgenähte;[2]) befestigt; sie ersetzen den sonst üblichen Rock vollständig und bieten überdies beim Reiten auf dem Pferde nach Mannesart besondere Vortheile. Uebrigens sieht man manche reiche Huzulin zuweilen auch in einem Rocke (*spidnycia*) einhergehen, wie auch ein blauer Tuchrock zum Hochzeitsstaate des Mädchens in Żabie gehört. Auch die Frauen tragen den kurzen

Fig 399. Huzulengruppe aus Uścieryki (am Czeremosz). Das Weib links hat um den Kopf ein Handtuch, dasjenige rechts dagegen ein Kopftuch wie Fig. 398. Das zwischen ihnen sitzende Mädchen hat reichgestickte Hemdärmel, während zumeist nur eine Bordure an der Achsel üblich ist (vergl. Fig. 397 am linken Aermel). Nach einer Photographie von J. Dutkiewicz in Kolomea.

in manchen Gegenden sind auch die Brustschlitze gestickt. Statt des Rockes dient eine breite Schürze (*opynka*) oder zwei schmälere (*zapasky*) aus zumeist rothem Wollgewebe mit schwarzen, gelben oder grünen Streifen. Die Schürzen werden an der Taille mit einem langen, schmalen Wollgürtel (*pojas, popruszka*) Pelz, den kurzen[1]) und langen Mantel und die Tasche; ebenso ist die Fussbekleidung dieselbe, wie beim Manne. Ohrgehänge (*koutky*), Messingketten (*rykesy*) um die Handgelenke, endlich um den Hals kleine Schellen (*kolotyłci*), bunte Glasperlen (*hrustali*) oder

[1]) Vgl. S. 170 und die Fig. 397 u. 399.

[2]) Vgl. oben S. 170 und die Fig. 386.

[1]) Hie und da tragen reiche Frauen einen mit Schaffell gefütterten Serdak; man nennt ein solches Kleidungsstück *pidbytiek*.

grosse, weisse (*łuskauky*) und volle kugelförmige Perlen (*paciorky*) dienen als Schmuck; zuweilen sieht man auch eine aus Silbermünzen gefertigte Halskette (*zgarda*). Die Weiber tragen um den Kopf ein gelbes, schwarzes, zumeist aber rothes Tuch, das stets gross und bunt geblümt ist, oder auch ein weisses Handtuch. Dieses weist entweder an beiden Enden breite, bunte Stickereien auf und heisst dann *peremitka*, oder es ist, und zwar ebenfalls an den Enden, mit Gold- oder Silberborten (*galony*) geziert und führt dann den Namen *rantuch*. Die Mädchen gehen selbst in der strengsten Winterkälte unbedeckten Kopfes und durchflechten ihr Haar mit rother Wolle, wozu bei Erwachsenen noch zahlreiche Messingknöpfe kommen. Ein Mädchen mit diesem Schmucke wird *diuka u houtyciach* (ein Mädchen in Knöpfen) genannt, womit angedeutet wird, dass dasselbe heiratsfähig sei. Bei strenger Winterkälte tragen die Weiber, seltener auch die Mädchen, eine Art von weissen, wollenen Kniehosen (*pidkolinnyci, nohawyci, chołoszni*), ferner — wie übrigens auch die Männer — wollene Handschuhe (*rukawyci*) und ebensolche Pulswärmer (*narucznyci* oder *narakwyci*). Bei besonderen Anlässen kommt wie beim Manne die Guglia oder Manta hinzu. Uebrigens trägt natürlich auch das Weib nicht allezeit diesen ganzen Staat, sondern nur das Hemd, die Rockschürzen und den Gürtel, die Kopf- und Fussbekleidung, endlich den Kiptar und Serdak. Wie der Mann, trägt schliesslich auch das Weib den Stock mit und wie dieser spricht es auch nicht nur dem Gläschen, sondern, besonders in älteren Jahren, oft auch der Pfeife zu. (Vgl. die Fig. 396—401.)

Fig. 400. Eine alte Huzulin in Arbeitskleidung aus Dolhopole (am weissen Czeremosz). Als Fussbekleidung dienen Sandalen, in welchen die mit Tuch umwickelten Füsse stecken. Der Tabakspfeife bedienen sich die Huzulinnen nicht selten. Nach einer Photographie von J. Dutkiewicz in Kolomea.

Am Schlusse dieses Absatzes sei noch bemerkt, dass der Huzule in der Regel nur sehr ungern eines seiner Geräthe, Kleidungsstücke u. dgl. veräussert. Der Verfasser hat es oft erfahren, dass ihm auch bei gutem Angebote Hausgeräthe u. dgl. abgeschlagen wurden. Gewöhnlich hört man die Worte: „Ich brauche die Sache und bis ich sie mir selbst wieder mache oder machen lasse, dauert es allzu lang.“ Besonders zur Zeit der Heumahd, da Alle auf den Wiesen Beschäftigung finden, ist es überaus schwierig, Huzulen zu einer anderen Arbeitsleistung zu bewegen. So hat der Verfasser auch das Fig. 376 abgebildete Haus zur Zeit der Heumahd aufgenommen, als an demselben viele Tage hindurch nicht gearbeitet wurde.

Fig. 401. Huzulen aus Ploska im Putillathale. Der Mann hat einen langen weissen Mantel (*manta*) umgeworfen. Die zweite Person zu Pferde ist ein Weib. Das neben ihnen stehende Mädchen führt einen Stock, was bei den Huzulen oft vorkommt. Nach einer Photographie von J. Galter in Radautz.

VII. Die Cultstätten des Hauses.

Vor Allem ist der Herd eine geheimnissvolle Stätte des Hauses. Er ist noch immer in gewissem Sinne als Wohnung des Hausgeistes und als Altar gedacht. Darauf verweist vor Allem der merkwürdige Brauch, dass in Ploska die ersten geschnittenen Haare der Kinder in einem Loch des Herdes neben der Thüre „zu Ehren des Hausalten“ aufbewahrt werden.[1]) Dieser Alte kann natürlich nicht gleichbedeutend sein mit dem Alten (Did), der zu Weihnachten verbrannt wird und ein Sinnbild des bösen Wintergottes ist,[1]) sondern er ist der gute Hausgeist der Familie. Der obige Bericht aus Ploska erklärt auch in anderen Gegenden übliche Gebräuche. So ist es in Dichtenetz am Gründonnerstage üblich, am Herde ein Feuer anzuzünden und neben dasselbe ein mit Wasser gefülltes Töpfchen und einen Laib Brot zu stellen. Diese Sitte führt die Bezeichnung „das Alterchen wärmt sich“. Auch dieser Brauch wird wohl keine Beziehung zum Verbrennen des Did haben, sondern wohl eher als ein Opfer für den Hausgeist aufzufassen sein. In Jasienów ist es üblich, dass am Chardonnerstage Abends Kinder von Hütte zu Hütte gehen und vor den Thüren die Worte: „Wärmt das Alterchen!“ rufen; dafür erhalten sie Semmelchen, welche man *kokuce* nennt. Ebenso erscheint der Herd noch gewissermassen als Altar, wenn am Weihnachtsabend auf demselben das durch Reiben angefachte Feuer auflodert, um durch die ganze Nacht oder auch bis zum Dreikönigsfeste, also während der „Zwölften“, erhalten zu werden. An diesem Feuer darf nicht die Pfeife angezündet werden, offenbar, weil es einmal überhaupt nur als Opferfeuer galt und zu profanen Zwecken nicht verwendet werden durfte.

Auch sonst liegt dem Herdfeuer etwas Weihevolles und Heiliges inne. In das Herdfeuer

[1]) Vgl. die Mittheilung des Pfarrers B. Kozariszuk in der „Nauka“ (Wien), XIX, 84 (chatnej rodowy did paliuch [?]).

[1]) Näheres darüber in meiner Arbeit über den „Festkalender“.

dürfen die Kinder nicht spucken, damit sie nicht Ausschläge erhalten. „Wer mit Feuer spielt," lautet eine Redensart, „der stirbt auch durch das Feuer" (*kto wohnym hrajet, wid wohnia umyrajet*). Wer das Feuer überschreitet, dem droht schwere Krankheit. Die zahlreichen Festtage des Blitzes und Donners, welche die Huzulen feiern, sind zugleich theilweise dem Feuer gewidmet; wer sie nicht hält, dem fügt das Feuer Schaden zu. Manche Frauen geloben, am Freitag kein Feuer anzufachen und „in den Ofen nicht hineinzulangen", um vom Kopfschmerz nicht zu leiden.

Das Herdfeuer verkündet in manchen Fällen auch die Zukunft. Springt vom Herdfeuer ein Funke über die Schwelle der Stube, so wird ein lieber Gast erscheinen. Es ist dies ein überaus sinnreiches Orakel. Der Herd, auf dessen Bänken dem Gaste ein Platz eingeräumt wird und um den sich die Familie versammelt, gibt selbst das Zeichen, dass die Gastfreundschaft des Hauses in Anspruch genommen werden würde. Springt ein Funke auf den Kopf eines Mädchens, so denkt ihr Liebster an dasselbe; auch dieses Orakel ist überaus sinnreich.

Das Herdfeuer spielt schliesslich auch in der Zauberkunst keine geringe Rolle. Um vor Weihnachten die Hexe zu fangen, muss man durch vierzehn Tage vor Weihnachten stets von dem Holzvorrath, mit welchem man das Mittagessen kocht, ein Stück beiseite legen. Kocht man dann mit diesen Holzscheiten das Essen für den Weihnachtsabend, so tritt, während das Feuer brennt, ein altes Weib herein und das ist die Hexe. Erwähnt wurde schon im ersten Abschnitte, dass Kohlen und Lehmverputz aus dem Ofen unter die Grundbalken des Hauses „für die Feinde" desselben gelegt wurden. Aehnlich ist das sogenannte „Unterstreuen" (*pidsypuwaty*). Dasselbe besteht darin, dass man auf die Wege und Stege, welche von derjenigen Person, welcher man Schaden anthun will, betreten werden müssen, Asche, Kohle, Verputz vom Backofen u. dgl. streut.[1]) Zumeist werden natürlich diese Zaubermittel vor das Thor oder die Hausthüre gestreut. Menschen und Thiere, welche darüber hinwegschreiten, verfallen in schwere Krankheiten. Kühen, die man vor Verhexung entzaubern will, macht man mit Kohle ein Kreuz auf den Rücken. Beim sogenannten Kohlenlöschen zu Heilzwecken lässt man neun glühende Kohlen vom Herdfeuer in's Wasser fallen, indem man von neun zurück bis eins zählt.

In zweiter Reihe kommen die Grundbalken in Betracht. Es ist schon oben erwähnt worden, dass unter die Grundbalken die für die Bewohner des Hauses glückverheissenden Mittel, als: Weihrauch, Geld, Salz und Brot ebenso gelegt werden, wie die Kohlen und der Verputz vom Ofen für die Feinde des Hauses. Auch ist bereits erzählt worden, wie die Hausbewohner, auf den Ecken der Grundbalken sitzend, nochmals Bauorakel anstellen und dass diese Balken umräuchert werden. Ferner ist bereits erwähnt worden, dass jedes Haus, unter dessen Grundbalken sich Schlangen einnisten, vom Glücke gemieden werde. Unter den Grundbalken legt der Feind der Familie Theile eines unreinen Thieres, insbesondere einer Fledermaus, damit er Unglück über das Gehöfte herbeiführe; man nennt diese Art von Zauberei das Unterlegen (*pidłożyty*). Am St. Andreas-Tage, der für Hexenwerk besonders geeignet ist, werfen die Hexen Knochen von Hunden oder Katzen unter das Haus, um dessen Bewohnern zu schaden.

Ferner kommen die Thürschwellen in Betracht. Da der Grundbalken auch zugleich die Schwelle bildet, so gilt manches von jenen Gesagte auch für diese; so kann z. B. auch unter sie das unglückbringende Mittel unterlegt werden. Damit die Hexe die Leute an sich ziehe, zeichnet sie zu Weihnachten die Schwellen ihres Hauses dreimal mit einem Messer und wirft Lehm, den sie unter der Schwelle hervorholt, hinter sich. Trägt man den Todten aus dem Hause, so schlägt man dreimal mit dem Sarge gelinde an die Hausschwelle. Todte, von denen man vermuthet, dass sie Vampyre werden würden, soll man nicht über die Schwelle aus dem Hause befördern, sondern unten hindurchschieben; dasselbe

[1]) Die Scheu, Feuer zu überschreiten (siehe oben), geht also offenbar so weit, dass auch das zufällige und unabsichtliche Ueberschreiten von Kohlen u. dgl. Unglück nach sich zieht. Doch treibt man auf den Almen die Viehstücke über die Asche des sogenannten „lebendigen" Feuers, um sie vor dem Bösen zu feien; man darf aber nicht vergessen, dass auch zu sündhaften Mitteln gegriffen werden kann, um einen ersehnten Zweck zu erreichen. So gilt auch das Aufheben von Hufeisen auf der Strasse als eine Vermehrung der Sündenlast (vgl. „Die Huzulen", S. 89) und doch geschieht dies zum Zwecke der Sicherung der Kühe vor Zauber (vgl. oben S. 150).

Wenn die Huzulen in manchen Gegenden zur Weihnachtszeit über das Feuer springen, in welchem der „Did", d. i. die Personification des Wintergottes, verbrannt wird, so erklärt sich dies aus der Bedeutung dieses Cultus. Der Zweck dieses Springens der Menschen ist übrigens ein ähnlicher, wie jener beim Treiben des Viehes über das lebendige Feuer; man glaubt, hiedurch sich vor dem Erschrecken zu schützen.

muss beim Hofthor und dem Friedhofthore geschehen; der Todte findet dann nicht den Weg in das Haus und verschont also die Bewohner desselben.

Mit den Grundbalken und der Thürschwelle hängt auch die Vorbank des Hauses (*pryspa*) zusammen. Daher gilt auch für sie Manches von dem früher Bemerkten. Insbesondere ist schon oben erzählt worden, dass die Nachgeburt der Frauen unter die Schwelle des Hauses oder die Vorbank vergraben wird, damit die Kinder im Hause wohl gedeihen.

Wie man Thore und Thüren, ferner die Schlösser gegen den Eintritt des Bösen zu feien versucht, ist bereits im ersten Abschnitte dieser Arbeit berichtet worden. Bei der Thüre oder beim Thore stellen auch die Mädchen am Weihnachtsabende Orakel an, um zu erfahren, aus welcher Gegend der Werber kommen werde, und am Feste der 42 Märtyrer (6. März a. St. = 18. März n. St.) stellen die Frauen mittelst Eier, die sie am Zaune niederlegen, ein Orakel an, welche Saat am besten gedeihen werde.[1]) Die Hexen fahren zu ihren Versammlungen nicht durch die Thüre, „wo der Christen Ausgang ist", sondern durch den Ofenschlauch.

Die Ecken des Hauses spielen schliesslich bei dem merkwürdigen Scheinverkaufe kranker Kinder, um für dieselben die Gesundheit wieder zu gewinnen, eine Rolle. Zu diesem Zwecke nimmt ein Weib das kranke Kind auf den Arm und geht mit demselben zur Hütte hinaus; hie und da reicht man auch dasselbe zum Fenster hinaus. Das Weib stellt sich sodann unter das Fenster und sagt: „Ich habe mit dem Kinde die Sonne begrüsst, die Ecken des Hauses und alle Heiligen; jetzt grüsse ich die Frau Mutter und bitte um den Rückkauf des Kindes." Dann trägt das Weib das Kind wieder in's Haus und es findet der bei jedem Geschäfte übliche Kauftrunk statt.[2])

VIII. Erklärungen der Abbildungen.

Fig. 174. Thürkreuz aus Seletin im Suczawathal.
„ 175. Pfostenkreuz bei einer Gangthür. Seletin.
„ 176. Desgleichen. Seletin.
„ 177. Gangthür mit Kreuzen. Seletin.
„ 178. Wegkreuz in Ploska im Putillathal.
„ 179. Desgleichen in Sergie im Putillathal.
„ 180. „ 181. „ 182. } Kerbornamente von einem Friedhofkreuz in Sergie.

[1]) Vgl. Kaindl, „Der Festkalender der Rusnaken und Huzulen" (Czernowitz, Pardini 1896).

[2]) Ueber den Kauftrunk vgl. meinen Aufsatz über die Rechtsanschauungen der Rusnaken und Huzulen im „Globus". Bd. 66, Nr. 17.

Fig. 183. „ 184. } Verzapfung beim Rundholzbau.
„ 185. „ 186. „ 189. } Verzapfung halbrunder Bauhölzer.
„ 187. „ 188. } Verzapfung vierkantig behauener Hölzer.
„ 190. „ 193. } Thürstöcke und ihre Verbindung mit der Wand.
„ 191. „ 192. „ 194. } Fensterstöcke und ihre Verbindung mit der Wand.
„ 195. Eine Treppe. Seletin.
„ 196. Dachstuhlconstruction.
„ 197. Giebel eines alten Huzulenhauses mit ungenageltem Dache.
„ 198. Giebelseite eines Hauses mit genageltem Dache.
„ 199. „ 200. } Andere Arten von Giebelfeldern.
„ 201. Ofen. Seletin.
„ 202. Ofen. Sergie.
„ 203. „ 204. } Heudächer.
„ 205. „ 206. „ 207. } Kesselhälter.
„ 208. Natürlicher Auslaufbrunnen mit Rinne und Trog. Sergie.
„ 209. Brunnen mit Schöpflöffel. Die Brunnenöffnung ist mit einer durchlochten Steinplatte gedeckt. Suczawathal.
„ 210. Brunnen mit Schöpftrögchen. Daneben ein Kreuz. Suczawathal.
„ 211. Gestell mit einem Wassergefäss und Ruhebänken in Dichtenitz. Putillathal.
„ 212. Gestell mit einem Wassergefäss in Uście-Putilla. Putillathal.
„ 213. Gestell mit einem Wassergefäss in Sergie, Putillathal.
„ 214. Unterkunftsstätte am Wege in Cameral-Ploska bei Seletin. Rechts ein Zaun, hinter dem eine Wasserrinne hervorkommt.
„ 215. Kleiner Steg.
„ 216. Grösserer Steg.
„ 217. Thür mit gewöhnlicher Holzverangelung bei Haus- und Kammerthüren.
„ 218. Verangelung eines Gitterthürchens bei der Hausthür aus gedrehten Ruthen.
„ 219. Verangelung und Verschluss eines Thores, bestehend aus zu Reifen geflochtenen Aesten.
„ 220. Thorverangelung. Der Angelbalken steht in dem ausgehöhlten Blocke; das untere Ende ist versenkt, das obere durch einen Bund, der aus einem sammt Wurzeln ausgerissenen Bäumchen hergestellt ist, befestigt.
„ 221. Einfaches offenes Holzschloss. (Vgl. S. 161.)
„ 222. Dazugehöriger Schlüssel aus Holz oder Eisen.
„ 223. „Blindes" Holzschloss für getheilten Schlüssel. (Vgl. S. 162.)
„ 224. Sperrhölzchen hiezu.
„ 225. Holzschlüssel hiezu.

Fig 226. „Blindes“ Holzschloss anderer Art mit dazugehörigen Bestandtheilen. (Vgl. S. 163.)
„ 227. Ebenfalls ein „blindes“ Holzschloss. (Vgl. S. 163.)
„ 228. Blindes Holzschloss. (Vgl. S. 163.)
„ 229. Eiserner Schlüssel hiezu.
„ 230. Inneres der Schlossconstruction dieses Schlosses.
„ 231. Thorverschluss mit Riegel *R* (im Durchschnitt gezeichnet). Derselbe kommt auch bei dem in Fig. 220 gezeichneten Thore vor.
„ 232. Thorverschluss mit einem Haken zum Einhängen eines Zapfens *Z*.
„ 233. Thorverschluss mit hölzernem Vorreiber.
„ 234. Thorverschluss mit vorgestecktem Pflock.
„ 235. Zaunthor (*strunka*) aus Privat-Ploska im Putillathal.
„ 236. Zaunthor, ebendaher.
„ 237. } Vorrichtungen (*pereŧas*) zum Uebersteigen der Zäune.
„ 238. }
„ 239. }
„ 240. Bank aus einem Stück. Sergie im Putillathal.
„ 241. Desgleichen. Sadeu im Suczawathal.
„ 242. Desgleichen (dreifüssig). Sipitul im Suczawathal.
„ 243. Bank aus zwei Stücken. Sergie.
„ 244. Tisch. Sergie im Putillathal.
„ 245. Tisch. Seletin im Suczawathal.
„ 246. Bettstatt. Sergie.
„ 247. Hängewiege aus Koniatyn im Thale des weissen Czeremosz.
„ 248. Wiege aus Sergie.
„ 249. Wandschrank für Geschirr. Seletin.
„ 250. Desgleichen, ebendaher.
„ 251. Desgleichen, aus Sergie.
„ 252. Kleiderrechen aus Seletin.
„ 253. Desgleichen, aus Sergie.
„ 254. Desgleichen, aus Seletin.
„ 255. Desgleichen, aus Sergie.
„ 256. } Irdene Töpfe. (Vgl. S. 166.)
„ 257. }
„ 258. }
„ 259. Irdene Schüssel.
„ 260. Gusseiserner Kessel.
„ 261. Desgleichen auf dem Dreifuss.
„ 262. Blecherner Kochkessel.
„ 263. Dreifuss.
„ 264. Dreifuss aus Sadeu im Suczawathal.
„ 265. Dreifüssige gusseiserne Rein oder Pfanne.
„ 266. Holzlöffel, neuere Form.
„ 267. Holzlöffel, ältere Form.
„ 268. Unterlagsbrett für die Kulesza (dicker Kukuruzbrei); Holoszena am Perkalab (weisser Czeremosz); Uścieryki am Czeremosz.
„ 269. Desgleichen. Sadeu, Seletin im Suczawathal.
„ 270. Desgleichen. Sergie im Putillathal.
„ 271. Hölzerner Spatel zum Zertheilen der Kulesza. Sadeu.
„ 272. Grosse hölzerne Stampfe für Steinsalz. Mörser und Stempel sind unten und oben mit Eisenringen versehen. Seletin im Suczawathal.
„ 273. Hölzerner Salzbehälter. Ebendaher.
„ 274. Hölzerner Mörser für Salz mit einem Stein als Stempel. Sadeu im Suczawathal.
„ 275. Hölzerner Mörser für Pfeffer. Ebenda.
Fig. 276. Desgleichen. Seletin im Suczawathal.
„ 277. Hölzerner Mörser für Pfeffer und zugleich Leuchter Ebendaher.
„ 278. Desgleichen, ebendaher.
„ 279. Desgleichen, aus Sergie im Putillathal.
„ 280. Desgleichen, ebendaher.
„ 281. Desgleichen, aus Uścieryki am Czeremosz.
„ 282. Desgleichen, aus Koniatyn am weissen Czeremosz.
„ 283. Irdene Leuchte, zugleich Leuchter. Uścieryki.
„ 284. Hölzerner Leuchter aus einem Stammstück mit Aesten. Seletin im Suczawathal.
„ 285. Hölzerne Laterne. Das Thürchen besteht nur aus zwei Stücken. Hiezu ein Naphthalämpchen aus Blech. Sergie im Putillathal.
„ 286. Hölzerne Laternenthür aus einem Stück zum Aufschieben. Ebendaher.
„ 287. Kindernährapparat aus einem Horn mit Ledermundstück. Das Horn ist offen, so dass es aufrecht gehalten werden muss, wenn das Kind daraus saugt. Sergie.
„ 288. Hanf- und Flachsbrechel.
„ 289. Vorrichtung zum Kämmen des Flachses. Sergie.
„ 290. Kamm zum Kämmen des Flachses und der Wolle. Seletin.
„ 291. Grempelbank zum Kämmen der Wolle. Seletin.
„ 292. Spinnrocken.
„ 293. } Spinnwirteln.
„ 294. }
„ 295. Spinnrad. Seletin im Suczawathal.
„ 296. Vorrichtung zum Abspulen des Zwirnes von den Spinnwirteln. Sadeu im Suczawathal.
„ 297. Vorrichtung zum Herstellen der Zwirnstränge.
„ 298. Vorrichtung zum Knäuelwickeln. Seletin.
„ 299. Desgleichen, ebendaher. (Angekauft im Jahre 1895 für das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien)
„ 300. Desgleichen, aus Sadeu im Suczawathal.
„ 301. Vorrichtung zum Spulen des Durchschussfadens für das Webeschiffchen. Seletin im Suczawathal.
„ 302. Schere.
„ 303. Eiserne alte Nadelbüchse. Sergie im Putillathal.
„ 304. Ofenschaufel.
„ 305. Ofenkrücke (Schürholz).
„ 306. Besen aus Fichtenreisern,
„ 307. Handmühle. Im Durchschnitt gezeichnet. *WW* Durchschnitt der Wand, an welcher die Mühle befestigt ist. *TT* Tisch für dieselbe. *HH* Behälter für die Steine, aus einem Holzstück ausgehöhlt. *SS* Steine. *D* Stab zum Drehen des Steines. Sergie.
„ 308. Holz zum Klopfen der Wäsche beim Waschen derselben.
„ 309. Elliptisches Holzgefäss für Mehl, Getreide etc. Sergie.
„ 310. Holzgefäss zu demselben Zwecke.
„ 311. Desgleichen, verschliessbar.
„ 312. Fass für Milch und gesalzenen Käse. Beim Transporte am Pferde hängt demselben rechts und links ein derartiges Fass an den Seiten.
„ 313. Kännchen.
„ 314. Butterdose.
„ 315. Brantweinfässchen.
„ 316. Butterfass aus einem ausgehöhlten Holzstücke mit eingesetztem Boden. Sergie im Putillathal.

Fig. 317. } Hölzerne Schöpflöffel zum Schöpfen der Milch aus
„ 318. } den Fässern.
„ 319. }
„ 320. Gefäss aus Siebholz zum Mehlnehmen u. dgl.
„ 321. Schüssel aus Holz.
„ 322. Teigtrog aus Holz (auch als Wiege benützt).
„ 323. Ziergefäss für die am Ostersonntag zum Weihen getragenen Speisen. Seletin im Suczawathal.
„ 324. } Dergleichen Ziergefässe. Sergie im Putillathal.
„ 325. }
„ 326. Handkörbchen. Jawornik am schwarzen Czeremosz.
„ 327. Löffelkorb. Sergie im Putillathal.
„ 328. Behälter aus Rinde.
„ 329. Reisesack aus einer Rehhaut o. dgl. Sergie.
„ 330. Pulvergefäss aus Hirschhorn. Uścieryki am Czeremosz.
„ 331. Pulvergefäss aus Hirschhorn. Sergie.
„ 332. Pulvergefäss aus Rindshorn. Sergie.
„ 333. Pulvergefäss aus Blech. Sergie.
„ 334. Fischgabel. Sergie.
„ 335. Fischkorb. Totalansicht und Durchschnitt. Bei *a* die Lockspeise. Seletin im Suczawathal.
„ 336. Ratsche zum Vertreiben der Vögel vom Felde. Koniatyn am weissen Czeremosz.
„ 337. Werkzeug zum Zeichnen der Ostereier. (Vgl. S. 173 f.) Sadeu im Suczawathal.
„ 338. Mausfalle. Bei *a* die Lockspeise. Sergie im Putillathal.
„ 339. Hölzerner Sattel. Totalansicht.
„ 340. Derselbe von vorne gesehen.
„ 341. Derselbe von der Seite gesehen.
„ 342. Tragbahre.
„ 343. } Schleifsteine.
„ 344. }
„ 345. Viehtrog für Salz und Wasser. Sergie.
„ 346. Viehtrog für Wasser mit einer Querstange. welche das Hineinsteigen der Thiere verhindern soll. Seletin.
„ 347. Heubehälter. Sergie.
„ 348. } Joche für Kühe.
„ 349. }
„ 350. Joche für Schweine. } Vgl. S. 175.
„ 351. } Joche für Gänse.
„ 352. }
„ 353. Vorrichtung zum Tragen des Heues. (Siehe S. 175.) Sadeu im Suczawathal.
„ 354. Dasselbe. Uścieryki im Czeremoszthal.
Fig. 355. Hölzerner Schleifsteinbehälter mit Haken, um hinter dem Gürtel getragen zu werden. Seletin im Suczawathal.
„ 356. Stahl (*musak*) zum Streichen der Sense, bevor dieselbe mit dem Schleifsteine geschärft wird. Seletin.
„ 357. Amboss zum Dängeln der Sense (in den Boden gesteckt). Seletin.
„ 358. Desgleichen mit Haken, um hinter dem Gürtel getragen zu werden. Sergie.
„ 359. }
„ 360. } Vorrichtungen zum Oelpressen. (Vgl. S. 175 f.) Seletin.
„ 361. }
„ 362. Haus des Wasyl Kowalczuk in Sergie: I. Vorhaus, II. Stube, III. Kammer, IV. Stall (*stajnia*), welcher statt mit einer Thüre mit senkrecht vorgelegten Brettern geschlossen ist. *a a* Pryspa, zugleich Stiege zur Thüre des Vorhauses; *b b* höher stehende Pryspa; *c c* Pryspa an der Giebelseite; *d* Lager für den Sommer; *e* Ofen; *f f f* feststehende Bänke, von denen jene an der Frontseite neben den Fenstern Löcher für die Spinnrocken aufweisen; *g* verstellbare kleine Bank; *h* Tisch; *i* Geschirrkasten; *k k* Zaun; *l l* Steg den Berghang herab zur Strasse, welche längs des Putillabaches läuft.
„ 363. Haus des Makowej Sumaruk in Jawonik: I. Zahoroda, II. Vorhaus, III. u. IV. Stuben, V. u. VI. Kammern, VII. Stall („*dachy*"). *a a* Pryspa; *b b* Steg den Berg herab zur Strasse längs des schwarzen Czeremosz.
„ 364. Gehstock (*kełef*) von derselben Arbeit wie Fig. 395. Aus Żabie am schwarzen Czeremosz. Nach dem für das naturhistorische Hofmuseum in Wien im Jahre 1895 angekauften Objecte.
„ 365. Gehstock (*pałycia*). Wie die vorhergehende Nummer.
„ 366. Wandkästchen. Koniatyn am weissen Czeremosz.
„ 367. } Grosser, huzulischer Webstuhl neuerer Construction. *A A* Kettenbaum mit Sperrrad und Sperrklinke; hiezu Fig. 368 das Spannholz. *B B* Brust- oder Streichbaum. *B' B'* zweiter Streichbaum. *C C* Unter- oder Zeugbaum, ebenfalls mit Sperrrad und Klinke. *D D* die Schäfte; die Schnüre (Litzen) haben in der Mitte Schleifen (Augen). *E E* die Rollen der Schäfte. *F F* die Fusstritte der Schäfte. *G G* die Lade mit dem Kamm (Blatt). *H H* Sitzbrett.
„ 368. }
„ 369. } Webeschiffchen im Durchschnitte. *a a* Schiffchen; *b* die Achse oder Seele; *c* die Spule; *d* der Faden.
„ 370. Webeschiffchen anderer Form in der Daraufsicht.

Fund eines Mammuthskeletes und menschlicher Spuren in der Nähe der Stadt Tomsk[1]) [Westsibirien].

Von **S. K. Kusnezow**, Bibliothekar an der kaiserlichen Universität in Tomsk.

Es ist schon aus anderweitigen Nachrichten bekannt, dass am Sonntag den 14. 26. April d. J. in der Schlucht, welche den Hügel bei der Ueberfahrt über den Fluss Tom in zwei Hälften theilt, eine halbe Werst unterhalb des Lagers des Tomsker Infanterie-Bataillons am rechten Ufer die Knochen eines Mammuths entdeckt worden sind.

Dem Vernehmen nach ist diese Entdeckung von einem Menschen gemacht, der von der Wichtigkeit derselben keine Ahnung hatte. Ein bei dem Bau der Kathedrale beschäftigter Maurer entnahm hier mit einem Kameraden Sand zur Arbeit und stiess dabei auf Knochen, die in der gefrorenen Uferschlucht zu Tage traten. Es gelang den beiden Arbeitern, einen Theil des unteren Mammuth-Kinnbackens herauszuziehen und einem zufälligen Liebhaber solcher Gegenstände zu verkaufen.

Am Sonntag, wo wie gewöhnlich das Tomsker Publicum sich in Menge hier am Ufer sammelt, hatte sich das Gerücht über den Fund des Mammuths bereits verbreitet und es begannen einige Leute die Knochen des Thieres aus dem Boden loszureissen. Zum Glücke befanden sich unter dem Publicum zwei Beamte der Gouvernements-Regierung, ein Herr Nikolajew und noch ein zweiter, mir nicht bekannter, welche sich — wenngleich vergeblich — bemühten, den Leuten klar zu machen, dass man der Universität über den Fund Nachricht geben müsse. Aber diese Erklärung fruchtete wenig und Jedermann, der es mochte und konnte, erlangte einen Knochen und trug ihn fort. Auf solche Weise wurden am Ufer aus dem Boden folgende Stücke herausgezogen: ein Knochen vom Vorderfuss des Mammuths, ein Theil des vorderen Schulterbeines, ein Wirbelknochen und einige Knochentrümmer. Dann entnahm auch Herr Nikolajew selbst dem Fundorte einen Knochen und brachte ihn am Sonntag Abend zur Universität, wo er leider Niemanden traf, dem er den Knochen übergeben und von dem Funde Nachricht geben konnte.

Am Montag Früh machte Herr Nikolajew per Telephon der Redaction des „Sibirischen Boten“ über den Fund Mittheilung und um 11 Uhr erschien ein Mitarbeiter der genannten Zeitung, Herr Gurjew, bei mir und wir begaben uns in Gemeinschaft mit Herrn Nikolajew an Ort und Stelle.

Eine oberflächliche Besichtigung der Fundstätte zeigte, dass die Knochen nur an zwei Stellen aus dem Boden hervorragten: von der östlichen Seite her der Schädel, welcher von den Liebhabern ziemlich demolirt war, und 6 m nach Westen davon entfernt die Beckenknochen. Alle diese Knochen sassen fest im zugefrorenen Boden, obgleich die Letzteren ein wenig beweglich waren. Auf der Oberfläche der Aufschüttung waren Schädeltrümmer sichtbar und in der Linie des Hervorragens der Knochen hie und da Schaufelspuren, herrührend von vergeblichen Versuchen, die Knochen auszugraben.

Darauf besuchte der Professor der Zoologie an der Tomsker Universität, Herr N. F. Kaszczenko, mit Herrn Prof. E. Lehmann den Fundort und ersterer sprach sich alsbald dahin aus, die Ausgrabung selbst bewerkstelligen lassen zu wollen. Dieselbe begann an demselben Tage gegen 4 Uhr Nachmittags und wurde unter der beständigen Aufsicht des Executors der Universität, W. J. Rżewuski, fortgesetzt. Mit vier Arbeitern vollendete derselbe die Ausgrabungen am Sonnabend um 4½ Uhr Nachmittags und während der ganzen Zeit hatte man es mit gefrorenem Grunde zu thun.

Die Ausgrabungen wurden schichtweise bis zu einer Tiefe von 9 Fuss ausgeführt und am Mittwoch gegen Abend wurden die Knochen des Mammuths, welche auf einer Fläche von 8 m Länge und 3½ m Breite in Unordnung umherlagen, gänzlich freigelegt. Die Wirbelknochen, die Rippen, der Schädel, ein Schulterknochen, die zerschlagenen und heilen Knochen der Vorder- und Hinterfüsse — Alles lag in grösster Unordnung auf diesem Platze umher. Die grossen Knochen waren in der westlichen Hälfte des Platzes vereinigt, wo man die Spuren eines sehr grossen Feuerherdes von 2½ Arschin (bis 2 m) Durchmesser fand.

Auf dem ganzen Platze, wo die Knochen lagen, fand man Kohlen zerstreut liegen; ausserdem waren

[1]) Ist in russischer Sprache in der Zeitschrift „Sibirischer Bote“ 1896, Nr. 90 u. 92 (Tomsk), abgedruckt, aber ohne Citate.

noch Kohlenschichten in zwei Winkeln der durch die Ausgrabungen entstandenen Gruben sichtbar. Sobald nur die Knochen zu Tage traten, zeigten sich auch nicht weit davon Feuersteinsplitter und Schabsteine (grattoirs et racloirs) und näher zum Schädel hin fand man zwei Holzstücke. Die Schabsteine lagen auf den Knochen und unter denselben, und erst am Freitag, als man den Platz der Fundstätte ein wenig (etwa auf 3 m) erweiterte, fand man die letzten Feuersteinsplitter zusammen mit den Schwanzwirbelknochen des Mammuths.

Unter den Mammuthknochen befanden sich auch drei räthselhafte Knochen: zwei, welche vielleicht einem Menschen angehören, und ein (kleiner, unbekannter) Knochen.

Am Mittwoch wurden die Knochen von der Seite und von oben von der Erde gereinigt, aber in derselben Lage gelassen, wie sie bei der Ausgrabung gefunden worden waren, und darauf von Herrn Prof. W. W. Sapožnikow photographirt. Im Laufe der 4½ Tage besuchten Tausende von Menschen die Stelle der Ausgrabungen. Das Publicum konnte wenigstens sehen, mit welcher Sorgfalt die Ausgrabungen unter der Leitung des Herrn Rżewuski vorgenommen wurden; er verfuhr hiebei ebenso vorsichtig, als ob er es mit einem Grabhügel zu thun hätte, und rettete jedes Fundstück, das eine wissenschaftliche Bedeutung haben konnte.

Ich werde nicht auf weitere Einzelnheiten der Ausgrabungen eingehen und bei der detaillirten Aufzählung der Fundstücke stehen bleiben; Herr Prof. Kaszczenko wird dieses ohne Zweifel besser und genauer, als ich es thun könnte, ausführen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass diese Entdeckung von Mammuthknochen im Vereine mit Menschenspuren von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist. In Sibirien ist es der erste Fall und in ganz Russland erst der vierte der Zahl nach, überhaupt aber erst der zweite, dessen Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt.

In Anbetracht des erwähnten Umstandes werde ich die Leser zunächst mit der Geschichte ähnlicher Funde in Russland überhaupt bekannt machen und dann auf die Bedeutung der gleichzeitigen Auffindung von Menschenspuren mit Mammuthknochen für Sibirien im Speciellen hinweisen.

Es gibt in der Welt kein Land, das so reich an Ueberbleibseln des Mammuths und Nashorns ist, als Sibiren; nichtsdestoweniger sind Funde von ganzen oder fast vollständigen Skeletten der ausgestorbenen Riesenthiere auch hier eine seltene Erscheinung. Nicht allein der höchste Norden Sibiriens (Neu-Sibirien),[1] die Lachowschen [2] und Bären-Inseln, [3] deren Boden mit Knochen des Mammuths, des Nashorns und anderer ausgestorbener Thiere übersäet ist, sondern auch die Ufer und die Mündungen aller Flüsse, die sich in das nördliche Eismeer ergiessen, zeichnen sich durch denselben Reichthum an Mammuthüberbleibseln aus. Den grössten Ruf als äusserst ergiebig an Mammuth-Stosszähnen haben die Provinz Irkutsk und das Grenzgebiet Turuchansk.[4])

Ausgegrabene Mammuthknochen sind bereits bekannt seit den Zeiten des Theophrast (im IV. Jahrh. v. Chr.); [5]) sie wurden in sehr grosser Anzahl von den Russen aus Sibirien ausgeführt, seitdem dieser Landstrich von den letzteren erobert worden war. Allein eine mehr oder weniger genaue Beschreibung der Fundorte der ausgegrabenen Knochen finden wir zuerst bei Ysbrants Ides,[6]) welcher in den Jahren 1692 bis 1695 Sibirien bereiste. Messerschmidt [7]) und nach ihm Strahlenberg [8]) vervollständigen diese Nachrichten. Messerschmidt fand bereits zwei vollständige Skelette: eines beim See Tschany und das andere an den Ufern des Flusses Tom. Strahlenberg berichtet nach den Worten Remesows, welchem wir das „Zeichenbuch (Atlas) Sibiriens" verdanken, über den Fund eines überaus grossen Mammuth-Skeletes in der Nähe von Tobolsk.

Gegen Ende des XVIII.[9]) und zu Anfang des XIX. Jahrhunderts werden diese Nachrichten hinsichtlich Sibiriens so zahlreich, dass es fast schwerer hält, die Orte, wo Mammuth- und Nashornknochen gefunden wurden, aufzuzählen, als im Gegentheil diejenigen anzugeben, wo man sie bisher noch nicht

[1]) Hedenström, Fragmente über Sibirien. Russ. Ausg. Septbr. 1830, S. 123.

[2]) Erman's Archiv f. wissensch. Kunde Russl., Bd. XI, S. 104—105. — Auch Spasski's ‚Sibirische Bote" 1822, Theil XX. S. 288, und 1823. Theil II, S. 42.

[3]) Neumann in den Verhandlungen der sibir. Abth. d. Russ. geogr. Gesellschaft 1871 (Bd. II, Nr. 3), S. 24.

[4]) Kriwoschapkin, Bezirk von Jenisseisk, I. Th., S. 19, und Beilage, S. 2, 4, 8, 16. Auch II. Th., S. 25.

[5]) Ebur fossile in libro „De lapidibus".

[6]) Bulletin scientif. de l'Acad. de St. Petersbourg X, pag. 259. — Auch Mélanges biolog., Bd. V, S. 599, mit einem Citate aus Ysbrants Ides' Gesandtschaftsreise nach China, Capitel VI u. XX.

[7]) Bei Strahlenberg, Der nördl. u. östl. Theil von Europa u. Asia, Stockholm 1730, S. 394—395.

[8]) Ebendaselbst.

[9]) Besonders 1739—1743 nach d. Mittheilung von Laptew (Zapiski des hydrograph. Depart. [russisch]. Bd. IX. S. 45).

angetroffen hat; indessen sind Fälle von Auffindung ganzer Skelette des Mammuths und des Nashorns, wie bereits zu Anfang dieses Artikels erwähnt, sehr selten; noch seltener sind Funde ganzer Körper dieser Thiere in zugefrorenen Uferschluchten.

Ich werde jene wie diese Funde aufzählen.

Vollständige Skelette wurden gefunden:

1. Von Pallas an den Ufern des Flusses Anadyr (1769).[1])

2. Von Adams an der Lena-Mündung (1797).[2]) Dasselbe wird in der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg aufbewahrt.

3. Daselbst befindet sich auch das von einem Tungusenältesten [Starschina] (1807) aufgefundene Skelet.[3])

4. In der Nähe der Mündung des Flusses Wiluj (1771 und 1860—1862).[4]) Das erste wird in der Akademie von St. Petersburg aufbewahrt (Rhinoceros).

5. Das daselbst von Pawlowsky aufgefundene Skelet eines Nashorns (1858).[5])

6. In der Nähe der Jenissei-Mündung drei Skelette (1839 und 1842). Eines derselben wird in der Moskauer Universität aufbewahrt.[6])

7. Von Middendorff an den Ufern des Flusses Taimyr (1843).[7])

Mammuth- und Nashornkörper sind im gefrorenen Boden gefunden worden:

1. von Potapoff am Flusse Kamtschatka (1805);[8])
2. von Baron Maydel am Flusse Kolyma (1870);[9])
3. von Sarytscheff am Flusse Alaseja (1787);[10])
4. von Dybowsky am See Nelgato, im Turuchansker Grenzgebiete (1874);[1])
5. von Tschersky in der Nischneudinsker Höhle (1875);[2])
6. vom Akademiker Schmidt am Flüsschen Gyda (1865).[3])

In allen angeführten Fällen geschieht kein einziges Mal dessen Erwähnung, dass in Sibirien bei den Mammuth-Skeletten auch Steinwerkzeuge des vorhistorischen Menschen aufgefunden worden sind, welche als Beweis für die gleichzeitige Existenz des letzteren mit den verschwundenen Repräsentanten der sibirischen Fauna dienen könnten. Es erscheint fast unglaublich, dass man bei der überaus grossen Anzahl von Mammuthfunden in Sibirien niemals Spuren von Menschen der paläolithischen Periode angetroffen haben sollte. Der vollständige Mangel an primitiven Steinwerkzeugen in solchen Fällen ist undenkbar. Man kann wohl behaupten, dass vor Herrn Sawenkow,[4]) welcher in Krasnojarsk eine schöne paläolithische Collection aufgestellt hat, dergleichen Werkzeuge in Sibirien fast niemals gesammelt wurden.

Die Reisenden durch Sibirien zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts (und ihrer waren sehr viele) hatten keine Ahnung von den paläolithischen Werkzeugen, welche damals überhaupt noch wenig bekannt waren. Sogar Hedenström,[5]) welcher an wissenschaftlicher Vorbereitung viele Andere übertraf, verzeichnet nur Fälle von Funden geschliffener Werkzeuge aus Kieselsteinen und solcher aus Bronze. Man kann sagen, dass erst Herr Sawenkow durch sein Beispiel Viele veranlasst hat, primitive culturelle Ueberbleibsel der vorhistorischen Bewohner Sibiriens aufzusuchen und zu sammeln. Vor ihm wussten wir nur von einem zufälligen Funde von Steinpfeilen mit Handarbeiten aus Mammuthknochen von Irkutsk

---

[1]) Novi Commentarii Acad. Petropolitanae 1769. Tom. XII, pag. 471.

[2]) Journal du Nord, 1807 (Relation abrégée d'un voyage à la mer Glaciale et découverte des restes d'un mammouth). — Auch bei Tilesius in Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg, V. série, tome V (1815), pag. 431. — Russische Uebersetzung in Spasski, „Sibir. Bote" 1820, Th. X.

[3]) Siehe die vorhergehende Fussnote

[4]) Semenow, Geogr. Wörterbuch, Bd. I, S. 462. — Bullet. scientif. de l'Acad. de St. Petersbourg. Tom. X, pag. 287.

[5]) Verhandlungen d. sibir. Abth. d. Russ. geogr. Gesellschaft 1873, Bd. IV, S. 83—84.

[6]) Schmidt in Bullet. de la Soc. des natural. de Moscou 1843, pag. 809. — Renard, Ibid. 1845, tome II, pag. 283.

[7]) Sibirische Reise, Bd. I, S. 205, 208 u. 225. Auch Bd. IV, S. 275 u. 285.

[8]) Tilesius in Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg V sér., Tome V (1815), pag. 422—423.

[9]) Verhandlungen der sibir. Abth. d. Russ. geogr. Gesellsch. 1870 (Bd. I, Nr. 1), S. 31; 1871 (Nr. 4—5), S. 8. — Bullet. de l'Acad. de St. Petersbourg. Tome X, pag. 361 et 529.

[10]) Reise, Bd. I, S. 104—106.

[1]) Verhandlungen d. Russ. mineralog. Gesellsch. II. Serie, Bd. IX (1874), S. 151.

[2]) Verhandlungen d. sibir. Abth., Bd. VI (1875), Nr. 5—6, S. 214.

[3]) Bullet. scientif. de l'Academie, Tome XI (1866), pag. 80 bis 90. — Auch Schmidt's Mammuth-Expedition (Mém. de l'Acad. de St. Petersbourg, VII. série, 1872, Bd. XVIII, Nr. 1), S. 28—36. Es findet sich noch bei Schmidt eine Mittheilung über einen Mammuthcadaverfund (durch Kaufmann Trofimow) etwa 40 Werst vom Jenissei gegenüber Goltschicha an einem See (71·5° nördl. Breite). Cf. Bullet. de la Soc. des natural. de Moscou 1843, t. XVI, pag. 809 und 1845, t. XVIII, 2me partie, pag. 283.

[4]) Director des Lehrer-Seminariums in Warschau, früher in Krasnojarsk (Sibirien).

[5]) Fragmente über Sibirien S. 12 und 65. (Pfeilspitze aus Quarz und ein Beil aus Nephrit.)

(beim Kriegshospital), worüber Meglitzky im Jahre 1855 Mittheilung gemacht hat.[1])

Auf solche Weise muss der letzte Tomsker Fund wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung die erste Rangsstufe unter den übrigen Funden einnehmen, die den ursprünglichen Bewohner Sibiriens betreffen. Er eröffnet einen ganz neuen wissenschaftlichen Horizont und gewährt einen Stützpunkt für fernere Untersuchungen in dieser Richtung. Solche Funde von Feuersteinwerkzeugen sind selbst im Westen sehr selten; dabei sind einige dieser Werkzeuge zum Theile dem Zweifel unterworfen und ihre Herstammung aus den Zeiten des entferntesten Alterthums muss augenscheinlich bedeutend näher gegen unsere Zeit hin verlegt werden.

In Bezug auf Sibirien ist der gegenwärtige Fund noch in anderer Beziehung wichtig. Bekanntlich behauptet Middendorff,[2]) dass die Mammuthe durch mächtige diluviale Strömungen aus südlicheren Gegenden nach dem äussersten Norden fortgeschwemmt worden seien. Indessen existirt eine andere entgegengesetzte Ansicht J. F. Brandt's,[3]) welche von Schmidt getheilt wird, nämlich dass die eigentliche Heimat des Mammuths der Norden Asiens, das jetzige Sibirien, war und dass das Mammuth von dort aus bei dem Fallen der Temperatur mit dem Nashorn nach südlicheren Gegenden bis zu den Ufern des Syr-Darja auswanderte, sich dann nach Europa fortbewegte und bis zum heutigen Frankreich und nach Britannien gelangte.[4]) Wenn es gelänge, diese Hypothese durch streng wissenschaftliche Facta zu erhärten, so würden wir dadurch die Möglichkeit haben, zu erweisen, dass der gleichzeitig mit dem sibirischen Mammuth auftretende Mensch der allerälteste Bewohner der Erde war, welcher von dort aus, den Spuren der der Kälte ausweichenden Thiere folgend, seine Wanderung nach dem Westen fortsetzte; und das wäre somit eine der ältesten Völkerwanderungen, welche auf unserem Planeten vorgekommen sind.

Die Hypothese Brandt's und Schmidt's in dem Sinne anzunehmen, wie ich sie oben angeführt habe, hindert zur Zeit noch die geringe Anzahl der Funde, welche dem neulich bei Tomsk gemachten gleichen. Demungeachtet richten bereits die Gelehrten des Westens ihre Blicke auf Sibirien, indem sie hier die Entscheidung der Grundfragen der Paläoethnologie erwarten. Aber vor noch nicht sehr langer Zeit stand diese Sache ganz anders.

Vor den Siebziger-Jahren des laufenden Jahrhunderts hatten die Gelehrten des Westens die Bedeutung Russlands in der allgemeinen Geschichte der Urzustände der Cultur ausser Acht gelassen; sie hatten vergessen, dass Russland seiner geographischen Lage nach als Glied erscheint, welches Asien mit Europa verbindet, dass namentlich von dort aus die Völker, welche im Anfange unseres Zeitalters Europa überschwemmten, ihre Wanderungen beginnen mussten. Die Sache ging so weit, dass einige Gelehrte die archäologische Bedeutung Russlands verringerten und behaupteten, dass die Völkerströmungen nur längs den Ufern des Schwarzen Meeres stattgefunden hätten und dass der ganze mittlere und nördliche Theil Russlands eine menschenlose Wüste geblieben sei. Ein solcher Irrthum entstand aus der Geringfügigkeit der Daten über die prähistorische Vergangenheit Russlands im Allgemeinen und im Speciellen aus der Nichtbekanntschaft mit dessen archäologischen Denkmälern. Ich werde in Kürze diese irrigen Ansichten anführen.

Der dänische Archäolog Worsaae, welcher eine Beschreibung der Colonisation Russlands und des skandinavischen Nordens verfasst hat (1873),[1]) erklärt bei Gelegenheit des Ueberblickes der klimatischen Bedingungen Russlands, dass in Folge des rauhen Klimas und der langen Winter dieses Land nicht zu den Gegenden gezählt werden kann, welche früher als andere Länder bevölkert worden sind; seiner Meinung nach ist der mittlere und nördliche Theil Russlands, weil eine unzugängliche Gegend voller Sümpfe und undurchdringlicher Wälder, später bevölkert worden, als der Westen Europas. Deshalb, sagt Worsaae, hat man in Russland auch keinen einzigen Fund von Steinwerkzeugen unter Umständen gemacht, die es bekräftigen würden, dass der Mensch hier gleichzeitig mit dem Mammuth und anderen ausgestorbenen Thieren existirte, obgleich die Reste dieser Thiere an den Grenzen Russlands sehr zahlreich sind. Nach der Meinung Worsaae's ist die Existenz

[1]) Verhandl. d. Russischen Mineral. Ges., 1855—1856, S. 126—127. — Auch in Verhandl. d. Sibir. Abth. d. Russ. Geogr. Ges., 1872, S. 167.

[2]) Sibir. Reise, Bd. I, S. 223—224 u. IV, S. 289.

[3]) Bulletin scientif. de l'Acad. de St. Petersbourg 1886, Bd. X, S. 111 und ibid., S. 361. — Auch Mélanges biolog., tome V, S. 597 (Zur Lebensgeschichte des Mammuth. Mit 1 Taf.)

[4]) Mélanges biologiques, t. V, S. 601. — Auch: Mammuth-Expedition (Mém. de l'Acad. Tome XVIII. VII. Série, N. 1). S. 34—36.

[1]) Colonisation de la Russie et du Nord Scandinave, in Mém. de la Soc. des antiquaires du Nord. Nouv. série, 1873—1874, S. 73—198.

des Menschen im nördlichen Europa während der Renthierzeit ebenfalls noch nicht erwiesen und erst in der Epoche der Bronze- oder Erzzeit finden sich die ersten Spuren des Menschen im nordöstlichen Europa.

Der Dorpater Professor Grewingk,[1]) welcher (im Jahre 1874) die Arbeit Worsaae's sorgfältig geprüft hat, bemüht sich, die Nachrichten des letzteren in Bezug auf die archäologischen Daten über Russland und die östliche Ufergegend des Baltischen Meeres zu vervollständigen und hat dieses mit vielem Erfolge ausgeführt. Indem er den Umstand als Anhalt nimmt, dass nicht allein in Schweden Ueberbleibsel des Mammuths niemals gefunden worden, sondern auch an den russischen Ufern des Baltischen Meeres Mammuthknochen sehr selten in Diluvialschichten (die ihren Ursprung angeblich der Sündfluth zu verdanken haben) vorkommen, stellt er die Behauptung auf, dass nicht allein in Russland, sondern auch in Sibirien Steinwerkzeuge niemals in den Diluvialanschwemmungen zugleich mit Mammuthknochen auffindbar sein werden. Nach der Ansicht Grewingk's existiren bis jetzt noch gar keine unzweifelhaften Beweise darüber, dass der Mensch in Russland und in Sibirien gleichzeitig mit dem Mammuth gelebt habe, während solche Beweise schon längst hinsichtlich Mährens, Deutschlands, Belgiens, Englands und Frankreichs erbracht seien. Mit einem Worte, die Folgerung Grewingk's fällt nicht nur mit derjenigen Worsaae's zusammen, sondern ist in Betreff Russlands noch hoffnungsloser; nach seinen Worten hat für die Ufer des Baltischen Meeres und für Russland überhaupt eine paläolithische Epoche niemals existirt, d. h. eine Epoche, in welcher das Mammuth gleichzeitig mit Steinwerkzeugen vorkam. Dafür mangle es sowohl an wesentlichen Beweisen als auch an geologischen Anzeichen, namentlich beider Bedingungen gemeinschaftlich.

Zufolge einer merkwürdigen Ironie des Schicksals fand Zawisza[2]) gerade in dem Jahre, in welchem Worsaae sich über die archäologische Zuverlässlichkeit der Funde in Russland so skeptisch ausgesprochen hat, Steinwerkzeuge zugleich mit Mammuthknochen und anderen Fossilien in den Höhlen bei Oizow im Gouvernement Kielce. Auch im Gouvernement Poltawa (bei dem Dorfe Gonzy des Kreises Lubny) wurde durch Herrn Kaminsky[1]) ein ähnlicher Fund gemacht. Ueber den letzteren berichtete Professor Feofilaktow auf der Kiewer Archäologenversammlung.[2]) Diese Mittheilung besagt in Kürze:

Feuersteinwerkzeuge (in der Anzahl von 47) wurden auch in einer Grube auf einem kleinen Flächenraume zwischen zwei Schluchten gefunden und lagen zusammen mit den Resten von nicht weniger als sechs Mammuthen im Schlamm, der mit Muschelschalen angefüllt war und an den Gletscherschlamm der Flussthäler der westlichen Gebiete Europas erinnerte. Knochen von Hirschen und kleinen Thieren, Zahnsplitter und verbrannte Knochen waren hier mit Mammuthknochen vermischt, leider wurden die kleinen Knochen gar nicht näher untersucht.

Unerachtet der Autorität Feofilaktow's muss man die Frage über den Ursprung der Knochen und Werkzeuge eher in dem Sinne entscheiden, dass sie eine zufällige Zusammenhäufung von Gegenständen bildeten, welche durch das Wasser von verschiedenen Orten aus weiter Ferne zusammengeschwemmt waren und in ihnen nicht den Charakter eines ursprünglichen Befindens am Auffindungsorte erblicken. Das ist wenigstens der Eindruck, den man aus dem ziemlich unverständlichen Bericht des Herrn Kaminsky empfängt, welcher die Ausgrabungen an diesem Punkte ausführte.

Darauf hat Graf A. S. Uwarow[3]) im Jahre 1877 am Ufer des Flusses Oka bei dem Dorfe Karatscharowa (im Murom'schen Kreise des Gouvernements Wladimir) einen bemerkenswerthen Fund gemacht. In der russischen archäologischen Literatur ist dieses die einzige Ausgrabung, welche in gehöriger Weise ausgeführt und von Autoritäten, die der Graf speciell zur Ausgrabungsstätte eingeladen hatte — den Herren Antonowitsch (Archäolog), Dokutschajew (Geolog) und dem verstorbenen J. S. Polakow (Zoolog und Anthropolog) —, bestätigt wurde.

Die Knochen eines Mammuths und eines Nashorns lagen im gegebenen Falle in einer dicken Schichte hellgelber Thonerde und zwei Fuss höher von der Grenze derselben befand sich eine Schichte rothbraunen Thones mit dazwischengereihten Feuerstein-

[1]) Zur Archäologie des Balticum und Russlands, S. 63. (S.-A. aus dem Archiv f. Anthropologie, Bd. VII, Heft 1 und 2.)

[2]) Recherches archéologiques en Pologne. Warschau. 1874. 8°. Avec 22 planches.

[1]) Arbeiten des III. Archäologischen Congresses in Kiew. Kaminsky's Bericht s. auf S. 147 (Spuren der paläolithischen Epoche an den Ufern des Flusses Sulà).

[2]) Ibidem, S. 152.

[3]) Archäologie Russlands. Steinzeit (Moskau, 1881, 2 Bde. Lex. 8°, mit vielen Taf.), I. Bd., S. 112—119 (russisch).

Knollen und sogenannten Mergelnüssen. Die Thonerde lag nicht nur den Knochen dicht an, sondern sie füllte auch alle inneren Höhlen der Knochen aus und es war klar ersichtlich, dass die anfluthende Schicht Thonerde allmälig sich angesammelt und von unten aus die hier liegenden Knochen bedeckt hatte. Als Graf Uwarow ein Bruchstück von einem Mammuth-Schneidezahn aufhob, um es vom Thon zu reinigen, bemerkte er, dass an beiden Seiten des Bruchstückes sechs Feuersteinmesser lagen Später zeigte es sich, dass Steinwerkzeuge in Menge zwischen den Knochen vorhanden waren; in Allem wurden über 500 Werkzeuge (Messer, Schabsteine, Splitter) und bis 10 Beile der allerprimitivsten Art gefunden. Zwischen den in Unordnung umherliegenden Knochen fanden sich viele zerschlagene Knochen, zuweilen mit darin steckengebliebenen Feuersteinwerkzeugen; aber man begegnete keinem einzigen verkohlten Knochen, obgleich inmitten der Knochen hie und da Kohlen bemerkbar waren.

Die hellgelbe Thonschicht, in der die Knochen lagen, hielt Herr Dokutschajew für eine Diluvialschicht, welche während der Gletscherperiode hier angeschwemmt worden war. Auf dieser Diluvialschicht hatten die paläolithischen Bewohner der Ufer der Oka, seiner Meinung nach, ihren beständigen Aufenthalt; hier verspeisten sie die erlegten Thiere und hier warfen sie auch die Knochen fort, nachdem sie alles Essbare davon entfernt hatten; auf solche Weise hinterliessen sie in der Nähe der Knochen ihre Werkzeuge, welche sie an Ort und Stelle in der Eile gefertigt hatten.

Im Jahre 1880 machte Herr J. S. Polakow[1]) bei Gelegenheit einer anthropologischen Excursion in das mittlere und östliche Russland einen ähnlichen Fund im Gouvernement Woronesch, welcher darthut, dass der Mensch gleichzeitig mit dem Mammuth lebte und eifrig auf dasselbe Jagd machte. An Reichhaltigkeit des Materiales geben die Ausgrabungen Polakow's denen des Grafen Uwarow wenig nach.

Endlich hat Herr O. Ossowsky[1]) in den Jahren 1879—1886 und 1891—1892 der Reihe nach bis 80 Knochenlagerhöhlen in der Umgegend von Oizow (im Gouvernement Kielce) und bei Krakau ausgegraben. Das von ihm erhaltene Material ist erstaunlich reichhaltig und verschiedenartig und liefert die überzeugendsten Beweise dafür, dass der vorhistorische Bewohner von Ost-Europa in der allerältesten Steinzeit namentlich in einem solchen Landstrich lebte, welcher nach der Meinung von Worsaae und Grewingk nicht bewohnbar war.

Wenn wir zu allen oben angeführten Funden den letzten bei Tomsk gemachten Fund hinzurechnen, so erhalten wir eine Reihe von überzeugenden Beweisen zu Gunsten der Meinung, dass das europäische Russland und Sibirien in der allerältesten Steinzeit von Menschen bewohnt war. Es sind bereits Facta bekannt, welche dasselbe hinsichtlich der Gegend jenseits des Baikal-Sees, namentlich Nertschinsk, besagen. Demzufolge bilden die allerältesten Epochen der Steinwerkzeuge den eigentlichen Anfang der ursprünglichen Archäologie Sibiriens und die Theorie Worsaae's und Grewingk's muss jetzt schliesslich ad acta gelegt werden. Zugleich erhält die weitblickende Ansicht über die Bedeutung der archäologischen Denkmäler Sibiriens, wie sie in der ehrenvollen Arbeit des Herrn W. M. Florinsky[2]) über die vorhistorischen Slaven ausgesprochen ist, mit diesen Funden ihre Bestätigung.

[1]) Anthropologische Reise in Central- und Ost-Russland. St. Petersbourg 1880. Mit 1 Karte und 5 Tafeln. (Beil. z. XXXVII. Bd. d. Zapiski d. Kais. Akad. d. Wiss., Nr. 1), S. 22—31.

[1]) Ueber den geolog. u. paläoethnologischen Charakter der Höhlen des südwestl. Russlands und benachbarter Theile Galiziens. Tomsk, 1895, 4° (S.-A. aus d. Arbeit. d. Tomsk. Gesellsch. d. Naturforscher u. Aerzte. Jahrg. V). Russisch.

[2]) Die Urslawen. Ein Versuch d. slawischen Archäologie. Tomsk, 1894—1896. 2 starke Bde. Gr.-8°. Mit vielen Tafeln. Das Werk wird noch fortgesetzt.

Literaturberichte.

2.

Chlingensperg auf Berg, Max v., Dr.: Die römischen Brandgräber von Reichenhall in Oberbaiern. Braunschweig bei Friedrich Vieweg & Sohn. 1896. Folio, 66 Seiten, 1 Karte, 22 Tafeln mit Abbildungen und 2 Ansichten der Brandgräber.

Wenn wir unsere bisherigen prähistorischen Landkarten überblicken, so nehmen wir wahr, dass sich die kartenmässigen Zeichen in den meisten Fällen dichter um einen bestimmten Punkt anordnen, während sie in anderen Landestheilen spärlicher vorkommen oder ganz fehlen. Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass in vorgeschichtlicher Zeit manche Gegenden nur schütter oder gar nicht bewohnt gewesen sein mögen; allein es wäre irrig, dieses aus den Karten ausnahmslos herauszulesen. Das ergibt sich schon daraus, dass sich manche dichtere Zeichengruppe einstellt, die auf älteren Karten nicht vorhanden war. Es hat also auf der einst leeren Stelle nicht die vorgeschichtliche Bevölkerung, sondern der Mann gefehlt, der ihren Spuren gefolgt wäre.

Man könnte diese Thatsache an vielen Orten schlagend nachweisen, an denen sich die Dichtheit der Zeichen mit bestimmten Namen von Forschern in Verbindung bringen lässt.

Ein solch' weisser Fleck war auch das Gebiet um Reichenhall, bis der richtige Mann kam, der nicht nur das Verständniss, sondern auch den Opfermuth besass, die Ueberbleibsel aus vorgeschichtlicher Zeit aufzusuchen und klarzulegen. Dr. Max v. Chlingensperg war es, der es sich seit mehr als einem Jahrzehnt zur Aufgabe gemacht hat, die Vorgeschichte von Reichenhall zu erforschen. Diese Aufgabe hat er einestheils mit ebensoviel Gründlichkeit als Erfolg durchgeführt, anderentheils hat er ihre Ergebnisse in reichausgestatteten Werken den wissenschaftlichen Kreisen bekannt gegeben.

Im Jahre 1884 entdeckte Dr. v. Chlingensperg das germanische Gräberfeld in Reichenhall und untersuchte es bis an seine äussersten Grenzen; späterhin wendete er sich an die Aufdeckung der eigenthümlichen bronzezeitlichen Opferstätte und an das zugehörige Grabfeld am Langacker und Eisenbühl und in den letzten Jahren machte er die römische Gräberstätte in Reichenhall mit ihren 307 Brandgräbern zum Gegenstande seiner unermüdlichen Thätigkeit.

Dabei richtete Dr. v. Chlingensperg seine Aufmerksamkeit auch auf Reichenhalls weitere Umgebung, aus der er so manchen werthvollen Fund der Vergessenheit entriss, so dass in der Urgeschichte Reichenhalls kaum mehr eine Lücke besteht.

Ueber seine letzte grössere Unternehmung, die eben erwähnte Aufdeckung der römischen Gräberstätte, veröffentlichte nunmehr Dr. v. Chlingensperg in dem eingangs bezeichneten Werke einen mit 22 Tafeln, einer Karte und zwei Ansichten ausgestatteten Bericht, in welchem er zunächst einen geschichtlichen Abriss der Stadt Reichenhall unter besonderer Hervorhebung der alten Verkehrswege und der bisher zu Tage getretenen römischen Alterthümer gibt. Sodann bespricht er Oertlichkeit und Anlage des Gräberfeldes, den Vorgang bei dessen Aufdeckung und bringt die Ergebnisse dieser Untersuchung in Bezug auf den Gräberbau, die Urnensetzung, auf die Vorgänge beim ossilegium, bei der Verbrennung im Grabe und bei dem Leichenmale. Zuletzt theilt er das Ergebniss an Funden in den einzelnen Gräbern mit, von denen 354 auf den Tafeln dargestellt werden.

Unter diesen Funden sind alle Gegenstände in mehr oder minder guter Erhaltung vertreten, deren verwandte Formen wir sonst in den römischen Grabstätten Noricums treffen.

Eine hervorragende Stelle nehmen, wie sonst zumeist, die Thongefässe ein; besonders auffallend ist darunter der Reichthum der Gefässe aus Terra sigillata mit ihren reichen und mannigfaltigen Verzierungen, rücksichtlich deren nur zu bedauern ist, dass sie in Folge der letzten Libation den Manen geweiht, mithin ausnahmslos zerbrochen in's Grab gelangt sind.

Besser sind die roheren, birnenförmigen Töpfe erhalten, deren typisches Ornament aus der Wellenlinie mit ihren mannigfachen Abänderungen besteht. Dr. v. Chlingensperg hat selbst auf deren Verwandtschaft mit den Erscheinungen in den übrigen Theilen Noricums hingewiesen; am nächsten stehen sie begreiflicherweise den Gefässen aus dem Grabfelde am Bürglstein in Salzburg. Allein es zeigen sich noch ganze Reihen von Vorkommnissen, z. B. die in den Figuren 1—6, 8, 9, 13—15, 21—24 der Tafel XXII dargestellten Gefässformen und Verzierungen, welche auf die Zeitstellung ganz gleichartiger Funde aus Niederösterreich ein klares Licht werfen.

Nicht selten sind Gefässe aus Glas, Lampen und Figuren (meist Vögel) aus Thon.

Aus den Metallgegenständen tritt selbstverständlich die Gewandnadel am meisten hervor, und zwar in den meisten Abänderungen der in Noricum einheimischen Form. Sonst begegnen wir noch Arm-, Hals- und Ohrringen, Nadeln, Griffeln, Schnallen, Schliessen, Nägeln, Schlüsseln, Beschlägen, Lanzen, Messern und anderen dergleichen Dingen.

Alles zusammen: Oertlichkeit, Beschaffenheit, Reichhaltigkeit des Gräberfeldes, Gestalt, Verzierung und sonstige Eigenthümlichkeiten der einzelnen Funde, der gedrungene, aller überflüssigen Zuthaten bare und doch erschöpfende und durch die bildliche Darstellung erläuterte Bericht machen das vorliegende Werk zu einer hervorragenden, ja unentbehrlichen Fundgrube für das Studium des Culturzustandes in Noricum zur Zeit der Römerherrschaft.

Möge es dem Verfasser beschieden sein, auch jene Abschnitte der vorgeschichtlichen Culturentwicklung in und um Reichenhall, welche vorläufig nur durch Einzelfunde angekündigt sind, wie z. B. die Hallstatt-Periode, in diesem Boden aber ohne Zweifel reiche Reste hinterlassen haben, mit gleich glücklicher Hand aufzudecken und in gleich ausgezeichneter Weise zur Darstellung zu bringen. **M. Much.**

3.

„Lud" (Das Volk). Zeitschrift für Volkskunde. Lemberg 1895.

Nach dem russischen Polen kam die Reihe an Galizien. Der unermüdliche Folklorist Dr. Jan Kartovicz beschloss auch dort, wo ja für einen Folkloristen viel zu schaffen ist, etwas Aehnliches, wie die Warschauer „Wisła", zu schaffen. Dank dem Beistande des Professors an der Lemberger Universität, Dr. A. Kalina, vermochte er Ende 1894 eine Schaar gebildeter Polen und Ruthenen zu begeistern, die sich zu einem „Verein für Volkskunde" (Towarzystwo ludoznawcze) zusammenschlossen und die polnische Monatsschrift „Lud" als dessen Organ herauszugeben begannen.

Vorläufig steht „Lud" der „Wisła" wesentlich nach, und zwar in vieler Beziehung. Arbeiten, welche den Stand der einzelnen Fragen beleuchten sollen, lassen Manches zu wünschen übrig. Besprechungen, wenig zahlreich, reichen über die polnischen und deutschen Veröffentlichungen nicht hinaus. Die Sprache wird gar zu wenig beachtet, was umsomehr den Kritiker wundert, als im Redactionscomité lauter Doctores (6 auf 7) sitzen. Der Verein selbst schliesslich hat zwar für die Volksschullehrer und die Universitätsstudenten den Mitgliedsbeitrag mehr als um die Hälfte herabgesetzt, aber ohne wesentlichen Erfolg; denn wie die Ende 1895 gedruckte Mitgliederliste zeigt, zählt er auf 194 Mitglieder nur elf Studenten. Soweit wir die galizischen Studentenverhältnisse kennen, könnte diese Zahl bei einigem Eifer leicht vervierfacht werden.

Es ist gewiss nicht angenehm, die Schwächen einer neuen Zeitschrift hervorzuheben, umsoweniger bei einer solchen, deren sonstige Verdienste unbestreitbar sind. Da wir aber die Hoffnung hegen, sie werde per aspra ad astra gelangen, so gehen wir zur Besprechung der namhaftesten Aufsätze über.

In der zweiten Nummer tritt uns der Name Karl Mátyás entgegen. Wir begegnen ihm noch zweimal im „Lud". Es ist dies einer der tüchtigsten polnischen Folkloristen; seine Arbeiten in der „Wisła" stellen ihm ein ausgezeichnetes Zeugniss aus. Gewöhnlich beschränkt er sich auf ein Dorf, höchstens auf eine Gruppe von Ansiedelungen, dafür aber dringt er tief ins Innere des zu beobachtenden Lebens hinein und wird nicht blos zum Ethnographen, sondern auch gewissermassen zum Psychologen. Auch besitzt er schriftstellerische Begabung und daher werden seine Aufsätze mit wahrem Interesse gelesen.

Was er hier bringt, betrifft hauptsächlich den Tarnobrzeger Bezirk in Galizien. Aus der Umgebung von Brzesko (ebendaselbst) theilt er eine Anzahl Anger-, Wald-, Wiesen- und Wäldernamen mit; es ist kaum zu betonen, wie wichtig derlei Materialien für die Philologie, für die Volkskunde und oft für die Geschichte sind. Die Tarnobrzeger Berichte handeln über den Fasching, den Aschermittwoch und die Ostern, insbesondere im Dorfe Stale. Wie lustig man den ersten begeht! Manche Ergötzung ist noch von alter, guter Zeit her geblieben und einige Ueberlieferungen gibt der Verfasser an, welche sich auf die fröhlichen Tage beziehen. Dem Aschermittwoch ist gleichfalls mancher Brauch eigen. Was die Ostern anbelangt, so erscheint es sehr auffallend, dass am ersten Tage weder gespielt noch gesungen wird und dass im Allgemeinen die Stimmung des Volkes an diesen Feiertagen eher feierlich als munter ist. Welcher Gegensatz zu den geräuschvollen Ostern der Ruthenen!

Eugen Kolbuszowski widmet einen seiner Aufsätze dem auf den Hollunderstrauch bezüglichen Volksglauben. Schon Hartknoch berichtet, die Litauer halten denselben für den Wohnsitz unterirdischer Männchen; Aehnliches theilt ein evangelischer Pastor in seinem 1560 gedruckten Büchlein: „Von der Bockheiligung der Litauer" mit. Wie später die Mehrzahl der Geister durch den Teufel verdrängt wurde, so kam auch der Hollunderstrauch an den Belzebubdiener. Als seine Wohnung wird nun der letztere nicht gerne angerührt. In der Umgegend von Bóbrka (Ostgalizien), in Podolien, Pokucie (Südostgalizien) und in der Ukraine ist es nicht rathsam, ihn auszugraben. Auch bei Rawa (Nordostgalizien) beobachtete E. Kolbuszowski dasselbe; als man nämlich einmal bei seinen Eltern den Blumengarten umgrub und einige Hollundersträuche verpflanzen wollte, liess sich kein einziges Mädchen bereden, dies auszuführen.

Der Verfasser spricht dann Einiges über die Anwendung des Hollunders in der Volksmedicin. Im Ganzen sind seine Beiträge wenig zahlreich, ausserdem hat er die schlechte Sitte, nirgends seine Quellen zu citiren. Sind dieselben mündlichen Ursprunges, so kann man ja auch die Person, von der sie herrühren, nennen. Da aber die besprochene Arbeit eine der ersten über dieses Thema ist, so verdient sie schon aus diesem Grunde hervorgehoben zu werden.

Seine zweite Studie handelt über Sterne und Pilze im Volksglauben. Sie enthält viel Interessantes; wir wundern uns aber, dass die Redaction den Verfasser nicht angegangen hat, doch gütigst anzuzeigen, von wem und in welchem Dorfe (nicht blos „in der Umgegend von" u. s. w.) er Dieses und Jenes gehört hat. Es ist ja sehr wahrscheinlich, dass dies, was hier erzählt wird, der Verfasser wirklich unter dem Volke getroffen und aufgezeichnet hat; will man aber etwas wissenschaftlich behandeln, so verfährt man doch einwenig anders.

Von den Rohmaterialien wurden drei Seiten (262—264) Volkslieder aus Jaćmierz, einem Städtchen bei Sanok, veröffentlicht. Sonst ist noch J. Witort's statistische Skizze: „Die polnische Bevölkerung im Kownogouvernement" zu nennen. Auf Grund scharfsinniger Combinationen berechnet Witort die Zahl der dortigen Polen auf 160.000, d. h. 10%.

Um unsere Besprechung mit einem Lobspruche abzuschliessen, haben wir uns A. Dobrowolski's Abhandlung: „Das Volk in Hrubieszów" zum Schlusse aufbewahrt. Wir stehen nicht an, dieselbe als den besten Aufsatz im ersten Jahrgange des „Lud" zu bezeichnen. Der Verfasser nahm sich vor, eine Charakteristik der ruthenischen Bevölkerung in dem an Nordostgalizien grenzenden Hrubieszower Bezirk zu geben. Er beschreibt knapp und bündig, dabei auch anziehend, die Natur seines Ländchens, die ökonomischen und die Classenverhältnisse, die Kleidung, die Wohnung, die Nahrung, das Verfahren in einem Krankheitsfalle. Dann berührt er den Aberglauben, die religiösen und ethischen Vorstellungen, das Familien- und Eheleben. Zur Charakteristik des Temperaments sowie der Lebensweise werden einige Volkslieder in ruthenischer und polnischer Sprache (beide sind bei Hrubieszów geläufig) angeführt; eine Sonntagsunterhaltung wird mit lebhaften Farben geschildert. Zum Schlusse eine Beschreibung der Hochzeitsbräuche und der wichtigsten Volksfeste. Es ist dies eine sehr interessante, werthvolle und recht gut verfasste Abhandlung.

Bugiel.

4.

Schrenck Leop. v.: Reisen und Forschungen im Amurlande, in den Jahren 1854—1856 im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ausgeführt. Band III. Dritte Lieferung. Die Völker des Amurlandes. Ethnographischer Theil. Zweite Hälfte. Mit 24 lithographischen, zum Theil farbigen Tafeln und 11 Holzschnitten im Text. St. Petersburg 1895.

Der Wunsch, welchen wir vor mehreren Jahren bei der ausführlichen Besprechung der zwei ersten Lieferungen dieses Werkes in diesen Blättern [1]) ausgesprochen, es möge L. v. Schrenck vergönnt sein, sein grossartiges ethnographisches Werk über die Amurvölker zu Ende zu führen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Kaum ein Jahr danach ist er dahingegangen, zum grossen Leide seiner zahlreichen Freunde und Verehrer. Die Frage lag nun nahe, ob und wie das Werk zu Ende geführt werden solle. Es lagen beim Ableben Schrenck's einige Capitel vollendet vor, nebst einer Anzahl bereits fertiggestellter Tafeln. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg konnte nun keinen Besseren mit der Herausgabe des Schlussheftes betrauen, als den langjährigen Freund und Arbeitsgenossen des Verstorbenen, Herrn Custos Friedrich Russow. Mit pietätvoller Hand hat er gerade das gethan, was er thun musste, ohne den Rahmen doch mehr als rein redactioneller Thätigkeit zu überschreiten. Wir wissen demselben herzlichen Dank für die Auszüge aus den Tagebüchern Schrenck's über gerade die wichtigsten, auf die religiösen Vorstellungen und den Todtencult bezugnehmenden Capitel. Was wäre freilich unter der Meisterhand Schrenck's aus denselben geworden, wenn er dieselben selbst ausgeführt hätte! Dieser Verlust ist unersetzlich, weil die Beobachtungen der Fünfziger-Jahre heute nicht mehr gemacht werden können. Innerhalb dieser 40 Jahre hat sich gerade in den Lebensverhältnissen der Amurvölker so viel verändert, dass wir heute dorthin schon wie nach einem beinahe verlorenen Gebiete blicken, deren Zahl sich in der Ethnologie so unheimlich rasch vermehrt, dass bald nicht mehr viel zu thun übrig bleiben wird.

Wir wollen die Capitel kurz anführen, welche noch von Schrenck vollendet worden sind. Sie handeln im Gegensatze zu dem Stoffe der ersten Hälfte, der die Amurvölker von ihrer physischen Seite behandelte und ihr äusseres Leben, sowie ihre materielle Cultur schilderte, von derem Familien-, socialen und inneren Leben. Es sind das gerade jene Stoffe, welche die moderne Ethnologie so sehr bewegen; wie aus einem reinen, lauteren Born kann dieselbe jetzt Material aus den stets klaren und lichtvollen Darstellungen Schrenck's schöpfen.

Der 11. Abschnitt behandelt folgende Themen: Familienverhältnisse: Ehe. Weiberkauf und Weiberraub. Sittlichkeit. Häusliche Arbeiten und Beschäftigungen von Mann und Weib. Kinder-Geburt, -Ernährung, -Behandlung und -Erziehung. Stellung der Sclaven und Sclavinnen im Hause. Familienerbrecht. Blutrache.

Der 12. Abschnitt gliedert sich in folgende Theile: Sociale Verhältnisse: Politische und rechtliche Stellung. Sociale Gliederung auf Grund des Wohlstandes. Nationaler Communismus. Unantastbarkeit des Eigenthums. Gastfreiheit. Vorsicht und Unentschlossenheit auf Reisen: Wind- und Wetterprüfung. Abergläubische Sturmbeschwichtigungen. Gruss und Danksagung. Sitte, einander Geschenke und Gegengeschenke zu machen. Zuverlässigkeit in Geschäftsangelegenheiten. Zeitrechnung. Kalender. Kosmische Vorstellungen. Belustigungen: Gesang, Musik, Tanz, Spiele.

Der 13. Abschnitt überbietet die beiden vorhergehenden noch weit an Interesse; er handelt nämlich auf das Eingehendste über die berühmten Bärenfeste, und zwar hauptsächlich bei den Amur-Giljaken, sowie deren Modificationen bei den Oltscha und den Giljaken auf Sachalin und bei den Aino. Der Werth dieses kostbaren Capitels liegt nicht nur in der peinlich genauen Beschreibung dieser merkwürdigen Ceremonie, sondern namentlich in den zahlreichen für die Völkerpsychologie so werthvollen Details. Von besonderem Werthe ist die Mittheilung, dass in dem Hause, in welchem das Bärenfest vor sich geht, kein Schamane seine Kunst ausüben darf. Und doch hat das Bärenfest auch einen religiösen Hintergrund, obzwar derselbe heute schon sehr zurücktritt. Es drängt sich die Muthmassung auf, dass das Bärenfest namentlich bei den Amur-Giljaken noch der letzte Rest eines viel älteren Cultus sei, der nach und nach vom Schamanismus verdrängt wurde.

Wir kommen zum Schlusse zu dem schon eingangs berührten Anhang, welcher die Auszüge aus den Reisetagebüchern und Notizen Schrenck's enthält und der sich in folgende zwei Abschnitte gliedert:

I. Religiöse Vorstellungen der Amurvölker. Götzen und Amulete. Schamanen.

II. Vorstellungen der Amurvölker vom Fortleben nach dem Tode und dementsprechende Behandlung der Todten.

Es ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, dass Schrenck diese wichtigen Capitel nicht mehr selbst durcharbeiten konnte. Trotzdem sind wir für diese Mittheilungen sehr dankbar, und zwar umsomehr, als uns dieselben die volle Unmittelbarkeit des Gesehenen und Ueberlieferten aus den Tagebüchern überliefern. Gerade dieser Umstand legt uns den Wunsch nahe, die ganzen Reisenotizen Schrenck's publicirt zu sehen. Es ist das werthvollste Rohmaterial, das sich denken lässt; wir würden da nicht nur die zu glitzernden Diamanten ausgeschliffenen Edelsteine mit ihren Tausenden von Facetten Schrenck'schen Geistes kennen lernen, sondern den noch in der unscheinbaren Hülle ruhenden Stein, der aber um so werthvoller ist, als man ihm eine beliebige Form geben kann. Die berühmte kaiserliche Akademie der Wissenschaften könnte nicht nur Schrenck, sondern auch sich selbst das schönste Denkmal setzen, wenn sie eine Herausgabe dieser Tagebücher veranlassen würde. **Franz Heger.**

[1]) Siehe Mittheilungen, Bd. XXIII (1893), p. 89 ff.

Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens.

Von **Břetislav Jelínek.**

III. Theil.

Plešivec und seine nächste Umgebung in der Vorgeschichte.

(Mit 76 Abbildungen im Texte.)

Zwischen den Städtchen Jinec und Lochovic (Bezirk Hořovic), auf dem rechten Ufer des Litava-Baches, erhebt sich der 637 m über dem Meeresspiegel und an 400 m über dem Litava-Bache hohe Berg Plešivec (d. i. der kahle Berg), heutzutage bewachsen mit dichten Waldungen, aus welchen unersteigbare Felsenklippen emporragen. Der Umfang dieses mächtigen Berges, am Fusse desselben gemessen, beträgt über 4½ Wegstunden. Seinen Gipfel krönt eine verfallene Wallburg, von welcher sich nach allen Weltgegenden vorgeschichtliche Fundplätze bis an die Gestade des Litava- und des Řeřicha-Baches dahinziehen und Zeugenschaft ablegen von der Anwesenheit der Menschen in längst vergangenen Zeiten.

Bereits im Anfange des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts lenkte Plešivec und seine Umgebung durch zufällig daselbst gemachte Funde die Aufmerksamkeit mehrerer Natur- und Alterthumsforscher auf sich; aber keiner derselben liess sich dazu herbei, in den endlosen Waldungen, Felsenklippen und dem wüsten Steingerölle der herabgestürzten Felsen nachzuforschen. Und das ist auch begreiflich, denn nach meiner Erfahrung würde die Durchführung dieser Aufgabe mehr als ein Decennium erfordern, um wenigstens einen Ueberblick von alledem, was daselbst beachtenswerth ist, zu erhalten und auf dessen Grundlage einen Plan zu entwerfen, weil man bei ähnlichen Nachforschungen sich nicht auf glückliche Zufälle verlassen darf, sondern sich auf ein systematisches Durchsuchen des Waldes und der Felsen verlegen muss. Dieser Aufgabe habe ich mich nun, durch verschiedene interessante Entdeckungen daselbst angeregt, unterzogen und durch längere Jahre (vom Jahre 1869 bis 1881) in den Sommermonaten daselbst Erhebungen gepflogen; leider war ich aber durch andere wichtige Beschäftigung verhindert, meine Nachforschungen daselbst so beenden zu können, um die Ueberzeugung zu gewinnen, dass mir nichts entgangen ist, was zum grossen Ganzen gehört. Namentlich verbleibt noch das, was die Erde in sich birgt, glücklichen Zufällen vorbehalten, weil ein systematisches Nachgraben daselbst ohne Ausrodung des Waldes rein unmöglich und der Aufwand, den eine solche Arbeit erheischen würde, gar nicht zu bestimmen ist. In Folge dessen muss ich mich in Nachfolgendem auf die wenigen Nachrichten, die ausser mir noch andere Forscher gesammelt haben, namentlich aber auf meine daselbst gemachten Nachforschungen beschränken.

Bereits im Jahre 1882 habe ich auf dem zweiten Congresse der böhmischen Naturforscher[1]) und Aerzte über Plešivec und seine Umgebung in Kürze gehandelt und nebst den daselbst gemachten Funden auch die nöthigen Situationspläne und Abbildungen der hervorragenderen Denkmale ausgestellt. Eine ausführliche Beschreibung sollen die nachfolgenden Zeilen bringen.

Wenn wir zur Orientirung den Situationsplan Fig. 402 (1 : 67.500) zur Hand nehmen, so finden wir, dass die meisten der vorgeschichtlichen Denkmale die südliche Hälfte des Berges einnehmen und dass dieselben vier bezw. fünf Hauptgruppen bilden, und zwar:

I. die Wallburg „Hrad“,

II. die untergegangenen Wohnstätten einschliesslich der heutigen Dörfer Běštín und Běřín,

III. die Waldflur „Nad Rejkovici“ einschliesslich des Dorfes Rejkovice und die Waldflur „Pod Skalou“ und

IV. die Gräberstätte „Mořina“, welche unmittelbar an die Wohnstätten anstösst.

Die grösste Länge aller durch diese Localitäten bezeichneten Fläche beträgt insgesammt 4·35 km und die grösste Breite 3·75 km; sie umfasst beiläufig 1080 Hektar. Diesen Denkmalen dürfte noch die Gruppe

V. „Komorsks“ angeschlossen werden, weil dieselbe viel Aehnliches mit den Fundstellen des Plešivec hat und als eine entlegenere Station der einstigen Insassen desselben anzusehen ist.

[1]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1882, Bd. XII, S. 145.

I. Die Wallburg am „Hrad".

Den Gipfel des Plešivec-Berges nimmt die Wallburg, „Hrad" (d. i. die Burg) genannt, ein, welche theils von Natur aus oder zum grössten Theile mit Steinwällen eingeschlossen ist. (Vgl. den Situationsplan Fig. 403, 1 : 22.500.) [1])

I. die Hauptburg, II. die Vorburg, III. die Zahrada (Verschanzung).

Der Haupteingang in diese Burg befand sich auf der südlichen Spitze derselben, wo es noch heute „u starých vrat" oder „ve vratech" (d. i. „zum alten Thor" oder „zum Thor") heisst, und führte

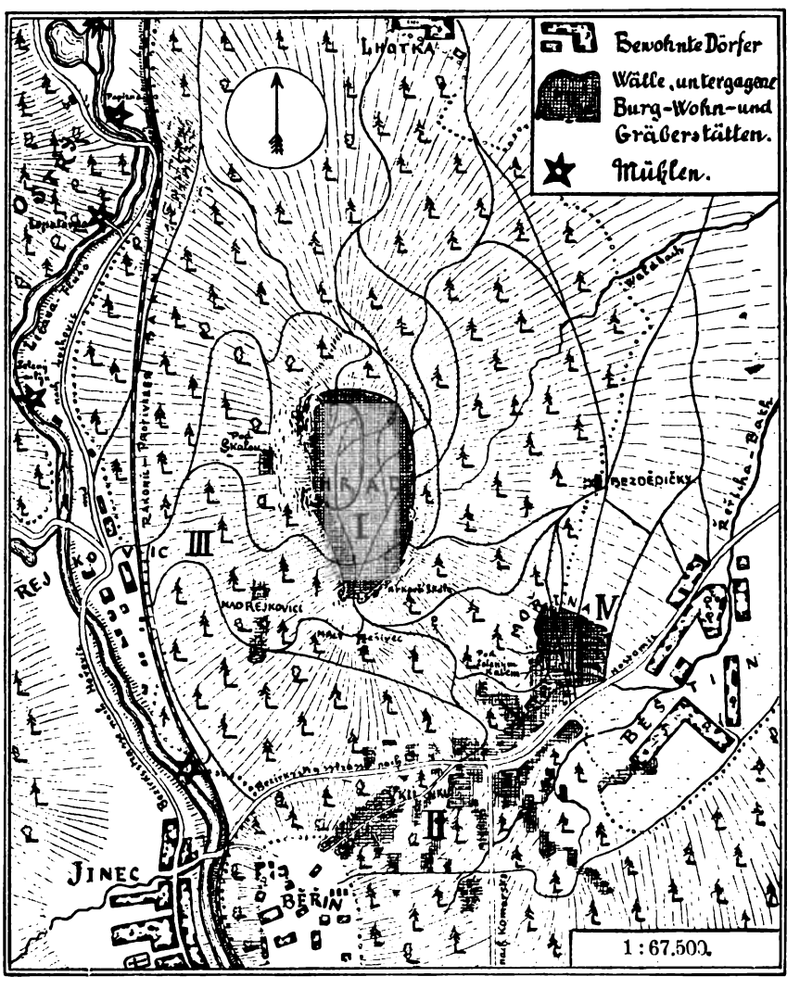


Fig. 402. Situationsplan von Plešivec und seiner Umgebung (1 : 67.500).

Die ganze Burg besteht aus drei verschanzten Plätzen, nämlich:

derselbe bei *a* in die einstige Vorburg II. Auf der ganzen Fläche der Burg kreuzen sich verschiedene Wald- und Holzwege, die aber neu und bei jeder Rodung des Waldes gewöhnlich anders, wie es eben vortheilhaft erscheint, angelegt werden; blos jene Wege, die aus der Vorburg hinausführen, bleiben — so weit ich mich zu erinnern weiss — intact, weil sie über abschüssige und schwer zugängliche Berglehnen führen. Deshalb haben diese Wege für

[1]) Auch Fr. Beneš in den Památky Archaelog. 1866, Bd. VII, S. 430, J. E. Wocel im Pravěk, S. 108, und Dr. Jul. Födisch in den Mittheilungen d. k. k. Central-Comm. in Wien, 1868, Bd. XIII, S. 37, haben Situationspläne der Wallburgentworfen, die aber ganz verfehlt erscheinen. Auf meinem Situationsplan in den Památky Archaelog. 1876, Bd. X, Tab. 4, wurde unerklärlicherweise der Wall D ausgelassen und durch Felsklippen ersetzt.

uns keine Bedeutung und es ist daher unsere Aufgabe, die ursprünglichen von ihnen festzustellen, was hier mit Berücksichtigung der alten Wohnstätten nicht schwer erscheint.

Der erste Weg in die Burg führte zu dem besagten Alten Thor (bei *a*), welches den Haupteingang in die ganze Verschanzung bildete und deshalb auch sehr stark befestigt erscheint. Der zweite Eingang befand sich, wie aus dessen Benennung hervorgeht, bei dem sogenannten „Malá vrata“ (auch „u malých vrat“, d. i. „zum kleinen Thor“) bei *b* im östlichen Walle. Daselbst befinden sich keine besonderen Verschanzungen; es musste dies daher ein blosser Seiteneingang (aditus, exitus, introitus) gewesen sein. Den dritten Eingang deutet uns die Benennung „u nových vrat“ (d. i. „zum neuen Thor“) bei *c* auf der nördlichen Burgspitze an; dieselbe bezieht sich auf die beiden Eingänge in die Vor- und auch in die Hauptburg und dürfte, wie aus dessen Benennung hervorgeht, erst später errichtet worden sein; jedenfalls aber nicht in den jüngsten Zeiten, sonst würde man ihn nicht „Vrata“, sondern „Nová cesta“ (der neue Weg) benannt haben. Ein ähnlicher Eingang dürfte sich auch in dem westlichen Walle bei *d* befunden haben, denn durch ihn führt der einzige gerade Weg von Rejkovic in die Burg, welcher auch „na staré cestě“ (d. i. auf dem alten Wege) genannt wird und somit aus älteren Zeiten herzuleiten ist.

Das ursprüngliche Hauptthor der Hauptburg befand sich auf der südlichen Spitze deselben bei *e*, dort, wo die Steinwälle in bogenförmiger Krümmung gegen einander laufen und den gangartigen Einlass beschützen. Der letzte Eingang führte aus der Hauptburg in die Zahrada bei *f* und ist derselbe im Felsen durchgebrochen. Diese Einlässe oder Thore führten in die drei eben erwähnten Verschanzungen, welche wir nun näher besprechen wollen.

1. Die Hauptburg.

Die Hauptburg lehnt sich auf der Westseite an unersteigbare Felsenklippen an, die sogenannte „Veliká“ und „Malá skála“ (d. i. der grosse und kleine Felsen), welche zwei Felsen durch eine 200 m lange und derart schroff abschüssige Berglehne *H* mit einander verbunden werden, so dass das Aufwerfen eines Walles zur Befestigung derselben ganz

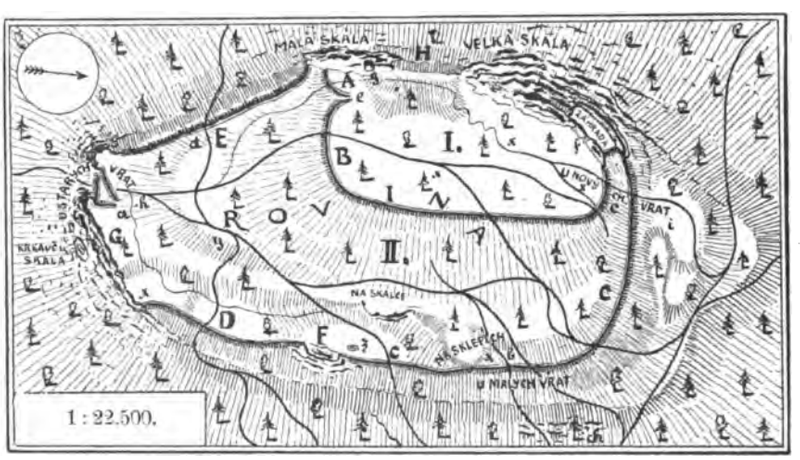


Fig. 403. Situationsplan der Burg „Hrad“ am Plešivec (1 : 22.500).

überflüssig erscheint, indem eine hölzerne Brustwehr den Vertheidigern derselben eine hinreichende Schutzwand bot.

Von der Malá skála zieht sich der 50 m lange Wall *A* bogenförmig bis zum Thore *e*, dessen Eingang durch einen 12 m langen Engpass oder ein Defilé führte, welches durch die gegeneinander bogenförmig laufenden Wälle *A* und *B* gebildet wurde. Das Thor wurde somit bei einem etwaigen Angriffe durch die beiden flankirenden Wälle hinreichend geschützt. Die ursprüngliche Höhe des Walles *A*, welcher der Windseite zugekehrt ist und daher durch häufige daselbst vorkommende Windbrüche viel zu leiden hat, ist nicht mehr festzustellen; es scheint jedoch, dass er ursprünglich die Höhe von 3 m nicht überschritt. Das offene Thor *e* mochte ehemals 3 m in der Lichtbreite gehabt haben.

Von dem Thore *e* zieht sich nun der Wall *B* bogenförmig gegen Osten und sodann nach einer schärferen Biegung gegen Norden, in welcher Richtung er auf eine längere Strecke hin gerade fortläuft und sich dann nach einer weiteren Biegung unterhalb der Nová vrata wieder gegen Westen wendet und dort in den Klippen des grossen Felsens sich verliert. Die Höhe dieses Walles beträgt nach innen zu 1 und nach aussen zu gewöhnlich um 0·5—1 m mehr; an manchen Orten, wo er nicht stark eingestürzt ist, erreicht er eine grössere Höhe, so dass angenommen werden kann, dass er ehedem nach innen über 1·5, nach aussen wohl die Höhe von 3—4 m und eine Breite von 6 m erreichte, obwohl er an manchen Stellen, wo das sich senkende Terrain seine Anlage begünstigt hatte, die Breite bis zu 12 m erreicht haben mochte. Die Länge der Wälle *A* und *B* beträgt zusammen 1015 m.

Die Hauptburg, welche im Westen durch die erwähnten Felsen und die Berglehne *H* und nach den anderen Weltgegenden durch die Wälle *A* und *B* geschützt war, hat eine Länge von 585 m und eine Breite von 300 m und schliesst bei einem Umfange von 1565 m einen Flächenraum von 17 Hektar (30 Joch) ein.

2. Die Vorburg.

Gegen Norden, wo unterhalb der Zahrada die Klippen des grossen Felsens vorspringen, schliesst sich an dieselben der äussere Wall *C* an, welcher sich zunächst der Nová vrata gegen Osten und einer langen Biegung über die Malá vrata gegen Süden bis zu den 75 m langen Felsenklippen bei *F* in der Länge von 1043 m hinzieht.

Bei der Felsenklippe *F* entspringt auch der Wall *D*, welcher, gegen Süden sich hinziehend, nach einer Länge von 365 m in den Felsenklippen der Krkavčí skála (d. i. Rabenfelsen) *G* endet. Die Maasse dieser Wälle sind mit jenen der Hauptburg ziemlich gleich, obzwar sie stellenweise oft weit mächtiger erscheinen, was aber lediglich seinen Grund in dem etwas steiler abfallenden Terrain hat. Dies betrifft namentlich die Aussenseite derselben.

Von der Mündung des Walles *D* zieht sich gegen Süden längs der Burgstätte die unersteigbare und 330 m lange Felsenwand *G* bis zu der Wallgruppe des Thores „u Starých vrat“ (bei *a*) hin.

Dieses Thor bietet einen grossartigen Anblick dar. Zu beiden Seiten von bis zu 20 m hohen und steil abfallenden Felsen umgeben, scheint es wie von zwei Felsenbastionen geschützt; zwischen denselben erheben sich auf der abschüssigen Lehne die terrassenförmig übereinander angelegten drei Steinwälle, welche die Einfahrt beschützten. Diese terrassenartige Wallbefestigung hat die Form eines rechtwinkeligen Dreieckes, dessen oberster, 68 m langer Wall die etwas gebogene Hypothenuse bildet. Die untere Wallterrasse ist 50 m und der Steinwall, welcher dem sich hinaufziehenden Wege gerade gegenüber stand, 20 m lang und schliesst die Einfahrt so, dass sie einen förmlichen Burgzwinger bildet, welcher wohl sehr gut zu vertheidigen war.

Von der westlichen Felsenwand dieses Thores zieht sich nun am Rande der steilen westlichen Berglehne eine 75 m lange Terrasse hin, wo der 540 m lange Steinwall *E* beginnt und in den Felsen der Malá skála endet.

Die Vorburg, welche gegen die Aussenseite von zusammen 2018 m langen Wällen und von 505 m langen Felsen umzogen, gegen die Hauptburg aber von 1015 m langen Wällen begrenzt ist, schliesst mit einem Umfange von 3538 m einen Flächenraum von 46·07 Hektar (90 Joch) ein.

3. Die Verschanzung „Zahrada“.

Diese Verschanzung, welche im nordwestlichen Winkel der ganzen Burgstätte liegt, ist sehr klein und nimmt einen Flächenraum von nur 3·5 Ar ein; dagegen bildet sie aber den stärksten Punkt der ganzen Burg. Von drei Seiten von Felsen gedeckt und von der vierten östlichen durch einen 25 m langen Wall verschanzt, bot sie die sicherste Zufluchtsstätte dar. Ein schmaler, 2 m breiter Einlass bei *f* führte zwischen den Felsenklippen in das Innere derselben. Ob dies ein ultimum refugium oder etwas Anderes war, ist schwer zu errathen; jedenfalls war es der wichtigste Punkt der ganzen Wallburg.

* * *

Wenn wir nun die gesammte Burg in's Auge fassen, so ergibt sich, dass sie 1200 m lang und 645 m breit ist und bei einem Umfange von 3062 m einen Flächenraum von 63·078 Hektar (120 Joch) einschliesst.

Was die Wälle betrifft, so tragen dieselben Merkmale einer regelmässigen Bauart an sich: nach aussen höher, nach innen niedriger. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, die Bauart derselben zu beobachten, und fand dabei, dass das Gemäuer nach aussen hin wie

aus aufgeschichtetem Gestein aufgemauert ist, nämlich so, wie man es heutzutage bei Umfriedungen von Gärten, Höfen und ähnlichen Wirthschaftsbauten zu machen pflegt. Diese Art von Gemäuer war auch im Mittelalter gebräuchlich, wie z. B. bei der Ritterburg zu Waldek (bei Hořovic) und heisst dasselbe čechisch „Suché zdi", d. i. trockene Mauern, weil es ohne Mörtel errichtet wird.

Belangreich für die Geschichte dieser Burg erschienen einestheils die Namen verschiedener Fluren, Orte und Stellen, deren einstiger Zweck die Tradition dem Gedächtnisse erhalten hatte, und anderentheils wieder andere Spuren vom ehemaligen Dasein des Menschen auf derselben, von denen die daselbst und in der Umgebung gemachten Funde besonders hervorzuheben sind.

Von den Orts- und Flurnamen, welche wir am Plešivec begegnen, bezeichnet beispielsweise die Benennung „ve vratech" (in portis, zum Thor) ausdrücklich die ehemalige Bestimmung der Einfahrts- und Einlassthore, von welchen das alte Hauptthor (u starých vrat) noch heute als solches erscheint. Die anderen Thore, ausser dem Einlasse in die Hauptburg (bei *e*), mochten zu kleineren Seiteneingängen gedient haben, weil bei ihnen keine besonderen Befestigungen wahrzunehmen sind. [1]) Uebrigens ist diese Benennung des Thores noch jetzt bei Häusern, Bauernhöfen, umzäunten Gärten und anderen Bauten üblich. Die jetzige Benennung der Stadt- und Burgthore „brana" datirt aus dem Mittelalter, weil solche Thore zur Vertheidigung thurmartig gebaut wurden und deren Namen von „braň, brániti" (Wehr, vertheidigen) abzuleiten ist und so viel als „Vertheidigungsthor" bedeutet.

Auch der Name Zahrada (Verschanzung, munitio, munimentum) erscheint für deren Zweck belangreich, denn es ist thatsächlich ein im vollen Sinne des Wortes verschanzter Ort. [1])

Von nicht geringer Bedeutung ist auch die Benennung der Waldflur „na sklepích", welche auf ehemalige Wohnstätten hindeutet; [2]) dass solche sich hier befunden haben, erhellt aus den daselbst gemachten Funden an Gefässscherben und Asche. Noch heute sind hier verschiedene, zumeist viereckige Erdvertiefungen sichtbar, die auf verfallene Kellerwohnungen schliessen lassen. Dieselben halten 3—4 m im Quadrat und ich habe deren fünf gezählt, von welchen drei dicht bei einander gelegen waren. Dieselben befinden sich unweit des kleinen Thores (bei *x*), wo auch Bronzeobjecte gefunden wurden. Andere diesen ähnliche, aber vereinzelt gelegene verfallene Kellerwohnungen habe ich nach dem grossen Windbruche im Jahre 1872 auch bei dem Neuen Thore und an der Mündung des Holzweges bei dem grossen Felsen und bei dem Scheidewege in der Hauptburg entdeckt. Auch in der Vorburg, im südöstlichen Winkel bei den Felsenklippen, habe ich Scherben von Thongefässen gefunden. An allen diesen Orten, welche auf dem Situationsplane (Fig. 403) mit *x* bezeichnet sind, kommen allerhand Scherben, namentlich vom Burgwalltypus, zum Vorschein; [3]) blos in der Vorburg bei *y* stiess man beim Roden des Waldes „Rovina" (Ebene) auf eine ähnliche Zahl von Thongefässscherben, welche sehr roh sind und der älteren Keramik angehören. [4]) Trotz dieser Funde erscheint es jedoch sehr wahrscheinlich, dass die hiesigen Wohnplätze nur eine kurze Zeit hindurch benützt wurden, denn nach den spärlichen Funden zu urtheilen, die hier zum Vorschein kamen, kann von einer ständigen Ansiedelung daselbst nicht die Rede sein.

---

[1]) Diese Benennung der Einfahrtsthore „vrata" oder auch „brana" wiederholt sich öfters bei den vorgeschichtlichen Burgstätten und bei den Wallanlagen. So findet man sie z. B. am Kodýs (Bezirk Hořovic, Jelínek in Pam. Arch., XI, 654, u. Materialien, II. Th., S. 80), am Hrad bei Komořan (Bezirk Smichow, Jelínek, ib., II. Th., S. 68), am Bilohrad bei Wadkow (Bezirk Netolic, Woldřich, Mitth. d. Anthrop. Ges., Wien, Bd. XIV, 218), am Dřevič (Bezirk Laun, Vocel's Pravěk, S. 430), wo es „Eisernes Thor" heisst; auf den Hrada (Bezirk Münchengrätz. Píč in Pam. Arch., XIV, 320, wo es „Ženská vrata" (d. i. Weiberthor) heisst und ein Thor von ehemaligen Langwällen zu sein scheint, die sich von Prachov gegen Osten und Westen noch weiter hinzogen (vgl. Jelínek, Schutz- und Wehrbauten, Prag 1885, S. 12). Dr. Píč, welcher offenbar von denselben keine Kenntniss hatte, führt bei seinem „Mužsky a jeho okolí" (Pam. Arch., Bd. XIV, a. a. O.) eine namhafte Zahl von verschiedenen und oft aneinanderstossenden Wallburgen und Wällen an, welche vielmehr als Fortläufer der erwähnten Langwälle anzusehen sind.

[1]) Dr. Jul. Födisch in den Mitth. d. k. k. Central-Comm., Wien 1868, Bd. XIII, S. XXXVII, erwähnt auf dieser Burgstätte den „Zaubergarten" (zahrada heisst nämlich auch čechisch ein umzäunter Garten „sad"), aber irrthümlich, denn der Zaubergarten oder Garten des Berggeistes Hejkal befindet sich, wie die Sage geht, auf dem gegenüberliegenden Berge „Baba".

[2]) „Sklep" heisst čechisch Hütte, Kammer, Keller. Kellerwohnung, casa, cella.

[3]) Vgl. über dieselben weiter unten bei der „Erklärung div. Fundobjecte". (Fig. 470 u. 472.)

[4]) Vgl. ib. Fig. 470.

Hier muss ich noch die unweit der Felsenklippe *F* befindliche Quelle bei *Z* erwähnen. Dieselbe ist sehr wasserreich; das Wasser sprudelt aus dem Boden derselben hervor, verliert sich aber wieder in diesem und entspringt erst westlich von der Klippe ausserhalb der Wallburg wieder in einem wasserreichen Strahle und läuft über die Berglehne hinunter in das Thal, wo es als Waldbach in die Řeřicha mündet.

Von anderen hier vorkommenden Ortsnamen ist noch die Teufelskanzel (Čertova kazatelna) bei *g* zu erwähnen. Es ist dies ein Felsblock auf dem kleinen Felsen, der über die Klippe hinausragt und auf den sich verschiedene Sagen beziehen.

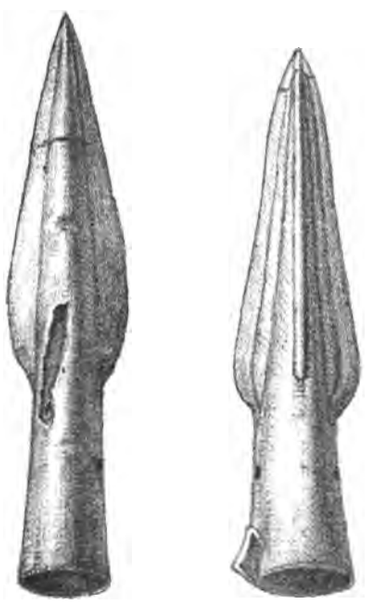


Fig. 404 (1/2). Fig. 405 (1/2).

Lanzenspitzen aus Bronze, gefunden bei dem alten Thore am Plešivec.

Von bedeutenden Funden, die in dieser Wallburg und in ihrer Nähe gemacht wurden, sind folgende zu verzeichnen:

Im Jahre 1878 und 1879 wurden nächst dem alten Thore auf dem Waldwege bei *h* zwei Lanzenspitzen und ein Palstab aus Bronze gefunden, die so seicht unter der Erde lagen, dass sie von Wagenrädern aus derselben hinausgedrückt und dadurch etwas beschädigt wurden.

Die eine dieser Lanzenspitzen (Fig. 404) ist blattförmig, an der Dille mit einem Nagelloche zum Annageln an den Holzschaft versehen und 16 cm lang. Die zweite Lanzenspitze (Fig. 405) ist von etwas ausgeschweifter Blattform, an den Stirnseiten der Spitze mit einem erhabenen Spitzenfortsatz und an der Dille mit zwei Nagellöchern versehen. Dieselbe ist 15 cm lang.[1])

Diese Objecte dürften ein Nachfund des grossen, im Jahre 1872 daselbst gemachten Depôtfundes sein. Damals fand nämlich an diesem Orte der Schmied Kocoubek von Běštin, als er einen Baumstamm ausgrub, einen bronzenen Kessel und eine bedeutende Zahl verschiedener Bronzeobjecte, von welchen mir Augenzeugen folgende aufgezählt haben: 2 Ringe, 2 Lanzenspitzen, 2 Palstäbe, eine vierspitzige Gabel (sic!), ein kurzes Schwert, 4 Pfeilspitzen und nebst verschiedenen Armbändern noch viele andere Gegenstände, welche der Schmied zerschlug und bei seinen Arbeiten in Stücken zum Härten des Eisens in die Esse warf! . . . .

Der zweite Depôtfund wurde im Jahre 1878 ausserhalb der Wallburg, und zwar unterhalb der „Malá vrata“ in den dortigen Steinbrüchen bei *ch* gemacht. Derselbe soll in einem grossen Thongefässe enthalten gewesen sein, von dem mir Herr Hlavin, Grundbesitzer in Běštín, noch ein massives Randstück vorlegte. Ausserdem wurde hier auch Bronzerohguss gefunden; wie aber aus der Aussage des Försters, Herrn Pietschmann, hervorgeht, lagen die hier gefundenen Objecte nicht alle beisammen, sondern wurden einige derselben ganz isolirt gefunden. Leider wurden mehrere von den daselbst gefundenen Objecten verschleppt, so dass man nicht einmal deren Zahl abschätzen kann; das, was von dem Funde sich erhalten hat, gerieth in drei verschiedene Hände. Es sind dies die nachstehenden Objecte:

Eine 17 cm lange Lanzenspitze (Fig. 406) von ausgeschweifter Blattform.

Ein 17 cm langer Palstab mit Seitenlappen (Lappencelt) (Fig. 407).

Ein grosser, offener Ring mit Gewinde (torques) (Fig. 408), welcher 1 cm stark ist und 15 cm im Durchmesser hat.

Zwei offene, schön mit eingravirten Augen. Furchen und Wülsten verzierte Armringe (Fig. 409), welche 1 cm stark sind und 11 cm im Durchmesser haben.

Ein offener, schön mit Ringelstreifen gravirter Ring (Fig. 410). Derselbe ist im Mitteltheile 12 mm stark,

[1]) Die erste Lanzenspitze befindet sich im Besitze des Herrn Hlavin, die zweite in meinen Sammlungen. Der Palstab gelangte i. J. 1878 in das böhmische Landesmuseum in Prag und befindet sich abgebildet i. d. Pam. Arch., Bd. XI. Tab. XXI, Nr. 12.

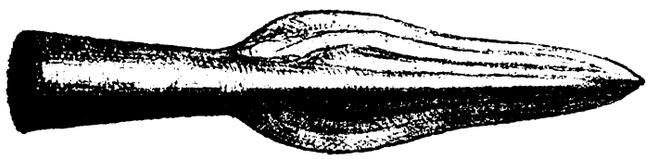


Fig. 406 (1/2).

Fig. 407 (1/2).

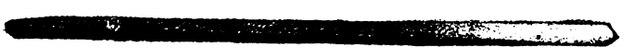


Fig. 414 (1/1).

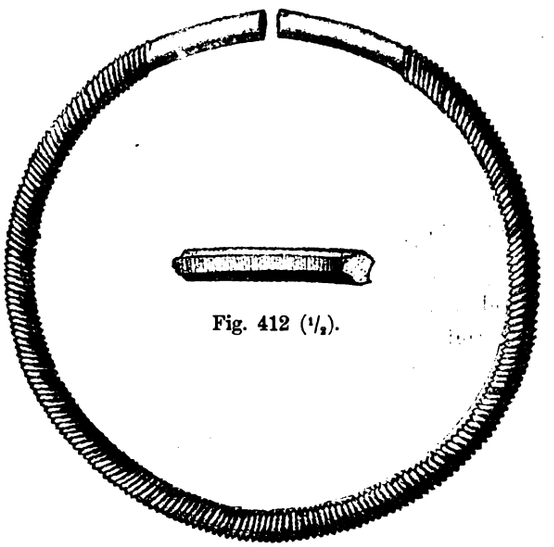


Fig. 412 (1/2).

Fig. 408 (1/2).

Fig. 409 (1/2).

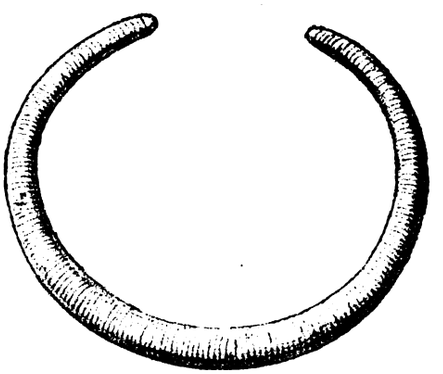


Fig. 410 (1/2).

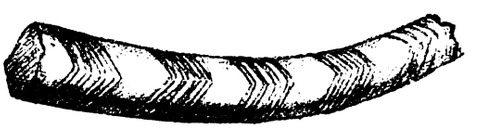


Fig. 411 (1/2).

Fig. 415 (1/2).

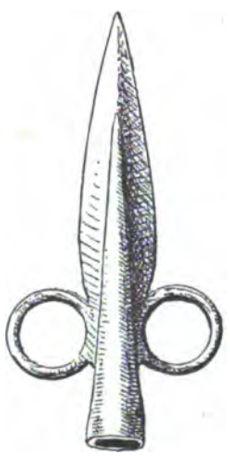


Fig. 416 (1/4).

Fig. 413 (1/1).

Fig. 417 (3/3).

Fig. 406—416 Bronzeobjecte und Fig. 417 Klopfstein aus den Depôtfunden von Malá vrata auf dem Plešivec.

verliert jedoch nach beiden Enden hin an Stärke, so dass er vor den abgerundeten Enden blos 6 mm stark erscheint. Seine Grösse ist dieselbe, wie bei den vorhergehenden Ringen.

Ein Bruchstück von einem anderen sparrenartig gravirten Armringe (Fig. 411), welcher die Grösse der vorerwähnten haben mochte.

Ein Bruchstück von einem sechskantigen Reifen (Fig. 412), dessen Seitenwände abwechselnd flach und ausgehöhlt erscheinen. Die Stärke derselben beträgt 9 mm.

Ein Bruchstück von einem breiten Armbande (Fig. 413), welches mit vorstehenden Kerben verziert an deren Dille zwei Ringe angebracht waren. Herr Bart. Hlavin, welcher dieselbe gesehen, hatte die Güte, mir deren Form aufzuzeichnen, die ich anbei (Fig. 416) wiedergebe. Dieselbe war etwas über eine Spannweite (24—26 cm) lang.

Ausser diesen Bronzegegenständen wurden hier noch Klumpen von Kupfer- und Bronzeguss gefunden.

Schliesslich fand sich hier noch ein runder Kornreiber oder Klopfstein (Fig. 417), welcher auf allen Seiten stark abgewetzt ist. Derselbe hat 7 cm im Durchmesser.[1])

Der dritte Depôtfund wurde im Sommer 1895 auch ausserhalb der Wallburg, und zwar unterhalb

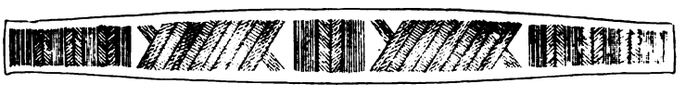


Fig. 418*b* (1/2).

Fig 419*b* (1/2).

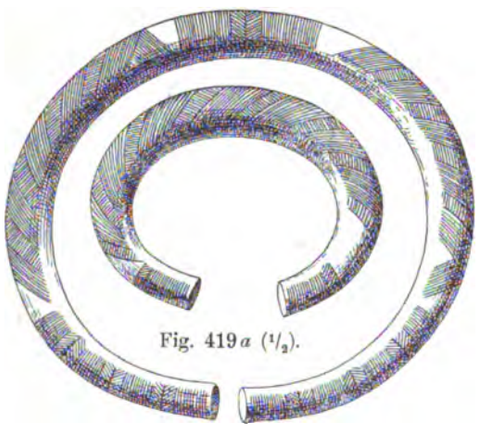


Fig. 419*a* (1/2).

Fig. 418*a* (1/2). Fig. 420 (1/1).

Fig. 418—420. Arm-, Hand- und Fingerring aus Bronze aus dem Depôtfunde bei Malá vrata am Plešivec.

war. Aehnliche Stücke enthielt auch der Běřsiner Fund.

Ein schmales, 8·5 cm langes Werkzeug (Gravirnadel?) (Fig. 414), welches am unteren Ende flach und zugespitzt ist.

Eine 95 cm lange Nadelruthe (Fig. 415); die Handhabe ist 17 cm lang, mit Knoten und schraffirten Ringplatten verziert. Dieselbe wurde, absichtlich viermal gebogen, in einer Felsenspalte eingesteckt gefunden.

Mit der eben erwähnten Nadelruthe soll noch ein einem „Schwerte“ ähnliches Stück, das aber eine mit Gold beschlagene Handhabe besass, gefunden worden sein; dasselbe ist jedoch mit vielen anderen daselbst gefundenen Objecten abhanden gekommen und verschleppt worden. Unter diesen Objecten befand sich auch eine ungewöhnlich grosse Lanzenspitze, des kleinen Thores (Malá vrata) in den neuangelegten Steinbrüchen gemacht; er enthielt vier bronzene, schön patinirte Objecte, nämlich:

einen offenen massiven und gravirten Armring (Fig. 418a), der im Durchmesser 13×10·5 cm hat und 13 mm stark ist. Fig. 418b (1/2 nat. Gr.) stellt dessen Gravirung bei aufgewickelter Fläche dar.

Zwei ebenfalls offene massive und gravirte Handringe (Fig. 419a) und deren Gravirung in Fig. 419b ersichtlich ist. Dieselben haben 8·2×6·6 cm im Durchmesser und sind 15 mm stark, am Mittelstücke aber sind sie etwas flach gedrückt; endlich

[1]) Aus diesem Funde befinden sich die Objecte 408 und 415 im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten Hanau in Hořovic 406, 407, 409, 411 und 414 im Besitze des Herrn Hlavin in Běščin und 409, 410 und 416 im Besitze des Försters Herrn Pietschmann in Bezdědičky.

einen Spiralfingerring (Fig. 420) von sechs Windungen. Auf der Aussenseite ist der Draht, aus welchem er verfertigt ist, rund, innen aber flach und 3 mm stark. Derselbe hat 2·5 cm im Durchmesser.

Von anderen auf der Wallburg gefundenen Objecten muss ich noch eine Dolchklinge aus Bronze verzeichnen (Fig. 421). Die Stelle, wo sie gefunden wurde, weiss ich nicht genau anzugeben, weil sie beim Holzfällen irgendwo auf der „Rovina" gefunden wurde. Dieselbe hat in der grössten Breite 6 und mochte 12 cm lang gewesen sein. Am Ansatze war sie mit vier Nietlöchern versehen.[1])

Unterhalb des neuen Thores, aber ausserhalb der Wallburg bei *i*, wurde beim Holzfällen auch ein

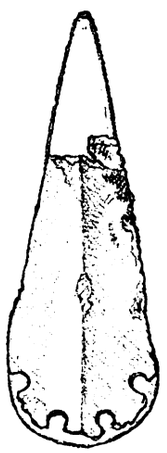


Fig. 421 ($^1/_3$). Dolchklinge aus Bronze, gefunden auf der Rovina.

S-Ring aus Bronze gefunden. Derselbe ist klein und hat 21 mm im Durchmesser. Ein anderer wurde auch auf der Rovina gefunden.

Auch weiss die Sage von daselbst gemachten Funden Verschiedenes zu erzählen; ich habe aber auf der ganzen Burgstätte blos Scherben von rohen und auch verzierten Thongefässen zerstreut und in sehr geringer Zahl gefunden, von welchen die meisten dem älteren und jüngeren Burgwalltypus angehören.

II. Untergegangene Wohnstätten.

Wie ich bereits oben gesagt habe, gruppiren sich die ehemaligen Wohnstätten auf den Abhängen der südlichen Hälfte des Plešivec-Berges namentlich unterhalb des Haupteinfahrtsthores der Burg. Den interessantesten Theil derselben bilden die Ueberreste derselben, welche an die Mořina und an das Dorf Běřín stossen, weil sie noch in ziemlich sichtbaren Spuren vorhanden sind. Auf dem Situationsplane Fig. 422 (1 : 34.000) habe ich dieselben zur besseren Uebersicht durch Schraffirung hervorgehoben und

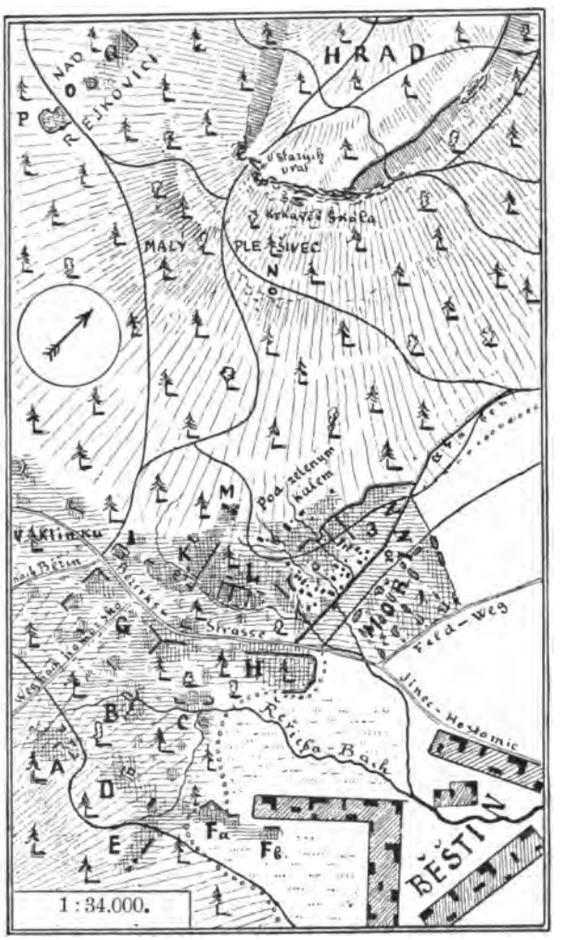


Fig. 422. Situationsplan der untergegangenen Wohnstätten am Plešivec (1 : 34.000).

auch die Wälle so wie auf dem Situationsplane Fig. 402 markirt.

Wir finden die Ueberreste der verfallenen Wohnstätten mit dem heutigen Dorfe Běštín zusammenhängen, von wo sie sich in die Wiesen und namentlich in den Wald hinausziehen. Obzwar man überall an diesen Orten bemüht ist, das Gestein wegzuräumen, geht die Arbeit dennoch langsam vor sich, weil dasselbe blos zu verschiedenen Bauten in's Dorf abgeführt, namentlich aber zu Strassenschotter und

[1]) Dieselbe befindet sich in meinen Sammlungen. In den Pam. Arch., Bd. XII, S. 159, Nr. 9, wird diese Klinge irrthümlich als ein Fund aus Lochovic bezeichnet.

zu Wasserdämmen bei den Wildbächen verwerthet wird. Allein durch dieses fortwährende, an verschiedenen Orten, wie es eben vortheilhaft oder zweckmässig erscheint, unternommene Wegführen des Gesteines schwinden dennoch allmälig diese Wohnungsreste und selbst die Bäche schaden denselben bei ihrer Anschwellung nicht so viel, wie das systematische Abräumen des Gesteines.

Von den hiesigen Wohnungsüberresten will ich blos jene hervorheben, die noch etwas Interessantes bieten dürften.

Gleich am Ursprunge des Řiřicha-Raches findet man bei *A* unter verfallenen Steinwällen Haufen von Gestein, welches hier zum Schottern des nach Komorsko führenden Weges aufgetragen ist. Es dürfte von einer Umzäunung herrühren, von welcher sich heute nur mehr die südliche Ecke erhalten hat.

Etwa 250 m nördlich von hier ist eine Wallanlage situirt, bei *B*, welche ursprünglich einen

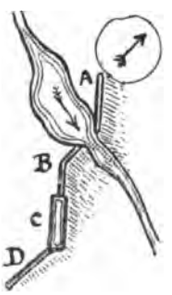


Fig. 423 (1 : 400). Verfallene Dammanlage am Plešivec, Wallgruppe *B*.

Damm gegen das anfliessende Wasser gebildet haben mochte, um es aufzufangen. (Vergl. Fig. 423.) Der Damm erscheint jedoch schon längst durchbrochen und das Flussbett des Baches tief eingerissen. Die Gesammtlänge dieser Wallanlage beträgt über 80 m, von welchen entfallen: auf den Wall *A* 12, auf *B* 15 und auf *D* 33 m. Ein hier befindliches Wallviereck *C* hat die Länge von 22 und die Breite von 5 m. Wozu dieses Viereck gedient haben mochte, habe ich nicht ermitteln können; blos beim Nachsuchen fand ich hier in dem Flussbette einige wenige kleine Scherben von Thongefässen, welche dem älteren Burgwalltypus anzugehören scheinen.

Etwa 150 m von hier gegen Osten, am Zusammenflusse der Bachadern bei *C*, befindet sich wieder eine Wallanlage und südlich von derselben noch eine andere bei *D*, deren Wälle einen Winkel bilden (Fig. 424), dessen Schenkel *A* und *B* je 40 m lang sind und, wie aus den daselbst vorhandenen Spuren ersichtlich ist, sich noch weiter hingezogen haben. Von diesen zwei Wällen 8 m entfernt befindet sich ein Quadrat *C* von verfallenen Wällen, dessen Seiten je 6 m in der Länge haben.

Von dieser Gruppe in einer Entfernung von 220 m und am rechten Ufer der unteren Bachader zieht sich gegen Süden bergauf ein 35 m langer Wall *E* hinan, an dessem oberen Ende sich zwei regelmässige, flache, aus Steinen gepflasterte Dreiecke befinden, deren Katheten je 2 und die Diagonalen 1 m lang sind. Den Zweck dieser Anlage habe ich nicht ermitteln können, denn als ich eine derselben durchgraben liess, zeigte sich, dass dieselben blos aus einer mit Steinen gepflasterten Schichte bestehen; nur so viel muss bemerkt werden, dass diese Dreiecke am äussersten Ende aller von der Bezirksstrasse südlich angelegten Wohnsitzen sich befinden und mit den Spitzen gegen Norden gerichtet sind.

Beiläufig 160 m von hier entfernt zieht sich gegen Osten ein 120 m langer Wall *Fa* hin, welcher dreimal seine Richtung ändert und vor dem Dorfe

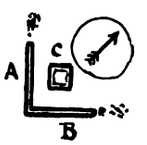


Fig. 424 (1 : 400). Wallgruppe *D*.

unterbrochen ist. Er scheint ehedem, nachdem er eine Länge von noch 130 m erreicht hatte, in dasselbe sich verlaufen zu haben, denn der heute noch vorhandene und 45 m lange Wall *Fb* dürfte wohl ein Ueberbleibsel desselben sein.

Auf dem linken Ufer der Řeřicha, noch diesseits der von Jinec nach Hostomic führenden Bezirksstrasse und an dem Wege nach Komorsko, befinden sich Ueberreste von weit sich hinziehenden Wällen *G* und *H*, die ehedem im Zusammenhange gestanden haben mochten; allein durch verschiedene Strassen- und Grabenanlagen, zu welchen deren bei der Hand liegendes Material stark in Anspruch genommen wurde, erscheinen sie nunmehr ganz zerstört.

Die Gruppe *G* (Fig. 425) bildet ein Viereck, welches, wenn wir die Situation in's Auge fassen, durch einen Wall (*A*) mit der Gruppe *H* verbunden war. Die Wälle ergeben sammt ihren Durchbrüchen folgendes Resultat in Längemaassen:

Der Wall *A* ist 60, *B* 50 und *C* 48 m lang. Die Entfernung von *C* bis *D*, wo der Wall fast zur

Gänze abgetragen ist, beträgt 150 m. Der Wall *D* ist 52, *E* 60, der Durchbruch zwischen *E* und *F* beträgt 40 m. Der Wall *F* ist 25 und *G* 35 m lang. Der Durchbruch *G* bis *H* ist circa 38, der Wall *H* circa 20, der Durchbruch *H* bis *I* 50 und der Wall *J* 22 m lang u. s. w. Ausserdem befinden sich im Inneren dieser Wallgruppe noch verschiedene aber ganz zerstörte Wallanlagen *K* . . . ., aus welchen nichts mehr zu ersehen ist; die Wald- und Wassergräben scheinen auf Kosten derselben errichtet und befestigt zu sein. So scheint z. B. der 80 m lange Graben *L1* die Stelle zu bezeichnen, längs welcher sich der ursprüngliche Wall *B* hinzog u. s. w.[1])

Von dieser Gruppe lief der Wall *A* längs der jetzigen Bezirksstrasse gegen Nordost, und zwar in der Länge von fast 400 m, um die Gruppe *H* mit einzuschliessen. Diese Gruppe, welche heute von der vorhergehenden (*G*) durch Abtragen der Wälle isolirt erscheint und

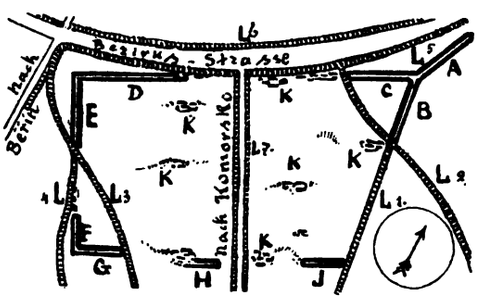


Fig. 425 (1 : 400). Wallgruppe *G*.

deren gebogener Wall jetzt noch an 330 m lang ist (200 + 76 + 25 + 28), befindet sich im Walde, ohne vielleicht eine Waldgrenze zu bilden, denn diese wird durch einen 60 m weit von hier angelegten Graben bezeichnet

Alle hier erwähnten Steinwälle sind 2—3 m breit und erreichen durchschnittlich eine Höhe von 40 bis 60 cm; blos ausnahmsweise findet man sie hie und da bis 1 m hoch.

Auch jenseits der Bezirksstrasse befinden sich viele ähnliche Wallgruppen, von welchen jene, die weiter von der Strasse entfernt sind, sich besser erhalten haben. Die eine von ihnen (*J*) befindet sich unweit des Scheideweges im Klinek und bilden deren Ueberreste ein Viereck, welches 6 m lang und an 4·5 m breit ist.

[1]) Ich habe auf diesem Situationsplane deshalb die neu errichteten Gräben verzeichnet, um ersichtlich zu machen, in welcher Weise die hiesigen Wallanlagen demolirt werden. *L1*—*7* sind Gräben, *K* . . . . Steinhaufen.

Die zweite Gruppe *K*, welche gegenüber der Gruppe *G* situirt erscheint, ist ebenfalls stark beschädigt; namentlich scheint sie durch den Waldbach, welcher hier seinen Lauf ändert und von welchem sie auch durchbrochen ist, viel gelitten zu haben. Diese Gruppe (Fig. 426) bildet ein Ensemble von verschiedenen Wällen, welche an 3 m breit und 60 bis 100 cm hoch sind; alle scheinen sich an den

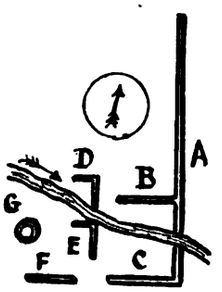


Fig. 426 (1 : 400). Wallgruppe *K*.

Wall *A* angelehnt zu haben, welcher 160 m lang ist und gegen Norden sich bergan zieht. Unmittelbar an ihn lehnen sich im rechten Winkel die Wälle *B* und *C* an, beide an 30—35 m lang und 40 m von einander entfernt; zwischen ihnen strömt der Bach in einer tiefen Furche, in welcher das von den Wällen abgerollte Gesein liegt. In diese Gruppe mögen auch die Wälle *D*, *E* und *F* gehört haben, sowie auch

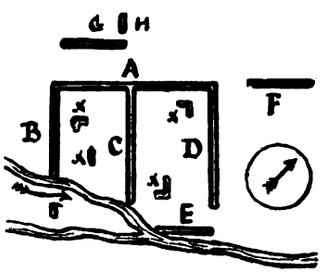


Fig. 427 (1 : 400). Wallgruppe *L*.

ein grosser Steinwallkreis *G*, welcher 10 m im Durchmesser hat.

Die dritte Gruppe *L* (Fig. 427) befindet sich am selben Bache 70 m von der vorhergehenden gegen Osten situirt und bildet ein regelmässiges Viereck, dessen südliche Spitze aber heute vom Wasser abgespült ist. Die Wälle, welche diese Gruppe umschliessen, sind circa 3 m breit und 0·5—1 m hoch. Von diesen ist der Wall *A* 100, der Wall *B* 50 und die Wälle *C* und *D* je 70 m lang. Der Wall *E* mochte ehedem, vor seiner Zerstörung, die Umfriedung abgeschlossen haben. Ausser diesen Wällen sind noch

ausserhalb der Umfriedung drei Fragmente von Wällen *F*, *G* und *H* sichtbar, deren Bestimmung jedoch fraglich bleibt; die Partien aber, welche sich im Inneren der Umfriedung befinden, nämlich die Wallfragmente *X* . *X* . . . ., dürfen als Ueberreste von Wohnungen angesehen werden. Daselbst habe ich zufällig zwei Scherben gefunden, von welchen der eine gelb und geglättet gewesen zu sein scheint; der andere war auf der Aussenwand mit einem schwarzen Anstrich versehen, der beim Waschen sich auflöste.

Die weiter östlich befindlichen Wälle stossen schon an die Gräberstätte von Mořina.

Nördlich von der Wallgruppe *K* befanden sich bei *M* am äussersten Ende dieser Wohnsitze zwei aufgeschüttete Steinhügel, von welchen der eine rund war, an seiner Basis 4 m im Durchmesser und eine Höhe von 1·5 m erreicht hatte. Der andere Hügel war von ovalem Grundriss, hatte in der Basis 4 resp. 5 m im Durchmesser und war etwas über 1·5 m hoch. Beide waren hübsch geformt und die Steine sorgfältig geschlichtet. Den ersten von ihnen liess ich von der Seite zur Hälfte abtragen, um sein Inneres zu untersuchen; aber es fand sich nichts darin vor. Auffallend ist dabei jedoch der Umstand, dass diese zwei Steinhügel, sowie die auf der entgegengesetzten Seite errichteten zwei Dreiecke (bei *E*) die äusserste Abgrenzung der Wohnsitze bilden.

Die hier besprochenen Wohnstätten breiten sich vom Klinek bis nach Běštín in der Länge von 1300 m und in der Breite von 900 m aus, denn aus dem Situationsplane Fig. 402 entnehmen wir, dass die übrigen sich ununterbrochen längs der beiden Seiten des Weges bis zu dem vom Klinek etwas über 10 Minuten entfernten Dorfe Běřín fortziehen und einige auch längs der Bezirksstrasse gegen Jinec auslaufen. Diese zu untersuchen, habe ich nicht mehr Gelegenheit gehabt und sei blos bemerkt, dass die Běříner Insassen die Steine aus denselben ebenfalls zu verschiedenen Bauten und namentlich zu Terrassen auf den Berglehnen wegführen und nahe beim Dorfe ablagern, um sie bei allfälligen Arbeiten bei der Hand zu haben.

Die Entfernung von Běřín bis nach Běštín beträgt an 25 Minuten Weges und ist durchaus nicht zu bezweifeln, dass diese Gemeinden ein Ueberrest der ehemaligen Gesammtansiedelung sind, die sich ehedem über diese zwei Orte hinaus bis nach Rejkovic erstreckte. Alles, was hier zu sehen ist, und auch die gemachten Funde sprechen dafür. Uebrigens habe ich nicht blos hier, sondern auch anderwärts die Erfahrung gemacht, dass die vorgeschichtlichen Ansiedelungen sich gewöhnlich längs Flüssen, Bächen oder anderen Gewässern zerstreut hingezogen haben.[1])

Was die Funde im Bereiche der ehemaligen Ansiedelungen betrifft, so sind dieselben, die Gräberstätte ausgenommen, wie überall so auch hier, sehr arm. Ein systematisches Nachgraben kann hier ohne grossen Aufwand nicht vorgenommen werden und so verdanke ich blos dem Zufalle das Wenige, was ich über dieselben ermitteln konnte.

Nur selten habe ich in der vom Wasser abgespülten Erde Holzkohlensplitter und noch seltener Thierknochen und Gefässscherben gefunden; nichtsdestoweniger habe ich ausser den bereits erwähnten Scherben doch noch einige in die Hand bekommen, welche theils dem älteren und dem jüngeren Burgwalltypus und theils der älteren Keramik angehören. Diese letzten rühren zumeist von rohen Gefässen her. Von farbig geglätteten habe ich ausser dem oben erwähnten Stück und einem zweiten, welches von Běřin herrührt, keine gefunden. Dagegen kommen Steinobjecte verhältnissmässig häufiger zum Vorschein; aber beinahe alle sind mehr oder weniger defect. Von diesen verdienen angeführt zu werden:

Ein grosser Steinhammer (Fig. 428), welcher 16 cm lang, 7·7 cm breit und 8 cm stark ist und dessen Ansatzloch 4 cm im Durchmesser hat.

Ein grosses Bruchstück von einem Hammer aus braunem Diorit (Fig. 429), beiläufig 20 cm lang, der am Stielloche, welches nicht ganz durchbohrt ist, 6 cm breit und 5 cm hoch gewesen sein mochte.

Ein Beil aus weissem Diabas (?) (Fig. 430). Dasselbe ist 8·5 cm lang, 5·5 cm breit und 1·6 cm stark. Dieses seltene Stück wurde im Řeřicha-Bache gefunden.

Ein Wirtel, aus Kieselstein (Fig. 431) sehr schön gearbeitet, oben abgerundet, unten flach geschliffen.

[1]) So z. B. habe ich bei der Untersuchung der vorgeschichtlichen Ansiedelungen von Lidic (bei Bu̇štěhrad) gefunden, dass sich dieselben längs des Hřebeč-Baches von Hřebeč über Lidic bis nach Makotřas wohl an eine Wegstunde weit hingezogen haben und dass die genannten Orte denselben ihre Gründung verdanken, die erst in späteren Zeiten (in der Zeit des Burgwalltypus) erfolgte, als die Gemeindegründungen ihren Anfang nahmen. Uebrigens hat sich diese Art von zerstreuten Wohnsitzen bis auf den heutigen Tag im Gebirge erhalten, wie z. B. gleich hier in der Umgebung des Plešivec in Rejkovic und dann in Velká und Vohrazenic, welche zwei Gemeinden sich längs des hier durchfliessenden Baches in zerstreuten Wohnsitzen eine halbe Wegstunde hinziehen. Dasselbe ist der Fall in dem 8·5 km langen Šárkathal bei Prag u. A. m.

Derselbe hat 31 mm im Durchmesser und ist 9 mm hoch. Das durchbohrte Loch hat 10 mm im Durchmesser.

Von anderen besser gearbeiteten Steinobjecten verdienen erwähnt zu werden Bruchstücke von Meisseln, die Spitze von einem Spitzbeil aus Thonschiefer u. A. m.

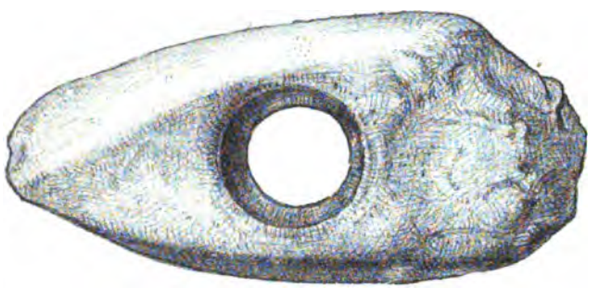


Fig. 428 (1/2).

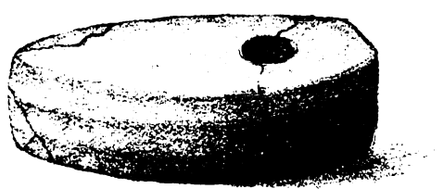


Fig. 429 (1/4).

Fig. 430 (1/2).

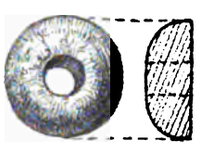


Fig. 431 (1/2).

Fig. 432 (1/2).

Fig. 428—432. Steinwerkzeuge, gefunden in den untergegangenen Wohnstätten am Plešivec.

Von roh bearbeiteten Steinobjecten: Ein Flachkeil aus Urthonschiefer (Fig. 432). Derselbe ist 14 cm lang, 5·5 cm breit, 13 mm dick und an der Schneide stark abgenützt.

Ausser den hier erwähnten Steinobjecten habe ich noch andere Bruchstücke von verschiedenen Beilen, Meisseln, Keilen u. dgl. gesammelt, die zumeist in den Schotterhaufen und auf der frisch geschotterten Strasse umherlagen und offenbar mit dem Gestein aus den Wällen, welches hier zum Strassenschotter zerschlagen wird, auf die Strasse hinausgeführt wurden.[1])

Schliesslich verdient noch ein Reib- oder Klopfstein und ein Wetzstein erwähnt zu werden, welche im Řeřicha-Bache gefunden wurden.

Von Thierknochen, die in diesen untergegangenen Ansiedelungen gefunden wurden, sind namentlich zwei bearbeitete Hirschgeweihspitzen nebst einigen Knochen von Hausthieren (Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein) zu erwähnen.

Von Eisenobjecten sind blos einige wenige Bruchstücke zu verzeichnen, aus welchen man ausser einer Messerklinge nicht schliessen kann, welcher Art von Geräthen sie angehört haben mögen.

Von Bronzen ist mir nur eine abgebrochene Spitze von einem Messer oder einer Sichel zugekommen, welche ebenfalls vom Řeřicha-Bache ausgespült wurde.

Der Steinblock von Klein-Plešivec.

Etwa 650 m von der Mořina bergan, oberhalb des Zelený kal (der grüne Morast), in der Waldflur „Na malém Plešivec“ (Klein-Plešivec), und zwar am Wege zur Burg, am Rande einer schroff abfallenden Berglehne erhebt sich bei *N* (Situationsplan 422) auf einer aus dem Boden vorspringenden und 1 m hohen Felsenader, wie aufgestellt, ein Steinblock, welcher gegen 1·8 m hoch, 2·4 m breit ist und in seiner grössten Länge 3 m misst. (Fig. 433 *A* und *B*, Vorder- und Seitenansicht.)

Von der Seite gesehen, ruht er wie ein umgestürzter Kegel auf seiner Spitze; von der Stirn- und von der Rückseite gesehen, erscheint er gegen die Westseite etwas geneigt und ruht wie gebrochen auf zwei Zapfen. Von denselben Seiten betrachtet, wölbt sich seine innere Spannweite mondförmig so, dass der Blick durch dieselbe frei ist, und man gewahrt dabei, dass die Wölbung von beiden Seiten in eine scharfe Kante ausläuft, zwischen welcher und dem Felsblocke, auf welchem der Steinblock ruht, drei Steine so eingezwängt sind, dass sie, obzwar beweglich, dennoch nicht herausgenommen werden können. Man hält diesen Block hier für einen gewesenen Schaukelstein (koliban).

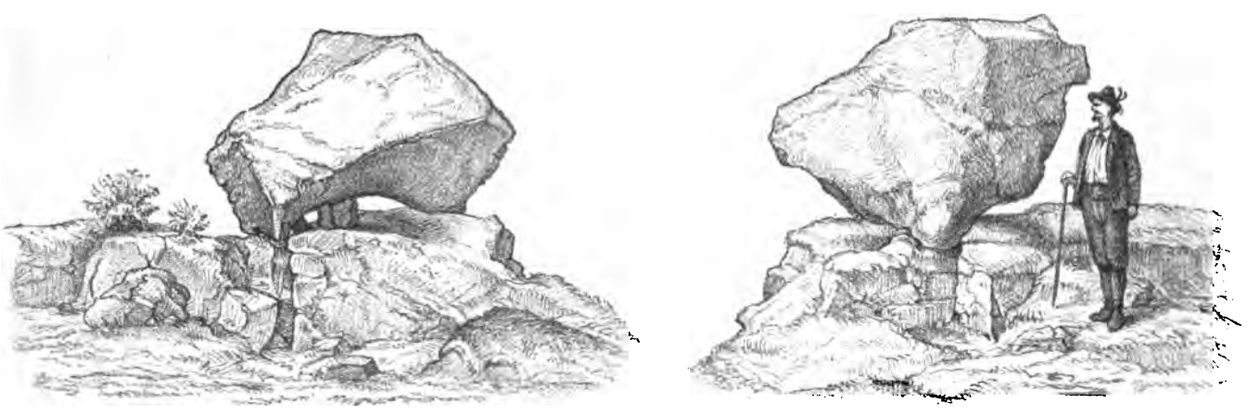
Es ist schwer, ein bestimmtes Urtheil über den Zweck dieses Steinblockes zu fällen. Wahrscheinlich ist dieser auf zwei Spitzen ruhende Stein im

[1]) Fig. 427 u. 430 befinden sich im Besitze des Herrn Hlavin in Běštín, die übrigen in meinen Sammlungen.

Wesentlichen ein Naturspiel; denn wenn man so manche vorgeschichtliche Denkmale mit in Betracht zieht und die Unzulänglichkeit des damaligen Wissens und der mechanischen Hilfsmittel erwägt, drängt sich uns die Vermuthung von selbst auf, dass unsere vorgeschichtlichen Vorfahren zu ihren Zwecken eben nur von der Natur aus günstig gestaltete Objecte auserkoren haben, um sie hernach in irgend einer Weise zu verwenden. Beispiele dieser Art finden wir einerseits in den Höhlen, Felsen- und verschiedenen Erdwohnungen und andererseits bei der Verwendung der Steine, Knochen u. dgl. zu Waffen, Arbeitsinstrumenten und allerlei Geräthschaften u. s. w.

Was unseren Steinblock anbelangt, so müssen wir hiefür die megalithischen Denkmale in Betracht ziehen. Letztere sind grosse Steinblöcke zumeist erratischen oder auch anderen Ursprunges, die man zu verschiedenen Denkmalen benützt hatte. Ausser diesen finden wir jedoch auch Denkmale, die von Menschenhand aufgeführt erscheinen, und dies sind zumeist aus eigens herbeigeschafften Steinblöcken aufgestellte Menhire, Trilithe oder Steintische, Steinkreise, künstliche Grotten u. dgl., Bauten, welche zwar Bewunderung, aber keinen Zweifel darüber, dass sie von Menschenhand errichtet wurden, aufkommen lassen. Solche Denkmale findet man beispielsweise in Nordwest- und Südwest-Frankreich, in England, Schottland, Irland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Mitteldeutschland, in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Polen, Russland, in den Pyrenäenthälern, ja auch in Nordafrika, in Palästina, Indien und in Amerika.

Der Förster von Bezdězdičky, Herr Pietschmann, und Herr Bartholomäus Hlavin, akademischer Maler in Běštín, dem ich die hier gegebene Abbildung dieses Steinblockes verdanke, machten mich mit der Meinung über dessen einstige Beweglichkeit bekannt, und bei näherer Untersuchung desselben fanden wir, dass der Block auf der Stirnseite und noch mehr auf der Rückseite, auf welchen er in eine scharfe Kante ausläuft, Spuren von vermuthlichen Hieben, die wahrscheinlich mit einem Instrumente geführt worden waren, aufweisen und somit Zeugniss ablegen dürften, dass die Menschenhand dennoch an diesem Naturwerke mitgearbeitet hat. Die genannten Herren äusserten die Vermuthung, dass die eine Seite dieses Steinblockes und namentlich der eine Zapfen desselben vom Blitze zerschmettert sein könne, weil es fast bei jedem Gewitter irgendwo am Plešivec einschlage, wie dies auch in diesem Jahre (1881) bei dem Rabenfelsen der Fall war, wo der Blitz das schöne Thor (eine Felsplatte, die hoch oben auf zwei vorragenden Felsensäulen ruhte) gänzlich heruntergeworfen hat. Man meinte ferner, dass auch die Einzwängung der erwähnten Steine unter den Bogen daher rühren könne.



A *B*

Fig. 433.

Der Steinblock von Klein-Plešivec.

Ob dieser Steinblock jemals beweglich war und auf seinen Zapfen, ohne aus der Gleichgewichtslage zu kommen, sich hin und her schaukeln liess und wozu er verwendet worden sein konnte, muss ich dahingestellt sein lassen; trotzdem verdient das häufige Erscheinen ähnlicher grosser Steindenkmale in Böhmen sowie auch anderwärts in Betracht gezogen zu werden. Obzwar ihr eigentlicher Zweck bisher noch nicht genügend erklärt erscheint, ist es doch sichergestellt, dass dieselben häufig in der Nähe von Burg- und Gräberstätten vorkommen.

Solche Steindenkmale pflegen von verschiedener Art zu sein und sind dies entweder aufrechtstehende

Steinsäulen, Menhire und Peulvane genannt,[1]) gestemmte Steinplatten oder Dolmen,[2]) aufrechtstehende Tische und Trilithe,[3]) Dreh- oder Schaukelsteine,[4]) Kesselsteine und die sogenannten Opfertische,[5]) Steinalleen und Steinkreise,[6]) oder es sind aus Steinplatten gebaute und gedeckte Gänge, Grotten, Grab- und Steinkammern u. dgl.[7])

Es sind auch mehrere ähnliche Steindenkmale in Böhmen bekannt, leider aber nur wenige von denselben abgebildet; solche sind:

Die Menhire (böhm. „báby“) von Liběchov (Bezirk Wegstädtel),[8]) Petersburg (Bezirk Jechnic),[9]) Kvílic (Bezirk Schlan),[10]) vom Hradiště bei Strakonic,[11]) der „Mönchstein“ bei Drahomyšl (Bezirk Saatz),[12]) das „versteinerte Weib“ (zkamenělá žena) bei Sousedovic (Bezirk Strakonic),[13]) der „versteinerte Hirt“ (zkamenělý pastýř) bei Klobuk (Bezirk Schlan),[14]) die „zwei versteinerten Ritter“ bei Bělá[15]) und die „neun Könige“ (u devíti králův) bei Vustrá (Bezirk Strakonic).[16])

Die Trilithe (böhm. „kozy“): die drei Trilithe am Berge Gbejl bei Strakonic[17]) und der Trilith, „koza“ genannt, vom Šarkaer Hradiště bei Prag.[18])

Die Drehsteine (böhm. „viklan“) zu Houštětín (Haustein bei Elbogen) von Kadov (bei Pisek), von Šemnic (bei Karlsbad)[19]) und zu Krty (Bezirk Jechnic)[20]) und der Schaukelstein „Kačena“ (von kačať = schaukeln) bei Lhota Vilasova (Bezirk Sedlčany).[21])

Die Kessel- und Opfersteine: vom Hradiště bei Strakonic,[22]) von Gablonz, Vrchoslavic und Grünwald (Bezirk Gablonz),[23]) von Sudoměř (Bezirk Bělá),[24]) der „Märkstein“ von Smutna-Berg)[25]) und die drei Rundtische von Lana (Bezirk Strašic).[26])

Auch die auf diese Steindenkmäler bezüglichen Volkssagen sind sehr beachtenswerth, weil sie in die graue Vergangenheit, namentlich aber in die Mythe, Einblick gewähren; leider wurde aber über dieselben bisher verhältnissmässig wenig erforscht und deshalb habe ich es auch nicht unterlassen können, die verdiente Aufmerksamkeit auf unseren Steinblock zu lenken.

Běštin und Běřin.

Ebenso arm, wie in den untergegangenen Wohnstätten, sind auch die Funde aus dem Dorfe Běštín.

---

[1]) Z. B. jene von Carnac und Croisic (in der Bretagne), bei Gödestad in Halland (Schweden), die „Bába“ bei Telč (Mähren), der „Heidestein“ bei Petersdorf (Schlesien) und bei Odry (Preussen), die Steinsäule bei Salzwedel (in der Altmark) u. A. m.

[2]) Z. B. der Dolmen von Trie (Frankreich), von Arrayolos (Portugal), von Castle Wellan (Irland); der Halbdolmen von Kerland, die zwei Dolmen auf der Insel Anglesea u. A. m.

[3]) Z. B. die Steintische: die sogenannte „Krämertafel“ (Table des marchands) bei Lecmariacer (Frankreich), der Tisch bei Bône (Algerien), die Trilithe von St. Nezaire (Frankreich) und am Malubar-Ufer im Kaukasus u. A. m.

[4]) Die Drehsteine: der „Pierre vacillante“ von Perros-Guyrech (Bretagne), der „Routers“ von Westheadley (England), der Schaukelstein „Friedrichsstuhl“ bei Hejšina (Schlesien) u s w.

[5]) Z. B. der Opferstein von Cledar (Frankreich) und von Wilcziew (Preussen).

[6]) Z. B. die Steinallee bei Nawra (Preussen), die Steinalleen und Steinkreise von Krynica (Galizien), bei Trzebez (Preussen), die Steinkreise (Cromlech): die „Stone-Henge“ bei Salisbury (England), Cromlech von Sennise (Frankreich), das „Steinschiff“ von Blomsholm (Schweden) und bei Halskow nebst den zahlreichen Dolmen in Dänemark u. A. m.

[7]) Z. B. die gedeckte Allee (Allée couverte) von Morbihan (England), die Grotte zu Essé, „La grotte des fées“ bei Tours und eine andere bei Saumur (Frankreich), die Steinkammer von Albersdorf auf Fehmarn und die Grabkammer von Steinfeld, die Steinkammern von Schadewohl u. s. w.

[8]) Pam. Arch., Bd. III, S. 299. Vocel's Pravěk, S. 129.

[9]) Pam. Arch, IX, 320.

[10]) Kalina v. Jäthenstein's Alterthümer Böhmens, S. 166.

[11]) Pam. Arch., VIII, 72.

[12]) Ibd. III, 299, u. Vocel's Pravěk, 129.

[13]) Pam. Arch., IX, 818.

[14]) Ibd. IV, 2, 142.

[15]) Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Ernest Karl Grafen v. Waldstein-Wartenberg.

[16]) Pam. Arch., VIII, 73.

[17]) Vocel's Pravěk, S. 574. Pam. Arch., VIII, 73.

[18]) Dieser bestand noch im Jahre 1849; später stürzte derselbe ein oder wurde niedergerissen und zur Herstellung von Felspartien in die Grab'sche Villa in Vršovic überführt. So viel ich mich zu erinnern weiss, mochte derselbe die Höhe von beiläufig 2 m gehabt haben.

[19]) Alle drei in d. Pam. Arch., III, 300, u. Vocel's Pravěk, S. 131.

[20]) Ibd. u. Pam. Arch., XI, S. 146, bei Petersburg angeführt.

[21]) Pam. Arch., X, 819, mit Abbildung.

[22]) Pravěk, 573. Pam. Arch., VIII, 73, Mittheil. d. Anthr. Gesellsch. Wien, Bd. IV, S. 194.

[23]) Alle drei in Pam. Arch., XI, 591.

[24]) Rigger's Archiv, S. 664.

[25]) Mittheil. d. k. k. Central-Comm., IX, S. CX u. Abbildung CLXVIII.

[26]) Pam. Arch., XI, 591.

Zerbrochene Steinwerkzeuge und Gefässscherben sind — so viel mir bekannt — Alles, was aus diesem Dorfe zu verzeichnen ist. Dagegen wurde in Folge eines Depôtfundes das auf der dem Plešivec gegenüberliegenden Berglehne situirte Dorf Běřín berühmt.[1])

Im Jahre 1825 wurden nämlich beim Graben des Sandes 32 verschiedene Bronzeobjecte gefunden, von welchen 17 Ringe, 3 Armbänder, 4 Palstäbe, 1 Hohlcelt, 1 Meissel mit Dille, 3 (?) Sicheln, 1 Bruchstück von einem Schwerte, 1 Lanzenspitze (?) und namentlich 1 Handschutz-Armband oder Kampfring (náručí-brassard) in die Sammlungen des vaterländischen Museums in Prag gelangten.[2])

Dr. Julius Födisch[3]) erwähnt, dass in Běřín Skelette in gestreckter Lage aufgefunden wurden; leider ist es mir während meines dortigen Aufenthaltes nicht gelungen, nähere Daten darüber zu erhalten, denn Niemand wusste etwas über dieselben zu sagen.[4])

III. Rejkovic.

Uebergehen wir nun zu der Waldflur „nad Rejkovici" (d. i. oberhalb der Rejkovicen).

[1]) Dieser Fund ist auch unter dem Namen „Jinecer Bronze" bekannt und wurde von Kalina v. Jäthenstein (Böhmens heidn. Opferplätze, Gräber u. Alterth., S. 173) irrthümlich so benannt. Ebenso muss, um möglichen Missverständnissen vorzubeugen. der Bericht in den „Verhandlg. d. Gesellsch. d. vaterländ. Museums in Böhmen", Prag 1826, Heft 4, S. 52, corrigirt werden, wo es steht: „Auf der Herrschaft Ginetz im Berauner Kreise am Fusse des Berges Plešivec — — — hat man bei Wegräumung eines Schutthaufens 32 Stück Bronzeobjecte etc. gefunden."

[2]) Von diesen Objecten gelangten durch Abbildung zur Veröffentlichung: In Wocel's Parallelen (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch., phil.-histor. Classe, Wien 1853 u. 1855) der Kampfring, ein grosser Halsring mit Doppelwinde (ähnlich unserer Fig. 408), ein massiver und ein dünner Ring, ein massiver Handring, eine Lanzenspitze (ähnl. Fig. 406) und ein Armband mit vortretenden Kerben (ähnl. Fig. 413). — In Kalina v. Jäthenstein's Böhm. Opferplätze etc. zwei Sicheln, S. 180, Tab. 33, Fig. 6 u. 7. — In den Pam. Arch., XI, ein Palstab, S. 502, Tab. XXI, Fig. 12; der Meissel mit Dille, S. 510, Tab. XXII, Fig. 55, und drei Sicheln, S. 256 bis 257, Tab. XII, Fig. 9, 11, 12.

[3]) Mitth. für d. Gesch. d. Deutsch. in Böhmen, Bd. VII, 3, 200.

[4]) Hier muss ich noch bemerken, dass in den hiesigen Waldungen schon mehrere Skelette vereinzelt gefunden wurden, von welchen man auch eines im Jahre 1880 nächst der Malá vrata beim Holzabfällen entdeckte; wie mich aber die Herren Forstbeamten belehrten, dürften alle diese Skelette von erschossenen und an Ort und Stelle begrabenen Wilddieben und Jägern herrühren. Auch der Umstand, dass dieselben sehr seicht unter der Bodenfläche, ohne alle Beigaben und in verschiedenen Stellungen begraben aufgefunden wurden, dürfte diese Angabe bekräftigen.

Auf dem Wege, welcher von Klínek und aus dem alten Burgthore (u Starých vrat) nach Rejkovice führt, stossen wir gleich bei *P* (vgl. Situationsplan Fig. 422) auf eine verfallene Umfriedung, von der wir, vorderhand blos Notiz nehmend, uns gegen Norden gegen *O* zuwenden, wo vor Allem ein vorgeschichtliches Denkmal unsere Aufmerksamkeit fesselt. Hier, im Schatten des Waldes, erhebt sich das interessanteste Alterthum — vielleicht der Glanzpunkt des Plešivec:

Das Heiligthum.

Ohne poetische Phrasen zu gebrauchen, kann ich dennoch nicht den Eindruck verhehlen, welchen dieses alte Bauwerk erweckt; denn man bleibt beim Anblicke dessen vor Ueberraschung förmlich gebannt stehen. Es ist eine sehr seltene Erscheinung, welche sich hier dem Auge bietet und, obzwar es kein Unicum ist, bleibt es dennoch in seiner Art etwas Ungewöhnliches.

Ein Steinkreis. in den von der Westseite der Eingang zwischen Mauern von trocken geschichteten Steinen führt, umschliesst einen nicht sehr grossen Raum, an dessen östlicher Seite sich ein freistehender, ebenfalls von Steinen errichteter Opfertisch wie ein Altar erhebt. (Siehe Abbildung Fig. 434 und Situationsplan Fig. 435.)

Durch den besagten Gang, welcher 7 m lang und 3 m breit ist, gelangen wir in den 12·7 m im Durchmesser haltenden Steinkreis, welcher so wie der Gang, ohne die eingestürzten und auseinandergerollten Steine mitzurechnen, mit einem 2 m breiten und stellenweise bis zu 1·5 m hohen Walle *C* umringt ist, dessen Breite ehedem 1—1·5 m betragen haben mochte.

Dem Eingange gegenüber, gerade auf der Ostseite und an 1·5 m von dem Walle entfernt, steht der 1·2 m hohe und 2·5 m breite viereckige Altar *D*, dessen unterer Bau aus dicht aneinander und auf den Boden senkrecht aufgestellten, circa 70 cm hohen Steinen besteht, welche eine Lage von aufgeschlichteten Steinen tragen, die wieder oben mit grösseren flachen Steinen gedeckt waren. Vor den Achtziger-Jahren war der Altar noch ganz intact, heutzutage ist er jedoch etwas beschädigt.[1])

[1]) Herr B. Hlavin, welcher mich auf dieses Heiligthum aufmerksam gemacht und die in der Abbildung Fig. 434 wiedergegebene Ansicht desselben aufgenommen hatte, glaubte in diesem Baudenkmale ein Grab entdeckt zu haben und riss im Jahre 1878 beiläufig den dritten Theil des Altares ab, um das vermeinte Grab zu öffnen; nachdem er aber überall nur blosses Gestein und Urboden vorfand, liess er aus Rücksicht

Der ganze Flächenraum, welchen dieses Heiligthum einnimmt, beträgt, ohne den Gang mitzurechnen, ein Ar. Es war demnach nur für eine kleine Zahl von Menschen errichtet, offenbar also blos für die Vornehmen und Aelteren des Stammes (leši und kmeti), für die Gottesdiener beiderlei Geschlechtes, für Richter und andere Würdenträger, welche dieses Heiligthum betreten durften, bestimmt; für das Volk dürfte der umliegende Hain bestimmt gewesen sein.[1])

Zur Ergänzung des Ganzen bedarf es nichts weiter, als noch eines mächtigen Baumes — etwa einer Eiche, welche man sich hinter dem Altare stehend zu denken hätte.[2])

Die Nachgrabungen, welche Herr Hlavin (1879) und ich (1881) daselbst veranstaltet haben, ergaben auf der Aussenwand mit unregelmässig angebrachten Furchen gestreift erscheint und dürfte dieselbe der älteren Keramik oder dem älteren Burgwalltypus angehören. Dieselbe wurde beim Umgraben des Altares gefunden und bilde ich sie weiter unten bei der Erklärung der Fundobjecte (Fig. 476) ab, wo wir noch anderen ähnlichen Gefässfragmenten begegnen werden.

In den Fugen der Steine, aus welchen der Altar erbaut ist, befand sich nebst vermoderten Pflanzenwurzeln eingeschwemmte Humuserde, die mit Holzkohlensplittern vermengt war und möglicherweise von verwitterter Asche herrührt.

Auffallend ist nur der Umstand, dass ausser einem einzigen Baume, der in der Mitte des Kreises steht,

Fig. 434. Das Heiligthum am Plešivec.

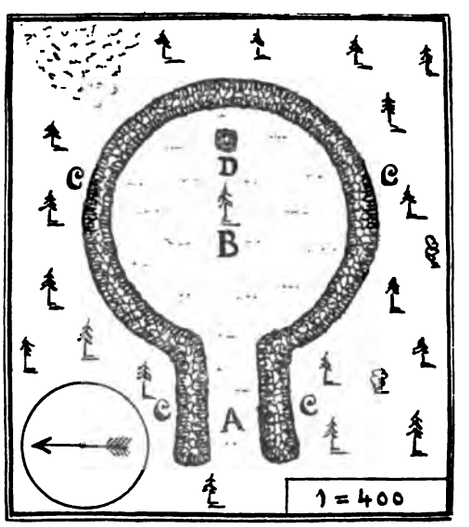


Fig. 435.
Situationsplan des Heiligthumes am Plešivec.

ein ganz unbedeutendes Resultat, weil dieselben blos auf einige wenige Stellen beschränkt werden mussten.

In dem Steinkreise wurden nur einige wenige Scherbensplitter von Thongefässen gefunden, von welchen einige dem Burgwalltypus angehören dürften. Wichtiger ist eine Scherbe von brauner Farbe, welche hier keine anderen Bäume angepflanzt werden und scheint es, dass dieser Platz absichtlich niemals bewaldet wurde. Möglich, dass eine alte, bereits erloschene Tradition daselbst ein Gewohnheitsrecht erlangte.

Dass wir es hier mit einem Heiligthume zu thun haben, unterliegt kaum einem Zweifel; um aber demselben doch auch vom archäologischen und historischen Standpunkte eine Würdigung zutheil werden zu lassen, will ich nur einen kurzen Rückblick in die Vergangenheit werfen, welche zur Bekräftigung des Gesagten Zeugenschaft abzulegen wohl geeignet erscheint.

Wenn wir uns im ehemaligen Germanien umsehen, finden wir genug Gelegenheit, uns die Heiligthümer der vorgeschichtlichen und geschichtlichen

für den sonderbaren Bau von weiterem Nachgraben ab, um denselben nicht zwecklos zu zerstören. Mit einem geringen Aufwand an Mühe könnte die Sache wieder gutgemacht werden.

[1]) Etwas Aehnliches fand sich auch auf der Wallburg von Podčep vor. (Vgl. Jelinek, „Zwei Wallbauten bei Březnic“ in den „Mitth. der Anthrop. Gesellsch.“ Wien 1883. Bd. XIII, S. 121 a.)

[2]) Der Altar oder der steinerne Tisch dürfte vielleicht zu der hier gehenden Sage vom „goldenen Tisch“, der in dem Berge verborgen sein soll, Veranlassung gegeben haben.

Heiden vorstellen zu können. Schon die classischen Schriftsteller sprechen von Hainen und Wäldern, welche den Göttern geweiht waren, weil die Barbaren glaubten, dass dem Gotte Alles offen sein soll.[1]) In solchen Hainen hielt man auch weissagende Pferde.[2]) Die Semnonen (Vornehmen des Volkes) und alle Gesandten des Stammes „kamen zu bestimmten Zeiten in den durch der Väter Weihgebrauch und alten Schauer heiligen Wald zusammen, um mit einem öffentlichen Menschenopfer des barbarischen Gottesdienstes schauerlichen Anfang zu feiern".[3]) Die am Ocean wohnenden Longobarden, Variner, Avionen, Suardonen und Andere hatten auf einer Insel einen solchen Hain, der der Göttin Nertha (Hertha = Bertha, Mutter Erde) geweiht war. Auch die Naharvaler verehrten Gott in einem solchen Haine.[4]) U. s. w.

Die Preussen hatten auf dem „Romove pole", wo der heil. Adalbert seinen Tod fand, ihr Heiligthum.[5]) Die Russen von Kiew hatten auf einem Hügel das dem Gotte Perun geweihte Heiligthum[6]) und die Polanen in Russland beteten in Hainen, welchen sie Opfer darbrachten.[7]) In Mähren befand sich auf dem Berge „Radhošť", von dem mancherlei Wundervolles erzählt wird, ebenfalls ein solcher Hain.[8])

Von verschiedenen Heiligthümern wird zur Zeit der Einführung des Christenthums im ehemaligen Germanien viel erzählt, namentlich bei den baltischen und Elb-Slaven, welche theils in heiligen Hainen und theils schon in eigens dazu erbauten Tempeln ihre Götter anbeteten. Einen solchen Hain, „lucum Zuitibore" (Svjęty bor) genannt, zerstörte ihnen Wiegbert um das Jahr 1008[9]), und wie solche Haine ausgesehen haben, entnehmen wir am besten der Schilderung Helmold's[1]), welcher, einen solchen Hain besprechend, sagt:

„Auf dem Wege von Stargard nach Lübeck (in Wagrien) kam ich in einen Wald, welcher daselbst der einzige war, denn die ganze Gegend ist eine kahle Ebene. In diesem Walde fanden wir unter anderen Bäumen auch heilige Eichen, welche dem Gotte Prove (Pravit) geweiht waren. Um dieselben befand sich ein in der Art eines Hofes geräumiger Platz, welcher sorgfältig mit einem Zaune umfriedet und mit zwei Thoren versehen war.[2]) Dieser Platz war überall mit Götzenbildern besetzt und galt der Umgebung für ein Heiligthum, welches von Priestern gehütet wurde, die an bestimmten Feiertagen verschiedene Religionsgebräuche und Opfer daselbst verrichteten. Am zweiten Feiertage kamen hier Priester und Fürsten zu Gericht zusammen. Der Zutritt in den Hof wurde Niemandem gestattet ausser dem Priester und jenen Leuten, die Opfer darbrachten, oder jenen, die in Lebensgefahr hier ihre Zuflucht suchten. Als wir in den Wald kamen, hiess uns der Bischof das Heiligthum zu zerstören und stieg selbst vom Pferde ab, durchbrach das Thor und riss es nieder. Nachdem wir in den Hof gelangten, zerstörten wir den Zaun, errichteten aus den gefällten Bäumen einen Scheiterhaufen und steckten ihn in Brand."

Im Elblande hatten wieder die Obodritten einen mit Steinwällen umzogenen heiligen Hain gehabt.[3]) — Etwas Aehnliches finden wir eben hier am Plešivec. U. s. w.

Was speciell Böhmen betrifft, so erlitten daselbst die heidnischen Alterthümer ebenfalls durch die Einführung des Christenthums den härtesten Schlag; denn seit der Zeit verfällt Alles, was heidnisch war, in Auflösung. Dies bezeugt auch die Verordnung des Herzogs Břetislav II. vom Jahre 1092, die er gegen die Heiden Böhmens erlassen hatte, wobei er auch alle heiligen Haine der Heiden auszuroden und niederzubrennen befahl.[4])

Inwiefern der fürstliche Erlass durchgeführt worden ist, darüber finden sich keine weiteren Nachrichten mehr vor. Höchst wahrscheinlich blieb es so, wie bei den vorhergehenden Verordnungen des heil. Adalbert (987) und Břetislav I. (vom Jahre 1039),[5]) dem natürlichen Auflösungsprocesse des Heidenthums über-

---

[1]) Tacitus, Germania, Cap. 9. Cicero de legib. II.

[2]) Tacitus, ib. Cap. 10.

[3]) Tacitus, Germania, Cap. 39. „Zu einer festgesetzten Zeit finden sich in einem durch der Väter Wahl und uraltes Grauen geheiligten Walde alle Völkerschaften desselben Blutes durch Abordnungen ein und, einen Menschen für die Gesammtheit opfernd, begehen sie den scheusslichen Anfang ihres barbarischen Dienstes." Tacitus, Germania, übersetzt von Karl Ludwig Roth. Zweite verbesserte Auflage, Stuttgart. Anm. d. Red.

[4]) Tacitus, ib. Cap. 40 u. 43.

[5]) Joh. Voigt's Gesch. Preuss. I. 271. — Der Hain hiess offenbar „Hromove pole", d. i. Donnerfeld.

[6]) Lětopis Nestorova ad Ann. 6451.

[7]) Sofronij zu Nestorova Lětopis, bei K. J. Erben, Prag 1867, S. 6. Anm A.

[8]) Vgl. bei Mikšíčka Pověsti, I. 9. u. III. — Kulda, Moravské nar. pověsti I. S. 1 u. flg.

[9]) Dithmar's Chronicon ap. Pertz T. V. 816.

[1]) Desselben Chronica Slavorum, Lib. 1. Cap. 59.

[2]) Vgl. unseren Steinkreis.

[3]) Arnold Lub. II. Lisch. in Jahrb. d. Ver. für Mecklenb. Gesch. VI. 70.

[4]) Cosmas Chron. boh. in Script. rer. boh. T. I. S. 197, und Hajek z Libočan, Kronika Czeska ad Ann. 1093. Vgl. in meinen Materialien, Theil I. S. 21.

[5]) Vgl. in Materialien, ib.

lassen, weil wir nirgends in der böhmischen Geschichte Händeln begegnen, die auf eine gewaltthätige Unterdrückung des Heidenthums hindeuten würden. Allerdings hat das Gesetz nur dort seine Wirkungskraft, wo es sich mit Gewalt durchführen lässt.

Dass sich am Plešivec das Heiligthum so gut erhalten hat, dürfte seinen Grund in den conservativen Verhältnissen der dortigen Landbevölkerung haben, und Hajek v. Libočan kann wohl Recht haben, wenn er sagt, dass unter der Regierung Boleslav II. (im Jahre 995) die Heiden im Tetiner Kreise (d. i. unser Podbrder Gau, ehedem auch „Podbrdská župa" genannt) noch das Uebergewicht hatten, so dass sie bis Prag ihren unterdrückten Glaubensgenossen zu Hilfe ziehen konnten.[1]) Und dass etwa um 100 Jahre später, zur Zeit des Erlasses des Herzogs Břetislav II., das Heidenthum daselbst noch nicht bezwungen war, dürfte eben auch aus dem hiesigen Heiligthume, sowie auch aus anderen in diesem Gaue erhaltenen heidnischen Denkmalen, namentlich aber aus der Mythe, aus verschiedenen Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Sagen erhellen, welche uns in dieser Beziehung noch heute ein darauf bezügliches ergiebiges Material bieten.

Die Zahl der Heiligthümer in Böhmen musste eine beträchtliche gewesen sein; die verschiedenen Orts-, Berg- und Flurnamen, wie: Ráj,[2]) Svaté pole und Svatopolo (d. i. heiliges Feld), Světce und Světice (Weihstätte), Svatobor (heiliger Hain), Svatá (die Heilige), Božná, Božice, Zbožná, Zbožnice (die Göttliche, Anbetungsort), Vyšeboha (Gotterhöhen), Nižebohy, Bohárna (Gottesstätte), Modliboh, Modlice, Modlany, Modlenice, Modlin, Modletice (von modliti = beten; Betstätte), Věšťany (von věštiť = weissagen) und verschiedene andere mehr, deuten hinlänglich auf solche Heiligthümer hin, deren Name in späteren Zeiten den Orten, wo sie sich befanden, beibehalten oder auf die in ihrer Nähe liegenden Ortschaften übertragen wurde. Solche Heiligthümer wurden auch durch archäologische Untersuchungen festgestellt und mehrere von ihnen verzeichnen K. J. Bienenberg,[3]) Dr. Math. Kalina v. Jäthenstein[4]) und T. E. Vocel[5]) an verschiedenen Orten in ihren Abhandlungen. Ein solches Heiligthum constatirt auch Dr. J. N. Woldřich im „Hájek" bei Putkau, welches ebenfalls mit einem Walle umzogen ist und der späteren Heidenzeit angehört,[1]) und ein anderes im „Háj" bei Žarovna aus derselben Zeit.[2]) Ein solches Heiligthum scheint auch die eigenthümliche Umwallung auf dem Gipfel des Berges „Modliboh" bei Böhmisch-Aicha einzuschliessen,[3]) worauf auch dessen Name (Modliboh, von modliti = beten und Bóh = Gott, also Anbetungsort Gottes) hindeuten würde.

An vielen von den ehemaligen Heiligthümern wurden zur Paralysirung des Heidenthumes Capellen und Kirchen erbaut, was wenigstens zur Erhaltung des Gedächtnisses derselben beigetragen hat; andere aber verfielen in Folge verschiedener Wald- und Feldarbeiten der gänzlichen Vernichtung. Namentlich ist in dieser Beziehung die jüngste Zeit der Erhaltung solcher vorgeschichtlicher Denkmale abhold, und es vergeht fast kein Jahr, ohne dass man in den Zeitungen lesen würde, dass von dieser oder jener Gräberstätte die Asche zum Düngen der Felder abgeführt werde (wie z. B. in Libčeves) oder dass Steinwälle von dieser oder jener Burgstätte zu Strassenschotter zerschlagen (wie am Hradec bei Dobřiš), Erdwälle planirt (bei Butovic und Dobrá Voda) oder Höhlen abgebrochen werden (wie in Tetin) u. s. w. Von vielem dieser Verwüstungen aber erfährt man wegen der unzulänglichen Aufsicht überhaupt gar nichts und Vieles wird wieder durch das aberwitzige Nachjagen nach vorgeschichtlichen Objecten von verschiedenen Sammlern und angeblichen Archäologen eben so verdorben, weil ihre Nachgrabungen auf Plünderung der Fundplätze ausgehen, weshalb ihren Berichten über gemachte Funde überhaupt nicht zu trauen ist.[4])

Von den Bäumen, welche namentlich in den heiligen Hainen gepflanzt wurden und den Göttern geweiht waren, geschieht auch allenthalben Erwähnung und kann man auf die Art der betreffenden Bäume aus den noch erhaltenen Sagen oder aus den noch hie und da vorhandenen Ueberresten derselben schliessen. Fast jeder Gau oder dessen Umgebung hatte eine andere Baumart in den Hainen verehrt;

[1]) Vgl. ib. S. 34.

[2]) Vgl. ib. 26.

[3]) Alterthümer Böhmens, Königgrätz 1779.

[4]) Böhmens heidnische Opferplätze und Alterthümer. Prag 1836.

[5]) Pravěk země České. Prag.

[1]) Mittheil. der Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. V, S. 341.

[2]) ib. Bd. XXIII, S. 11.

[3]) Notiz vom Conservator Beneš i. d. Pam. Arch. VII, 317.

[4]) Solchen Berichten begegnen wir oft in verschiedenen Zeitungsblättern, ja sogar in Fachzeitschriften, aus welchen es gleich auf den ersten Blick ersichtlich ist, dass der betreffende Berichterstatter oder Forscher dichtet. Und solcher Berichte könnte man eine ziemlich lange Reihe aufzählen.

gewöhnlich war es immer nur einer derselben, unter welchem die Hauptceremonien stattfanden. So z. B. war die Eiche bei den Nordslaven fast allgemein verehrt.[1]) Auch in Russland war dieselbe ein dem Gotte Perun geweihter Baum; in Rothrussland wird von dem „Perunov dub" (Peruns Eiche) im Jahre 1302 und in Kiew (in Kleinrussland) der „Dobryj dub" (die gute Eiche) im Jahre 1169 Erwähnung gethan.[2]) — In Böhmen wird der Eiche am Laurenziberge zu Prag geschichtlich[3]) und bei Kodys in der Sage gedacht.[4]) Ausserdem ist die alte, halb vermoderte und sehr umfangreiche Eiche von Mydlovar (bei Benátek), von welcher verschiedene Sagen gehen, zu erwähnen, und eine andere soll ehedem auch in Tetin gestanden haben.[5])

Die Buche. Einer heiligen Buche (posvátný buk) wird noch im Jahre 1847 bei Beztáhov bei Votic (Taborer Kreis) Erwähnung gethan, von deren Heiligkeit sich eine Sage erhalten hat.[6])

Die Linde. In Kärnten wird dieser Baum vorherrschend verehrt und in Goricja werden noch jetzt unter der „alten Linde" Festlichkeiten abgehalten.[7]) — In Böhmen wurde dieser Baum auch an verschiedenen Orten verehrt. In Nusle bei Prag stand eine alte, im Stamme schon ganz vermoderte Linde, die Niemand anzurühren wagte. Im Winter 1834 bis 1835 warf sie der Wind um.[8]) In Březinka bei Bělá stand noch im vorigen Jahrhunderte eine Linde, von welcher die Sage ging, dass in derselben das Weisse oder Wilde Weib sich aufhalte und dass hier ehemals gezaubert wurde. Als nachher die Linde gefällt und an dem Orte, wo sie gestanden hatte, für den Bau eines neuen Hauses gegraben wurde, kamen unter Asche verschiedene vorgeschichtliche Objecte zum Vorschein, welche die Leute aus Furcht vor Verhexung anzugreifen fürchteten.[1]) Hier wäre noch die berüchtigte Linde von Kamenic (im Taborer Kreis) und die „Černá lípa" (schwarze Linde), die bei Nymburg stand, zu erwähnen.

Die Birke (bříza) wurde in der Ukrajina (Ukraine, in Russland) als Symbol der Frühjahrsgöttin verehrt[2]) und genoss auch in Böhmen Verehrung.[3])

Die wilde Birne (pláně) ist in der Umgegend von Lochovic vorherrschend.

Der Nussbaum wurde in Stettin[4]) und die Weide in Lüneburg verehrt.[5]) U. s. w.

Die Umfriedung oberhalb Rejkovic.

264 m von dem Heiligthum gegen Süden entfernt und auf dem oben besagten, von Klinek und dem alten Thore nach Rejkovic führenden Waldwege stossen wir bei *P* (Situationsplan Fig. 422) auf eine

Fig. 436. Die Umfriedung oberhalb Rejkovic.

verfallene Umfriedung (Zahrada) (Fig. 436), deren Wälle aus Gestein und Erdreich, wie solche der hiesige Boden bietet, errichtet sind. Der Weg führt über den nördlichen Wall derselben, weil er einen festen Boden bildet, und deshalb ist hier der Wall auch auseinandergeworfen.

Die Wälle dieser Umfriedung sind klein, durchschnittlich nur 1·5 m breit und 40 cm hoch; blos zwei Hügel welche daselbst ursprünglich in den Wällen aufgetragen wurden, sind etwas höher und breiter. Der westliche Hügel 1 hat an der Basis einen Durchmesser von 4 m und ist 1·3 m hoch; der östliche Hügel 2 hat 3 m im Durchmesser und

[1]) Sefried, 106, 168 sqq. Helmold, I. 83, Anon. Sancruc., III, 11.

[2]) **М. Максимовичъ Дни и мѣсяцы** etc. in **Русская Бесѣда. Москва** 1856, III, 94.

[3]) Siehe meine Materialien, T. I, S. 27.

[4]) ib. T. II, S. 83.

[5]) Auf die Eiche beziehen sich auch verschiedene Aberglauben, welche auf eine Profanirung dieses ehedem in Böhmen geweihten Baumes hindeuten. So sagt man, dass die Eiche ein Teufelsbaum wäre und wer den Teufel rufen will, ihn unter der Eiche fände. Auch soll die Eiche mit der Sehnsucht, sich an derselben zu erhängen, begabt sein, u. dgl.

[6]) Franz Xav. Heber's Burgen und Vesten Böhmens. Bd. V, S. 176.

[7]) Časopis, Čes. Musea 1857, S. 309.

[8]) W. S. Sumlork's (Krolmus) Staročeské pověsti, obyčeje etc. Prag 1847, T. II, S. 112.

[1]) W. S. Sumlork, ib. II, 158.

[2]) **Максимовичъ**. III, 36.

[3]) Vgl. die Festlichkeit „Máje".

[4]) Helmold, I, 52.

[5]) Časopis, Čes. Musea 1857, S. 167.

eine Höhe von über 50 cm. Die Wälle ergaben nach meiner Messung folgendes Resultat:

Der nördliche Wall *A B*, welcher sich von Ost nach West zieht, ist 50 m lang; der westliche Wall *B F* ist von unregelmässiger Form; von *B* zieht sich derselbe in der Länge von 24 m nach Süden bis *C*, von wo er sich gegen Südwest wendet und mit Einschluss des Hügels 1 bis *D* eine Länge von 26 m erreicht; hier biegt er sich wieder und läuft in der Länge von 24 m nach Süden zu *E*, wo er wieder seine Richtung gegen Südost ändert und in einem etwas gekrümmten Verlaufe nach einer Länge von 39 m bei *F* den südlichsten Punkt der Umfriedung erreicht. Von hier läuft er in der Länge von 40 m gegen Osten bis *G*, wendet sich dann in einer etwas gekrümmten Curve gegen Norden, durchläuft den Hügel 2 und mündet nach einer Länge von 75 m bei *A* wieder in den nördlichen Wall

Der ganze Umfang der Umfriedung beträgt 278 m und schliesst einen Flächenraum von 7·6 Ar ein. Die grösste Länge und Breite derselben beträgt je 80 m, die Entfernung der Hügel von einander 56 m.[1])

Zu welchem Zwecke diese kleine Umfriedung angelegt war, dürfte aus dem naheliegenden Heiligthume erhellen. Dass dieselbe kein befestigter Ort war, geht aus den niedrigen Wällen, welche lediglich zur Befestigung eines Zaunes gedient haben mochten, hervor; denn noch heutzutage ist diese Art von Befestigung bei Zäunen in der hiesigen Umgebung üblich; man pflegt nämlich den Zaun, welcher aus Pfählen und Latten errichtet wird, am Boden mit Gestein und Erdreich zu befestigen. Wenn wir daher das erwähnte Heiligthum mit in Betracht ziehen, dürfte der Vermuthung Raum gegeben werden, dass diese Umfriedung eine höhere Bedeutung haben musste, als blos die eines Wohnsitzes. Vielleicht war es ein Sammelplatz der Wallfahrer in den heiligen Hain, oder war sie für die zu opfernden Thiere bestimmt, oder dergleichen.

Die Wohnsitze der Hüter des Heiligthumes dürften sich nördlich von dem Heiligthume bei *Q* befunden haben, wo sich ebenfalls Ueberreste von verfallenen Wohnstätten in Form von Wällen und dergleichen Ruinen finden. Dieselben sind 160 m von dem Heiligthume entfernt und bestehen aus einem rechtwinkeligen Walle, dessen längere Seite 60 und die kürzere 40 m lang ist. Die übrigen sich hier befindlichen und zumeist auseinandergeworfenen Wallanlagen lassen sich nicht mehr zu einem Ganzen zusammenstellen.

Schliesslich muss noch erwähnt werden, dass etwa 150 m von hier gegen Osten entfernt sich eine Quelle befindet.

[1]) Den grösseren von diesen Hügeln habe ich von einer Seite öffnen lassen; weil aber sein Inneres nichts Bemerkenswerthes enthielt, liess ich ihn wieder so, wie er ursprünglich war, zuwerfen.

Rejkovic und die Funde von „pod Skalou".

Von der Gruppe nad Rejkovici, 500 m gegen Westen entfernt, liegt am rechten Litava-Ufer das Dorf „Rojkovice" oder „Rejkovice", dessen Wohnhäuser von Jinec bis zu der grünen Mühle (Zelený mlýn) zerstreut sind. Es ist aus der nächstem Umgebung des Plešivec der einzige Ort, welcher einen patronymischen Namen führt, und zwar von dem Personennamen Rojek abgeleitet, der der weiteren Familie oder dem Stamme den Namen „Rojkovici" gab und nach welchem auch der Ort benannt wurde. In Folge dessen kann mit Bestimmtheit angenommen werden, dass die ursprünglichen, hier ansässigen stammverwandten Bewohner Rojkovici hiessen und Běřín und Běštín erst später entstandene Dörfer sind.

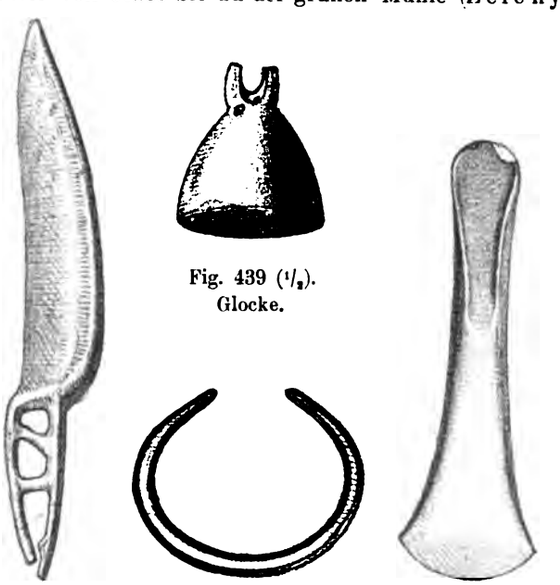


Fig. 437 (1/3). Messer.
Fig. 439 (1/3). Glocke.
Fig. 440 (1/3). Handgelenkring.
Fig. 438 (1/3). Flachcelt.

Bronzeobjecte aus dem Depôtfunde von Rejkovic unterhalb Plešivec.

Das Dorf Rejkovic, sowie auch die oberhalb desselben aufsteigende Berglehne des Plešivec-Berges hat sich durch mehrere daselbst gemachten Funde bekannt gemacht. (Vergl. Situationsplan Fig. 402.)

Der erste hier und der fünfte am Plešivec gemachte grössere Fund erfolgte im Jahre 1867 nächst dem

Dorfe, etwa 200 m südwestlich von der grünen Mühle entfernt. Nach gepflogenen Erhebungen habe ich ermittelt, dass die hier gefundenen Objecte aus Bronze waren, beisammen lagen und nebst einigen Stücken von Bronzerohguss mehrere (8—12) theils ganze, theils gebrochene Stücke zählten, von welchen einige verschleppt wurden und abhanden gekommen sind. Ausser einer abgebrochenen Spitze von einer Sichel, die ich nicht bekommen konnte, gelang es mir, aus diesem Funde für meine Sammlungen vier Bronzeobjecte zu erwerben, und zwar:

Ein Messer (Fig. 437). Dasselbe ist 15·5 cm lang, aber am Ende der Handhabe gebrochen.

Ein Flachcelt (Fig. 438) mit Schaftrand, 12 cm lang und am Schaftende etwas abgebrochen.

Ein glockenartiger Gegenstand (Fig. 439), welcher 4·5 cm hoch ist und an der Glockenmündung 4·2 cm im Durchmesser hat. Die Spitze des Gegenstandes bilden zwei Zapfen, zwischen welchen sich in der Glockenwand ein und etwas tiefer unter dem linken Zapfen ein zweites kleines Loch befindet, so dass es scheint, als sollten sie zum Aufhängen eines Klöppels gedient haben.

Ein Ring für das Handgelenk (Fig. 440) von 6·4 × 5·4 cm im Durchmesser; derselbe ist an den Aussenseiten flach.

Weil alle hier gefundenen Objecte etwas beschädigt sind und daselbst auch Bronzerohguss gefunden wurde, dürfte dieser Fund von einem Schmelzofen herrühren, von denen auf der Berglehne bereits mehrere entdeckt wurden.

Der zweite hier und der sechste am Plešivec gemachte grössere Fund wurde im Jahre 1876 unter dem grossen Felsen entdeckt. Es wird hier nämlich das vom Felsen herabgestürzte Gestein zu Pflasterwürfeln verarbeitet und nach Prag gesendet. Hier fand der Grundbesitzer Hrdlička aus Rejkovic, wie sich später ermitteln liess, bei einem Schmelzofen[1]) nebst einem 17 kg schweren Bronzekuchen, aus welchem halb geschmolzene Bronzeobjecte hervorragten, viele Bruchstücke, namentlich von Sicheln, unter denen sich auch einige ganze befanden und von welchen eine namhafte Zahl in die Sammlungen des Landesmuseums in Prag gelangte. Der Fund erfolgte bei der auf dem Situationsplane Fig. 402 verzeichneten Gruppe „pod Skalou".

[1]) Es wurde nämlich hier eine Grube vorgefunden, die vom Feuer angegriffen, mit Asche und Holzkohlensplitter gefüllt war.

Der dritte grössere Fund von hier und der siebente von Plešivec wurde ebenfalls in der eben besagten Gruppe „pod Skalou" gemacht. Die Steinmetzarbeiter stiessen im Frühjahre 1886 abermals auf einen Schmelzofen, bei welcher Gelegenheit wieder nebst Kupfer- und Bronzerohguss Bronzeobjecte zum Vorschein kamen; weil aber derlei Fundobjecte an die Domänenverwaltung in Hořvic ausgefolgt werden sollen, verheimlichten die Arbeiter den Fund und verschleppten die Objecte. Nichtsdestoweniger gelang es mir dennoch, aus diesem Funde zwei Sicheln und ein Stück Kupferrohguss anzukaufen. Wie ich später im Sommer ermitteln konnte, war dies ein Schmelzofen, der mit vom Feuer angegriffenen Steinen und mit Lehm, welcher ganz rothgebrannt war, umlegt und in die Erde eingelassen war. Seine Gestalt und Grösse habe ich nicht mehr ermitteln können, weil er bereits auseinandergeworfen war. Auch gelang es mir nicht, die Zahl der daselbst gefundenen Objecte ermitteln zu können, weil die Aussagen einander sehr widersprachen. Aus Allem jedoch geht hervor, dass hier mehr gefunden wurde und dass die hier gegossenen Objecte auch zugleich verarbeitet wurden: denn auf den zwei Sicheln, welche wohlerhalten, aber in der Arbeit noch nicht ganz vollendet erscheinen, sind Hiebe wie vom Schmieden wahrzunehmen, ein Beweis, dass sie sich bereits unter dem Hammer befunden haben. Es sind dies:

Fig. 441. Eine 16 cm in der Spannweite messende Sichel, welche auf dem Schaftrande mit eingeschlagenen Kerben verziert, sowie mit einem Nietloche versehen ist und auf der Klinge die erwähnten Hiebe eines Hammers trägt.

Fig. 442. Eine 18·5 cm in der Spannweite messende Sichel. Dieselbe ist am Schafte mit zwei Nietlöchern und zwei Schaftrandzapfen versehen. Die Klinge ist bereits durch Hämmern geschärft; nur die Schaftzapfen sind noch nicht zugearbeitet.

Diese beiden Sicheln sind auf der Rückseite glatt, aber gegen die Sichelrippen zu nicht vollendet.

Von anderen Funden, die auf der westlichen Berglehne des Plešivec gemacht wurden, sind noch folgende zu erwähnen:

Vor Jahren (um 1860) wurden unterhalb des grossen und des kleinen Felsens, dort, wo der letzte Fund (1886) zum Vorschein kam, unter Gestein und in geringer Tiefe unter der Oberfläche Thierknochen und dabei ein Steinhammer gefunden.

Im Jahre 1872, als die Rakonic-Protiviner Bahn gebaut wurde, fand man gegenüber der Papierfabrik

zwei goldene Münzen, welche an den Goldarbeiter Vačkář in Hořovic verkauft wurden. Von diesen hat derselbe eine eingeschmolzen, die andere aber einem Juwelier, Herrn Alois Schmitt in Pilsen, verkauft. Erst nach Jahren und durch die Freundlichkeit des letztgenannten Herrn erlangte ich dieselbe und bilde sie unter Fig. 443 ab.

Diese Goldmünze ist schüsselförmig, wiegt 2·5 Gr. und ist mit den sogenannten barbarischen oder celtischen Goldmünzen, die in Mitteleuropa öfters gefunden werden, identisch.[1]) Die Darstellung auf derselben ist so, wie fast bei allen Münzen dieser Art, die in den Zeitraum von beiläufig 100 v. Ch. bis 400 n. Ch. fallen.

Eine andere Goldmünze von derselben Prägung befindet sich in der Münzensammlung des Herrn Em. Mikše in Prag und wurde dieselbe im Jahre 1854 in Kolin gefunden. Eine ähnliche, welche aus dem Podmokler Funde stammt, gelangte im Donnebaur'schen Katalog (Nr. 4) zur Abbildung.

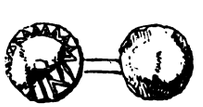


Fig. 443 (1/1). Goldmünze, gefunden am Plešivec.

Auf derselben Bahnstrasse und an demselben Orte wurden auch zwei kleine S-Ringe gefunden. Beide sind aus Bronzedraht geschmiedet, 2 mm stark und haben 2 cm im Durchmesser.

[1]) Die grössten Funde von denselben wurden in Böhmen, und zwar im Jahre 1771 in Podmokly und im Jahre 1875 in Stradonic gemacht.

IV. Mořina.

Auf dem nördlichen Flügel der untergegangenen Wohnstätten breitet sich die Wald- und Feldflur „Mořina" aus. Ihr Name allein deutet die Bestimmung dieses Ortes an, nämlich eine Gräberstätte.[1])

Obzwar der Wallburg und den Fundstätten von Plešivec seit dem Jahre 1826 eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, brauchte es dennoch eine geraume Zeit, bevor sich diese auch den anderen sich daselbst befindlichen Denkmalen zuwendete. Namentlich ist es die Gräberstätte, wo so auffallende Spuren menschlichen Daseins das Interesse fesseln.

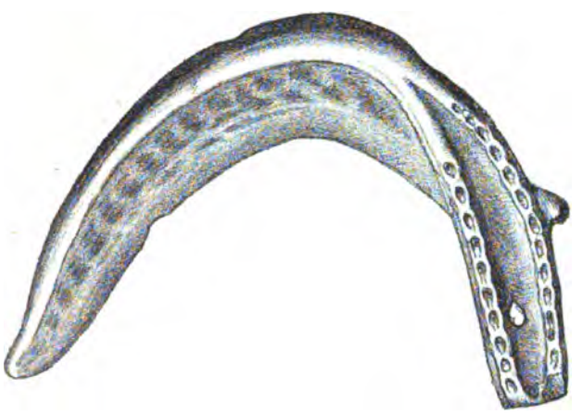


Fig. 441 (1/2).

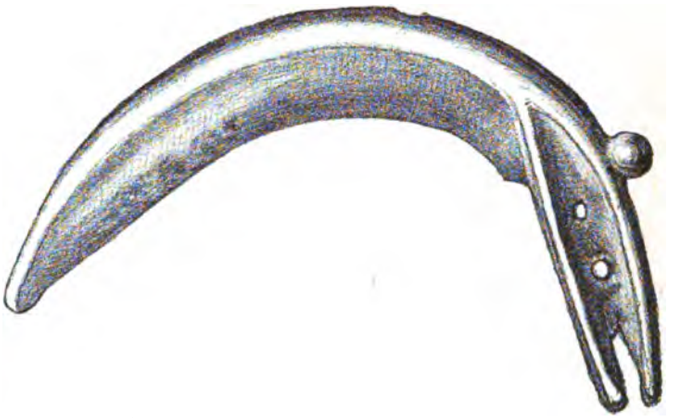


Fig. 442 (1/2).

Fig. 441—442. Sicheln aus Bronze, gefunden in den Schmelzöfen „Podskalou" am Plešivec.

Hier hätte schon früher aus archäologischen Rücksichten gesucht werden sollen; aber leider verstrichen 27 Jahre, ohne dass man etwas vom Plešivec gehört hätte. Erst im Jahre 1852 berichtet Krolmus[2]), dass „nächst Běštín, zwischen den Feldern auf dem Hügel na Skalce (d. i. auf dem Felsenvorsprunge oder kleinen Felsen) genannt, zwischen der Baba (Baba-Berg) und dem Dědek (? vielleicht Plešivec) eine Gräberstätte (die aber P. Krolmus schon im Jahre 1838 bekannt war) sich befinde. Vor sechs Jahren (also 1846) wurde hier unter einem 3 Ellen (2·4 m) langen,

[1]) Der Name „Mořina" kommt in Böhmen oft in verschiedenen Wortformen nicht blos bei Wald- und Feldfluren, sondern auch bei bewohnten Orten vor, auf welche er übertragen wurde. Z. B. Mořina, Mořiny, Mořany, Morany, Mory, Moraň. Na Morani, Podmoraň, Komořany, Komorsko u. s. w. Im Podbrder Gau und auch anderwärts habe ich die Wahrnehmung gemacht, dass überall dort, wo dieser Name vorkommt, gewöhnlich nur Gräberstätten mit Leichenbrand vorherrschen, wie z. B. Mořina bei Karlstein, Na Morani bei Strašic, Modřany bei Königsaal u. a. a. O.

[2]) Lumir, Prag 1852, II, S. 1193.

1½ Ellen (1·2 m) breiten und ½ Elle (39 cm) grossen Stein ein Schwert, ein Dolch, Pfeile und Urnen gefunden".

Diese Nachricht ist in der Localitätsangabe undeutlich und scheint verworren zu sein, denn obzwar hier viele kleine Felsen und Felsenvorsprünge „Skalka" und „na Skalce" genannt werden, so gibt es auf den Feldern doch keine solchen und die Gräberstätte von Mořina, trotzdem sie etwas höher am Fusse des Berges gelegen ist, bildet dennoch keinen Hügel. Die Benennung eines Dědek-Berges ist ganz unrichtig und hier überhaupt gar nicht bekannt. Nichtsdestoweniger ist aus dem Berichte ersichtlich, dass Krolmus seine Nachricht aus Aussagen ortskundiger Leute geschöpft hatte, aber die Fundplätze von Mořina und von den Felsenklippen der Krkavčí skála höchst wahrscheinlich, wie wir weiter unten sehen werden, zusammengemengte.

Seit dieser Zeit blieb die Gräberstätte wieder fast drei Decennien hindurch unbeachtet und würde vielleicht von der Erdoberfläche verschwunden und ganz in Vergessenheit gerathen sein, wenn ich bei meinen daselbst veranstalteten Nachforschungen nicht zur letzten Stunde dazu gekommen wäre; denn eben im Winter 1880—1881 wurde daselbst ein Theil des 34. Walddistrictes, in welchem der letzte bedeutende Rest der Gräber sich befand, gerodet.

Traurig ist das Schicksal dieser Gräberstätte, welches sie nach einer mehr als tausendjährigen Existenz in der jüngsten Zeit ereilt hatte. Bereits in früheren Jahren erlitt die Mořina einen argen Schaden durch eine Regulirung des Wassergrabens und durch die Anlage eines neuen Weges in das Forsthaus von Bezdědičky, indem der ganze mittlere Theil derselben dabei ausgerodet und planirt wurde. Trotzdem finden wir auf der Generalkarte der Herrschaft Hořovic-Jinec vom Jahre 1868 die übrige Mořina noch ziemlich intact, denn den grössten Theil derselben deckten damals noch die Waldungen des 34. und 35. Walddistrictes, von welchen bald darauf der letztere District ausgerodet und zu Feldern umgewandelt wurde (1870 - 1871 ?), wobei der grösste Theil (⅚) dieser Gräberstätte der gänzlichen Vernichtung anheimfiel! . . . Der übriggebliebene Theil (⅙) war noch im Frühjahre 1881 intact, obzwar ein Theil desselben wieder gerodet wurde; nachdem aber im Sommer die Baumstöcke an arme Leute veräussert und von diesen ausgegraben wurden, kann man sich eine Vorstellung von der Verheerung machen, die unter den Grabhügeln und Gräbern angerichtet wurde; denn die weitverzweigten Wurzeln der mächtigen hier gestandenen Bäume haben die Gräber durchwuchert und bedurfte es zu dieser Ausgrabung einer völligen Umwendung des Bodens, durch welche die schönen Grabhügel zu kläglichen Schutthaufen verwandelt wurden. Das Gestein aus denselben wurde dann in Stösse geschlichtet, um zur Ausführung verschiedener Bauten abgeführt zu werden, die Asche und die Lehmumlagen der Gräber auseinandergeworfen, der Boden planirt und — die Regulirung war fertig! . . . .

Nach dieser Katastrophe verblieb von der einstigen Mořina kaum nur noch der neunte Theil übrig, sowie die Sage, dass es hier und auf der Feldflur Mořina zur Nachtzeit, ja auch am hellen Tage und Abends umgehe.

Ich wende mich nun zur Beschreibung der Mořina, wie ich sie im Frühjahre 1881 vorgefunden habe.

Die Abgrenzung der ehemaligen Mořina — siehe Situationsplan Fig. 422 — hat ein unregelmässiges Fünfeck gebildet, welches ehedem mit Steinwällen umschlossen war; diese sind aber auf der Süd- und Ostseite durch die Regulirung der Bezirksstrasse und der nach Bezdědičky und Bezdědic führenden Feld- und Waldwege zerstört worden.

Bis zum Jahre 1868 bestand die Mořina noch aus folgenden drei Theilen: 1. der Walddistrict Nr. 35, 2. der Waldhau und 3. die noch im Walddistricte Nr. 34 theilweise erhaltene Gräberstätte.

Die Umgrenzung der ganzen Gräberstätte, welche aus den vorerwähnten Steinwällen bestand, hatte auf der westlichen Seite die Länge von 450, auf der nordöstlichen 510, auf der östlichen 230, auf der südöstlichen 190 und auf der südlichen 320 m, zusammen also einen Umfang von 1700 m, mit welchen sie einen Flächenraum von 20 Hektar (von welchem nunmehr auf die Feldflur 17 und auf die Waldflur 3 Hektar entfallen) einschloss. Die grösste Länge betrug 600 und die grösste Breite 450 m. Gedenkzeugen erzählten mir, dass in der zerstörten Mořina (1) sehr viele und verschiedene, den jetzt noch im Walde erhaltenen Grabhügeln ähnliche Hügel und Kuppen sich befunden haben, von welchen viele eine ansehnliche Grösse und Höhe aufwiesen, dass aber alle zerstört und der Boden planirt wurde. Die grossen Haufen aufgetragener Steine, welche auf dem Situationsplane in fünf Reihen (von West nach Ost) bezeichnet erscheinen, sind Ueberreste der zerstörten Gräber. Von diesen Steinhaufen waren hier noch mehrere deponirt, waren aber bereits zum grössten

Theile zur Verschüttung der bis über 3 m tiefen Rinnsale, welche nach der Ausrodung des Waldes und der Zerstörung der Ringwälle sich bei jedem starken Regen durch die von der Berglehne herabströmenden Wässer bildeten, verwendet worden. Dies war hier früher niemals der Fall, so lange der Wald und die die Todtenstätte schützenden Wälle bestanden, welche das herabströmende Wasser aufhielten und in eigens zu diesem Behufe angelegte Gräben abführten. Die Verwüstung, welche das Hochwasser im Jahre 1880 hier angerichtet hat, verwandelte das hier bebaute Feld in lauter Racheln.

Auf dieser Gräberstätte stand im südöstlichen Winkel derselben seit Menschengedenken ein hölzernes Kreuz, welches noch heute das einzige traurige Andenken der gewesenen Mořina bildet. Uebrigens sind noch immer die Stellen, wo ein Grab gelegen war, sichtbar; namentlich wenn man von der Ferne die Mořina betrachtet, treten auf dem Felde die schwärzlichen Flecke deutlich hervor.

Ueber den mittleren Raum (2) konnte ich keine näheren Nachrichten einholen, ausser von der alten

Fig. 444. Ansicht einer Partie der Gräberstätte „Mořina“ am Plešivec.

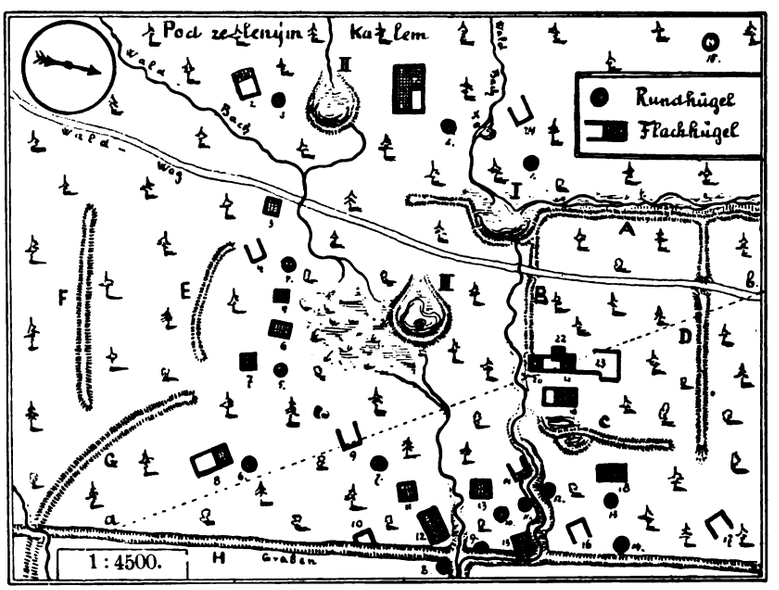


Fig. 445. Situationsplan der Gräberstätte „Mořina“ am Plešivec (1 : 4500).

Frau Barbara Hlavin aus Běštín, der ich sehr viele Nachrichten über Plešivec und dessen Umgebung verdanke; ich habe nur so viel erfahren können, so weit ihre Erinnerung zurückreichte, dass derselbe ursprünglich mit den anderen Theilen der Mořina ein Ganzes gebildet hatte und ehedem auch bewaldet war.

Wenden wir uns nun zu dem Reste des noch im Jahre 1880 intacten Theiles der Mořina (3).

In Fig. 444 bilde ich eine Gruppe von einem Rundhügel und einem Flachhügel ab, die Herr Bartholomäus Hlavin vor deren Zerstörung aufgenommen hatte. Auf dem Situationsplane Fig. 445 ist der Rundhügel mit 6 und der Flachhügel mit 8 bezeichnet.

Auf dem Situationsplane Fig. 445 (1 : 4500) ist der noch erhaltene Theil der Gräberstätte ersichtlich; der Richtweg *a b* theilt ihn in zwei Theile, nämlich in den östlichen, durch die Rodung im Jahre 1881 zerstörten, und den westlichen, der noch verschont blieb.

Wenn wir nun die Situation in's Auge fassen, stellt sich der Sachverhalt folgendermassen dar:

Der westliche Wall *A*, welcher der südliche Theil des 445 m langen Walles ist, hat eine Höhe von 50 cm und erreicht an der Basis die Breite von 1·5—2 m. Wie aus der Situation ersichtlich ist, hatte er den Zweck, die Gräberstätte vor den von der Berglehne herablaufenden Wässern zu schützen und dieselben in den Graben, der längs seiner Stirnseite gegen Westen errichtet ist, abzulenken. Dort, wo sich der ständige Bach dem Walle von Westen nähert, erweitert er sich zu einem Becken *I*, um das hereinströmende Wasser aufzufangen und mittelst eines tiefen Walldurchbruches, welcher in seinem östlichen Ringe noch jetzt mit grossen Steinen befestigt erscheint, in das vertiefte Rinnsal zu leiten; dieses Gerinne mündet bald in einen tief eingeschnittenen Bach aus.

Der 55 m lange Wall *B*, welcher aus dem Wellenbuge des Walles *A* hinausläuft und bei der Hügelgruppe 20—22 nunmehr unterbrochen ist, hatte, wie es scheint, denselben Zweck wie der Wall *A*, nämlich das anströmende Wasser abzuhalten, weil sich das Terrain hier gegen Nordost neigt. Der Wall *B* stand in Verbindung mit dem 50 m langen Walle *C*, dessen südlicher Ausläufer zwei übereinander ragende Terrassen bildet, in deren Einbügen sich das aus dem Boden hervorquellende Wasser ansammelt. Zu welchem Zwecke mag dieser absichtlich angelegte Wasserbehälter gedient haben?

Zu was der 109 m lange Wall *D* gedient haben mochte, welcher sich ebenfalls an den Wall *A* lehnt, ohne sich mit dem Walle *C* zu verbinden, habe ich ebenfalls nicht ermitteln können; da aber die hiedurch entstehende Lücke einen Eingang in das abgeschlossene Viereck bildet, dürfte angenommen werden, dass letzteres einen eigenen Zweck haben mochte, weil es für sich ganz abgeschlossen erscheint.

Alle hier erwähnten Steinwälle sind von 0·5 bis 1·5 m hoch und haben 1·5—3 m im Durchmesser. Die Durchbrüche in den Wällen *B* und *D*, durch welche der Waldweg führt, sind neueren Ursprunges.

Ausserdem befinden sich hier noch drei Wälle, welche höchst wahrscheinlich auch den Zweck hatten, das anströmende Wasser abzuhalten. Von diesen ist der Wall *E* 50, der Wall *F* 80 und der Wall *G*, welcher durch den neu errichteten Wassergraben *H* durchbrochen ist, 70 m lang; letzterer zog sich ehedem längs des Bachgerinnes weiter nach abwärts fort.

Ausser den Wällen verdient noch die Regulirung der Bäche erwähnt zu werden; denn bei einem grossen oder anhaltenden Regen schwellen diese an und ergiessen sich an der sanfter abfallenden Berglehne.

Auf der Westseite schützte, wie bereits gesagt, der Wall *A* die Gräberstätte; in der südwestlichen Waldflur jedoch, wo der Boden locker und sumpfig ist (wie dies auch der Name „zelený kal“, d. i. grüner Morast, genugsam charakterisirt) und bis in die Mořina hineinreicht, woselbst also eine Wallanlage in dem sumpfigen Terrain nicht viel genützt haben würde, bemühte man sich, das Wasser in eigens dazu errichteten teichartigen Wasserbecken aufzufangen, um es wieder durch eigens dazu ausgegrabene Ablässe in das Bachgerinne abzuleiten.

Eines von den Wasserbecken haben wir bereits beim Walle *A* erwähnt, ein zweites (*II*) befand sich in der Waldflur „Pod zelený̆m kalem“, durch welches heute noch ein Bächlein fliesst. Das Becken ist über 20 m lang, 17 m breit und von einem festen bis über 3 m hohen Erdwalle umschlossen.

Das dritte Wasserbecken (*III*) befindet sich bereits in der Gräberstätte selbst und ist 34 m lang und 25 m breit. Ein 1—3·5 m hoher und über 6 m breiter Erdwall umgab es in der Form eines Hufeisens. Der Boden desselben ist vertieft, so dass sich das aus dem Boden hervorquellende Wasser darin aufstaut. Aus dem derart angeschwollenen Wasser ragt ein grosser Steinblock, um welchen das Wasserbecken errichtet worden sein musste, weil eine Herbeischaffung eines so gewichtigen Steines durch Menschenhand unmöglich erscheint. Heutzutage durchläuft der Bach nicht mehr dieses Becken, sondern ergiesst sich seitwärts von demselben in einen 50 m langen und an 30 m breiten Morast, aus welchem das Wasser wieder in das alte Bachbett abläuft.

Schliesslich muss ich noch einen Wasserbehälter oder Brunnen erwähnen, der sich auf dem rechten Bacharme, nördlich von dem Wasserbecken *I* bei *x*

befindet. Heute ist derselbe fast ganz verlegt; nur am rechten Ufer des Baches bezeichnet ein grosser, flacher Steinblock die Stelle, wo ehedem das Wasser geschöpft wurde. Da der Boden hier durch das Wasser erweicht ist, dürfte derselbe als Fussunterlage gedient haben. In diesem Brunnen habe ich eine Menge von verschiedenen Gefässscherben gefunden, deren Vorkommen beweist, dass dieses frische und reine Wasser viel geschöpft wurde.

* * *

Wenn wir nun die Grabhügel in's Auge fassen, finden wir, dass einige von ihnen höher und rund sind, während andere mehr flache Hügel bilden. Alle

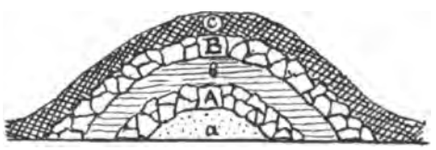


Fig. 446 *a* (1 : 150).

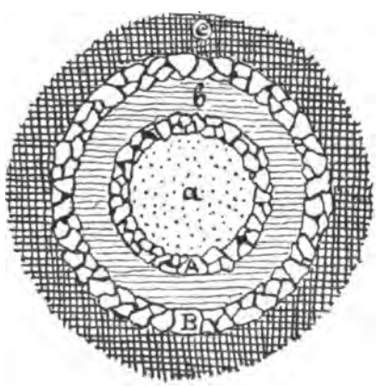


Fig. 446 *b* (1 : 150).
Runder Grabhügel von „Mořina“ am Plešivec.
a Durchschnitt, b Grundriss.

enthalten Leichenbrand. Bevor ich zur Aufzählung derselben schreite, ist es angezeigt, jede von diesen beiden Grabhügelformen, welche ich als Rundhügel und Flachhügel bezeichne, zu besprechen.

Alle Rundhügel, welche man hier „Homole“ nennt, sind, soweit ich dieselben untersucht habe, einander ganz ähnlich und ausser einem (Nr. 15) von gleichem Aufbau. Sie unterscheiden sich von einander nur in den Maassen und ist diese Grössendifferenz verschiedenen, oft rein äusserlichen Umständen zuzuschreiben. Ihre Höhe variirt zwischen 0·75 und 1·4 m und ihr Durchmesser an der Basis zwischen 2·3 und 4 m. Hiebei muss erwähnt werden, dass die Humusschichte, die sie bedeckt, oben circa 20 cm und am Fusse über 40 cm beträgt, wodurch die Hügel in der Wirklichkeit um diese Maasse kleiner erscheinen.

Alle diese Hügel, mit Ausnahme von Nr. 15, sind bewachsen, so dass sie nebst Gesträuch bis vier Bäume tragen. Ich habe vier derselben geöffnet, und zwar Nr. 2, 3, 7 und 15. In Nr. 12 wurde bereits vor mir nachgegraben, aber sehr oberflächlich, denn der Kern des Hügels blieb unberührt. Da alle diese Hügel (bis auf Nr. 1, 4, 5 und 6, die heute noch intact stehen) von gleicher Construction sind, dürfte es genügen, blos den von mir am 6. Juni 1881 geöffneten zu beschreiben. Es ist dies der auf dem Situationsplane Fig. 445 bezeichnete Hügel 3.

Dieser Grabhügel (vgl. Fig. 446 *a* Durchschnitt und *b* Grundriss) war 1·2 m hoch, hatte am Fusse 3·5 m im Durchmesser und beiläufig 10·5 m im Umfange; da derselbe aber auf einem gegen Osten sich etwas senkenden Terrain situirt war, erschien er an

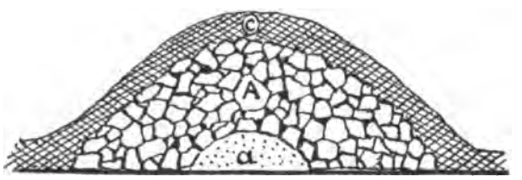


Fig. 447 (1 : 150). Runder, mit Steinen umlegter Grabhügel von der „Mořina“ am Plešivec. Durchschnitt.

dieser Seite um 50 cm höher. Er war von vier Bäumen, sowie von Gestrüpp bestanden.

Nach Beseitigung derselben und der beiläufig 20 cm starken Humusschichte *c* zeigte sich der Steinkranz *B*, der das Grab umgab. Ich liess deshalb den Hügel blos zur Hälfte aufbrechen, um dessen Bau und innere Zusammensetzung besser studiren zu können, und fand dabei, dass die erwähnte Steinumwallung oben 20—25 cm und am Boden bis über 40 cm stark war, unter welcher sich wieder eine an 30 cm starke Lehmschichte *b* befand, welche an vielen Stellen von blassrother Farbe war. Der Lehm und auch einige Steine waren durch Feuer gefrittet. Unter dieser Lehmschichte befand sich wieder ein 20 bis 25 cm starkes Gewölbe aus grösseren Steinen *A*, welche mitunter von der Last der auf ihnen liegenden Lehm- und Steinlage so ineinander eingezwängt waren, dass sie gewaltsam herausgebrochen werden mussten. Unter diesem Gewölbe befand sich der Kern des Grabhügels *a*: Asche mit etwas eingeschwemmtem Lehm, in welcher Masse nebst Holzkohlenstücken und

Scherben von Thongefässen sich einige wenige Bruchstücke von Eisenobjecten, darunter ein Eisenmesser (Fig. 450), vorfanden. Nach dem Herausnehmen des Inhaltes zeigte sich über dem rothgebrannten Boden die Höhlung von der Form einer flachgedrückten Halbkugel, welche eine Höhe von über 30 cm und einen Durchmesser von 1·2 m aufwies, wonach die Aschenlage beiläufig 0·25 m³ enthielt.[1])

Die andere nicht aufgegrabene Hälfte des Grabhügels zeigte den unter Fig. 446 *a* abgebildeten Durchschnitt.

Wenn wir nun die vom Feuer angegriffenen Steine, den rothgebrannten Lehm und den angebrannten Boden des Hügels, der seine Grundlage bildete, betrachten, erscheint es unzweifelhaft, dass der Leichenbrand an Ort und Stelle vollzogen wurde. Die Leiche musste auf dem lehmigen Boden in einem mit Steinen umlegten Scheiterhaufen verbrannt worden sein, worauf die Asche auf einen Haufen zusammengescharrt, mit Steinen bedeckt, darüber die umliegende Erde, auf welcher der Brandprocess stattfand, ebenfalls aufgeworfen und abermals gewölbartig mit Steinen bedeckt wurde.

Etwas abweichend von dem eben geschilderten Grabhügel erscheint Nr. 15. Derselbe ist bis jetzt von allen, die theils geöffnet und theils durchgraben wurden, der einzige nur aus Steinen aufgebaute Grabhügel (Fig. 447). Er ist nämlich in seiner Bauart jenem von Komorsko, wie wir weiter unten sehen werden, sehr ähnlich. Noch auffallender als dies ist seine abgesonderte Lage; im Uebrigen stimmte der Inhalt des Grabes mit jenem der anderen Grabhügel vollkommen überein. Auch hier mochte der Leichenbrand ähnlich wie bei dem vorerwähnten Hügel Nr. 3 an Ort und Stelle vollzogen worden sein, weil der Boden und ebenso viele von den Steinen, aus denen er aufgebaut war, Merkmale von Feuer an sich trugen. Den Kern desselben bildete wieder eine runde, an 30 cm hohe und im Durchmesser 120 cm haltende Aschenlage, in welcher ebenfalls Scherben von Thongefässen vorgefunden wurden.

Dieser Grabhügel war ganz mit aufgeschlichteten Steinen bis zu einer Höhe von 1·30 cm belegt und erreichte an der Basis einen Durchmesser von 3·5 m, welche Maasse durch eine gegen 20 m starke Humusschichte zu der Höhe von 1·50 m und zu der Breite von 4 m vergrössert wurden.

Die Maasse aller hier befindlichen Rundhügel erweisen sich nach deren Messung in Metern:[1])

Nr.	Grabhügel	Durchm.	Höhe
1	. . . . . *	4 —	1·40
2	geöffnet im Jahre 1881	4·—	1·40
3	„ „ „ . .	3·50	1·20
4	. . . . . *	3·50	1·—
5	. . . . . *	3·50	1·—
6	. . . . . *	4·—	1·10
7	geöffnet im Jahre 1881	3·20	1·10
8	in Resten	—	—
9	„ „	—	—
10	. . . . .	2·—	0·75
11	ausgegraben	4·50	0·50
12	in Resten	—	—
13	. . . . .	2·30	0·90
14	in Resten	—	—
15	geöffnet im Jahre 1881	3·50	1·40

* * *

Wenden wir uns nun zu den Flachhügeln, deren Erscheinen neben runden Grabhügeln etwas Selteneres ist.

Gleich nach der Oeffnung des ersten Rundhügels unternahm ich es, einen von den Flachhügeln zu untersuchen und wählte mir unter diesen den besterhaltenen (Nr. 21), welcher ohnehin der Demolirung verfallen war und eine Arbeit von zwei Tagen in Anspruch nahm, weil das Oeffnen desselben im Hinblicke auf dessen Aufbau mit Vorsicht vorgenommen werden musste. Ich liess auf der östlichen Seite desselben einen 1 m tiefen Graben ausheben, um den Hügel schichtenweise von der Seite abnehmen zu können, wobei ich fand, dass er auf dem natürlichen Boden angelegt war.

Dieser Hügel (Fig. 448) war ganz mit Steinen umlegt und mit jungen Eichen bewachsen; nur in der südöstlichen Ecke befand sich der tief eingewurzelte Stock einer unlängst gefällten Buche. An seine östliche Seite lehnte sich ein 50 cm hoher und 70—80 cm breiter Steinwall (Nr. 23) an, welcher sich gegen Norden zog; an der südwestlichen Ecke

[1]) Wenn wir den ganzen Inhalt dieses Hügels berechnen, enthielt er beiläufig:

an Asche *a*	0·25 m³
die Steine der Umwallung *A* . .	0·53 „
„ Lehmschichte *b*	1·40 „
„ Steinumwallung *B*	1·59 „
„ Humusschichte *c*	2·90 „
zusammen . .	6·67 m³

[1]) Die mit einem Stern bezeichneten Hügel blieben uneröffnet, alle übrigen, von welchen bereits einige stark beschädigt waren, sind demolirt worden.

stand ein dem vorigen ähnlicher, aber kleinerer Hügel (Nr. 22). Der ganze Hügel hatte, ohne die von ihm herabgerollten Steine mitzurechnen, 5 m im Quadrat und war 90 cm hoch. Nach Abtragung der Humuserde zeigte sich, dass im Inneren ein circa 4 m im Quadrat haltender Raum etwas eingesunken

Das Innere des Hügels bildete einen quadratförmigen Raum, der von einem über 50 cm breiten und 80—100 cm hohen Steinwalle *A* umschlossen war. In der Mitte war der Hügel durch eine über 30 cm breite Steinwand *B* in zwei Theile getheilt. Jeder dieser Theile war durch ähnliche, etwas über

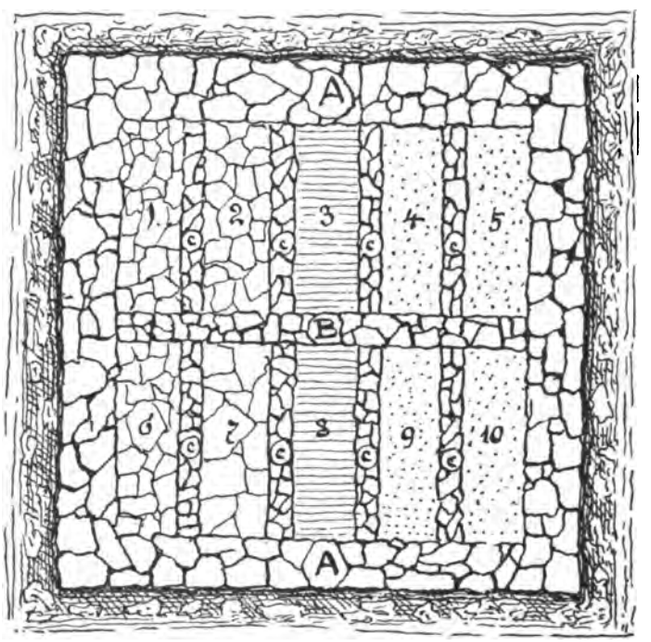


Fig. 448 *a*. Grundriss (1 : 150).

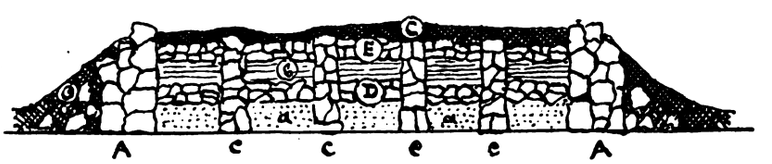


Fig. 448 *b*. Längendurchschnitt (1 : 150).

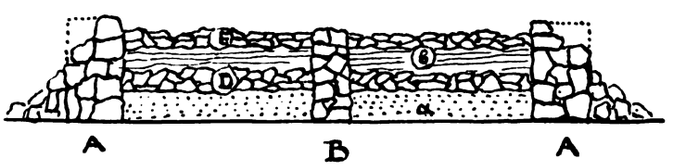


Fig. 448 *c*. Breitendurchschnitt (1 : 150).

Flacher Grabhügel von der „Mořina“ am Plešivec.

war; sonst machte es den Eindruck, als wenn die Decke gepflastert wäre, beiläufig so, wie die Flächen 1, 2, 6 und 7 auf dem Grundrisse desselben (Fig. 448 *a*) darstellen. Nachdem ich den Hügel ganz durchgegraben hatte, ergab sich der folgende Aufbau (vgl. Fig. 448, Grundriss *a* und *b* Längen- und *c* Breitendurchschnitt.)

20 cm breite Scheidewände *c* in fünf Felder getheilt (1—5 und 6—10), von welchen jeder gegen 180 cm lang und 60 cm breit war. Diese einzelnen Theile enthielten die einzelnen Gräber.

In jedem dieser Gräber befand sich unten am Boden die circa 20—25 cm hohe Lage *a*, welche Asche, untermischt mit eingeschwemmter Erde, ent-

hielt und in welcher sich kleine Holzkohlenstücke nebst wenigen kleinen Splittern verbrannter Knochen, etliche Scherben von Thongefässen und auch einige Bruchstücke von Eisenobjecten (darunter ein Messer, Fig. 452) und überdies auch Thierknochen befanden. Diese Aschenlage deckte eine circa 20 m hohe Steinschichte *D*, auf welcher sich wieder eine circa 20 cm hohe Lage von Erde und Lehm *b* befand, unter welcher, so wie bei den Randhügeln, blassrothe Stücke von gebranntem Lehm zum Vorschein kamen. Darauf ruhte wieder eine 20—25 cm hohe Steinschichte *E*, welche das Grab schloss.[1])

Die Beisetzung mochte auf ähnliche Art, wie ich sie bei den Rundhügeln beschrieb, stattgefunden haben, nur mit dem Unterschiede, dass der Brandprocess nicht bei allen Gräbern an Ort und Stelle vollzogen wurde. In dem eben besprochenen Hügel war der Boden nur in der Mitte angebrannt, dafür fand ich in dem anstossenden, nicht geschlossenen Wallrahmen, namentlich auf dessem nördlichen Flügel, vom Feuer gefrittete Steine, woraus geschlossen werden kann, dass die übrigen in diesem Hügel bestatteten Leichen daselbst verbrannt wurden. Dass aber die einzelnen Gräber nicht früher als nach der stattgehabten Beisetzung der Asche abgetheilt wurden, erhellt aus der unregelmässigen Aufschlichtung der Steinwände, die nicht eben lothrecht auf dem Boden stehen, sondern an die einzelnen Gräber gelehnt erscheinen. Die Beisetzung geschah demnach auf folgende Weise:

Zuerst wurde die Asche zu einem länglichen Viereck zusammengescharrt und durch Scheidewände von dem übrigen leeren Hügelrahmen abgetheilt und mit Steinen belegt; dann wurde auf diese Steinschichte die Erde oder der Lehm, auf welcher der Leichenbrand vollzogen wurde, aufgetragen und ebenfalls mit Steinen bedeckt, die nachher die Decke des ganzen Grabes bildeten.

[1]) Im Vergleiche zu den Rundhügeln weist dieser Hügel folgenden Kubikinhalt auf:

Zehn Gräber, von welchen ein jedes beiläufig enthielt:

Aschenlage *a*	0·260 m³
Steinschichte *B*	0·162 „
Lehmschichte *b*	0·162 „
Steinschichte *D*	0·172 „
zusammen .	0·756 m³
Zehn Gräber zu 0·7568 m³ . =	7·568 m³
acht Steinwände zu 0·7568 m³ =	1·623 „
eine Scheidewand	0·252 „
dazu der Steinrahmen	8·460 „
Es enthielt der Grabhügel daher zusammen	17·893 m³

Bevor zur Uebersicht der anderen Flachhügel geschritten wird, muss noch gesagt werden, dass, nachdem der Hügel durchgegraben war, ich auf der südwestlichen Ecke desselben auf einen ähnlichen Hügel (Nr. 22) stiess, welcher etwas über den unseren vorgeschoben war und daher die bezeichnete Ecke desselben deckte. Als ich denselben aufgrub, zeigte sich, dass er auf einem anderen eben solchen, aber etwas grösseren Hügel ruhe und dass es also unseren Flachhügeln gegenüber eigentlich ein Doppelhügel sei, dessen Gräber zweimal übereinander aufgetragen waren. Weiter unten werde ich noch auf denselben zu sprechen kommen.

Wenn wir nun diese flachen Hügel näher betrachten, so finden wir, dass einige von ihnen ganz gefüllt (3, 5—7, 11—13, 15, 18, 21 und 22) und andere blos zum Theile (1, 2, 8, 14, 19—20) besetzt waren; die dritte Art (4, 9, 10?, 16, 17, 23 und 24), welche eigentlich noch keine Hügel, sondern nur die offenen Umrahmungen von Stein zu denselben bilden, waren nur zu Gräbern vorbereitete Plätze.

Zur Ergänzung des Thatbestandes lasse ich die Maasse sowie auch den Flächenraum derselben mit Beifügung des mit Gräbern belegten Raumes und eventuell mit Angabe der beiläufigen Anzahl derselben folgen, die sie in Folge der belegten Fläche eingenommen haben dürften. Die Zahlen sind in Metern verzeichnet; die mit einem Stern bezeichneten Hügel sind noch ziemlich gut erhalten. (Siehe S. 225.)

Aus den nicht belegten Hügeln erhellt, dass zu einer gewissen Zeit die Beerdigung hier unversehens aufgehört hatte, und wenn wir die daselbst gemachten Funde mit in Betracht ziehen, dürfte der Schluss nicht verfehlt erscheinen, das Ende dieser Gräberstätte in die Zeit des sich hier allmälig ausbreitenden Christenthums zu verlegen; denn die hier gefundenen Objecte gehören ausser der älteren zumeist der jüngeren Burgwalltypus-Periode an.

Aus der Anlage der Grabhügel, in welchen mehrere Gräber beisammen vorkommen, erhellt, dass es den Rundhügeln gegenüber Gesammt- oder, besser gesagt, Familiengräber sind, wie wir solchen auch an anderen Orten begegnen. Die hier befindlichen Grabhügel waren verhältnissmässig gut erhalten, was lediglich dem Umstande zu verdanken ist, dass das Heidenthum sich im Podbrder Gaue allmälig in sich selbst auflöste und dass dieselben glücklicherweise bis in die letzten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts unbeachtet und daher intact geblieben sind.

Die Rundhügel sind den Flachhügeln gegenüber weit seltener. Der Umstand, dass die letzteren abgesondert von den gemeinschaftlichen Gräbern errichtet wurden, dürfte seinen Grund in einem Rangunterschiede haben, und mussten es gewiss hervorragendere Persönlichkeiten gewesen sein, welchen diese abgesonderte Beisetzung zutheil wurde. Es finden sich auf 319 Gesammtgräber nur 15 Einzelngräber, also beiläufig im Verhältnisse 22 : 1 oder 4·7%. Masse der daselbst aufgeschlichteten Steine, die aus den zerstörten Hügeln herrühren, ersichtlich. Angenommen, dass sie ebenso schütter wie die auf dem jetzt noch bestehenden sechsten Theile der ganzen Gräberstätte angelegt waren, würde sich die Zahl der Flachhügel auf 138 mit 1914 Gräbern und der Rundhügel auf 90 mit ebensovielen Gräbern, also zusammen auf 228 Grabhügel mit 2004 Gräbern belaufen haben. Dies ist allerdings nur eine approxi-

	Grabhügel	Angelegte Fläche				Belegte Fläche			
		Länge	Breite	Höhe	□m.	Länge	Breite	□m.	Zahl der Gräber
1	Nicht vollgefüllt . . . . . *	20·—	11·—	1·—	180·—	18·— / 12·—	10·—	133·—	94
2	„ „ beschädigt *	9·—	9·—	1·—	81·—	2·—	8·—	16·—	8
3	. . . . . *	5·—	5·—	1·—	25·—	4·—	4·—	16·—	10
4	leer . . . . . *	8·—	5·—	0·4	40·—	—	—	—	—
5	best erhalten . . . . . *	4·5	4·5	1·—	20·—	3·5	3·5	11·—	8
6	. . . . . *	6·—	5·—	0·9	30·—	5·—	4·—	20·—	15
7	. . . . . *	5·—	5·—	1·2	25·—	4·—	4·—	16·—	10
8	nicht vollgefüllt . . . . . *	20·—	5·—	1·—	100·—	4·5	5·—	22·—	14
9	leer	8·—	6·—	0·4	48·—	—	—	—	—
10	„	8·—	6·—	0·3	48·—	—	—	—	—
11	. . . . .	6·—	5·—	1·—	30·—	5·—	4·—	20·—	15
12	sehr beschädigt	13·—	6·—	0·7	88·—	12·—	5·—	60·—	40
13	. . . . .	6·—	6·—	1·1	36·—	5·—	5·—	25·—	12
14	nicht vollgefüllt	6·—	4·—	0·8	24·—	1·—	4·—	4·—	4
15	in Resten	6·—	5·—	—	30·—	5·—	4·—	24·—	10
16	leer	9·—	5·—	0·4	45·—	—	—	—	—
17	„	6·—	5·—	0·4	30·—	—	—	—	—
18	. . . . .	9·—	5·—	1·—	45·—	8·—	4·—	32·—	39
19	nicht vollgefüllt	13·—	4·—	0·7	65·—	4·—	4·—	16·—	10
20	„ „	14·—	5·—	0·6	70·—	4·—	4·—	16·—	10
21	. . . . .	5·—	5·—	0·9	25·—	4·—	4·—	16·—	10
22	Doppelhügel { obere . . .	3·—	3·—	2·2	9·—	2·—	2·—	4·—	2
	{ untere . . .	4·—	4·—		16·—	3·—	3·—	9·—	8
23	leer	17·—	5·— / 9·—	0·5	164·—	—	—	—	—
24	„	8·—	5·—	0·5	40·—	—	—	—	—
	Summa . .	—	—	—	1234·—	—	—	460·—	319

Von Interesse ist auch der erwähnte Doppelhügel (22), aus welchem ersichtlich ist, dass auch hier das Auftragen der Gräber übereinander gebräuchlich war, und daraus lässt sich auch die Lage von den bedeutend grösseren und höheren Hügeln auf der vor Jahren planirten Mořina erklären. Möglich auch, dass der jetzige Theil dieser einst so grossen Gräberstätte der jüngste derselben war.

Die Zahl der Grabhügel, welche die einstige ganze Mořina in sich fasste, ist nicht mehr zu ergründen; dass sie aber bedeutend sein musste, ist aus der mative Schätzung, allein sie hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. Da die Berichte der Gedenkzeugen angeben, dass der zerstörte Theil der Mořina sehr dicht mit Gräbern besetzt war und daselbst angeblich auch Bronzeobjecte gefunden wurden, so muss man deren Zerstörung für einen schweren Verlust für die Wissenschaft ansehen, weil so grosse Gräberstätten nur selten vorkommen.

Bis ungefähr um das Jahr 1880 war die Zahl der in Böhmen sichergestellten Brandgräber aus der jüngeren vorgeschichtlichen Zeit eine unbedeutende,

von welchen die Grabhügel von Želinky (bei Teplitz)[1], Běstvina (bei Chotěboř)[2] und Drahotěšic (bei Lomnitz)[3], die Kesselgräber von Pouchobrad (bei Chrudim) und Chrudim[4], die Brandgräber von Přilep (bei Smichov)[5], Velemin (bei Lobosic)[6], von Opočnice-Královic (bei Řičan)[7], Kunětická Hora (bei Pardubitz)[8], Chejnov (Bezirk Smichov)[9], Nahořan (bei Neustadt a. d. Mettau)[10] und das Urnengrab von Vyšinka bei Rataj (Bezirk Bechyň)[11] unzweifelhaft waren.

Dennoch zweifelten die jüngeren böhmischen Archäologen an deren Vorhandensein, weil einerseits die Historiker nichts von einem Leichenbrande aus dieser Zeit zu erzählen wussten und andererseits das häufige Erscheinen der *S*-Ringe in Skeletgräbern sehr viel zu der Folgerung beitrug, dass in der späten Heidenzeit der Leichenbrand bereits ausser Gebrauch gerieth. Es war lediglich die Folge eines Vorurtheils, in Folge dessen sich selbst erfahrene Forscher aus Mangel an genügendem Material oder wegen ungenügender Prüfung des Gegenstandes zu der obenerwähnten Ansicht verleiten liessen, was der gesammten Entwicklung der Wissenschaft nicht besonders förderlich war.

Inzwischen brachten neue Nachforschungen eine ganze Reihe von Gräberstätten an's Tageslicht, welche den altgewohnten Leichenbrand neben Leichenbeisetzung trefflich nachweisen. Von diesen neueren Funden seien die folgenden als die wichtigsten erwähnt:

Die Grabhügel von Plavnic (bei Budweis) und Frauenberg (Hluboká)[12], von Bor (bei Netolic)[13], Chedrby (bei Čáslau)[1], Michalovic (bei Deutsch-Brod) und Dobrá Vůda (bei Münchengrätz)[2], von Gross-Petrovic (bei Nechanic)[3], von Libějic und Lomec (bei Vodňan)[4], von Silberberg (bei Netolic), Veselí, Ujezd Ostrolov (bei Forbes) und Roth-Oujezd (bei Lišov)[5], von Radětic (bei Bechyň)[6]. Die Brandgräber von Netolic[7], Homolka (bei Neuhaus)[8], Lochovic (bei Hořovic)[9], Obřiství (bei Mělnik)[10], von Jaroměř[11], von Dauba[12] u. a. m.[13]

Nachdem wir die Zusammenstellung der hiesigen Grabhügel kennen gelernt haben, wende ich mich zu den Funden aus denselben.

Das Gros der Ausbeute aus allen Hügeln, welche theils von mir, theils von den Herren Hlavin geöffnet, theils von Arbeitern demolirt wurden, bestand in Scherben von Thongefässen, welche insgesammt dem Burgwalltypus angehören. Ueberwiegend ist die jüngere Periode von diesem Typus. Ferner kamen hier blos Eisenobjecte und Thierknochen vor; nur ein einziges Mal fand sich ein Anzeichen, dass auch Bronze vorhanden war. Alle diese Objecte lagen in der Asche zerstreut umher und waren mehr oder weniger vom Feuer angegriffen, manche von ihnen sogar verbrannt. Als Beispiel will ich nur einige der systematischen Ausgrabungen von hier besprechen.

[1]) Daselbst wurden in einem Grabhügel drei Skelette und drei Brandgräber übereinander entdeckt. Památky Archaeol., Bd. I, S. 44. Vocel's Pravěk země české, S. 478.

[2]) Mitth. der k. k. Centr.-Comm in Wien, Bd. III, p. CXVII.

[3]) Mitth. der Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. III.

[4]) Pam. Arch., II, 91, 92.

[5]) Poutnik, 1846, S. 283, Vocel's Pravěk, S. 6.

[6]) Mitth. der Anthropol. Gesellsch. Wien, VI, 295.

[7]) Pam. Arch. IV, 86 (XV, 370).

[8]) ib. IV, 88, 95. Pravěk, S. 6. Daselbst kamen *S*-Ringe zum Vorschein.

[9]) Krolmus in Pam. Arch. I, 91.

[10]) Mitth der k. k. Central-Commission, III, CXVI (XIV, 281) und Mitth. der Anthropol. Gesellsch., Sitzungsberichte, XX, S. 13.

[11]) Pam Arch. VI, 211. Pravěk 508. Daselbst wurden ebenfalls *S*-Ringe gefunden.

[12]) An beiden Orten sind die Hügel theils rund und theils viereckig. Woldřich in den Mitth. der Anthropol. Gesellsch., XVI, 82 u. 87.

[13]) Daselbst kommen *S*-Ringe vor. Woldřich, ib. XVI, 90. Pam. Arch., XIV, 348.

[1]) Čermák in d. Pam. Arch., XII, 358.

[2]) Heinrich Rychlý, ib. XIII, 19, und Pič, ib. XIV, 349, 606.

[3]) J. Honza, ib. XV, 623. Daselbst kamen neben Leichenbrand auch Skelette vor.

[4]) Woldřich, Mitth. der Anthropol. Gesellsch., XIV, 211; XVI, 89.

[5]) ib. XIV, 210; XVI, 90; XIX, 102; XXIII, 28.

[6]) Rychlý, ib. XXIII, Sitzungsberichte, 55.

[7]) Mit *S*-Ringen. Woldřich, Pam. Arch., XII, 145.

[8]) Mitth. der k. k. Central-Commission, IX, S. CX.

[9]) Jelínek in den Mitth. der Anthropol. Gesellsch., XVI, Sitzungsberichte, S. [34], Kesselgräber.

[10]) Sammlung des Städtischen Museums in Prag. Muldengräber.

[11]) Hrášk in Mitth. der k. k. Central-Commission, VI, p. XLI. und Pam. Arch., XV, 731.

[12]) Wo unter Skeletten theilweiser Leichenbrand mit *S*-Ringen verzeichnet wird. Ernest C. Graf Waldstein in Mitth. des Nordböhm. Excurs.-Club, Böhm-Leipa 1893.

[13]) Ausser den hier angeführten Gräbern wären noch viele andere zu verzeichnen, wie z. B. die Grabhügel von Kanina (bei Poděbrad — Pam. Arch., IX, 568) und Kazin (bei Königssaal — Pam. Arch., VI, 275), die Flachgräber von Leitmeritz (Mitth. der Anthropol. Gesellsch., XXI. Sitzungsberichte, 15). die Aschengruben (Pam. Arch., XV, 559) u. a. m.; weil aber die Berichte und Notizen über dieselben theils nur flüchtig. unklar oder mangelhaft erscheinen, kann man nur Notiz von ihnen nehmen, ohne sie anderweitig verwerthen zu können.

Im Rundhügel 2 wurden in der Aschenlage Scherben von 4 oder 5 Gefässen gefunden. Die bedeutendsten von ihnen waren ein Halsstück, einige Scherben vom Gefässkörper und ein Bruchstück des Bodens, so dass sich das Gefäss soweit zusammenstellen liess, dass dessen Form sich daraus ergab; sie ähnelt der Fig. 455, ist aber etwas kleiner. Das Halsstück des Gefässes hat 15·5 cm im Durchmesser, die Wand ist 3 bis 4 mm stark; es ist grau von Farbe, gut gebrannt und unter dem Halse auf der Ausbauchung mit 6 Ringfurchen verziert. Das zweite Gefäss musste klein und fein gearbeitet gewesen sein, denn es war am Boden blos 3 mm stark. Das dritte und vierte Gefäss mussten dagegen sehr gross gewesen sein, denn die Wandstärke des einen beträgt 18 und die des anderen 10 mm. Die übrigen Scherben waren durch die Gluth des Feuers fast weiss gebrannt und haben sich geworfen.

Von Thierresten fand sich nur der Zahn eines Rindes, welcher stark verkohlt und abgesprungen ist.

Im Rundhügel 3 befanden sich Scherben von 5 oder 6 grösseren und kleineren Gefässen, worunter eine Scherbe von einer Fig. 457 ähnlichen Schale, welche grau von Farbe ist und gut gebrannt erscheint. Ausser einigen Bruchstücken von Eisen fand ich hier auch ein Messer (Fig. 449).[1]) — Daselbst wurde auch ein von Grünspan angelaufener Aschenklumpen gefunden, ein Beweis, dass hier ein Bronze- oder Messingobject vorhanden war. Der Gegenstand musste aber klein gewesen und verbrannt worden sein, weil er bereits vom Roste verzehrt war.

Im Rundhügel 12, welchen die Herren Hlavin geöffnet haben, wurden wieder mit Ringfurchen verzierte Bruchstücke von einer Schale gefunden, welche sich ziemlich gut zusammenfügen liess (Fig. 458). Diese Bruchstücke lagen beisammen und bei ihnen der Kiefer von einem Hirschen.

Im Rundhügel 15 wurde nur ein Randstück von einem schwarz geglätteten, aber gut gebrannten Gefässe gefunden, welches mit Ringfurchen verziert war.

Die Flachhügel enthielten ebensolche Gegenstände wie die Rundhügel; weil aber in jedem von ihnen mehrere Einzelngräber vorhanden waren, vergrösserte sich verhältnissmässig auch deren Zahl. Wie die Gegenstände in diesen Hügeln vorgefunden wurden, werde ich nur aus einem derselben als Beispiel anführen.

In dem Flachhügel 21, welcher zehn Gräber umfasste, waren vorhanden:

Im 1. Grabe: Scherben von 5 verschiedenen grösseren und kleineren Gefässen.

Im 2. Grabe: Scherben von Gefässen, von welchen eines schwarz geglättet und gut gebrannt war; das zweite Gefäss scheint eine Schüssel gewesen zu sein und das dritte ein grosses, rohes Gefäss, dessen Wandstärke 10 mm betrug.

Im 3. Grabe wurden Scherben von 2 grossen Gefässen gefunden, von welchen das eine in der Gefässwand 6 und das andere 11 mm stark war.

Im 4. Grabe wurden Scherben von 3 Gefässen gefunden, deren eines eine Schüssel darstellte. Eine Scherbe rührt von einem 13 mm starken Graphitgefässe her. Das dritte Gefäss war klein, mit eingedrückten Ornamenten verziert, die jedoch sehr undeutlich sind; es scheinen dies grosse Tupfen gewesen zu sein.

Im 5. Grabe wurden Scherben von 4 Gefässen gefunden, und zwar von einer Schale und von einem grossen Gefässe, dessen Wandstärke 14 mm betrug; die anderen zwei Gefässe waren ohne besondere Merkmale.

Im 6. Grabe wurden zwar viele, aber unbedeutende Scherben von mehreren grossen und kleinen Gefässen gefunden, von welchen einige mit Ringfurchen verziert waren. Nebst diesen kam hier auch ein Eisenring zum Vorschein, welcher 4·5 cm im Durchmesser misst, 9 mm breit und 8 mm stark ist.

Das 7. Grab war seinem Inhalte nach von allen das reichste; es befand sich in demselben ein gebrochenes Halsstück von einem Fig. 456 ähnlichen Gefäss, welches mit Ringfurchen verziert, 5 mm stark war und am Munde 20 cm im Durchmesser hatte. Ferner befanden sich hier Scherben von einem Gefässe, welches auf der Aussenwand mit einem rothen Anstrich versehen war, und eine Scherbe von einem 13 mm starken Graphitgefässe. Beachtenswerth ist auch die Scherbe (Fig. 459) von einem 4 mm starken schwarzen Gefässe, welches mit geglätteten Streifen verziert war. Ausserdem kamen hier auch Bruchstücke von zwei Schalen zum Vorschein, von welchen die eine graue und die andere gelbe Färbung zeigte. Beide haben eine der Fig. 457 ähnliche Form. Von Eisenobjecten wurde in diesem Grabe ein Messer (Fig. 450) gefunden.

Im 8. Grabe befanden sich Scherben von 3 oder 4 Gefässen, von denen eines gross, die anderen aber kleiner waren; von letzteren erschien eines mit Ringfurchen verziert.

Das 9. Grab enthielt blos 3 Gefässe, deren eines Ringfurchen trug. Daselbst wurde auch eine eiserne Dolchklinge (Fig. 452) gefunden, welche beim Herausnehmen noch ganz war, an der Luft aber etwas abbröckelte.

Das 10. Grab enthielt Scherben von 3 oder 4 Gefässen, von welchen eines sehr roh und 7 mm stark war. Ein Bruchstück von einem Eisenringel und ein Bruchstück von einem Messer beschlossen die Ausbeute aus diesem Grabhügel.

Die Funde aus den übrigen Flachhügeln, welche ich nicht ganz öffnen konnte und die von Arbeitern durchgegraben und demolirt wurden, enthielten:

Der Flachhügel 12: Scherben von über 30 verschiedenen Gefässen, darunter 6 Schalen, 2 Schüsseln, 2 Graphitgefässe und 3 oder 4 kleinen Näpfen. Nebstdem wurden hier auch Scherben von zwei Fig. 469 ähnlichen Gefässdeckeln gefunden, deren Zapfen aber mit einem Loche versehen waren.

Der Flachhügel 11, welchen ich leider nicht systematisch durchgraben konnte, bot verhältnissmässig das reichste Studienmaterial. Vorerst fand ich hier ein Grab, welches statt des Steinpflasters sich von drei Steinplatten bedeckt zeigte, sonst aber nichts Besonderes enthielt. Die übrigen Funde ergaben dagegen eine Mannigfaltigkeit an Scherben, die sonst keiner von den anderen Hügeln bot. So viel ich zählen konnte, kamen hier 34 verschiedene Gefässe vor, welche fast alle beachtenswerthe Merkmale aufwiesen. Es gelang mir auch, ein der Fig. 456 ähnliches Gefäss aus mehreren Scherben zusammenzustellen, welches aus Glimmerthon verfertigt, gut gebrannt und von grauer Farbe ist. Auf dem oberen Gefässkörper ist es mit 6 Ringfurchen verziert, hat am Munde 16, in der Ausbauchung 18 und am Boden 10 cm im Durch-

[1]) Die Beschreibung dieses sowie auch anderer auf der Mořina gefundenen Objecte siehe weiter unten in der „Erklärung der Abbildungen".

messer. Die Höhe desselben beträgt 20 cm und die Stärke der Gefässwand 5 mm.

Ausserdem befinden sich hier noch zwei dem vorigen ähnliche Gefässe, von welchen das eine lichtgelb und das andere grau ist. Diese Gefässe waren mit verschiedenen dichten und auch weniger dichten Ringfurchen verziert. Auch zwei Bruchstücke von Schalen waren vorhanden. Die eine derselben (Fig. 457) war braungrau, 5 cm hoch und hatte am Munde 12 cm im Durchmesser. Die andere war viel grösser, röthlichgelb und 6 cm hoch.

Von anderen Gefässresten wurden gefunden: eine Scherbe von einem grossen Graphitgefäss, dessen Wand 13 mm stark ist; eine Scherbe von einem Gefässe, welches auf der Aussenwand mit einem rothen Anstrich bedeckt war, und eine 2 mm starke Scherbe von einem Napf. Ausserdem erwecken einige Gefässscherben besonderes Interesse, welche verschiedenartige Verzierungen tragen. Es sind hier zu erwähnen die in den Fig. 459—465 abgebildeten Stücke. Auch Scherben von Gefässdeckeln kamen hier vor, und zwar eine mit einem vollen Zapfen (Fig. 469); zwei andere waren mit einem Loche versehen.

Von Henkeln wurden hier drei Bruckstücke gefunden; zwei von ihnen erscheinen mit umgeschlagenen Rändern (Fig. 470) versehen. Von diesen ist der eine von grauer und der andere von lichtgelber Farbe; der dritte Henkel ist breiter als die anderen und trägt auf der Aussenfläche zwei Grate. Es sind dies die einzigen Henkel, die auf der ganzen Mořina gefunden wurden.

Von Eisenobjecten waren vorhanden: ein Messer (Fig. 499) und Bruchstücke von zwei anderen, nebst Bruchstücken von — wie es scheint — Nadeln.

Im 18. Flachhügel, welchen ich nur theilweise untersuchen konnte, wurden unter Scherben auch eine eiserne Lanzenspitze (Fig. 453) und ein kleiner Ring aus Eisen gefunden, welcher 4 mm breit, 3 mm stark ist und im Durchmesser 17 mm hat.

Von anderen Gefässscherben, die in diesen Flachhügeln gefunden wurden, ist noch zu verzeichnen:

Eine Scherbe von grauer Farbe mit vortretenden Bruchwellen (Fig. 466).

Aus der Feldflur Mořina stammen:

Das Bruchstück einer Schale mit einem Doppelhalse (Fig. 458).

Eine Scherbe von rother Farbe mit einem vortretenden Gitterwulst (Fig. 467) und eine andere vom Halsstück mit vortretendem Knotenwulst (Fig. 468).

Von Eisenobjecten ist mir nur eine Barthaxt (Fig. 454) zugekommen.

Ausser diesen Objecten kamen hier noch andere Gegenstände zum Vorschein, die viel älteren Zeiten angehören, als die Objecte, die wir in den Gräbern gefunden haben. Es sind dies nämlich zwei Palstäbe aus Bronze, von welchen der eine beim nördlichen Steinwalle auf der jetzigen Feldflur gefunden wurde und in's Landesmuseum in Prag gelangte.[1]) Der zweite Palstab wurde im Jahre 1877, als der letzte Waldrest auf der jetzigen Feldflur gerodet wurde, westlich von dem jetzt noch stehenden Kreuze gefunden, ist aber abhanden gekommen. Dieser soll, wie mich die Herren Hlavin versicherten, gleiche Form mit unserem sub Fig. 407 abgebildeten Stücke gehabt haben.

Was die keramischen Erzeugnisse von der Mořina anbelangt, so ist es bemerkenswerth, dass dieselben in ihrem Charakter oft ziemlich von einander abweichen; bald ist es der ältere, bald wieder der jüngere Burgwalltypus, welcher hier dominirt, und hie und da treten Gefässscherben auf, die auf eine noch ältere Zeit hindeuten dürften. Dies führt uns zu der Annahme, dass die Gräberstätte von Mořina wohl die ganze Periode des Burgwalltypus hindurch im Gebrauche war. Ob und wie weit sie in noch ältere Zeiten zurückreichen dürfte, ist aus dem spärlichen Material, das uns vorliegt, nicht mehr eruirbar.

Bei den keramischen Objecten ist der Mangel an Gefässhenkeln auffällig, blos drei derselben wurden gefunden; auch kein einziges Wellenornament, welches doch fast überall die Burgwallgefässe begleitet, kam zum Vorschein. Dies finde ich jedoch erklärlich, denn ausser einmal, am Hrádek bei Libomyšl,[1]) habe ich dasselbe in der ganzen hiesigen Umgebung niemals gefunden, woraus geschlossen werden kann, dass dieses Ornament hier nicht gebräuchlich war; dagegen finden wir aber auf den hiesigen Scherben Verzierungen, die ganz eigenartig sind und diesem Gaue eigenthümlich sein mochten. Auch die Gefässränder, deren ich über 30 verschiedene Formen gezählt habe, sind bemerkenswerth; es herrscht unter ihnen eine solche Mannigfaltigkeit, die man sonst nur von mehreren Fundorten zusammenstellen kann.

Von Wirteln kamen hier blos zwei Bruchstücke vor, deren Form sich nicht mehr errathen lässt. Der eine ist aus Lehm gebrannt, der andere ist aus Sandstein, beide durch die Gluth des Feuers verdorben.

Anhang.

Diverse Funde vom Plešivec.

Es erübrigt mir nur noch einige Funde anzuführen, die zerstreut am Plešivec gemacht wurden; sie mögen von bereits untergegangenen, ehedem bedeutenderen Orten herrühren.

a) Funde aus den Felsenhöhlen von der „Krkavčí skála".

Wie ich hörte, sollen in den Höhlen und Klüften der Krkavčí skála (Rabenfelsen) nächst dem alten

[1]) Es dürfte dies das Stück sein, welches in den Památky Arch., Bd. X, S. 391, als ein Fund vom Plešivec bei Beraun angeführt wird.

[1]) Daselbst trug eine Scherbe eine einfache Wellenlinie. Vgl. meine Notizen über vorgeschichtliche Funde etc. in den Mitth. der Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XVI, S. 35.

Thore Urnengräber entdeckt worden sein; weil aber die Klüfte häufig den Dieben und Wilderern zum Versteck dienten, wurden sie oft von den Landpolizeiorganen durchstöbert und ausgeräumt, wobei öfters verschiedene, mit Asche und Erde gefüllte Thongefässe herausgezogen und zerschlagen worden sein sollen.

Diese Vermuthung wird durch einen Fund, den ein Steinmetz daselbst im Jahre 1880 gemacht hatte, bestätigt. Als derselbe nämlich nach Material suchte, welches zu Pflastersteinen sich eignen könnte, fand er in einer Höhlung ein Gefäss, welches er, einen Schatz vermuthend, sofort ausleerte; weil er aber zu seiner Enttäuschung statt des ersehnten Schatzes nur Asche darin fand, zerschlug er dasselbe aus Missmuth an dem Felsen.

Nachdem mich Herr B. Hlavin von diesem Vorfalle verständigt hatte, begaben wir uns an den Fundort und fanden dort unter einem circa 2·3 m breiten und 1·5 m hohen Felsenblocke eine Höhlung, die so gross war, dass ein Mensch nur zusammengekauert darin liegen konnte, aber die drei Oeffnungen, welche in die Höhlung führten und ursprünglich mit Steinen ganz verdeckt gewesen sind, waren so eng, dass nur ein kleiner Hund hineinkriechen konnte. In der Mitte dieser Höhlung stand das besagte Gefäss, welches der Arbeiter mittelst eines Stockes hinauszog. Wir suchten eine so bedeutende Anzahl Scherben des zerschlagenen Gefässes zusammen, dass es uns möglich war, die ursprüngliche Form desselben sicherzustellen. Es ist das Gefäss Fig. 456.

Welche Bedeutung dieser Fund einst haben mochte, ist aus Mangel an erforderlichem Material schwer zu ermitteln. Gräber in Felsenklüften kommen hie und da vor und sind solche auch aus Böhmen bekannt,[1]) ob aber dieser Fund auch als ein Felsengrab angesehen werden kann, muss aus den erwähnten Gründen dahingestellt bleiben.

b) Ein Grubenfund bei Bezdědičky.

Oestlich von Bezdědičky, am rechten Ufer des Řeřich-Baches, in den Běstiner Wiesen, stiess man im Jahre 1880 bei Bewässerungsarbeiten auf eine runde, circa 40 cm tiefe und 2 m im Durchmesser haltende Grube, in welcher sich Asche und Scherben von Thongefässen befunden haben. Dieselben sind durchgehends sehr roh, von gelbrother Farbe, nicht stark gebrannt; nur eine Scherbe rührt von einem Graphitgefäss her. Dieser Fund dürfte der früheren Burgwalltypus-Periode angehören. Zwei Scherben, welche Verzierungen an sich tragen, bilde ich unter Fig. 471 und 472 ab.

[1]) Z. B. bei Jičin und in Jenikov (Jannig) bei Osek. Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, IX, 151. XIII, 107.

Erklärung diverser Fundobjecte vom Plešivec.

Eisenobjecte.

Fig. 449. Ein Messer, 144 mm lang, Klingenlänge 90 mm, Breite am Ansatze 16 mm. Die Handhabe ist rund. Gefunden auf der Mořina im Rundhügel 3.

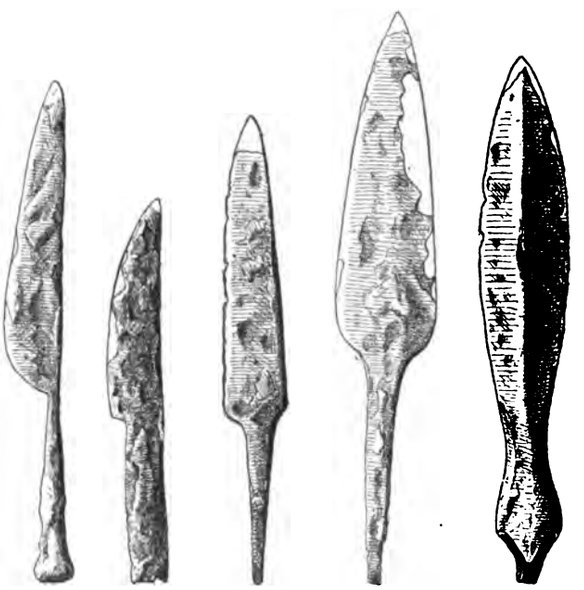


Fig. 449. Fig. 450. Fig. 451. Fig. 452. Fig. 453.

Eisenobjecte, gefunden auf der Mořina am Plešivec (1/3).

Fig. 449, 450, 451 Messer. Fig. 452 Dolchklinge. Fig. 453 Speerspitze.

Fig. 450. Ein Messer, 111 mm lang, Klingenlänge 64, Breite 11, Breite des flachen Messerstieles 6 mm. Mořina im Flachhügel 21.

Fig. 451. Ein Messer, 136 mm lang, Klingenlänge 88, Breite 18 mm, mit einem Ansatzstiele. Mořina, Flachhügel 11.

Fig. 452. Eine Dolchklinge mit Stiel, 165 mm lang; die Klinge ist blattförmig, 100 mm lang, am Ansatze 29 mm breit. Mořina, Flachhügel 21.

Fig. 453. Eine Lanzenspitze, höchstwahrscheinlich von einem Wurfspiess, an der Dille mit Ansatzzapfen (nunmehr abgebrochen) versehen. Länge (ohne Zapfen) 137, Breite 16 mm. Mořina, Flachhügel 18.

Fig. 454. Eine Barthaxt. Die Barthe scheint an der Axt angeschmiedet zu sein. Länge 235 mm, Breite der Barthe 132 mm; die Dille ist 43 mm lang und 3 mm breit. Gefunden auf der Feldflur Mořina.

Keramische Objecte.

Fig. 455. Ein Gefäss von dunkelrother Farbe, gut gebrannt, der Obertheil mit 10 Ringfurchen verziert. Dasselbe ist 25 cm hoch, hat an der Mündung 20, im Halse 18, in der Ausbauchung 24 und am Boden 12 cm im Durchmesser. Mořina, Rundhügel 12.

Fig. 456. Ein Gefäss von schwarzer Farbe, gut gebrannt, 22 cm hoch. Dasselbe hat am Munde 18 und am Boden 8 cm im Durchmesser. Gefunden in der Felsenhöhlung

Fig. 454 (1/4). Barthaxt, gefunden auf der Feldflur Mořina am Plešivec.

Fig. 455 (1/6).

Fig. 456 (1/6).

Thongefässe, gefunden am Plešivec.

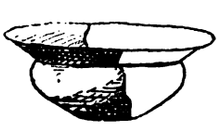


Fig. 457 (1/4).

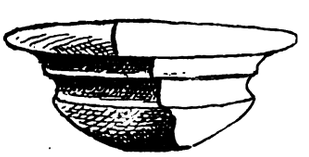


Fig. 458 (1/4),

Schalen aus Thon, gefunden auf der Mořina am Plešivec.

Krkavčí skàla. Aehnliche, aber mit Ringfurchen verzierte Gefässe wurden im Rundhügel 2 und in den Flachgräbern 11 und 21 gefunden.

Fig. 457. Eine Schale von braunrother Farbe, ziemlich gut gebrannt, 5 cm hoch, hat am Rande 12 cm (?) im Durchmesser. Mořina, Flachhügel 11.

Fig. 458. Eine Schale von brauner Farbe mit einem Doppelhalse, schwach gebrannt. Dieselbe gehört entschieden dem älteren Burgwalltypus an. Höhe 6·5 (?), Durchmesser am Rande 16 cm (?). Gefunden auf der Feldflur Mořina.

Fig. 459. Scherbe von einem schwarzen, mit geglätteten Streifen verzierten Gefässe, 4 mm stark. Mořina, Flachhügel 21.

Fig. 460. Scherbe von grauer Farbe, mit eingedrückten länglichen Sechsecken verziert. Mořina, Flachhügel 21.

Fig. 461. Scherbe von grauer Farbe, mit vortretendem Zickzackornament, 4 mm stark. Mořina, Flachhügel 21.

Fig. 462. Scherbe von grauer Farbe, mit vortretenden Halbmond- oder Spitzwellen verziert, 4 mm stark. Mořina, Flachhügel 21.

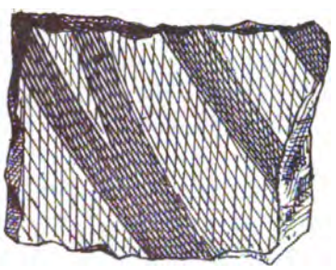


Fig. 459.

Fig. 461.

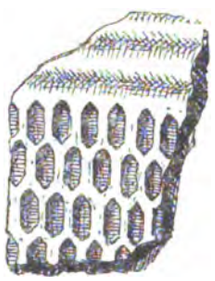


Fig. 460.

Fig. 462.

Fig. 463.

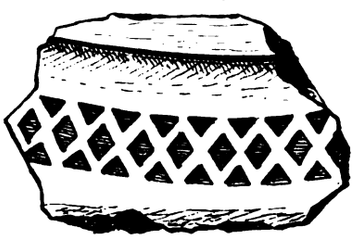


Fig. 464.

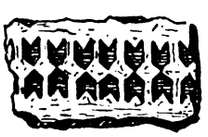


Fig. 465.

Fig. 466.

Fig. 459—466. Scherben von Thongefässen, gefunden auf der Mořina am Plešivec (1/4).

Fig. 463. Scherbe von lichtgrauer Farbe und schwächer gebrannt, mit eingedrückten Vierecken. Von diesen waren

[1]) Dieselbe Verzierung fand ich auch auf einem Gefässe aus einem römischen Brandgrabe aus Steiermark, welches aber einen römischen Boden hat, wogegen jenes von der Mořina einen ganz flachen Boden zeigt. (Sammlung der Křesťanská-Akademie in Prag.)

hier zwei mittelgrosse Gefässe vorhanden; bei beiden war der ganze Gefässkörper vom Halse hinab bis zum Boden verziert.[1]) Mořina, Flachhügel 21.

Fig. 464. Scherbe von grauer Farbe, mit einem Gitterring verziert. Mořina, Flachhügel 11.

Fig. 465. Scherbe von braungelber Farbe, mit pfeilspitzenförmigen Eindrücken verziert. Mořina, Flachhügel 11.

Fig. 466. Scherbe von grauer Farbe mit tiefeingedrückten Wellenlinien. Mořina, Flachhügel 18.

Fig. 467. Scherbe von rother Farbe, gut gebrannt, mit vortretendem Gitterwulst. Gefunden auf der Feldflur Mořina.

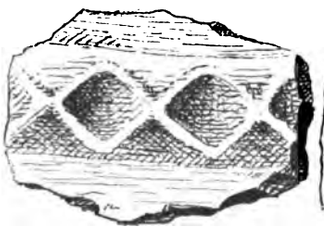


Fig. 467.

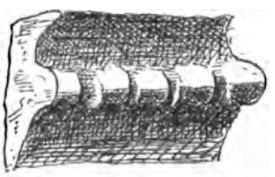


Fig. 468.

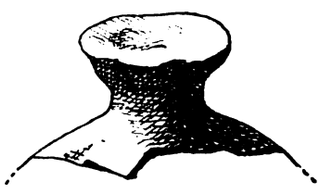


Fig. 469.

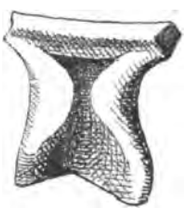


Fig. 470.

Fig. 467—470. Scherben von Thongefässen, gefunden auf der Mořina am Plešivec ($^1/_1$).

Fig. 471 ($^2/_3$).

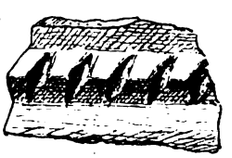


Fig. 472 ($^2/_3$).

Scherben von Thongefässen, gefunden bei Běštín.

Fig. 468. Eine 12 mm dicke Scherbe vom Halsstück, mit Knotenwulst, von lichtgelbrother Farbe. Dieselbe dürfte der alten Keramik angehören. Gefunden auf der Feldflur Mořina.

Fig. 469. Ein Zapfen von einem Gefässdeckel. Gefunden auf der Feldflur von Mořina. — Aehnliche Stücke wurden im Flachhügel 11 gefunden.

Fig. 470. Ein Henkel mit umgeschlagenem Rande. Gefunden auf der Feldflur Mořina.

Fig. 471. Eine 8 mm dicke Scherbe von einem grossen rohen, gelbrothen Gefäss mit eingeritzten Punkten. Dieselbe gehört dem älteren Burgwalltypus an. Gefunden in der Wiese bei Běštín.

Fig. 472. Eine 9 mm dicke Scherbe von einem Graphitgefässe, mit eingehackter Wulstverzierung; gehört dem älteren Burgwalltypus an. Gefunden in der Wiese bei Běštín.

Fig. 473. Eine 4 mm dicke Scherbe von blassrother Farbe, mit wellenförmig eingedrückten kleinen Vierecken. Gefunden auf der Wallburg.

Fig. 474. Eine 4 mm dicke Scherbe von grauer Farbe, mit schrägeingedrückten Vierecken. Gefunden auf der Wallburg. Aehnliche Stücke wurden auf der Mořina im 21. Flachhügel gefunden.

Fig. 475. Eine Scherbe von lichtrothgelber Farbe, mit Punkten verziert. Gefunden auf der Wallburg.

Fig. 474.

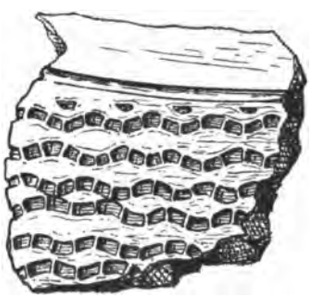


Fig. 473.

Fig. 475.

Scherben von Thongefässen, gefunden auf der Wallburg am Plešivec ($^1/_1$).

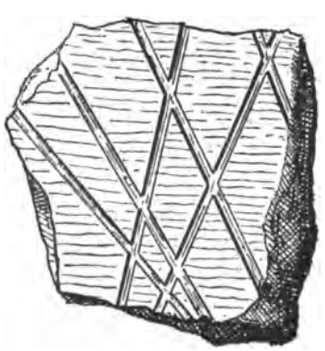


Fig. 476. Scherbe von einem Thongefässe, gefunden im Heiligthume am Plešivec.

Fig. 476. Eine 5 mm starke Scherbe von brauner Farbe, mit unregelmässig sich kreuzenden Furchen verziert. Dieselbe dürfte der alten Keramik oder dem älteren Burgwalltypus angehören. Gefunden im Heiligthume.

V. Komorsko.

Etwa 3·5 km südöstlich von Klinek, zwischen den Bergrücken des Pisek- und Bába-Baches, 1·14 km östlich vom Komorsko-Forsthause am rechten Ufer des Waldbaches Černična, in dem 68. und 73. Waldistricte, „Pod komorskou loukou“ genannt, breitet sich in der Länge von 466 und in der Breite von 200 m eine von Steinwällen durchsetzte Hügel-

gruppe aus. (Vgl. Situationsplan Fig. 477.) Der Name dieser Flur deutet auf eine Gräberstätte hin.[1])

Die Steinwälle, welche nunmehr an vielen Orten durchbrochen sind, scheinen ehemals nur zur Abgrenzung dieser Stätte gedient zu haben; blos die nordwestliche Gruppe derselben, welche einen sorgfältigeren Bau als die übrigen Wälle aufweist, scheint eine andere Bestimmung gehabt zu haben.

Die Hügel sind ebenfalls aus Steinen hergestellt und haben zumeist — bis auf sechs — an der Basis eine elliptische Form. Allem Anscheine nach dürften es Grabhügel mit Leichenbrand sein, was sicherzustellen allerdings noch weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben muss.

desselben war viel flacher und nicht so hübsch und sorgfältig aufgescharrt.

Viele von den Hügeln sind sehr verfallen und verödet und dürfte dies wohl die Folge des Rodens und Ausgrabens der Baumstöcke sein; nur einige von ihnen (Nr. 1, 25 und 36) fand ich etwas besser erhalten. Die Hügel sind heute nicht hoch, etwa 30—60 cm; nur die drei erwähnten erreichen eine grössere Höhe, und zwar: Nr. 1 1·30, Nr. 25 1·50 und Nr. 36 2 m. Ich habe alle gemessen und das Resultat ergab folgende Maasse in Metern:

Hügel	1	Länge	8·—	Breite	6·—
„	2	„	3·—	„	2·5
„	3	„	6·5	„	4·—

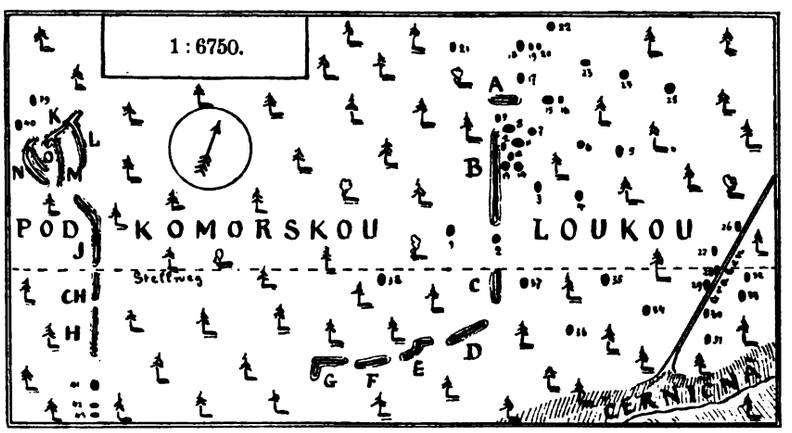


Fig. 477. Situationsplan der Hügelgruppe und der Steinwälle am Komorsko bei Plešivec (1 : 6750).

Ich habe nur einen dieser Hügel untersuchen können, nämlich den auf dem Situationsplane Fig. 477 mit der Nummer 36 bezeichneten, und weil denselben bereits Herr B. Hlavin durch Abtragen der Steine von oben zu öffnen begann, musste ich auch in derselben Weise seine Arbeit fortsetzen, bis ich den Kern desselben aufgeschlossen hatte. Derselbe hatte etwas über 1 m im Durchmesser, bestand aus einer circa 15 cm hohen Aschenlage, in welcher Scherben von drei Thongefässen aus der jüngeren Burgwallperiode, angebrannte Thierknochen und Knochensplitter, halbverkohlte und vermoderte Holzstücke nebst Holzkohlensplittern vorgefunden wurden.

Dieser Grabhügel, welcher eine Höhe von 2 m erreichte und dessen ovale Basis 6·5 × 4·5 m im Durchmesser hatte, war dem Steinhügel Nr. 15 von der Mořina sehr ähnlich errichtet; nur der Kern

[1]) Vgl. darüber in meinen „Památky slovanského pravěku v místních názvech“, Prag 1893, S. 11.

Hügel	4	Länge	6·5	Breite	5·—
„	5	„	4·—	„	3·—
„	6	„	3·—	„	3·—
„	7	„	4·—	„	4·—
„	8—14	„	3·—	„	2·—
„	15	„	4·—	„	3·—
„	16	„	1·—	„	0·6
„	17—18	„	5·—	„	4·—
„	19—20	„	1·5	„	0·7
„	21	„	5·—	„	4·—
„	22	„	5·5	„	5·5
„	23	„	3·5	„	2·5
„	24	„	3·—	„	3·—
„	25	„	6·—	„	6·—
„	26	„	7·—	„	2·5
„	27	„	5·5	„	2·5
„	28—29 (abgebrochen)	„	—	„	—
„	30—31	„	6·—	„	3·5
„	32	„	7·—	„	3·5
„	33	„	7·5	„	3·5
„	34	„	6·—	„	3·5
„	35	„	6·—	„	4·5
„	36	„	6·5	„	4·5

Hügel	37	Länge	5·—	Breite	4·—
„	38—39	„	7·—	„	6·—
„	40	„	8·—	„	7·—
„	41	„	6·—	„	4·—
„	42—43	„	1·5	„	0·7

Die Wälle sind durchschnittlich 3 m breit und 40—100 cm hoch. Die grössere Höhe gilt namentlich der Wallgruppe *K* – *O*. Die Länge jedes einzelnen Walles ergibt sich in Metern:

A	21		*Ch*	20	
B	49		*J*	(26 + 7) 33	
C	17		*K*	20	
D	17		*L*	16	64
E	26		*M*	25	
F	23		*N*	19	
G	(8 + 26) 34		*O*	11	30
H	30				

Weitere Arbeiten habe ich hier wegen Eintrittes von ungünstigem Wetter (im Jahre 1881) unterlassen müssen, ohne dass es mir bisher ermöglicht wurde, dieselben wieder fortzusetzen; um aber diese Grabhügel nicht zu übergehen, habe ich das Wenige, was ich über dieselben ermitteln konnte, sammt dem Situationsplane hier verzeichnet.

Das Waldrevier von Komorsko, sowie auch die Waldungen am Pisek- und Bába-Berge sind überhaupt noch wenig nach Alterthümern durchforscht worden. Dass daselbst mehr Material vorhanden sein dürfte, erhellt schon aus dem Berichte Kalina's von Jäthenstein,[1]) welcher meldet, dass im Jahre 1830 bei Jinec im Komorsko Waldrevier Sicheln aus Bronze gefunden wurden; ferner aus einer Localnachricht aus Běštín[2]), dass in den Bába-Waldungen Gefässe, ein Schwert und ein Dolch gefunden wurden.

Hiemit sind meine archäologischen Forschungen am Plešivec erschöpft und ich wende mich zu den in der Umgebung dieser Localität unter dem Landvolke herrschenden Sagen.

Am Plešivec soll eine feste Burg gestanden haben, über deren Schicksal die Sage erzählt, dass auf derselben drei Regenten, namens Prokop, gewaltet haben, unter deren Herrschaft die Burg von Feinden, die sich der daselbst untergebrachten Schätze bemächtigen wollten, zerstört worden sein soll.

Mehr als diese historische Sage bietet die Mythe über Plešivec und seine Umgebung.

Es ist eine schwere Aufgabe, den Anfang und das Ende von alldem, was nach der Meinung der Bevölkerung hier vorging und noch vorgeht, zu finden; denn es treibt sich hier in der ganzen Gegend so Manches herum, was dem friedlichen Thalbewohner oft nicht geringe Furcht und Schrecken einflösst. Es sind zumeist die wilden Weiber, welche bei Tag und Nacht die Wälder durchstreifen, um Menschen anzufallen, die Windsbraut (Meluzina) durchbraust die Klüfte und wagt sich sogar bis in die Wohngebäude; auch lässt sich von Zeit zu Zeit die Todesgöttin mit ihrem nächtlichen Gefolge sehen und auf der Mořina erscheinen verschiedene Spukgestalten, darunter namentlich die tückischen Irrlichter. Ferner gibt es verschiedene Hexen und Hexenmeister, die auf dem Bába-Berge ihre nächtlichen Zusammenkünfte abhalten; schliesslich ist es der verruchte Lindwurm, der schon manchen seiner Witze an den unglücklichen Menschen ausgeübt hat, und endlich der obligate Teufel. Dagegen gibt es hier wieder auch Geister und Erscheinungen, welche dem Menschen nutzbringend sind. Es sind dies die Medulina oder Paní Bába (Frau Mutter Erde), der Berggeist Hejkal, die Hausschlange und beziehungsweise auch die Schlangenkönigin (Královna hadstva) vom Podbrder Gau.

Alles, was über diese Erscheinungen verlautet, zu verzeichnen, würde seines Umfanges wegen hier nicht Platz finden können; ich werde deshalb nur in Kürze die interessanteren, mehr localen Sagen verzeichnen.

Von dem Steinmeere, welches sich unterhalb des grossen und des kleinen Felsens weithin ausbreitet, erzählt die Sage, dass es eine verwunschene Stadt sei. Von oben, von dem kleinen Felsen, dort, wo sich die Teufelskanzel erhebt, soll der böse Geist unter Assistenz eines Zauberers – eines Ministranten — die hier blühende Stadt einst unter schweren Entzauberungsbedingungen zu Stein- und Felsengerölle verwünscht haben. Wie und auf welche Art diese Entzauberung geschehen soll, ist dem Gedächtnisse meines grauen Begleiters Formanek aus Lhotka, dem ich diese und noch andere Mittheilungen über Plešivec verdanke, leider entschwunden, und so dürfte es noch eine geraume Zeit dauern, bevor ein glücklicher Zufall diese Einöde wieder zu einer Stadt umwandeln wird.

In dem grossen Felsen haust auch der Rarach oder Rarášek (Lindwurm); man hat ihn oft in der Abenddämmerung aus demselben über das Litava-Thal in die Berglehne des gegenüberliegenden Ostry-Berges fliegen gesehen. Seine Erscheinung ist furcht-

[1]) Böhmens Opferplätze etc., S. 179—180.

[2]) Lumír, Prag 1852.

einflössend; ein überaus grosser, violettroth glühender Kopf mit einem langen feurigen Schweif, aus welchem ein Funkenregen weit umhersprüht, gehören zu seinen besonderen Merkmalen. Während des Fluges hört man ein Brausen und das Knistern der Funken. Sonst nimmt dieses Ungeheuer auch andere Gestalten an; so z. B. läuft es in Klinek des Nachts in der Gestalt eines schwarzen Hundes ohne Kopf mit feurigen Augen umher und Viele, die es in dieser Form gesehen haben, erkrankten darüber vor Schrecken; eine alte Bettlerin aus Jinec soll sogar den Tod davon gehabt haben.

Mit diesem Lindwurm stehen auch die Sagen von den in Plešivec verborgenen Schätzen, die derselbe bewacht, im Zusammenhange.

Im Inneren des Berges soll ein goldener Tisch verborgen sein. Einst ging in der Charwoche eine arme Familie in den Wald auf Holzsuche. Die Mutter gewahrte zu ihrer Verwunderung in dem Felsen eine früher nicht bemerkte Höhle. Als sie in dieselbe trat, erblickte sie in der Mitte einen goldenen Tisch, um welchen zwölf goldene Stühle standen. Ueber diesen Reichthum erstaunt, lief sie hinaus, um ihren Mann herbeizurufen; als aber beide wieder zu dem Felsen kamen, war die Höhle verschwunden und der Felsen überall verschlossen.

Als im vorigen Jahrhunderte (1742) die Franzosen über Lochovic und Jinec nach Pisek zurückgingen, vergruben sie angeblich am Plešivec irgendwo an der Strasse, die sie für sich erbauten und die bis heute noch nach ihnen „Francozská cesta“ (der französische Weg) heisst, ihre Kriegscasse. Seit der Zeit fahndet man nach derselben; ja, noch vor Jahren kamen Franzosen hieher, um den Schatz aufzusuchen; aber Alles blieb erfolglos. Nur ein Weib aus Lhotka war nahe daran, ihr Glück zu machen, als sie an einem Gründonnerstage des Weges daher ging und unweit desselben eine grosse eiserne Lade erblickte, die wie aus der Erde hinausgewachsen da stand. Sie versuchte vergebens, die Kiste auf den Weg zu schaffen, denn sie war zu schwer. Anstatt dieselbe zu bannen, eilte sie hinweg, um die in der Nähe arbeitenden Köhler zur Hilfe zu rufen. Als sie aber mit denselben wieder an Ort und Stelle kam, war die Lade verschwunden.

In den südlichen Felsen des Plešivec, bei der Krkavčí skála, haust die Königin aller im Podbrder Gaue lebenden Schlangen. Sie trägt am Kopfe eine goldene Krone, um deren Werth man den ganzen Gau kaufen könnte. Aber den Verlust der Krone müsste die Königin und alle ihr untergeordneten Schlangen im ganzen Gaue mit dem Leben büssen; deshalb hütet sie auch ein Schwarm von Hofschlangen, namentlich im Sommer, wenn sie sich in der Sonne wärmt und schlummert, wobei die Krone über ihr liegt. Würde man vor ihr ein weisses Tuch ausbreiten, möchte sie die Krone darauf legen.

Ein Jägerbursche, welcher reich werden wollte, wagte es, ihr die Krone zu rauben. Zu diesem Behufe sammelte er verschiedene Kräuter und Wurzeln und trocknete sie, um durch deren Rauch die Schlangen zu betäuben. Nachdem er den Felsblock, auf welchem sich die Königin zu wärmen pflegte, ausgespäht hatte, breitete er auf demselben ein weisses Tuch aus und lauerte aus der Ferne auf die Königin, die mit ihrem Gefolge richtig den Block hinangekrochen und die Krone auf das Tuch neben sich niedergelegt hatte, worauf sie einschlief. Der Jäger näherte sich nun achtsam dem Felsblocke, zündete die Kräuter an und beräucherte damit die Schlangen so lange, bis alle betäubt eingeschlafen waren. Begierig, der Krone habhaft zu werden, riss er unvorsichtigerweise das Tuch so hastig weg, dass dadurch die Königin erwachte, alle Schlangen aufweckte und mit ihnen den Räuber verfolgte. Der geängstigte Jägerbursche, obzwar er schnell ein Ross bestieg und davon ritt, sah mit Grausen, wie seine Verfolger sich um die Füsse seines Rosses wie Stricke flochten, seinen Lauf hemmten und, trotz verzweifelter Gegenwehr schlang sich ihm die Schlangenkönigin um den Hals, bis er von vielen Bissen entkräftet mit seinem Rosse stürzte und von den Schlangen todtgebissen wurde. Seit der Zeit versuchte Niemand mehr, die Schlangenkrone zu erlangen und, so waltet bis auf die heutigen Tage die Schlangenkönigin des Podbrder Gaues in den Felsen des Plešivec.[1])

Ausserdem gibt es hier auch Geister, welche dem Menschen nutzbringend sind. Von diesen verdienen besonders die folgenden hervorgehoben zu werden:

Die Medulina oder Paní Bába (Frau Mutter Erde). Sie bringt Fruchtbarkeit, den Feldern Segen und den Menschen Wohlstand. Es soll eine weisse Frau von mildem und gutmüthigem Gesichte sein, welche in einem goldenen Wagen herumfährt, in der rechten Hand einen Blumenstrauss haltend und

[1]) In den Smečno-Bürglitzer Waldungen gelang es einem Jäger, der Krone der dortigen Schlangenkönigin habhaft und dadurch reich zu werden. (F. Heber's Burgen und Vesten Böhmens. Bd. V, S. 55.)

am linken Arm einen Korb mit goldenen Aepfeln tragend.

Der populärste unter den Geistern, welche in der Gegend von Plešivec hausen, ist der Hejkal, Hejhal, Pan Jan oder Babí Jan (d. i. Johann von dem Bába-Berge), der spottweise auch Kejhal und Fabiján genannt wird. Er ist der Beherrscher des ganzen Brdy-Gebirges, so wie der Pan Jan oder Rübezahl im Riesengebirge, der Mákal im Böhmischen Mittelgebirge und der Bílý Duch (Weisser Geist) im Weissen Gebirge.

Die Sagen, welche von ihm erzählt werden, alle wiederzugeben, würde hier zu weit führen, und es dürfte vorläufig hinreichen, wenn ich zur näheren Charakterisirung dieses Geistes den Inhalt einiger derselben anführe; nur so viel sei gesagt, dass dieselben im Genre der Sage vom Rübezahl sind, jedoch mit dem Unterschiede, dass sie sich ohne dichterische Zusätze beim Landvolke traditionell in ihrer ursprünglichen Form erhalten haben.

Der Aufenthaltsort des Hejkal ist auf dem Bába-Berge, wo er in einem goldenen Schlosse wohnt. Alle sieben Jahre tritt er aus diesem geheimnissvollen Schlosse heraus, um die folgenden sieben Jahre wieder in der freien Natur zuzubringen. Das Landvolk freut sich über seine Ankunft, denn er bringt Segen für alle Lebensbedürfnisse. Seine Gegenwart gibt er immer zur Mittagszeit durch ein besonderes Haorufen kund; aber seine Stimme hallt so furchtbar durch den Wald, dass den Leuten die Haare zu Berge stehen und Alles aus den Wäldern in die Felder flieht, weil der Hejkal nicht gerne den Wald verlässt.

Wenn man vom Hejkal spricht, soll man ihn „Pan Jan“ (Herr Johann) oder „Babi Jan“ nennen; die aus diesem Worte entstandene corrumpirte Bezeichnung „Fabijan“ und aus Hejkal „Kejhal“ (das ist: der Gackerer) ist für ihn beleidigend und reizt ihn zum Zorne.

In der Gestalt eines mittelgrossen, aber robusten Mannes pflegt Hejkal, grau gekleidet, herumzugehen. Auf dem Kopfe trägt er einen breiten, tief in die Stirne gedrückten Hut. Sein Gesicht ist fein, wie aus Spinnengewebe. Er trägt auf dem Scheitel einen grauen Schopf; tritt er aber nur als Geist auf, so hat er statt dessen einen goldenen Schopf. Ausserdem nimmt er auch andere Gestalten an: von der einer Grille angefangen wächst er bis zu einem Riesen. Seine Macht ist der eines Gottes gleich, denn er verwandelt leblose Sachen in lebende Wesen, ruft Unwetter herbei und vertreibt es wieder, stattet Thiere mit übernatürlichen Fähigkeiten aus u. s. w. Sein Charakter ist im Allgemeinen etwas reizbar. Guten Menschen ist er zugethan, bösen Menschen aber abhold; er findet Gefallen daran, mit Menschen zu scherzen, wobei er den guten behilflich, den bösen aber schädlich ist und sie sogar verfolgt. Für eine Beleidigung straft er den Frevler, dagegen belohnt er wieder Leute, die gut sind und ihm Ehrfurcht erweisen. Auch liebt er es nicht, wenn Leute während seiner Anwesenheit auf der Erde öfters die Wälder besuchen; da pflegt er sie zu necken, wobei er es auf Jäger, Heger, Wilderer, Wilddiebe und Leute, die im Walde Holz, Erdbeeren, Pilze und andere Waldfrüchte sammeln, am meisten abgesehen hat.

Auf dem Berge Bába befindet sich auch der Zaubergarten des Hejkal; man findet denselben aber nicht so leicht. Dort wachsen gar sonderbare Pflanzen; aber Hejkal liebt es nicht, dass Menschen denselben betreten, darum verwandelt er ihn in eine Einöde. Leuten, die dort etwas suchen, spielt er gewöhnlich einen Streich und neckt sie auf alle mögliche Art: entweder springt er, unsichtbar für sie, in ihren Tragkorb und macht sich darin so schwer, dass sie mit der Last kaum von der Stelle fortkommen können, oder er zirpt ihnen in's Ohr wie die Grille, kriecht den Weibern auf die Brust, kitzelt sie am Halse und unter der Nase, macht, dass die Leute den Weg verfehlen, und führt sie über das Gebirge in einer ganz entgegengesetzten Richtung zum Walde hinaus u. s. w.

Ueber Hejkal's Herkunft sind die Sagen einander etwas widersprechend; man glaubt blos, dass er seit undenklichen Zeiten in diesem Gaue hause. Einige sagen, dass er ein Geist, Andere dagegen meinen, dass er ein in Geistergestalt verzauberter Prinz wäre; im Allgemeinen ist aber der Glaube verbreitet, dass er ein Berggeist und König oder Beherrscher (pán) des Brdy-Gebirges sei.

Die Volkssage vom verzauberten Prinzen neigt etwas zu der Sage von der Herkunft Rübezahl's hin, welche ich zum Vergleiche mit den Sagen über Hejkal und wegen ihres mythologisch interessanten Inhaltes nach der freundlichen Mittheilung meines Freundes, des verstorbenen Statthaltereirathes Moriz Lüssner, hier wiedergeben will, umsomehr, als dieselbe ein besonderes Licht auf den Glauben von der Seelenwanderung wirft.

Pan Jan (Rübezahl) war ein Kind der fortgesetzten Liebe des Geistes eines Verstorbenen mit seiner noch lebenden Geliebten. Sein Geburtsort war in Bohdaneč

(bei Pardubic) im Hause Nr. 126. Seiner Mutter entschlüpfte nun einmal dieses Geheimniss und seither pflegten die Kinder dem jungen Jan, wenn er mit ihnen spielte, seine Herkunft von einem Geiste (že je vod ducha) vorzuwerfen. Den Jan grämte dies, er beklagte sich oft bei seiner Mutter darüber, die ihn aber immer zu beschwichtigen wusste; als er aber älter wurde und dieselbe einmal über seine Herkunft befragte, gestand ihm die Mutter den wahren Sachverhalt. Seit der Zeit mied Jan die Gesellschaft seiner Spielgenossen und als er heranwuchs und Niemand mit ihm wegen seiner Herkunft verkehren wollte, rieth ihm die Mutter, in die Fremde zu gehen. Jan gehorchte und machte sich auf den Weg nach Pardubic, in der Absicht, nach Schlesien auszuwandern. Als er aber auf den Semtiner Teichdamm kam, gewahrte er unter einer Eiche einen Greis sitzen, der ihm stehen zu bleiben hiess und ihn fragte, warum er so traurig wäre und wohin er gehe. Jan gestand ihm die Ursache seiner Reise und der Greis rieth ihm, nicht weiter, sondern auf die nahe Burg Kunětická Hora zu gehen, wo ihn das Glück erwarte; dabei beschenkte er ihn mit einem Bogen, der unfehlbar schoss, und mit einer Feder, welche er ihm auf die Mütze zu stecken hiess mit dem Bedeuten, nie mehr mit entblösstem Haupte unter freiem Himmel herumzugehen, damit ihn kein Unglück treffe. Der Greis versprach ihm weiter, ihn dorthin zu bringen, wohin er gehöre, wenn es an der Zeit sein werde. Hierauf gab er sich dem Jan als sein Vater zu erkennen und verschwand.

Jan ging auf die Kunětická Hora, wo er einen Dienst fand und bald darauf gelangte er auch in den Besitz des ganzen Gutes. Einmal badete er, als ihn seine Diener riefen, dass ein überaus schöner Hirsch in der Nähe weide. Jan fasste seinen Bogen und eilte, ohne die Mütze aufzusetzen, hastig hinaus aus der Badestube und schoss auf den Hirschen einen Pfeil ab. In dem Augenblicke stürzte sich der Hirsch auf den Jan, nahm ihn auf's Geweih, hob sich mit ihm in die Lüfte und liess sich erst im Riesengebirge mit ihm nieder, wo von nun an daselbst Jan's Herrschaft ihren Anfang genommen hatte.

Schliesslich muss ich noch die Hausschlange (Domácí had oder Hospodářík) erwähnen, welche mit dem Hausgeiste oder Schröttel (Skřitek, Šotok) identisch ist und von dem sie sich blos durch ihre Gestalt unterscheidet.

Die Hausschlange wohnt in jedem Hause, entweder unter der Thürschwelle oder im Keller und auch unter der Grundveste der Hauptmauer und schleicht im ganzen Hause herum; auch wurde sie schon auf dem Dachfirste gesehen. Sie schützt das Haus und die ganze Wirthschaft und bringt Segen.

Die Hausschlange wird verschieden beschrieben; im Podbrder Gaue sieht sie so wie alle übrigen Schlangen aus, trägt aber dafür häufig eine goldene Krone auf dem Haupte.

Die Hausschlange darf man nicht beleidigen, sonst würde sie ausziehen und dadurch dem Hause Glück und Segen entzogen. Wenn Jemand eine solche Schlange tödten würde, müsste der Hauswirth sterben. Jeden, der dem Hause oder der Familie einen Schaden zufügen will (z. B. einen Dieb, einen Brandleger u. dgl.), beisst sie und muss derselbe an dem Bisse sterben. Ausserdem gibt sie durch verschiedene Warnungssignale der Familie kund, wenn ein Unglück oder eine Gefahr im Anzuge ist. So z. B., wenn sie unter der Schwelle hervorkommt, kündigt sie dem Hauswirthe den nahen Tod an; wenn sie durch ihr eigenthümliches Pfeifen sich bemerkbar macht, ist für das Haus eine Gefahr bevorstehend. Sonst pflegt sie auch Bilder von der Wand, Teller und Schüsseln vom Schrein herunterzuwerfen oder poltert in den Wänden u. s. w. immer, wenn Jemand aus der Familie sterben soll. Ehedem soll man, namentlich an Feiertagen, dieser Schlange Ueberreste vom Mahl in den Keller getragen und vorgelegt haben.

Literaturberichte.

5.

Ed. Hahn, Demeter und Baubo. Versuch einer Theorie der Entstehung des Ackerbaues. 77 Seiten. 8°. Lübeck, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei Max Schmidt.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass der Ackerbau, soweit er auf Verwendung des Rindes zum Ziehen des Pfluges und Wagens und auf dem Genusse der Milch beruht, aus geschlechtlichen Cultgebräuchen hervorgegangen sei. Bevor man den Wagen zur Beförderung von Lasten benützt, habe er „hieropornischen" Gebräuchen dienen müssen, nämlich die der geschlechtlichen Fruchtbarkeit vorstehenden Gottheiten im Huldigungsumzuge durch das Land zu führen, und lange bevor man Rinder zum Ziehen des Pfluges verwendet habe, seien sie dem Dienste jener Gottheiten gewidmet gewesen. Nicht der Stier zwar, nur der Ochse konnte vor den Pflug gespannt werden, der Gebrauch des Verschneidens aber sei nicht durch die Bestimmung des Rindes für den Pflug, sondern durch seine Widmung für den Cult der bezeichneten Gottheiten veranlasst worden, für den es durch die Entziehung gerade jener Gabe, um die sie angefleht wurden, geeignet und geweiht werden sollte! Als Beweis gilt dem Verfasser der Umstand, dass die zum Ackerbau in Bezug stehenden Cultgebräuche eine geschlechtliche Grundlage haben, wofür er dann auch mit allem Eifer die einzelnen Erscheinungen in den heidnischen Religionsübungen zusammensucht.

Ich brauche dem Verfasser auf seinem Abwege nicht weiter zu folgen. Es ist ja richtig, dass der Ackerbau aus einem natürlichen Triebe hervorgeht, aber nicht aus dem Geschlechtstriebe, wie der Verfasser behauptet, sondern aus dem Hunger und in seiner vervollkommneten Weise aus der aus dem Hunger erwachsenden Lebensfürsorge. Es ist begreiflich, dass die Menschen in einer Zeit, in der sie Himmel und Erde mit Gottheiten bevölkert, auch Wesen geschaffen haben, denen sie die Fruchtbarkeit der Hausthiere und Felder anheimgaben, und dass ihr Dienst ein geschlechtliches Gepräge annahm, das im Südosten unseres Welttheiles durch orientalischen Einfluss in wilde Schrankenlosigkeit ausartete. Aber lange bevor es eine Demeter und „Baubo", die vom Verfasser mit einer gewissen Vorliebe vorangestellte personificirte Zote, gegeben hat, musste der Ochse mit dem Pfluge den Boden aufreissen und auf dem Karren die Ernte heimbringen. Religiöse Vorstellungen entwickeln sich eben erst aus anderweitigen Culturfortschritten und so haben sich die Menschen erst Ackerbaugötter geschaffen, als sie sie für das Gedeihen des Ackerbaues gebraucht haben.

Der Aufwand des Verfassers an Beweismitteln ist ein vergeblicher gewesen. Ein einziger beachtenswerther Gedanke hebt sich aus seiner Abhandlung heraus, der Hinweis nämlich, dass „die Milch kein naturgemässes Product darstellt" oder, wie es richtiger lauten sollte und gemeint ist, dass die Milch der Thiere kein naturgemässes Nahrungsmittel für den Menschen ist: aber er hat diesen Gedanken nicht weiter verfolgt und verwerthet.

M. Much.

6.

Bulgarische Volksdichtungen. Uebersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Adolf Strausz. Wien und Leipzig. Verlag von Karl Graeser. 1895. 8°. VIII + 518 S.

Die Uebersetzung einer Auswahl bulgarischer Volkslieder war unbedingt ein zeitgemässes und verdienstvolles Unternehmen, das nicht blos auf den Dank der Freunde der Volksliteratur, sondern auch der Männer der Wissenschaft rechnen kann. Die deutsche Literatur, die in Folge ihrer ruhmreichen Tradition wie keine zweite berufen ist, die Kenntniss der Volkspoesie fremder Völker zu vermitteln, besass bisher nur eine Sammlung von Georg Rosen (Bulgarische Volksdichtungen, 1879), welche 106 Gedichte enthielt. Die vorliegende umfangreiche Sammlung ist daher eine wesentliche Bereicherung.

Der Uebersetzer hat sich auch, wenn man von vielen Härten und gezwungenen Wendungen absieht, seiner Aufgabe mit Geschick entledigt, so dass man die Erzeugnisse des bulgarischen Volksgeistes in seiner Wiedergabe mit Vergnügen lesen kann. Doch die Zeiten einer allzu grossen Verehrung der Volkspoesie sind vorüber und Uebersetzungen derselben haben daher, namentlich wenn sie nicht von gottbegnadeten Dichtern herrühren, einen besonderen und dauernden Werth nur dann, wenn sie auch wissenschaftlichen Anforderungen genügen. Von der vorliegenden Sammlung kann das leider nicht behauptet werden. Welche Vorsicht beim Gebrauch derselben geboten ist, mögen folgende Bemerkungen zeigen.

Vor Allem muss entschieden getadelt werden, dass Herr Strausz n i e angibt, aus welcher bulgarischen Sammlung er seine Volkslieder geschöpft hat. Das macht eine Controle jetzt und in der Zukunft fast unmöglich, denn wir besitzen bereits eine Fülle bulgarischen Materiales in mehreren Sammlungen und in den dickleibigen Bänden des „Sbornik" des bulgarischen Ministeriums für Volksaufklärung. Einer der Gründe, warum Strausz seine Quellen verschweigt, ist offenbar der, dass er selbst als — Sammler figuriren will. Man erfährt daher häufig den Ort und sogar das Datum der Aufzeichnung eines Gedichtes, aber manche dieser Angaben sind entschieden falsch. So soll Nr. 11 von Cveta Velčinov in Dobrič mitgetheilt sein (S. 131), doch D. Matov in seiner Recension im „Sbornik" (XII, 4) hat angemerkt, dass dasselbe aus Lokorsko bei Sofia stammt. Mir ist aufgefallen, dass „Jana und die Sonne", welches Gedicht von Vuk Angelkov in Verbnica mitgetheilt sein soll (S. 148), aus Struga stammt, da es entschieden Nr. 16 der Sammlung der Brüder Miladinovci entspricht. „Marko Kraljević und Dete Dikatenče" soll von P. Gornja Slavejkov in Banja herrühren, entspricht aber Nr. 463 der Sammlung von K. Šapkarev, der es dem Lehrer A. Bitrakov in Gradobor bei Saloniki verdankt. Es ist möglich, dass Herr Strausz auch Aufzeichnungen von ähnlichen Personen erhalten hat, aber dann musste er dieselben als belanglose Varianten erkennen und dem gedruckten Materiale der bulgarischen Sammler folgen, die für ihr Amt besser vorbereitet waren, als er. Das letzte der genannten Gedichte liegt sogar in mehreren beachtenswerthen Varianten vor, was

der Uebersetzer von Šapkarev, den er ja benützt hat, erfahren konnte; wenn er überdies einiges kritische Gefühl besässe, so hätte er unbedingt die Variante der von ihm am meisten benützten Sammlung der Miladinovci (Nr. 121) wählen sollen, denn dieselbe bietet entschieden die ursprünglichere Fassung. Schon der Name „Dëte Dukadinče" (statt Dikatenče) und „zemja Dukadinska" spricht dafür; es ist vom Kinde und dem Lande eines „duka" (aus dux) die Rede (also nicht „Land der Dikaten!"). Dieses im Serbischen ganz geläufige Wort (selbst die russischen Bylinen kennen einen „djuk", der aus dem Westen kommt und mit seinem Reichthum prahlt) war noch in Macedonien verständlich, wurde aber namentlich bei der Wanderung nach Osten als fremd gefühlt, wie die sinngemässe Aenderung bedeni ot žlta dukada (Wände von gelben Ducaten) in ot alten (türkisches Wort für Goldmünze) polijana beweist. Ebenso ist das Markolied Nr. 22 (S. 372—380) bei den Miladinovci (Nr. 173) in einer entschieden besseren Fassung bekannt.

Unter solchen Umständen ist es natürlich schwer, die Uebersetzung eingehend zu würdigen. Immerhin genügt schon der genaue Vergleich von 6 Koledaliedern (Nr. 2, 4, 7, 15, 20, 22), von 2 Epen (Nr. 18, 29) und von 6 Markoliedern (Nr. 5, 10, 11, 14), also im Ganzen von nur 12 Gedichten, die ich theilweise mit Hilfe der Recension Matov's ausfindig machte, um zu zeigen, welches Misstrauen man dem Verfasser entgegenbringen muss, wenn man sein Werk für wissenschaftliche Forschungen in Anspruch nehmen wollte.

Herr Strausz ändert willkürlich und nach meinem Gefühl ohne zwingende Gründe die Form der bulgarischen Volkslieder, ohne das wenigstens in der Einleitung zu sagen. Bezüglich des Metrums musste das umsomehr hervorgehoben werden, weil sich sogar die Volksepik der Bulgaren neben dem Zehnsilber auch acht- und zwölf-, ja sogar mehrsilbiger Verse bedient. Nun wählte Strausz sogar in den zehnsilbigen Gedichten andere Metra, z. B. den dreifüssigen Trochäus (S. 120—122) oder den Zwölfsilber (S. 344—345); durchgehends vierfüssige Trochäen finden wir in einem Markolied (S. 315—317), wo im Original Verse mit verschiedener Silbenzahl vorkommen.

Wesentliche Veränderungen musste sich der epische Stil gefallen lassen, wodurch sehr charakteristische Züge verloren gegangen sind. Die bulgarischen Volkslieder kennen nicht die epische Breite der serbischen, aber der Uebersetzer dichtet sie ihnen öfters an, indem er epische Wiederholungen willkürlich einsetzt, z. B. S. 122 (Ihr geliebter Bruder — Spielt mit ihren Locken), 143 (Und die alte geht — Mitte). Ebenso unerfindlich ist es mir, warum dagegen auf S. 124 nach der fünften Zeile drei Verse, die eine epische Wiederholung bilden, fehlen. Auf S. 117 sollten die letzten beiden Verse eine genaue Wiederholung der Verse 21—22 sein. Ich will nicht mit ihm herumrechten, warum er einzelne Verse öfters auslässt oder umgekehrt durch mehrere wiedergibt; aber man muss es wohl tadeln, wenn er auf S. 118 Rede und Gegenrede durch einen eingefügten Vers vermittelt, weil das dem sprunghaften Charakter des Liedes widerspricht. Besonders häufig ist ein für das bulgarische Volkslied ungemein charakteristischer Zug verwischt, nämlich die Wiederholung einer oder mehrerer Wörter aus dem Schluss des Verses am Anfang des folgenden. So entspricht S. 113 der Vers:

Sperre Thüren ab und Pforten

im Originale (Miladinovci, S. 2) folgenden beiden:

Zatvorite mali vrata
Mali vrata i golemi.

Da dem Uebersetzer einige Male solche Wiederholungen sogar an Stellen, wo sie im Originale nicht vorkommen, doch gelungen sind, so hätte er die metrischen Schwierigkeiten grösstentheils auch sonst, wenn schon nicht in allen Fällen, überwinden können. In dem erwähnten Falle konnten z. B. die correspondirenden Verse durch eine wortgetreue Uebersetzung wiedergegeben werden.

Und man schloss die kleinen Thüren.
Die kleinen Thüren und die grossen.

Störend sind viele schlecht angebrachte Füllwörter. Namentlich freigebig ist der Uebersetzer mit den Adjectiven süss, schön und hold, so dass die Volkslieder einen ganz süsslichen und sentimentalen Charakter annehmen, der ihnen in Wirklichkeit fremd ist. So heisst es von einem Heldenkind (S. 316):

Spricht, die Mutter sanft umhalsend,
Mir das Ross, du Süsse, sattle.

Im Original steht einfach:

I reklo: Male, nasedli mi konj-ot.

Der Charakter des Volksliedes und culturell wichtige Züge werden durch ganz unnöthige Aenderungen verwischt. So lässt der Uebersetzer das erwähnte Heldenkind „in dem weichen Schoss der Mutter" sanft schlafen, während sich im Original die Mutter zu dem Kinde, das mit aufgelöstem Riemen daliegt, setzt und ihm die Fliegen vertreibt. S. 112 schleppt Jovan (warum Ivan?) Popov die Samovila hinter sich her wie „eine Pflugschar" (!), während es im Original doch heisst wie „eine Egge", was überdies die epische Wiederholung erfordert. Seite 116 steht schwang're Witwe für junge. S. 117 sind Fustan und Fustanella, „ein griechisch-albanisches Unterkleid",[1]) willkürlich für „weisse Kleidung" eingesetzt. S. 121 spielt nicht der Jüngling mit den Locken der Samovila, sondern umgekehrt (perče-to mu poščit, was nach einer Bemerkung Matov's Rosen ganz richtig übersetzt hat: „und sie strählt das Haar ihm"). S. 123 ist nicht das Kleid des von einem Drachen entführten Mädchens in den Wolken zu sehen, sondern nur die bunte Seidenschnur (šaren gajtan) desselben. S. 123—124 ist Jankul Oheim und nicht Bruder (!) der Grunka, die er lieben will. S. 137 soll Dona „auf dem weiten Felde auf der felsigen Höhe" spazieren, während es im Original heisst: „auf breiten Strassen"; „närrischer Jüngling" (ludo mlado) ist durch „schöner Jüngling" entstellt. S. 141 ff. ist nicht von einer „dunkelhaarigen", sondern von einer blonden (rusa) Stana die Rede, gjaci sind nicht „junge Pfaffen". S. 142 wünscht sich die Samovila nicht den „Nacken" und den „Gürtel" des Mädchens, sondern den Hals (grlo) und das Halsband (gerdan), dem verwaisten Prodan blieb der Vater nicht zurück (im Original steht ausdrücklich: a bez bašča), die Drachen sind blos Brüder und kein „Zwillingspaar". S. 147 verbrannte sich Jana nicht ihren zarten Finger, sondern ihr Goldring schmolz. S. 247 singen am Kerkerfenster nicht „zwei Singvögelein, zwei kleine", sondern zwei Hähne (dva petli). S. 248 der Gefangene möchte in's Freie, um sich zwei Aehren und zwei Trauben zu holen, nicht blos um zu sehen, ob „die Aehre schon den Kopf erhoben", „ist voll

[1]) Auch diese Erklärung des Uebersetzers ist falsch. Fustanella ist der vielfach umwundene und in Falten gelegte weisse Rock der Albanesen. Die Red.

süssen Saftes schon die Traube", die „bunten Kleider" sind eine Fälschung für weisse (belo ruvo). S. 317 springt das Ross mit dem kämpfenden Helden nicht zur Seite, sondern fällt in die Kniee (udril na kolena). S. 338 soll das Weinen bei Marko ein Wunder sein, während sich „šćo da vidit čudo i golemo" im Original auf den Inhalt des unerwarteten Briefes der deutschen Königin bezieht. S. 340 gibt die Königin Marko und seinen Helden nicht „drei Körbe" (!) voll Silber und Gold, sondern drei Taschen, wenn nicht drei Thürme oder Burgen (tri kuli). S. 344 wurde der „schwarze Araber" zu einem „braunen" gemacht. Warum dagegen S. 334 das tuskische Fremdwort Češma für Fontaine, Brunnen beibehalten wurde, was das Gedicht geradezu unverständlich macht, ist mir nicht begreiflich.

Der Uebersetzer lässt jedoch sogar die Zahlen nicht in Ruhe. So stehen S. 116 bei einem Heldenkind „Wehemütter neune" anstatt sieben (sedum babi). S 117—118 holen die Hochzeitsgäste die Braut in „drei Wochen" nicht ab, während es im Original heisst „drei Monate" (meseci), was auch mit der zum Schluss erwähnten dreiwöchentlichen Feier der Taufe des Heldenkindes contrastirt. Man sieht, mit welchem unverlässlichen Material z. B. derjenige operiren würde, der die Angaben der vorliegenden Uebersetzung für eine Untersuchung über epische Zahlen gebrauchen wollte!

Die Uebersetzung könnte auch zur Auffindung mythologischer Wesen verleiten. „Dete Malečkovo" (S 116) sollte auch im Titel mit ein kleines Kind übersetzt werden, denn malečkovo ist blos ein Diminutivadjectivum (vgl. S. 117, Z. 5 von unten: Kindlein = dete malečkovo). S. 122 hat uns aber der Uebersetzer offenbar absichtlich mit einem „Smech" beschenkt, den er nur in den Anmerkungen mit „Drache" erklärt. Nun ist schon die Form des Namens bedenklich. Nach dem löblichen Brauch des Uebersetzers, der die slavische Schreibweise meist beibehält, und nach der deutschen Aussprache könnte man versucht sein, das anlautende S tonlos zu lesen, das ch aber als den wirklichen deutschen Ach-Laut zu nehmen. Beides wäre gründlich verfehlt. Im Original (Miladinovci Nr. 16) finden wir ausdrücklich den Acc. zme'a, wofür in anderen Gedichten allerdings auch zmecha (doch selten!) vorkommt, was jedoch eine ungenaue Wiedergabe des spirantischen Lautes ist, denn beide Formen gehen auf zmeja zurück; wir haben es daher mit einem ganz gewöhnlichen zmej (Schlange, Drache) zu thun! Unbegreiflich ist mir, woher der Uebersetzer „Dverdica" (S. 147) als Eigennamen für den Morgenstern (dennica, Zvezdodennica) hat.

Manche von diesen Beispielen gehen wohl schon auf Missverständnisse zurück. Der Verfasser ist mit der bulgarischen Sprache nicht genügend vertraut und hat selbst die vorhandenen Wörterbücher nicht gehörig ausgenützt, ja das wichtigste, das russisch-bulgarische von A. Dювернois (Moskau 1889), kennt er nicht einmal: denn nur so kann ich mir ganz unglaubliche Schnitzer erklären. Zum Beweise führe ich die wichtigsten an: S. 123 „betrog" Jankul nicht neun seiner Schwestern, sondern lud sie nicht zur Hochzeit ein. S. 137 flechten sich die Samovilen unter dem Ahornbaume nicht die Haare, sondern eine Schaukel (ljuljka). S. 139 soll der Wind nicht die Asche, sondern den Leichenduft (muchla, ngr. μοῦχλα) nach neun Seiten wehen. S. 141 nimmt Stana nicht ihr „weisses Linnen", sondern einen Cannevas zum Stricken mit Gold und „näht" (S. 142) nicht am Ostersonntag. S. 146 steht Christtag, anstatt der Tag der Verwandlung des Herrn (schon die Reihenfolge der dort genannten Feste: Ostertag, Georgstag, Christtag, Petertag, sollte Bedenken erregen), und zu Jana spricht nicht der Gevatter, sondern die Pathin (der Uebersetzer hielt offenbar das Fem. kuma für das Masc. kum mit dem Artikel a!). S. 247 nehmen die Gefangenen nicht türkischen Glauben an, sondern beschimpfen ihn (okarali). S. 315 harrten die Kinder „wie gewöhnlich", statt „um in die Schule zu gehen" (na skoljo-to). S. 338 soll der Bote der deutschen Königin Marko nicht „am Gruss" erkennen, sondern an seinem grossen hölzernen Trinkgefäss (zdravica). S. 344 verspricht und schenkt der Sultan nicht „Skopija, das Städtchen, sammt den Feldereien und den reichen Triften", sondern Skopija (Uesküb) und Adrianopel (Edrene) mit seinen breiten, gepflasterten Strassen (široki kaldarmi) und Marko zecht nicht „ohne Gajda, Guslen", sondern ohne Sorgen (bare gajle nemat). Falsch und in höchstem Grade unästhetisch ist es, wenn der neun Jahre krank daniederliegende Stojan (S. 270) neun Leintücher (übrigens unrichtig für postiljki). Polsterzüge und Linnentücher „schmutzig" macht, denn er hat sie zerrissen. Ich habe zwar das Original nicht ausfindig gemacht, aber die Varianten (vgl. Šapkarev Nr. 42) lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Uebrigens hätte schon ein bischen Nachdenken und Phantasie den Uebersetzer vor manchem Schnitzer bewahren können. So lässt er „Held Marko" und seine „dreissig kühnen Kämpen", die ihre gewiss nicht kurzen Säbel zogen, von einer croatischen Jungfrau durch „ihren Dolch, den kurzen" in die Croatenfeste treiben und sie dort einsperren. Die märchenhafte Jungfrau half sich jedoch mit einer „dreikantigen Peitsche" (zemala si troostru kamdžía), die in anderen Gedichten das Attribut ognjana (Flammen =) und olovna (aus Blei) führt. Ich gebe zu, dass die vielen türkischen Fremdwörter das Verständniss der bulgarischen Volkslieder besonders erschweren, aber gerade über sie konnte sich der Uebersetzer auch aus Miklosich's Abhandlungen über die türkischen Elemente in den südosteuropäischen Sprachen Belehrung holen.

M. Murko.

7.

Semon, Richard. Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken. Mit 85 Abbildungen und 4 Karten. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1896.

Der Verfasser, heute Professor an der Universität in Jena, besuchte in den Jahren 1891—1893 einen bestimmten Theil Australiens zum Zwecke zoologischer, speciell entwicklungsgeschichtlicher Studien. Die merkwürdige Fauna dieses Continents, namentlich die Beutelthiere, welche sonst nur in Amerika durch eine Familie vertreten sind, die ausschliesslich auf Australien beschränkten eierlegenden Säugethiere, Schnabelthier und Ameisenigel, welche ein Zwischenglied zwischen Reptilien und höheren Säugethieren, und der merkwürdige Lungenfisch Ceratodus, der ein solches zwischen Fischen und Amphibien darstellt, bildeten den eigentlichen

Gegenstand seiner Studien, welche in einem grossen wissenschaftlichen Werke publicirt werden.

„Vieles jedoch," so sagt der Verfasser in dem Vorworte, „was ich auf meiner Reise erlebt, erfahren und beobachtet habe, passt nicht in den Rahmen jenes Werkes, das sich allein an den Fachgelehrten wendet. Zahlreiche Einzelbeobachtungen an Thieren und Pflanzen, Studien über Land und Leute, Eindrücke, die die Landschaft der australischen Buschwälder, der Koralleninseln der Torresstrasse, der Tropenvegetation von Neu-Guinea, Java und Ambon hervorriefen, das Gesammtbild jener fernen Australländer und Inseln konnten ihre Wiedergabe nur in der zwanglosen Form einer Reisebeschreibung finden. So entstand dieses Buch, das, wie ich hoffe, zwar auch dem Naturforscher Manches bieten wird, das aber für Jeden bestimmt ist, der es liebt, den Forschungsreisenden zu fremden Ländern und Völkern zu begleiten und an seinen Mühen und Arbeiten ebenso theilzunehmen, wie an den unvergleichlichen Genüssen, die die Betrachtung von Natur und Menschenleben in jenen herrlichen Theilen der Erde Jedem gewähren muss, der seine Augen öffnet und um sich schaut."

Dies ist dem Verfasser in dem vorliegenden Werke glänzend gelungen. Es ist ein höchst anziehendes Reisewerk, wie wir ein solches schon lange nicht in den Händen hatten, vom Anfang bis zum Ende fesselnd geschrieben, voll reizender Genrebilder aus dem Natur- und Menschenleben dieser für uns so fremden Welt. Ueberall fühlt man die sichere Hand des geschulten Naturforschers; mit dem offenen Auge desselben lässt er uns tiefe Blicke thun in das geheimnissvolle Leben und Weben der Tropenwelt.

Ein einziges Capitel nur möchten wir von diesem uneingeschränkten Lob ausgeschlossen wissen. Es ist dasjenige, welches über die Ureinwohner Australiens handelt und das uns an dieser Stelle eigentlich ausschliesslich interessirt. Der Verfasser hat sich nicht etwa darauf beschränkt, eine möglichst detaillirte Schilderung des materiellen und geistigen Lebens jener Australier zu geben, mit welchen er durch mehrere Monate am Burnett'flusse zusammen verlebte, sondern er hat sich verleiten lassen, in diesem Capitel eine allgemeine Schilderung der Australier zu geben. Und doch wäre für uns eine Darstellung der ersten Art weit wichtiger gewesen, als dieses allgemein gehaltene Bild, das wohl für jeden Gebildeten höchst anziehend und interessant ist, für den Fachmann jedoch nur minderen Werth besitzt, da dasselbe nur zum Theil auf Autopsie beruht. Wir wollen es aber dem Autor zugute halten, da die ganze Tendenz dieses Reisewerkes nicht darauf gerichtet ist, Material für Anthropologen und Ethnographen zu liefern, sondern nur den Leser über die sich an die Australier als Rassengruppe knüpfenden Fragen im Allgemeinen zu orientiren.

In dem angezogenen Capitel — es ist das zehnte — nimmt der Verfasser allerdings ganz feste Stellung zu den hier einschlägigen Fragen. Nach ihm bilden die Australier eine einheitliche Rasse. Dies drückt er in folgenden Worten aus: „Der Totaleindruck, der physiognomische Ausdruck ist aber ein ungemein charakteristischer, so dass es wenig Rassen gibt, die sich fast in jedem ihrer Vertreter so leicht erkennen lassen, bei denen die Möglichkeit der Verwechslung mit anderen Rassen so gering ist, als bei den Australiern." Das ist schon eine sehr werthvolle Beobachtung, welche an und für sich alle Beachtung verdient, namentlich wenn ein gediegener Naturforscher sich in so bestimmter Form äussert, wie dies in dem folgenden Satze geschieht: „Es gibt einen von allen anderen Rassen scharf unterschiedenen australischen Typus, der sich nur auf dem australischen Continent findet und dort keinen zweiten neben sich hat."

Im weiteren Verlaufe verfällt der Verfasser wieder in den so häufig wiederkehrenden Fehler, die ethnographischen Merkmale mit der Rasse zu identificiren. Es ist ja Thatsache, dass die Australier als solche auch eine eigenartige ethnographische Entwicklung aufzuweisen haben, und ist dies bei ihnen weit ausgesprochener, als bei manchen anderen Vertretern fremder Rassen. Wenn wir aber von secundären Merkmalen absehen und auf die primären zurückgehen, so schwindet diese oft fremdartige Eigenart der Entwicklung ganz wesentlich und wir finden manche ethnische Uebereinstimmung mit Rassen und Völkern, die nie mit ihnen in auch nur indirecter Verbindung gewesen sein können. Diese primären Gedankenschöpfungen ziehen sich durch alle Rassen; sie bleiben sich im Wesen gleich und nur die Form variirt. Aus diesem Grunde ist deren genaue Feststellung für das Verständniss der durch Isolirung oder andere äussere Momente hervorgebrachten Variation der Psyche von grösster Wichtigkeit. Von welch' kolossalem Einfluss die durch die Natur des Landes bedingten Lebensverhältnisse auf die ethnische Entwicklung der Australier gewesen ist, wurde schon wiederholt erörtert. Eine Menschenrasse, die fast nur animalische Kost geniesst, ein beständiges Nomadenleben führt, der Viehzucht und Ackerbau unbekannt ist, muss sich auch ethnisch ganz anders entwickelt haben, als eine andere, der es vergönnt war, sich durch diese wichtigen Hilfsmittel weiter auszubilden. Das darf bei der Beurtheilung des Vorkommens oder Fehlens verschiedener ethnischer Merkmale niemals vergessen werden. Um aber dieselben möglichst unbeeinflusst beurtheilen zu können, ist es wichtig, von der Rassenzugehörigkeit einstweilen ganz zu abstrahiren. Das heisst mit anderen Worten: Der Ethnologe soll sich heute nur auf ethnische Merkmale stützen und die physischen Merkmale bei Seite lassen. Die fortwährende Parallelisirung und Durcheinandermengung beider hat die freie Entwicklung unserer Wissenschaft ohnehin genug gehemmt. Erst wenn diese Grundsätze allgemeine Anerkennung finden und nach denselben in jedem speciellen Falle vorgegangen wird, werden sich die Resultate der Beobachtungen auch günstiger gestalten als bisher, wo eine Richtung durch die andere immer in nicht eben günstiger Weise beeinflusst wird. Immer wird es sich aber für den Nichtfachmann empfehlen, die Mittheilungen auf das Selbstbeobachtete zu beschränken, da diese allein Werth haben, und die allgemeinen Gesichtspunkte dem geschulten Anthropologen und Ethnographen zu überlassen. **Heger.**

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXVI. Der neuen Folge XVI. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1896.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 14. Januar 1896.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Dank an Dr. Hein; S. [1]. — 3. Subscription für das Denkmal für Pellegrino Strobel; S. [1]. — 4. Centennarfeier in Lissabon der Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco de Gama; S. [1].

Monats-Versammlung am 14. Januar 1896. 1. Nachruf auf Rütimeyer; S. [1]. — 2. Szombathy, Nachruf auf Radimský; S. [1]. — 3. Szombathy, Neues Werk von Montelius und Tumulusfunde aus Krain; S. [2]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [2].

Monats-Versammlung am 18. Februar 1896. 1. Brunner, Begrüssung; S. [3]. — 2. Herman, Die ethnographischen Elemente der Budapester Millenniums-Ausstellung; S. [3]. — 3. Fischer, Paläolithische Fundstelle im Löss von Willendorf; S. [13].

Ausschuss-Sitzung am 14. Januar 1896.

Vorsitzender: Herr Dr. Sigmund Wahrmann.

1. Verstorben ist das correspondirende Mitglied Professor L, Rütimeyer in Basel.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Dr. J. L. Píč, Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag,

Bibliothek der Stadt Wien,

Leopold Freiherr v. Andrian-Werburg, stud. jur. in Wien,

Dr. Heinrich Obst, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig.

2. Herrn Dr. Wilhelm Hein, der durch sechs Jahre die Kanzleigeschäfte der Gesellschaft besorgt hat und von dieser Beschäftigung zurückgetreten ist, wird der Dank des Ausschusses für seine erspriesslichen Leistungen votirt.

3. Für das in Parma zu errichtende Monument für unser vor Kurzem verstorbenes correspondirendes und wirkliches Mitglied, Professor Pellegrino Strobel, wird die Einleitung einer Subscription beschlossen.

4. Von der Geographischen Gesellschaft in Lissabon ist ein Circular eingelaufen, in dem eine grosse Feier zur Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Abfahrt der Expedition von Vasco de Gama, auf welcher er den Seeweg nach Indien entdeckte, angekündigt wird. Diese Feier soll bestehen in der Abhaltung von Ausstellungen und Congressen, der Veranstaltung von wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten etc. Diese Feier steht unter dem Präsidium Seiner Majestät des portugiesischen Königs und wird als Nationalfeier proclamirt.

Monats-Versammlung am 14. Januar 1896.

Vorsitzender: Herr Dr. Sigmund Wahrmann.

1. Der Vorsitzende hält einen Nachruf auf das verstorbene correspondirende Mitglied Professor L. Rütimeyer in Basel. (Siehe den Jahresbericht des Präsidenten im folgenden Sitzungsberichte.)

2. Herr Josef Szombathy widmet dem verstorbenen Mitgliede Wenzel Radimský einen Nachruf.

Am 27. October 1895 verschied zu Sarajevo an einem Herzschlage einer der eifrigsten und tüchtigsten Praktiker der prähistorischen Forschung, der sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unserer Wissenschaft verdient hat.

Radimský wurde zu Neu-Paka in Böhmen am 21. Februar 1832 geboren, studirte in Prag das Gymnasium und das Polytechnicum und hierauf in Přibram die Montanlehranstalt, welche er im Jahre 1856 verliess. Alle seine Studien absolvirte er mit Auszeichnung. Nachdem er in Jilemince in Böhmen, an der Bergakademie zu Schemnitz in Ungarn und endlich in Pirkau bei Pilsen sich als Bergingenieur praktisch bethätigt hatte, begründete er mit seinem Bruder Josef 1859 die Kohlengewerkschaft Wies in Steiermark, die unter seiner Führung einen grossen Aufschwung nahm. 1871 vereinigte er unter seiner Leitung als Bergdirector die sämmtlichen Kohlenwerke der Umgegend von Wies und dirigirte sie bis 1884.

In diese Zeit fällt sein Eintritt in unsere Gemeinde. Einige römische Alterthümer und die zahlreichen Tumuli des Sulm- und Saggauthales hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Der damalige Custos der Antikensammlung des Joanneums in Graz, Dr. Fritz Pichler, wusste sein Interesse für die Aufdeckung dieser Alterthümer zu nähren und war ihm bezüglich der römischen Funde auch ein tüchtiger Rathgeber. Aber bezüglich der prähistorischen Reste suchte Radimský nach einer sowohl in wissenschaftlicher als in praktischer Hinsicht ausgiebigeren Unterstützung und wendete sich deshalb an unsere Gesellschaft. Die Tumuli von Wies sind es, welche im Frühjahre 1882 den Anstoss zu der Errichtung unseres Ausgrabungsfonds gaben, um dessen Aufbringung sich die Herren v. Hochstetter und Baron Andrian in erster Linie bemühten. Meiner Wenigkeit war die Aufgabe zugefallen, gemeinsam mit Radimský und mit der seither aufgelösten Grazer anthropologischen Gesellschaft die prähistorischen Ausgrabungen in der Wieser Gegend in grossem Stile zu organisiren. Im Jahre 1882 leitete ich, im folgenden Jahre leitete Radimský nach meinen Anweisungen die umfangreichen Arbeiten im Felde und ausserdem legte er in grossem Massstabe ausgeführte Fundkarten des Gebietes vor, in welchen unsere genauen Vermessungen verwerthet waren. Seitdem war Radimský ein treuer Mitarbeiter unserer Gesellschaft. In den Bänden XIII bis XVIII

unserer „Mittheilungen“ sind die werthvollen Früchte dieser Mitarbeiterschaft niedergelegt. Sowohl die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, als auch die archäologische Sammlung des Joanneums in Graz verdanken der archäologischen Wirksamkeit Radimský's in Steiermark namhafte Bereicherungen.

Im Jahre 1884 verliess Radimský die Wies und lebte ein Jahr lang in Wien, eifrig mit prähistorischen Studien beschäftigt. 1885 wurde ihm die Leitung der Berghauptmannschaft für Bosnien und die Hercegovina übertragen. Diese führte er bis an sein Lebensende in ausgezeichneter Weise. Sie bedingte seinen ständigen Aufenthalt in Sarajevo, führte ihn in alle Theile des rasch aufblühenden Landes und ermöglichte es ihm, die grösste Aufmerksamkeit den Alterthümern zu widmen. Hier kam seine ausserordentliche Arbeitskraft zur vollen Geltung. Wenn auch neben der für ihn in erster Linie stehenden Berghauptmannschaft und der in zweiter Linie stehenden Leitung der mineralogischen und geologischen Abtheilung des Landesmuseums in Sarajevo seine archäologische Wirksamkeit erst in dritter Linie erscheint, hat er ihr doch eine solche Ausdehnung und Intensität zu geben gewusst und hat mit ihr so grosse Erfolge erzielt, dass sie ganz allein für vollkommen hinreichend befunden werden müsste, wenn ein anderer Fachmann sich in dieser Zeit ihr ausschliesslich gewidmet hätte. Die bis jetzt erschienenen sieben Bände des „Glasnik“, die drei Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina“ und Einzelnwerke, wie „Butmir“ und „Die prähistorischen Fundstätten“, legen beredtes Zeugniss für die Menge und die grosse Gründlichkeit seiner Arbeiten ab. Die durch seine Forschungen erworbenen Schätze gehören zu den hervorragendsten des reichen Landesmuseums von Sarajevo.

Mitten in seinen ergiebigen Arbeiten hat ihn der plötzlich an ihn herantretende Tod überrascht und eine Reihe werthvoller Berichte wird aus seinem Nachlasse noch publicirt werden. Das Verzeichniss seiner Schriften kann also im Augenblicke noch nicht abgeschlossen werden. An dem freundlichen Bilde, welches uns nicht nur von dem Forscher, sondern auch von dem trefflichen Menschen und Freunde Radimský im Herzen haftet, wird sich jedoch nichts mehr ändern. Wir werden ihm in alle Zeiten ein treues Andenken bewahren.

3. Herr Josef Szombathy zeigt und bespricht das grosse Werk:

Oskar Montelius:

La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. I. partie. Italie septentrionale, mit 134 Foliotafeln, Stockholm 1895,

und knüpft daran die

Demonstration neuer Tumulusfunde aus Unterkrain,

welche von den Ausgrabungen des Jahres 1895 herrühren und wieder eine ausserordentlich lehrreiche Vertretung der gerade in Unterkrain besonders stark entwickelten jüngeren Stufe der Hallstatt-Periode bilden. Besonders werden die reichen Funde aus Grabhügeln bei dem im Gebirge ganz versteckten Dörfchen Brezje im Gerichtsbezirke Rudolfswerth hervorgehoben. Sie wurden unter der Aufsicht des Herrn Prof. S. Rutar in Laibach und des Vortragenden von Bartholomäus Pečnik ausgegraben und dem k. k. Hofmuseum als ein Geschenk des Herrn Fabriksbesitzers Georg Haas einverleibt.

4. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Hansen, Andr. M.: Menneskeslaegtens Aelde. 2. Heft. Kristiania 1894. Geschenk des Verf.

Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Gesellschafts-Angelegenheiten. Sep.-A. Salzburg 1895. Geschenk der Ges.

Kříž, JUDr. Martin: O diluvialní fauně hledíc ku člověku diluvialnímu i aluvialnímu. III. Heft der Mittheilungen der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag. Prag 1895. Geschenk der Ges.

Přikryl, O. František: Pravěké nálezy na Záhoří v roku 1889—1890, 1891—1894. Sep.-A. Olmütz 1881 und 1895. Geschenk des Verf.

Nehring, A.: Ueber einen diluvialen Kinderzahn von Předmost in Mähren unter Bezugnahme auf den schon früher beschriebenen Kinderzahn aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Aus den Verh. der Berliner anthrop. Ges. 1895. Geschenk des Verf.

Lehmann-Nitsche, Dr. R.: Ein Beitrag zur prähistorischen Chirurgie. Sep.-A. Geschenk des Verf.

Verein für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a./D.: Jahreshefte. Siebenter Jahrgang. Ulm 1895. Geschenk des Ver.

Royal Irish Academy: Proceedings. Third Series, Vol. III. No. 4. Dublin 1895. Geschenk der Akad.

Royal Irish Academy: List of the Members. Dublin 1895. Geschenk der Akad.

Royal Irish Academy: The Transactions, Vol. XXX. Part. XV, XVI u. XVII. Dublin 1895. Geschenk der Akad.

Cartellieri, Dr. Josef: Das Franzensbader Moorlager und seine Vorkommnisse. Sep.-A. Geschenk des Verf.

Steenstrup, J.: Det store Sølofund ved Gundestrup i Jylland 1891. Aus den Kgl. Danske Vidensk. Selsk. Skr. Kopenhagen 1895. Geschenk des Verf.

Wimmer, Ludwig F. A.: Les Monuments Runiques de l'Allemagne. Sep.-A. Kopenhagen 1895. Geschenk des Verf.

Wimmer, Ludwig F. A.: Om Undersøgelsen og Tolkningen af vore Runemindesmaerker. Kopenhagen 1895. Geschenk des Verf.

Kaltenegger, F.: Die Racenverschiedenheit des Rindes und deren Bedeutung für die Züchtungsziele und Nutzhaltungszwecke. Sep.-A. Wien 1895. Geschenk des Verf.

Kaltenegger, F.: Abstammung und Beschaffenheit der in Tirol und Vorarlberg einheimischen Rindertypen. Sep.-A. Wien 1895. Geschenk des Verf.

Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina: Školski vjesnik. II, 1895, 11—12. Sarajevo 1895. Geschenk der Landesreg.

Nicolaysen, N.: Stavanger Domkirke. 1. Heft. Kristiania 1895. Geschenk des Verf.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Monats-Versammlung am 13. Februar 1896

(im Festsaale des Niederösterreichischen Gewerbevereines).

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende ergreift das Wort zur Begrüssung:

Bekanntlich feiert Ungarn im heurigen Jahre den tausendjährigen Bestand des Reiches und hat Nation und Reichstag eine grossartige Ausstellung organisirt, die ganz speciell in ethnographischer Beziehung von Wichtigkeit und Interesse sein wird. Die Anthropologische Gesellschaft erlaubte sich, den Reichstagsabgeordneten Otto Herman zu ersuchen, uns über die Einrichtung und die Vorbereitung dieser Ausstellung Mittheilung zu machen. Wir sind demselben zu grossem Danke verpflichtet, dass er unsere Einladung angenommen und die ungarische Regierung veranlasst hat, ihm eine grosse Reihe von Gegenständen zur Verfügung zu stellen, über welche er uns Mittheilung machen will. Herr Herman, welcher seine erste wissenschaftliche Thätigkeit in Wien begann und hier seine ersten Arbeiten publicirte, ist bei uns in gutem Andenken geblieben und ich ersuche nun Herrn Herman, dieses Andenken aufzufrischen, indem er den angekündigten Vortrag hält.

(Herr Herman wird bei seinem Erscheinen mit andauerndem grossen Beifalle begrüsst.)

2. Herr ungar. Reichstagsabgeordneter Otto Herman aus Budapest hält einen Vortrag:

Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns, mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen.

(Mit 21 Abbildungen im Texte und 4 Tafeln von Nécsey und Koszkol.)

Es sei mir vor Allem gestattet, dass ich, angesichts dieses glänzenden Auditoriums, welches meinen Vortrag mit seiner Gegenwart beehrt, eine doppelte Pflicht erfülle.

Die erste ist eine Ehrenpflicht; sie betrifft den tiefgefühlten Dank, welchen ich der Anthropologischen Gesellschaft für die grosse Ehrung schulde, mich zu diesem Vortrage eingeladen zu haben. Der Dank sei ihr hiemit voll und ganz abgestattet.

Die zweite ist eine Herzenspflicht: ich sage herzlichsten Dank meinem alten Freunde und Gönner, dem Herrn Hofrathe Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl, für seine begrüssenden Worte. Es ist wahr und für uns Beide erhebend, dass, so oft wir im Leben zusammentrafen, dies immer im Dienste der Aufklärung, der Wissenschaft geschah. Nun, die Anthropologische Gesellschaft ist ein Organismus, der sich von Generation zu Generation stets erneuert, also nach dem Begriffe des Menschlichen für die Ewigkeit bestimmt ist — wir Beide dagegen ähneln den Flammen, welche einst ruhig leuchteten, jetzt aber schon zu flackern beginnen — — noch eine kurze Spanne Lebenszeit, das Lebensöl ist aus und die Flamme erlischt. Aber auch der letzte Lichtstrahl leuchtet in dem Bewusstsein, dass wir überall dem Wissen, der Aufklärung zu dienen trachteten, dass wir mitgethan haben an der Festigung des einzigen Bandes, welches Alles verknüpft, Alles umschlingt, keine Freundschaft zerstört, keine Feindschaft säet: am Bande des Wissens, der wahren Erkenntniss, dem einzigen von dem Schiller's Dichterwort gilt:

Seid umschlungen Millionen!

— — — — — — — —

* * *

Und nun sei es mir gestattet, meiner amtlichen Pflicht zu genügen, welche mir die Berufung durch die Anthropologische Gesellschaft auferlegt. Es handelt sich dabei um einen im Voraus abzustattenden Rechenschaftsbericht über die erst im Werden begriffene Millenniums-Ausstellung Ungarns. Wenn auch chronologisch gewissermassen eigenthümlich, ist der Wunsch doch berechtigt: wir leben am Ende in einer Zeit, wo es angezeigt ist, vorhinein und hintendrein Rechenschaft zu fordern. Die Aufgabe ist im ersteren Falle nicht leicht, weil sehr verantwortungsvoll; doch will ich versuchen, sie zu lösen.

Die Anthropologische Gesellschaft — und wohl auch ihr grosses Publicum — will wissen, was die ungarische Nation zum Jubelfeste der tausendsten Jahreswende in Sachen der damit verknüpften Ausstellung veranstaltet, welche Vorkehrungen sie ganz besonders in historischer Beziehung und in den mit dieser zusammenhängenden Disciplinen trifft? Am Wendepunkte eines Jahrtausendes angelangt, ist diese Frage vollkommen berechtigt; sie bildet das Interesse Jener, die sich zum Besuche Ungarns rüsten, und liegt auch in jenem Ungarns, aus Gründen der so werthvollen Selbsterkenntniss.

Gerade die letztere ist es, welche mich veranlasst, schon im Vorhinein auszusprechen, dass aus der Jubiläums-Ausstellung alles Idealisiren und aller Chauvinismus ausgeschlossen ist: wir wollen Alles voll und wahr darstellen.

Dem Anlasse entsprechend, zerfällt die Ausstellung in zwei Hauptgruppen, und zwar in die recente und in die historische Gruppe.

Was die recente Gruppe anbelangt, so wird dieselbe kaum viel Neues bieten; dieser Theil der Ausstellungen wird schon stereotyp; es handelt sich um grössere oder kleinere Dimensionen. Unsere recente Gruppe wird aber jedenfalls gemildert werden, und zwar durch ein gewisses nationales Gepräge und dadurch, dass sich echt orientalische Anklänge geltend machen werden; endlich auch dadurch, dass sie, im Gegensatze zu den modernen Ausstellungen, welche auf riesige kahle Flächenräume incliniren, compendiös, dazu in einem Parke gruppirt wird.

Und nun: ad rem! Ehe ich auf den eigentlichen Gegenstand meines Vortrages übergehe, sei es mir gestattet, eine flüchtige Skizze der historischen Gruppe zu geben und dann auf die ethnographischen Elemente und endlich die Urbeschäftigungen zu übergehen.

Die historische Gruppe hat Anspruch auf Originalität; sie verwirft das Hallen-System, wo eben durch Häufung von tausend und abertausend Gegenständen ein Object

das andere schlägt, Ueberblick und Wirkung verloren gehen. Das Hauptprincip der Anordnung ist die Veranschaulichung einzelner historischer Perioden, so weit sich dieselben gegenständlich eben darstellen lassen.

Dieses Hauptprincip setzt schon an und für sich entsprechende Interieurs voraus, welche wieder die ganze Anordnung der Bauten beherrschen. Der Zweck dieser Gruppe ist also, ein möglich vollständiges Bild der tausendjährigen Geschichte Ungarns nach Perioden und historischen Individualitäten zu geben.

Diesem entsprechend bildet die historische Gruppe ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und zwar in des Wortes vollster Bedeutung, da sie inmitten eines Sees auf einer Insel concentrirt ist.

Zur Insel führt eine mittelalterliche Brücke, welche in einer mit Thürmen gezierten Bastei endet, durch deren Thor man eintritt.

Links erhebt sich ein romanischer Bau mit den gegenständlichen Resten der ersten Periode, welche von der Landnahme bis zum Aussterben der Árpáden — 1300 — gerechnet wird. Das Innere ist dreischiffig, das Portale die getreue Copie der uralten Abtei von Jáak.

Ein Kreuzgang führt zu den Appartements des jetzt regierenden Königs von Ungarn; diese Verknüpfung will andeuten, dass das apostolische Königthum Ungarns in dieser ersten Periode wurzelt.

Rechts vom Eingange folgt dann eine Flucht von Baulichkeiten, welche die übrigen Perioden darstellen. Sie beginnt — von 1301 bis zur Schlacht von Mohács, also 1526 gerechnet — mit dem gothischen Stile, welcher in der genauen Reproduction des schönsten Theiles der Corvin-Burg: Vajda-Hunyad culminirt. Hieran schliesst sich die Capelle von Donnersmark — Zips —, der herrliche Stiegengang des Schlosses von Keresd, der Thurm von Schässburg u. s. w.

Hiemit schliesst das eigentliche Mittelalter und folgt die dritte Periode: die als Renaissance — inclusive der Barock und Rococo — aufgefasst wird und bis zur Jetztzeit hinanreicht.

In dieser Bautengruppe bildet eine Façade im Stile Fischer's von Erlach den Anklang an den Beginn des ungarischen Königthums der Habsburger. Die Bedachung ist den Karlsburger — Gyulafehérvar — Bauten nachgebildet, dann folgen Imitationen, wie:

das Rákóczyhaus in Eperies,
das Rathhaus in Leutschau,
der Katharinen-Thurm der Bastei von Kronstadt,
Curien des Adels, inclusive des Zackenstieles in der Zips u. s. f.

Diese Gebäude stehen nicht abgesondert, sondern sie sind verbunden, ineinander übergehend, bilden einen wunderbaren Hof. Vom Ufer des Sees überall sichtbar, ist der Anblick mit stets wechselndem Profile geradezu bezaubernd. Es ist eine Meisterleistung unseres jungen Architekten Alpár.

Und nun das Innere und die Anordnung. Es wird auf drei Hauptgruppen besonderes Gewicht gelegt, und zwar:

I. Kirchliches Leben,
II. Profanes Leben und
III. Kriegswesen.

Das romanische Zeitalter ist — wie überall — gegenständlich schwach: Documente und Baureste sind Alles.

Das Mittelalter, mit König Ludwig dem Grossen beginnend und in Mathias Corvinus culminirend, ist lauter Glanz und Pracht.

Die Reste der hochberühmten Corvina, die unermesslichen Schätze der Kirchen, der Schmuck des Adels, Trophäen, Waffen u. s. w. werden in möglichster Vollständigkeit sichtbar werden — und was dies bedeutet, das wissen Alle, welche unsere Ausstellung der Goldschmiedekunst besucht haben.

Die Charakteristik der Interieurs möge dadurch angedeutet sein, dass in einer der Basteien die getreue Copie eines mittelalterlichen „Locus credibilis" eingerichtet werden wird.

Die dritte Periode soll Alles vereinigen, was die Zeit der Türkenkriege, der Freiheitskampf Rákóczy's, die letzte adelige Insurrection von 1809 und endlich der Freiheitskampf von 1848/49 zu bieten vermögen.

Diese Skizze wäre mangelhaft, wollte ich der Aussteller vergessen.

Der erste Aussteller ist der apostolische König von Ungarn, der seine Schatzkammer öffnete. Diesem erhabenen Beispiele folgten — nach ungarischem Staatsrechte benannt — die königlichen Prinzen, Kirchenfürsten, Bannerherren, Magnaten, Edelleute und Bürger wetteifern miteinander. Die Geschlechter der Esterházy, Batthyany, Andrássy, Sztáray, Radvánzky u. s. f. entleeren ihre Schatzkammern; Fürst Esterházy füllt einen ganzen Tract mit den Prachtmöbeln seiner Schlösser und Burgen.

Deutschland, Italien, Russland steuern auch bei und ist wenigstens die Hoffnung vorhanden, dass auch die so geheimnissvolle Schatzkammer des Sultans ihre Schätze erglänzen lassen werde.

Hiemit endet die Skizze der historischen Gruppe und ich übergehe zum ethnographischen Theile der Ausstellung, und zwar vorerst zur recenten Gruppe derselben.

Diese Gruppe hat das Volksthum vorzuführen, dessen positive Arbeit das Fundament alles dessen bildet, was Macht — oft auch Gewalt — Glänzendes zusammengebracht hat. Auch die recente Ethnographie hat ihre Geschichte, worauf ich zurückkommen werde.

Die Gruppe für recente Ethnographie befindet sich der historischen gegenüber, am Ufer des Sees.

Auch hier wurde von der hallenweisen Ausstellung abgegangen, weil tausend und abertausend Gegenstände, in einer Halle ausgestellt, eher verwirren als orientiren und die Art ihrer Verwendung oft überhaupt gar nicht ersichtlich wird.

Die Lösung der Aufgabe, wie sie bei uns geschieht, hat ebenfalls vollen Anspruch auf Originalität.

Um eine Kirche — die Form aus der Kalotaszeg entnommen — ein Gemeindehaus mit Standesamt —

das letztere für Oesterreich noch immer „Zukunftsidee“ — ist ein förmliches ethnographisches Dorf gruppirt, welches aus 24 sorgfältig gewählten Häusertypen besteht. Dieses ethnographische Dorf ist der deutlichste Beweis der vollen Aufrichtigkeit und ernsten Auffassung seitens der Ungarn und die gründliche Widerlegung der Anklage, welche über „Vergewaltigung und Chauvinismus“ spricht, ohne die Dinge zu kennen.

Zwölf Häusertypen sind magyarisch, zwölf den verschiedenen Nationalitäten angehörend, und zwar:

I. Magyarische Typen:

1. Jazygien,
2. Csongrád,
3. Kalotoszeg,
4. Torda,
5. Somogy,
6. Palócz,
7. Göcsej,
8. Szabolcs,
9. Borsod,
10. Veszprém,
11. Székely,
12. Csángó.

Bei Göcsej ist zu bemerken, dass sich hier viel Urgeschichtliches und eine Sprachform erhalten hat, welche der magyarischen Sprache der ältesten Codices am nächsten steht.

II. Nationalitäten-Typen:

1. Sachsen — der Zips,
2. Sachsen — aus Siebenbürgen,
3. Schwaben — aus Torontál,
4. „Handler“ — aus Neutra,
5. „Walachen“ — aus Hunyad,
6. „Walachen“ — aus Krassó,
7. Serben — aus Torontál,
8. Bulgaren — aus Temes,
9. Wenden — aus Vas,
10. Slaven — aus Sáros,
11. Ruthenen — aus Bereg,
12. Sokaczen — aus Bács.

Jedes Haus hat seine wirthschaftlichen Nebengebäude, seinen Hof und die vollständige Einrichtung. Dabei handelt es sich nicht um die gewissen „Ausstellungstypen“, welche in Wahrheit nirgends existiren, sondern um genaue Copien, welche durch autochthone Gewerkleute der betreffenden Gegenden aufgeführt wurden; ferner um Einrichtungen, welche behördlich gesammelt und beigestellt werden und deren Werth schon in ihrer Bestimmung enthalten ist: sie sind nach der Ausstellung berufen, den Grund des ungarischen ethnographischen Museums zu bilden.

* * *

Wollen Sie nun gütigst gestatten, dass ich jene Elemente vorführe, welche ich als Urbeschäftigungen auffasse und welche mit Rücksicht auf Ungarn und den magyarischen Stamm, ausser der Jagd — auf welche ich nicht eingehe, weil sie wenige echt volksthümliche Elemente enthält —, in der Fischerei und im Hirtenleben, und zwar nicht in der gewerbsmässigen, sondern in der volksthümlichen Form derselben, ethnographisch und prähistorisch genommen, ungemein werthvolles Materiale enthalten, trotzdem, dass modernes Leben, moderne Communication und moderner Handel schon Vieles verdrängt haben.

Es ist mir in dieser kurzen Spanne Zeit freilich nicht möglich, Reihen von erforschten Analogien zu entwickeln; ich werde aber trachten, wenigstens einen Lichtstrahl in gewissen Richtungen spielen zu lassen, und zwar in jenen, wo in frappanteren Analogien annehmbare Beweise vorhanden sind.

Das leitende Princip der vergleichenden Forschung und Darstellung wurzelt in dem Umstande, dass die echten Urbeschäftigungen in ihren Vorrichtungen und in ihrem Verfahren ungemein conservativ sind, daher geschichtlich ungemein weit zurückreichen, oft derart, dass dem Gebrauche nach recente Gegenstände vollkommen jenen entsprechen, welche uns prähistorische Culturschichten liefern. Andere Reihen von Analogien verhelfen uns wieder zu prähistorisch-ethnographischen, sehr wichtigen Beweisen.

Ich will nun vorerst die Urfischerei vornehmen und einen Lichtstrahl in's Ethnographische derselben werfen.

In Fig. 1 sehen Sie eine Handangel und ein eigenthümliches Holz, dessen unteres Ende einem Pferdehuf gleicht. Dieses Werkzeug gehört den magyarischen Fischern an der Theiss und auch am Draueck an. In stillen, warmen Sommernächten besteigt der Fischer den Einbäumer, beködert die Angel mit einem lebenden Frosch, versenkt sie in's Wasser und schlägt mit dem Hufende des Quackholzes in's Wasser, wodurch ein eigenthümlicher Froschton entsteht: der Wels hört den Ton, kommt herbei, verschlingt den Frosch und ist gefangen.

Der ethnographische Beweis liegt nun darin, dass ein ganz ähnliches Verfahren mit im Wesentlichen ganz gleichem Werkzeug auch an der Mündung der Wolga zu finden ist.

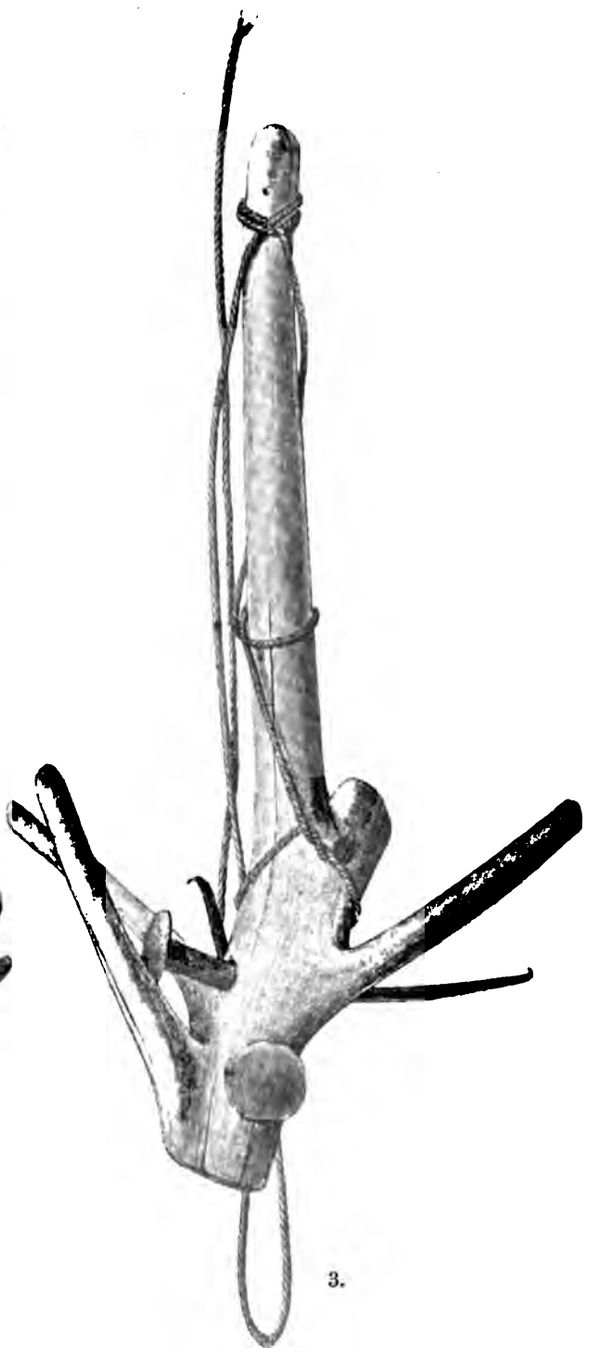
Wenn man nun noch erwägt, dass besonders ein Wurfnetz in Ungarn und am Caspisee vollkommen analog ist, so fällt, ethnographisch genommen, gegenständlich ein Lichtstrahl auf den Weg, welchen die Magyaren von Osten her nahmen. Dieser Lichtstrahl wird durch die Sprachforschung ungemein verschärft: Prof. Bernhard Munkácsy hat jene volksthümlichen magyarischen Fischnamen, welche ich gesammelt und publicirt habe — ich habe nämlich ein zweibändiges Fischerbuch verfasst —, vergleichend bearbeitet und eine Menge ost- und auch südasiatischer Beziehungen ganz unzweifelhaft nachgewiesen. Das ist gewiss mehr als Hypothese und entschieden sicherer, als gewisse „gleichzeitige“ Chroniken.

Ich will nun einen ähnlichen Lichtstrahl auch in's Prähistorische werfen.

In den berühmten Schweizer Pfahlbauten fand man gewisse Quirlhölzer, deren Bestimmung lange unbekannt war. Ein scharfblickender Forscher fand aber, dass die jetzt lebenden Fischer der Arve, welche in den Genfersee fliesst, ein mit Bleiringen beschwertes Quirlholz dazu benützen, um die Grundangeln aus dem Flusse

Fig. 1. Welsangel mit Quackholz (Kuttyogató) vom Draueck.

2.



3.

Angelheber: Fig. 2 aus der Arve (vergrössert). Fig. 3 aus Komorn (1/4 nat. Gr.).

zu heben (Fig. 2); es handelt sich also um Angelheber. Und nun sehen Sie hier den magyarischen Angelheber — Fentő — der Komorner Fischer (Fig. 3), ein Riese im Vergleiche zu jenem der Pfahlbauer und Arvefischer. Heute dringt schon der eiserne Angelheber vor, der entschieden urgeschichtliche ist schwer zu beschaffen, da ihn der Fischer im Kahne nicht liebt, und zwar wegen der Aeste, welche sich im Netze verfangen; er verfertigt denselben gelegentlich, beschwert ihn mit dem nächstbesten passenden Steine und das Werkzeug ist fertig. Dies ist gewiss ein interessanter Zusammenhang und das Licht wird ungemein verstärkt, wenn wir bedenken, dass ganze Reihen von typisch magyarischen Netzbeschwerern vollkommen jenen entsprechen, welche aus prähistorischen Fundorten stammen. Daher kommt es, dass der magyarische Volksfischer vielfach näher zur tiefliegenden prähistorischen Culturschichte, als zu irgend einem jetzt lebenden fischenden Volkselemente steht.

Es ergeben sich ganze Reihen solcher Analogien, welche die vergleichende Forschung geradezu herausfordern und auch vollste Beachtung verdienen.

* * *

Wenn die Fischerei als Urbeschäftigung schon vielfach bearbeitet erscheint, kann dieses vom Hirtenleben kaum gesagt werden; vom ungarischen absolut gar nicht. Und doch muss angenommen werden, dass es eine Urbeschäftigung ist, welche im Leben eines Volksstammes und auch der Menschheit stets von grosser Bedeutung war. Der streng conservative Zug ist auch beim Hirten bezeichnend, daher der jetzt lebende Hirte wissenschaftlich volle Beachtung verdient, freilich nur mehr in Ländern, wo noch ursprüngliche Züge vorhanden sind.

Ich will nun auch hier die bei der Fischerei befolgte Methode anwenden und gewisse schärfer in's Auge springende Erscheinungen beleuchten, und zwar vor Allem in's Prähistorische hinein.

Zu den gewöhnlicheren Funden in prähistorischen Culturschichten gehören wohl die Knochenahlen, welche manchmal aus Geweihsprossen, manchmal aus Spaltstücken von Knochen, manchmal aus sogenannten „Griffelknochen" zugerichtet sind. Man kann annehmen, dass sie bei gewissen groben Näharbeiten zur Erweiterung von Löchern gedient haben. Wenn wir nun die noch bestehenden wenigen grossen Weidecomplexe Ungarns durchforschen, so finden wir die Knochenahle, und zwar immer aus dem Griffelknochen des Metacarpus des Pferdes geformt, als recentes Werkzeug des magyarischen Hirten vor; oft findet sie sich als wesentlicher Theil seines höchst merkwürdigen Necessaires (Fig. 4) vor. Wenn wir dieses Necessaire von links nach rechts nehmen, so sehen wir erstens die Knochenahle, dann einen Beutel für Feuerstein und Schwamm — letzterer meist der Samen des Rohrkolbens —, dann ein Futteral für das Messer, ferner ein Täschchen für den Spiegel und endlich den Feuer-

Fig. 4.

Hirten-Necessaire, Steppe bei Karczag, Gross-Kumanien; nebst prähistorischen Pfeilspitzen als Feuerstein (1/2 nat. Gr.).

stahl. Der Feuerstein ist meist eine prähistorische Pfeilspitze, wie solche besonders auf den sterilen, salitrigen Flächen der Tiefebene häufig vorkommen. — Und nun weiter: den Schmuck des Necessaires bilden auch hülsenartige Knochen mit geometrischen Verzierungen, wie es jene der Periode der Völkerwanderung sind; diese Hülsen haben aber auch einen praktischen

Bundschuhe:

Fig. 5. Recente magyarische Form, mit der Knochenahle verfertigt; aus der ungarischen Tiefebene.

Fig. 6. Recente magyarische Form, mit der Knochenahle verfertigt; aus der ungarischen Tiefebene.

Fig. 7. Prähistorische Form aus den holsteinischen Torfschichten.

Zweck: die Sicherung, damit sich der Beutel oder das Futteral nicht öffne. Diese Hülsen scheinen jenen prähistorischen zu entsprechen, welche, von ungarischen Gräberfeldern stammend, in unserem Nationalmuseum zu sehen sind und deren Bestimmung heute noch unbekannt scheint. Es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn man diese Knochenahlen und Knochenhülsen auf einen prähistorischen Fundort hinwirft, dieselben auch der gewiegteste Kenner als prähistorisch annehmen wird.

Diese Geschichte geht aber noch weiter. Die Knochenahle benützt der magyarische Hirte zur Erweiterung der Löcher bei Lederarbeiten, besonders bei Erzeugung seiner Bundschuhe, die er womöglich verheimlicht, da sein Stolz Stiefel erfordert. Diese Schuhe sind nun höchst merkwürdig, ein ganz eigener Typus (Fig. 5 u. 6), welcher vom slavischen und walachischen grundverschieden ist. Einen Anklang an die Form finden wir in Frauberger's Werk über Schuhe aus Achmim-Panopolis, mehr analoge Formen jedoch in Lindenschmidt's „Alterthümern", wo besonders der Schuh aus der Torfschichte von Roswinkel in Holland — im Museum von Leyden aufbewahrt — dem magyarischen Hirtenschuh sehr nahe kommt (Fig. 7).

Für gewisse prähistorische Anklänge gibt es ferner scharfbegrenzte Oasen, wo sich eine gegebene Form bis heute erhalten hat. Eine der merkwürdigsten ist wohl die Oase der Somogy und ein Theil von Zala, wo sich eine Axtform erhalten hat, welche einer Form aus der Kupferzeit ungemein nahe kommt; das Charakteristische dabei ist der Umstand, dass diese Axt beim Hirten der Somogy nicht Werkzeug, sondern Waffe ist.

Ehe ich zur Ornamentik übergehe, sei es mir gestattet, Einiges auch über die Behausungen der typisch magyarischen Hirten zu sagen, umsomehr, als diese höchst wichtig, aber schon im Niedergange begriffen sind.

Es ist ein Irrthum, von der „endlosen" ungarischen Puszta zu sprechen; die Steppen und die Riede verschwinden und der Pflug dringt überall siegreich vor; das Dampfross vollzieht unaufhaltsam die Nivellirung. Die Puszta Ecseg bei Túrkeve umfasst aber doch noch an 40.000 Joch Weideland und hier steht dann noch die Hütte aus Rohr, welche sicher typisch ist (Fig. 8). Hier finden wir die Knochenahle, die Gabel aus dem Unterkiefer der Löffelgans; der Wachthund hat seine besondere Rohrhütte, die Hühner ihren Rohrstall; die Feuerung geschieht mit getrocknetem Dünger. Die berühmte Puszta Hortobágy nächst Debreczin ist aber schon in voller Umwandlung begriffen; man sieht schon überall am Horizont die Locomotive dahinpusten; statt schützender Windfänge für das Vieh gibt es schon Wäldchen; und das Gesetz über Hygiene hat auch sonst diese berühmte Puszta — selbst landschaftlich — umgewandelt. Die Fata morgana treibt zwar noch ihr Spiel, aber die schwebenden Riesengeier bleiben aus.

Was aber an Baulichkeiten trotzdem noch verblieb, das ist höchst interessant: eine Art von Ringwall umfasst eine Lehmhütte, welche jedoch mehr als Zeugkammer dient; dem Eingange gegenüber steht dann der Vasaló, ein hufeisenförmiger, unbedeckter Rohrbau mit Feuerstelle, Kochgeschirr, Schemmeln und Truhen als beliebtester Aufenthalt der Hirten. Dieses Verhältniss erinnert sehr lebhaft an Retzius' Darstellung des Wohnhauses und der sogenannten Kota der Finnen; die letztere ist aus Stangen erbaut, zu Küchenzwecken bestimmt und war wahrscheinlich die ursprüngliche Wohnung der Finnen, wie auch der Vasaló

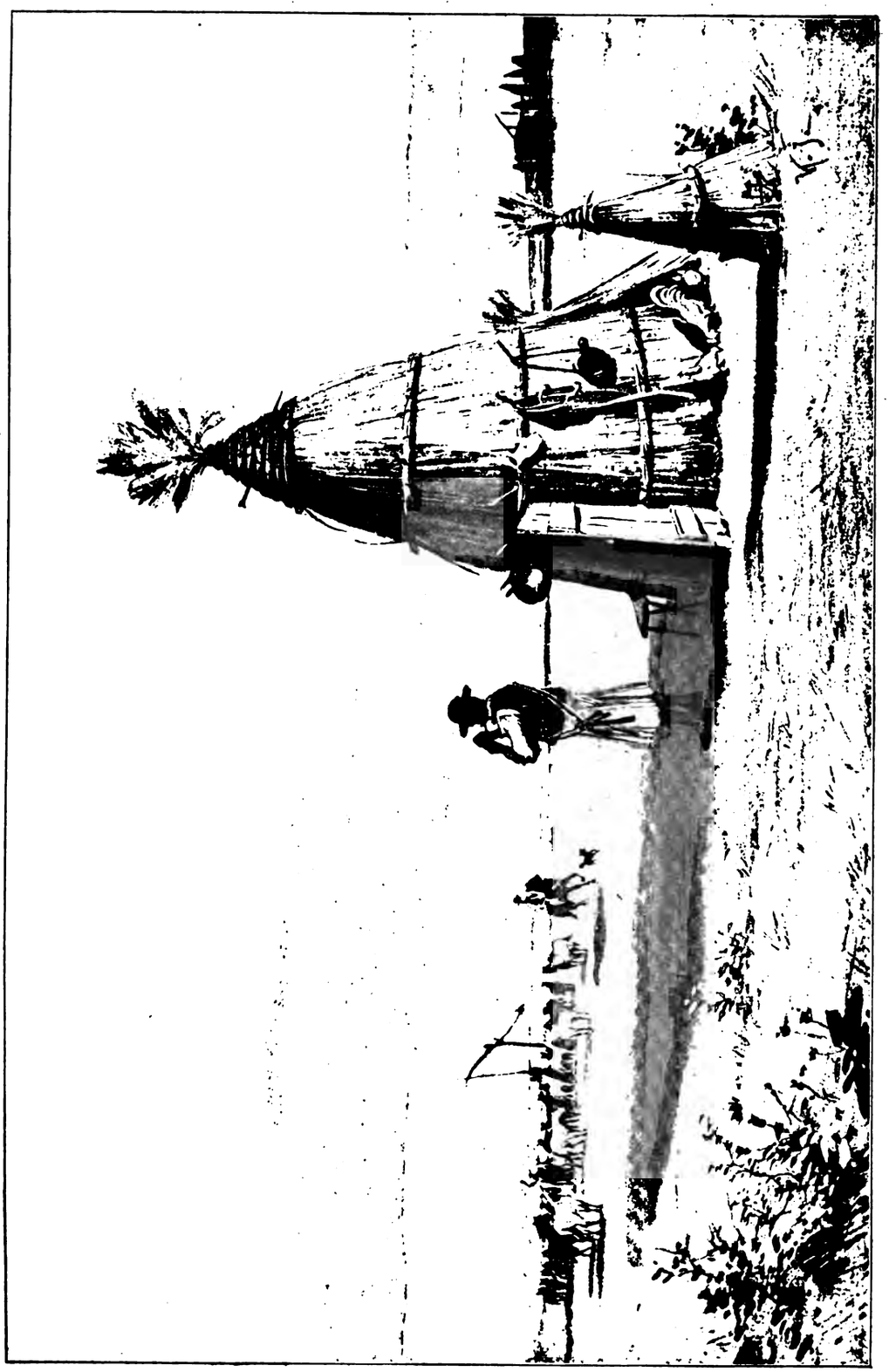


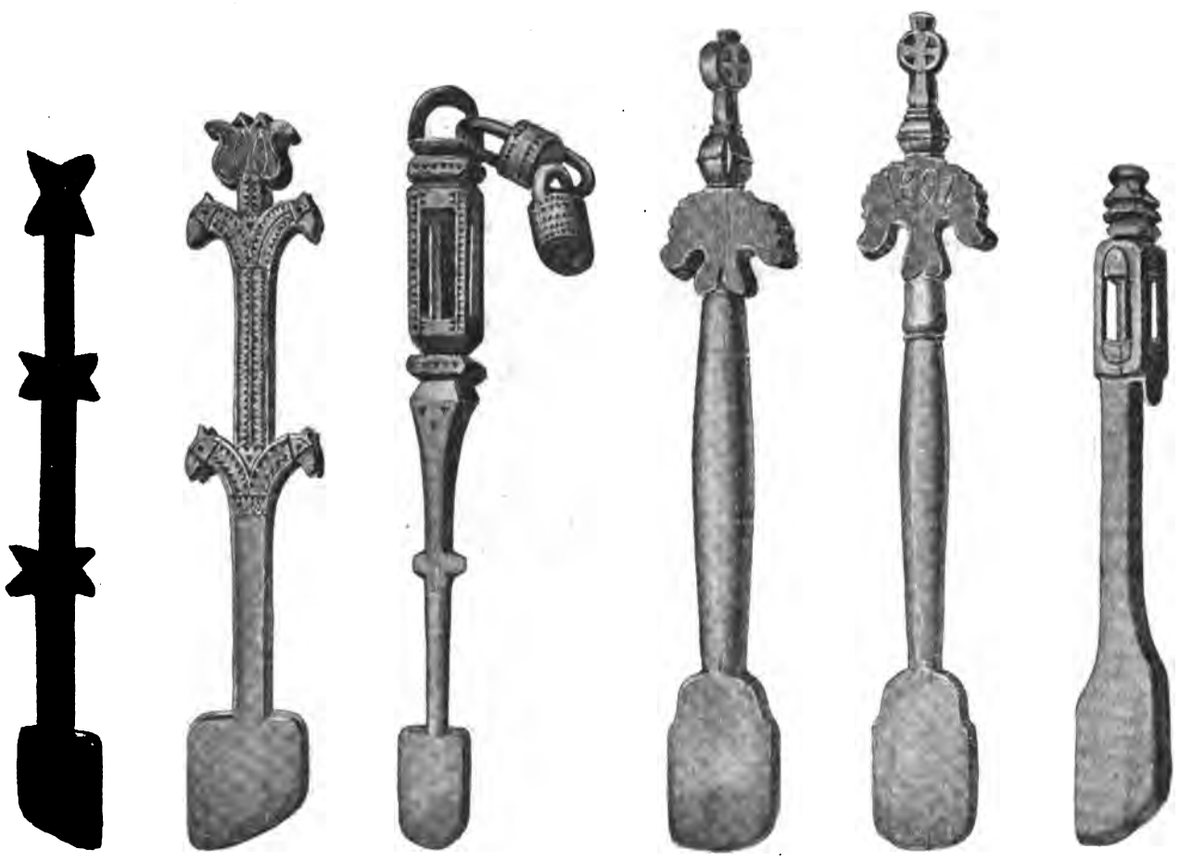
Fig. 8. Csikós-Hütte nebst Hühner- und Hundestall; Puszta Ecseg bei Türkeve.

als ursprüngliche Hirtenwohnung der Hortobágy, die Hütte dagegen als Fortschritt betrachtet werden kann. Der Ringdamm ist ein entschieden prähistorischer Anklang.

Die nächste Frage ist nun, ob es wohl noch Spuren des Nomadenthums gibt? Vollkommen festgestellt ist es, dass die Hirten der sogenannten Dobos — in Veszprém und Zala — vor fünfzig Jahren noch reine Nomaden waren; der Heerde folgten die beladenen Esel, das Nachtlager wurde aufgeschlagen, wo der Abend den Hirten eben erreichte. In der Mitte flügelartigen Windfang für die Pferde, einen hüttenartigen Karren als Vorrathskammer, endlich einen hohen ästigen Standbaum als „Auslug".

Im Vierecke ist die Feuerstelle, doch ist nur ein Winkel derselben gedeckt; darunter steht die Truhe des Oberhirten.

In früheren Zeiten wechselten diese Hirten in je 2—3 Wochen ihren Standort; das Vieh folgte von selbst der beweglichen Wohnung. Heute wird der Standort beschlussweise von acht zu acht Tagen mit der Begründung gewechselt: „damit die Weide gedüngt



9. 10. 11. 12. 13. 14.

Fig. 9—14. Rührspatel der Hirten von Kecskemét und Szeged (1/3 nat. Gr.).

unseres Jahrhunderts wurden schon eigenthümliche Erdhütten gebaut, wovon einige noch bestehen; heute dagegen finden wir schon Steinhäuser; also stehen im Verlaufe eines halben Jahrhunderts drei Entwicklungsstufen vor uns.

Die letzten noch deutlich erkennbaren Spuren des Nomadenthums — jedoch schon mit modern wirthschaftlichen Momenten verknüpft — finden wir noch besonders südlich von Kecskemét und weiter gegen Szeged, also im eigentlichen Alföld. Die Originalwohnung der Hirten, „Cserény" genannt, besteht hier aus Tafeln aus Weidengeflecht, welche durch Pflöcke im Viereck aufgestellt werden; ausserdem gibt es einen

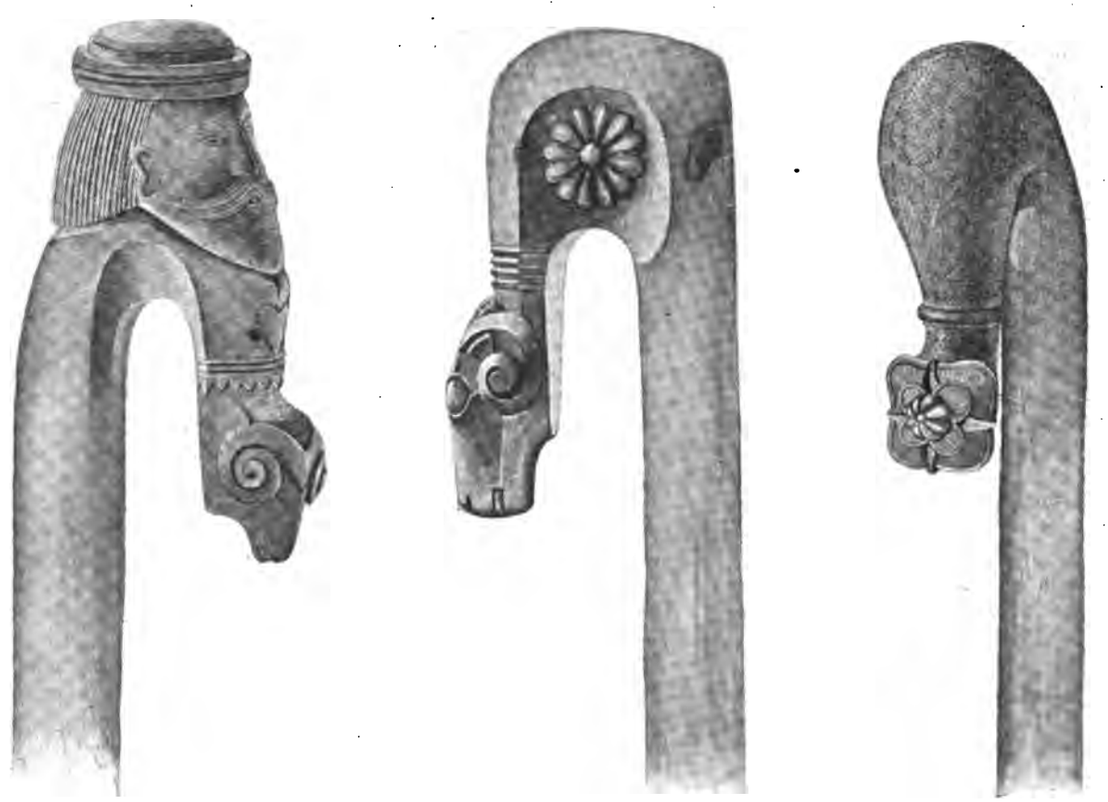
werde". Der moderne Verkehr hatte eine rapide Entwicklung der Städte des Alföld zur Folge; was Wunder, wenn diese wandernden primitiven Hirtenwohnungen voll sind von modernem Geschirre, Esszeugen u. dgl. Nur der hölzerne Rührspatel, womit die auch schon nach Westen vordringende „Tarhonya" behandelt wird, verblieb, zum Theile ebenso typisch in der Form, als schön in der Ornamentik (Fig. 9—14).

Sehr interessant ist der Umstand, dass auf kumanischem Gebiete sofort der Pferdekopf als Zierde auftritt, gewiss eine förmliche Herausforderung zur Erforschung der prähistorischen und recenten Analogien!

* * *

15. 16.

Fig. 15 und 16. Salzfass aus der Somogy (2/3 nat. Gr.).



17. 18. 19.

Fig. 17. Hirtenstab aus Göcsej. die alte Haartracht weisend (2/3 nat. Gr.). Fig. 18. Hirtenstab aus der Somogy mit Widderkopf (2/3 nat. Gr.). Fig. 19. Hirtenstab aus Zala mit Rosette (2/3 nat. Gr.).

Und nun zur Ornamentik, also einer besonders heiklen Frage!

Es entspannen und entspinnen sich hierüber fortwährend ungemein feindselig-gehässige Controversen. Besonders gewisse südslavische Fachkreise gefallen sich in der Behauptung, die Magyaren hätten das ganze Um und Auf ihrer Ornamentik von den Südslaven — gelinde ausgedrückt — entlehnt.

Zufälligerweise, eigentlich richtig, entscheidet aber in der Wissenschaft nicht der Grad des Hasses, sondern der objectiv erbrachte, unumstössliche Beweis, entspringend der unbefangenen, streng und kritisch angewendeten vergleichenden Methode, welche jede nationale und politische, besonders chauvinistische Subversivität a priori ausschliesst.

So aufgefasst, drängt sich uns sofort eine unumstössliche Wahrheit auf: dass nämlich bis zur Stunde von keiner Seite das gehörige, genau gesichtete und behandelte Materiale aufgebracht und bearbeitet wurde, welches geeignet wäre, die Grundlage zu einem gerechten Urtheile abzugeben.

Ich will hier einige auffallendere Erscheinungen einschalten.

Inmitten des Slovakenthums des Sohler Comitates gibt es eine Oase, wo eine Ornamentik nebst Technik vorherrscht, welche sich in nichts von jener unterscheidet, welche wir an den aus Croatien stammenden, so reich verzierten und sehr verbreiteten Flaschenkürbissen kennen. Die Geschichte der betreffenden Gemeinden reicht nicht über 400 Jahre zurück; eine Tradition besagt, es seien dies die Nachkommen der colonisirten „Schwarzen Schaar" des Corvinus. Ich lege kein besonderes Gewicht auf diese Legende.

In der Somogy verzieren Hirten und Nichthirten Alles. Spinnrocken, Hackenstiel, Taschenmesser, Spiegel, Hirtenflöte, Behälter aller Art werden mit polychromen Ornamenten verziert, deren Farben jenen entsprechen, welche das Slaventhum ausschliesslich sich selbst zueignet. Merkwürdigerweise ist aber die Polychromie — mithin der Farbensinn — der so weit und abgeschlossen östlich wohnenden Székler die gleiche, und Alles, was wir aus dem Oriente kennen, besagt uns, dass die ganzen Slaven, so gut als die Magyaren und noch viele andere Völker, im Grunde genommen aus der unerschöpflichen Formen- und Farbenpracht des Orientes schöpften. Wir nehmen vorläufig den sassanidischen Ursprung hypothetisch an.

Doch lassen wir das und gehen wir auf einige Formen über. Die echt magyarischen Peitschenstiele — Karikás — zeigen zum Theile orientalische eingelegte Arbeit. Kronenmotive wechseln mit dem kirchlichen Opferlamm und dem Jesus-Homo-Salvator-Zeichen ab; Halme, Sterne wechseln miteinander; die schönsten sind, wie gesagt, eingelegte Arbeiten.

Zum Theile prachtvoll sind die Salzfässer und Krückenstäbe der magyarischen Schafhirten der Somogy (Fig. 15—19) und aus Zala; an den älteren der letzteren erhielt sich die Darstellung der alten Haartracht des Volkes, welche seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht rapid verschwindet.

Die Hirtentaschen der Somogy zeigen viel Eigenthümliches: die Trinkhörner der Schweinehirten in der Ung sind mit Motiven bedeckt, welche sich an die Ornamentik der besten mittelalterlichen kirchlichen Goldschmiedekunst Ungarns anlehnen. Der Schafhirtkrückenstab des berüchtigten Räubers Patkó, welchen ich erworben habe, ist Goldschmiedearbeit, der Schlangenkopf desselben hat Augen aus Türkis; die Form ist sehr auffallend. Wer hat denn diese und hundert andere Sachen je auf ihren Ursprung hin geprüft?

Höchst interessant und wichtig ist das Verhältniss der Nationalitäten zu einander hinsichtlich der Urbeschäftigungen, speciell des Hirtenlebens.

Der Székler, Magyare und Sachse Siebenbürgens ist nie Hirt; der berufsmässige Hirte dieser drei Völker ist immer der Walache; der Hirt des Sachsen der Zips ist jedoch der Ruthene; der Einfluss des Zipsers auf den ruthenischen Hirten tritt ungemein scharf in den oft prachtvollen, aus einem Stücke Holz geschnitzten Schöpfern zu Tage. Der figurale Schmuck des Henkels behandelt meist eine förmliche Legende des Bären (Fig. 20 u. 21), doch mischt sich auch die Gothik in's Spiel: mancher Henkel ist die Nachbildung des gothischen Fensters, welches der Hirt zur Marktzeit in der Stadt gut angesehen hat; auch in der Auffassung des Menschen ist hier das Gothenthum mit dem Prähistorischen verschmolzen; das letztere herrscht in der Auffassung der Thiere — Hund, Bär, Pferd — vor. Die wundervoll schön geschnitzten Stiele der grossen Schöpflöffel, welche bei der Käsebereitung vorkommen, wären nach russischer Auffassung „alt-slavisch", im Ganzen sind sie doch der Renaissance angehörig.

Das Verhältniss des Einflusses der geradezu kunstsinnigen Székler und Siebenbürger Sachsen auf die Ornamentik des walachischen Hirtenthums, welch' letzteres übrigens auch heute noch vielfach wandernd ist, da es den Sommer auf den Abhängen der südlichen Alpen Siebenbürgens, den Winter meist in den Weidendickichten der Donaudeltas und in der Dobrudscha zubringt, bedarf noch eines speciellen Studiums.

Und nun: wer hat es sich denn z. B. zum Studium gemacht, wie der Hirte seine meist vollkommen richtig gestimmte Hirtenflöte, Pfeife, eigentlich construirt; nach welchem Maasse er die Länge, den Beginn, die Entfernung der Tonlöcher bestimmt? Welche Rolle spielt hiebei die Faust mit dem seitwärts gestreckten Daumen, die Breite der ersten Glieder des Zeigefingers, zweier oder dreier Finger? Und warum denn die Pfeife des körperlich kleineren Hirten höher, jene der grösseren tiefer gestimmt ist?

Mit wenigen Worten gesagt: wo immer man tiefer in's Volksthum hineingreift, trifft man noch immer Elemente an, welche wenig oder gar nicht — vergleichend schon ganz und gar nicht — behandelt wurden, trotzdem sie interessant und für die Wissenschaft wichtig sind. Wir forschen eben oft im — — Gänsemarsch, welcher die Findigkeit meist, die Umsicht ganz und gar ausschliesst.

Wer aber auf Grund dieser Andeutungen glaubt, dass Ungarn noch eine jungfräuliche, unerschöpfliche Fundgrube für unbehobene Schätze der Ethnographie

ist, der möge Folgendes beherzigen: Auf einem scharfen, 16stündigen Ritte, welchen ich unternahm, um von Törzburg aus den Alpenstock des prachtvollen Bucsecs auf Hirtenwesen zu exploriren, erreichte ich die erste walachische Hirtenhütte (Stina), ein vor Schmutz starrendes Blockhaus, dessen Vorraum absolut nichts bot, was ethnographisch beachtenswerth genannt werden könnte. Ich liess also die sogenannte „Milchkammer" öffnen. Auf einem Brette stand hier in einem primitiven, verglasten Behälter eine — amerikanische Waterbury Weckeruhr zum Preise von fl. 2·50!

Das bedeutet nun den Todesstoss für die alte Hirtenuhr: die Hirten-Astronomie mitsammt ihrer folkloristischen Bedeutung!

Fig. 20 und 21. Schöpfgefässe aus einem Stücke Ahorn; ruthenische Hirten im Dienste der Zipser (1/3 nat. Gr.). Fundort: Merény.

Die alten Hirten richteten sich des Nachts nach der Culmination gewisser Sternbilder; der Orion, der Sirius, die Plejaden, die Stella polaris, Ursa major u. s. f. spielten hiebei eine grosse Rolle: das Alles ist nun zu Ende, bei uns so gut, wie im fortgeschrittenen Westen: es handelt sich heute um Rettung von Resten!

Ich wage die Hoffnung auszusprechen, dieses glänzende Auditorium überzeugt zu haben, dass die Bestrebungen Ungarns auch gelegentlich der tausendjährigen Jahreswende ernst sind und Beachtung verdienen.

3. Herr L. H. Fischer übersendet eine Mittheilung:

Paläolithische Fundstelle im Löss von Willendorf (Niederösterreich).

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Anschliessend an meinen Bericht über meine Ausgrabungen und Beobachtungen der paläolithischen Fundstellen in der Wachau (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1892) theile ich in Nachstehendem meine weiteren Beobachtungen, die ich im vergangenen Sommer in Willendorf machte, mit.

Ehe ich damit aber beginne, bin ich genöthigt, nachträglich eine Zeichnung (Fig. 22) jener Schichten anzufügen, welche seinerzeit in Willendorf so deutlich zu sehen waren und gegenwärtig fast ganz verschwunden sind. Die Beigabe derselben wurde in oberwähntem Berichte unterlassen. Da ich diese Zeichnung aber gerade für sehr wichtig halte, so möge sie hier als Ausgangspunkt meiner Beobachtungen nicht fehlen.

Wie seinerzeit erwähnt, bestand die paläolithische Culturschicht eigentlich aus drei übereinander liegenden Schichten, von denen die unterste (I) weitaus die mächtigste und an Artefacten reichhaltigste war. Die in allen drei Schichten vorkommenden Einschlüsse unterscheiden sich zwar durch die Anordnung, aber im Wesentlichen nicht so, dass man annehmen kann, dass sie einer und derselben Culturperiode angehören, wenn sie vielleicht auch dadurch entstanden sind, dass sie zeitlich getrennten Besiedelungen angehören. Es ist aber auch ebensogut möglich, dass sie nur zeitweilig getrennten Partien einer und derselben Ansiedelung angehören, denn es ist ganz annehmbar, dass alle drei Schichten sich irgendwo wieder vereinigen. Man denke sich beispielsweise einen Theil der Ansiedelung durch eine Feuersbrunst vernichtet. Die Ansiedler mögen sich seitwärts von dieser Stelle wieder neue Wohnsitze errichtet haben und jene früher benützte Stelle blieb vorläufig unbesiedelt.

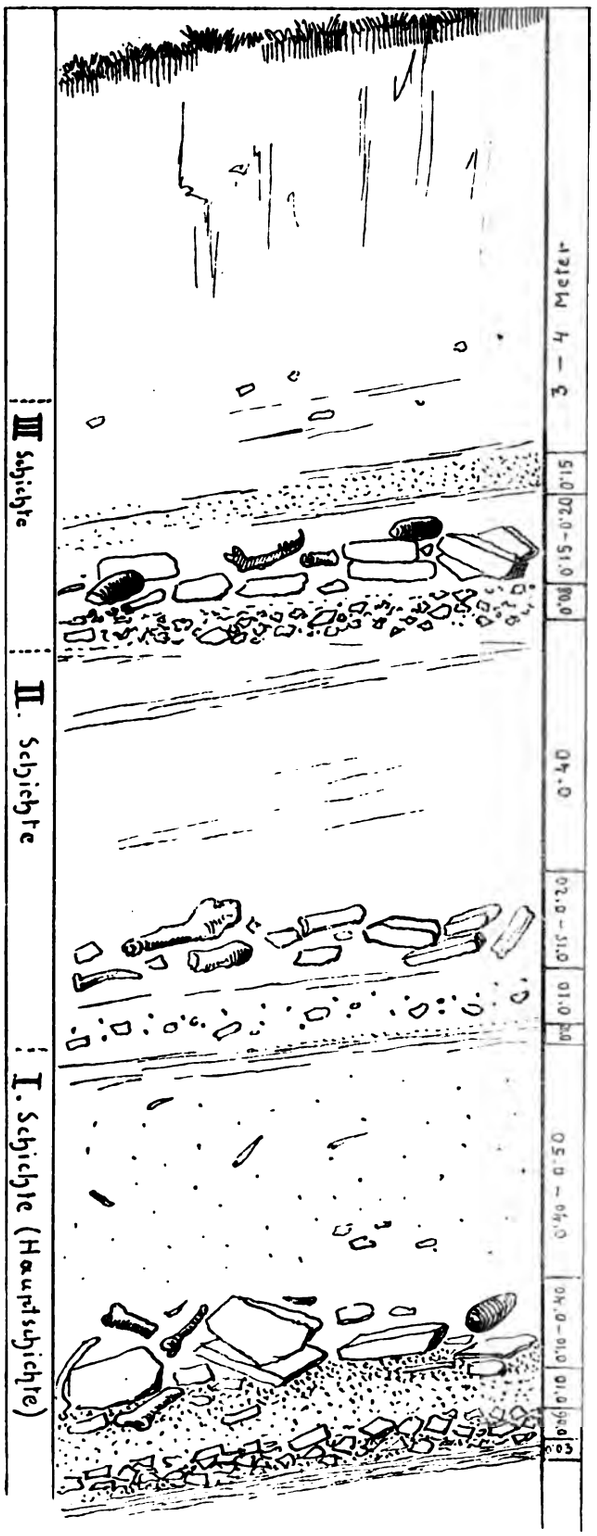


Fig. 22.
Detail der paläolithischen Culturschichten in Willendorf.

Schichtenfolge von oben nach unten: 3 m reiner Löss; 15 cm viele Schnecken, Kohle; 15—20 cm Kiefer von Hyäne, dunkle Klopfsteine, grössere mergelmässige Steine, zuweilen feine Steinmesser und Werkstücke; 8 cm Bachschotter; 40 cm reiner Löss; 15—20 cm schwache Schicht von Bruchsteinen, dazwischen Knochen, wenig Werkstücke, ein Klopfstein aus Rollkiesel; 10 cm vereinzelte Steine, wenig Kohle; 3 cm feiner Sand; 40—50 cm Löss mit wenig Kohle, Schnecken, einzelne, aber stets gut erhaltene vollendete Steinwerkzeuge; 10—40 cm zumeist grosse Bruchsteine und Platten von 10—40 □cm, auch bis zu 1 m Länge, dazwischen Klopfsteine, grosse Knochen, zerbrochene Steinwerkzeuge und Splitter, Schnecken; 10 bis 12 cm feiner Bachsand, kleine, unregelmässige Körner; 6 cm kleine, unregelmässige Steine, oft angebrannt, Kohle in einzelnen grösseren Stücken, sehr viele gebrochene Steinwerkzeuge und Werkstücke, kleine Stücke Knochen; 3 cm feiner Sand mit Donausand; zu unterst reiner Löss, auf 3 m Tiefe sichtbar.

Erst nach Jahren, wo sich das Bedürfniss herausgestellt, während Schutt und neue Lössablagerungen die alte Culturschicht überdeckt haben, wird dieselbe Stelle wieder besiedelt.

Zu bemerken ist aber, dass ich nur in der untersten Schichte I Knochen der grossen Dickhäuter gefunden habe. Diese wie die übrigen nach oben führenden Schichten waren in jüngster Zeit durch den Betrieb des Ziegelwerkes so weit abgearbeitet, dass sie, immer schwächer werdend, gegenwärtig als ausgebeutet zu betrachten und kaum mehr zu erkennen sind. Nur ganz oben wusste ich eine Stelle, welche noch eine Ausbeute versprach, und diese nahm ich neuerdings in Angriff, aufzugraben. Kaum 1 m unter dem Rasen fand ich schon Knochen von Mammuth und Hyäne und zahlreiche Artefacte; ich gelangte nämlich auf die Schichte I. An jener Stelle kommen die Schichten I und III ziemlich nahe zusammen. Während sich Schichte II in den Sand verlaufen haben dürfte, geht Schichte III bereits an die Oberfläche des Ackers; nur Schichte I ist noch in ihrer ganzen Mächtigkeit und Reichhaltigkeit erhalten. Es ist wohl anzunehmen, dass auch diese Schicht nicht weit oben an die Oberfläche des schief abfallenden Ackers gelangt und verloren geht.

Ich habe diese Schicht einige Meter im Quadrat aufgedeckt, und zwar nichts wesentlich Neues dort gefunden, aber immerhin einige mir wichtig scheinende Beobachtungen dabei gemacht. Man muss ja bei solchen Culturstätten der primitivsten Form dem Schicksal für jede neue Beobachtung dankbar sein; denn bei der Gleichartigkeit der Schichten und den wenigen Formen der Artefacte ist jede neue Beobachtung von Wichtigkeit.

Es ist mir schon manchmal in den Lösslagerstätten von Aggsbach wie in Willendorf aufgefallen, dass neben besonders grossen Steinen immer grössere Knochen liegen und neben Feuersteinartefacten auch grosse Kieselsteine stets zerschlagen und daneben auch die von den Kieseln abgeschlagenen Segmente, welche ich anfänglich für absichtlich abgeschlagen hielt, um sie als irgend welches Werkzeug zu benützen.

Nun fand ich hier eine so instructive Gruppe von Steinen und Knochen, welche als Beispiel für viele ähnliche gelten kann, dass ich sie in Fig. 23 wiedergeben will.

Ich hatte kaum einige grössere Mammuthknochen ausgegraben, als ich auf einen grossen, ziemlich quadratischen Stein stiess, dessen Grösse mir auffiel. Bei näherer Besichtigung fand ich, dass dieser Stein an der oberen Fläche, welche nahezu quadratisch (je eine Seite circa 60 m lang) und beinahe glatt war, deutliche Hiebmarken zeigte, wie wenn sie mit einer Hacke beigebracht worden wären. Wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen, lagen dicht bei dem Steine grosse zerschlagene Röhrenknochen, diesmal vom Mammuth, und auch die beiden Köpfe eines solchen Röhrenknochens. Unmittelbar um und in diesen Knochen lagen Splitter von Feuersteinen, zerbrochene Flintwerkzeuge und auch jene oberwähnten Kiesel und die davon abgeschlagenen Splitter (Fig. 25). Besonders ein Stein solcher Gattung aus Serpentin, den ich in Fig. 24 grosse 30 cm lange Enden der Stosszähne von Mammuth, welche deutlich erkennbar abgeschnitten waren. Bei dem einen davon fehlte auch noch die äusserste Spitze (gleichfalls künstlich abgetrennt). Leider sind Stosszähne stets in einem so morschen Zustande, dass ich nicht erkennen konnte, ob sie nicht etwa weiter bearbeitet waren. Darunter lag auch ein runder und ein langer Klopfstein.

Ich kann es hier nicht unterlassen, über diese Steine einige Worte zu sagen, da ich in Willendorf solche von verschiedenen Formen und in allen Stadien ihrer Entstehung vorfand.

Zu Klopfsteinen länglicher Form eignete sich jeder länglich geformte, harte Stein, wie er aus einem Bache oder der Donau entnommen wurde. Die ursprüngliche Form ist noch deutlich an dem weissen Kieselstein

Fig. 23. Gruppe von Steinen und Knochen von Willendorf.

abbilde, brachte mich auf die naheliegende Idee, dass diese Steine keinem anderen Zwecke gedient haben, als damit diese grossen Knochen zu zerschlagen; mögen nun diese Splitter durch die wuchtigen Hiebe abgesprungen sein oder wurden sie eigens zu dem Zwecke abgeschlagen, um dem Stein eine Arte Schneide zu verleihen, was ich übrigens deshalb bezweifle, weil solche Steine, wie der abgebildete, verhältnissmässig selten vorkommen. Zumeist sind es Kiesel, denen eben irgendwo einige Splitter abgehauen sind, oder man findet sie ganz entzweigesprungen. Die Hiebmarken an dem grossen Steine entsprechen ganz meiner Vermuthung. Ich möchte diese Steine zum Unterschiede von den Klopfsteinen „Schlagsteine“ nennen.

Ausser diesen Mammuthknochen fand ich noch wenige andere kleinere Knochen in der Nähe, ein Stück einer Backenzahnlamelle und dicht nebeneinander zwei gleich (Fig. 26) zu erkennen. Wahrscheinlich wurden mit diesen Steinen die Feuersteine zugeschlagen und erhielten dadurch die deutlich sichtbaren Schlagmarken. Mit besonderer Vorliebe scheint man zu solchen Klopfsteinen Serpentine gewählt zu haben. Ich habe solche Steine gefunden, an welchen man nur ganz geringe und leichte Spuren einer Verwendung erkennen konnte. Wer kann sagen, was mit diesen Steinen geschlagen wurde? Vielleicht nur Kerne von Früchten. Gewöhnlich aber sieht man zwei deutliche Streifen von Schlagmarken längs des ganzen Steines an den schmäleren Rändern (Fig. 27), die bei anderen Exemplaren sich so verbreitern, dass nur mehr ein schmaler Streifen der ursprünglichen glatten Oberfläche sichtbar bleibt, ja schliesslich verliert sich diese auch vollständig und der Stein erhielt eine vollständig konische Form und zuweilen fast glatte Oberfläche. Ein solches vollständig

abgearbeitetes grösseres Exemplar befindet sich im k. k. Hofmuseum; ein anderes kleines, 15 cm langes im Stifte Göttweig.

Eine andere Form der Klopfsteine ist die kugelförmige (Fig. 28), die man gleichfalls in verschiedenen Stadien der Abnützung, und zwar nicht selten vorfindet. Warum nun einmal die längliche und ein anderes

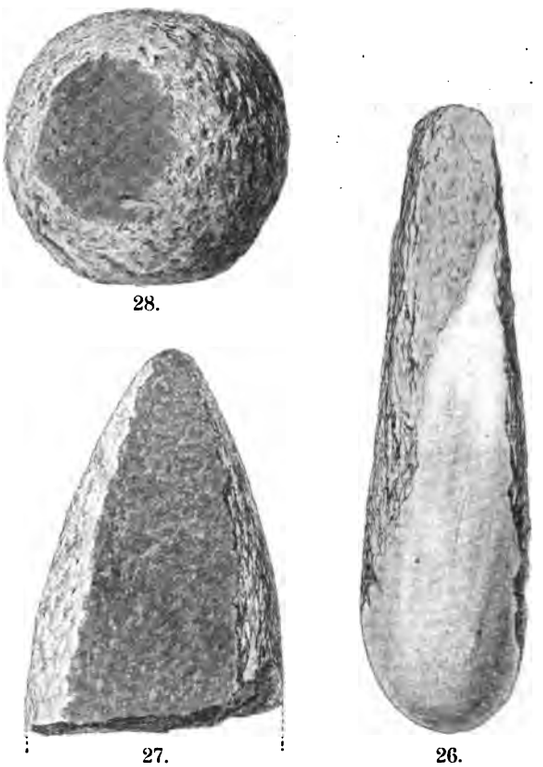
Fig. 24. Schlagstein aus Serpentin.

Fig. 25. Durch den Gebrauch der Schlagsteine abgefallene Splitter.

Mal die runde Form gewählt wurde, entzieht sich der Beurtheilung.

In demselben Ziegelschlag gegen Norden, wo gegenwärtig Ziegellehm gegraben wird, fand man bisher fast gar keine Knochen oder Artefacte, obwohl eine graue Schichte mit zahlreichen Streifen von Kohle der ganzen Länge der Wand nach erkennbar ist. Erst seit diesem Jahre, wo man gegen den Steilrand, der gegen die Donau abfällt, hin arbeitet, kamen einige gut erhaltene Feuersteinmesser, Hirschhorn und Klopfkiesel (zum Unterschied von Klopfsteinen aus anderem Materiale) vor. Leider ist von hier wenig zu hoffen, da man eben schon nahe dem Steilrand ist, der in früheren Zeiten schon abgegraben wurde. Es scheint also auch hier eine Schichte zu geben, welche an einer Stelle Artefacte führt und die über diese Stelle hinaus noch weit erkennbar ist, ohne die geringsten Einschlüsse zu enthalten, gerade so, wie gegenwärtig die Schichte III.

Ich schliesse daraus, dass, wenn man in einer Lösswand eine hellgraue Schichte, eventuell mit Ein-

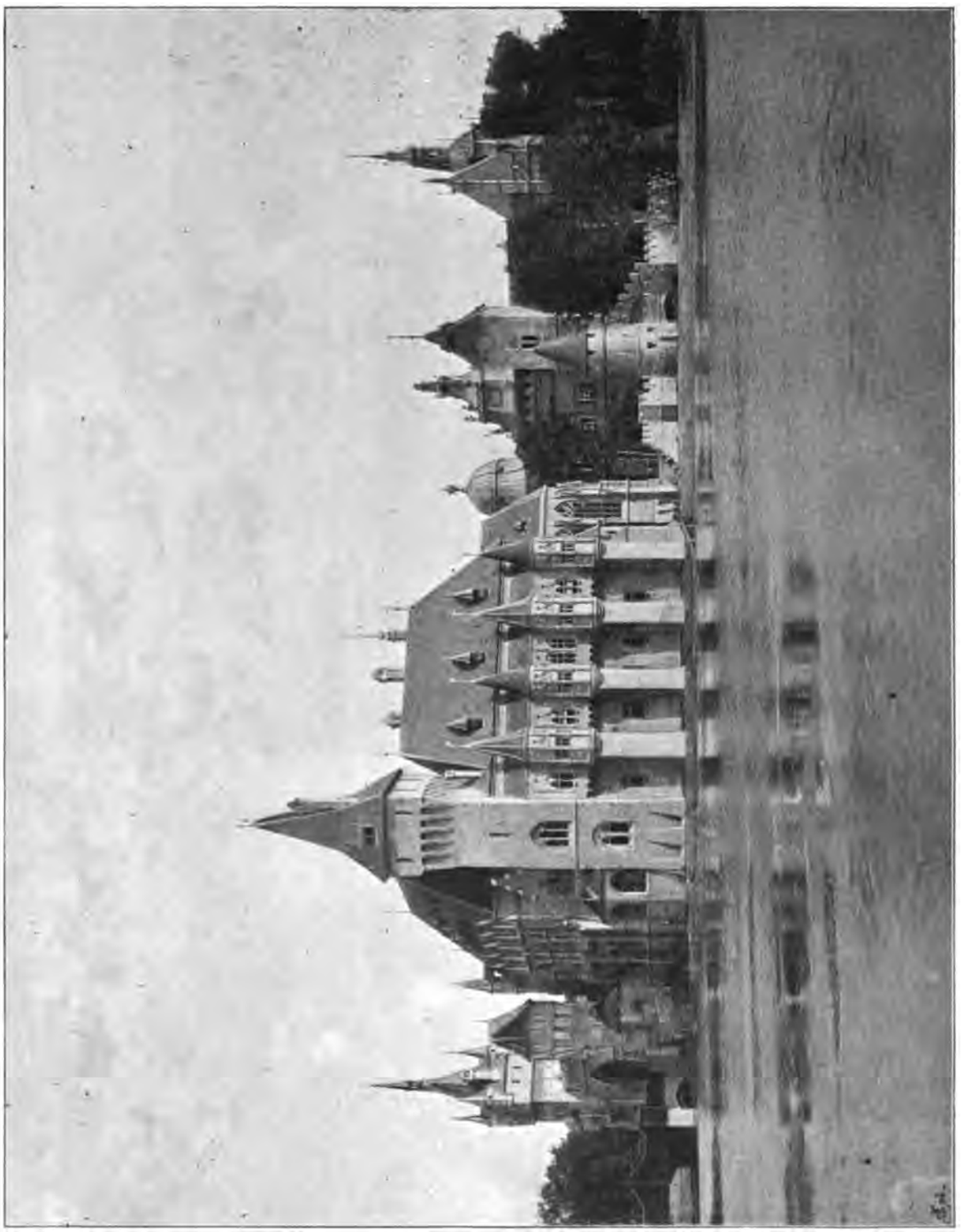


28. 27. 26.

Fig. 26—28. Klopfsteine von verschiedener Form.

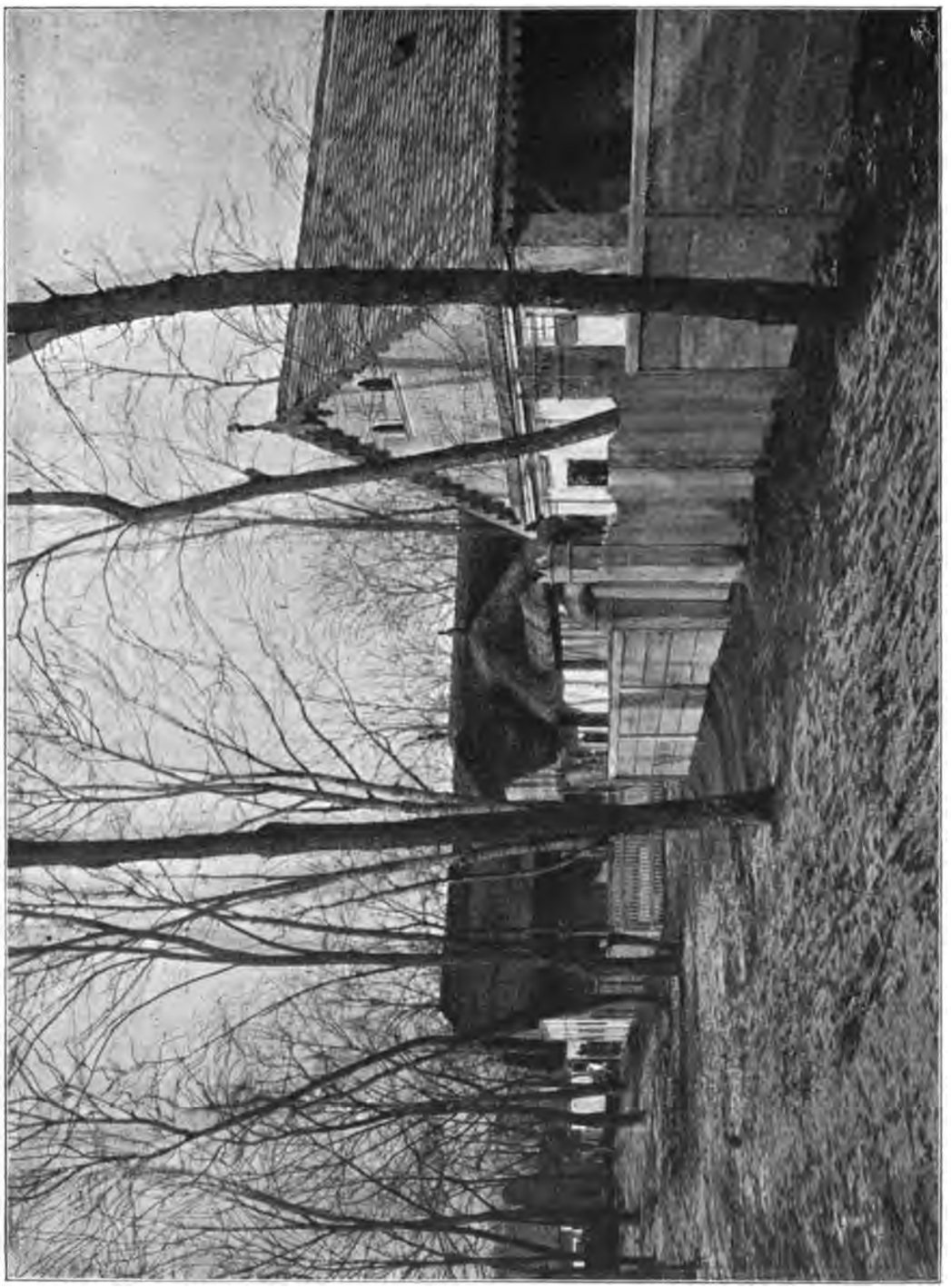
schlüssen von Steinplatten und Kohle findet, es durchaus nicht ausgeschlossen ist, im weiteren Verlaufe auch, namentlich an tieferen Stellen, Artefacte anzutreffen. Ueberhaupt geht meine Erfahrung dahin, dass paläolithische Ansiedelungen immer an den tieferen Stellen der Lössablagerungen zu suchen seien, an der Donau dort, wo die Lösswände der Thalsohle am nächsten sind.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.



Ansicht der historischen Hauptgruppe vom Ufer des Sees.

Die Kirche des ethnographischen Dorfes, magyarischer Typus aus der Kalotaszeg.



Partie aus dem ethnographischen Dorfe; Theil der magyarischen Gasse.

Partie aus dem ethnographischen Dorfe; Theil der Nationalitätengasse.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXVI. Der neuen Folge XVI. Band.)

Nr. 2. März u. April. Sitzungsberichte. 1896.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 6. März 1896.** 1. Veränderungen im Mitgliederstande; S. [17]. — 2. Käfirangelegenheit Dr. Leitner's; S. [17]. — 3. Sammlung für das Denkmal Strobel's; S. [17]. — 4. Subvention des Unterrichtsministeriums; S. [17]. — 5. Delegirung in das Comité der Ausstellung 1898; S. [17]. — 6. Excursion nach Budapest; S. [17].

Jahres-Versammlung am 10. März 1896. 1. Begrüssung und Constatirung der Beschlussfähigkeit; S. [17]. — 2. Jahresbericht; S. [17]. — 3. Rechenschaftsbericht; S. [27]. — 4., 5. u. 6. Wahlen; S. [26]. — 7. Hoernes, Renthierkunst und Dypilonstyl; S. [26]. — 8. Lissauer, Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt (1895); S. [26]. — 9. Campi, Bogenspannring aus Achat; S. [30]. — 10. Gurlitt, Archäologischer Bericht aus Steiermark (1895); S. [30]. — 11. Niederle, Programm des čecho-slavischen ethnographischen Museums in Prag; S. [31]. — 12. Lindner, Erwerbungen des städtischen Museums in Budweis; S. [31]. — 13. Schneider, Somatologische Zusammenstellungen in Böhmen, Mähren und Schlesien; S. [33]. — 14. Richlý, Steingrabhügel mit Steinsetzung im südwestlichen Böhmen; S. [34]. — 15. Franc, Ausgrabungen bei Pilsen 1895; S. [36]. — 16. Bugiel, Besprechung; S. [38]. — 17. Stieda, Internationaler Congress für Medizin in Moskau 1897; S. [41]. — 18. Verzeichniss der Mitglieder; S. [42].

Monats-Versammlung am 14. April 1896. 1. Nachruf auf Hovelacque und Bogdanow; S. [49]. — 2. Holub, Buschmanngravirungen; S. [49].

Ausserordentliche Versammlung am 21. April 1896. Inama, Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich; S. [49].

Geschenke für die Bibliothek; S. [49].

Professor A. P. Bogdanow †. Von Prof. Dr. N. Zograf; S. [51].

Ausschuss-Sitzung am 6. März 1896.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Gestorben sind:

das unterstützende Mitglied Dr. Alexander Schadenberg in Manila (s. den Nachruf im Jahresbericht für 1895) und

das wirkliche Mitglied Dr. Wilhelm Ritter v. Pissling in Prag.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen:

Dr. Josef Siemiradzki, k. k. Universitäts-Professor in Lemberg,

Gustav Calliano, Erster Präsident des Museumsvereines in Baden,

Monsignori Franz Bulić, k. k. Conservator, Gymnasial-Director in Spalato, und

Dr. Robert Lehmann-Nitsche in Gocanowo bei Kruschwitz, Provinz Posen.

2. Ein Ansuchen des correspondirenden Mitgliedes, Herrn Dr. G. W. Leitner in Woking, um Unterzeichnung eines Aufrufes zur Verhinderung der Ausrottung der Käfirs im Hinduh-Kuh wird mit Hinweis auf die politische Seite der Frage abgelehnt.

3. Für das Denkmal des verstorbenen Professors Pellegrino Strobel in Parma wurde in der Gesellschaft eine Subcription eingeleitet, welche einen Betrag von fl. 30 geliefert hat, welcher an das Denkmal-Comité in Parma abgeliefert wurde.

4. Das hohe k. k. Unterrichtsministerium hat für das Jahr 1895 ausnahmsweise eine Erhöhung der Subvention auf fl. 600 bewilligt.

5. In der constituirenden Versammlung des Comités der vom niederösterreichischen Gewerbeverein geplanten Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1898, mit welcher mehrere Special-Ausstellungen, namentlich aber eine ethnographische Ausstellung verbunden werden soll, wird als Delegirter der Gesellschaft Herr Secretär Heger gewählt.

6. Im Laufe des Sommers soll eine gemeinsame Excursion zum Besuche der Millenniums-Ausstellung in Budapest stattfinden.

Jahres-Versammlung am 10. März 1896.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende übergibt das Wort dem Secretär zur Erstattung des vom Präsidenten verfassten Jahresberichtes.

Hochverehrte Versammlung!

Da im vorigen Jahre wegen Verhinderung Ihres Vorsitzenden und des nahen Zusammenfallens der Jahres-Versammlung mit unserer Festfeier die Erstattung eines ausführlichen Jahresberichtes unterblieben ist, obliegt mir die Pflicht, der wichtigeren Vorkommnisse der beiden verflossenen Jahre kurz zu gedenken. Unser Mitgliederstand betrug im Jahre 1893: 361, 1894: 363, 1895: 375. Der Zuwachs gegenüber 1893 beträgt somit 14.

Die Zahl der unterstützenden Mitglieder hat sich seit der Jahres-Versammlung 1894 um eines vermindert; sie beträgt heute 39. Als Stifter sind 1895 eingetreten: Johann, regierender Fürst von und zu Liechtenstein, und Herr Prof. Dr. Wilhelm Joest in Berlin. In Folge der von Ihnen beschlossenen Ernennungen anlässlich unserer Jubelfeier ist die Zahl der Ehrenmitglieder seit 1894 von 10 auf 21, jene der correspondirenden Mitglieder von 68 auf 77 gestiegen.

Die beiden Jahre haben uns leider empfindliche Verluste durch den Tod gebracht. Ausser den bereits im Jahresberichte 1894 Genannten sind von unseren Mitgliedern verstorben: die unterstützenden Mitglieder Fürst Edmund Clary zu Aldringen, der die praktischen Arbeiten der Gesellschaft grossmüthig gefördert hat, ferner Frau Baronin Sophie Todesco. Das stets opferwillige Walten dieser edlen Dame ist auch unseren Bestrebungen vielfach zugute gekommen. Wir schliessen uns aus vollem Herzen den Trauerkundgebungen an, welche ihr Hinscheiden bei allen Schichten der Wiener Bevölkerung hervorgerufen hat. Vor einigen Wochen traf die Kunde von dem Hinscheiden unseres unterstützenden Mitgliedes Herrn Dr. Alexander Schadenberg ein. Der Verblichene hat sich um die Ethnographie der Philippinen, namentlich jener Nord-Luzons, grosse Verdienste erworben und betrauern wir in ihm einen der rührigsten Sammler und Beobachter auf ethnographischem Gebiete über diese Gegenden, die ihm zur zweiten Heimat geworden sind. Von wirklichen Mitgliedern haben wir verloren: Dr. Wilh. R. v. Frueth, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. (Wien), Herrn Universitäts-Professor Dr. Ludw. Mauthner (Wien), Herrn J. A. Specht (Wien), Regierungsrath Dr. Moriz Gauster, Director der Landesirrenanstalt in Wien, E. G. Lanfranconi (Pressburg), Bergrath Prof. Fr. Pošepný (Wien), kaiserl. Rath und Fabriksbesitzer Karl Sarg (Liesing), Berghauptmann Wenzel Radimský (Sarajevo), Prof. Pellegrino Strobel (Parma), Custos Moriz Trapp (Brünn), Stabsarzt Dr. Karl Weszély (Wien) und Statthaltereirath Prof. Dr. Pissling in Prag.

Prof. Pellegrino Strobel war unser wirkliches Mitglied seit Gründung unserer Gesellschaft, welche ihn später zum correspondirenden Mitglied erwählte. Mit Chierici, der ihm im Tode vorangegangen ist, und Pigorini war er einer der ersten und unermüdlichsten Nachfolger des Bahnbrechers Bartolomeo Gastaldi. Diesen Männern dankt Italien die Begründung seiner Urgeschichtsforschung, eines Faches, das gerade auf altclassischem Boden vielfachen Anfechtungen ausgesetzt sein musste und mit einer Art von Nothwendigkeit zuerst in Oberitalien, dem Nachbarlande der pfahlbaureichen Schweiz und anderer mitteleuropäischer Fundgebiete aufblühte. Chierici, Pigorini und Strobel waren die engverbündeten Begründer des gehaltvollen Bulletino di paletnologia italiana, das 1875 in's Leben trat und alljährlich schätzbare Beiträge aus der Feder Strobel's brachte. Seine ersten Arbeiten erschienen 1861 und 1862 über die berühmte Terramara von Castioni dei Marchesi in der Provinz Parma. 1863 gab er mit Pigorini den „1. Bericht über die Terramaralager der Emilia“ im XIV. Band der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 1864 den 2. Bericht im VI. Band der Atti della Società Italiana di scienze naturali. Seit jener Zeit galt er als hervorragende Autorität auf dem Gebiete der Landpfahlbauten Italiens, deren systematische Erforschung er zuerst anregte. Eine Specialität Strobel's war die exacte Untersuchung der in den prähistorischen Culturschichten eingeschlossenen Thier- und Pflanzenreste, worüber seine erste Abhandlung (le valve degli Unio etc.) 1872 im Archivio per l'Antr. e la Etnol., Bd. II), erschien. Schon hier zog er neben italienischen auch südamerikanische Funde, die er sehr genau kannte und worüber er später neben einzelnen Aufsätzen auch eine grössere Monographie (Materiali di Paletnologia comparata recolti in Süd-Amerika) verfasste, in Betracht. Im III. Bande unserer Mittheilungen veröffentlichte er 1873 eine Zurückweisung der haltlosen Ansichten Coppi's über die Terramaren. Auch prähistorische Funde aus Südtirol studirte er. Von 1875 an ist, wie erwähnt, das Bulletino die Fundstelle für die zahlreichen Arbeiten unseres verewigten Mitgliedes, dessen Andenken in der Geschichte der prähistorischen Archäologie stets ehrenvoll fortleben wird.

Nicht minder schmerzlich berührt uns der Verlust unseres treuen Mitarbeiters Wenzel Radimský, welcher sich um die Erforschung des prähistorischen Gebietes von Wies in Steiermark erfolgreich bemüht hat und als Bahnbrecher der bosnischen Prähistorik angesehen werden muss.

Unser correspondirendes Mitglied Prof. Ludwig Rütimeyer ist am 25. November 1895 zu Basel verstorben. Nach freundlicher Mittheilung unseres ihm enge befreundeten Vicepräsidenten, des k. k. Hofrathes Brunner v. Wattenwyl, war derselbe zu Bern am 26. Februar 1825 geboren. Er studirte anfangs Theologie, später Naturwissenschaften, in welchen er mit geognostischen Arbeiten über verschiedene Alpengebiete debütirte. 1855 als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Basel berufen, beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Entwicklungsgeschichte der Säugethiere. Seine überaus zahlreichen Abhandlungen über prähistorische Thierreste (Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz, Zürich 1861 u. s. w.) müssen als eine wissenschaftliche Grundlage aller einschlägigen Forschungen angesehen werden. Von dessen anderen Publicationen seien hier noch erwähnt: Art und Rasse des zahmen europäischen Rindes, Braunschweig 1866; Veränderungen der Thierwelt der Schweiz seit der Anwesenheit des Menschen, Berlin 1875; mit Prof. Wilh. His veröffentlichte er die Crania Helvetica, Basel 1864. Rütimeyer war die von allen Nationen anerkannte Autorität für die Bestimmung der Säugethierreste; sein Tod bedeutet einen grossen Verlust für eine mit der Prähistorik enge zusammenhängende Richtung.

Lassen Sie mich an dieser Stelle noch eines Mannes gedenken, der zwar mit unserer Gesellschaft nicht in engerem Verbande stand, durch seine bahnbrechende Thätigkeit auf dem Gebiete vergleichender Rechtswissenschaft jedoch das Anrecht auf ein dankbares Andenken aller Fachgenossen erworben hat. Dr. Albert Hermann Post war geboren am 1. October 1839; er starb als Richter am Landgericht zu Bremen am 25. August 1895. Er hat wohl als einer der Allerersten das durch die grossen Fortschritte der orientalischen Disciplinen und der Völkerkunde geschaffene Material für die Aufstellung einer ethnologischen Jurisprudenz in systematischer Weise verwerthet. Das Problem selbst war allerdings wenige Jahre früher von dem alle Abzweigungen der Ethnologie überblickenden Bastian in Angriff genommen worden. Doch bot der juri-

stisch geschulte Blick dem jüngeren Forscher namhafte Vortheile für die Beurtheilung der wesentlicheren Momente der Rechtsbildung bei den verschiedensten Völkern. Sein unbestreitbares Verdienst bleibt die energische Zurückweisung der bis dahin in der juristischen Literatur stark verbreiteten Annahme eines absoluten Rechtes, welches sich in gewissen dem Menschen angeborenen Rechtsanschauungen äussern müsse! Das ganze Rechtsleben ist nach seiner Auffassung, wie die Sitte, aus dem geselligen Zusammenleben der Menschen hervorgegangen. Das Rechtsbewusstsein der verschiedenen Völker deckt sich nur insoweit, insoferne sich deren sociale Organisationen decken. Die auf diese Prämisse aufgebaute umfassende Vergleichung der menschlichen Organisationsformen hat die Universalität derselben dargethan und besonders für das Verständniss der primitiven Socialformen, sowie der damit verbundenen Rechtsnormen bahnbrechend gewirkt. Post's Meisterschaft zeigt sich in dessen Selbstbeschränkung auf das unmittelbar drängendste Bedürfniss, auf eine beschreibende Sichtung und Classification der massenhaft wuchernden Rechtsformen, wodurch eine sichere Grundlage für eine genetische und psychologische Behandlung dieser Formen gewonnen wurde. Das Verdienst, diese Weiterentwicklung durch die Hinwegräumung tiefeingewurzelter Vorurtheile und durch musterhafte Behandlung des Stoffes in naturwissenschaftlichem Sinne vorbereitet zu haben, wird diesem so vielseitigen und ausdauernden Gelehrten ein bleibendes Andenken in unseren Reihen sichern!

Unsere Gesellschaft hat sich auch in den verflossenen Jahren der materiellen Unterstützungen Seiner k. u. k. apostolischen Majestät, sowie des k. k. Unterrichtsministeriums erfreuen dürfen. Wir sprechen hiefür unseren ehrfurchtsvollen und tiefen Dank aus. Aus dem Allerhöchsten Privatfond erflossen uns überdies die bisherigen namhaften Beiträge für praktische Arbeiten, welche uns in die Lage versetzten, Herrn Szombathy's zweite prähistorische Recognoscirungstour in die Bukowina 1894, ferner dessen Ausgrabungen der Tumuli auf der Malleiten bei Wiener-Neustadt zu unterstützen. Die Berichte hierüber finden sie im Band XXIV unserer Mittheilungen. Aus derselben Quelle haben wir nachstehende ethnographische Arbeiten unterstützen können: Die Hausforschungen in Tirol von Prof. Dr. Meringer 1894 (vgl. Band XXIV, XXV unserer Mittheilungen); die Hausforschungen in den ungarischen Comitaten Oedenburg und Eisenburg und im westlichen Steiermark von Herrn Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg (ibid.); die Hausforschungen in den Ostalpen von Herrn Oberst a. D. G. Bancalari; Herrn Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz für ethnographische Forschungen unter den Huzulen 1895; Herrn Dr. Wilhelm Hein für ethnographische Studien in Salzburg und Tirol (Band XXIV unserer Mittheilungen). Ich bin glücklich, hinzufügen zu können, dass unsere langjährigen Bemühungen um die Erforschung des Bauernhauses von Seite des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines in umfassenderer, den Mitteln dieses Vereines entsprechender Weise hoffentlich ihre sachgemässe Fortsetzung finden werden.

Die Berichte über unsere Excursionen nach Předmost 1894, nach Znaim 1895 finden Sie in den Sitzungsberichten der betreffenden Jahre. Besonderes Interesse erregte eine von uns veranstaltete grosse Excursion nach Bosnien-Hercogovina. Den befriedigenden Verlauf derselben verdanken wir in erster Linie der thatkräftigen Unterstützung Sr. Excellenz des Herrn Reichs-Finanzministers und dem nicht genug zu rühmenden Entgegenkommen des Herrn Sectionschefs von Horowitz sowie sämmtlicher Landesbehörden, denen hier noch der wärmste Dank ausgedrückt werden möge. Herr Dr. M. Hoernes hat sich durch die Zusammenstellung des Programmes ein besonderes Verdienst erworben; Herr Regierungsrath C. Hörmann war von Anfang bis zum Schlusse der Excursion ihr unermüdlicher Reisemarschall und Führer.

Der Ihnen vorliegende Band XXIV unserer Mittheilungen ist durch den vollinhaltlichen Abdruck der Verhandlungen des Congresses der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaften zu Innsbruck 1894 zu der für unsere Verhältnisse aussergewöhnlichen Stärke von 60½ Druckbogen angewachsen. Jene unserer Herren Mitglieder, denen es nicht vergönnt war, an diesem überaus anregenden gemeinschaftlichen Werke theilzunehmen, werden durch das Studium des Berichtes gewiss die Ueberzeugung gewinnen, dass der Innsbrucker Congress ein weittragendes Ereigniss für die Entwicklung unserer Wissenschaft bildet. Unsere herzlichen Beziehungen mit unseren deutschen Collegen, der überaus freundliche Empfang der Landesbehörden, der Stadtvertretung, aller Kreise der Bevölkerung, die aufopfernde und verständnissvolle Thätigkeit des Herrn Prof. Ritter v. Wieser haben zusammengewirkt, um allen Theilnehmern den Innsbrucker Congress unvergesslich zu machen.

Einen weiteren Anlass zum Ausdrucke unserer Sympathien für die deutschen Anthropologen bot die Theilnahme Ihres Vorsitzenden an der glänzenden Gründungsfeier der Berliner Gesellschaft für Anthropologie am 17. November 1894. Bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste der Münchener Gesellschaft waren wir durch unseren Vice-Präsidenten Herrn Hofrath Brunner v. Wattenwyl, durch Herrn Secretär Heger und Herrn Regierungsrath Fr. Kraus vertreten. Das bei diesem letzteren Anlasse so sichtlich hervorgetretene Interesse Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten, des hohen Protectors der Münchner Schwestergesellschaft, haben alle Fachgenossen als einen Erfolg unserer Bestrebungen empfunden. Uns selbst ward die Ehre zutheil, am 28. Mai 1895 Ihre königl. Hoheit die Prinzessin Therese als Theilnehmerin einer ausserordentlichen Sitzung begrüssen zu dürfen. Wir haben die erfreuliche Ueberzeugung gewonnen, dass die erlauchte Forscherin und Reisende, welche bisher auf zoologischem Gebiete so erfolgreich thätig war, auch der Ethnographie volles Verständniss entgegenbringt.

Lassen Sie mich noch, unserer eigenen Festfeier am 14. Februar 1895 gedenkend, allen Theilnehmern derselben, unseren einheimischen Freunden, den aus den deutschen Gauen herbeigeeilten illustren Vertretern

unserer Wissenschaft, den zahlreichen wissenschaftlichen Corporationen, welche uns Grüsse zugesendet haben, unseren innigen Dank aussprechen. Diese Kundgebungen verpflichten uns zur weiteren Anspornung unserer Kräfte, um den stets wachsenden Aufgaben gerecht werden zu können. Nicht minder warmer Dank gebührt unseren beiden Secretären, den Herren HEGER und Dr. HEIN, für die tapfere Bewältigung der durch die festlichen Anlässe des Vorjahres bedingten Arbeit.

Im verflossenen Jahre fand die Čecho-slavische ethnographische Ausstellung in Prag statt. Die Veranstalter derselben sind für die aufgewendete Arbeit, über deren Organisation in unseren Mittheilungen wiederholt die Rede war, durch den Erfolg derselben wohl ausgiebig belohnt worden. Ich darf hinzufügen, dass unsere Mitglieder, welche diese Ausstellung besucht haben, die freundlichste Aufnahme und Förderung von Seite des leitenden Comités erfahren haben. Wir selbst haben der Besprechung dieser so sorgsam vorbereiteten und von der Bevölkerung so kräftig unterstützten Unternehmung die Sitzung am 11. November 1895 gewidmet. Sie finden im Bande XXV unserer Mittheilungen die von den Herren Prof. Dr. MERINGER, Dr. MURKO und F. HEGER über verschiedene Theile dieser Ausstellung gehaltenen Vorträge.

Der bisherigen Gepflogenheit gemäss mögen nun einige Berichte über die in dem verflossenen Jahre ausgeführten Arbeiten folgen. Wenn sie auch nicht so reichlich ausgefallen sind, wie in den vorhergehenden Jahren, so geben sie in der Zusammenstellung mit den in dem beifolgenden Sitzungsberichte veröffentlichten Mittheilungen ein gutes Bild von der Bewegung auf anthropologischem Gebiete in Oesterreich im verflossenen Jahre.

Die prähistorischen Forschungen des Herrn GUSTAV CALLIANO in Baden bei Wien beschränkten sich hauptsächlich auf das Aufsammeln von weiteren, auf der von ihm 1891 entdeckten Höhenansiedlung nächst dem erzherzoglichen Schlosse Weilburg durch die Aufforstungsarbeiten zufällig zum Vorschein gekommenen Objecten, auf die oberflächliche Untersuchung eines unweit befindlichen Felsenloches und auf die planmässige weitere Aufsuchung von noch etwa im Umkreise Badens befindlichen vorgeschichtlichen Stätten. Es gelang ihm, im Gebiete der Stadt Baden selbst, und zwar in einem Erdaushub, welcher unterhalb eines Zimmers des Hauses Nr. 2 in der Welzergasse zu einem Kellerbaue vorgenommen wurde, den Bestand einer menschlichen Siedelung nachzuweisen. Diese Stelle dürfte insoferne als interessant bezeichnet werden, als dieselbe den ersten bekannt gewordenen Platz in der Ebene um Baden bildet, an welchem bedeutendere und auf eine prähistorische Siedelung in der Niederung hinweisende Funde gehoben werden konnten.

Diese gänzlich unberührte Fundschichte liegt sehr tief, über derselben lagert eine 2·5 m starke Bedeckung reiner Ackererde, die nach und nach von dem ansteigenden Hinterlande der Weingartenrieden „In Huden“ und „Spiegeln“ herabgeschwemmt wurde und barg — in dem genannten Einblicke — ausser den grösseren Bruchtheilen von Gefässen der sogenannten Bombenform einige Beingeräthe, Feuersteinartefacte, auch mehrere römische Scherbenreste, welche direct darauf hindeuten, dass sich dort ein Wohnplatz der Landesbewohner zur Zeit der schon begonnenen Römerherrschaft befand.

Da leider der Fundplatz derzeit zum grössten Theile mit grösseren Häusern und Gartenanlagen bedeckt und noch von dem Auslauf der Welzergasse in die Franzensstrasse begrenzt erscheint, dürfte eine baldige Aufdeckung dieser Stelle, welche nach der jetzigen Situation des vis-à-vis liegenden Gasthausgartens unbedingt einmal eine erhöhte Lage besass, schwer möglich werden.

Weitere Aufmerksamkeit schenkte Herr CALLIANO den Höhlen in der Umgebung Badens, zu denen wieder einige neue kamen.

Eine erst durch die fortschreitenden Abräumungsarbeiten in einem Steinbruche am Eichkogel (bei Kaltenleutgeben) zum unerwarteten Vorschein gekommene und derzeit durch diese schon wieder gänzlich zerstörte (daher inhaltlich unberührte) Höhle ergab eine grössere Menge bearbeiteter Knochen und nur ein Fragment eines Feuersteinmessers. Diese Höhle dürfte, gleich der Höhle nächst der Ruine Arnstein (nächst Raisenmarkt), welche ebenfalls ähnliche und auch Renthierknochen-Artefacte sammt einem schönen schwarzen Glättkiesel ergab, bestimmt als paläolithisch der sogenannten Renthierzeit angehören.

Ferners gelang es Herrn CALLIANO, nächst Kaltenleutgeben mehrere neue Abhangstellen mit vorgeschichtlichen Spuren neolithischen Charakters, ganz den vielen Funden der Hildegardenruhe (bei Baden) und des noch nicht näher untersuchten Kalenderberges (bei Mödling) gleichend, zu bestimmen, woselbst sich auch muthmasslich ein Opfersteinfels (mit an der Spitze eingearbeiteter Sitzbank) befindet, da derselbe in einer nun ausgeräumten, natürlichen, hochgelegenen und für Wohnzwecke viel zu kleinen Kluftspalte die Bruchtheile zweier verschiedener in Asche gebetteter Urnen beinhaltete. Die Asche selbst musste von der Felsenspitze abgerieselt sein.

Ein ähnlicher zerstörter Opferstein wurde schon 1891 bei Soos und heuer von CALLIANO auch am Südabhange des Anningers mit überlegter Steinmasse (Thorform) aufgefunden.

Auf dem Anninger selbst fand derselbe drei grössere, fast ganz runde Hügelbauten aus Steinblöcken, welche als ununtersucht, ob Tumulus, ob Lęber, fraglich erscheinen. Mehrere Grabungen an Tumuli gleichenden kleinen Hügeln bei Kaltenleutgeben in Rundform ergaben ein gänzlich negatives Resultat. Einzelnfunde fanden sich auf einem Acker bei Gaaden (Feuersteinartefacte), Oberwaltersdorf (ein Bruchstück von einem schönen grossen Steinbeil) und in Vöslau vor, wo nächst der Marienvilla (Florastrasse) beim Rigolen eines Weingartens 4′ tief eine schön patinirte, 13 cm lange Lanzenspitze aus Goldbronze gehoben wurde.

Als Funde aus der Zeit der Römerherrschaft ergaben sich anlässlich mehrerer Erdaushebungen in Baden, die indessen die eigentliche Fundschichte nur streiften, verschiedene römische Münzsorten aus Silber

und Bronze, mehrere Köpfe von kleinen Sandsteinfiguren, Haarnadeln aus Bronze und Bein, Lampen, Legionsziegel etc. und in dem von CALLIANO 1890 erschlossenen Winschloche wurde mit der 1895 erfolgten Abtragung des noch stehengebliebenen letzten Mauerrestes der dort bestandenen römischen Baulichkeit noch eine grössere auf den Mithrascult bezügliche figurale Sandsteinplatte gefunden.

Die von CALLIANO im Auftrage des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde in Baden begonnene Erschliessung der Grabhügel bei Anzbach ergab bisher ein sehr erfreuliches Resultat. Diese Tumuli gehören der Zeitepoche der römischen Provinzialcultur Niederösterreichs an, ähneln den bekannten Wieser Funden und bergen römischen Inhalt mit noch oberflächlicher heidnischer Bestattungsbedeckung, daher wohl die Aschenüberreste von bereits romanisirten Landesbewohnern.

Se. Hochwürden P. LAMBERT KARNER hat seine Forschungen auf dem Gebiete der künstlichen Höhlen in Oberösterreich fortgesetzt und dieselben auch auf deutsches Gebiet ausgedehnt. Wir behalten uns vor, sowie sein an die k. k. Central-Commission gerichteter Bericht erschienen sein wird, unsere Mitglieder mit dessen Resultaten bekannt zu machen.

Für Steiermark verweise ich auf den in dem Sitzungsberichte enthaltenen werthvollen Bericht des Herrn Prof. GURLITT über die Ausgrabungen im Grubenfelde der Römerstadt Poetovio, welche nunmehr abgeschlossen erscheinen.

Am intensivsten war die Thätigkeit in Böhmen. Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Prof. Dr. PIČ begann die archäologische Commission der böhmischen Akademie ihre Wirksamkeit auf dem Gebiete der Prähistorik mit der Durchforschung der Steinhügelgräber bei Merklin unter Leitung des Dr. PIČ. Herr J. TŮMA, Lehrer in Lošan, durchforschte zu Gunsten des Landesmuseums eine Reihe von Culturgruben, welche denen zu Radim ähnlich sind. Der Custos der prähistorischen Sammlungen untersuchte eine Ansiedlung bei Vepšek, von welcher im vorigen Jahre das Museum eine Sammlung von Gussformen erhalten hatte; er wies Wohngruben einer ziemlich vorgeschrittenen Epoche nach, an der Peripherie der Ansiedlung war eine Grabstätte von Hockern. Ausser einigen Skeletfunden aus der La Tène-Zeit bei Libšic und Záběhlic erwähnt der Bericht des Dr. PIČ noch Gräber vom Lausitzer Typus in Pořičan, ferner die Ausgrabung von 19 Grabhügeln aus der letzten Periode der heidnischen Verbrennung bei Bechýn, von 9 Grabhügeln in dem Hemerer Revier bei Bechýn, welch' letztere viele Bronzegegenstände lieferten. Herr Zuckerfabriksdirector FELCMAN durchgrub eine grössere Partie des Burgwalles am Schlaner Berge, ein Grabfeld mit liegenden Hockern bei Dřinov, wo nebst 70 Skeletten eine Menge von Gefässen, Bronzenadeln, Armbändern, Bernsteinperlen und vier goldene Ohrringe gefunden wurden, ferner ein Skeletgrab aus der Völkerwanderungszeit bei Vinařic.

Herr J. WANĚK, Oberverwalter in Radim bei Peček, durchgrub zu Gunsten der Museums-Sammlungen eine Partie von Culturgruben aus der jüngsten Periode der Hocker bei Radim und erwarb für unsere Sammlungen Gefässe aus Brandgräbern und Culturgruben bei Vrbčan und ein schneckenförmig gewundenes Buckelarmband von Kšel. Herr ANT. FORMÁNEK, Gutsverwalter in Bylan bei Böhmisch-Brod, begann im Vereine mit dem Custos des Museums seine archäologische Thätigkeit zu Gunsten der Anstalt mit der Durchforschung eines interessanten Begräbnissplatzes bei Bylan, wo über 20 Gräber bis jetzt aufgedeckt wurden; die Gräber sind 4—5 m lang, 3—4 m breit, enthalten kauernde Skelette, 1—4 in jedem Grabe, daneben aber als gleichzeitig auch Leichenbrand. In jedem Grabe fand man 20—30 Gefässe, wie wir sie aus den Gräbern mit Leichenbrand in Poboř und Čičovic kennen, darunter auch bemalte Gefässe. Die Anordnung der Gefässe selbst erinnerte an Urnengräber; es wurden in diesen Gräbern Beigaben aus Feuerstein, geschliffenem Stein, Bronze und Eisen, manchmal alle vier Gattungen in einem Grabe gefunden; Bronze- und Eisensachen hatten Formen der jüngeren Hallstatt- und La Tène-Zeit, wodurch der Beweis gegeben ist, dass die jüngere Hallstatt-Zeit bei uns mit der La Tène-Zeit parallel geht, ähnlich wie in den südböhmischen Hügelgräbern die ältere Hallstatt-Zeit parallel geht mit der jüngeren Bronzezeit.

Herr Prof. Dr. WOLDŘICH untersuchte mehrere diluviale Lehmlager in der Umgebung Prags und constatirte an zwei Stellen (Jansatka und Liboc) auf Grundlage von Artefacten die Anwesenheit des diluvialen Menschen; ferner besuchte derselbe prähistorische Fundstätten bei Vtelno und Řepín mit beachtenswerthem Resultate. Auf Veranlassung der „Anthropologischen Commission" der böhmischen Akademie der Wissenschaften untersuchte Dr. WOLDŘICH die zahlreichen sogenannten Opfersteine und Opferschalen auf der böhmisch-mährischen Grenze, den Wallbau Svákov bei Soběslau und zwei Nekropolen daselbst und beendigte die Bestimmung des massenhaften Materiales an Knochen aus dem Pfahlbau bei Ripač, worüber eine ausführliche Abhandlung mit fünf Tafeln soeben in deutscher und croatischer Sprache im „Glasnik" (Sarajevo) erscheint. Betreffs der oben citirten Untersuchungen wird derselbe einen sechsten Bericht seiner „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens" für die Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft zusammenstellen.

Herr L. SCHNEIDER sendet uns nachstehenden Bericht über seine Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete:

„1. Im Frühjahre suchte ich nach dem im November v. J. gemachten Funde von Sobčice, wo ein Schwert mit Scheide, eine Speerspitze, ein Armband, eine Fibel und ein Wetzstein ausgeackert worden waren. Davon haben sich leider nur die Speerspitze und die Fibel von Spät-La Tène-Form (Eisen) im Besitze des Herrn JUC. ŠANDERA zu Hořic erhalten (Bericht an die k. k. Central-Commission gesendet.)

2. Im Sommer untersuchte ich die Sammlung des Grundwirthes Herrn RYDLO zu Nahořan und fand bei demselben von Bedeutung:

a) Ein in Nahořan ausgegrabenes kleines Gefäss vom Typus der bekannten Fensterurne von BORSTEL

(Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1881);

b) eine ganze Reihe schlechterhaltener römischer Silbermünzen und ein kleines Schmuckstück von Gold, welche Herr Rydlo auf demselben Platze bei Böhmisch-Skalic ausgegraben hatte, wo von Conservator Hraše im Jahre 1884 elf solche Münzen (von 41—185 n. Ch.) gefunden worden waren;

c) Gefässe aus den Hügelgräbern von Veselice, von denen ganz analoge auch in den Hügelgräbern von Běstvin bei Opočno vorkommen sollen. Es sind gehenkelte und geglättete Gefässe von schlesischem Typus, welche in diesen niedrigen, von Kies aufgeworfenen Hügelgräbern ineinandergestellt und von spärlichen Bronzen (Nadelstücken) begleitet vorkommen.

3. Jeder prähistorischen Ansiedlung von Plotiště bei Königgrätz (Schottergrube am Mühlgraben der Mühle Kydlinov), welche mir im vorigen Jahre neolithische Scherben mit punktirten Sparrenornamenten geliefert hatte, fand ich heuer zwei Herdstellen mit Scherben von La Tène-Gefässen.

4. Die Collection Jíra aus den Gräbern von Podbaba und ein Carton des Localmuseums zu Eule mit charakteristischen Scherben aus den Culturschichten von Michle bei Prag, beide in der prähistorischen Abtheilung der ethnographischen Ausstellung lenkten meine Aufmerksamkeit auf die in meinem Besitze befindlichen Gegenstände aus der von mir bereits im Jahre 1880 gefundenen, aber bisher von Niemand weiter beachteten prähistorischen Ansiedelung bei Podbaba. Ich suchte diesen Platz neuerdings auf, fand daselbst in Schottergruben Herdstellen und in denselben Gefässreste (namentlich ein Viertheil eines Gefässes ähnlich der Fensterurne von Borstel), welche mit den 1880 von mir gefundenen und den Scherben von Michle und den Gefässen aus den Gräbern von Podbaba zusammengehalten beweisen, dass auf diesem Platze im II., III. und IV. Jahrhundert n. Ch. jene suewische Ansiedlung sich befand, zu welcher die von Herrn MC. Jíra einerseits und von Prof. Píč andererseits ausgebeuteten Gräber von Podbaba gehören. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass eine von diesen Herdstellen Scherben von gedrehten Gefässen mit Wellenornamenten (alle anderen Scherben stammen von Freihandgefässen) braun und mit schwach umgelegtem Rande, wie die Gefässe von Obora bei Kremsier und von Kettlach, enthielt. (Ausführlicher Bericht an die archäologische Commission der böhmischen Akademie.)

5. Am letzten Tage des Monates October erfuhr ich leider zu spät, dass von dem Urnenfelde Chlomek bei Holohlav (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1881, CXXXI) abermals Schotter abgefahren werde und neue Gräber gefunden wurden. Die Arbeiten dauerten eingetretenen Frostwetters wegen nur noch wenige Tage. Gerettet wurde nur Weniges. Eine grosse Urne und Schüsseln, welche ich aus Scherben zusammenstellen konnte, zeigen auffallende Aehnlichkeit mit denen von Massel in Form und Zeichnungen auf der Innenseite (Undset, Eisenzeitalter. Taf. VIII, Fig. 1 und Taf. II, Fig. 6) noch mehr aber mit Schüsseln aus den westböhmischen Schlackenwallburgen und Ansiedlungen — Sterne aus gegitterten Dreiecken aber von sehr flüchtiger Zeichnung.

6. Die von Prof. Píč anlässlich seines Berichtes über das Urnenfeld von Dobřichov geäusserte Bemerkung, dass die Ansiedlung, zu welcher dieses Urnenfeld gehörte, allenfalls in der aufgelassenen Ziegelei des Grundwirthes Cabrnoch in dem nahen Dorfe Cerhynky zu suchen wäre, bewog mich, diese Ziegelei aufzusuchen. In der hohen Lösswand der vor etwa 13 Jahren gegründeten Ziegelei wurden erst während der letzten Jahre vor Einstellung des Betriebes Herdstellen mit Topfscherben gefunden. Eine von diesen Herdstellen enthielt eine solche Unmasse von Scherben, dass der Arbeiter, welchen ich wegen Unzugänglichkeit der Stelle zu dem Herausnehmen der Scherben aus der lockeren Aschenschichte gedungen hatte, als wir bereits einen ganzen Korb voll Scherben beisammen hatten, erklärte, er würde noch zwei solche Körbe mit den vorhandenen Scherben füllen können. Ich hoffte, dass aus dem von mir nach Hause gebrachten Haufen von Scherben grössere Theile von einigen Gefässen sich würden zusammenstellen lassen. Als ich aber die Bodenstücke und die mitunter recht grossen Randstücke auslas, fand ich, dass dieselben von nicht weniger als 90 Gefässen herrührten und nur in einigen wenigen Fällen zusammenpassten. Alle diese Scherben stammen von La Tène-Gefässen aus dem bel âge der La Tène-Periode, sind auf der Scheibe gedreht und von so feiner Mache, dass die Randstücke wie gedrechselt aussehen. Nur zwei Scherben, von einem (oder von zwei einander sehr ähnlichen) Gefässe herrührend, zeigen Spuren des Verfalles der La Tène-Keramik und gleichen den jüngst-tènezeitlichen Scherben aus einer Herdstelle bei Polepy (Bezirk Kolin). Die Sammlung Hellich in Poděbrad enthält aus der Ziegelei von Cerhynky auch Scherben, welche denen gleichen, die in der untersten Schichte der Ansiedlung von Michle (siehe Píč, Vyzkum) vorkommen und auch in den mittleren Schichten dieser Ansiedlung als stete Begleiter der Scherben vom Typus Dobřichov (norddeutsche Keramik) auftreten.

Es kommt also in der Ziegelei von Cerhynky neben der vollendeten La Tène-Keramik auch bereits solche aus der Zeit des Verfalles vor, dagegen wurde hier meines Wissens bisher nichts gefunden, was der Keramik des Urnenfeldes von Dobřichov entsprechen würde".

Nach gefälliger Mittheilung des Herrn k. k. Conservator Cl. Čermak veranstaltete die Museumsgesellschaft „Včela Čáslavské" im Frühjahre Forschungen auf der Burgstätte „Hradec" bei Golč-Jenikau. Man constatirte hier zwei mächtige Umwallungen. Auf dem Plateau fand man Scherben vom La Tène-Typus und in einem gegrabenen Durchschnitte der oberen Umwallung entdeckte man ein eisernes, ganz von Rost verdorbenes Artefact. Die Burgstätte „Hradec" ist schon von Natur aus gut befestigt mit steilen Abhängen und nur gegen Westen führt ein gewundener alter Weg hinauf. In der nächsten Umgebung fand

man bei Kněžic grüne gläserne Spinnwirtel, welche Director Dr. A. Vass für römische Arbeit hält; es ist aber bemerkungswerth, dass man sich solcher Spinnwirtel bis heutzutage in der Umgebung von Taus (Postřekov) bedient. Unter der Burgstätte von Zehub über Potěšilka nach Maleč führte der alte mährische Weg (stará moravská cesta), welche noch vom Strážný vrch (Hutberg) bei Kohlpříbram und vom Hradiště bei Maleč (wo aber keine Umwallung ist) gewartet wurde.

In der neolithischen Ansiedlung bei der südlichen Ziegelei zu Čáslau untersuchte man den ganzen Sommer die alten Gruben mit Scherben. Man entdeckte hier Meissel von Amphibolith, sehr hübsch ornamentirte Schüsseln in der Form einer Halbkugel und etliche Feuersteinmesser. Noch weitere Forschungen machte man in der grossen Nekropole bei Philippshof. Hier waren unzählige Urnengräber vom Lausitzer Typus, aber ohne Beigaben. Ein typisches Grab aus dieser Zeitepoche entdeckte man im Garten bei dem Schlosse in Třebešic, wo auch Dr. Wankel seiner Zeit hübsche Entdeckungen machte. In diesem Grabe stand eine grosse Urne mit Leichenbrand und Knochenpartikeln, zwischen denen eine bronzene Nadel lag. Bei der Urne standen noch acht Beigefässe von verschiedenen Formen, aber die meisten waren mit dem Boden nach oben gestellt. Nicht weit davon unter dem Hügel Bambousek fand man zwei Skelette mit Buckelringen aus Bronze und Lignitringe, die der La Tène-Zeit angehören. Ueberall, wo Ansiedlungen vom Stamme treb (Opfer) gegründet waren, findet man heidnische Urnengräber.

Herr Gymnasial-Professor Dr. Karl Moser sendet nachstehenden Bericht über seine Thätigkeit im Küstenlande:

„Am 22. December 1894 besuchte ich eine nächst dem Wächterhause Černigoi der Südbahn gelegene Localität per Doleni, links von der Bahnstrecke zwischen Nabresina und Prosecco, wo mitten im Walde, am Verbindungswege zwischen zwei Felsenhöhlen (Pečina jama im Volksmunde), ein deutlicher Tumulus sich befindet, der von einem kleinen Wallringe umgeben ist. Da dieselben mit Bäumen bewachsen sind, wurde auch der Versuch einer Probegrabung aufgegeben. Herr Wehrle, Südbahnbeamter in Nabresina, ein eifriger Nimrod, hatte Gelegenheit, diese Localität zu finden und geleitete mich an Ort und Stelle.

In der einen dieser obgenannten Höhlen, die leicht Schutz für den Menschen bieten konnten, fand ich bei einer Versuchsgrabung in der Aschenschichte zwei Flintmesser neben verkohlten und nicht verkohlten Knochen und Zähnen von Hausthieren, Gefässbruchstücke von der bekannten typischen Beschaffenheit, nebst sehr langen, schmalen Eisenstücken, die vom Rost so stark verzehrt sind, dass sich deren ursprüngliche Form nicht genau deuten lässt. Jedenfalls deuten die Artefacte aus Flint auf ähnliches Vorkommen neolithischer Provenienz benachbarter Höhlen in der Umgebung von Nabresina.

In der nächst dem Eisenbahnviaducte bei Nabresina gelegenen Höhle Vlašca jama (Fremdenhöhle), die von mir früher Lašca- oder Rothgartl-Höhle benannt wurde [1]), wurden die Arbeiten fortgesetzt und in der obersten Aschenschichte unter einer Steinplatte folgende wichtige Funde gemacht: 1. ein an der Hiebfläche beschädigter Hammer aus Hirschgeweih, 2. eine linke Stirnhälfte mit dem oberen Augenhöhlenringe und noch deutlicher Stirnnaht von einem jungen Individuum von Homo sapiens troglodytes, am Rande sorgfältig abgeschliffene Schalen von Mytilus, eine Schalenhälfte von Spondylus, gespaltene Gehäuse von Monodonta tesselata und zwei schön gearbeitete Pfriemen aus Knochen. Nach längerer Unterbrechung in Folge von andauerndem Regen wurden an derselben Stelle, nur tiefer, eine rechte Oberkieferhälfte mit Milchgebiss, wahrscheinlich desselben jungen menschlichen Individuums, von dem ein Theil des Craniums gefunden wurde, neben Knochen vom Schaf und der Unterkieferhälfte von Lupus, ausgehoben. Nicht weit davon wurde in einer Nische der Höhlenwand ein niedriges, bauchiges, gehenkeltes Töpfchen ohne Inhalt gehoben, nebenbei noch zwei schöne Knochendolche, am scharfen Rande beschnittene Stirnzapfen einer Ziegenart, ein abgeschliffenes, ausgehöhltes, kleines Stück Hirschgeweih, ein Oberkieferbruchstück von Ursus mit den drei letzten Molaren. Im weiteren Verlaufe wurden in der Nähe der rechten Höhlenwand mehrere Gefässreste, darunter ein grosses Bruchstück einer mit Winkel- und Irrwegverzierung ausgezeichneten Schale, deren Fuss ebenfalls verziert und an der Basis kreuzförmig gestaltet ist; ein Bruchstück einer grossen Schüssel mit paarigem Blattornament, von aussen verziert, neben Stirnzapfen von Rindern und solchen vom Steinbock. Unter den marine Conchylien führenden Aschenschichten wurden in der ganzen Breite der Höhle zu unterst eine Schichte mit Schalen von Unio margaritifer, Helix pomalias, Schildern von Emys europaea (Schildkröte), Knochen (gespaltenen) und seltenem Flint constatirt; unter den Knochen fand sich auch der Atlas von Homo sapiens am oberen Rande mehr als unten, aber im ganzen Umfange zu einem Ringe ausgearbeitet, ein bearbeiteter Geweihzinken, eine grosse, flache Schüssel aus schwarzbraunem, schön geglättetem, gut gebranntem Thon mit Winkelverzierung am Aussenrande, ein angekohlter Griff aus Rehgeweih, grosse Schleifsteine und Späne und Messer aus verschiedenfarbigem Jaspis, Achat und Flint. Ein Messer aus rothem Jaspis lag neben dem wohlerhaltenen Oberschnabel einer kleinen Wildente (Anas Querquedula?).

Die Grabungen werden in dieser Höhle fortgesetzt, obschon die Fundschichte nur wenige Funde enthält, und hofft Prof. Dr. Moser, mit Ende dieses Jahres die Ausgrabungen daselbst zu beenden und darüber eine grössere Abhandlung zu schreiben. Desgleichen hat derselbe in einer anderen bei Nabresina gelegenen Felsenhöhle Grabungen ausgeführt auf Grund einer

[1]) Die etymologische Erklärung gab ich in einem an den hochverehrten Professor R. Virchow gerichteten Briefe, der ihn in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (Sitzung vom 17. April 1895) zum Abdruck brachte und einen halben menschlichen Oberkiefer mit Milchgebiss aus einer Höhle bei Nabresina demonstrirte.

kleinen, von der k. k. Central-Commission bewilligten Subvention. Die hier vorgenommenen Grabungen (Juli und August 1895) ergaben auch hier alle Anzeichen für eine neolithische Station, worüber der Bericht in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission erscheinen wird.

Die letzten bedeutenderen Grabungen führte Prof. Dr. Moser auf Grund einer kleinen Subvention seitens der k. k. Central-Commission in einer bei Koflern nächst Gottschee gelegenen — „Weites Loch" genannten — Höhle aus, die Skelette von Menschen enthielt, neben rohen Gefässresten. Die Funde, die wegen Wassermangel nicht an Ort und Stelle beurtheilt werden konnten, wurden seitens der k. k. Central-Commission dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zugewiesen und harren dort der weiteren Bearbeitung".

Herr Director Romstorfer hat im Sommer 1894 im Auftrage der k. k. Central-Commission eingehende Grabungen und Forschungen im sogenannten Tartarenlager (Zamka Miserziew) bei Hlinitza in der Bukowina vorgenommen und derselben hierüber berichtet. Herr Custos Szombathy hat später ebendaselbst gegraben und sich mit seinen Wahrnehmungen Romstorfer's Berichte angeschlossen. Ueber Herrn Szombathy's anderweitige Beobachtungen gibt dessen bereits erwähnter Bericht in Bd. XXIV, Sitzungsber. S. [199] Aufschluss.

Ueber Romstorfer's Thätigkeit im Sommer 1895 berichtet derselbe, wie folgt:

„Im Auftrage des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht führte ich im abgelaufenen Sommer Durchforschungsarbeiten am Fürstenschlosse in Suczawa durch, worüber ich vorläufig einen kurzen Bericht in der „Presse" publicirte. Hochinteressant ist hiebei die Thatsache, dass bis heute über 500 kleine Münzen aufgefunden wurden, deren Mehrzahl ganz kleine kupferne, und zwar schwedische sind, welche, nach den Resten zu schliessen, an Ort und Stelle geprägt wurden. Sie zeigen Monogramme und Namen zumeist der Königin Christine, ferner der Könige Gustav Adolf, Karl Gustav etc. Der Gefertigte fand u. A. auch zwei eigenthümlich geformte Alabastersteine mit bis jetzt unentzifferten (altarmenischen?) Inschriften. Hierüber sowie über die nachstehenden Objecte berichtete ich von Fall zu Fall eingehend an die k. k. Central-Commission.

Im Bezirke Suczawa fand ich, und zwar zunächst der Stadt auf dem Hügel Movile, ferner an der Strasse Suczawa-Liteni zwei bezw. sechs Tumuli, sowie sich alte Tumuli auch bei Banîuți und Mihoveni befinden sollen. Reste einer alten Ansiedlung (eine Unzahl Scherben in weiter Ausdehnung, bis 2 m unter dem jetzigen Terrain) sind in Tișăuz (Bezirk Suczawa); eine alte Ansiedlung Namens Zabołok soll sich auch in der Nähe des jetzigen Uidesci (Bezirk Suczawa) befunden haben. In Uidesci knapp an der österreichisch-rumänischen Grenze befindet sich eine alte Verschanzung, Cetățue-Schlösschen, an welcher hauptsächlich ein circa 25 Schritte langer, anscheinend verschlackter Wall von Interesse ist. Eine gut erhaltene Schanze mit Graben, zickzackförmig, liegt in der Nähe des Suczawaflusses in Danila (Bezirk Suczawa). Grosses Alter wird sie, ihrem Aussehen nach, nicht haben, doch erinnert sich Niemand an die Errichtung derselben oder an eine sich daran knüpfende Tradition.

In der Vorhalle der Klosterkirche Dragomirna liegt ein grosser Inschriftstein mit altgriechischen Majuskeln, der in das IV. Jahrhundert v. Chr. versetzt wird. Wie er hieher kam, ist noch räthselhaft.

In Suczawa wurde eine aus der Wojwodenzeit stammende Wasserleitung nachgewiesen; ich fand zahlreiche Reste derselben nicht blos in genannter Stadt, sondern auch im Fürstenschlosse daselbst.

In Czernowitz wurden heuer zahlreiche Grabungen gelegentlich der Durchführung der Wasserleitungs- und Canalisirungsarbeiten vorgenommen. Trotzdem stellenweise bis 8 m tiefe Schächte ausgehoben wurden, ergaben sich doch nirgends — mit einigen unbedeutenden Ausnahmen — Funde. Das Elektricitätswerk sollte hinter dem Universitäts-Institutsgebäude aufgeführt werden und man grub deshalb das Terrain hier stellenweise bis 4 m tief ab. Zahlreiche Knochen-, Eisen- und Münzfunde stammen aus jüngster Zeit und bewiesen, dass die Stelle etwa zur Wende dieses Jahrhunderts als Ablagerungsplatz für Schutt u. dgl. diente.

Mit der Leitung des Bukowinaer Gewerbemuseums betraut, arrangirte ich eine kleine Weihnachtsausstellung daselbst (die erste in der Bukowina), in welcher insbesondere auch die textile Hausindustrie vertreten ist".

Die beiden verflossenen Jahre haben uns auch bemerkenswerthe Fortschritte auf dem Gebiete der vaterländischen Ethnographie gebracht. Ich erwähne vor Allem die Gründung eines ethnographischen Museums in Prag, worüber wir eine werthvolle Mittheilung Herrn Prof. Dr. Niederle verdanken.

Der Gedanke, ein ethnographisches Museum zu gründen, wurde zugleich mit dem Gedanken, die Ausstellung zu veranstalten, ausgesprochen und ist mit diesem untrennbar verknüpft. Aus diesem Grunde hat auch der Ausstellungs-Ausschuss in Erwägung dessen, dass es nöthig ist, wenn etwas von der Ausstellung erhalten bleiben soll, mit den Vorbereitungen bei Zeiten zu beginnen, bereits im Jahre 1894 ein Curatorium für das Museum eingesetzt, bestehend aus mehreren Mitgliedern des Ausschusses selbst und zwei Vertretern der ethnographischen Gesellschaft in Prag. Unter Einem hat der Ausschuss auch für das Museum eine schöne Interimslocalität im sogenannten Nostic'schen Palais am Graben gewonnen, welche der gegenwärtige Eigenthümer desselben, Graf Ernst Sylva-Taroucca, zu diesem Zwecke bereitwilligst auf zehn Jahre unentgeltlich überliess.

Noch vor der Eröffnung der Ausstellung hat das Curatorium Dr. L. Niederle zum Leiter des Museums gewählt, welchem die Aufgabe zufiel, während der Dauer der Ausstellung eine geeignete, möglichst intensive Rettungsagitation durchzuführen.

Diese Agitation gedieh auch, dank der Bereitwilligkeit des Ausstellungs-Ausschusses und der Opferwilligkeit des Volkes, in dem Maasse, dass es gelungen ist, für das Museum eine solche Anzahl von Gegenständen geschenkweise zu gewinnen, so dass die derzeitigen

Interimslocalitäten (neun geräumige Locale) etwas über ein Drittel derselben zu fassen vermögen. Dadurch hat sich das čecho-slavische ethnographische Museum nach Verlauf nicht einmal eines Jahres aus nichts und ohne Staats-, Landes- oder Gemeindesubvention oder Beihilfe, so wie es sonst überall bei Gründung solcher Anstalten der Fall ist, den ersten derartigen Museen Europas beigesellt. Insoferne nur die heimische Ethnographie berücksichtigt wird, ist dem Prager Museum, was die Reichhaltigkeit anbelangt, allein nur das Rumjancov'sche Museum in Moskau und das Hazelius-Museum in Stockholm gleichzustellen. Das Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin ist schon viel kleiner. Um wenigstens annähernd eine Uebersicht der Reichhaltigkeit der Museumssammlungen zu liefern, theilen wir mit, dass neben vielen Hunderten von Abbildungen und Photographien zur heimischen Volkskunde mehrere vollständige Einrichtungen böhmischer Bauerngüter oder Interieurs gewonnen wurden, dass das Museum heute über 150 vollständige Figurinen von Volkstrachten, über mehr als 100 schöne Modelle von Dorfhäusern, Hunderte von Stickereien, ungefähr 650 Stück alter böhmischer, mährischer und slovakischer Keramikgegenstände, darunter Unica, Hunderte von Gegenständen zur Veranschaulichung verschiedener Volksbeschäftigung, über viele Karten, Diagramme u. s. w. verfügt. Die ethnographische Musealbibliothek enthält bereits ungefähr 1500 Publicationen.

Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde hat auch im abgelaufenen Jahre Materialien zur Hausforschung gesammelt und im Band XXXV, Heft 1, ihrer Mittheilungen eine einschlägige Arbeit ihres Mitgliedes, des Herrn Regierungs-Oberingenieurs J. Eigl, zur Veröffentlichung gebracht.

Zu gleichem Zwecke hat auch 1895 Herr Oberst Bancalari wiederum die Sommerzeit benützt. Er besuchte das Gail-Lessachthal zwischen Hermagor und Sillian; Grödner-, Abtei- und Buchensteiner-Thal und Enneberg; das Dolomitengebiet zwischen Caprile, Cortina d'Ampezzo, Schluderbach, Auronzo, Sappada, Preve di Cadore, Udine, Civitale, das von Slaven bewohnte Val di Resia, Val di Ferro bis Pontebba; das Terrain zwischen Tarvis, Görz, Triest; die Route S. Canzian-Fiume; Istrien von Monte Maggiore über Pisino an die Westküste; Rovigno, Parenzo, Pirano, Capo d'Istria; Triest.

Im „Globus" erschien dessen Arbeit über die Haustypen Thüringens, Frankens, des Mittelrheins, der Donaustrecke Donau-Eschingen-Regensburg, ein Ergebniss der Fusswanderung unseres Forschers im Jahre 1893.

Ueber seine ethnographischen Arbeiten im Jahre 1895 berichtet Prof. Klvaňa Folgendes:

„Bei der Inspection der Schulen im Gödinger Schulbezirke gelang es zwar, viele ethnographische Details, hauptsächlich was die Schuljugend anbelangt, zu constatiren und zu notiren; die Fortsetzung des Trachtenstudiums, verbunden mit dem Photographiren der Trachten aber konnte erst spät in den Ferien wieder in Angriff genommen werden. Es wurde Osvětiman, Písez bei Bisenz, Sudoměřic bei Strážnitz und Bilovitz bei Kostel besucht, weiters auch behufs Vergleichung Skalitz und Hollitsch in Ungarn. Um eine der ältesten slovakischen Trachten durchzusehen, wurde in Begleitung des Herrn Prof. Koula ein Ausflug nach Altsohl in Ungarn unternommen, wo die Bewohner der Detva, besonders die Männer, förmlich eine Urtracht tragen und sich hauptsächlich durch ihr in zwei, ja sogar vier Zöpfe zusammengeflochtenes Haar auszeichnen.

Gegen das Ende der Ferien wurde die Prager ethnographische Ausstellung besucht, die natürlich viel vergleichendes Material für das Studium der Tracht und des Ornamentes, sowie der Bauernkeramik darbot.

Die bis jetzt von Prof. Klvaňa gesammelten Belege und Daten über existirende sowie bereits verschwundene Trachten der mährischen und schlesischen Slaven sind bereits so reichhaltig, dass daraus als Excerpt ein ziemlich umfangreicher Aufsatz für das Werk „Národopisná výstava československá" niedergeschrieben wurde. Nebst diesem wurden heuer von Prof. Klvaňa eine Abhandlung über den alterthümlichen Brautkopfschmuck in Mähren, der sich aus dem Mittelalter deriviren lässt, für die Zeitschrift Česky Lid und dann die Eintheilung der zahlreichen mährisch-slovakischen Trachten nach einzelnen Ortschaften für den Kalender der „Matice Hodoňská" verfasst".

Im Auftrage unserer Gesellschaft bereiste Dr. R. F. Kaindl auch in diesem Sommer das Huzulengebiet, um seine eingehenden Studien über den Hausbau der Huzulen und ihre Hauseinrichtung fortzusetzen. Die Ausbeute war eine sehr ergiebige; die auf diesen Studien beruhende Arbeit wird in den Mittheilungen unserer Gesellschaft erscheinen und reich illustrirt sein. Gleichzeitig hatte der Berichterstatter die Aufgabe, für das k. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien eine Sammlung von huzulischen Kleidungsstücken und Einrichtungsgegenständen anzukaufen. Ueber diese Sammlung brachte zunächst die ruthenische Zeitung Bukowyna in Nr. 122 einen kleinen Bericht. — Dieselbe Zeitung brachte in Nr. 22 ihrer Beilage Nedilja einen zusammenfassenden Artikel über die bisherigen Arbeiten Dr. R. F. Kaindl's über die Rusnaken (Ruthenen im engeren Sinne) und die Huzulen. — Eine ähnliche Zusammenstellung aller Arbeiten Kaindl's auf dem genannten Gebiete ist in der Bukowiner Rundschau Nr. 1913 enthalten.

Von anderen Arbeiten sind zu nennen:

N. Czornohus: „Kuryło brechun", ein huzulisches Märchen (Seljanyn Nr. 1); „Bida baba", ein Huzulenmärchen aus Marenicze (Buk. Widomosty Nr. 14 u. 15).

D. Dan: Bukowiner Volksaberglauben (veröffentlicht in der Buk. Post Nr. 206, 234 und 254 und in der Gazeta Bucovinei Nr. 2, 5, 11, 17, 19, 23, 31, 32, 37, 40, 43 und 89); ruthenische Sprichwörter (in den Buk. Widomosty Nr. 10).

R. F. Kaindl: Die Seele und der Aufenthaltsort der Seele nach dem Tode im Volksglauben der Rusnaken und Huzulen (Globus, XLVII, Nr. 23. — Ueber die

Wetterzauberei der Rusnaken und Huzulen (Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien, XXXVI, Heft 10). — Die Sage über die Entstehung des Dornabades (Buk. Rundschau Nr. 1890). — Illustrirte Landeskunde der Bukowina (mit zum Theil ethnographischen Illustrationen im Abschnitte über die Bevölkerung).

B. Kozarisczuk: Huzulische Märchen (in der Zeitschrift Nauka, Wien).

A. Manastyrski: Bilder aus dem Leben der Ruthenen zur Osterzeit (Widomosty Nr. 12 und 13). — Ruthenische Neujahrsgebräuche (Prawost. Bukowyna Nr. 1).

J. Veslovschi: Sagen über Sereth (Şezătoarea, Folticeni, Nr. 8).

J. W.: Sagen aus Sereth (Buk. Post Nr. 263 u. 311).

? : Ruthenische Weihnachtslieder (Seljanyn Nr. 5).

Indem ich Ihnen, hochverehrte Anwesende, zum Schlusse meines Berichtes meinen besten Dank für Ihre freundliche Theilnahme an unserer Versammlung ausspreche, knüpfe ich daran die Hoffnung, dass in dem neuen Abschnitte unserer Thätigkeit das Interesse an unserer Wissenschaft immer weitere Kreise umfassen und die anthropologische Gesellschaft dadurch einem weiteren Aufschwunge entgegengeführt werden möge!

3. Der Vorsitzende übergibt das Wort dem Rechnungsführer zur Erstattung des Rechenschaftsberichtes für das Jahr 1895. (Siehe folgende Seite.)

Zum Schlusse ersucht der Vorsitzende, dem Berichte das Absolutorium zu ertheilen, was mit Majorität geschieht.

4. Vornahme der Wahlen.

Nach § 19 der Statuten erlöschen heuer die Mandate des Secretärs und des Secretär-Stellvertreters.

Der Ausschuss empfiehlt die Wiederwahl des bisherigen Secretärs Franz Heger.

Der bisherige Secretär-Stellvertreter Dr. Wilhelm Hein hat eine allfällige Wiederwahl abgelehnt. Der Vorsitzende spricht demselben den Dank für seine sechsjährige Thätigkeit in dieser Eigenschaft aus, und ersucht, die Wahl eines neuen Secretär-Stellvertreters auf die nächste Jahres-Versammlung oder General-Versammlung zu verschieben, da der Ausschuss momentan nicht in der Lage war, eine geeignete Persönlichkeit für diese Stelle in Vorschlag zu bringen. Der Herr Cassier hat sich bereit erklärt, den Herrn Secretär im Bedarfsfalle provisorisch zu vertreten.

5. Nach § 19 der Statuten erlöschen die Mandate folgender Herren Ausschussräthe:

Dr. Michael Haberlandt,
Dr. Moriz Hoernes,
Felix Kanitz,
Dr. Josef Karabacek,
Felix Karrer,
Dr. Matthäus Much,
Prof. Karl Penka,
Custos Josef Szombathy,
Prof. Dr. Wilhelm Tomaschek.

Der Ausschuss empfiehlt die Wiederwahl dieser Herren und die Neuwahl des bisherigen Secretär-Stellvertreters Dr. Wilhelm Hein.

6. Die bisherigen Rechnungsrevisoren
Oberstabsarzt Dr. Bruck und
Prof. Alois Raimund Hein
werden vom Ausschusse zur Wiederwahl als Rechnungscensoren empfohlen.

Auf Antrag des Herrn k. Rathes F. Karrer werden alle diese Wahlen per acclamationem vollzogen.

7. Vortrag des Herrn Dr. **Moriz Hoernes**:

„Renthierkunst" und „Dypilonstyl".

Derselbe soll erweitert separat im Buchhandel erscheinen.

8. Herr Dr. **A. Lissauer** übersendet aus Berlin einen

Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Hallstatt im Jahre 1895.

(Mit 12 Text-Illustrationen.)

Der Musealverein hat in dem letzten Jahre mit seinen spärlichen Mitteln eine verhältnissmässig rege Thätigkeit entfaltet. Das Ortsmuseum selbst hat einen schönen, würdigen Zugang und im Inneren zunächst mehr Licht und Luft erhalten; im nächsten Jahre sollen auch durch Ausbau des Inneren verschiedene neue Räume für die Sammlungen hergestellt werden.

Auf den Wiesen des Herrn Seeauer am Oettlingbichl bei „Grub", an der Haltestelle der Eisenbahn am östlichen Seeufer (nahe der Stelle, an welcher im vorigen Jahre schon versuchsweise gegraben wurde, nachdem dort zufällig eine frührömische Fibula gefunden worden war)[1]), hat der Verein weitere Ausgrabungen ausführen lassen, welche der jetzige Custos des Museums, der rühmlichst bekannte Herr Obersteiger a. D. Isidor Engel, leitete. Nach den bisherigen Ergebnissen ist die ganze 40—50 cm dicke Humusschicht, welche hier auf dem Felsboden lagert, vor langer Zeit zur Verbesserung des Bodens hergebracht worden und stammt, nach den Funden zu urtheilen, von verschiedenen Stellen, zum grössten Theile wohl von der römischen Ansiedlung in der „Lahn" her. Es liegen nämlich hier gleich unter dem Rasen untereinandergemischt Gegenstände aus ganz verschiedenen Culturperioden, grösstentheils in Bruchstücken. Ausser ganz modernen Objecten, wie: Pfeifenköpfe, Nägel, Glasstücke, finden sich Knochen von Hausthieren, besonders vom Schwein, Rind und Schaf, Kohlenstücke und folgende der vorgeschichtlichen Zeit entstammende Geräthe und Gefässscherben, Alles durcheinander gemengt:

1. Eine Pfeilspitze aus Eisen mit einer Angel zum Einstecken in den Schaft von frühmittelalterlicher Form;

2. ein Schlüssel aus Eisen, wie sie in der Tène-Zeit aufkamen;

[1]) Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien 1893. S. [95].

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

SOLL **für das Jahr 1895.** HABEN

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
Cassarest vom Jahre 1894			136	62
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers			200	—
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums			400	—
3. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 39 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	390	—		
b) Jahresbeiträge von 306 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·—	1530	—		
c) Beitrag der Stifter: Sr. Durchlaucht des Fürsten Joh. von und zu Liechtenstein und des Herrn Prof. Dr. Joest in Berlin à fl. 200·—	400	—		
d) Beitrag des lebenslänglichen Mitgliedes Herrn Ernst Karl Graf Waldstein	120	—		
e) Sonstige Beiträge für Diplom, Rückstände, Ueber- und Vorauszahlungen	34	—	2474	—
4. Verkauf von Druckschriften	467	16		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften	827	60		
Beitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten zu den Gesellschaftspublicationen	127	17	1421	93
5. Spende des Herrn Dr. Ferdinand Freih. v. Andrian-Werburg			72	70
6. Eincassirte Zinsencoupons vom Anlagecapitale			35	70
Zusammen			4740	95
B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1894	248	50		
Spende Sr. Majestät des Kaisers	1000	—		
Zusammen			1248	50
C. Werthpapier-Conto.				
Anlagecapital: 10 Stück Allgemeine Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe vom 31. December 1895 à fl. 100·—	1000	—		
Halbjährig anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1895	21	—		
Zusammen			1021	—
Summe			7010	45

A. Cassa-Conto.	fl.	kr.	fl.	kr.
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten	1226	40		
b) Für Clichés und Zeichnungen	594	56		
c) Honorare für Literaturberichte	59	20	1880	16
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration für den Beamten	200	—		
b) Entlohnung des Dieners	96	—		
c) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen etc.	349	65		
d) Auslagen des Secretärs	216	25		
e) „ „ Cassiers	64	58		
f) an Steuern	1	08	927	56
3. Beitrag zu dem Berichte über den anthropologischen Congress in Innsbruck im August 1894 Mk. 1200·— =			711	68
4. Ausgaben aus Anlass der Stiftungsfeier der Wiener Anthropologischen Gesellschaft im Februar 1895			437	48
5. Reisekosten des Secretärs nach München zur Feier des 25jährigen Bestandes der Münchener Anthropologischen Gesellschaft			81	78
6. Ankaufskosten für fl. 300·— gemeinsame Silberrente als Capitalsanlage			305	95
Zusammen			1344	61
B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Custos Szombathy für Grabungen auf der Malleiten	612	83		
b) Herrn Oberst Bancalari für Hausforschungen in den Alpen	200	—		
c) Herrn Dr. Kaindl für ethnographische Forschungen bei den Huzulen	100	—		
d) Herrn Lehrer Bünker für Hausforschungen an der steiermärkisch-ungarischen Landesgrenze	100	—		
e) Herrn Prof. Dr. Meringer Reisekosten nach Prag zur ethnographischen Ausstellung	60	—		
f) Beitrag zu den Gesellschaftspublicationen	127	17	1200	—
Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1895	396	34		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	48	50		
C. Courswerth des Anlagecapitales (wie neben)	1021	—		
Zusammen Activsaldo vom Jahre 1895			1465	84
Summe			7010	45

Wien, 29. Februar 1896.

Karl Freiherr von Schlosser,
d. Z. Cassier.

Dr. Otto Müller,
d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Dr. Moriz Bruck,
d. Z. Rechnungscensor.

A. R. Hein,
d. Z. Rechnungscensor.

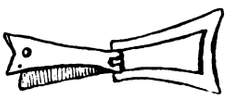
3. eine schöne Nähnadel aus Bronze (Fig. 29) mit verbogenem Schaft, spitzem Kopfende und scharfrandigem, winkligem Oehr von sicher römischer Arbeit [1]), da die vorrömischen Nähnadeln am Kopfende platt gehämmert, abgerundet und ganz einfach durchlocht sind [2]);

4. die Hälfte eines kleinen Gürtelschlosses, aus Bronze bestehend, aus einem Rahmen und einer darin eingehängten Riemenzunge aus zwei dünnen Plättchen, zwischen welchen ein Stückchen Leder durch Nieten befestigt ist (Fig. 30). Die Plättchen erinnern zwar an die Gehänge der Hallstatt-Zeit, das dazwischen befestigte Stück Leder lässt jedoch kaum eine andere Deutung als die eines Gürtelschlosses zu;

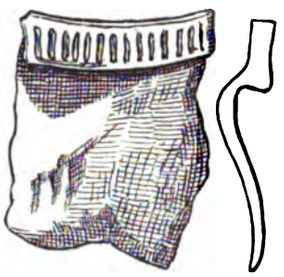
5. ein eiserner Ring, welcher vielleicht auch zu einem Gürtel gehört hat;

29.

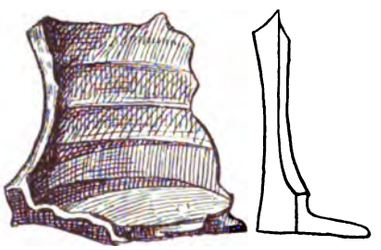
32.



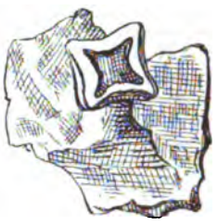
30.



31.

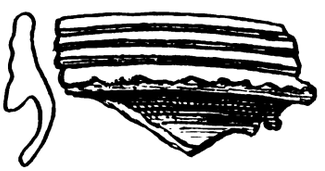


34.



36.

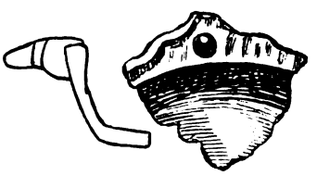
37.



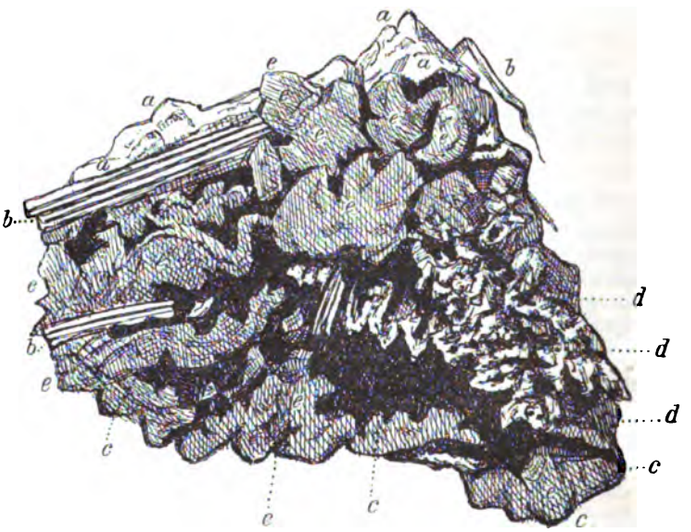
33.

38.

Fig. 35.



39.



40.

Fig. 29. Nähnadel aus Bronze.
Fig. 30. Hälfte eines kleinen Gürtelschlosses aus Bronze.
Fig. 31—39. Gefässbruchstücke.
Fig. 40. Salzstück aus dem Haidengebirge im Salzbergwerk Hallstatt.

[1]) Vgl. Tischler's Schrift. d. Ph. Ö. G. in Königsberg, Bd. 19, S. 248, und Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau, S. 92.
[2]) Vgl. v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, S. 89 und Taf. XIX, Fig. 14.

6. mehrere eiserne Beschläge und Anhänger von nicht sicher erkennbarer Bestimmung;

7. eine eiserne Schnalle mit viereckigem Rahmen und eingebogenen Seiten, an welcher der Dorn abgebrochen ist;

8. eine eiserne Nadel mit breitem, myrtenblattartigem Kopfe über dem ausgebogenen Halse, wie sie in der Tène-Zeit gebräuchlich waren [1]);

9. mehrere eiserne Messer, eines mit Bronzering und Bronzeniete am Griff;

10. eine grosse Zahl von Gefässscherben, Rand-, Wand- und Bodenstücke von charakteristischer Beschaffenheit. Der Thon ist im Allgemeinen mehr oder weniger fein geschlemmt, selten mit Spuren von Grusbeimengungen; einige Scherben zeichnen sich durch eine ganz besonders feine Beschaffenheit des Thones aus. Der Brand ist bei allen gut; die Farbe ist grösstentheils schwarz, sehr oft hell- oder schmutzig gelblichgrau, selten ziegelroth oder ziegelfarben (s. unten); einige Scherben sind theils schwarz, theils gelblichgrau. Was die Technik betrifft, so zeigen alle jene parallelen Riefen, wie sie die Töpferscheibe erzeugt; doch sind sie sämmtlich mit wenigen unten noch besonders zu besprechenden Stücken aussen und innen rauh, wenigstens nicht geglättet.

Der Form nach lassen sich hauptsächlich zwei Arten unterscheiden: Töpfe und flache Schalen. Von den ersteren sind eine Menge Rand- und Wandstücke, wenige Boden- und Deckelfragmente erhalten, von den letzteren viele, mehr oder weniger grosse Stücke vom Rand und Boden — jedoch liess sich leider kein ganzes Gefäss zusammenstellen. Nur ein Bodenstück ist gross genug, um daraus den Durchmesser des Bodens auf 9·5 cm zu berechnen. Ueber die einzelnen Scherben ist ferner Folgendes zu bemerken:

a) Die Randstücke haben meistens eine obere, schildartige, nach aussen hervortretende Leiste, auf welcher von aussen viereckige Vertiefungen durch einen Stempel eingedrückt sind, bald schmäler, bald breiter, tiefer oder flacher (Fig. 31); mehrere Stücke zeigen dagegen einen nach aussen rinnenförmig umgelegten glatten Rand (Fig. 32), andere wiederum einen wulstartig verdickten oberen Rand, wenige eine durch parallele horizontale Linien verzierte, schön profilirte Leiste am oberen Rande (Fig. 33). Ein Randstück mit breitem, rinnenartig umgelegtem Rande zeigt einen Stempel auf der oberen Seite desselben von der Form eines ▽, bei dessen Eindruck sichtlich der Thon breitgedrückt und stark verdünnt wurde, so dass der Töpfer es für nöthig hielt, diese Stelle durch ein unten freihändig aufgelegtes Stück Thon nachträglich zu verstärken.

b) Die Wand- und Bodenstücke zeigen ganz verschiedene Dicke und Krümmungsverhältnisse, bald von sehr grossen, bald von kleineren Gefässen; sehr oft sind sie innen durch parallele seichte Furchen (Fig. 34), selten aussen durch seichte Eindrücke oder Linien verziert. Ein Wandstück ist mit ineinandergestellten rautenförmigen Figuren, wie sie für die jüngere Hallstatt-Zeit [1]) charakteristisch sind, ornamentirt (Fig. 35); ein Bodenstück zeigte deutlich, dass es unten horizontal abgeschnitten und nicht abgedreht war.

c) Die Deckelstücke zeigen einen bald runden, bald vier- oder mehreckigen knopfartigen Aufsatz (Fig. 36 und 37) und sind fast alle gelblichgrau von Farbe; von Henkeln wurden nur zwei gefunden, von denen der eine schwarz, hornförmig, gross und breit, der andere hellgelblichgrau und durch eine Reihe von tiefen Einschnitten ausgezeichnet ist.

d) Die Bruchstücke der Schalen zeigen sämmtlich eine ganz niedrige Wandhöhe von 1—2·5 cm und einen einfachen, etwas verdickten, oben abgeplatteten Rand (Fig. 38); an einem Stück ist der Rand an einer Stelle etwas ausgezogen und dort durchlocht (Fig. 39). Aus dem Bogen der erhaltenen Bodenstücke lässt sich ein Durchmesser des ganzen Bodens von 13—14 cm berechnen.

e) Ausser diesen Scherben von gewöhnlichen Gebrauchsgefässen fanden sich noch drei Stücke von feinen, terrasigillata-ähnlichen Gefässen, 1 Rand-, 1 Wand- und 1 Bodenstück, aber von verschiedener Dicke und Krümmung, aus besonders fein geschlemmtem Thon, von glatter Oberfläche, welche nach Art der Terrasigillata überfärbt ist, bei dem Bodenstück nur von innen, bei den beiden anderen Stücken von beiden Seiten. Eine gelblichgraue Scherbe zeigt eine Bemalung mit zwei schmalen, rothbraunen Streifen, ein Randstück, endlich eine dünne grüne und gelbe fleckige Glasur.

Sehen wir von dem einen Wandstück (Fig. 35) ab, welches der jüngeren Hallstatt-Zeit angehört, so können wir fast alle übrigen Gefässscherben der römischen Culturperiode zuschreiben. Nicht nur sind ganz gleiche Stücke in den sicher römischen Ansiedlungen in der „Lahn“ in Hallstatt selbst und zwischen Steg und St. Agatha unweit von Hallstatt gefunden worden, welche dort im Ortsmuseum aufbewahrt werden, sondern die fleckige, gelbe und grünliche Glasur, wie auch die Bemalung mit rothbraunen Streifen auf gelblichem Grunde finden ihre Analogien in rheinischen Gefässen aus den verschiedenen Perioden der römischen Kaiserzeit [2]).

Ein sehr interessantes Salzstück hat Herr Obersteiger Neubacher in diesem Jahre im Haidengebirge im Josef Kitschner-Sinkwerk (Christina-Horizont) am Salzberge zu Hallstatt aufgefunden. Es ist (Fig. 40) ein Stück Salzgestein, welches ein grosses Fragment eines Bronzegeräthes *(a)*, mehrere Reste von Spänen und Stangen aus Fichtenholz *(b)*, eine Lage Kohle *(c)* und eine Schicht Koth *(d)* von einem Hausthiere, Alles vom Salz *(e)* fest eingeschlossen, enthält: ein neuer Beleg für den vorgeschichtlichen Bergbau in Hallstatt.

---

[1]) Vgl. Undset. Das erste Auftreten des Eisens. Taf. XXVI, Fig. 19 und S. 282.

[1]) Vgl. v. Sacken. Das Grabfeld von Hallstatt. Taf. XXVI, Fig. 5. und Naue J. in der „Revue archéologique“. 1895: L'époque de Hallstatt en Bavière, S. 20), Fig. 47 und 50.

[2]) Vgl. Könen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in dem Rheinlande. Bonn 1895, S. 95, 108 u. m. a.

9. Herr **L. v. Campi** in Cles übersendet eine Mittheilung

Ein Bogenspannring aus Achat.

Ein äusserst interessanter Artikel (Bd. XXV., Heft II und III, S. 51) dieser Mittheilungen „über" die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe von Dr. S. Weissenberg leitete meine Aufmerksamkeit auf zwei Ringe meiner Sammlung, der eine zungenförmig aus Achat, der zweite rund aus Knochen. Ich würde überhaupt des letzteren kaum erwähnen, wenn nicht beide angeblich gleicher Provenienz wären.

Zu Anfang der Achtziger-Jahre kamen beide Ringe durch einen hiesigen Eisenbahnarbeiter in meinen Besitz. Spätere und wohl erst vor kurzer Zeit gepflogene Nachforschungen gestatten mir, den Fundort in Makedonien festzusetzen, und zwar längs der damals, vornehmlich durch italienische Arbeiter eröffneten Eisenbahnlinie Uesküb-Saloniki. Angeblich kamen die beiden fraglichen Ringe aus einem der vielen damals zu Tage gekommenen Gräber. Weitere verlässliche Fundumstände könnte ich nicht anführen. Betreffs des Zweckes, Rarität, Provenienz und genauer Form dieser bis jetzt wenig beachteten Ringe verweise ich auf die obenerwähnte Studie des Herrn Dr. Weissenberg und begnüge mich mit einer kurzen Beschreibung meiner zwei Exemplare.

1. Prachtring aus schön gestreiftem, rosa-gelbbraunem, glatt- und reingeschliffenem Achat. Die Form zeigt an der einen Seite eine zungenförmige, abschüssige Verlängerung; in Folge dessen bildet die Aushöhlung einen mit ungleichen Lichtweiten schiefen Canal, bei welchem die Schnittflächen nicht parallel sind. Man bemerkt an dem Ringe keine Abnützung; die Kanten sind überall noch ziemlich scharf. Form und Grösse entspricht vollkommen dem aus Sarai stammenden Bogenspannring Nr. 88 der mehrmals citirten Schrift.

2. Ein hübsch geglätteter Knochenring, der in Folge seiner Rundung und keinerlei zungenförmigen Verlängerung kaum zu den Spannringen zu rechnen ist; scheint eher ein Fingerring zu sein, der lange und von wohlgepflegter Hand gebraucht wurde (Fig. 92).

10. Herr Universitäts-Professor **Dr. W. Gurlitt** in Graz übersendet einen

Archäologischen Bericht aus Steiermark (1895).

Die Ausgrabungen im Gräberfelde der Römerstadt Poetovio, auf die das Antikencabinet am steiermärkischen Landesmuseum unter meiner Leitung seit vier Jahren seine Mittel fast ausschliesslich verwendet hat, sind jetzt zu einem vorläufigen Abschlusse gelangt. Das Gräberfeld kann als im Wesentlichen erschöpft gelten und wird das Antikencabinet im nächsten Jahre sich anderen Aufgaben zuwenden können.

Dieser Umstand mag einen kurzen Bericht in den Mittheilungen rechtfertigen, obgleich der Gegenstand dieser Ausgrabungen schon ausserhalb des Bereiches der vorgeschichtlichen Forschung liegt. Im Mittelpunkte des Ausgrabungsterrains liegt das Dorf Unter-Haidin am hohen Uferrande eines alten Drauarmes, dessen Grundwasser unterhalb des Dorfes in einem Teiche zu Tage tritt. Ein noch älterer Uferrand, auf dessen Erhebung das Dorf Ober-Haidin liegt, bildet im Westen einen deutlichen Terrainabschnitt. Das Gräberfeld erstreckt sich in dichtester Anordnung auf dem Terrain zwischen diesen alten Uferrändern, zu beiden Seiten des nach Westen ziehenden Weges nach Schikola, der, wie Durchschnitte durch den Strassenkörper erwiesen haben, über einer römischen Strasse liegt. Doch wurden Gräber auch nördlich und südlich von Unter-Haidin gefunden. Endlich liess sich die Römerstrasse auch östlich von Unter-Haidin verfolgen; sie hielt sich an dem Uferrande des oben erwähnten Drauarmes und war von villenartigen Hausanlagen begleitet, zwischen denen Gräber eingestreut sind. Dieser letzte Abschnitt liegt in der Flur des Dorfes Ober-Rann, von dem jetzt die Brücke auf das linke Ufer nach Pettau führt. Der Flussübergang in römischer Zeit muss, nördlich von Ober-Rann, weiter flussaufwärts gelegen haben. Aufgedeckt wurden im Ganzen bisher 1789 Gräber, von denen 1716 Brand- und 73 Skeletgräber waren. Monumentale Grabbauten sind selten, dagegen zeigt der ausgedehnte Begräbnissplatz eine regelmässige Anordnung, indem Reihen von Steinen, die als Sockel für Inschriftplatten dienten, parallel zur Strasse gefunden und schmale, senkrecht auf die Strassenrichtung angelegte Gassen, sowie Mauerzüge beobachtet wurden, die den Friedhof eintheilten.

Die einfachste Art der Brandgräber besteht aus einer Erdgrube, in die der Leichenbrand, dem selten ein Ziegel als Unterlage dient, geschüttet wurde. Die spärlichen Beigaben: Münze, Salbfläschchen, Fibel u. s. w. sind auf die Asche gelegt. Sonst ist die Asche von einem besonderen Behälter umschlossen, meist von einem gewöhnlichen Topf oder gelegentlich von dem Untertheil einer zerbrochenen Amphora, die dann von einer Schale oder Topfscherbe oder dem Obertheile einer Amphora überdeckt sind. Daneben kommen Steinurnen vor — in Form von Mörsern oder henkellosen Amphoren — mit steinernem Deckelverschluss, Steinkisten — in der Form kleiner Särge — und sehr selten Glasurnen. Entweder ist das Gefäss — mit Ausnahme der letzterwähnten Glasurnen — einfach in die Erde gestellt oder es ist von einer Ziegel- oder Steinsetzung umgeben. Die Ziegelgräber zeigen quadratischen oder rechteckigen Grundriss: der obere Abschluss ist entweder durch die sich zusammenneigenden Ziegel oder durch horizontal übergelegte Ziegel oder Steinplatten gebildet. Selten zeigt sich eine regelrechte steinerne Ummauerung, quadratisch oder kreisrund; der Boden des Grabes ist in diesen Fällen mit Ziegeln oder Steinplatten ausgelegt, das Grab mit einer Steinplatte zugedeckt. Die Beigaben: Münze, Lampe, mehrere Salbfläschchen, Fibeln und sonstiger Schmuck aus Metall, Bein, Bernstein oder Glas befinden sich in der Urne; Beigefässe, meist paarweise, sind um die Urnen angeordnet.

Auch bei den Skeletgräbern kommt es vor, dass, wenigstens nach dem jetzigen Befunde, die Leichen einfach in die Erde gebettet erscheinen; einmal wurde ein Skelet in hockender Stellung beobachtet. Sonst

finden sich Ziegelgräber, meist mit grossen Deckziegeln überdeckt, und vorwiegend grosse, aber meist unverzierte Sarkophage aus Aachener Marmor oder Kalkstein. Thonsärge fehlen, dagegen wurden zwei Bleisärge gefunden. Die Lage der Leiche ist von der Himmelsrichtung unabhängig; die Beigaben sind spärlicher als bei den Brandgräbern.

Etwa in jedem fünften Grabe wurden Münzen gefunden, auf deren Verzeichnung und Bestimmung wegen ihrer chronologischen Bedeutung besondere Sorgfalt verwendet wurde. Weitaus die meisten stammen aus dem I. Jahrhundert n. Chr.; von der Zeit Marc Aurel's an werden sie selten. Doch finden sich auch spätere Münzen (constantinische Zeit, Valens), diese letzteren, sowie die Münzen nach Ende des II. Jahrhunderts anscheinend nur in Skeletgräbern.

Gefunden wurden im Ganzen 23 Inschriften, 41 Steinsculpturen, 5 Mosaikfussböden und 3441 kleinere Objecte aus Thon, Metall (Gold, Silber, Bronze, Blei), Glas, Bein und Bernstein, dann 633 Münzen (davon 220 aus Gräbern stammend).

Eine eingehende Veröffentlichung mit Karten, Plänen, Abbildungen ist im Zuge. Der Hauptwerth derselben wird in der genauen chronologischen Fixirung der einzelnen Gräber und ihres Inhaltes beruhen, der durch die mitgefundenen Münzen und Inschriften möglich sein wird.

11. Herr Dr. **Lubor Niederle** in Prag übersendet eine Mittheilung über das

Programm des čecho-slavischen ethnographischen Museums in Prag.

Die Sammlungen dieses Museums werden gemäss des definitiven Beschlusses des Curatoriums alles dasjenige enthalten, mittelst dessen das Wesen der ländlichen Bevölkerung des čecho-slavischen Stammes dargestellt werden kann. Das Programm des Museums zerfällt in Folge dessen in folgende Sectionen und Abtheilungen:

Section A. 1. Abtheilung für volksthümliche (ländliche) Wohnstätten und Bauten. Diese umfasst Modelle und Abbildungen von Bauernhäusern, Bauernhöfen, Kirchen, Glockenthürmen und anderen Bauten, insbesondere aber Holzbauten, Pläne ganzer Ansiedlungen, Einrichtung der Haushaltung, d. h. ländliche Möbelstücke und das Hausgeräth, insoferne dieselben von der ländlichen Bevölkerung erzeugt oder benützt werden. Wenn es die Mittel und die Räumlichkeiten erlauben, werden als Bestandtheil des Museums ganze Bauten oder auch Interieurs errichtet werden.

2. Abtheilung für Volkstrachten und Volksstickereien. Diese wird Volkstrachten auf Figurinen aus allen Gaugebieten, ferner einzelne Kleidungsstücke in Auswahl, sowie Karten der Trachtenverbreitung enthalten. Ferner gehört hieher alles dasjenige, was die weitere trachtliche Ausstattung des Landvolkes bildet, als: Schmucksachen, Stöcke, Waffen etc.

3. Abtheilung für die Beschäftigung der Landbevölkerung. Diese bezieht sich auf den Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei, Flösserei, Fuhrenverkehr, Forstwirthschaft, Holzhauerei, Kohlenbrennen etc., ferner auf Arbeit und Gewerbe, als: Schneiderkunst, Schuhmacherkunst, Schmiede, Spitzenverfertigung, volksthümlichen Handel und volksthümliche Industrie.

4. Abtheilung für Volkssitten und Volksgebräuche. Umfasst Gegenstände, welche sich auf die Gebräuche, Ceremonien und Volksspiele beziehen, Gruppen zu Volksgebräuchen (Familienfeste und öffentliche Feierlichkeiten), volksthümliche Medicin etc.

5. Abtheilung für volksthümliche Literatur. Enthält dasjenige, was das Volk liest, schreibt und erzählt, das volksthümliche Schauspiel, Puppentheater, Karten der Verbreitung von Gebilden der Volkstradition.

6. Abtheilung für Musik, Volkslieder und Tänze. Umfasst das gesammelte schriftliche Material, sowie auch volksthümliche Musikinstrumente.

7. Sociologische Abtheilung. Diese wird die rechtlichen, gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse darstellen, und zwar sowohl was die Familie, als auch was die Oeffentlichkeit anbelangt.

Section B (accessorische Section). 1. Geographische Abtheilung. Diese wird den Boden, welcher von dem čechischen Volksstamme in Böhmen, Mähren, Schlesien, in der ungarischen Slovakei und den čechischen Colonien im Auslande bewohnt wird, darstellen, und zwar durch Landkarten und Landschaftsbilder. Desgleichen werden auch die naturwissenschaftlichen Verhältnisse (geologische, orographische, hydrographische, meteorologische Verhältnisse und Verbreitung von Thieren und Pflanzen) mittelst Karten und Diagrammen veranschaulicht werden.

2. Abtheilung für Anthropologie und Demographie. Diese wird die physische Beschaffenheit des Volkes, dessen Verbreitung und Zusammensetzung, dessen gegenwärtigen Zustand und Bewegung vorführen.

3. Linguistische Abtheilung. Diese wird auf Landkarten die Grenzen der čechischen Sprache in verschiedenen Zeiträumen bezeichnen, sowie auch Schemata bezeichnender Sprachformen und Schemata der Hauptdialekte darbieten, ferner Dialektgrenzen, Grenzen der hauptsächlichsten sprachlichen Veränderungen, Karten der alten čechischen Volksstämme, insoferne dieselben der dialektologischen Karte coordinirt sind etc.

12. Herr Hauptmann **Adolf Lindner** in Budweis berichtet

Ueber die in letzterer Zeit vom städtischen Museum in Budweis gemachten Erwerbungen.

(Mit 8 Abbildungen.)

Wenn auch in letzterer Zeit von dem mit der Leitung der natur- und culturhistorischen Abtheilungen des hiesigen Museums betrauten Herrn Adolf Lindner, k. u. k. Hauptmann der Reserve, in Folge verschiedener Hindernisse eine weitere Durchforschung der in der

Umgebung von Budweis nur noch spärlich vorhandenen Hügelgräberreste nicht vorgenommen werden konnte, so liess es sich andererseits der Verwaltungsausschuss wieder eifrigst angelegen sein, die nachbenannten, zumeist aus Südböhmen stammenden Funde entweder als Geschenk oder durch Ankauf für die prähistorische Sammlung des hiesigen Museums zu erwerben.

Vor Allem muss einer Collection von Bronzen und Thongefässen erwähnt werden, welche von dem im October 1894 in Budweis verstorbenen ehemaligen Landtagsabgeordneten und gewesenen Besitzers der Herrschaft Strahlhoštic, JUDr. GUSTAV OBST, bei der von ihm im Jahre 1862 vorgenommenen Durchforschung der Hügelgräber bei Hoštic, Bezirk Horaždovic, vorgefunden wurden und nach dem Ableben des Genannten geschenkweise dem Museum zukamen.

Diese zumeist in zerbrochenem Zustande dem Museum zugekommenen Funde, welche jedoch nachträglich wieder

Fig. 41. Schmuckring aus Bronzeblech.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

Fig. 42. Schmuckring aus Bronzeblech.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

vollständig zusammengestellt wurden, bestehen aus folgenden Objecten:

a) Zwei offene, hohle, turbanartige Schmuckringe aus Bronzeblech, beide von ganz gleicher Form, Grösse und Verzierung, mit oben und unten eingebogenem inneren Rande, nach aussen abgerundet, mit einem Linien-Ornamente verziert und grün patinirt. Aeusserer Durchmesser 23, innerer Durchmesser 10·5, Höhe 13·5 cm. Durch den Druck des Erdmateriales wurden beide Ringe etwas verbogen. (Fig. 41.)

b) Zwei offene hohle Schmuckringe aus Bronzeblech, wulstartig geformt, nach aussen abgerundet, mit oben und unten eingebogenem inneren Rande und mit einem Linien-Ornamente, sowie mit Kreislinien gegen die Enden verziert. Aeusserer Durchmesser 24·5, innerer Durchmesser 14·5, Höhe 7·5, seitliche Breite 5·2 cm. Beide Ringe sind in der Form, Grösse und Verzierung ganz gleich, grün patinirt, jedoch vom Drucke des Erdmateriales etwas verbogen. (Fig. 42.)

c) Eine Urne aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, wenig gebrannt, innen und aussen geschwärzt und unverziert. Höhe 15, Munddurchmesser 10·5, Bodenbreite 8 cm. (Fig. 43.)

d) Eine kleine Urne aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, schwach gebrannt, der Halsrand etwas nach auswärts gebogen, der Bauch nach unten konisch verlaufend und unverziert. Höhe 8, Munddurchmesser 5 cm.

Fig. 43. Urne aus Thon.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

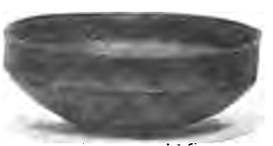


Fig. 44. Schüssel aus Thon.

Fig. 45. Verzierte Innenseite der vorigen Schüssel.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

e) Eine Schüssel aus röthlichem Thon, auf der Scheibe gedreht, gut gebrannt, innen und aussen geschwärzt, der obere Rand abgerundet und schwach nach aussen gebogen. Diese Schüssel ist innen mit einem aus Linien und Punkten hergestellten Dreiecks-Ornamente und aussen an der unteren Kante des Randes mit ringsum laufenden, keilförmig eingeritzten Strichen verziert. Höhe 7·5, Mündungsdurchmesser 20·6, Bodenbreite 7 cm. (Fig. 44 und 45.)

f) Eine Schüssel aus röthlichem Thon, wie die vorige. Höhe 8·4, Mündungsdurchmesser 17·5, Bodenbreite 5·6 cm.

g) Zwei Schalen aus röthlichem Thon von nahezu gleicher Form und Grösse, auf der Scheibe gedreht, wenig gebrannt, innen und aussen geschwärzt, der Rand schwach nach aussen gebogen, innen durch schräge Linien hergestellte Dreiecks-Ornamente und aussen an der unteren Kante des Randes ringsum mit keilförmig eingeritzten Strichen verziert. Höhe 6, Munddurchmesser 14, Bodenbreite 5 cm.

h) Eine Schale aus lichtem Thon, auf der Scheibe gedreht, sonst wie die vorigen, nur innen mit einem netzartigen Ornamente verziert und am äusseren Boden oval abgerundet. Höhe 7, Munddurchmesser 14 cm. (Fig. 46.)

i) Eine Schale aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, schwach gebrannt, innen geschwärzt

Fig. 46. Schale aus Thon.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

und unverziert. Höhe ungleich zwischen 3 und 3·5, Munddurchmesser 12·6, Bodenbreite 5 cm.

k) Eine Schale aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, unvollkommen gebrannt, mit etwas nach aussen gebogenem Halsrande und unverziert. Höhe 3·5, Munddurchmesser 5·8, Bodenbreite 3 cm.

* * *

Aus einem nordöstlich vom Dorfe Hosti, Bezirk Moldauthein, befindlichen Hügelgrabe wurden vom betreffenden Besitzer des Grundes im Frühjahre 1895 ausgegraben und vom hiesigen Museum käuflich erworben:

a) Eine Dolchklinge aus Bronze, 18·5 cm lang, mit einem beiderseits längs der Mitte der Klinge her-

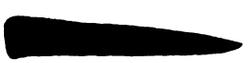


Fig. 47. Dolchklinge aus Bronze.
Aus einem Hügelgrabe bei Hoštic, Böhmen.

vortretenden Rücken. Dieselbe ist am unteren, 3·8 cm breiten Ende mit zwei zur Befestigung an den Griff bestimmt gewesenen knopfförmigen Nieten versehen, im Ganzen sehr gut erhalten und grün patinirt. (Fig. 47.)

b) Zwei offene Armspangen aus Bronzedraht, elliptisch geformt, mit rundem, 0·5 und 0·6 cm dickem Körper, nach beiden Enden sich verjüngend. Das Ornament besteht auf der Aussenseite aus Parallelstrichen, welche an der einen Spange in sieben, an der anderen in neun Felder abgetheilt sind. Aeusserer grösster Durchmesser 6·5 cm; grün patinirt.

c) Eine offene Armspange, in Form und Verzierung wie die vorigen, nur im Körper etwas dünner. Aeusserer grösster Durchmesser 6·5 cm.

d) Eine offene Armspange von elliptischer Form, aus Bronze, nach aussen abgerundet, innen glatt, mit 0·6 cm breitem Körper, nach den Enden sich verjüngend und bläulich-grün patinirt. Aeusserer grösster Durchmesser 6·3 cm.

e) Ein offener Armring aus schraubenförmig gewundenem, 0·4 cm dickem Bronzedraht, mit abgestumpften überlegten Enden. Grösster äusserer Durchmesser 5·5 cm.

f) Eine Nadel aus lichter Bronze, 16 cm lang, mit flachem, unverziertem Kopfe, unter welchem sich eine einmal unterbrochene ringförmige Verzierung befindet. Patina bläulich-grün.

g) Eine Schale mit Henkel aus röthlichem Thon, aus freier Hand geformt, wenig gebrannt, 4 cm hoch, mit abgerundetem Boden. Munddurchmesser 7·5 cm; am oberen Rande stellenweise etwas ausgebröckelt, sonst gut erhalten.

* * *

Weiters wurde durch Ankauf erworben: ein beim Pflügen eines Ackers bei Weissenberg, Bezirk Amstetten in Niederösterreich, gefundener Steinhammer aus grünlich-gelbem, quergestreiftem Serpentin, geschliffen

Fig. 48. Steinhammer von Weissenberg bei Amstetten (Niederösterreich).

und polirt, mit einem nicht ganz in der Mitte eingebohrten, kreisrunden und 2·2 cm breiten Stielloch. Derselbe ist 16 cm lang, in der Mitte 7 cm breit und 4·5 cm stark, am Rücken abgerundet und gegen die Schneide scharf zugeschliffen. (Fig. 48.)

13. Herr Conservator **L. Schneider** in Smiřic übersendet eine Mittheilung

Ueber seine somatologischen Zusammenstellungen in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Ueber Ersuchen der anthropologischen Section fertigte ich für die böhmische ethnographische Ausstellung sieben grössere Karten von Böhmen und sieben gleichgrosse von Mähren und Schlesien an, auf welchen die somatischen Verhältnisse der böhmischen und mährischen Schuljugend (für Böhmen auf Grund der vor Jahren mir von Herrn Regierungsrath G. A. Schimmer zur Verfügung gestellten Originalakten streng nach den Sprachgrenzen und mit Ausschluss aller Orte, welche im Jahre 1880 10.000 Einwohner zählten) dargestellt sind, ferner eine grosse (1 : 144 000) Karte der Blauäugigen und eine gleichgrosse der Blondhaarigen in Böhmen nach Pfarrgemeinden in je 20 Blättern. Letztere zeigte deutlich die Verbreitung des ostfränkischen

Elementes auch an Stellen, wo die fränkischen Colonien im Inneren des Landes, z. B. Holice (Ecklinsdorf), Rědice (Hermansdorf), Ostřetin (Tyczmansdorf) und Roveň (Waltersdorf) bei Königgrätz, bereits seit den Hussitenkriegen slavisirt sind — die erstere aber die Verbreitung des slavischen Elementes, und zwar auch unter der deutschen Bevölkerungsschichte und neben den Resten der prähistorischen Bevölkerung von Böhmen.

Die Untersuchungen des Dr. Talko-Hryncewicz (publicirt im Krakauer Zbiór wiadomości XVII) lassen es nämlich sehr wahrscheinlich erscheinen, dass die Ursitze der Westslaven zwischen der Dwina und der Beresina sich befanden, wo die heutige weissrussische Bevölkerung (östlicher Abzweigung) im Gegensatze zu den grauäugigen Letten (580‰ grün- und grauäugige) und den westlichen Weissrussen (480‰ grün- und grauäugige) in ebenso hohem Grade (490‰) blauäugig ist, wie die Bevölkerung der polnischen Kreise in Posen (Maximum Wreschen 513‰).

Als erläuternder Text zu diesen Karten erschien von mir der Artikel „Paläoethnologische Aphorismen besonders mit Bezug auf die Bevölkerung von Böhmen" in dem heurigen Jahrgange der Zeitschrift „Český lid", Heft 1—4.

Neuerdings verfertigte ich noch eine ebenso grosse Karte der Schwarzhaarigen in Böhmen. Diese Karte zeigt deutlich, dass die Schwarzhaarigen von Süden in Böhmen eindrangen, und zwar auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten.

A. Aus Mähren bereits am Schlusse der neolithischen Culturperiode:

1. längs des Flusses Kamenice in die Gegend von Chrudim und dann weiter nördlich bis in die Gegend von Königgrätz;

2. längs der Doubravice in die Gegend von Časlau und über die Elbe in die Gegend von Bydžov und Jičín;

3. längs der beiden Sazavaflüsse bis in die Gegend von Prag (mit einer Abzweigung gegen Süden über Beneschau) und von da längs der Iser bis in die Gegend von Münchengrätz und Turnau (besonders instructiv).

B. Aus dem Weitragau längs der Lužnice (Lainsitz) bis Tabor.

C. Aus Baiern während der älteren Bronzezeit auf mehreren Wegen, hauptsächlich in der Richtung des goldenen Steiges, dann über den Pass von Eisenstein und über den von Taus in das südwestliche Böhmen. Der Strom von Eisenstein scheint sich längs der Anglava und über Pilsen bis in die Gegend von Laun fortzusetzen.

Merkwürdig ist die grosse Anzahl Schwarzhaariger in dem Passe von Kulm (bei Aussig a. d. Elbe) an dem uralten Verkehrswege nach Meissen; es scheint, als ob die Schwarzhaarigen hier über die Grenzen von Böhmen vorgedrungen wären.

14. Herr Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus übersendet eine Mittheilung:

Steingrabhügel mit Steinsetzung im südwestlichen Böhmen.

Eine besondere hier zu besprechende Gattung von Grabhügeln gleicht den unter dem Collectivum „Steingrabhügel" meist summarisch angeführten Hügelgräbern fast durchaus, nur ist dieselbe noch mit einer Steinsetzung versehen und auch dadurch ausgezeichnet, dass die bezüglichen Hügelgräber immer nur vereinzelt oder paarweise, also in sehr geringer Anzahl auftreten und, so viel bis jetzt bekannt, nur in einem bestimmten, sehr beschränkten Rayon vorkommen.

Indem ich von älteren, hiehergehörigen Fundorten und Fundergebnissen absehe und in dieser Richtung auf meinen in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale zur Veröffentlichung kommenden Jahresbericht verweise, will ich in Nachfolgendem nur über zwei Hügelgräber berichten, welche in diesem Jahre (1895) in meiner Anwesenheit eröffnet und systematisch durchforscht wurden.

Hügelgräber bei Hradiště

(Pisek, 1 Stunde südwestlich).

Etwa 1200 Schritte südlich von dem Orte Hradiště am rechten, hohen Ufer des Otava-Flusses, welcher hier einen der nächsten Umgebung dominirenden Hügel umspielt, befinden sich zwei Hügelgräber, welche nur circa 20—25 Schritte von einander entfernt sind. Der Fundort selbst heisst „Čapí vrch" (Storchberg); es hat sich die Sage erhalten: „dass sich hier drei Gräber befinden, welche von einer goldgekrönten Schlange gehütet werden".

Das eine, nördlich gelegene Grab wurde nach Mittheilung des Herrn Mathias Maliský aus Hradiště, welcher mich mit der Umgebung von Hradiště bekannt machte und meine Bemühungen in anerkennenswerther Weise unterstützte, vor etwa vierzig Jahren behufs Schatzgräberei in der Mitte erfolglos angegraben.

Dasselbe hatte einen Durchmesser von 13 Schritten und war ehedem mit einem Erdwall umgeben, von dem noch deutliche Spuren vorhanden sind. Es ist aus Stein und Erde errichtet.

Das andere grössere Hügelgrab war noch unberührt; es verlautete jedoch, dass dasselbe demnächst von unberufener Seite durchgraben werden sollte. Da nun die Umgebung von Pisek und speciell jene von Hradiště in archäologischer Beziehung ungemein wichtig, an prähistorischen Fundstätten aber derzeit sehr arm ist, hatte ich — da Gefahr im Verzuge lag —, um einer unberufenen Grabung zuvorzukommen, dasselbe nach eingeholter Bewilligung der Gemeindevertretung Hradiště für den nächsten Tag zur systematischen Durchforschung ausersehen und zu diesem Zwecke die erforderlichen Tagwerker bestellt.

Die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien, sowie der berufene k. k. Conservator wurden von dem genauen Sachverhalte ebenfalls verständigt.

Das in Rede stehende Hügelgrab hatte eine kreisrunde Gestalt, einen Durchmesser von 15 Schritten und eine Höhe von etwa 1·5 m.

Am Fusspunkte war eine Steinsetzung in Viereckgestalt (20 und 22 Schritte) vorhanden und ganz deutlich ersichtlich und viele der senkrecht gestellten und in die Erde versenkten grossen Steine noch vorhanden.

An der einen besterhaltenen Längsseite betrug die Entfernung der einzelnen Steine 1, 2 und 3 m, an der anderen waren sie mitunter entfernt oder ganz in die Erde versunken, aber ihre Richtung deutlich ersichtlich.

Die Ostseite des Hügels war die höchste, die entgegengesetzte eingesunken; überall ragten grössere Steine hervor.

Als ich am folgenden Tage (den 17. August) in früher Morgenstunde an Ort und Stelle kam, hatten sich zwar meine Taglöhner pünktlich eingestellt, es waren aber auch andere Gräber erschienen, welche den vorbeschriebenen Grabhügel nach oberflächlichem Suchen in dem kleineren Hügelgrabe an der erhöhten Ostseite so tief angegraben hatten, dass bereits Bruchstücke von Thongefässen zu Tage gefördert wurden. Meine Einsprache gegen diese Grabung blieb erfolglos, da auch diese ganz unberufenen Gräber von der Gemeindevertretung Hradiště die Bewilligung zur Grabung eingeholt und erhalten hatten.

Dass die solchergestalt planlos betriebene Grabung den Anforderungen einer systematischen Forschung nicht entsprach und dass das Hügelgrab von Hradiště unter solchen Verhältnissen für die Wissenschaft verloren war, erschien leicht begreiflich; ich fasste daher den Entschluss — da ich schon nicht allein graben konnte —, der Grabung wenigstens beizuwohnen und dieselbe mit meinen Taglöhnern sogar zu fördern, wodurch der blos auf den Erwerb von Alterthümern gerichtete, planlose Raubbau in eine systematisch geleitete Forschung verwandelt wurde.

Ich gebe in Nachfolgendem die Resultate der Nachgrabung in dem Hügelgrabe von Hradiště.

Wie schon berichtet, traten zahlreiche, meist sehr grosse Steine überall zu Tage; viele davon waren mehrere Centner schwer und erforderten ganz ungewöhnliche Anstrengung, um gehoben und bei Seite geschafft zu werden. Sie lagen in Sand und Lehm gebettet, von denen ersterer oft in Schichten angeordnet war, indem dunkle und lichte Streifen einander folgten; an einer Stelle waren deren zwanzig ersichtlich.

In einer Tiefe von etwa 1 m stiessen die Arbeiter auf zahlreiche Thongefässscherben und eine grosse, fast vollkommen erhaltene, stark ausgebauchte Urne; in dieser, sowie neben ihr befanden sich mehrere kleine Schalen und Beigefässe, theils mit, theils ohne Henkel. Sämmtliche Gefässe standen auf einer Pflasterung, welche einer 50 cm starken Sandschichte auflag; dieser folgte gewachsener Boden.

Soweit an der Fundstelle constatirt werden konnte, waren alle Gefässe mit einem metallisch glänzenden Graphitanstrich versehen und sind besonders zu erwähnen:

a) grosse Urne. Bauchweite 24 cm, Bodendurchmesser 12 cm. Darin eine kleine Schale von 5 cm Durchmesser;

b) ähnliche Urne mit kleiner Schale;

c) ähnliche Urne mit abstehendem Rande; unter demselben mit Parallellinien und an der Bauchseite mit schraffirten Dreiecken ornamentirt;

d) grosse Urne, roth und weiss bemalt; das Ornament besteht aus Parallellinien, welche am Halse in abwechselnd rother und weisser, ablassender Farbe mit unsicherer Hand angebracht waren und aus daranschliessenden, meist verwischten Dreiecken bestanden.

Sämmtliche Gefässe waren von freier Hand geformt; an einem Bodenstücke hafteten weiss gebrannte Knochenfragmente. Eine Schale war auf der Innenseite mit einem Netzwerk von metallisch glänzenden, sich kreuzenden Parallelstreifen geziert.

Neben diesen Urnen wurde in meiner Abwesenheit auch noch eine eiserne Lanzenspitze gefunden, welche nach der Beschreibung eine Länge von etwa 20 cm und einen Durchmesser des Blattes von 4 cm besass.

Das waren die Resultate der Grabung meiner Concurrenten.

Ich habe indess dasselbe Hügelgrab an der eingesunkenen südwestlichen Seite angraben lassen und vereinigte später meine Grabung mit der bereits vorhandenen. Auch hier stiessen die Arbeiter auf zahlreiche grosse, meist aneinanderschliessende Steine, welche jedoch in schwarzer, mit Kohle untermischter Erde gebettet lagen; unter und zwischen diesen Steinen befanden sich mehrere Gefässscherben, die einer grösseren Freihandschale anzugehören schienen, dann die zusammengehörigen Bruchstücke eines grösseren Graphitgefässes. Der wichtigste Fund bestand jedoch in der Sehne und der Hälfte des Bogens nebst Bruchstück der Nadel einer eisernen La Tène-Fibel [1]), welche gleichzeitig als „Taufschein" zur chronologischen Sicherstellung des Hügelgrabes von Hradiště bezeichnet werden dürfte.

Bei fortgesetzter Grabung, welche von mir später auch noch an der aus sehr grossen Steinen errichteten Ostseite fortgesetzt wurde, fand sich ausser vereinzelten Thongefässscherben, einem Schleifstein und Feuersteinfragment nichts vor; doch wurde überall die eingangs erwähnte, meist an 50 cm mächtige Flusssandschichte dem todten Grund aufliegend und absichtlich aufgeschüttet unzweideutig nachgewiesen.

Das vorbeschriebene Hügelgrab von Hradiště wäre in jene Zeit-(Uebergangs-)periode zu verlegen, wo neben Artefacten der jüngeren Hallstatt-Zeit auch schon Früh- und Mittel-La Tène-Sachen vorkommen [2]).

Das zweite, wie schon gesagt, 20—25 Schritte von dem soeben beschriebenen entfernte Hügelgrab war von einem an zwei Seiten noch erhaltenen Erdwalle umgeben, hatte einen Durchmesser von 13 Schritten und bestand ebenfalls aus grossen, in schwarzer Erde gebetteten Steinen, welche einer 40—50 cm starken, absichtlich aufgeführten Flusssandschichte auflagen, worauf der todte Grund folgte. Seine Höhe mochte 1·50 cm betragen.

Wie bereits erwähnt, war dieser Grabhügel behufs Schatzgräberei — denn man sprach auch hier, wie so oft an ähnlichen Fundorten, von dem Vorhandensein einer verborgenen goldgefüllten Cassa — vor etwa 40 Jahren in der Mitte angegraben, jedoch — Gefäss-

[1]) Vgl. Dr. M. Much „Kunsthist. Atlas", S. 199, Fig. 2.

[2]) Julius Naue, „Revue Archéologique. L'époque de Hallstatt en Bavière." Paris 1895.

fragmente blieben unberücksichtigt — nichts gefunden worden; ein gleiches Resultat hatte auch das oberflächlich betriebene, planlose Wühlen in den vorerwähnten Gräbern.

Indem ich die vorhandene Oeffnung durch meine Leute erweitern und dann von der Ostseite graben und bei fortgesetzter Arbeit zum Schlusse den ganzen Hügel bis auf unbedeutende Theile der Peripherie abtragen liess, gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass bei den früheren Grabungen bereits Thongefässe ausgegraben, aber unbeachtet in Bruchstücken liegen gelassen wurden.

Die einander vom Scheitel zur Sohle folgenden Schichten dieses Grabhügels hatten 1·5 m Durchmesser und bestanden:

a) Rasenerde, spärlich bewachsen;

b) Steindecke;

c) Grabesschichte, bestehend aus schwarzer Erde und den Grabesbeigaben;

d) feiner Flusssand;

e) todter Grund.

Ausser Bruchstücken eines grösseren graphitirten Freihandgefässes fand sich nach der Mitte hin ein 37 cm langes, einschneidiges Eisenmesser, dessen massiver Griff an dem verdickten Ende 5·5 cm Durchmesser hatte und auch als Haumesser bezeichnet werden durfte [1]). Daneben fand sich eine defecte Bronze-La Tène-Fibel [2]).

An der Westseite lagen auch Bruchstücke von Drehscheibengefässen mit schöner Ornamentirung und einer Bodenzeichnung, welch' letztere gewiss erst später hieher gekommen war.

Nach diesen Resultaten dürfte auch dieses Hügelgrab mit dem vorhergehenden synchronistisch sein.

Da nun bekanntlich auch in Hügelgräbern gewöhnlicher Beschaffenheit den vorbeschriebenen analoge Fundstücke im südwestlichen Böhmen vorzukommen pflegen, sind die in Rede stehenden Grabhügel mit Steinsetzung durch die in ihnen gemachten Funde keineswegs genügend charakterisirt.

Für das besprochene und die hiehergehörigen Hügelgräber ist also namentlich die sie einfassende Steinsetzung — welcher wohl eine rituelle Bedeutung nicht abgesprochen werden dürfte — ein besonders beachtenswerthes Merkmal, ausserdem aber bezeichnend, dass dieselben, so viel bis zur Stunde bekannt, mit jenen von Hradiště bei Pisek im Osten und andererseits bei Strakonic im Westen abschliessen; weder in südlicher noch in nördlicher Richtung wurden sie bis jetzt an anderen Orten in Böhmen beobachtet, woraus zu schliessen wäre, dass dieselben nur in einem bestimmten, sehr beschränkten Rayon unmittelbar an den beiden Ufern des Otava-Flusses auftreten.

Sehr beachtenswerth dürfte es auch erscheinen, dass die Grabhügel mit Steinsetzung allemal — sowohl bei Pisek als bei Strakonic — neben den uralten, bis jetzt unerforschten Halden und Seifen, welche auf die einstige Goldwäsche an den Ufern des Otava-Flusses hindeuten und sich in unabsehbaren Aufschüttungen hinziehen, vorkommen und dass auch die berühmten Goldfunde bei Podmokli, Stradonice, Hradiště bei Pisek, Oblat u. a. m. in dieselbe Zeitperiode zu verlegen wären.

Die Halden und Seifen längs der Ufer des Otava-Flusses bedurften zu ihrer Entstehung voraussichtlich der fleissigen Arbeit von Tausenden von Händen oder aber der Jahrhunderte hindurch andauernden Thätigkeit eines kleinen Volksstammes; in diesem letzteren Falle hätte freilich auch eine spärliche Bevölkerung vermocht, so grossartige Spuren ihrer einstigen Anwesenheit, der Zeugen der Jahrhunderte lang betriebenen Goldwäsche im Flusse Otava, zu hinterlassen; es dürfte der Vermuthung ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit nicht ganz abgesprochen werden, dass unsere Siedler möglicherweise auch in gewissen, dermalen wohl noch dunklen und unerklärten Beziehungen zu der Goldwäsche im Flusse Otava gestanden hatten.

Hoffentlich wird es der fortgesetzten Bemühung eifriger Forscher gelingen, auch in dieser Richtung mehr Licht und Klarheit zu schaffen!

15. Herr Secretär **F. X. Franc** in Pilsen übersendet einen

Bericht über die auf Kosten und für die Sammlungen des historischen Museums der königl. Stadt Pilsen im Jahre 1895 durchgeführten Ausgrabungen.

Im September wurde auf dem nordwestlichen Abhange des 3 km nordwestlich von Kralowitz entfernten „Červená hora, auch „Kamený vrch" genannten Berges beim Sandgraben zufällig ein eisernes La Tène-Schwert mit den eisernen Scheideresten und ein kleines Thongefäss mit einem Schälchen in der schwarzen Asche eines Leichenbrandes gefunden. Diese Gegenstände wurden durch die Fürsorge der Herren Franz Slach, Bürgermeister und Bezirksvorsteher, und Jar. Knedlhans Liblínský, Bezirkssecretär in Kralowitz, dem städtischen historischen Museum in Pilsen geschenkweise zugesendet mit der Einladung, die Fundstelle näher zu besichtigen.

Jenes Schwert war, wie gebräuchlich, absichtlich — zum Theile vielleicht schon im Feuer, in welchem sich dasselbe bei der Leichenbrennung befand — verbogen. Das Feuer bewirkte an der Oberfläche der Klinge die Bildung einer Glühschichte (Eisenoxyduloxyd) oder schwarzer Patina, welche manche Partien vor dem Verrosten beschützte so dass wir heute die feine Verzierung der Klinge bewundern können. Dieselbe besteht aus zwei auf jeder Seite der blanken Klinge der Länge nach sich ziehenden, breiten, gegen die Spitze schmäler werdenden Streifen. Jeder Streifen ist aus querlaufendem, dicht und fein ausgeführtem Tremolirstich gebildet, welcher einerseits mit einer, andererseits mit zwei Linien eingefasst erscheint. Der Rücken und die beiden schmalen Schneideseiten sind blank. Die Klinge allein ist 80 cm lang, spitz, das spitz auslaufende Ende ausgenommen 5·5 cm breit.

Die eiserne Scheide, obwohl nur in grösseren Resten vorhanden, ist oben mit einer einfachen Oese

[1]) Dr. M. Much, „Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler in Oesterreich-Ungarn", „Eisenzeit", Fig. 10.

[2]) Vgl. Dr. M. Much, „Kunsthist. Atlas", S. 145, Fig. 7. Fast analog.

für den Schwertriemen versehen. (Aehnliche Schwerter sind abgebildet in Vict. Gross: „La Tène in Oppidum helvète", Paris 1887. Taf. II, Fig. 5, 6, Taf. III, Fig. 1; Dr. Much, Atlas, Taf. LIX, Fig. 1.)

Bei der Besichtigung des Fundortes wurde dort eine aus circa 30 kleinen Tumuli bestehende Nekropole constatirt. Die begonnene Durchforschung zeigte, dass wir eine wiewohl nicht fundreiche, jedoch für die hiesigen Forschungen wichtige Nekropole vor uns haben. Es zeigte sich, dass hier die kleinen, unbeschädigten, oft kaum erkennbaren Tumuli stets Leichenbrand bergen, während die in der Mitte verfallenen und scheinbar beschädigten Tumuli factische Gräber mit Leichenbestattung enthalten.

Die Errichtung eines Tumulus mit Leichenbrand geschah hier beifäufig in folgender Weise: Auf dem ehemaligen Niveau wurde eine circa 20—30 cm tiefe, flach verlaufende Grube ausgehoben, in welche der Leichenbrand sammt den mit der Leiche im Feuer gewesenen Gegenständen, Waffen, Schmuck etc., gethan wurde. Auf diese Leichenbrandreste wurde ein kleines, mit einer Schale bedecktes Gefäss aufgestellt oder auch in die Ache verscharrt. Dieses Gefäss war stets leer, ohne Leichenbrand, und jene Schale mit in der Mitte durchlochtem Boden vorgefunden. Diese Gefässe dienten offenbar einem anderen Zwecke und nicht zur Aufbewahrung der Leichenbrandreste, waren daher keine Aschenurnen. Auffallend ist die Thatsache, dass hier die erwähnte Durchlochung der Schalen nicht bei der Anfertigung, also vor dem Ausbrennen derselben gemacht wurde (wie wir dies an den eigens so angefertigten, mit Loch versehenen graphitirten Schalen aus den Tumuli der Nekropole „Kostelik" beobachten können; siehe Bericht, 1894), sondern das Loch wurde hier in der Mitte des Bodens der bereits angebrannten, mithin fertigen, wahrscheinlich auch nicht mehr neuen Schalen nicht etwa ausgebohrt, sondern mit irgend einem spitzigen Gegenstande herausgeklopft oder gestossen.

Den Leichenbrand mit allen Beigaben fanden wir stets mit verschiedenen Steinen und Erde unregelmässig umgelegt, überdeckt und so eingestürzt, dass es schwer hält, den ursprünglichen Bau genau zu erklären.

Der grösste bisher durchforschte Tumulus mit Leichenbrand mass 5 m im Durchmesser, erhob sich nur 36 cm über das jetzige Niveau und hatte, von seinem Gipfel gemessen, 80 cm Tiefe; die übrigen erhoben sich weniger und oft kaum merklich über die Umgebung.

Anders gestaltet sind die eigentlichen, ihrem äusseren Ansehen nach beschädigten Tumuli sehr ähnlichen Gräber, deren Aufschüttung wir uns folgenderweise vorstellen können: Es wurde in dem aus verwitterten Granit bestehenden Grundboden ein vierseitiges Grab von 2—3 m Länge, 1—2 m Breite und 0·70—1·49 m Tiefe stets in der Richtung von SSO. gegen NNW. angegraben. Die vier Wände sind senkrecht, der Boden meist geebnet; es haben sich die Wände, dank dem festen Granitsande, meist gut erhalten.

Auf dem Boden des Grabes wurde die Leiche des Todten — wie wir berechtigt sind, es zu vermuthen, und nach der Lage der vorgefundenen Waffen zu urtheilen — so eingebettet, dass der Kopf auf die SSO.-die Füsse auf die NNW.-Seite zu liegen kamen. Wir fanden bisher darin nie die Spur eines Leichenbrandes, wohl aber auch keine Knochenreste. Die am Boden dieser Gräber vorgefundenen Gegenstände waren bisher folgende: eiserne Messer, Haumesser, ein La Tène-Schwert, eiserne Ringe, eine merkwürdige bronzene Fibel und einige stets zerbrochene Thongefässe. Diese Gegenstände befanden sich am Boden in zähem, festem, eingeschlemmtem Letten, selten in lockerer Sandschichte. Das Grab darüber war mit eingestürzten, oft grossen Steinen gefüllt, aus deren Form und Lage man vermuthen darf, dass die Gräber ursprünglich Hohlräume bildeten, deren Decken und vielleicht auch die Seitenwände aus Holz bestanden. Eine solche Grabzelle war mit gehäuften Steinen überdeckt. Um diesen Steinhaufen herum wurden im Kreise öfter auch grosse Steine so aufgestellt, dass sie heute noch einen auffälligen Steinkreis bilden. Nachdem die Holzdecke der Grabzelle verfaulte, stürzte der erwähnte Steinhaufen zum Theile in das Innere der Grabzelle, zertrümmerte die dort befindlichen Gefässe und brachte jene Gegenstände in Unordnung, die nicht vorher durch irgend welche Oeffnungen mit dem erwähnten Letten eingeschlemmt oder mit Sand bereits bedeckt und damit geschützt waren. So ein Grab macht ohne vorherige Untersuchung den Eindruck eines durch Steinausbrechen zerstörten Tumulus, um so eher, als auch wirklich manche leicht zu gewinnende Steine in neuerer Zeit ausgebrochen und zu Bauzwecken weggeführt wurden. Das zwischen den Steinen in der Grabzelle befindliche Material war oft sehr lockerer, schwarzer Humus, bestehend aus vermoderten Abfällen eines ehemals hier bestandenen Buchenwaldes. Jetzt bietet fast die ganze Anhöhe nur eine magere Hutweide mit Stein- und Sandbrüchen. Unsere bisherigen Untersuchungen ergaben, dass diese eigentlichen Grabhügel hier nie aus aufgehäuftem Erdmaterial, wie bei den Tumuli, sondern aus Steinen errichtet wurden. Der Regen konnte ungehindert in die Grabzellen gelangen und es ist daher — abgesehen davon, dass hier kein Kalkboden existirt — leicht erklärlich, wieso es kam, dass jede Spur von Skeletten verschwand und dass dort vorgefundene Eisengegenstände total verrostet sind und kein hämmerbares Eisen mehr enthalten. Der interessanteste Fund befand sich in einem solchen tiefen Grabe. Dort fanden wir am Boden in der angegebenen Richtung — wenn wir uns den Todten dazu denken — auf seiner rechten Seite ein La Tène-Schwert (die Spitze gegen die Nordseite gerichtet); linkerseits neben dem Schwerte lagen zwei grössere und ein kleinerer eiserner Ring, auf welchem sich je ein angenieteter eiserner Knopf befindet. Auf der rechten Seite des Schwertes (oben) befand sich eine Bronzefibel mit dem Fusse nach Süden gerichtet. Links, 66 cm vom Schwerte entfernt, in derselben Richtung und parallel mit demselben lag ein Haumesser, neben diesem links ein

Gefäss und eine Schale. Das Schwert und das Haumesser sind ganz in Rost verwandelt, behielten jedoch vollständig ihre Form und liessen sich mit einiger Mühe später von den angerosteten Steinen und dem Sande befreien. Das Schwert ist kürzer, schmäler, im Rücken kräftiger als jenes oben beschriebene und steckt in einer ähnlichen, passenden, mit Oese versehenen Scheide.

Die Klinge des Haumessers ist 36·5 cm lang, oben 6 cm breit; das Heft sammt Beschlag 10·5 cm lang. Der Form nach ist das Messer jenem bei Sacken, „Das Grabfeld von Hallstatt", Taf. XIX, Fig. 9, abgebildeten etwas ähnlich, jedoch in allen Theilen viel schwungvoller und eleganter ausgeführt, spitz auslaufend und hat breiten, erhaben hervorstehenden Rücken [1]).

Die Bronzefibel ist eine kunstvoll gearbeitete T-Fibel. Dieselbe ist aus sieben einzelnen Bronzetheilen und einem eisernen Bestandtheile zusammengesetzt und ist vielleicht die erste ganze, gut erhaltene Fibel einer eigenthümlichen Construction, deren vielleicht ähnliche, leider nur im Bügel erhaltene abgebildet sind in: Památky, Bd. XII, Taf. XVI, Fig. 51 *a* und *b*; Undset, „Das erste Auftreten des Eisens in Europa", Taf. XXII, Fig. 11.

Diese Kralowitzer Fibel kann in folgender Weise annähernd beschrieben werden: Der Bügel ist 7 cm lang, hohl, doch geschlossen, dessen Körper mit einem beiderseits spitz auslaufenden, gravirten Tafelornamente verziert ist, an dessen einem Ende sich eine Oese befindet, durch welche eine eiserne, 4 mm dicke, 54 mm lange Achse geht, auf welcher sich alle folgenden Bronzetheile befinden. Das andere Ende (sogen. Fuss) ist zurückgebogen und stellt einen sehr fein sculptirten Vogelkopf dar mit grossen, kreisrunden, tiefen Augenhöhlen, aus deren Mitte je ein Bronzestift herausragt und ehemals ein eingesetztes Auge aus unbekanntem Materiale festhielt. Der Vogelhals ist an der Seite mit einer kurzen, knapp anschliessenden, gravirten Nadelscheide versehen. Neben dem Bügelkopf befindet sich, auf der erwähnten Eisenaxe aufgesteckt, die einfache, federlose, mit Oese versehene Bronzenadel, deren Spitze in der Nadelscheide ruht. Einerseits neben dem Bügelkopfe und andererseits neben der Nadel befindet sich auf der Eisenaxe je ein mit Ring und Perlornament verzierter Bronzecylinder; eine gravirte, auf beiden Enden mit Oesen versehene Bronzespange überspannt die bereits erwähnten, auf der Eisenaxe befindlichen Theile und hält sie beiderseits mit ihren auf die Achse aufgesteckten Oesen fest beisammen. Zum Schlusse sind die beiden Enden der Eisenaxe mit verzierten Bronzeköpfchen bewehrt.

Diese glänzend grüne, prächtige Fibel ist beinahe ganz oxydirt, die Eisenaxe total verrostet, nichts ist auseinandergefallen und Alles ist dem Ansehen nach gut erhalten.

[1]) Aehnliche Messer fand ich in den Nekropolen an der Úslavá: z. B. in der Nekropole Sedlec-Hürka im Tumulus Nr. 44 in Gemeinschaft mit langer Lanzenspitze, bronzenen Hirsch(?)trensen, Zierscheiben, eisernen Wagenreifen und Beschlägen etc. etc.; in der Nekropole Hájek Tum. 17, das Heft eines solchen Haumessers in der Nekropole Svareč Tum. 82.

Das ungünstige Wetter Anfangs October verhinderte diesmal weitere Forschungen in dieser für unsere Wissenschaft wichtigen Nekropole.

Im Ganzen sind hier bisher durchforscht worden fünf Tumuli mit Leichenbrand und Funden und sieben Gräber ohne Leichenbrand mit Funden. In drei Tumuli wurde ausser Asche nichts vorgefunden.

Ausser den erwähnten sind folgende Gegenstände gefunden worden: drei blaue, durch Feuer zum Theile geschmolzene Glasperlen, das Heft eines Haumessers, zwei Eisenmesser, ein Bleiknopf, ein thönerner Spinnwirtel und verschiedene Bruckstücke aus Eisen. Es liessen sich alle 16 gefundenen, zerbrochenen Gefässe, worunter sich fünf durchlochte Schalen befinden, wieder zusammensetzen und restauriren. Eines der Gefässe ist auf der Töpferscheibe, die anderen sind aus freier Hand angefertigt.

16. Herr **Wladimir Bugiel** in Paris übersendet eine Besprechung des Werkes

K. Skrzyńska: Kobieta w pieśni ludowej. (Die Frau im polnischen Volkslied.)
Warschau 1891.

Unter den Publicationen der trefflichen „Bibliothek der Wisła" (Biblioteka Wisły), einer Sammlung, die meistens aus folkloristischen Monographien besteht, gehört die oben genannte wenn nicht zum Besten, so doch zum Guten. Eine junge Dame versucht ihre Kräfte auf einem Gebiete, wo die Bearbeitungen der angesammelten Materialien überaus werthvoll sind. Ihr konnten dabei nur wenige Beispiele vorschweben; kein Wunder daher, wenn ihr Erstlingswerk hie und da einige Schwächen zeigt. Dieser Schwächen wollen wir im Weiteren gedenken. Im Ganzen ist Fräulein Skrzyńska's Büchlein werthvoll, ihr Unternehmen ein dankenswerthes.

Gleich einer Weide im Dorfbach spiegelt sich das Leben der polnischen Frau im Volkslied ab. Besonders über ihre Jugend findet sich darin viel wiedergegeben. Sobald das Alter kommt, versiegt nach und nach der Dichterquell in der Brust des Dorfbewohners und sein Geschick findet selten Ausdruck in der Volkspoesie. Die Sorge lastet schwer auf den herangereiften Stirnen, die Jahre setzen das Ihrige hinzu, man hört auf, zu singen.

Das junge Mädchen aber, schon von der ersten Jugend angefangen, lässt lustig seine Stimme erschallen. Was es fühlt und denkt, strömt in ihren Gesang über. Ihre Lieder sind meistens kurze, vier- bis achtzeilige lyrische Ergüsse, beinahe immer poetisch und zart. Kaum herangewachsen, fünf oder sechs Jahre alt, wird es zum Hüten der Gänse, dann der Kühe oder Schafe verwendet. Und schon aus dieser Lebensperiode haben wir dichterische Ergüsse.

Wie lieblich ist z. B. das sechszeilige Liedchen, in welchem die kleine Hirtin sich an ihre Herde wendet:

O mein liebes Vieh, entferne dich nicht,
Bin doch keine Hirtin, nur ein kleines Kind.
O mein liebes Vieh, bleib' immer bei mir,
Denn du wirst wohl trauern, wenn ich dich verlass'.
Ja, du wirst dann trauern von Früh bis zum Abend
Wo ist die kleine Hirtin, die uns einst gehütet? (S. 9.)

Auf der Weide oder im Feld, im Winter zu Hause beschäftigt, verbringt das Kind seine Tage. Und die Jahre rollen fort. Es reift heran, entwickelt sich physisch, eine unschuldige Putzsucht bemächtigt sich seiner, das Gemüth wird ernster, es wird zum Mädchen.

Jetzt erst kommt die Periode, wo die Gefühle, welche die junge Brust erfüllen, sich in einem wahren Strom den Weg nach aussen bahnen. Die Poesie feiert nun ihren Triumph. Die Sehnsucht und die Freude, das Leid und das Jubeln krystallisiren in kleinen Liedern, welche beim Tanz und bei der Arbeit, des Tages und am Abend gesungen werden.

Eine der Sorgen, welche einem vierzehn-, fünfzehn- und mehrjährigen Mädchen obliegt, ist, den kleinen Blumengarten, der sich an die Hütte anschliesst, zu erhalten. Es blüht dort Immergrün, Paeonie, indische Nelke, Rose; es grünt dort Raute, Lavendel, Pfeffermünze, Blumen, mit denen sie sich jeden Sonntag schmückt, wenn sie in die Kirche geht, aus denen sie ihren Hochzeitskranz windet. Sie liebt diese blühenden Pflanzen, widmet ihnen manche Musse und denkt noch im späten Alter mit einer gewissen Rührung an sie zurück.

Natürlich räumt sie ihnen ein ansehnliches Plätzchen in ihrer Poesie ein. In den Lubliner Gegenden, auf welche sich die Verfasserin ausschliesslich beschränkt, nur Ungedrucktes, von ihr Gesammeltes benützend, wird der Blumengarten besonders in den Hochzeitsliedern häufig erwähnt.

„Raute, meine Raute — singt die Braut am Vorabend der Hochzeit — wachse nur kurz, denn morgen Früh breche ich dich. Raute, meine Raute und mein Rosmarinkraut schon zum letzten Male bricht euch meine Hand.“ (S. 12.)

„Lebet wohl, ihr meine Kräuter — heisst es im anderen Liede — wer wird euch pflegen, wenn ich fort bin. Es bleibt zwar mein Schwesterchen, das ist aber so jung, so jung.“ (S. 13.)

Deshalb wird die Mutter gebeten:

Wenn ich dich verlasse, du Mütterchen mein,
Bleiben schöne Kräuter bei dir zurück.
Steh' doch, Mütterchen, immer sehr früh auf.
Begiesse mir immer meinen üppigen Garten. (S. 13.)

Von der Putzsucht und Tanzlust handelt auch manches Liedchen. Ein Mädchen lag schon in den letzten Zügen und fragte noch die Mutter, ob man im Jenseits tanze? (Babin). „Es gefielen mir die schönen Kleider des Mädchens — singt ein junger Bursche in Kamionka — ich werde zu Gott beten, dass sie mein werden.“

Die Liebe selbst, so mannigfaltig in ihren Erscheinungen, findet vollkommenen Ausdruck in der Volkspoesie. Verschiedene Temperamente, verschiedene Weltanschauungen spiegeln sich im Volksliede ab. Das wahre, innige Gefühl sowohl als die scherzhafte Laune, ernste Ansichten über das gegenseitige Verhältniss der beiden Geschlechter, die Gefallsucht und das Misstrauen klingen darin vollsaitig an. In Bezug auf die äussere Form, auf das Treffende des Ausdruckes begegnet man hier Meisterstücken.

Wir verweisen hierüber auf die zahlreichen diesen Gegenstand behandelnden Seiten des besprochenen Buches — aus der Kolberg'schen Schatzkammer könnte die Sammlung mehr als zehnfach bereichert werden — und beschränken uns nur auf einige Proben.

Ein sehnsuchtsvolles Liebeslied:

Warum stehst du Mädchen unter dem Ahornbaum?
Brennt dich etwa die Sonne, fürchtest dich vor dem Wind?
Weder die Sonne brennt mich, noch fürcht' ich mich vor dem Winde,
Ich sehe meinen Liebsten nicht, traurig ist mein Herz.
Ich gehe auf die Wege, die von ihm herführen,
Bekomme dort keine Nachricht.
Ich frage den Wind, der von dort herweht,
Er will mir nicht sagen, was mit ihm geschieht. (S. 10—11.)

Ein Aphorismus über die Liebe:

Die Liebe, die Liebe
Ist schlimmer als der Kerker;
Aus dem Kerker kann man heraus,
Aus der Liebe nicht. (S. 40.)

Ein lustiges Stück:

Meine grauen Augen,
Was soll ich mit euch?
Nirgends wollt ihr schauen
Als nur auf die Burschen.
Als nur auf die Burschen,
Als nur auf die hübschen;
Meine grauen Augen,
Was soll ich mit euch? (S. 17.)

„Glaube nimmer an die Männerliebe“ heisst es in einem Gedichtchen und die Hochzeitspaare werden, nach einem anderen Volkslied, von Gott schon von vorneherein bestimmt.

Die Heirat wird als die wichtigste Angelegenheit im Leben des Mädchens betrachtet. Das Ledigbleiben ist Keiner erwünscht. „Mein Mütterchen — spricht das Mädchen — was denkt ihr, dass ihr mich nicht verheiratet?“ „O, mein Kind — antwortet jene — du trägst nach Ueblem Begehr, verheiratet muss man arbeiten und die Haut bleibt nicht heil“ . . . „Mamachen — erwidert die Tochter — ihr habt ja auch einen Gemahl und doch lebt ihr und trinkt ihr und traget heile Haut.“ (S. 48—49.)

„O Gott! lass' mich nicht im Kranze sterben — betet ein anderes Mäuschen. — Wird der Freier alt oder jung sein, ich will nicht sehr wählen. Alt oder jung, ja sogar einäugig, ich will nicht wählerisch sein, um nur heuer unter die Haube zu kommen.“ (S. 48.)

Bald tritt die Zeit ein, wo das Mädchen ihre Genossinnen verlässt und die Pflichten des Weibes übernimmt. Dass ihr Wille bei der Wahl des neuen Standes nicht immer entscheidend ist, braucht kaum gesagt zu werden. Manches Lied aber bezeugt, dass das Umgekehrte durchaus nicht selten ist. „Klage die Mutter nicht an — singt man in Kamionka —, beschuldige dich selbst, du selbst hast dir den Mann gewählt.“ (S. 30.) „Es verschmähte Mariechen die harten Thaler (Cie cierzyn), es zog den kraushaarigen Jaś vor; es verschmähte Brot und Käse, es zog Jaś vor, den es liebte.“ (S. 45—46.)

Das letztere Lied enthält auch den Gedanken, welcher vielen anderen, die von Mädchen gesungen werden, zu Grunde liegt. Es handelt sich um die Geringschätzung

der materiellen Lage. Auf die jungen Leute, welche sich blos nach Geld umsehen, werden in den Volksliedern die peinlichsten Strafen herabbeschworen. „Dass jener, der nicht aus Liebe, sondern des Vermögens halber ein Mädchen heiratet, weder Glück noch seliges Ende habe", singt man in Chmielnik. Andererseits räth ein achtzeiliges Gedicht aus Kryniczki: „Begehre, mein Jaś, reiche Mitgift nicht. Die Wölfe werden sie dir verzehren, oder sie verreckt von selbst. Heirate besser ein armes Kind, du wirst Brot erwerben und dann noch anderen schenken." (S. 61.)

Demzufolge zieht das Volkslied auch sociale Contraste in Erwägung. Die Müllersöhne sollen wegen ihrer Eltern, welche mit den angehäuften Gütern prahlen, gemieden werden. Die Knechte des Dorfbesitzers „dworacy", von den Einen sehr begehrt, werden von Anderen geschmäht und abgerathen.

Traurig tönt in dieser Symphonie die Klage der Verführten. Am häufigsten findet sie in der Ballade ihre Verkörperung, und es ist sehr zu bedauern, dass die Verfasserin die bezüglichen Gedichte nicht vollständig, sondern nur bruchstückweise angibt. Doch auch einige kleinere lyrische Lieder behandeln denselben Stoff. Hervorzuheben ist der Umstand, dass der Verführer sehr selten aus demselben Dorfe ist. Am häufigsten werden der Schandthat die Soldaten, dann und wann die „dworacy" bezichtigt.

Die Hochzeitslieder, soweit sie nicht rituell sind, verleihen der Trauer, die sich des Mädchens im Augenblick, wo sie ihre Mutter, ihre Geschwister und ihre bisherige Lebensart verlässt, bemächtigt, Ausdruck. Scherzweise aber berühren sie auch das der Frau manchmal harrende traurige Schicksal.

„Es versprach Hans seinem Käthchen, sie weder mit Axt, noch mit Messer, blos mit dem Stock und der Schnur zu prügeln."

„Schlage mich, Hänschen, nicht — bittet jene — du hast mich ja nicht erzogen."

„Erzogen oder nicht erzogen, aber erworben. Und nun hab' ich mehr Macht über dir, als deine leibhaftige Mutter." (S. 52—53.)

Es wäre aber zu pessimistisch, das Schicksal der verheirateten polnischen Bauernfrau als im Allgemeinen traurig zu schildern. Ihre Lage ist keineswegs so beklagenswerth, wie die einer russischen. Ihre Lieder, hie und da sehnsuchtsvoll, tragen bei weitem nicht das Gepräge des grenzenlosen Schmerzes, der die russische weibliche Lyrik durchzieht.

Die polnische Bauernfrau beschwert sich hie und da über die Schläge; sie sind aber wahrscheinlich nicht sehr hart, denn in den Ton der Klage mischt sich gleichzeitig etwas Spasshaftes und Witziges. Der Witz, der auch aus dem kürzlich angeführten Hochzeitsliede durchschaut, ist noch leichter in folgendem Gedichtchen zu bemerken:

Schlage mich, mein Liebster, nicht,
Denn wirst mich erschlagen.
Gibt mir die Vernunft ja nicht,
Gesundheit kann's rauben.
Schlage mich, mein Liebster, nicht,
Denn das wird mir weh thun.
Küss' mich besser, küsse mich,
Das möchte ich lieber. (S. 53.)

Dass übrigens der Gemahl für seine Frau viel Nachsicht hat, zeigt ein anderes Lied, von einem im Feld arbeitenden Landmann gesungen:

Alle Hausfrauen treiben Schweine aus,
Meine Liebste seh' ich nicht,
Muss noch schlafen Aermste.

Alle Hausfrauen tragen Frühstück aus,
Meine Liebste seh' ich nicht,
Muss noch schlafen Aermste.

Und wenn es je Schläge gibt, sind sie meistens der Trunkenheit zuzuschreiben. Dort, wo es sich um die Trunksucht handelt, wo vom Laster die Rede ist, welches das Glück und das Vermögen der slavischen Bauern ruinirt, hört man wahres Schluchzen. In einem Liede aus Bronowice haben die Eltern erfahren, dass ihr Schwiegersohn ein Trunkenbold ist, und nun fordern sie ihre Tochter auf, zu ihnen zurückzukehren. Sie „ringen ihre weissen Hände" und flehen, da antwortet jene: „Möget ihr die Hände ringen, möget ihr sogar in Ohnmacht verfallen, zu Vielem nützt es nicht. Ihr hättet überlegen sollen, wem ihr euer Kind übergebt."

Manchmal macht der Mann seiner Frau Vorwürfe, dass er sie ohne Mitgift genommen, hie und da beschwert sich das junge Kind, welches einen Witwer geheiratet hat, über die ihm allzu schwerfallenden Pflichten. Die Schwiegermutter presst ihr hie und da einige Thränen aus den Augen. Doch wenn sie der gefürchtetsten Gefahr, der Heirat mit einem Trunkenbold, entronnen ist, so gestaltet sich schon ihr Leben leidlich gut und ein tanzlustiges Weib kann sich oft in einer Dorfschänke fröhlich unterhalten und laut vorsingen:

Ich kehre heim — Hab doch kein Kind,
Erst mit Tagesanbruch, — Das daheim weint. (S. 59.)

Bald jedoch kommt dieses Kind, dann das andere und das dritte und wie im Sande verrinnt das Bächlein der Poesie in den Hausarbeiten und den Mutterpflichten. Auch diese Lebensperiode findet ihren Ausdruck in der Volksliteratur; dieser ist aber vornehmlich in den Sprichwörtern zu suchen.

Das Wichtigste, das wir an dem besprochenen Büchlein auszusetzen haben, ist die allzu breitspurige, oft sogar falsche Commentirung der an sich selbst leicht verständlichen Volkslieder und die nicht immer sehr gute Wiedergabe. Die Verfasserin liess sich wahrscheinlich ihre Lieder nicht vorsingen, sondern vorsagen; der oft mangelhafte Rhythmus der Gedichtchen weist darauf hin. Wahrhaft unbegreiflich ist für uns die Art, mit welcher sie hie und da verfährt, die Lieder nur bruchstückweise anzuführen. In der Mitte des Buches sind alle über 8—10 Zeilen zählenden Lieder durch Auslassung eines Theiles entstellt worden; noch unangenehmer berührt uns diese Methode am Ende, wo die letzten neun Seiten aus lauter Inhaltsangaben der Volksballaden bestehen. Wären die Texte schon gedruckt worden, so könnte man der Verfasserin diesen Schritt

verzeihen; dies ist aber nicht der Fall. Kann also der Auszug das Ganze vertreten?

Die Volkslieder sind meistens Wiederklänge der wirklichen Zustände, Sitten und Bräuche. Eine Studie über die Frau im Volkslied musste nothwendigerweise von einem Gemälde dieser Art begleitet werden. Fräulein Skrzyńska hat es unterlassen. Wir möchten gerne die socialjuridische Lage der polnischen Frau sowohl vor als nach der Heirat kennen lernen, und wir erfahren davon beinahe nichts.

Die Anordnung des Stoffes ist nicht immer die glücklichste. Ein Büchlein von hundert Seiten sollte doch in einige Capitel geschieden werden. Es zieht sich aber ohne Gliederung vom Anfange zum Schlusse fort. Abgesehen davon, sind die Volkslieder, welche zu einander gehören, ganz sonderbar zerstreut. Das Werk gleicht einem Flüchtlingscorps: Soldaten verschiedener Regimenter sind wild durcheinander gemengt. Der Kritiker muss zum Officier werden, der die Mannschaft in einzelne Gruppen bringt. So z. B. die Hochzeitslieder — einige, wie insbesondere die Spottlieder, welche keineswegs von der unterdrückten Lage der polnischen Bauernfrau zeugen, sondern blos die allgemeine Fröhlichkeit kundgeben, missverstanden — befinden sich an fünf verschiedenen Stellen.

Doch ist dabei das wahre Verdienst der Verfasserin nicht zu unterschätzen. Sie ist eine der Ersten gewesen, welche die Frauenlieder aus den Kerntruppen der Volkspoesie ausgeschieden hat und sie hat dieselben ihren Kräften gemäss zu beleuchten gesucht. Sodann hat sie der Folkloristik ein Geschenk von etwa 200 einschlägigen Liedern gemacht, ein Geschenk das nicht zu verschmähen ist. Möge sie uns nun bald mit einem anderen Werke beschenken, welches an Erfahrung und Reife reicher wäre.

17. Herr Geheimer Medizinalrath Prof. Dr. **L. Stieda** in Königsberg sendet eine Mittheilung

Ueber den internationalen Congress für Medizin in Moskau 1897.

Im nächsten Jahre 1897 wird vom 7./19. bis zum 14./26. August der VII. internationale Congress für Medizin in Moskau stattfinden. Von Seiten des Congress-Comités sind bereits Exemplare der Regeln versandt worden.

Der Vorstand der Section für Anatomie, Histologie und Anthropologie hat ausserdem ein Schreiben (in russischer Sprache) versandt. In dem Schreiben wird den Fachgenossen eine Anzahl von Fragen vorgelegt, über die auf dem Congress verhandelt werden soll.

Die betreffenden Fragen werden hier mitgetheilt mit der Bitte, dass die Fachgenossen Kenntniss davon nehmen und so bald als möglich noch andere Fragen und Themata stellen sollen, damit die Congressleiter sich zeitig an nichtrussische und russische Gelehrte wenden können, um sie zu einer Beantwortung der Fragen zu veranlassen.

Section für Anatomie.

1. Soll die lateinische anatomische Nomenclatur, die von der anatomischen Gesellschaft ausgearbeitet worden ist, zu einer internationalen gemacht werden?

2. In welcher Weise ist eine einheitliche Nomenclatur in der russischen anatomischen Literatur durchzuführen?

3. Ist die Polydactylie als eine Spaltbildung oder als Atavismus aufzufassen?

4. Die Homologie der oberen oder unteren Extremität.

Section für Histologie.

1. Vergleichende Kritik der verschiedenen Theorien und Hypothesen über den Bau des Protoplasmas im Allgemeinen.

2. Die Bedeutung der Blastomeren bei der Segmentation der Eier. Postregeneration. Die Entwicklung der Cuticular- und Zwischensubstanzen.

3. Die Bedeutung der Centrosomen, Sphären und der Nebenkerne in verschiedenen Zellen. Die Bedeutung der directen oder amitotischen Theilung.

4. Die gegenseitige Beziehung der Nervenzellen in den Nervencentren und Sinnesorganen.

5. Die Innervation der Drüsen.

Section für Anthropologie.

1. Was für Massregeln sind zu ergreifen, um möglichst genaue Thatsachen über die anthropologischen Typen der russischen wie der nichtrussischen Bevölkerung Russlands zu gewinnen?

2. Welches sind die vorzüglichsten charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Mongolen-Schädels und bei welchen Volksstämmen sind diese Eigenthümlichkeiten am häufigsten zu finden und am deutlichsten zu erkennen?

3. Inwieweit unterscheiden sich die Schädeltypen der gegenwärtigen Bevölkerung Mittelrusslands von den Schädeltypen der Kurganbevölkerung? Wie ist die etwaige Veränderung der Typen zu erklären?

4. Die Schädeltypen des Professors Sergi und ihre Bedeutung für die Classification der Schädelformen.

5. Die Anomalien des Skelets und der äusseren Bedeckungen. Haben einige von ihnen die Bedeutung von Rassenmerkmalen oder können einige von ihnen als atavistische Bildungen gelten?

Gleichzeitig werden die Herren Fachgenossen gebeten, sobald als möglich die Themata mittheilen zu wollen, über welche sie auf dem Congress in den Sectionssitzungen Vorträge halten oder Mittheilungen machen wollen.

Zur Entgegennahme jeglicher Mittheilung und zur Uebermittlung an die Sectionsvorstände in Moskau ist bereit Geheimrath und Universitäts-Professor Dr. L. Stieda in Königsberg.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 10. März 1896[1]).

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl** (seit 1888)
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).

Secretär:

Franz **Heger** (seit 1887).

Secretär-Stellvertreter:

(Vorläufig unbesetzt.)

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Dr. Michael **Haberlandt** (seit 1890).
Dr. Franz Ritter v. **Hauer** (seit 1870).
Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1896).
Dr. Emanuel **Herrmann** (seit 1890).
Dr. Moriz **Hoernes** (seit 1890).
Felix **Kanitz** (1870—1874, neuerdings seit 1879).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. Matthäus **Much** (1871—1876, neuerdings seit 1884).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Josef **Szombathy** (seit 1887).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1886).
Dr. Wilhelm **Tomaschek** (seit 1890).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Dr. Martin **Wilckens** (seit 1878).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Johann Nep. **Woldřich** (seit 1887).
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog **Josef** (1895).
2. Adolf **Bastian** in Berlin (1884).
3. Anatol **Bogdanow** in Moskau (1880).
4. Gustav **Fritsch** in Berlin (1895).
5. Ernst **Haeckel** in Jena (1872).
6. Hans **Hildebrand** in Stockholm (1895).
7. Benjamin **Kállay de Nagy-Kálló** in Wien (1895).
8. Julius **Kollmann** in Basel (1895).
9. John **Lubbock** in High Elms (1895).
10. Friedrich **Müller** in Wien (1888). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
11. Sophus **Müller** in Kopenhagen (1895).
12. J. W. **Powell** in Washington (1884).
13. Franz v. **Pulszky** in Budapest (1892).
14. Johannes **Ranke** in München (1895).
15. Wilhelm **Reiss** in Könitz [Thüringen] (1889).
16. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen (1872).
17. Edward B. **Tylor** in Oxford (1895).
18. Praskovja Sergejewna Gräfin **Uwarow** in Moskau (1890).
19. Rudolf **Virchow** in Berlin (1879).
20. Wilhelm **Waldeyer** in Berlin (1895).
21. Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach** in Wien (1895). [Zugleich unterstützendes Mitglied.]

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig (1877).
2. Dmitrij Nikolajewitsch **Anutschin** in Moskau (1890).
3. Kristian **Bahnson** in Kopenhagen (1895).
4. Max **Bartels** in Berlin (1889).
5. Josef Baron de **Baye** in Paris (1893).
6. Franz **Boas** in Washington (1890).
7. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia (1887).
8. Edoardo **Brizio** in Bologna (1895).
9. Emil **Cartailhac** in Toulouse (1879).
10. Ernest **Chantre** in Lyon (1879).
11. Wilhelm **Dörpfeld** in Athen (1895).
12. Ernst **Eitel** in Hongkong (1870).
13. A. **Ernst** in Carácas, Venezuela (1888).
14. Otto **Finsch** in Delmenhorst (1884).
15. Oskar **Fraas** in Stuttgart (1879).
16. Alb. S. **Gatschet** in Washington (1884).
17. Georg **Gerland** in Strassburg (1895).
18. Gherardo **Ghirardini** in Pisa (1895).
19. Enrico **Giglioli** in Florenz (1895).
20. J. **Girard de Rialle** in Paris (1879).
21. Wilhelm **Grempler** in Breslau (1889).
22. Victor **Gross** in Neuveville (1883).
23. Wilhelm **Gurlitt** in Graz (1883).
24. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland (1880).
25. Horatio **Hale** in Clinton, Canada (1887).
26. Josef **Hampel** in Budapest (1892).
27. Ernest **Hamy** in Paris (1884).
28. Jakob **Heierli** in Zürich (1891).
29. Wolfgang **Helbig** in Rom (1883).
30. Theodor von **Heldreich** in Athen (1876).
31. C. **Herbst** in Kopenhagen (1876).
32. Anton **Herrmann** in Budapest (1890).
33. Rudolf **Hoernes** in Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
34. W. J. **Hoffman** in Washington (1884).
35. Abel **Hovelacque** in Paris (1879).
36. Urban **Jarnik** in Prag (1884).
37. G. W. **Leitner** in Woking bei London (1872).

[1]) Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, respective des Eintrittes. Correcturen respective Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

38. A. **Lissauer** in Berlin (1892).
39. Paolo **Mantegazza** in Florenz (1878).
40. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H. (1879).
41. August **Meitzen** in Berlin (1895).
42. Johanna **Mestorf** in Kiel (1877).
43. A. B. **Meyer** in Dresden (1884).
44. Oskar **Montelius** in Stockholm (1879).
45. Enrico **Morselli** in Genua (1875).
46. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye (1877).
47. Robert **Munro** in Edinburgh (1895).
48. Julius **Naue** in München (1887).
49. Alfred **Nehring** in Berlin (1893).
50. Heinrich **Obst** in Leipzig. [Zugleich wirkliches Mitglied].
51. Otto **Olshausen** in Berlin (1895).
52. Paul **Orsi** in Siracus (1887).
53. Antonio **Pascoli** in Mexiko (1875).
54. Luigi **Pigorini** in Rom (1872).
55. Gustav **Radde** in Tiflis (1884).
56. W. **Radloff** in St. Petersburg (1892).
57. Friedrich **Ratzel** in Leipzig (1886).
58. Salomon **Reinach** in St. Germain en Laye (1895).
59. Gustav **Retzius** in Stockholm (1880).
60. J. G. F. **Riedel** in Haag (1873).
61. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden (1884).
62. Emil **Schmidt** in Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
63. Wilibald v. **Schulenburg** in Berlin (1887).
64. W. **Schwartz** in Berlin (1880).
65. Georg **Schweinfurth** in Berlin (1884)
66. C. **Schwicker** in Budapest (1880).
67. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Belgrad (1887).
68. Karl von den **Steinen** in Neubabelsberg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
69. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen (1884).
70. Ludwig **Stieda** in Königsberg, Preussen (1880).
71. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm (1889).
72. Aurel v. **Török** in Budapest (1891)
73. Paul **Topinard** in Paris (1879).
74. W. **Troutowski** in Moskau (1890).
75. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris (1879).
76. Julien **Vinson** in Paris (1879).
77. Albert **Voss** in Berlin (1887).

III. Stifter.

1. **Joest,** Dr. Wilhelm, Professor. Berlin, W./$_{10}$. Regentenstr. 19 (1895).
2. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, IX. Alserbachstrasse 16 (1895).
3. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischg. 13 (1887).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3 (1891).
4. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2 (1884).
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2 (1882).
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4 (1884).
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15 (1890).
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann v. Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausg. 2 (1887).
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8 (1891).
12. **Grünbaum,** Dr. Hermann. Wien, I. Franzensring 18 (1892).
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Schlickgasse 4 (1870).
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6 (1892).
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Shanghai (1892).
16. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3 (1887).
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v., k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7 (1870).
18. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4 (1887).
19. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, III. Jacquingasse 18 (1884).
20. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9/II. (1882).
21. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
22. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
23. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13 (1887).
24. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
25. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Wintergartenstrasse 5 (1880)
26. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59 (1892).
27. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II./2. Czerningasse 3 (1892).
28. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14 (1890).
29. **Schanta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich (1893).
30. **Scherzer,** Karl Ritter v., k. k. Ministerialrath, General-Consul I. Classe. Genua (1895).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

81. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, II. Obere Donaustrasse 105 (1887).
82. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2 (1884).
83. **Seudler,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. R. Wien, I. Friedrichstrasse 2 (1887).
84. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
85. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5 (1870).
86. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III. Strohgasse 21 A (1879).
87. **Württemberg,** Wilhelm Herzog v., Wien, I. Lothringerstrasse 15 (1895).
88. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Kämmerer, Graz (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
89. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20 (1883).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56 (1893).
2. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
3. **Alth,** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Leitermayergasse 46 (1893).
4. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Wien. I. Kolowratring 5 (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
5. **Andrian-Werburg,** Leopold Freih. v., stud. jur. Wien, I. Habsburgergasse 15 (1896).
6. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II (1887).
7. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16 (1870).
8. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
9. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18 (1891).
10. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9 (1887).
11. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
12. **Balfour,** Henry, Vorstand des Anthropological-Departement am Museum in Oxford (1895).
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30 (1892).
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14 (1887).
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien (1889).
16. **Baumann,** Dr. Oskar, k. u. k. österr.-ungar. Consul in Sansibar (1887).
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof (1892).
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17 (1870).
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, I. Kohlmessergasse 8 (1887).
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18 (1883).
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Löwelstrasse 12 (1884).
22. **Bibliothek der Stadt Wien** (1896).
23. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2 (1887).
24. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1 (1893).
25. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gausstrasse 17 (1892).
26. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1 (1887).
27. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Istitut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
28. **Bormann,** Dr Eugen, k. k. Universitäts-Professor, Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 15 (1895)
29. **Bouchal,** Leonhard, Wien, I. Tiefer Graben 11 (1895).
30. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
31. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
32. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Czerninplatz 1 (1888).
33. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur. Guntramsdorf, Niederösterreich (1884).
34. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6 (1870).
35. **Brunšmid,** Josip, Vorstand der archäolog. Abtheilung des Nationalmuseums in Agram (1891).
36. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 8 (1894).
37. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med. Paris, Boulevard St. Marcel 51 (1891).
38. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator, Gymnasial-Director. Spalato (1896)
39. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v. Wien, I. Bauernmarkt 13 (1889).
40. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden bei Wien, Pfarrgasse 3 (1896).
41. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
42. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, . Frankgasse 6 (1874).
43. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
44. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, II./2. Halmg. 1 (1895).
45. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2 (1887).
46. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postg. 6 (1887).
47. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Jacquingasse 1 (1872).
48. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geh. Rath, Kämmerer und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagerg. 6 (1887).
49. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
50. **Döhner,** Richard. Dorna-Watra, Bukowina.
51. **Dołkowski,** Leo, Techniker, Wien, IV. Danhauserg. 6 (1894).
52. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz (1893).
53. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).

54. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch - Landsberg, Steiermark (1884).
55. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Zelechów wielki, Galizien (1888).
56. **Ehrenfreund,** Sigmund. Wien, IX./1. Rögergasse 1B (1895).
57. **Eigl,** Josef, k. k. Regierungs-Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorstrasse 9 (1893).
58. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
59. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15 (1870).
60. **Familien - Fideicommiss - Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg (1877).
61. **Fiala,** Franz, Custos-Adjunct am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum. Sarajevo (1894).
62. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38 (1880).
63. **Finck,** Johann, königl. Rath, pens Bürgermeister. Oedenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890)
64. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Schlossarzt in Laxenburg (1888).
65. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8 (1886).
66. **Flondor,** Alexander Ritter v., Gutsbesitzer. Hlinitza, Post Draczynetz, Bukowina (1894).
67. **Franc,** Franz Xaver, Secretär der histor. Gesellschaft. Pilsen (1894)
68. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats - Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22 (1888).
69. **Fürst,** Eduard, Zürich (1895).
70. **Fulcommer,** David, Professor der Sociologie an der Universität in Chicago (1895)
71. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
72. **Gerlich,** Karl, Lehrer, Prerau (1894).
73. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (1889).
74. **Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
75. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo (1893)
76. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 13 (1870).
77. **Grössl,** Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, II. Wallensteinstr. 40 (1888).
78. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen - Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
79. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, XI. Simmeringer Hauptstrasse 42 (1893).
80. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts - Professor. Wien, I. Freiung 7 (1870).
81. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 17 (1888)
82. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos - Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9 (1884).
83. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodag. 8 (1888).
84. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Paniglgasse 19a (1887).
85. **Hagen,** Dr. Karl, Assistent am Museum für Völkerkunde in Hamburg (1895).
86. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
87. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Maria-Treug. 8 (1892).
88. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Lothringerstrasse 5 (1887).
89. **Hedinger,** Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstrasse 4 (1895).
90. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1 (1878).
91. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 13 (1890).
92. **Hein,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2 (1888).
93. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58b (1889).
94. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2 (1870).
95. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithg. 9 (1883).
96. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberst. Budapest, I. Herrengasse 66 (1887).
97. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
98. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt (1884).
99. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
100. **Hörmann,** Constantin, Regierungsrath, Director des bosnisch - hercegovinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).
101. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Strohgasse 5 (1883).
102. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29 (1879). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
103. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52 (1893).
104. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Prag, Sokolg. 45 (1892).
105. **Hohenbruck,** Arthur, Freiherr v., k. k. Ministerialrath im Ackerbauministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8 (1890).
106. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
107. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1888).
108. **Holler,** Dr. Anton, emer. Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Porzellangasse 48 (1887).
109. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei - Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7 (1887).
110. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar, Gemeindearzt. Janjina, Dalmatien (1893).
111. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32 (1887).
112. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6 (1884).

113. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX./1. Döblinger Hauptstrasse 24 (1892).
114. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichov, Hieronymusgasse 13 (1883).
115. **Jenny,** Dr. Samuel, kaiserl. Rath. Hard bei Bregenz (1889).
116. **Jerusalem,** Dr. Wilhelm, k. k. Gymnasial-Professor, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, VIII. Daungasse 1 (1895)
117. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wallnerstrasse 11 (1870).
118. **Kahle,** Dr. Bernhard, Privatdocent an der Universität. Heidelberg i. B, Brückerstrasse 16 (1895).
119. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Privatdocent an der k. k. Universität. Czernowitz, Neueweltgasse 58 (1891).
120. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21 (1870).
121. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen (1884).
122. **Kammel** Edler **v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).
123. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum. Wien, I. Eschenbachgasse 9 (1870).
124. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
125. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41 (1870).
126. **Karásek,** Dr. Josef, Mitarbeiter der „Prager Zeitung". Prag, Kleinseite 459 (1893).
127. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich (1880).
128. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Döblinger Hauptstrasse 80 (1870).
129. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt. Brünn (1888).
130. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn (1890).
131. **Kules,** Jan, Lehrer. Blansko, Mähren (1891).
132. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Wien, IV. Favoritenstrasse 28 (1888).
133. **Könyöki,** Dr. Alois, k. ungar. Staats-Chemiker. Budapest, Délibabutcza 24 (1890)
134. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, I. Hofgartengasse 1 (1893).
135. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
136. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen (1891).
137. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor i. P. Niemtschitz bei Kojetein. Mähren (1883).
138. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Rathhausstrasse 4 (1890).
139. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
140. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg (1887).
141. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren (1886).
142. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1 (1883).
143. **Krayatsch,** Dr. Josef, dirig. Primararzt der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
144. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
145 **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
146. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v, k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27 (1870).
147. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
148. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Lange Gasse 11 (1889).
149. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegovina. Sarajevo. (1884).
150. **Landau,** Dr. Wilhelm Freih. v. Berlin (1895).
151. **Landesmuseum „Joanneum"** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).
152. **Leder,** Hans. Jauernig, Oesterr.-Schlesien (1894).
153. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen (1888).
154. **Lehmann-Nitsche,** Dr. Robert. Gocanowo bei Kruschwitz, Provinz Posen (1896).
155. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Obersthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstrasse 74 (1893).
156. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8 (1893).
157. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Prechtlgasse 1 (1893).
158. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Stabsarzt. Kaschau, Ungarn (1888).
159. **Linden,** Dr. Marie Gräfin (1888).
160. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9 (1893).
161. **Ludwig,** Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, I. Wollzeile 1 (1895).
162. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirklicher Geheimer Rath. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
163. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Alserstrasse 27 (1884).
164. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstrasse 1 (1872).
165. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
166. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
167. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
168. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Maximilianplatz 13 (1887).
169. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
170. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1891).
171. **Masner,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13 (1892).

172. **Matiegka,** Dr. Heinrich, Bezirks-Arzt. Prag, VII. 617 (1890).
173. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14 (1887).
174. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim (1892).
175. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
176. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
177. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Ober-Stabs- und Chefarzt des Militär-Invalidenhauses. Wien, III. Hauptstrasse 1 (1893).
178. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Eisengasse 15 (1889).
179. **Miličević,** Dr. Franjo. Mostar (1883).
180. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16 (1870).
181. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola (1884).
182. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin, Herausgeberin der „Bosnischen Post". Sarajevo (1889).
183. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11 (1880).
184. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, Hietzing, Penzinger Strasse 84 (1870).
185. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, VIII. Fuhrmannsgasse 4 (1880).
186. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24 (1884).
187. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A (1870). [Zugleich Ehrenmitglied].
188. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
189. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5 (1889).
190. **Museal verein** der Stadt Cilli (1895).
191. **Museal verein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
192. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
193. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
194. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
195. **Museumsverein** in Budweis (1895).
196. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15 (1887).
197. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11 (1893).
198. **Neustadtl,** Dr. Josef, Privatier. Wien, I. Wallnerstrasse 3 (1895).
199. **Nicoladoni,** Dr. Alexander, Hof- und Gerichtsadvocat. Linz, Pfarrplatz 12 (1895).
200. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt (1887).
201. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Kleingasse 3 (1887).
202. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Wien, XIX. Billrothstrasse 69 (1870).
203. **Obst,** Dr. Heinrich, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
204. **Oesterreichischer Touristen-Club.** Wien, I. Weihburggasse 18 (1887).
205. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20 (1870).
206. **Ossowski,** Gottfried. Tomsk, Moskowskij-Trakt 3 (1884).
207. **Pachinger,** Anton Max, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Kirchberggasse 16 (1894).
208. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat. Znaim (1889)
209. **Pastrnek,** Dr. Franz, k k Universitäts-Professor in Prag (1893).
210. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15 (1892).
211. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der k. k. Universität und Gymnasial-Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16 (1886).
212. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege (1880).
213. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Schindlergasse 48 (1882).
214. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 41 (1870).
215. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich (1893).
216. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Regimentsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
217. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stadtpark 11 (1892).
218. **Plš,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag (1896).
219. **Plèrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1 (1887).
220. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Königl. Weinberge, Dobrowskygasse 12 (1888).
221. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich. (1891).
222. **Prašák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Strohgasse 21 (1893).
223. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
224. **Pudil,** Jan, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag. Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
225. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
226. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6 (1894).
227. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag (1882).
228. **Radić,** Fran., Redacteur der „Starohrvatska Prosvjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
229. **Rauch,** Georg, Architekt. Wien, VIII. Lammg. 9 (1895).
230. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck (1894).
231. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
232. **Riehlý,** Heinr. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen (1886).
233. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Schottengasse 3 (1892).
234. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22 (1874).
235. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26 (1888).
236. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien (1887).

237. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammer- und Hofopernsänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51 (1874).
238. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Gisela-strasse 2 (1870).
239. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6 (1893).
240. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11 (1884).
241. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., kaiserl. chinesischer Zollbeamter. Shanghai, Custom house (1894).
242. **Rowland,** William R. jun Berhentian Tingi Estate, Negri Sembilan, via Singapore (1895).
243. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
244. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1 (1888).
245. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobelsburg im Kampthale, Niederösterreich (1889).
246. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Stephansplatz 5 (1887).
247. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7 (1893).
248. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
249. **Schless,** Dr. Heinrich, Director der Ophthalmologischen Klinik in Basel (1895).
250. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6 (1888).
251. **Schiffmann,** Ludwig. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22 (1887).
252. **Schlesinger,** Sigm. Egon. Wien, I. Gonzagag. 15 (1894).
253. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8 (1888).
254. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 33 (1870).
255. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath a. D. Steyr, Oberösterreich.
256. **Schmidl,** Karl. Wien, XIII. Hietzing, Auhofstrasse 7.
257. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor Leipzig, Schenkendorfstrasse 5 (1893). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
258. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17 (1888).
259. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10 (1887).
260. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
261. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20 (1887).
262. **Schroeder,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck, Fischergasse 7 (1894)
263. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3 (1887).
264. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6 (1885)
265. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Grkovac bei Risano, Dalmatien (1887).
266. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24 (1884).
267. **Sedlerl,** Josef, k. u. k Hof-Steinmetzmeister. Wien, III./3. Reisnerstrasse 61 (1870).
268. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Wollzeile 12 (1891).
269. **Siemiradzki,** Dr Josef, Professor an der Universität in Lemberg, Sakramentsk 18 (1896).
270 **Sitte,** Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
271. **Sonne,** Dr. Eduard. Ober-Laa bei Wien (1892).
272. **Sonnleithner,** Ferd., Justizchef. Sarajevo (1888).
273. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15 (1888).
274. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12 (1884).
275. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Lange Gasse 11 (1884).
276. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
277. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
278. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Rasumoffskygasse 23, III (1870).
279. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof (1892). [Zugleich correspondirendes Mitglied.]
280. **Steiner,** Franz, Gutsbesitzer. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
281. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 8 (1880).
282. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich (1893).
283. **Storno,** Franz, jun., akademischer Maler. Oedenburg (1893).
284. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom (1881).
285. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
286. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien (1887).
287. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5 (1880).
288. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8 (1887).
289. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8 (1879).
290. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Mathildenplatz 7 (1887).
291. **Tappeiner,** Dr. Franz, Curarzt. Meran, Tirol (1881).
292. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9 (1893).
293. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Oberbergrath an der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27 (1887).
294. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6 (1885).
295. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Universitäts-Professor. Kasan (1889).
296. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währinger Gürtel 118 (1884).
297. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen (1893).

298. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).
299. **Treulieb,** Dr. Jakob, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, I. Bartensteingasse 13 (1887).
300. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Innsbruck, Dreiheiligenstrasse 5 (1892).
301. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor am III. Gymnasium. Belgrad (1894).
302. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Sarajevo (1888).
303. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Stabs- und Divisions-Chefarzt. Graz (1888).
304. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kukovićgasse 6 (1883).
305. **Visintini,** Ignaz, Oberlehrer. Pinguente, Istrien (1895).
306. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Curzola, Dalmatien (1883).
307. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar in Olmütz (1896).
308. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29 (1870).
309. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14 (1883).
310. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20 (1883).
311. **Weinzierl,** Robert Ritter v. Prag, II. Krakauergasse 16 (1894).
312. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Director der Samen-Controlstation. Wien, I. Liebiggasse 5 (1892).
313. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo (1887).
314. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Graz, Bürgergasse 13 (1875).
315. **Weiss v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1887).
316. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Ungargasse 58 (1887).
317. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhardstrasse 4 (1883).
318. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestrasse 48 (1874).
319. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road (1886).
320. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
321. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32 (1884).
322. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren (1887).
323. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königl. Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
324. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII. Canongasse 19 (1889).
325. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn (1889).
326. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
327. **Zeyer,** Johann, Architekt. Prag, Ujezd, III. 402 (1887).
328. **Ziller,** Karl, k. u. k. Artillerie-Lieutenant. Hermannstadt, Siebenbürgen (1890).
329. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren (1883).
330. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2 (1892).
331. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
332. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11 (1889).
333. **Zwirner,** Hubert, Bürgerschullehrer. Retz, Niederösterreich (1889).

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** L. Karl. Triest.

Monats-Versammlung am 14. April 1896.

Vorsitzender: Herr Vice-Präsident Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende hält einen Nachruf auf das vor Kurzem verstorbene correspondirende Mitglied, den berühmten Sprachforscher Abel Hovelacque, Director der École d'Anthropologie in Paris, sowie auf das am 29. März in Moskau dahingeschiedene Ehrenmitglied Geheimrath Professor Anatol Bogdanow. Einen Nachruf über den letzterwähnten Gelehrten von einem seiner hervorragendsten Schüler, Herrn Professor Dr. Nikolaus v. Zograf, bringen wir am Schlusse dieses Sitzungsberichtes.

2. Herr **Dr. Emil Holub** hält einen Vortrag:

Die Arbeiten eines ausgestorbenen Stammes der Buschmänner (Gravirungen und Einmeisselungen) in Diabas, Melaphyr und Phyllit.

Dieser Vortrag soll in einem der folgenden Hefte als Abhandlung erscheinen.

Ausserordentliche Versammlung am 21. April 1896.

Herr Vice-Präsident Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg hält einen Vortrag über

Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich.

Dieser Vortrag wird im nächsten Sitzungsberichte veröffentlicht werden.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Buschan, Dr. G.: Die Frauen und das medizinische Studium. Separatabdruck. Leipzig 1896. Geschenk des Verfassers.

Buschan, Georg: Der gegenwärtige Standpunkt der Criminal-Anthropologie. Separatabdruck. Breslau 1896. Geschenk des Verfassers.

Buschan, Dr. G.: Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. I. Jahrgang, I. Heft. Breslau 1896. Eingesendet von der Verlagsbuchhandlung J. U. Kern (Max Müller) in Breslau.

Geijerstam, Gustav af: Intryck fran Skansen. Stockholm 1893. Geschenk von Dr. Hazelius in Stockholm.

Hamy, Dr. E. T.: Notice sur une Collection de Dessins provenant de l'Expédition de d'Entrecasteaux. Separatabdruck. Paris 1895. Geschenk des Verfassers.

Hamy, M. E. T.: Les imitateurs d'Alexander Brunias John Milton, Pierre Fréret, M. L. Boizot (1788—1794). Separatabdruck. Geschenk des Verfassers.

Boas, Franz: Mittheilungen zur Anthropologie der nordamerikanischen Indianer. Separatabdruck. Berlin 1895. Geschenk des Verfassers.

Seelmann, Dr. Emil: Wiederauffindung der von Karl dem Grossen deportirten Sachsen. Separatabdruck. Köln 1895. Geschenk des Verfassers.

Bericht über das kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis für das Jahr 1894 und 1895. Tiflis 1895. Geschenk des Directors G. Radde.

Ernst, A.: Upper Orinoco Vocabularies. Separatabdruck. 1895. Geschenk des Verfassers.

Royal Society of South Australia: Transactions. Vol. XIX. Part II. Adelaide 1895. Geschenk der Gesellschaft.

Sociedade de Geographia de Lisboa: Boletin. 14.ª Série — No 4—10. Lissabon 1895. Geschenk der Gesellschaft.

American Academy of Arts and Sciences: Proceedings. New. Series Vol. XXII. Boston 1895. Geschenk der Akademie.

Hoëvell, G. W. W. C. Baron van: Einige weitere Notizen über die Formen der Götterverehrung auf den Süd-Wester und Süd-Oster Inseln. Separatabdruck. Geschenk des Verfassers.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1895. Fünfter Jahrgang. Czernowitz 1896. Geschenk des Verfassers.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Volksdichtung der deutschen Ansiedler in der Bukowina in ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung im Westen. (Leipziger Zeitung Nr. 15, 1896.) Geschenk des Verfassers.

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXVI. Jahrgang, Nr. 11 und 12. München 1895. XXVII. Jahrgang. Nr. 1, 2, 3 und 4. München 1896. Geschenk der Gesellschaft.

Vierter Rechenschaftsbericht des Bukowinaer Landes-Museums für das Jahr 1895. Czernowitz 1896. Geschenk des Museums.

Festschrift des Geschichts-Vereines für Kärnten. Klagenfurt 1896. Geschenk des Vereines.

Atti della Società Veneto-Trentina di Scienze Naturali in Padova. Ser. II. — Vol. II. Fasc. II. Padua 1896. Geschenk der Gesellschaft.

Prentis, D. W. and Morgan, Francis C.: Therapeutic Uses. Aus der Therapeutic Gazette, Januar 1896. Geschenk des Herrn James Mooney in Washington.

Mooney, James: Plant and Ceremony. Aus der Therapeutic Gazette, Januar 1896. Geschenk des Verfassers.

Mortillet, G. de: La Foi et la Raison dans l'Étude des Sciences. Separatabdruck. Paris 1896. Geschenk des Verfassers.

Chalumeau, Lucien: Influence de la Taille humaine sur la formation des Classes Sociales. Separatabdruck. Genève 1896. Geschenk des Verfassers.

Livi, Dr. Ridolfo: Anthropometria militare. Risultati ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitarii dei militari delle classi 1859—63. Parte I. mit Atlas. Rom 1896. Geschenk des Verfassers.

Holmes, William H.: Archaeological Studies among the ancient Cities of Mexico. Part. I. Chicago 1895. Geschenk des Field Columbian Museum in Chicago.

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Vierte Auflage. I. und II. Band. Leipzig 1895. Geschenk des Herrn Sanitätsrathes Dr. Max Bartels.

XVI. Amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895. Danzig.

Jentsch, Hugo: Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben und die jüngste Germanenzeit der Niederlausitz. Guben 1896. Geschenk des Verfassers.

Nehring, Dr. A.: Ueber einen menschlichen Molar aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. October 1895. Geschenk des Verfassers.

Nehring, Dr. A.: Menschenreste aus einem Sambaqui von Santos in Brasilien, unter Vergleichung der Fossilreste des Pithecanthropus erectus Dubois. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. November 1895. Geschenk des Verfassers.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. IV. Band. 1.—4. Heft. Guben 1895. Geschenk der Gesellschaft.

Chijs, J. A. van der: Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India Anno 1666—1667. Batavia 1895. Geschenk des Verfassers und der Bat. Gen. van Kunsten en Wetenschappen.

Chijs, J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Placaatbook, 1602—1811. Veertiende Deel 1804—1808. Batavia 1895. Geschenk des Verfassers und der Bat. Gen. van Kunsten en Wetenschappen.

Records of the Australian Museum. Vol. II. No. 7. Contents and Index. Sydney 1896. Geschenk des Museums.

Školski vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš III. 1896. 1 u. 2. Sarajevo 1896. Geschenk der Landesregierung für Bosnien und Hercegovina.

Martin, Dr. Rud.: Weitere Bemerkungen zur Pithecanthropus-Frage. Zürich, den 12. März 1896. Geschenk des Verfassers.

Appletons' popular science monthly. March 1896. New-York. Geschenk der Redaction.

Salmon, Philippe: Dénombrement et types des crânes néolithiques de la Gaule. Paris 1896. Geschenk des Verfassers.

Müller, Sophus: Ordning af Danmarks Oldsager. II. Jernalderen. Kopenhagen. Geschenk des Verfassers.

Regalia, Ettore: Pellegrino Strobel. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia Vol. XXV, Fasc. 3° — 1895. Geschenk des Verfassers.

Clark, J. M.: The functions of a great university. Inaugural Address delivered on November 16 th, 1894. Toronto 1895. Geschenk des Verfassers.

Boyle, David: Archaeological Report 1894—95. Toronto 1896. Geschenk des Verfassers.

Appletons' popular science monthly. April 1896. New-York. Geschenk des Herrn W. Z. Ripley.

Manouvrier, Dr. L.: Mémoire sur les variations normales et les anomalies des Os Nasaux dans l'espéce humaine. (Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris.) Paris 1893. Geschenk des Verfassers.

Manouvrier, L.: Étude sur les variations morphologiques du corps du Fémur dans l'espéce humaine. Paris 1893. Geschenk des Verfassers.

Manouvrier, L.: Le cerveau d'un Fuégien (Extrait des Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris.) Paris 1894. Geschenk des Verfassers.

Schmeltz, J. D. E.: Das Schwirrholz. Versuch einer Monographie. (Separatabdruck aus den Verhandlungen des Vereines für naturw. Unterhaltung zu Hamburg.) Hamburg 1896. Geschenk des Verfassers.

Collignon, R.: Recherches sur les proportions du trouc chez les Francais. (Extrait de l'Anthropologie.) Paris. Geschenk des Verfassers.

Collignon, Dr. R.: Considérations générales sur l'Association respective des caractères anthropologiques. (Extrait de l'Anthropologie.) Paris. 1892. Geschenk des Verfassers.

Collignon, Dr. R.: Anthropologie du Calvados et de la region environnante. Caen 1894. Geschenk des Verfassers.

Collignon & Bleicher: Observations sur les crânes et ossements du vieil-aitre. (Extrait des Mémoires de la Soc. d'Archéologie Lorraine, année 1895.) Geschenk des Verfassers.)

Collignon, Dr. R.: Les Basques. (Extrait des Mémoires de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 3e série, T. I, fasc. 4.) Paris 1895. Geschenk des Verfassers.

Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. I. Jahrg. 1896, Heft 2, Breslau 1896. Geschenk des Herausgebers Dr. Buschan.

Annales de la société des lettres, sciences et arts des Alpes-maritimes. Tome XIII, XIV. Nice 1891 et 1894. Geschenk der Gesellschaft.

Campi, L.: Tomba Romana scoperta a dambel nella naunia. Estratto dall' Archivio Trentino fascicolo II. Anno XII. Trento 1896. Geschenk des Verfassers.

Leitner, Dr. G. W.: Kafiristan and the Khalifa question. Reprinted from the Asiatic Quarterly Review, April 1896. Geschenk des Verfassers.

Ripley, W. Z.: Ethnic influences in vital statistics. In den Quarterly publications of the American Statistical association. Vol. V. New series No. 23. Boston 1896. Geschenk des Verfassers.

Orsi, Dr. Paolo: Die Nekropole von Novilara bei Pesaro und ihre Stellung in der Vorgeschichte Italiens. Separatabdruck aus Heft 2 des Centralblatt für Anthropologie 1896. Geschenk des Verfassers.

Thirteenth annual report of the board of Trustees of the Public museum of the city of Milwaukee. October 1 st, 1895. Milwaukee. Geschenk des Museums.

Protokol obyknowennago obschtschago sobranija Troizkosawsko-Kjahtinskago Otdjelenija Priamurskago Otdjela Imperatorskago Ruskago Geografitscheskago Obschtschestwa. Nr. 4—6. 1895. Geschenk der Gesellschaft.

Bericht des Verwaltungs-Ausschusses des Museums-Vereines in Budweis für die Jahre 1894 und 1895. Budweis 1896. Geschenk des Vereines.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Professor A. P. Bogdanow †.

Am 16./28. März d. J. starb zu Moskau einer der bedeutendsten russischen Forscher, der emer. Professor der Zoologie, Geheimrath Anatol Petrovitsch Bogdanow, der wirkliche Schöpfer der russischen Anthropologie.

Professor Bogdanow wurde am 1./13. October 1834 in einem kleinen Dorfe im Gouvernement Woronesch, unweit von der kleinen Stadt Nischne-Devitzk, geboren. Er wurde von der Fürstin von Keikuatow erzogen und durchmachte einen vollen Cursus am Gymnasium zu Woronesch, wo er seine Studien im Jahre 1851 vollendete und an der Moskauer Universität immatriculirt wurde.

Im Jahre 1855 vollendete er seine Universitätsstudien und seit dieser Zeit widmete er sein ganzes Leben der berühmten russischen Hochschule. Im Jahre 1858, nach dem Tode seines Lehrers, des Professors Karl Frantzewitsch Rouillet, vertheidigte Bogdanow seine Magisterdissertation „Ueber die Ursachen der Fäulniss der Vogelfedern" und wurde darauf zum Adjunct-Professor der Zoologie an der Moskauer Universität ernannt. Diesen Lehrstuhl hatte er seit 1867 als ausserordentlicher, seit 1869 als ordentlicher und seit 1883 als emeritirter Professor bis zu seinem Tode inne.

Seit dem Anfange der Sechziger-Jahre wendete Bogdanow seine Aufmerksamkeit ausser seiner officiellen Wissenschaft, der Zoologie, auch den anthropologischen Studien Russlands zu. Bis zu dieser Zeit waren nur vereinzelte zerstreute kleine Schriften über die russische Bevölkerung veröffentlicht worden und obgleich die russische Archäologie bereits sehr bedeutende Fortschritte gemacht hatte, so nahm sich Niemand der rein anthropologischen Studien an, so dass dieselben nur selten in die Hände von Fachmännern kamen und nahezu unbekannt blieben, ja, von den russi-

schen Archäologen bei Ausgrabungen meist wieder gleich verscharrt wurden.

Bogdanow war der erste russische Naturforscher, welcher die Ausgrabungen der russischen Grabhügel zur Schaffung einer craniologischen und osteologischen Sammlung organisirte, und schon in wenigen Jahren hatte er so reiches Studienmaterial beisammen, dass er in der Lage war, im Jahre 1867 sein Hauptwerk, betitelt: „Materialien zur Anthropologie der Kurganenbevölkerung des Gouvernements Moskau", zu publiciren. Er fand dabei grosse Unterstützung durch die von ihm und seinem berühmten Freunde, G. E. Schurowsky, begründete Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, welche, von Bogdanow angeregt, im Jahre 1867 eine russische ethnographische und im Jahre 1879 eine russische anthropologische Ausstellung veranstaltete. Als Resulate dieser Ausstellungen wurden zwei bedeutende Museen, das Daschkow'sche ethnographische und das anthropologische Universitätsmuseum gegründet. Seitdem ist Moskau und die obengenannte Gesellschaft zum Centrum der russischen Anthropologie geworden, obgleich sich Bogdanow in seinen letzten Lebensjahren von den anthropologischen Kreisen zurückzog.

Das grosse Werk über die alten Kurgane war nur der Anfang einer grossen Reihe anthropologischer Forschungen des unermüdlichen Forschers. Die Untersuchungen des berühmten Gelehrten dehnten sich über die ganze immense Fläche des russischen Reiches aus und seine Schüler lieferten ihm Studienmaterial aus allen Theilen desselben. Dasselbe erlaubte ihm die Untersuchung der Reste der alten Slaven an den Dnieprküsten, sowie der Reste der scytho-sarmatischen Epoche, ferner zu vergleichen diverse Schädelformen der so mannigfachen Kurganenbevölkerung Russlands und zu constatiren, dass der westliche und centrale Theil Russlands denselben Typus der Urbevölkerung beherbergt, wie die Tumuli Deutschlands und anderer Länder Central-Europas. Seine Studien über die Craniologie der Kurganen des östlichen Russlands und seiner asiatischen Besitzungen zeigten ihm die grosse Aehnlichkeit zwischen den Urvölkern Ostrusslands und seinen asiatischen Unterthanen.

Aus dieser langen Reihe von Forschungen, welche er in mehr als zwanzig Abhandlungen publicirte, kam Bogdanow zu dem Schlusse, dass die Urbevölkerung des centralen und westlichen Russlands und die Urbewohner Central-Europas einen gemeinsamen Typus darstelle und für die jetzigen mannigfaltigen Bevölkerungen der verschiedenen Theile Russlands eine gemeinsame Basis bilde. Diese theoretischen Anschauungen waren der Ausgangspunkt vieler späterer Forschungen seiner Schüler und Adepten.

Die Anthropologie figurirte früher in den russischen Universitäten nicht als eine selbstständige Wissenschaft und die Universitäten Russlands haben keine speciellen Lehrstühle für dieselbe. Bogdanow hatte bald mit seinem scharfen Verstande diese Lücke in den Programmen des höheren russischen Unterrichtes herausgefunden und ruhte nicht eher, bis er an der Moskauer Universität den ersten Lehrstuhl für Anthropologie gegründet hatte. Ebenso gründete er auch eine Prämie für junge Anthropologen, welche jährlich einem der jungen russischen Forscher von der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften etc. überreicht wird.

Bogdanow hat vielmals sein ausserordentliches Organisationstalent auch ausserhalb seiner Heimat gezeigt. Viele Anthropologen und Zoologen erinnern sich der zwei Moskauer Congresse, deren erster im Jahre 1879 und der zweite im Jahre 1892 stattfand. Bogdanow war die Seele der Organisation dieser zwei internationalen Zusammenkünfte.

Hunderte von Schüler und Tausende von Verehrer liefern uns den Beweis, dass Bogdanow sich während seines Lebens viele Sympathien zu erwerben wusste, und die heissen Thränen, mit welchen Russland seinen treuen Sohn beweint, zeigen, welchen Verlust das grosse Reich Osteuropas durch sein Dahinscheiden erlitten hat.

Moskau, im Mai 1896.

Dr. N. v. Zograf.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer. M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXVI. Der neuen Folge XVI. Band.)

Nr. 3. Mai u. Juni. Sitzungsberichte. 1896.

INHALT: Inama, Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich; S. [53].
Ausschuss-Sitzung am 5. Juni 1896. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [59]. — 2. Verwendung des Fondes für praktische Arbeiten 1896; S. [60]. — 3. Ausflug nach Budapest; S. [60]. — 4. Ethnographische Ausstellung 1896; S. [60]. — 5. Geplante gemeinsame Versammlung in Bregenz 1897; S. [60]. — 6. Schriftentausch; S. [60].
Bericht des städtischen Museums in Budweis über einen Depôtfund bei Kossau; S. [60].
Geschenke für die Bibliothek; S. [61].
Verzeichniss des Tauschschriftenverkehres; S. [61].

Vortrag des Herrn Vice-Präsidenten **Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg** in der ausserordentlichen Versammlung am 28. April 1896 über

Interessante Formen der Flurverfassung in Oesterreich.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)[1])

Schon vor Jahren habe ich in der Anthropologischen Gesellschaft das Studium der Flurverfassung in Anregung gebracht und zu zeigen versucht, dass dasselbe ein wichtiges Glied der ethnographischen Forschung sei. Es lassen sich aus den Flurkarten (in Oesterreich insbesondere aus den alten Indicationsskizzen, die bei Anlegung des stabilen Katasters in den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren unseres Jahrhunderts angefertigt wurden) typische Unterschiede der Dorfanlage und der Flureintheilung erkennen, welche, mit ausserordentlicher Zähigkeit festgehalten, trotz der vielfach eingetretenen Veränderungen im Einzelnen doch in den meisten Fällen auf die ältesten Formen der Besiedelung zurückzuschliessen gestatten. Urkundliche Behelfe müssen allerdings hinzutreten, um diese Schlüsse sicher zu machen. Habe ich nun damals gewissermassen an Schulbeispielen der deutschen Gewannflur, des Hofsystems und der deutschen Colonistenhufe Unterschiede aufgezeigt, wie sie in voller Reinheit sich darstellen, um das Problem überhaupt klarzulegen, so möchte ich heute auf einige interessante, aber complicirte Beispiele von Flurformen eingehen, welche alle unserem heimischen Boden entnommen sind. Diese Fälle sind in dem neuen grossen Werke von August Meitzen niedergelegt: „Ueber Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven". 3 Bände mit 1 Band Atlas, Berlin 1895, Wilhelm Hertz. Der deutsche Altmeister der Siedelungs- und Flurforschung hat hier einen während eines vollen Menschenlebens gesammelten, fast unerschöpflichen Schatz von Beobachtungen und Ergebnissen niedergelegt und damit für alle weiteren Forschungen dieser Art ein festes Fundament geschaffen. Auch die Hausforschung, welche in der Anthropologischen Gesellschaft schon seit Jahren mit so grossem Erfolge gepflegt wird, findet darin die Summe aller bisherigen Resultate gezogen und zugleich den nachdrücklichsten Beweis, dass sie nur in Verbindung mit der Flurforschung sicher gehen kann.

Die Beispiele, welche ich für den heutigen Tag ausgewählt habe und welche in den beigegebenen Kartenbildern dargestellt sind, bieten ein besonderes Interesse gerade dadurch, dass sie nicht reine, ursprüngliche Formen darstellen, sondern jedes für sich ein anderes Problem. Die ethnographische Classification derselben ist nicht ganz einfach, ja zum Theile überhaupt nicht mit Sicherheit aufzustellen; aber gerade deshalb bieten die Beispiele Veranlassung, verschiedene Varianten von Siedelungsformen zu besprechen und in der Analyse der einzelnen Fälle zu zeigen, welche Momente bei der Feststellung des ethnologischen Charakters derselben zu beachten sind. Sie scheinen daher sehr geeignet zu sein, vor einer voreiligen Classificirung zu warnen und zu sorgfältiger Beachtung aller Umstände, zur methodischen Verwerthung der gegebenen Anhaltspunkte, überhaupt zum Lernen auf diesem Gebiete der Forschung anzuleiten.

In den Erklärungsversuchen stimme ich im Wesentlichen mit Meitzen überein; im Einzelnen lassen bestimmte historische Anhaltspunkte ein anderes Urtheil über Alter und ethnische Zugehörigkeit der Ansiedelung zu. Da in Oesterreich bisher die Flurforschung aber noch wenig selbstständig betrieben wird und auch das Werk von Meitzen die Colonisationsvorgänge der Ostmark nur gestreift, die erschöpfende Behandlung derselben aber einem späteren Werke vorbehalten hat, so wird auch dieser kleine Beitrag von einigen interessanten Flurformen nicht unerwünscht sein und hoffentlich zu einer energischen Inangriffnahme solcher Arbeiten im Schoosse unserer Gesellschaft Anregung bieten.

Die Flur von Tallesbrunn (siehe Fig. 49) im ebenen Marchfelde, in der Mitte zwischen Markgraf-Neusiedl und Stillfried, hat nach der Planskizze aus dem Jahre 1853 eine Gesammtfläche von 1438·5 Joch, wovon

[1]) Das Cliché in der Abbildung: „Drasendorf" verdanken wir durch freundliche Vermittlung des Herrn Geheimrathes Dr. August Meitzen in Berlin der Besser'schen Buchhandlung W. Hertz in Berlin. Dasselbe ist dem III. Bande des Werkes von Meitzen, „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven", Anlage 123, pag. 416, entnommen. Die drei anderen Pläne sind aus dem Atlas vom III. Bande desselben Werkes copirt und in der Reproduction etwas verkleinert. Die Redaction.

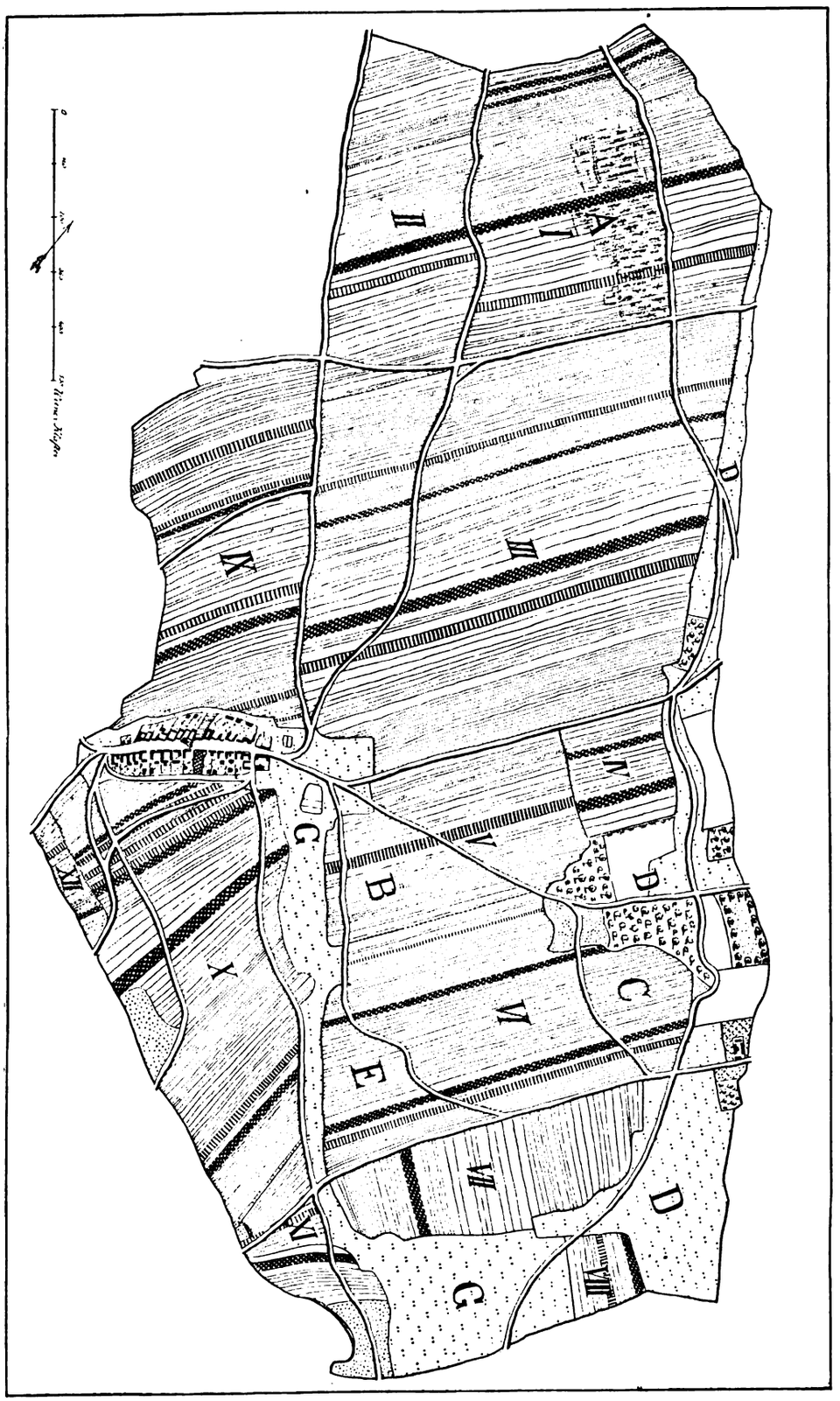


Fig. 49. **Tallesbrunn im Marchfelde 1853.**

(Nach dem Atlas zum III. Bande des Meitzen'schen Werkes, Anlage 120.)

1200 Joch zum Hufschlagslande gehören, der Rest auf Gemeindehutung (*G*), die Wege und auf ein Domanial-Vorwerk *D* (zur Herrschaft Angern) entfällt. Die Dorflage enthält dermalen mit Einschluss der Kirche 50 Gehöfte, von denen 13 ohne Grundbesitz sind, 15 ganze Hufen, 17 halbe Hufen, 4 Viertels- und 1 Achtels-Hufen (hier Lehen genannt) besitzen. Danach ist anzunehmen, dass das Dorf zu 25 Hufen angelegt ist und dass zu jeder Hufe ursprünglich 47·6 Joch gehörten, wenn nicht einzelne Gewanne erst später gerodet und auf die Hufen ausgetheilt wurden, was insbesondere bei den Feldlagen XI (Neurissen) und XII (Seewiesen) sehr wahrscheinlich ist. Noch jetzt haben die zwei grössten Bauern genau dieses Ausmaass ihrer Felder; die Vertheilung derselben ist durch besondere Schraffirung gekennzeichnet. Alle 12 Feldlagen sind in sehr regelmässige Gewanne eingetheilt, von denen jedes, wie sich aus der Reihenfolge der Besitzer erweist, bei der Zumessung einzeln ausgelost worden ist. Das Dorf ist in einer einzigen langen Strasse angelegt, zu deren beiden Seiten die Gehöfte stehen; ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen ihnen und den dazugehörigen Feldern besteht nicht.

Die ganze Flur von Tallesbrunn liegt innerhalb jenes Gebietes von 130 Königshufen (gegen 65 k²), welches Kaiser Heinrich III. im Jahre 1045 dem Markgrafen Sigfried verliehen hat. Es ist anzunehmen, dass dasselbe, nachdem es kurz vorher den Ungarn abgerungen worden, wenig besiedelt war; nur 15 Gehöfte an der Donau und 30 in der Nähe des Castells von Stillfried erwähnt das kaiserliche Diplom. Die ganze Flur von Tallesbrunn nimmt aber nur etwa den achten Theil dieses Gebietes ein; daneben liegen noch andere Dörfer mit eigenen Feldfluren auf dem gleichen Gebiete. Schon daraus scheint hervorzugehen, dass die 30 Königshufen nicht gleichzeitig und nach einheitlichem Plane an Colonisten ausgethan worden sind. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, dass diese Königshufen überhaupt nicht als solche besetzt, vielleicht sogar nicht einmal einzeln aufgemessen worden sind; denn es findet sich in den dermaligen Flurlagen dieses Gebietes keine Spur einer Hufenanlage nach der Königsruthe und die gegenwärtige Gemengelage der Felder weist auf eine spätere, unabhängig vom Systeme der Königshufen ausgeführte Flurvertheilung hin, welche aber doch schon vor Beginn des XIII. Jahrhunderts stattgefunden zu haben scheint; denn seit dieser Zeit treten der Reihe nach die Ortschaften dieses Gebietes urkundlich auf. Der patronymische Ortsname (urkundl. 1292 Taeleinspiunn) weist auf eine Ansiedlung hin, die unter Leitung eines Grundherrn oder Unternehmers erfolgte; aus den Flurnamen ist die bauernmässige Feldvertheilung zu entnehmen, welche durch Verlosung in den einzelnen Gewannen erfolgte und bei sehr unvollkommener Vermessung vielfach als Flickwerk sich darstellt. Auf der Flurkarte heisst *I* Langjochen mit *A* Weingartenliess-feld, *II* Oberfeld, *III* Sechsjochfeld, *IV* Gegenlies, *V* Hofliessen mit *B* Weichselbaum, *VI* Langenlies mit *C* Hendelberg und *E* Schlachtacker, *VII* Mitterstopfereien, *VIII* Unterstopfereien, *IX* und *X* Dörferlüssfeld. Diese Namen sowie der Ortsname selbst weisen auf süddeutsche Colonisten; ebenso die Structur der Gewannflur, die weder mit der fränkischen, noch mit der vlämischen Hufenanlage, noch mit slavischen Formen verwandt ist; die Dorfform ist mit den typischen Formen deutscher Colonistendörfer in unverkennbarer Uebereinstimmung. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es Baiern waren, welche das durch die Markgrafen begünstigte Stift Passau in diesen Gegenden zur Colonisation verwendete. Herzog Friedrich besitzt 1241 das Patronat der Kirche von Stillfried als passauisches Lehen und auch sonst ist passauischer Besitz im Marchfelde bezeugt. So kann Tallesbrunn als ein typisches Beispiel eines verhältnissmässig spät angelegten süddeutschen Colonistendorfes mit regulärer Gewannflur gelten und zugleich als ein Beweis dafür, dass die urkundlich nachweisbare Verleihung zu Königshufen unter Umständen nicht zu dementsprechenden Hufenanlagen geführt hat, oder dass sie von einer späteren einheitlichen Feldvertheilung vollständig verdunkelt worden ist, ein besonders in methodologischer Hinsicht für die Siedelungsforschung sehr beachtenswerther Umstand.

Die Flur von Drasendorf (siehe Fig. 50) ist ein Beispiel von vielen, welche mit ganz gleichem Charakter innerhalb des sogenannten Pettauer Feldes in Steiermark liegen. Die ganze Flur umfasst gegen 470 Joch (271·6 ha), also nach Abzug der Gewässer ziemlich genau 5 Königshufen; über 94 Joch sind Gemeinde-Hutweiden (G). Die Flureintheilung ist in Gewannen erfolgt, welche sämmtlich in der gleichen Streifenrichtung angeordnet sind; die Hauptmasse der Gewanne zeigt vom Dorfwege aus bis an das Nordende der Flur überall dieselbe Reihenfolge der Besitzer, welche jedoch für alle zusammen durch das Los bestimmt zu sein scheint, da sie mit der Reihenfolge der Hausstellen im Dorfe nicht übereinstimmen. Von den 27 Hausstellen, welche die Karte (aus dem Jahre 1826) zeigt, sind vier Häusler (Keuschler) ohne nennenswerthen Grundbesitz; sechs sind durch spätere Theilung aus drei Bauernhufen entstanden, deren Grundstücke noch gegenwärtig in allen Gewannen nebeneinander liegen. Es lassen sich demnach 20 bäuerliche Stellen als die Grundlage der Auftheilung erkennen mit einem mittleren Grundbesitz von 12·6 ha, was dem Normalmaasse des in diesem Colonisationsgebiete üblichen mansus slavonicus (= ¼ Königshufe) entspricht.

Die zu dem Hause Nr. 20 gehörigen Felder sind auf der Karte schraffirt. Ihre Lage gestattet, anzunehmen, dass sie, die südlichen Theile der Flur ausgenommen, ursprünglich einen gleichmässig fortlaufenden Streifen gebildet haben und erst später durch Verpflügen etwas in Unordnung gerathen sind; es ist nicht ausgeschlossen, dass dasselbe bezüglich der übrigen Hufen gilt. Längs der Micheldorfer Grenze läuft ein 20 m breiter Streifen, der ursprünglich wohl als Gemeinland liegen blieb und erst später unregelmässig in die Hände verschiedener Besitzer gelangt ist. Die Dorflage ist streng strassenförmig und zeigt ebensowenig wie die Flur altslavische Elemente, obwohl die Bewohner wohl von jeher Slovenen

waren, der Ortsname Draženci und die Bauart der Häuser wendische Elemente (Vorhallen) zeigen.

Urkundlich lässt sich diese Ansiedelung nicht sehr weit zurückverfolgen. Die Thatsache aber, dass schon

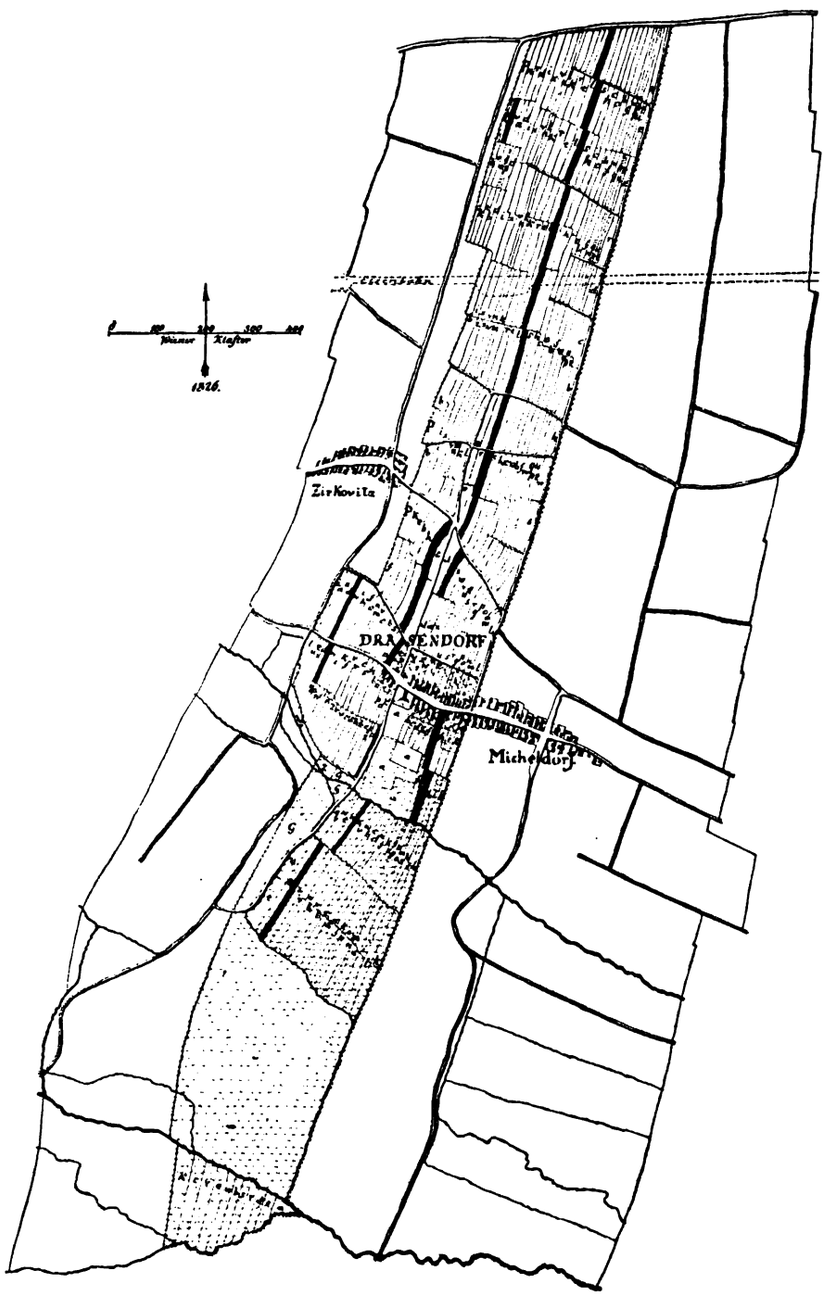


Fig. 50. **Drasendorf im oberen Pettauer Felde, Steiermark, 1826.**
(Aus Meitzen's Werk, III. Band, Anlage 123, pag. 416.)

im X. und XI. Jahrhundert in den Stromthälern der Save und der Drau Königshufen wiederholt verliehen sind, lässt es in Verbindung mit dem ausgeprägten Charakter dieser Art von Besiedelung im ganzen Pettauer Felde als durchaus wahrscheinlich erscheinen, dass dieses ganze Gebiet von deutschen Grundherren mit slovenischer Bevölkerung in der Art besiedelt wurde, dass die aufgemessenen Königshufen in slavische Colonistenhufen weiter getheilt und in Gruppen von 16 bis 32 solcher Hufen zu Ortschaften zusammengefasst wurden. Nur so erklären sich die schmalen und langgestreckten Dorffluren und innerhalb derselben die in

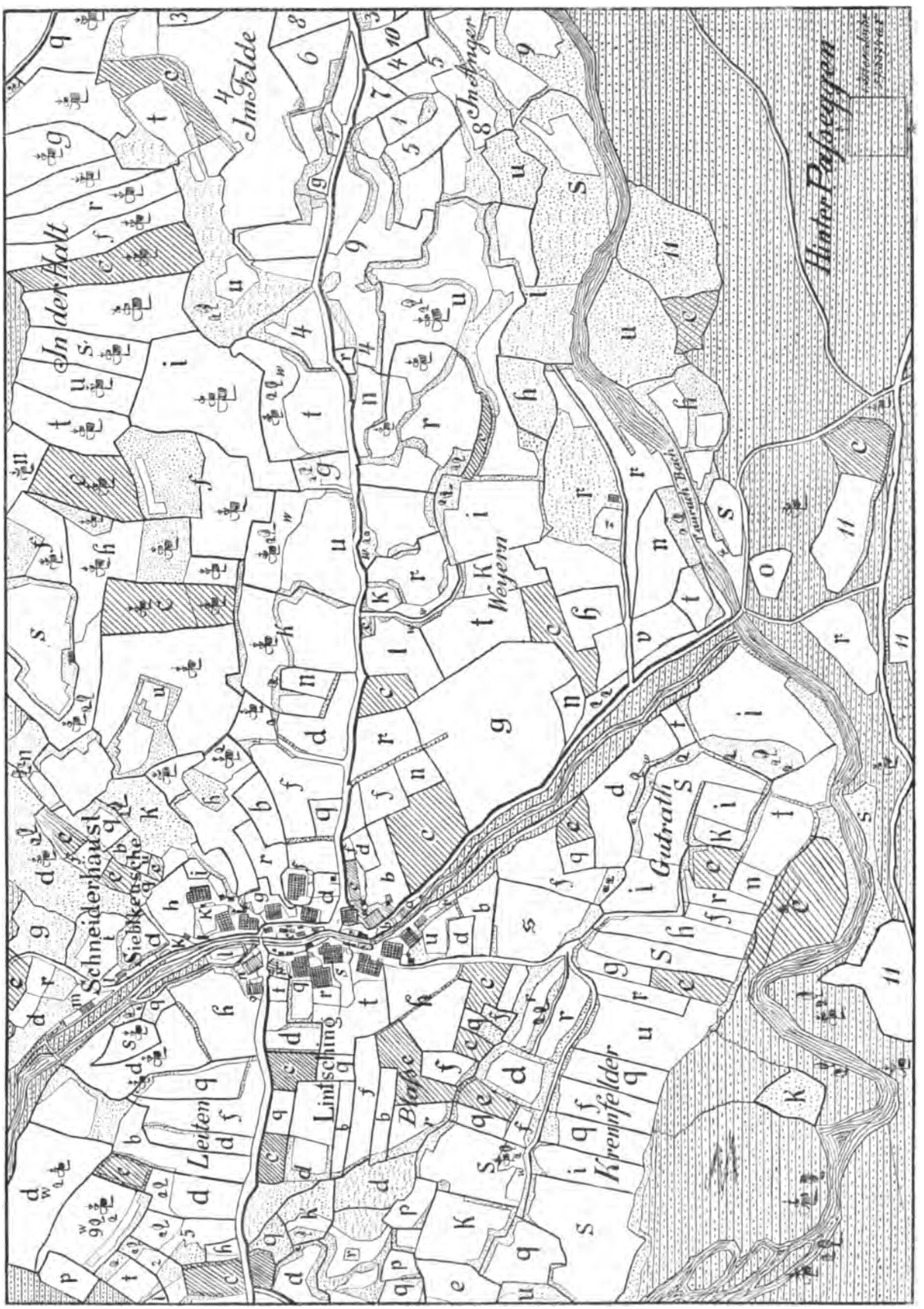


Fig. 51. Lintsching im Lungau 1852.
(Nach dem Atlas zum III. Bande des Meitzen'schen Werkes, Anlage 119.)

je einem einzigen schmalen Streifen liegenden Hufen selbst. Auch ist zu beachten, dass auch die deutschen Namen dieser Orte sehr alt und dass in anderen Gegenden von Steiermark und Kärnten slavische Colonistenhufen in deutsch benannten Ortschaften schon im XI. und XII. Jahrhundert vielfach bezeugt sind.

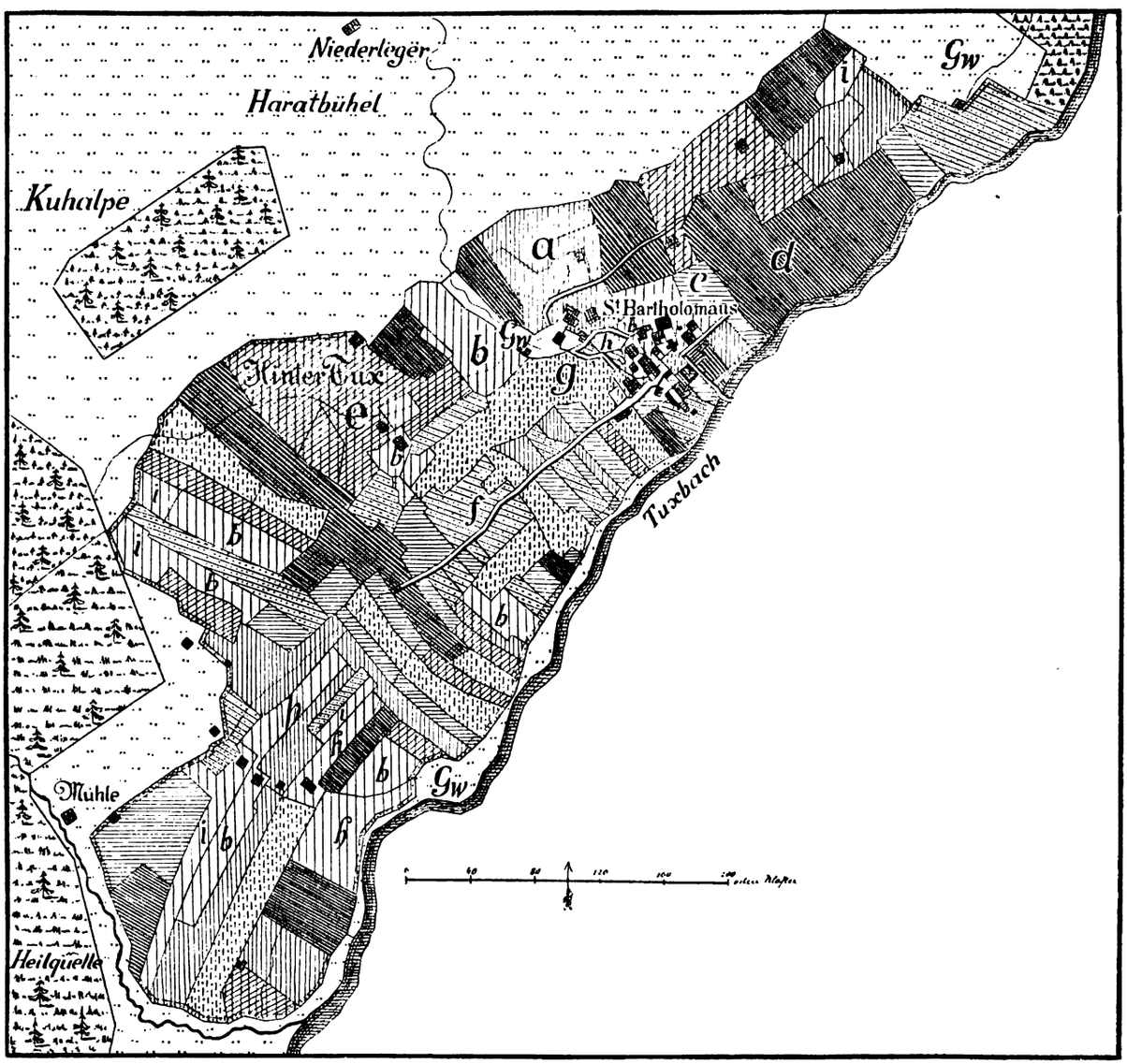


Fig. 52. **Hinterdux bei Steinach in Tirol.**

(Nach dem Atlas zum III. Bande des Meitzen'schen Werkes, Anlage 61.)

Lintsching (siehe Fig. 51) im Lungau, Gemeinde St. Andrä, Gerichtsbezirk Tamsweg, zeigt eine blockförmige, unregelmässige Flur, wie sie auch sonst im südlichen Theile von Salzburg, in Kärnten und im oberösterreichischen Gebirgslande nicht selten ist. Das Bild, welches die Karte (von 1852) gibt, umfasst 368 Joch (211·8 ha); darin ist der grösste Theil der Flur von Lintsching und ein Theil des Staatswaldes auf dem Mitterberge (am nördlichen Rande) enthalten. Auch die Au längs des Lipnitzbaches ist ärarisches Eigenthum. Von der Gesammtfläche kommen rund 272 Joch auf die Feldflur, an deren äusseren Theilen aber verschiedene Ortsfremde aus Nachbargemeinden Besitz haben. Die 21 einheimischen Besitzer theilen sich in 232 Joch, aber in sehr ungleicher Weise, wie auch die einzelnen Besitzstücke (Parcellen) von sehr ungleicher Grösse sind (zwischen $^1/_8$ und 6 Joch); vier Besitzer haben je über 20 Joch, sieben je über 10 Joch; die übrigen

zehn sind kleine Bauern oder blosse Stellenbesitzer. Der Bauer *c*, dessen Besitz auf der Karte schraffirt ist, hat 24 1/8 Joch in 28 Parcellen. Die ganze Feldflur ist in durchaus unregelmässigen Blöcken ohne jede planmässige Ordnung vertheilt; die Dorfanlage zeigt ein ebenso unregelmässiges Bild wie die Flur.

Die Entstehung dieser und verwandter Fluren ist ein ungelöstes Problem. Die deutsche Bevölkerung ist im Lungau wohl erst in der Karolingerzeit eingeführt worden; ihr vorher ging eine slavische und dieser eine kelto-romanische Besiedelung; die älteste Kirche des Lungaues ist St. Lorenz in Althofen, in nächster Nähe von Lintsching und durch den irischen Bischof Modestus (von Maria-Saal) im Jahre 754 geweiht worden. Es ist daher wohl kaum daran zu denken, dass Lintsching eine von deutschen Grundherren angelegte geschlossene Ansiedelung auf Neuland sei; eine solche würde wohl unter allen Umständen eine andere Form angenommen haben. Das gänzliche Fehlen von Spuren einer gewannförmigen Abtheilung (die sogenannten Krennfelder im Süden der Flur sind nur scheinbar gewannartig) und der Mangel irgend welcher gleichen Feldmaasse der Besitzer oder Parcellen lässt nur der Vermuthung Raum, dass diese blockförmige Fluranlage aus einer im Wesentlichen nach dem Hofsystem angelegten weilerartigen Ansiedelung hervorgegangen ist, die den Slaven nie homogen war, wohl aber in deutschen Gebirgsgegenden vorkommt und ihren historischen Vorläufer in den keltischen Tates mit ihren Untertheilungen der gaevels gehabt hat.

Die Flur von Hinterdux [Gerichtsbezirk Steinach, Tirol] (siehe Fig. 52) könnte der Karte nach als Gewannflur angesehen werden. Es sind (1873) 10 Güter in derselben, 1 zu 3/4, 5 zu je 1/2, 1 zu 3/8, 2 zu je 1/4 und 1 zu 1/8 eines ganzen Hofes. Die zugehörigen Felder liegen ziemlich stark im Gemenge, doch nicht in bestimmter Anordnung; auch die gewannartigen Abschnitte der einzelnen Feldlagen sind nicht nach fester Regel, sondern unabhängig von einander angeordnet. Erwecken schon diese Umstände Zweifel, ob es sich hier überhaupt um eine alte volksmässige Ansiedelung handelt, deren Reste aus ihrer Flureintheilung zu erkennen wären, so werden diese Zweifel noch verstärkt durch die Kleinheit des ganzen Gebietes, das nur 60 Joch Feld und Garten (also kaum für zwei volksmässige Hufen) hat, während der bei weitem grösste Theil der Gemarkung aus Alpen, Bergmahden und Wald besteht. Ueberdies sprechen die geschichtlichen Zeugnisse eine ziemlich deutliche Sprache. In des Grafen Meinhard von Tirol Gesammturbar (ca. 1285) sind „datz Tukches" vier Schweigen angeführt, welche zinsen. Es waren also herzogliche Viehhöfe, an Grundholden oder an einen Mair ausgethan. Ihre Gründung lässt sich vielleicht dem Kloster Wilten zuschreiben, welches in der Pfarre Matrei Besitz innehatte; zu ihr gehörte aber in alter Zeit auch Hinterdux und ein Hof daselbst führte später den Namen Willeter, ein anderer hiess Zellerhof, ein dritter Pfisterhof. Im XIV. Jahrhundert befindet sich „das gut ze Wildentux" im Besitz der Helbling, eines viel begüterten Adelsgeschlechtes in nächster Nachbarschaft von Wilten. Vom XVI. Jahrhundert angefangen kehren die vier Höfe zu Hinterdux in den Urbaren immer wieder; 1556 ist schon einer davon in zwei Theile getheilt; seit 1675 sind sie schon in zehn Theile zerlegt, aber doch immer noch als vier Höfe bezeichnet. Auch jetzt lassen sich in den Gehöften *a d e g* der Karte dieselben noch leicht erkennen; sie verfügen über 13·1—16·5 Joch altes Hofland, während die übrigen nur 6·6—8·0 Joch haben. Die Namen der Höfe sind wechselnd, aber immer rein deutsch, ebenso die Familiennamen.

Noch im Jahre 1675 gibt es aber deren nur zwei: Wechselberger und Kreidl, von denen der erstere bei drei, der letztere bei sieben Hofsplissen vorkommt. Die Hausform ist dem rhäto-alpinen Typus entsprechend, wie er auch sonst in Osttirol vorherrscht; die Uebereinstimmung mit einem Haus am Hinterkogl (Eingang in das Zillerthal, ca. 500 m über Bruck) ist nahezu vollständig.

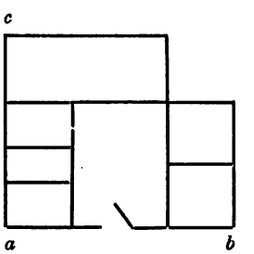


Fig. 53. Hinterdux.

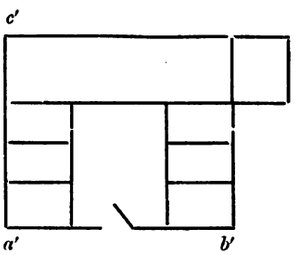


Fig. 54. Hinterkogl.

Nach alledem wäre anzunehmen, dass die Ansiedelung in Hinterdux wenigstens in historischer Zeit zuerst nur der Viehzucht gewidmet war, erst zwischen dem XIV. und XVI. Jahrhundert eine Felderanlage stattgefunden hat, für welche dann die Anordnung in Blöcken und unregelmässigen Stücken, wie das bei Weilern und Einzelhöfen vorkommt, durch die Natur des Bodens und die Lage der Gehöfte vorgezeichnet war.

Ausschuss-Sitzung am 5. Juni 1896.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Dr. F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben sind seit der letzten Ausschuss-Sitzung

das correspondirende Mitglied Abel Hovelacque in Paris und

das Ehrenmitglied Professor A. P. Bogdanow in Moskau.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen die Herren:

Franz Chun, Beamter der k. k. priv. österr. Länderbank in Wien,

William J. Brigham, Director des Bishops Ethnological-Museum in Honolulu, Hawaii-Inseln,

Karl Nebehay, Beamter der allgemeinen Depositenbank in Wien,

Dr. Mathias Murko in Wien,

Sigmund Salter, Realitätenbesitzer in Wien.

2. Aus dem Fonde für praktische Arbeiten wurden für 1896 folgende Subventionen bewilligt:

Herrn Custos J. Szombathy für die Beendigung der Ausgrabungen auf der Malleiten fl. 250;

Herrn Custos J. Szombathy, Fortsetzung der Ausgrabungen und Forschungen in der Bukowina, fl. 500;

Herrn Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg für Veranlassung von einleitenden Arbeiten über Flurverfassung in Oesterreich, fl. 100 (als Ergänzung zu dem vom vorigen Jahre zu dem gleichen Zwecke reservirten Betrage von fl. 48·50);

Herrn Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg für Hausforschungen in Obersteiermark, fl. 100 und

Herrn Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz für volksthümliche Forschungen unter den Huzulen in der Bukowina, fl. 50.

3. Der Secretär legt ein detaillirtes Programm des für die Zeit vom 25. bis 29. Juni d. J. projectirten Ausfluges nach Budapest zum Besuche der Millenniums-Ausstellung vor. Dieses Programm wurde in dankenswerther Weise durch die Herren Professor Dr. J. Hampel, Reichstagsabgeordneten Otto Herman und die archäologische und anthropologische Gesellschaft in Budapest, vertreten durch deren Secretär Dr. J. Szendrei, zusammengestellt und durch das freundliche Entgegenkommen des Directors der Millenniums-Ausstellung, Herrn königlichen Ministerialrath Dr. Josef Schmidt, ergänzt. Es wird die sofortige Drucklegung der Einladung und des Programmes beschlossen [1]).

4. Der Secretär erstattet Bericht über die für das Jahr 1898 im Anschlusse an die projectirte Gewerbeausstellung geplante ethnographische Ausstellung. Nachdem erstere kaum zu Stande kommen dürfte, erscheint die letztere ebenfalls in Frage gestellt und ist daher von jedem weiteren Schritte abzusehen.

5. Ein von Seite des Generalsecretariates der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft geäusserter Wunsch, im Jahre 1897 eine gemeinsame Versammlung in Bregenz abzuhalten, erscheint aus Gründen, welche der darum befragte kaiserliche Rath Dr. S. Jenny angab, undurchführbar.

6. Der Schriftentausch wird eingeleitet mit

der Redaction der Mittheilungen aus dem ethnologischen Museum in Basel,

der neugegründeten Anthropological Society of Australasia in Sydney und

der Troizkosawsk-Kjachtaer Section der Amurländischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft in Troizkosawsk, Ostsibirien,

bei der letzteren jedoch nur gegen die Sitzungsberichte.

[1]) Der Ausflug musste wegen ungenügender Betheiligung unterbleiben.

Der Verwaltungs-Ausschuss des Städtischen Museums in Budweis berichtet in einem vom 4. Mai datirten Schreiben über einen bei dem 2½ Wegstunden südlich von Budweis gelegenen und zum Gerichtsbezirke Krumau gehörigen Dorfe Kossau gemachten grösseren Depôtfund.

Im Monate Februar l. J. erwarb nämlich ein hiesiger Eisenhändler von einem auswärtigen Hausirer durch Kauf altes Eisen und Messing, worunter sich auch eine grössere Anzahl Bronze-Artefacte befand, welche der Eisenhändler nachträglich über Ersuchen des Obmannes des unterzeichneten Verwaltungs-Ausschusses, Hauptmann Adolf Lindner, als Geschenk dem hiesigen Museumsvereine mit dem Bemerken überliess, dass die Fundobjecte bei Kossau ausgegraben worden sein sollen.

Durch die vom Verwaltungs-Ausschusse diesbezüglich an Ort und Stelle eingeleiteten weiteren Erhebungen wurde sichergestellt, dass die erwähnten Artefacte Mitte Mai 1894 bei Aushebung eines 1 m breiten und 50 cm tiefen Wasserablaufgrabens in der an der östlichen Seite des Czekanower Teiches bei Kossau gelegenen grösseren Terrainmulde, und zwar 40—50 cm unter dem Rasen, zwischen Wurzeln eines nicht mehr vorhandenen Baumes liegend, vorgefunden und im letzten Winter an den vorgedachten Hausirer verkauft wurden.

Das Material, in welchem diese aus fast reinem Kupfer hergestellten und der älteren Bronzeperiode angehörenden Artefacte eingebettet lagen, besteht aus dunkler, mit verschiedenen Gesteinen gemengter Moorerde.

Nachdem der Verwaltungs-Ausschuss gelegentlich dieser Erhebungen nachträglich noch zwei zu diesem Funde gehörige Objecte, und zwar 1 Halsring und 1 Armspirale in Loko Kossau käuflich erwarb, so enthält dieser für unsere prähistorische Museumssammlung so wichtige Depôtfund im Ganzen: 5 offene massive Halsringe, 7 Armspiralen, 8 offene Armspangen und 1 offenen Armring.

Die Halsringe sind elliptisch geformt und gegossen, glatt und rund, in der Mitte 1—1·7 cm stark und verjüngen sich nach den Enden. Zwei dieser Ringe sind an beiden Enden flach gehämmert und zu einem geschlossenen Oehr eingerollt.

Der äussere Durchmesser der Ringe beträgt 13·5 bis 18·5 cm.

Die Armspiralen, unter welchen sich ein besonders grosses und schweres Exemplar befindet, bestehen:

1	Stück	aus		14,
2	„	„	je	8,
1	„	„		6,
1	„	„		5 und
3	„	„	je	2

gegen die Enden sich verjüngenden Umgängen, welche aus einem 4—6 mm dicken und 5—9 mm breiten, glatten Bronzestab angefertigt sind. Der innere Durchmesser der kleineren Oeffnung beträgt 5·5—6·5, jener der grösseren Oeffnung 6·3—8 cm.

Die Armspangen sind elliptisch aus rundem, glattem Bronzedraht, gegen die Enden sich verjüngend, hergestellt. Metallstärke in der Mitte 4—5 mm, äusserer Durchmesser 5—10 cm.

Der offene Armring ist kreisrund, abgeplattet und stossen die etwas sich verjüngenden Enden fast zusammen. Der Metallkörper ist in der Mitte 5 mm breit und 2 mm stark, der äussere Durchmesser des Ringes beträgt 6·4 cm.

Die vorbeschriebenen Artefacte sind sämmtlich gut erhalten, unverziert und zumeist dunkelgrün patinirt.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bulletin of the Chicago Academy of Sciences. Vol. II, Nr. 2. Chicago 1895. Geschenk der Akademie.

Chicago Academy of Sciences. Thirty-eigth Annual Report for the year 1895. Chicago 1896. Geschenk der Akademie.

Gatschet, Albert S. (Washington): Ethnographic Notes. Geschenk des Verfassers.

Gatschet, Albert S.: The Whip-Poor-Will as named in American Languages. Sep.-A. aus dem American Antiquarian and Oriental Journal. Washington 1896. Geschenk des Verfassers.

Gatschet, Albert S.: Indianische Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas. Von Franz Boas. Berlin 1895 (Besprechung). Sep.-A. aus „Science". Washington 1896. Geschenk des Verfassers.

Lehmann-Nitsche: Ein Kupferbeil von Kwieciszewo, Cujavien. Auszug aus den Verh. der Berliner anthropolog. Ges., Sitzung vom 19. Oct. 1895. Geschenk des Verfassers.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der

Institute, Vereine und **Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften.
2. — Croatische archäologische Gesellschaft.
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut.
4. **Basel:** Evangelische Missions-Gesellschaft.
5. — Redaction der „Mittheilungen aus dem ethnographischen Museum".
6. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
7. **Belgrad:** Archäologische Gesellschaft.
8. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
9. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
10. **Bombay:** Anthropological Society.
11. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
12. **Boston:** Redaction des „Journal of American Ethnology and Archaeology".
13. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift „Globus".
14. **Bregenz:** Vorarlberger Museumsverein.
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft f. vaterländische Cultur.
16. — Museum für schlesische Alterthümer.
17. **Brünn:** Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
18. — Naturforschender Verein.
19. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences.
20. — Société d'Anthropologie.
21. — Société d'Archéologie.
22. — Société du Folklore Wallon.
23. **Budapest:** Ungarisches National-Museum.
24. — Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.
25. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal.
26. **Cambridge** (Mass.): Archaeological Institute of America.
27. — The American Folk-Lore Society.
28. **Chicago:** Redaction d. „Amer. Antiquarian and Oriental Journal".
29. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring.
30. **Czernowitz:** Bukowinaer Landesmuseum.
31. **Časlau:** Redaction des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". (S.)
32. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft.
33. **Demerara:** Roy. Agricult. and Commerc. Soc. of British Guiana.
34. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
35. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
36. **Dublin:** Royal Society.
37. **Dürkheim a. H.:** Naturwissenschaftl. Verein „Pollichia".
38. **Edinburgh:** Scottish Geographical Society.
39. — Society of Antiquaries of Scotland.
40. **Enns:** Musealverein für Enns und Umgebung. (S)
41. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc.
42. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der „Societatum litterae". (S.)
43. **Genf:** Société de Géographie.
44. **Görlitz:** Gesellschaft f. Anthr. u. Urgeschichte d. Oberlausitz. (S.)
45. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
46. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie.
47. **Haag:** Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
48. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische Akademie.
49. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten.
50. — Finnische Alterthums-Gesellschaft.
51. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum.
52. **Irkutsk:** Ostsibirische Section der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
53. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie und Ethnographie an der Universität.
54. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein f. Schleswig-Holstein.
55. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
56. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum.
57. — Geschichtsverein für Kärnten.

58. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft „Prussia".
59. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
60. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
61. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
62. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften.
63. **Laibach:** Musealverein für Krain.
64. **Leiden:** Internationales Archiv für Ethnographie.
65. **Leipzig:** Redaction des „Literarischen Centralblatt". (S.)
66. **Lemberg:** Verein für Volkskunde.
67. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum.
68. **London:** Royal Society.
69. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
70. — Redaction des Journals „Folk-Lore".
71. **Lüttich:** Institut archéologique Liégeois.
72. **Lyon:** Société d'Anthropologie.
73. — Muséum d'histoire naturelle.
74. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
75. — Società italiana di scienze naturali.
76. **Modena:** Società dei Naturalisti.
77. **Montreal:** Canadian Record of Science.
78. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Natur wissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
79. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft.
80. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften.
81. — Redaction der Zeitschrift „Prähistorische Blätter". (S.)
82. **Neapel:** Direction der „Rivista l'Oriente".
83. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum.
84. **Ottawa:** Geological Survey of Canada.
85. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e storia patria.
86. **Paris:** Société d'Anthropologie.
87. — Redaction des Journals „L'Anthropologie".
88. — Société de Géographie.
89. — Société nationale des Antiquaires de France.
90. — Redaction der Zeitschrift „Mélusine".
91. — Redaction des Journals „La Tradition".
92. — Redaction der „Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie".
93. — Redaction der Zeitschrift „Le Tour du Monde".
94. — Musée Guimet.
95. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
96. — Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
97. **Prag:** Kgl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
98. — Čechoslavisches ethnographisches Museum.
99. — Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
100. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
101. — Redaction der Zeitschrift „Český lid".
102. **Rio de Janeiro:** Museo nacional.
103. **Rom:** R. Accademia dei Lincei.
104. — Società geografica italiana.
105. — Società Romana di Antropologia.
106. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde.
107. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)
108. **Sarajevo:** Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum.
109. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte.
110. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society.
111. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society.
112. **Sophia:** Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
113. **Spalato:** Redaction d. „Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata".
114. **St. Germain en Laye:** Musée national.
115. **St. Louis:** Academy of Science.
116. **Stockholm:** Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
117. — Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
118. — Nordisches Museum.
119. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission.
120. — Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.
121. — Kaiserliche Geographische Gesellschaft.
122. — Anthropologische Gesellschaft an der kaiserl. militärmedicinischen Akademie.
123. **Strassburg:** Redaction der „Antiqua".
124. **Stuttgart:** Württembergischer Anthropologischer Verein.
125. — Redaction der Zeitschrift „Württembergische Vierteljahrshefte".
126. **Sydney:** Royal Society of New South Wales.
127. — Anthropological Society of Australasia.
128. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft.
129. **Tokio:** Anthropological Society.
130. **Toronto:** Canadian Institute.
131. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento.
132. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen.
133. **Troizkosawsk:** Troizkosawsk-Kjachtaer Section der Amurischen Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. (S.)
134. **Turin:** Redaction der Zeitschrift „Cosmos".
135. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landmålen ok Svenskt folklif".
136. **Warschau:** Redaction der Zeitschrift „Wisła".
137. **Washington:** Smithsonian Institution.
138. — United States Geological Survey.
139. — Anthropological Society.
140. **Wellington** (Neu-Seeland): Polynesian Society.
141. **Wien:** K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
142. — K. k. geographische Gesellschaft.
143. — K. k. geologische Reichsanstalt.
144. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
145. — Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
146. — Wissenschaftlicher Club.
147. **Wiesbaden:** Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
148. **Woking:** Redaction der „Asiatic Quarterly Review".
149. **Yokohama:** Asiatic Society of Japan.
150. **Zürich:** Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Die Mittheilungen erhalten ausserdem gratis:

1. **Prag:** Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
2. **Wien:** K. k. Gesellschaft der Aerzte.
3. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum. (2 Expl.)
4. — Bibliothek des n.-ö. Landhauses.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXVI. Der neuen Folge XVI. Band.)

Nr. 4. November u. December. Sitzungsberichte. 1896.

INHALT: **Monats-Versammlung am 10. November 1896.** 1. Begrüssung und Nachrufe; S. [63]. — 2. Heger, Vorlage neuer Werke; S. [63]. — 3. Paulitschke, Die Zwergvölker Afrikas; S. [63]. — 4. Nowotny, Nachbildung von Körpertheilen als Grabbeigaben; S. [64].
Ausschuss-Sitzung am 15. December 1896. 1. Verstorbene Mitglieder; S. [65]. — 2. Dank an Dr. Haberlandt und Dr. Hein; S. [65]. — 3. Neue Mitglieder; S. [65]. — 4. Sitzungen im Jahre 1897; S. [65]. — 5. Ergebniss einer Sammlung; S. [65]. — 6. Subventionen; S. [65].
Monats-Versammlung am 15. December 1896. 1. Szombathy, Bemalte neolithische Thongefässreste; S. [65]. — 2. Masner, Mumienbilder und Masken aus der Sammlung Graf; S. [66]. — 3. Geschenke für die Bibliothek; S. [66].

Monats-Versammlung am 10. November 1896.

Vorsitzender: Herr Ausschussrath Dr. Karl Toldt.

1. Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung anlässlich der ersten Zusammenkunft in der neuen Saison und hält den verstorbenen Mitgliedern: Josef Haas, k. u. k. Generalconsul in Shanghai, Sr. königl. Hoheit Wilhelm Herzog von Württemberg und Dr. Adolf Dürrnberger, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz, ehrende Nachrufe.

2. Secretär Heger legt folgende im Laufe der letzten Monate erschienene Werke vor und charakterisirt in kurzen Zügen die Bedeutung derselben:

I. Ernest Chantre: Recherches anthropologiques dans l'Asie occidentale. Missions scientifiques en Transcaucasie, Asie mineure et Syrie 1890—1894.

II. Charles de Ujfalvy: Les Aryens au Nord et au Sud de L'Hindou-Kouch. Paris 1896.

III. Leopold v. Schrenck: Reisen und Forschungen im Amur-Lande in den Jahren 1854—1856. Band III. Dritte Lieferung. St. Petersburg 1895. (Siehe die Anzeige darüber in diesen Mittheilungen, Bd. XXVI, S. 194.)

IV. Festschrift für Adolf Bastian zu seinem siebzigsten Geburtstage, 26. Juni 1896. Berlin 1896.

Die beiden ersten Werke sind ein Geschenk der Autoren, das dritte ein solches von dem Bearbeiter der Schlusslieferung, Herrn Friedrich Russow in St. Petersburg, und das letzte endlich eine Widmung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin. Der Vortragende drückt den Spendern den Dank für die werthvollen Widmungen aus.

3. Herr kaiserlicher Rath und Professor **Dr. Philipp Paulitschke** hält einen Vortrag über

Die Zwergvölker Afrikas.

Der Vortragende geht von der Definition des Begriffes der sogenannten Zwergvölker oder Pygmäenvölker aus und berührt den Umstand, dass nunmehr wissenschaftlich vollkommen sichergestellt sei, dass es sich bei den Pygmäen nicht um einen pathologischen Zustand der Individuen handle, sondern um die nicht genug zu wiederholende Thatsache, „dass ganze Stämme von wohlausgebildetem Körperbau die gewöhnliche menschliche Durchschnittsgrösse nicht erreichen". Er schildert dann das allmälige Anwachsen der Kenntniss von den Zwergen Afrikas vom Jahre 1661 n. Chr. ab bis auf die 1895 erfolgte Entdeckung der Dume durch Dr. Donaldson Smith. Längere Zeit verweilt der Sprecher bei der Frage der sogenannten Atlaszwerge (Adusal, Ayusa, Aulâd Sîdî Hamed) und erwägt die Möglichkeit, nähere Daten über diese Gruppe der afrikanischen Pygmäen der Wissenschaft liefern zu können, als dies Haliburton und seine Gewährsmänner zu thun vermochten. An diese Darlegungen schliesst sich eine Schilderung der Physis und Psyche in allen interessanten Einzelheiten, sowie der materiellen und geistigen Cultur der einzelnen nunmehr nach Dr. Smith's Entdeckung der Dume in allen Theilen Afrikas nachgewiesenen Pygmäen. Nach Entwerfung dieser einander ergänzenden oder bestätigenden Bilder bespricht Paulitschke die Ansichten über die Herkunft der Zwergvölker und bekennt sich zu der Anschauung, dass die afrikanischen Zwergvölker nicht allein vom anthropologischen, sondern nach den heutigen Verbreitungsbezirken derselben auch vom geographischen Standpunkte als Reste einer ehemals offenbar weit über Afrika verbreitet gewesenen Rasse zu betrachten seien. Welches der heutige Process des Verfalles und der allgemeinen Decadenz dieser Elemente sei, ob er fortschreite oder stationär sei, darüber sind trotz des lebhaften Interesses der Afrikaforscher für die Pygmäen keinerlei wissenschaftliche Materialien aufgespeichert worden. Der Stand der Culturarbeit und Colonisationsthätigkeit in Afrika böte allerdings der völkerkundlichen Forschung die Möglichkeit, einerseits systematische wissenschaftliche Arbeit an den Pygmäen in Angriff zu nehmen und mit Erfolg durchzuführen, andererseits würde man nach und nach auch in die Lage kommen, die interessanten Reste dieser Spielart von Homo sapiens vor dem gänzlichen Untergange zu retten, und dies mit aller Berechtigung, denn schon seien während des laufenden Jahrhunderts einige Siedelbezirke (Madagaskar, Westsudan) von afrikanischen Pygmäen völlig verschwunden, ohne dass gerade verderbliche Agentien wie in Südafrika auf dieselben eingewirkt hatten. Ein vorwurfsvolles Wort trifft zum Schlusse den amerikanischen Forscher Dr. Donaldson Smith, der in seiner Eigenschaft als Arzt bei seiner Anwesenheit unter den

Dume sich um die wissenschaftliche Feststellung der Eigenart dieser afrikanischen Pygmäen so gut wie gar nicht gekümmert hat.

In der Discussion des Vortrages berührt Secretär Heger das vermeintliche pathologische Moment an den zwerghaften Individuen der weissen Rasse im Gegensatze zu den physisch vollkommen normal entwickelten Zwergvölkern, während der Vorsitzende, Herr Hofrath Toldt darauf hinweist, dass ebensowenig von Pathologischem am Zwerge wie am Riesen wahrzunehmen sei oder nachgewesen werden könne und dass beide lediglich als Spielarten der Natur aufgefasst werden müssen.

4. Herr **Dr. E. Nowotny** in Görz übersendet eine Mittheilung

Nachbildungen von Körpertheilen als Grabbeigaben.

Ein unlängst zu Wels auf dem „Grünbachplatze" aufgedecktes römisches Brandgrab barg in einer ungewöhnlich grossen und schlanken (38·5 cm hoch, 23 cm oberer Durchmesser), topfförmigen Urne aus rauhem, schwarzem Thon ausser der gewöhnlichen Knochenasche folgende Beigaben:

1. Eine kleine Rund- oder „Relief"-Lampe von der Form „D" bei Fischbach, römische Lampen aus Poetovio, Taf. I, Fig. 299, oben Delphin, unten die undeutlichen Buchstaben A M, zu beiden Seiten eine kleine Krone.

2. Eine fragmentirte Spindel aus Bein, jetzt noch 15·2 cm lang, innen hohl (also wohl aus einem Röhrenknochen gearbeitet). Das Längsprofil ist durch einfache und doppelte Querreifchen in mehrere gefällig geschwungene Glieder getheilt, das Ende hat die Gestalt einer Vase, auf deren Mündung eine Kugel aufliegt.

3. Ein eiserner, durch das Feuer vorzüglich erhaltener Nagel, 6·4 cm lang.

4. Nicht sicher ist die Zugehörigkeit eines Idols aus grauem, stellenweise röthlichem Thon; weibliche Büste mit hohem, reichem Haarputz, Ohrgehängen und eigenthümlicher, an die Isisdarstellungen erinnernder Brustdecoration. Auf einem schlanken, nach unten sich verbreiternden vierseitigen Pfeiler, Gesichtshöhe 16·5 cm, wovon nahezu die Hälfte auf letztere entfällt.

5. Schliesslich — und dies ist das hier in Frage kommende Stück — ein merkwürdiges Gebilde aus gelblich-grauem Thon, das sich am ehesten einem hohlen Schuhleisten vergleichen lässt. Sein oberer 4·4 cm hoher Theil besteht aus einer flachen Hinterwand, von der im rechten Winkel zwei Seitenwände ausgehen, die sich nach vorne allmälig halbkreisförmig zusammenschliessen. Im Querschnitt hat dieses Hohlgebilde 4·5 : 4·8 cm bei 2½ mm Wandstärke. Nach unten zu verjüngt es sich konisch und ist im Inneren durch einen Boden abgeschlossen, mit dem zugleich die Rückwand aufhört; aussen aber tritt die Vorderwand unterhalb der Stelle, wo innen der Zwischenboden ist, allmälig und ohne Absatz nach vorne heraus, sich dabei verbreiternd und immer mehr nach abwärts wölbend, so dass im Rohen die Form eines menschlichen Fusses entsteht, dem aber die Ferse fehlt. Der untere Abschluss ist ganz einfach, etwa in Form einer halben Ellipse; von seinem vordersten untersten Punkt bis zum oberen Vorderrand des ganzen Gebildes sind 12 cm, bis zum hinteren Ende jenes Zwischenbodens 9·8 cm. Nach rückwärts ist, wie gesagt, dieser untere Theil hohl und offen und seinen oberen Abschluss bildet im Inneren jener Zwischenboden. Die Dimensionen entsprechen beiläufig den halben Maasszahlen eines natürlichen Menschenfusses, etwa von einer erwachsenen Frau.

Der Typus der beigegebenen Lampe ist, für Pettau durch Fischbach, a. a. O., S. 53, noch dem ersten, höchstens dem Anfange des zweiten Jahrhunderts zugewiesen worden.

Ob man für jene nördlicheren Gegenden mit dieser Datirung nicht vielleicht etwas herabrücken darf, können erst genaue Untersuchungen des dortigen Materiales lehren; im Allgemeinen scheinen die bisher in der Nähe jenes Brandgrabes zufällig aufgedeckten anderen Gräber etwa der hadrianischen Zeit angehören; für eines wird dieses Datum durch eine Münze gesichert.

Ein ganz ähnliches, nur grösseres Stück war nun schon früher entweder in oder wenigstens unmittelbar bei reichlichen Brandgrab- und Beigabenresten auf dem Rainberge bei Wels gefunden und von mir in den „Mitth. der k. k. Central-Commission" XXI (1895), S. 225, r. unter Nr. 15 beschrieben, aber damals, da fast nur jener obere geschlossene Theil erhalten war, von mir irrthümlicherweise umgekehrt betrachtet und für den Hohlfuss einer ordinären Thonbüste gehalten worden. Bei diesem Stücke ist die Stelle des Zwischenbodens an der Hinterwand durch eine schmale Querleiste betont.

Die Hinterwand selbst war hier 7 cm breit, dagegen betrug ihre Entfernung von der Wölbung der Vorderwand nur 4·5 cm; der Zwischenboden war vom oberen Rande 5 cm entfernt. Aus den geringen, noch erhaltenen Resten des Untertheiles geht durch Vergleichung hervor, dass dieses Stück etwa um ein Drittel grösser war, als das oben beschriebene.

In der Nähe gefundene keramische Reste weisen durch schöne, scharfe Formen des Stempels und durch die Technik auf erste und mittlere Kaiserzeit.

Ebenfalls in der Nähe fand sich eine eingliedrige Provinzial-Hakenfibel mit einer Bügelknopfscheibe und eine stark zerstörte, aber wahrscheinlich dem Antoninus Pius angehörige Münze.

Dass diese Gebilde einen menschlichen Fuss vorstellen oder ihn zu irgend einem Zwecke ersetzen sollen, darüber kann bei der durch das kleinere Exemplar erhaltenen Form kein Zweifel bestehen. Es fragt sich aber: welches war dieser Zweck, wie kam man dazu, etwas Derartiges unter die Beigaben eines Grabes aufzunehmen? Da scheint nun wohl die Annahme am nächsten zu liegen, dass die in dem betreffenden Grabe bestattete Person jenes Glied auf irgend eine Weise verloren hatte und dass man es ihr daher in effigie beigab, weniger aus ästhetischen Rücksichten — wegen der Aufbahrung (wogegen übrigens die, auch durch jugendliches Alter der Bestatteten zu erklärenden

kleinen Dimensionen nicht als Gegenbeweis angeführt zu werden brauchten) — als vielmehr aus religiösen Gründen.

So wie man dem Todten eine Wegzehrung, das Fährgeld, die Lampe u. s. w. mitgibt und so wie man für die Fortdauer seiner Lebensgewohnheiten durch Mitgabe von Spielsachen, Gebrauchsgeräthen u. s. w. sorgt (vgl. in unserem Falle die zierliche Beinspindel!), so fühlt man sich auch verpflichtet, die Unvollkommenheit seines Körpers wenigstens symbolisch auszugleichen; dies ist wohl der zu Grunde liegende Gedanke. Dem gegenüber hat eine zweite, allenfalls noch mögliche Annahme, dass diese Dinge Votivgegenstände seien, wenig Wahrscheinlichkeit für sich, da es sich doch um Grabbeigaben handelt.

Dagegen ist es sehr wohl denkbar, dass man die für Votivzwecke im Handel vorkommenden Exemplare auch für jene symbolisch verwendete.

Diese Zeilen wollten nichts weiter als eine Anregung geben zur Veröffentlichung ähnlicher, wohl anderwärts gemachter oder noch zu erhoffenden Funde; hat ja doch Alles, was mit Grabsymbolik und Grabcult zusammenhängt, einen eigenen psychologischen Reiz!

Ausschusssitzung am 15. December 1896.

(Auszug aus dem Sitzungsprotokolle.)

Vorsitzender: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Gestorben sind:

die unterstützenden Mitglieder Josef Haas, k. u. k. Generalconsul in Shanghai,

Se. königl. Hoheit Wilhelm Herzog von Württemberg und

das wirkliche Mitglied Dr. Adolf Dürrnberger, Hof- und Gerichtsadvocat in Linz.

2. Auf Antrag des Vorsitzenden wird den freiwillig ausscheidenden Mitgliedern und Ausschussräthen Dr. Michael Haberlandt und Dr. Wilhelm Hein der Dank für ihre mehrjährige Wirksamkeit ausgesprochen.

3. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützende Mitglieder:

Frau Philippine Samson in Wien,

Herr Hofrath Dr. Franz Steindachner in Wien;

b) als wirkliche Mitglieder die Herren:

Johann Waněk, fürstlich Liechteinstein'scher Gutsdirector in Radim, Post Peček in Böhmen;

Dr. med. Ludwig Wilser, Stadtarzt in Karlsruhe in Baden, und

Dr. Richard Wallaschek in Wien.

4. Als Sitzungstage werden im Jahre 1897 bestimmt:

12. Januar,
9. Februar,
9. März (Jahres-Versammlung),
13. April,
11. Mai (eventuell eine Excursion),
9. November,
14. December.

5. Für eine in einem engeren Kreise von Mitgliedern der Gesellschaft veranstaltete Sammlung für Zwecke der Gesellschaft sind folgende Beiträge eingegangen:

Adolf Bachofen v. Echt	fl.	50
Wladimir Graf Dzieduszycki	„	25
Karl Graf Lanckoronski	„	25
Heinrich Mattoni	„	15
Johann Presl	„	50
Nathaniel Freiherr v. Rothschild	„	50
Philipp Ritter v. Schöller	„	50
Josef Sederl	„	10
zusammen	fl.	275

Den Spendern wird von dem Ausschusse der wärmste Dank votirt.

6. Se. Majestät hat der Anthropologischen Gesellschaft fl. 1000 als Beitrag zu dem Fonde für praktische Arbeiten und weitere fl. 200 für Gesellschaftszwecke für das Jahr 1896 aus der Allerhöchsten Privatschatulle zu spenden geruht. Weiters verdankt die Gesellschaft Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein einen Beitrag von fl. 100 zu dem Fonde für praktische Arbeiten.

Monats-Versammlung am 15. December 1896.

Vorsitzender: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Herr Custos **Josef Szombathy** legt vor:

Bemalte neolithische Thongefässreste aus Mähren und Niederösterreich.

Diese Fundstücke sind zum grösseren Theile der Sammlung Palliardi in Znaim, zum kleineren der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums entnommen und momentan in der Hand des Vortragenden vereinigt, um zur Anfertigung der Illustrationen für eine Abhandlung Jaroslav Palliardi's über diesen interessanten Gegenstand zu dienen. Auf diese Art ist der Gesellschaft Gelegenheit gegeben, die merkwürdigen Funde unmittelbar prüfen zu können. Es sind sehr verschiedenartige, von geschickter Hand gut geformte und in pastösen Farben mit mannigfaltigen geometrischen Ornamenten bemalte Gefässe, sowie auch Stücke bemalter Thonfiguren. Referent skizzirt die Stellung dieser Funde in der neolitischen Stufe der sog. Bandkeramik, hebt die hauptsächlichsten Stücke der Sammlung hervor und zeigt die durch die weitere Vergleichung dieser Funde sich eröffnenden Perspectiven. Es liefern nicht nur die berühmten Funde von Butmir in Bosnien und von Tordos in Siebenbürgen wichtige Vergleichspunkte, sondern in weiterer Consequenz auch die keramischen Reste der mykenischen Stufe Griechenlands und die bekannten Figuren der vormykenischen Inselcultur. Andererseits gewinnen aus diesen Vergleichen auch wieder die mit Thonfigürchen von mykenischem oder altägyptischem Typus und mit eigenthümlich bemalter Keramik vergesellschafteten neolithischen Funde Galiziens und der Bukowina.

2. Herr Custos **Dr. Karl Masner** hält einen Vortrag über

Theodor Graf's Sammlung griechisch-römischer Mumien-Bilder und Masken aus Aegypten.

So sehr das griechische Element seit der Herrschaft der Ptolemäer im Nillande dominirte, konnte es sich doch nicht der Beeinflussung durch die eingeborene Bevölkerung entziehen. Das auffälligste Moment unter den hiehergehörigen Erscheinungen ist das, dass die Griechen die ägyptische Bestattungsweise, die in der Mumificirung ihren Mittelpunkt findet, wie es scheint, von allem Anfange her, sicher aber schon im II. Jahrhundert v. Chr. annahmen. Die Gründe dafür dürften nicht so sehr religiöser und politischer, als praktischer Art gewesen sein. Dieser Sitte verdanken die beiden Gattungen der gemalten Mumienbilder und der plastischen Mumien-Masken und Büsten ihre Entstehung. Ihren Ausgangspunkt nehmen sie von jener Form der Mumie, bei welcher über das Kopfende eine plastische Maske in Cartonnagearbeit gestülpt war. Der Weg, der von den plastischen, vergoldeten, ägyptisch schematischen Masken bis zu den von Griechen in ihrer Technik bemalten flachen Holztafeln mit den individualisirten Porträts der Verstorbenen führt, lässt sich bis jetzt noch nicht klar überblicken, weil von dem Materiale, das Flinders Petrie dafür in Hawara gefunden hat, so gut wie nichts publicirt ist. Die bemalten Tafeln der Graf'schen Sammlung liegen als eine in der Hauptsache gleichartige und untereinander gleichzeitige Masse vor uns. Dagegen lassen sich bei der anderen Gattung, welche die plastische Form beibehielt, drei Entwicklungsstufen erkennen, die durch Umwandlungen der Form, der Technik, des Stiles und der Tracht bestimmt werden. (Siehe darüber die Ausführungen des Vortragenden im Archäologischen Anzeiger 1894.) Bei der ersten Stufe zeigt sich noch enger Anschluss an die ägyptischen Vorbilder, bei der zweiten wird die Cartonnagearbeit durch die Modellirung in einer thonartigen Masse ersetzt und dringt der griechische Stil ein, der sich allmälig mit individualisirenden Zügen versetzt, bis er zum ausgesprochenen Porträtstil wird. Auf der dritten Stufe macht der Gräcisirungsprocess noch einen letzten merkwürdigen Schritt, der eine Aenderung der äusseren Gestalt des Ganzen bedeutet. Aus der Maske, die auf dem Gesichte der Mumie auflag, wird eine vollständige Büste, indem der Kopf von der in horizontaler Lage aufbewahrten Mumie sich ablöst, nach vorne und in die Höhe sich erhebt, Hinterhaupt und Nacken erhält. Durch die plastische Gattung wird die Frage der Datirung der gemalten Porträts erledigt. Die dritte Entwicklungsstufe der ersteren, die dem II. nachchristlichen Jahrhunderte angehört, stimmt im ganzen Charakter und in allerlei äusserlichen Merkmalen vollkommen mit den gemalten Porträts überein.

Dagegen bleibt noch jetzt die Frage offen: Wonach haben die Maler und Bildhauer die Porträts geschaffen? Virchow hat neuerdings durch die Vergleichung eines Bildes mit dem erhaltenen Schädel die Annahme gekräftigt, dass die Bilder Reproductionen während des Lebens abgenommener Porträts seien. Bei den Masken und Büsten aber ist man zum Theile versucht, an die Benützung der Todtenmaske zu denken. Wissenschaftliche Untersuchungen von Seiten der Anthropologen dürften hier festeren Boden schaffen, wenn neuere Funde umfangreiche systematische Vergleichungen zwischen den Todten selbst und den Porträts gestatten werden. Dann wird auch noch eine andere Seite des ganzen Stoffes ihren vollen Anwerth finden, nämlich die Bestimmung der dargestellten Racetypen. Nirgends wie in Aegypten und an diesen Mumien, bei denen die erhaltenen Körper und die nicht selten meisterhaften Bilder der Lebenden sich in so einziger Weise ergänzen, könnten so weitausschauende Resultate für die Anthropologie der Völker des Alterthums gewonnen werden. In diesem Sinne ist zu bedauern, dass fast Alles, was bis jetzt von diesem Materiale nach Europa gelangte, ungenügendes Fragment ist, und ist zu wünschen, dass einsichtigere Ausgrabungen das Versäumte nachholen.

* * *

Anschliessend an diesen Vortrag fand am Mittwoch, 16. December, eine gemeinsame Besichtigung der Graf-schen Ausstellung statt, in welcher der Besitzer die nöthigen Erläuterungen seiner hochinteressanten Sammlung gab, wofür ihm der lebhafteste Dank der Gesellschaft ausgesprochen wird.

3. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Lehmann-Nitsche: Ein Serpentinenbeil mit Schäftungsrille von Ober-Johnsdorf, Schlesien. Auszug aus den Verh. der Berliner anthropolog. Ges., Sitzung vom 16. Nov. 1895. Gesch. des Verf.

Strack, Hermann L.: Einleitung in den Thalmud. Zweite theilweise neuverbesserte Auflage. Leipzig 1894. Gesch. des Verf.

Proceedings of the Royal Society of Queensland. Vol. XI, Part. 2. Brisbane 1896. Gesch. der Ges.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXVII. Jahrgang. Nr. 5—9. München 1896. Gesch. der Red.

Boas, Franz: The Growth of Indian Mythologies. Aus dem Journal of American Folk-Lore. Vol. IX, Nr. XXXII (1896). Gesch. des Verf.

Boas, Franz: Anthropometrical Observations on the Mission Indians of Southern California. Sep.-A. aus Proc. of the American Assoc. for the Adv. of Science. Vol. XLIV (1895). Gesch. des Verf.

Brinton, Daniel G.: Left-handedness in North American aboriginal art. Sep.-A. aus The American Anthropologist for May 1896. Washington 1896. Gesch. des Verf.

Brinton, Daniel G.: An Ethnologist's view of history. Philadelphia 1896. Gesch. des Verf.

Discursos leídos en la Real Academia de Medicina para la Recepción pública del Academico electo Ilmo Sr. Dr. D. Federico Olóriz y Aguilera el día 24 de Mayo de 1896. Madrid 1896. Gesch. der Akad.

Bulletino della Società Veneto-Trentina di Science naturali. Tomo VI, Nr. 2 Padova 1896. Gesch. der Ges.

Školski vjesnik. III. 1896. 3—8. Sarajevo 1896. Gesch. der Landesregierung für Bosnien und die Hercegovina

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 14. Serie. Nr. 11—12 und Annex zu Nr. 10; 15. Serie. Nr. 1—4. Lissabon 1895. Gesch. der Ges.

List of the members of the Royal Irish Academy. Dublin 1896. Gesch. der Akad.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Vol. III, Nr. 5. Dublin 1896. Gesch. der Akad.

The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XXX, Part. XVIII—XX. Dublin 1896. Gesch. der Akad.

Hamy, E. T. Note sur l'anthropologie de la Transbaïkalie du Sud. Extrait du Bull. du Mus. d'hist. nat. 1896. Gesch. des Verf.

Hamy, E. T. Documents sur l'anthropologie de la Corée. Extrait du Bull. du Mus. d'hist. nat. 1896. Gesch. des Verf.

Hamy, E. T. Note sur une boîte en laque japonaise portant le monogramme de Linné et donnée par M. H. Deyrolle an Muséum d'histoire naturelle. Extrait du Bull. du Mus. d'hist. 1896. Gesch. des Verf.

Australian Museum. (Report of 1895.) Gesch. des Museums.

Schulenburg, W. v. Volkskundliche Mittheilungen aus der Mark. (Aus den Verh. der Berliner Anthropolog. Ges., Sitzung von 21. März 1896.) Gesch. des Verf.

Hamy, Dr. E. T.: Note sur de nouvelles observations archéologiques recueillies par M. Leroy, entre El-Alia et Biskra. Extrait des Comptes rendus de l'Academie des inscriptions et belles-lettre. 1896. Gesch. des Verf.

Fritsch Gustav, Prof.: Ueber die Ausbildung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares. Aus den Sitzungsberichten der königl. preuss. Akad. der Wiss. zu Berlin XXII, 1896. Gesch. des Verf.

Martin, Dr. Rudolf: Referate aus der englischen und amerikanischen Literatur. Aus dem Archiv für Anthropologie. Bd. XXIV. Gesch. des Verf.

Buschan, Dr. Georg: Referate aus der französischen Literatur. Aus dem Archiv für Anthropologie. Bd. XXIV. Gesch. des Verf.

Hauptresultate der Volkszählung in Bosnien und der Hercegovina vom 22. April 1895, nebst Angaben über territoriale Eintheilung, öffentliche Anstalten und Mineralquellen. Sarajevo 1896. Gesch. der Landesregierung.

Ergebnisse der Viehzählung in Bosnien und der Hercegovina vom J. 1895. Sarajevo 1896. Gesch. der Landesregierung.

Chantre Ernest: Recherches anthropologiques dans l'Asie occidentale. Missions scientifiques en Transcaucasie, Asie mineure et Syrie 1890—1894. Lyon 1895. Gesch. des Verf.

Památky archaeologické a místopisné. Dílu XVI. sešit VII—XII. Dílu XVII. sešit I—III. Gesch. der Red.

Niederlausitzer Mittheilungen. IV. Band, 5. u. 6. Heft. Guben 1896. Gesch. der Ges.

Martin, Dr. Rudolf: Altpatagonische Schädel. Sep.-A. aus der Vierteljahrsschrift der Naturforsch. Ges. Zürich 1896. Gesch. des Verf.

Steinen von den, Karl: Prähistorische Zeichen und Ornamente. Sonder-Abdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Gesch. des Verf.

Schwartz Wilhelm: Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion. Sonder-Abdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Gesch. des Verf.

Bartels Max: Ueber Schädel-Masken aus Neu-Britannien, besonders eine mit einer Kopfverletzung. Sonder-Abdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Gesch. des Verf.

Hamy, E. T. Jean Heroard, premier surintendant du Jardin Royal des Plantes médecinales (1626—1628). Extrait du Bulletin du Muséum d'hist. nat. 1896, Nr. 5. Gesch. des Verf.

Hamy, E. T.: Note pour servir a l'Anthropologie des îles Salomon. Extrait du Bull. du Muséum d'hist. nat. 1896, Nr. 5. Gesch. des Verf.

Hamy, Dr. E. T.: Les races malaïques et américaines. Extrait de „L'Anthropologie" T. VII. Nr. 2. Paris. Gesch. des Verf.

The Monist.: A Quarterly Magazine. Vol. 6. Nr. 4. July 1896. Gesch. der Red.

Geschäfts-Berichte der Gesellschaft des Museums des Königreiches Böhmen in Prag, für die Jahre 1891, 1892, 1893, 1894. Gesch. der Ges.

De Soveral, Vicount: Homage to dom Vasco da Gama on the anniversary of the fourth centenary of the discovery of a new route to India. Lisboa 1896. Gesch. der geograph. Ges. in Lissabon.

Thurston Edgar: Anthropology of the Todas and Kotas of the Nilgiri Hills; and of the Bráhmans, Kammálans, Pallis, and Pariahs of Madras city. Bulletin Nr. 4. Madras 1896. Gesch. des Govern. Museum in Madras.

XX. und XXI. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz pro 1894/95 und 1895/96. Gesch. der Dir.

Transactions of the Royal society of South-Australia. Vol. XVI, Part. III, und Vol. XX, Part. I. Adelaide 1896. Gesch. der Ges.

Huxley, Thomas H.: Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. Sechs Vorlesungen für Laien, gehalten in dem Museum für praktische Geologie zu London. Uebersetzt von Carl Vogt. Zweite Auflage, bearbeitet von Fritz Braem. Braunschweig 1896. Rec.-Ex. von der Verlagsbuchhandlung Vieweg & Sohn.

Transactions of the American Philological Association. Vol. XXVI. Boston, Mass. 1895. Gesch. der Assoc.

Wilser, Dr. Ludwig: Auslese und Kampf um's Dasein mit besonderer Hinsicht auf den Menschen. Sep.-A. aus dem XII. Band der Verh. des Naturwissenschaftl. Ver. in Karlsruhe 1896. Gesch. des Verf.

Schmeltz, J. D. E.: Handel in ethnologica. Leiden 1896. Gesch. des Verf.

Koehler, Dr.: Fundorte von Schläfenringen in der Provinz Posen. Sep.-A. aus den Verh. der Berliner Anthropolog. Ges. Sitzung vom 18. April 1896. Gesch. des Verf.

Koehler, Dr.: Steine mit Fussspuren. Sep.-A. aus dem Corr.-Blatt der deutschen Anthropolog. Ges. Nr. 7, 1896. Gesch. des Verf.

Charuzin, N.: Istorija razvitija žiliščа n kočevjiih i polukočevjiich tjurskich i mongolskich narodnostej Rossii. Moskau 1896. Gesch. des Verf.

Boas, Dr.: Die Entwicklung der Geheimbünde der Kvakiutl-Indianer. Sonder-Abdruck aus der Bastian-Festschrift. Berlin 1896. Gesch. des Verf.

Weinberg, Dr. med. R.: Die Gehirnwindungen bei den Esten. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Mit 5 Doppeltafeln. Cassel 1896. Rec.-Ex. von der Verlagsbuchh. Th. G. Fischer & Co.

Observations météorologiques publiées par l'institut météorologique central de la Société des Sciences de Finlande 1881—1890. Tome supplémentaire. Kuopio 1896; und Observations météorologiques, faites à Helsingfors en 1895. Gesch. der Ges.

Boas, Franz: The decorative art of the indians of the north pacific coast. [Reprinted from Science, N. S. Vol. IV, Nr. 82, July 24, 1896.] Gesch. des Verf.

Boas, Franz: The form of the head as influenced by growth. [Reprinted from Science, Nr. S. Vol IV, Nr. 80, July 10, 1896.] Gesch. des Verf.

Boas, Franz: Besprechung des Werkes: „Antropometria Militare". Von Dr. Ridolfo Livi. Parte I. Text and Atlas. Roma. [In der Zeitschrift Science N. S. Vol. III, Nr. 78, June 26, 1896.] Gesch. des Verf.

Heinrichs A. — Biese E.: Météorologie et magnétisme terrestre. Aus Fenia 13, Société de géographie de Finlande. Gesch. der Verf.

Transactions of the Wagner Free Institute of science of Philadelphia. Vol. IV, January, 1896. Gesch.